Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Jahrgang 1906/1907

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

LOAN STACK

AP30
V4
v.21:1

Inhaltsverzeichnis.

XXI. Jahrgang 1906/1907. Erster Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Romane, Novellen und Verwandtes.

Seite

Auerswald, A. v.: Die Pilgerschaft. Erzählung 354
Birt, Th. (Beatus Rhenanus): Achill. Ein griechisches Märchen 501
Busse, Carl: Begegnung. Skizze . . 717
Dreyer, Max: Ohm Peter. Roman. (Fortsetzung folgt) . . . [illegible] 523, 649
Frapan-Akunian, Ilse: Jugend. Hamburger Novelle (Schluß folgt) . . . 742
Gottberg, Otto von: Das Haus der hundert Sorgen. Novellette . . . 214
Groller, Balduin: Der Amateur-Detektiv. Erzählung 577
*Harder, Agnes: Der Schimmelreiter. Eine Weihnachtsgeschichte. Mit zwei Zeichnungen von F. Haß 412
Heyse, Paul: Ein Menschenfeind. Charakterbild 110
Kotze, Stefan von: Der verlorene Sohn. Australische Skizze 597
Leitgeb, Otto von: Sonnensplitter. Roman 1, 158, 273, 441
Münchhausen, Börries, Freiherr von: Der tote Besuch. Alte Wiener Ballade 671
Schanz, Frida: Madonna della Neve. Skizze 237
Weber, Adelheid: Kirschenweibleins goldene Hochzeit. Novelle 78

Gedichte, Sprüche.

Bittrich, Max: Froher Morgengang . 687
Busse-Palma, Georg: Didi 229
— — Altes Lied 709
Ebhardt, Melanie: Von Anbeginn . . 329
— — Sternschnuppenfall 475
Erdner, Fritz: Lava 82
Falke, Gustav: Kurzes Gewitter . . . 64
— — Weihnacht 519
Gaudy, Alice Freiin von: Unechter Lorbeer 635
— — Vendetta. Nach einer korsikanischen Sage 710
Hesse, Hermann: Nachtlager 77
Klobinder, Ludwig: Stiller Wunsch . . 123
Knodt, K. E.: Die Weihnachtsglocken . 419
Kretzmann, Fr. K.: Der ganze Glanz . 410

Seite

*Lauff, Joseph: Stille Nacht. Mit Vignetten von H. Wieynk 393
Lüttmann, F.: Träumerei 58
Martell, Georg: Herbst 261
Möller, Marx: Das Krippenfest. Legende 440
Otto, Friedrich: Der Sieger 353
Salus, Hugo: Die Großmutter . . . 101
— — Das Tor der Träume 325
Schanz, Frida: Vier Sprüche 222
— — Spruch 379
*— — Christi Geburt. Mit Vignette . 411
— — Rauhfrost 500
Starken, Hans Caspar von: Mondnacht 88
Strauß, Hermann: Mütterchens Dank 216
Vogel, Georg: Wär's Winter wieder! 336
Waldmüller, Robert: Aufatmen . . . 765
Westen, Heinz: Das Leben 236
Wolf, Paul: Winter im Hochwald . . 576

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

*Brandstetter, Hans: Mein Stammbuch. Mit neun Autogrammen 476
*Prince, Magdalene, geb. v. Massow: Wie unsere Plantage in Deutsch-Ostafrika entstand. Mit sechzehn Aufnahmen der Verfasserin 89
Pietsch, Prof. Ludwig: Meine Erinnerungen an Fritz Reuter 330
— Erinnerungen an Heinrich Seidel . 712
*** Zwischen zwei Spielzeiten. Bühnenerinnerungen 230

Kunst und Literatur.

*Bartels, Prof. Dr. Adolf: Friedrich Hebbel. Mit zehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 617
*Boehn, Max von: Giorgione. Mit einem Einschaltbild und zwölf Textabbildungen in Tondruck 313
Busse, Dr. Carl: Neues vom Büchertisch 133, 262, 380, 524, 636, 766
*Donath, Adolph: Lesser Ury. Mit vier Kunstbeilagen und achtzehn Textabbildungen nach Gemälden und Zeichnungen 565
*Engels, Eduard: Hans Thoma. Mit einem Selbstbildnis, vier Kunstbeilagen und vierzehn Textillustrationen. . . 41

Seite

*Höcker, Paul Oskar: Die Berliner Bühnen. Mit dreizehn Abbildungen nach Photographien in Tondruck 586
*— Salome. Musikdrama von Richard Strauß. Mit vier Abbildungen . . 722
*Kleefeld, Dr. Wilhelm: Die romanische Oper unserer Zeit. Mit vierundzwanzig Abbildungen nach Photographien in Tondruck 361
*Meyer, Prof. Dr. Rich.: Gerhart Hauptmann. Mit einem Bildnis Hauptmanns 83
*Ostini, Freiherr Fritz von: Die Schwabinger Bauernkirchweih. Mit sechsundzwanzig Abbildungen, zum Teil in Buntdruck 697
*Schmidt, Karl Eugen: Richard Wagner in der französischen Karikatur. Mit zehn Abbildungen 124
— Bei den Unsterblichen 520
*Sp., H. v.: Illustrierte Rundschau 138, 267, 385, 529, 641, 771
*Sp., H. v.: Zu unseren Bildern 138, 267, 385, 529, 641, 771
*Zabel, Eugen: Eleonore Duse. Mit vier Abbildungen 217
*— Adelaïde Ristori. Bühnenerinnerungen. Mit zwei Bildnissen der Künstlerin 420
Zobeltitz, Fedor von: Allerhand Bibliophiles 59

Sonstige Aufsätze.

*Buß, Georg: Das Warenhaus. Ein Bild aus dem modernen Geschäftsleben. Mit siebzehn Abbildungen nach Photographien 601
*Gerstfeldt, Olga von: Der Karneval von Venedig. Mit achtzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen . . 673
*Grabein, Dr. Paul: Dachau. Mit elf Aquarellen von Curt Agthe 145
*Haarhaus, Julius R.: Menagerien und Tierschaustellungen in früherer Zeit. Mit einundzwanzig Abbildungen . . 337
*Haas-Heye, Otto: Römischer Villenzauber. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck nach Photographien . . . 425
Hesse-Wartegg, Ernst v.: Kaii. Eine deutsche Großindustrie 374
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Die ritterlichen Turniere. Mit elf Abbildungen, zum Teil in Buntdruck 197
*— Oranien. Mit vierzehn Abbildungen in Tondruck 483
*Höcker, Paul Oskar: „Fahr'n ma, Euer Gnad'n!" Über Fiaker und Korso. Mit vierzehn Abbildungen nach Aquarellen von Curt Agthe 65
*Lindenberg, Paul: Briefe Kaiser Napoleons III. an die Gräfin Luise de Mercy-Argenteau. Mit einem Bildnis der Gräfin 102
*Ludassy, Julius von: Wie Wien ißt und trinkt. Mit siebenundzwanzig Abbildungen nach Photographien in Tondruck 241
*Meyer, Dr. M. Wilhelm: Wie man die Sterne photographiert. Mit achtzehn Abbildungen nach Photographien in Tondruck 727
*Pfister, Generalmajor z. D. Prof. Dr.: Der preußische Alcibiades. Mit dem Bildnis des Prinzen Ludwig Ferdinand in Faksimiledruck 223
Rosenthal, Landgerichtsdirektor Dr. H.: Zum Streit über Laiengerichte . . . 257
Schädel, Dr. Bernhard: Die Aufbewahrung der Sprachen 326
Sendling, Hans: Der Schmied von Gretna-Green 627
*Zobeltitz, Hanns von: Crefelder Seide. Mit achtzehn zum Teil farbigen Abbildungen nach Originalaufnahmen . 395
**** Die Zukunftsschlacht. I. Vor der Entscheidung. Mit drei Kartenskizzen 688

Neues vom Büchertisch.

Beyerlein, Franz Adam: Ein Winterlager 636
Bloem, Walter: Der krasse Fuchs . . 636
Blumenthal, Oskar: An Diesen und Jenen 133
Croissant-Rust, Anna: Die Nann . . . 262
Dörmann, Felix: Der köstliche Rudi . 133
Enking, Ottomar: Die Darnekower . . 766
Frenssen, Gustav: Peter Moors Fahrt nach Südwest 524
Hansjakob, Heinrich: Sonnige Tage . 262
Hauschner, Auguste: Zwischen den Zeiten 133
Hegeler, Wilhelm: Pietro der Korsar . 133
Hermann, Georg: Jettchen Gebert . . 636
Heyse, Paul: Victoria regia 766
Hirschfeld, Georg: Das Mädchen von Lille 524
Huch, Ricarda: Die Verteidigung Roms 766
Malberg, Anna: Aus dem Bilderbuch einer reichen Kindheit 380
Mann, Heinrich: Stürmische Morgen . 380
Ompteda, Georg Frhr. von: Normalmenschen 262
Perfall, Anton von: Aus meinem Jägerleben 524
Reicke, Georg: Der eigene Ton . . . 766
Rosegger, Peter: Nixnutzig Volk . . . 524
Rosner, Karl: Georg Banks Liebe . . 636
Scheffel, Joseph Viktor von: Briefe an Karl Schwanitz 636
Schmidtbonn, Wilhelm: Der Heilsbringer 766
Schubin, Ossip: Der Gnadenschuß . . 133
Skowronnek, Richard: Die beiden Wildtauben 524
Tovote, Heinz: Hilde Vangerow und ihre Schwester 262
Trinius, August: Allerneuestes aus Lerchenthal 380
Wassermann, Jakob: Die Schwestern . 380
Weigand, Wilhelm: Der Messiaszüchter 380

Seite

Kunſtbeilagen.

Aſter, W.: Prinz Ludwig Ferdinand. Kolorierter Kupferſtich in Fakſimiledruck . . . . . zw. 224 u. 225
Dill, Prof. Ludwig: Birken und Föhren im Moor. Intagliodruck zw. 272 u. 273
Guſſow, Prof. Carl: Bildnisſtudie. Gemälde. Fakſimiledruck . . . . Titelbild
László, F.: Bildnis. Gemälde. Intagliodruck . . . . . zw. 144 u. 145
Marr, Prof. Carl: Letzte Sonnenſtrahlen. Ölſtudie. Fakſimiledruck zw. 280 u. 281
— — Sommernachmittag. Ölſtudie. Fakſimiledruck . . . . . zw. 288 u. 289
— — Am See. Ölſtudie. Fakſimiledruck . . . . . zw. 296 u. 297
— — Im Abendrot. Ölſtudie. Fakſimiledruck . . . . . zw. 304 u. 305
Müller-Kurzwelly, Dr. K.: Erſter Schnee. Neujahrskarte der Redaktion zw. 540 u. 541
Raffael: Madanna della Tenda. Gemälde. Intagliodruck . . zw. 392 u. 393
Röbbecke, Moritz: Der Mönch. Kopie nach Perugino. Fakſimiledruck zw. 440 u. 441
— — Sinkender Tag. Gemälde. Fakſimiledruck . . . . . zw. 448 u. 449
— — Stilleben. Gemälde. Fakſimiledruck . . . . . zw. 456 u. 457
— — Bildnis. Gemälde. Fakſimiledruck . . . . . zw. 464 u. 465
Seitz, Prof. Otto: Studienkopf zu einer Maria Stuart. Gemälde. Fakſimiledruck . . . . . zw. 596 u. 597
Sleoogt, Prof. Max: Bal paré. Gemälde. Fakſimiledruck . . zw. 648 u. 649
Thoma, Prof. Hans: Singende Kinder. Gemälde. Fakſimiledruck . . zw. 40 u. 41
— — Sommermorgen. Gemälde. Fakſimiledruck . . . . . zw. 44 u. 45
— — Feldblumen. Gemälde. Fakſimiledruck . . . . . zw. 48 u. 49
— — Schwarzwaldbach. Gemälde. Fakſimiledruck . . . . . zw. 56 u. 57
Ury, Leſſer: Elsbeth Meyer-Foerſter. Paſtell. Fakſimiledruck . zw. 564 u. 565
— — Thüringerwald in Regenſtimmung (bei Eiſenach). Gemälde. Fakſimiledruck . . . . . zw. 568 u. 569
— — Im Atelier. Gemälde. Fakſimiledruck . . . . . zw. 572 u. 573
— — Im Annatal bei Eiſenach. Gemälde. Fakſimiledruck . . zw. 576 u. 577

Einſchaltbilder.

Alt, Jakob: Der Stefansdom. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 584 u. 585
Baum, Paul: Winterlandſchaft. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 512 u. 513
Block, Prof. Joſef: Der neue Hut. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 80 u. 81
Bochmann, Prof. Gregor von: Am Strande. Gemälde. Tondruck zw. 720 u. 721
Böcklin, Arnold: Badende Nymphen. Gemälde. Tondruck . . zw. 616 u. 617

Seite

Bredt, F. M.: Bildnis der Mme. A. M. Gemälde. Tondruck . . . zw. 376 u. 377
Canal, Prof. Gilbert von: Dorf Loenen im Oktober. Gemälde. Tondruck zw. 600 u. 601
Chodowiecki, D.: L'Hombre-Partie. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 712 u. 713
Daſio, Prof. Maximilian: Die Sünde. Lithographie. Tondruck . zw. 744 u. 745
Diemer, Prof. Zeno: Die Kaiſerjacht Hohenzollern. Gemälde. Tondruck zw. 328 u. 329
Engelhardt, Hermann: Liebe. Holzſkulptur. Tondruck . . . zw. 528 u. 529
Giorgione: Das Konzert. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 324 u. 325
Gooſſens, Joſſe: Auf der Blumenwieſe. Gemälde. Tondruck . . . zw. 240 u. 241
Graf, Oskar: Ein Liebeslied. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 632 u. 633
Hayek, Hans von: Im Walde. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 360 u. 361
Hoeniger, Paul: Der Potsdamerplatz in Berlin bei Winterſonne. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 264 u. 265
Kampf, Prof. A.: Studienzeichnung. Tondruck . . . . . zw. 112 u. 113
Koch, Prof. G.: Parforcejagd im Walde. Gemälde. Tondruck . . . zw. 256 u. 257
László, L.: Porträtſtudie meiner Frau. Gemälde. Tondruck . . . zw. 672 u. 673
Maiſon, Rudolf: Siegfried. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 312 u. 313
Oberländer, Prof. Adolph: Im Tierparadies. Gemälde. Tondruck zw. 24 u. 25
Peter-Solothurn, H.: Fiſchermädchen. Skulptur. Tondruck . . . zw. 696 u. 697
Pleuer, Prof. H.: Bahnzug in der Kurve. Gemälde. Tondruck zw. 16 u. 17
Reifferſcheid, H.: Abendeſſen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 32 u. 33
Saltzmann, Prof. C.: Nach dem Sturm. Tondruck . . . . . zw. 176 u. 177
Samberger, Prof. Leo: Bildnis des Herrn Thomas Knorr. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 136 u. 137
Schick, Gottlieb: Caroline von Humboldt. Gemälde. Tondruck zw. 544 u. 545
Sleoogt, Prof. Max: General von S. Gemälde. Tondruck . . zw. 192 u. 193
Sohn-Rethel, Alfred: Kinderſtudien. Gemälde. Tondruck . . . zw. 664 u. 665
Strobentz, Fritz: Der Brief. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 504 u. 505
Thedy, Prof. M.: Die Kupferputzerin. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 8 u. 9
— Luſtige Geſellſchaft. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 424 u. 425
Tiedjen, W.: Schottiſcher Schäferhund. Gemälde. Tondruck . . zw. 184 u. 185
Troubetzkoy, Fürſt Paul: Athlet. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 160 u. 161
Troyon, C.: Hundekoppel. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 760 u. 761
Trübner, Prof. W.: Selbſtbildnis. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 336 u. 337

Seite

Turner, J. M. W.: Chicheſter-Kanal. Gemälde. Tondruck . . . zw. 64 u. 65
Uhde, Prof. Fritz v.: Porträtſtudie. Gemälde. Tondruck . . . zw. 168 u. 169
Vinnen, C.: Vorfrühling. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 656 u. 657
Wenk, Albert: Nordſee. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 472 u. 473
Widemann, Prof. W.: Judith. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 552 u. 553
Zumbuſch, Prof. L. von: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . zw. 520 u. 521

Kunſt, Kunſtgewerbe und anderes.

Seite

*Anzinger, Peter. Zu ſeinem 70. Geburtstage 529
*Bremer Diele 385
*Einzelwohnhaus, Das 641
*Friedländer, Gebr. Schmuck 771
*Furtwängler, Prof. Dr. A.: Der Aginetenfries und ſeine Rekonſtruktion . 385
*Galerie Knorr in München 138
*Galerie Königswarter: Verſteigerung derſelben 641
*Galerie Ravené in Berlin 771
*Geigenberger, Gebr.: Spielzeug . . . 529
*Heidelberger Ofenfabrik: Öfen, Kamine und Wandbrunnen 771
*Japan-Sammlung von Guſtav Jacoby 385
*Jenſen, Wilhelm. Zu ſeinem 70. Geburtstage 771
*Kleinhempel, Erich: Feſtzimmer . . 529
*Kranach, L.: Altarbild des Städelſchen Inſtituts 267
*Kreis, Prof. W.: Sächſiſches Haus . 138
*Kühn, Ernſt: Dorfſchule und Wohnzimmer des Lehrers 138
*Kühne, Max Hans: Diele im Sächſiſchen Haus 138
*— — Wintergarten mit Wandelhalle 138
*Laſſen, Heinrich: Diele eines bürgerlichen Wohnhauſes 641
*Loſſow, W.: Parkhäuschen 138
*Meſſerſchmitt, P. F.: Spielzeug . . . 529
*Morane, Ch. F.: Neue kunſtgewerbliche Arbeiten 641
*Münchener Werkſtätten: Gäſtezimmer 385
*Pankok, Prof. B.: Feſtraum 267
*Riemerſchmid, R.: Teppiche und Wandſtoffe 267
*Röbbecke, Moritz: Plaketten 529
*Saar, Ferdinand von †: Bildnis . . 267
*Schaale, G.: Spielzeug 529
*Schultze-Naumburg, Prof. Paul: Junggeſellenwohnung 641
*Schumacher, Prof. Fritz: Erker . . . 267
*Seidel, Heinrich †: Bildnis 641
*Vogeler, H.: Zimmer einer jungen Frau und Frauenſchmuck 529
*Wieynk, H.: Herrenzimmer 267

Beilagen:

Kartenſkizzen zur Zukunftsſchlacht. I. Vor der Entſcheidung . . . . zw. S. 688 u. S. 689

Gratisbeilage:

Velhagen & Klaſings Romanbibliothek. XVII. Band Nr. 1—6:
Der paniſche Schrecken. Roman von Luiſe Glaß. Seite 1—140.

Bildnisstudie.

Gemälde von Professor Carl Gussow.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Theodor Hermann Pantenius
Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 — Heft 1. September 1906

Sonnensplitter. Roman von Otto v. Leitgeb.

Fräulein Elinor Winter stand an dem offenen Fenster ihres Schlafzimmers, und der Student drüben sang. Er hatte einen hübschen Bariton und pflegte oft laut zu singen, wenn er daheim war. Ab und zu, frühmorgens, oder zu einer Zeit, wo die elektrische Bahn auf dem Platze, die Droschken und Fuhrwagen weniger lärmten, konnte Fräulein Elinor sogar die Worte verstehen, die er sang. Neulich war es diese Strophe gewesen:

Hätt' mir ein Gärtlein koren
Von Veil und grünem Klee,
Ist mir zu früh erfroren,
Tut meinem Herzen weh;
Ist mir erfroren bei Sonnenschein
Ein Kraut Jelängerjelieber,
Ein Blümlein Vergißnichtmein.

Das hatte ihr gefallen. Miß Bland, die in ihren rauschenden Seidenröcken gerade ins Zimmer getreten war, hatte verlangt zu wissen, was das eigentlich heiße. Es war erklärlich, daß Miß Bland, nachdem sie ihre wassergrauen Augen weit geöffnet hatte, mit dem leisen und vornehmen Ausdruck ihrer Sprache „what nonsense!" dazu sagte. Dabei lächelte sie mit beinahe königlich leidenschaftsloser Überlegenheit. Übrigens meinte sie auch, daß die Stimme dieses Sängers schwach und unschön wäre. Das aber war geradezu eine Unwahrheit. Nebstdem ein Unrecht. Elinor Winters Charakter mochte nun zwar nach den verschiedenen Erziehungsexperimenten nicht seine ganze Ursprünglichkeit bewahrt haben. Sie war manchmal impulsiv, ja heftig und konnte sich auch von ihren Gefühlen leidenschaftlich fortreißen lassen. Nichts aber rief ihren Widerstand so wach, wie eine Unwahrheit oder ein Unrecht, auch wenn es geringe Dinge betraf. Darum hatte sie über diese Äußerung Miß Blands solcher Ärger gepackt, daß sie sich unmutig auf den Hacken herumdrehte und mit Geräusch das Fenster schloß, als ob sie den Studenten vor Miß Blands verständnisloser Kritik schützen müßte. —

Auch heute sang der Student. Elinor horchte und blickte auf sein Fenster hinab.

Winters Haus bildete eine Ecke an dem ovalen Königsplatz und einer Seitengasse. In der Mitte des Platzes rauschte eine Fontäne, worauf ein Bild des verstorbenen Königs stand, die Linke am Säbel, mit dem rechten Arme unermüdlich auf das Kaffeehaus gegenüber weisend. Ringsherum fast lauter neue Häuser. Durch die Seitengassen jedoch konnte man sogleich alte Stadtteile erreichen. Die Blumenstraße gar war schmal, und ihre Häuser standen unordentlich beisammen, manchmal ein hohes Zinshaus an einen bescheidenen alten Bau gelehnt, den es fast erdrückte. In dieser Seitengasse, wohin Elinors Fenster sahen, gehörte noch eine ganze Reihe von Häusern dem Kommerzienrate,

ihrem Vater. Auch das unscheinbare, in dem der Student wohnte, war Winters Eigentum. Im Oberstock lebte ein altes Paar. Das Erdgeschoß hatte die Witwe Färber gemietet. Nach dem Tod ihres Mannes, der viele Jahre hindurch im Dienst des Kommerzienrats gestanden hatte. Ihre paar Zimmerchen vermietete Frau Färber an Studenten. Sie selbst war einmal Elinors Wärterin gewesen, und so ließ sie der Kommerzienrat in Gottes Namen in der Wohnung. Eigentlich hatte er sich einmal schon mit dem Plane getragen, an die Stelle des alten kleinen Hauses ein Zinshaus zu setzen. Es war klar, daß ihm ein solches wenigstens fünfzigmal soviel abwerfen mußte. Gelegentlich, als er diese Gedanken wieder äußerte, widersprach ihm jedoch Elinor so lebhaft, daß er damit bis zu anderer Zeit warten wollte. Sie wußte nämlich, daß ihre Großeltern in der engen Wohnung drüben gelebt hatten, daß ihr Vater seine Kindheit unter jenem Dache zugebracht hatte. Der Kommerzienrat ließ sich übrigens leicht genug überreden. Möglicherweise, weil ihm das Geschäft nicht groß genug war. Er hatte anderes im Kopfe als Häuserspekulationen. Und er stand ganz gewiß ein bißchen unter dem Pantoffel seiner Tochter, wie er zuweilen zu sagen liebte. Elinor war gewohnt, fast alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen. Ihre Mutter war früh gestorben, und niemand hatte ernstlichen Einfluß auf sie gewonnen. Der Kommerzienrat hielt wohl einen Teil seiner Vaterpflichten für erfüllt, indem er sie tun ließ, was sie wollte. Sie war reif genug, und das Vertrauen, das er in seine Tochter setzte, war unbegrenzt.

Jetzt war der Student drüben zu Hause. Sein Fenster stand offen wie das ihrige, und er schien in seinem Zimmer herumzuräumen, denn er huschte ein dutzendmal vor dem Fenster vorüber, war in Hemdärmeln und summte sein Lied. Von seinem Zimmer konnte sie aber bloß eine Schrittbreite des weißgebohnten Fußbodens sehen und einen alten gepolsterten Sessel. Jetzt erschien der junge Mann mit einem Kollegienheft in der Hand, lehnte sich einmal hinaus, um auf die Straße zu schauen, und ließ sich endlich ganz auffallender Weise auf dem sonst nie benutzten Sessel nieder.

Elinor Winter war manchmal noch recht übermütiger Anwandelungen fähig. Sie lehnte sich aus dem Fenster und begann mit ihrem Nachbar zu kokettieren, d. h. sie fixierte ihn neugierig und völlig gefahrlos, da er gar nicht von seiner Lektüre aufsah. Sie fand seinen Kopf mit dem dunkeln, scheitellosen, etwas krausen Haar sehr hübsch, wunderte sich, daß sie ihm noch niemals auf der Straße begegnet war, und dachte: ‚Ich will ihn nun hypnotisieren! Warum sollte mir das nicht gelingen?‘ Und da sich alle Menschen von Natur duzen, fuhr sie fort: ‚Du sollst nun Deinen Kopf heben! — Heb den Kopf, sag' ich! Heb ihn! — Du mußt, Du sollst — Du mußt, Du sollst —‘

Sie strengte ihren Blick bei diesem Experiment so sehr an, daß ihre Augen zu brennen begannen. Aber der Student rührte sich nicht. Darüber ward sie schließlich ganz ärgerlich, hob ihre schmerzenden Ellenbogen von der Fensterbrüstung, warf noch einen halb finstern, halb bedauernden Blick auf den Regungslosen hinab, zog sich in das Zimmer zurück, setzte sich mit einem leisen Seufzer an ihren kleinen Schreibtisch und machte sich mit Feuereifer wieder an die unterbrochene Arbeit. In acht Tagen ward im Park ein großartiger Wohltätigkeitsbasar abgehalten, bei dem sie eine kleine Verkaufsbude für sich und Jane haben sollte. Hier lag ein Pack von gedruckten Einladungen. Sie hatte es übernommen, eine Anzahl von Adressen zu schreiben. Und so schrieb sie nun wieder mit ihrer schönen, klaren und großen Schrift Adressen, die sie von einer Liste ablas. Aber trotzdem wollte ihr der Student nicht aus dem Sinne, und gerade als sie Gaston Haußmanns Namen auf einen der Umschläge geschrieben hatte, überkam sie plötzlich einer ihrer kleinen, manchmal ein bißchen bübischen, tollen Einfälle, deren sie immer noch fähig war, da ihr kein Mensch jemals einen verargt hatte. Sie zögerte einen Augenblick, biß vor lauter Nachdenken ein wenig an dem Federhalter, entschloß sich dann, langte nach einer nackten Zwirnspule, die dalag, wickelte eine der Einladungen fest darum

und schlich sich damit ans Fenster. Als sie sah, daß der Student nicht mehr auf dem Sessel saß, schwand ihr letztes Bedenken. Sie zielte, warf, blickte rasch nach, sah das Projektil mitten durchs Fenster auf den weißen Fußboden fliegen, rettete sich schnell an den Tisch zurück, brach in Lachen aus und machte sich nun erst beruhigt an ihre Arbeit. —

Der Student, der eben seinen Rock hereingeholt hatte, den Frau Färber außen an die Tür gehängt, hörte etwas ins Zimmer fallen, wandte sich überrascht um und sah das Papierröllchen am Boden im Sonnenschein liegen. Er hob es auf, glättete den Zettel, las das Programm des Festes, schüttelte den Kopf und begann zu lachen.

‚Sonderbare Post!‘ dachte er. ‚Was bedeutet nun das? Es hat sich jemand einen Scherz gemacht —‘

Den Rock in der Hand lugte er zum Fenster hinaus, aber natürlich war den Menschen, die vorüber kamen, nichts anzusehen. So zog er denn seinen Rock an, steckte das Papier in die Brusttasche und ging fort, auf den Bummel. Das kleine Abenteuer versetzte ihn in heitere Laune, in der er früher gerade nicht gewesen, denn der Monat ging zu Ende und natürlich war Ebbe in Eckers Kasse.

Es war heiß, viele Leute waren schon aus der Stadt fort und einige seiner Lektionen damit aufgegeben. Übrigens war es zum Lachen, daß selbst ihn dieses Fest schon Geld gekostet hatte! Er hatte der Frau Staatsrätin Wieke, deren Sohn er glücklich durch die Matura bugsiert, den schönen Plan für den Kiosk von drei Seerosen gezeichnet, die dort Eis verkaufen sollten. Man denke bloß: Seerosen! — Aber die Frau Staatsrätin war nicht davon abzubringen gewesen. Alle Menschen wollen recht haben. Sie hatte sogar behauptet, das sei Sezession —! Die Zeichnungen hatten aber ihn, Franz Ecker, etwas gekostet; mehrere Bogen schönes Papier, Reißnägel, Bleistifte, rote und blaue Tinte. In einer so ebbenden Kasse ist das etwas, meine Herrschaften! Und das Honorar? Gnädiges Kopfnicken der alten Spinne, zwei oder drei Einladungen zu Tisch und ein paar Gläser elenden, warmen Stoffes, wenn er auf dem Platze draußen zusah, was die Zimmerleute machten. Dann hatte die Frau Staatsrätin sogar gemeint, daß er nicht fehlen dürfe, wenn's losgeht. Ja, Prosit! Schröpfen! Und nun noch diese Einladung durchs Fenster, auf einer Zwirnspule. Etwa von einer Nähmamsell? Auch Auguste war ein fadenschlingendes Mägdelein. Auguste, Gustchen, Guste! — Dieser glatte Name bewirkte, daß Ecker sich seinen kleinen Schnurrbart bis zum Schmerzen in die Höhe zog. Käferchen —!

Später erzählte er den Kommilitonen von dem schlechten Witz. Mit ein bißchen Selbstgefälligkeit. „Mir passiert so allerlei —!“

„Paß mal auf, was dahinter steckt!“ sagte der dicke Wennig.

„Du bist auf dem Wege zur Berühmtheit,“ meinte der lange, dürre Althans mit den kalten Fischaugen und dem feuerroten Schmisse vom Ohr bis zum Mundwinkel. Indessen konnten sie alle drei nichts Verständiges darüber kombinieren, wie das Projektil mochte in Eckers Zimmer gekommen sein, und abends, auf der Kneipe, drehte dieser einen Fidibus aus der Einladung zum Wohltätigkeitsbasar für die armen Kinder und brannte sich damit seine Pfeife an. —

An diesem Nachmittage probierte Fräulein Elinor das Kostüm, das sie bei dem Parkfest tragen sollte. Es war sehr schön. Madame Mechat, die selbst gekommen war, um den wichtigen Akt vorzunehmen, behauptete, daß diese Kreation, wie sie sich ausdrückte, die glücklichste und kunstreichste sei, die ihr jemals gelungen. Die Zeitungen würden gewiß davon sprechen, natürlich nicht von diesem Kleide, aber von Fräulein Elinor Winter in diesem Kleide aus dem Atelier Mechat. „Quand j'étais encore à Paris —!“ sagte die Künstlerin, wenn sie vom Ursprung ihrer Ideen sprach. Die Anprobe dauerte so lange, daß Fräulein Elinor danach steinmüde war. Inzwischen war ihr jedoch etwas eingefallen. Sie schickte ihre Zofe zu Frau Färber hinüber. Und diese kam, verlegen und erfreut und mit einem Tränenschimmer von Rührung in ihren Augen. Das war unvermeidlich, wenn sie Fräulein Elinor wiedersah. Jetzt war dies schon eine Weile nicht mehr

geschehen. Außer, daß sie sie im Wagen gesehen hatte.

„Ich habe gerade Fenster blank gemacht, es war Sonnabend, ich habe mir gerade die Schürze umgebunden gehabt, Fräulein Elinor. Es war so um fünf herum. Sie sind die Blumengasse hinaufgefahren. Sie hatten einen breiten Strohhut auf, wunderschön! Mit einem großen Buschen von lila Blüten —"

Frau Färber pflegte so ausführlich wie nur möglich zu erzählen, unter welchen Umständen sie ihren Liebling gesehen hatte. Wenn aber Guste sie sieht, dann ist sie jedesmal sozusagen aus dem Häuschen. Ach, wenn Guste doch einmal irgend etwas für sie arbeiten dürfte — —

Guste. Darum eben hatte Elinor Frau Färber herüberbitten lassen.

„Der alte Braunemann sieht mich jedesmal gewissermaßen geringschätzig an —" meinte nun Frau Färber.

Elinor lachte. „So? Ist er irgendwie unhöflich?"

„Nein, nein!" beeilte sich Frau Färber zu sagen. „O, das hab' ich nicht gemeint —"

Es durfte durchaus nicht geschehen, daß Fräulein Winter um ihretwillen Braunemann zurecht wies, und Frau Färber wußte, daß dies unbedingt geschehen würde, wenn sie sich über den alten Diener beklagte. Nun sagte Elinor, es handle sich nämlich darum, daß sie ein Kleid hat, das sie jetzt sehr gut entbehren kann. So dachte sie, daß sich Guste noch etwas Schönes daraus anzufertigen wüßte. Sie wollte es ihr geben. Also gingen sie in die Garderobe hinüber, und diesmal rief Fräulein Elinor ihre Zofe nicht dazu, denn dies mochte Frau Färber am Ende in Verlegenheit bringen.

„Hören Sie!" sagte Elinor beim Abschied, „wie geht's denn mit Ihren Zimmern dieses Jahr?"

„O, ich bin recht zufrieden, aber in ein paar Tagen beginnen die Ferien, dann bin ich wieder leer —"

„In ein paar Tagen schon? Doch nicht vor dem fünfzehnten?"

„Ich denke so um den fünfzehnten —"

„Ach ja! Hören Sie, wie heißt denn der Student da bei Ihnen?"

„Ich habe drei, Fräulein Elinor —"

„Einer, der immer singt —"

„Ja, der! Sie meinen Herrn Ecker," rief Frau Färber, „ja, Franz Ecker heißt er. Er hat eine hübsche Stimme."

„Er schreit wie ein übermütiger Vogel," sagte Fräulein Elinor und lachte. „Nun also, grüß Gott, Frau Färber. Und Guste wünsche ich Freude an den alten Sachen. Adieu, Frau Färber!"

Als der Student abends nach Hause kam, meinte Frau Färber mit einem geheimnisvollen Blicke in den Augen: „Herr Ecker! Heute hat eine Dame nach Ihnen gefragt, eine sehr feine Dame —"

„Nach mir?"

„Sie wollte wissen, wie der Herr Student heißt, der so hübsch singt —"

„Liebste Frau Färber! Wollten Sie mir verraten, wer diese kunstliebende Dame war?!"

„Nein, das sage ich nicht —!"

„Witz oder Ernst?"

„Ernst, so wahr ich lebe —"

„Ja, aber dann müssen Sie es mir verraten, einzige Frau Färber —"

„Nicht um alles in der Welt!"

Und standhaft blieb sie, diesen Abend und in aller Zukunft.

‚Tatsache!' dachte Herr Ecker vor dem Schlafengehen. ‚Mir passiert so allerlei — — O Gustchen!'

2.

Am Morgen des Festtages hatte Elinor alle Hände voll zu tun. Überdies hatte sie zu lange geschlafen.

Kaum war sie mit dem Frühstücke fertig, erschien zum Überfluß ein Besuch. Herr von Essenbach wartete drüben im Wohnzimmer, er wollte das Fräulein nur einen Augenblick sprechen. Elinor sah in den Spiegel, ob sie sich zeigen könnte. Sie trug einen hellen, seidenen Morgenrock, hatte noch ihre gelben, türkischen Schuhe an den Füßen und das dicke Haar in einen einzigen Zopf geschürzt. Aber es mochte angehen. Sie eilte hinüber. Ein junger Offizier stand am Fenster, mit dem Rücken gegen das Zimmer. Etwas ungeduldig drehte er seine Mütze in den Händen, während er wartete. Als die Tür ging, wandte er sich sofort um.

„Paul!“ rief Elinor, während ein bißchen Rot über ihre Wangen flog. „So unerwartet! Auf Urlaub?“

„Vorerst, ja! Dann Abschied, Du weißt ja. Jetzt ist es beschlossen. Ich habe mich hineingefunden und weiß, daß ich schwere Pflichten habe. Wenn ich also auch anfangs den Eltern nicht besonders viel sein werde —“

„Ich weiß, daß Du viel zu tun haben wirst,“ sagte Elinor. „Und so ganz andere Arbeit. Aber Deine Eltern werden glücklich sein, Dich bei sich zu haben. Sind sie ungehalten, weil ich so lange nicht mehr draußen war?“

„Wie sollten sie nicht?“ rief er. „Du weißt, wie gerne wir Dich sehen.“

Sie lachte ein bißchen. „Man merkt Dir's an, Du denkst, die Eltern hätten recht, böse zu sein! Ich hatte dieses Jahr so ein unruhiges Leben, ich weiß nicht, wie es gekommen ist. Wenn ich daran denke, habe ich doch nichts erlebt — es war nur beständige Unruhe —“

„Ich bin beauftragt anzufragen, ob Ihr nicht doch auch dies Jahr einen Besuch in Essenbach machen wolltet.“

„Ich würde sehr gern auf eine kleine Weile kommen,“ entgegnete sie. „Ich allein. Ob das geht? Ich meine, ob es Euch keine Ungelegenheiten macht?“

„Ungelegenheiten —!“

„Papa hat wenig Pläne. Er will mit mir nur auf ganz kurze Zeit nach Ostende. Dann habe ich eine Einladung bei Simonsens angenommen. Dazwischen könnte ich zu Euch —“

„Wenn Du kämest!“ Ein lebhafter Glanz trat in seinen Blick. „Wir wollten uns eine gute Zeit machen.“

Wieder ging ein wenig Rot über ihre Wangen hin, und im Augenblick war sie nicht ganz sicher, ob es richtig gewesen, so ein Versprechen zu geben.

„Du nimmst es mir nicht übel, nicht wahr?“ sagte sie nun. „Aber ich muß Dich bitten, zu gehen! Ich weiß heute schon nicht mehr, wo ich anfangen soll. Wir haben dieses Gartenfest —“

Paul erhob sich. „Ja, richtig! Das ist heute —“

„Du kommst wohl?“

„Soll ich?“

„Du mußt!“ Elinor lachte. „Ich habe eine Sektbude. Du mußt mir Kunden bringen, weißt Du? Hilf mir! Bring mir von Deinen Bekannten —“

„Eine Sektbude! Gute Idee. Ich werde also tun, was ich kann.“

„So, jetzt gehe ich,“ rief sie. „Bitte, komm doch zum Frühstück; da können wir ein wenig plaudern. Du findest niemand Fremden als Jane Simonsen. Und das ist ja eine gute Bekannte. Wir zwei haben die Sektbude. Es ist ein Zelt, gelb und lila gestreift. Ich glaube recht vornehm. Nur wir zwei Mädchen sind darin und die zwei Diener. Auch die werden Rokokokostüme haben, gelb und lila, und gepuderte Haarbeutel —“

Als sie der Tür zugingen, blieb Paul vor einem Damenporträt stehen. Ein kleiner Kranz von Immortellen hing darunter. Paul deutete mit den Augen dahin.

„Die arme Mutter —“ sagte Elinor.

„Tante Eleonore hat Papa doch sehr ähnlich gesehen,“ meinte Paul. „Sie waren bloß Geschwisterkinder und doch so ähnlich.“ Er wandte sich zu Elinor um und blickte sie aufmerksam an. „Wenn man Dich vor dem Bilde sieht, entdeckt man, daß Du selbst viel von Deiner Mutter hast. Du hast ganz sicher viele Essenbachische Züge mitbekommen, trotz denen, die Dein eigen sind.“

„Das sind dann die minderen,“ sagte sie lächelnd.

„Das wollte ich natürlich sagen!“ neckte er.

„Ich weiß schon!“ rief Elinor. „Ich kenne mich doch. Wenigstens ein bißchen! — Also um Mittag! Adieu!“ —

Es war sonderbar, daß sie noch nicht gelernt hatte, eine gewisse leise Befangenheit zu überwinden, die sie bei jeder Begegnung mit Vetter Paul überkam, trotz der Freundschaft, die sie von Jugend auf verband. Und trotzdem dies so gar nicht mit ihrem Wesen übereinstimmte, das leichtmütig und leidenschaftlich war, vielleicht bisweilen ein bißchen hart, deshalb manchmal sogar scheinbar ein wenig egoistisch, und immer und vor allem überweht von der niemals gestrichenen Flagge ihrer Selbständigkeit. Vor zwei Jahren schien Tante Coralie sie auf einmal besonders in ihr Herz zu schließen, und Jane Simonsen hatte eines Tages in ihrer

Digitized by Google

ſtillen Art geſagt: „Gewiß denkt ſie daran, Du könnteſt einmal Pauls Frau werden.“

Eine ganze Kette von Empfindungen trat damit plötzlich aus dem Dunkel.

Paul war der Sohn eines verarmten Edelmannes. Er hatte nichts, oder nicht viel mehr als den klangvollen alten Namen der Reichsfreiherren von Eſſenbach und zu Wied. So hatte auch Elinors Mutter geheißen. Eſſenbach war zu einem beſcheidenen Gute herabgeſunken, und Wied, das Stammhaus, war in den Beſitz des Bankiers Haußmann geraten. In den weitläufigen Ställen hatte Gaſton Haußmann ſeine koſtbaren Pferde ſtehen und im Sommer pflegte er ein paar Wochen in dem luxuriös eingerichteten Schloſſe zu verleben, das ihm ſein Vater geſchenkt hatte.

Die Liebe! — O, die Liebe ....! Und wenn man mit einem Schlage ſein ganzes Leben verändern ſoll .... Es muß doch um der Liebe willen ſein .... Verlangte ſie vielleicht auch Äußerlichkeiten vom Leben? Hätte ſie ſich vielleicht in kleinere und engere Verhältniſſe nicht recht hineinzufinden vermocht? — Es dürfte auch nicht ſo ſtill und ganz von ſelbſt kommen, oder ſchon aus ſo weiter Ferne zu ſehen ſein, wie eine Reihe von Zahlen, die nur eine beſtimmte Summe zum Schluſſe haben können. Sie war einer Art von ſchwärmeriſcher Vergötterung fähig für alles, was voll Kraft daherkam. Soweit ſie zum Schwärmen überhaupt angelegt war. Alles, was entſchieden, ſtark, friſch und geradeaus war, begeiſterte ſie. Jetzt, wenn ſie mit Paul zuſammentraf, dachte ſie manchmal daran, daß Jane Simonſen ihn für die verkörperte Summe alles deſſen halten konnte.

Heute flog ſie raſch wieder von dieſer Erinnerung davon.

Sie trat ans Fenſter. Der Student! Da iſt er alſo noch. Man ſieht, daß er zuſammenpackt. Auf dem Seſſel am Fenſter ſteht der Einſatz von einem Koffer. Herrgott, ſieht das wüſt aus! Wäſche, und darüber ein zuſammengeknülltes Bündel von Hemdkragen. Ab und zu kommt Ecker beim Fenſter vorüber. In Hemdärmeln natürlich. Er ſcheint es zu Hauſe nicht anders machen zu können.

‚Er muß zum Feſte kommen! Ich habe heute nacht von ihm geträumt. Sie, Sie! Mein Herr Ecker! — Ich will ihm ein Glas Sekt kredenzen. Oder kann es Jane tun —‘

Dann kam Jane Simonſen, die hübſche, kleine, ſchwarzäugige Jane mit der verſchleierten, ſchmeichelnden Stimme.

„Warum ſiehſt Du heute ſo ſtrahlend aus, Elinor?“

„Vielleicht, weil ich ſo ſüß geträumt habe! Oder doch nur, weil ich mich auf unſern Spaß freue. Weißt Du, wen wir noch zum Frühſtück haben? Paul. Er war eben hier —“ Und die Freundinnen plauderten, während Elinor ſich endlich anziehen laſſen konnte.

Nach Tiſche drängte ſie zum Feſtplatz hinaus, und Paul mußte mitkommen. Es war ſpaßig, wie er ſich mit hochgezogenen Beinen, den Säbel zwiſchen den Knien, auf dem winzigen Klappſitzchen im Wagen halten mußte.

Natürlich! Gott ſei Dank, daß ſie gekommen waren! Sie hatte geahnt, daß es doch nicht ohne ſie ginge! Der türkiſche Teppich über dem langen Schanktiſche, hinter dem Jane und ſie hantieren ſollten, paßte gar nicht, und wie würden ſie ſich erſt in ihren leichten Toiletten dahinter ausnehmen! Es war zum Verzweifeln. Herunter, geſchwind herunter mit dem Ding! Aber was nun? Da ſtanden die nackten, gehobelten Fichtenbretter. Ach, was machen wir nun, lieber Himmel!

„Nun zeige Dich ſtark, Paul. Hab' einen guten Einfall!“

Und alle drei ſtanden ſie unter dem weit hinausreichenden, auf vergoldeten Holzſäulen ruhenden Vordach des Zeltes und ſannen mit aller Anſtrengung.

Aus der Nähe, wo die drei Seeroſen, noch in Alltagsgewändern, um ihre Eisbude beſchäftigt waren, kam die Staatsrätin heran, und auch ſie ward ſogleich um Rat befragt. Die ältliche, ſtrenge Dame hob ihr Lorgnon ans Auge und muſterte die Lage der Dinge. Endlich ſagte ſie: „Ich habe einen tüchtigen, jungen Mitarbeiter gehabt, die Eishütte iſt ohne Zweifel reizend gelungen. Der junge Mann wird auch Ihnen guten Rat zu geben wiſſen. Ach bitte, Herr Ecker,“ rief ſie ſchrill über die Wieſe hinüber, „bemühen Sie ſich doch einmal hierher —“

Der Student kam. Es war wirklich der Student! —

Elinor Winter sah ihm neugierig entgegen. Er kam raschen Schrittes heran, trug einen Kneifer und hielt die Stirne hoch, wie etwas kurzsichtige Leute zu tun pflegen. Seine Gestalt war hübsch, fest und schlank. Es fiel ihr seine breite Brust auf; vielleicht weil er eine weiße Weste trug und sein Korpsband quer darüber. Es war grün und golden. Er machte eine etwas linkische Verbeugung, als er sich der Gruppe näherte und die Staatsrätin ihn der kleinen Gesellschaft vorstellte. Aber sein Kopf behielt die aufrechte, beinahe trotzig aussehende Haltung mit dem strammen Nacken, und es kam Elinor vor, als ob eine Art wohlunterhaltenen Lächelns lustig durch seinen kleinen Schnurrbart zuckte, möglicherweise weil er die paar Menschen in so komischer Ratlosigkeit beisammen stehen sah. Elinor errötete, als sie dies dachte. Und plötzlich, ärgerlich über diesen Gedanken, sah sie ihm so gerade ins Gesicht, daß ihm ihr prickelnder Blick auffallen mußte.

Ecker überlegte einen Augenblick.

„Wenn die Damen gestatten," sagte er. „Es ist wenig Zeit — ich dächte am besten so: Sie drapieren den ganzen langen Tisch einfach mit irgend einem leichten Zeug, möglichst in der Farbe des Zeltes selbst —"

„Aber woher nehmen in der Eile?"

„In zwei Stunden kann alles gemacht sein!" versicherte Ecker. „Wenn ich den Damen zu Diensten sein kann —"

„Nein, zu liebenswürdig! Könnten wir das annehmen —?"

„Es ist zwei Uhr, das Fest soll doch erst um fünf angehen?" fragte Paul.

Ecker wandte sich halb um, als ob er jetzt erst den Herrn bemerkte; dann sagte er, wieder zu Elinor Winter gewendet: „Man müßte sich sofort nach einem solchen Stoffe umsehen. Es stehen eine Menge Wagen vor dem Garten —"

„Ja, aber —"

„Ich bin gerne bereit, selbst —"

„Wollten Sie?" rief Elinor erfreut. „Aber 's ist wirklich zu liebenswürdig! Jane, wir dürfen es wohl, in unserer Ratlosigkeit!"

„O, bitte!" sagte Ecker. Da war er nun festgerammt. Nun mochte es gehen, wie es wollte.

„Bitte also, da wir wegen des Dranges alles schon so kurz und bündig abtun müssen," entschied Elinor mit ihrem verbindlichsten Lächeln. „Wenn Sie sich unseres Wagens bedienen wollten, — Kommerzienrat Winter — ich habe ihn für alle Fälle draußen stehen lassen. Und," es kam ihr auch dieser praktische Gedanke, „ganz gewiß finden Sie das Nötige am ehesten bei Hinrich, ganz gewiß. Und wenn Sie dort bloß angeben wollten, daß es für uns ist!"

„Ich bin mit tausend Freuden bereit —"

Die Staatsrätin kniff die Mundwinkel etwas ein und faßte durch ihr Lorgnon die Reihe von silberblanken Eiskübeln ins Auge, die rückwärts auf dem Büfett standen. Sie dachte, daß sie einen „tavernenhaften" Eindruck hervorriefen.

„Dann abgemacht!" rief Elinor.

Und Ecker ging. Auch die Frau Staatsrätin. Sie ging zu den verlassenen Seerosen, ihren drei Töchtern, zurück und ärgerte sich, daß es nicht bei einem Ratschlag Eckers geblieben war, sondern daß man ihr den wertvollen Hilfsarbeiter einfach weggeschnappt hatte.

„Er hat so etwas Vergnügliches an sich," meinte Elinor. „Und dann, klipp klapp, hatte er seinen Entschluß fertig, ließ uns einfach dabei stehen und weiß, was er will. Du, was wird er wohl bringen? Paul — ja — wir haben nicht bedacht, wie wird er's denn machen, ein ganzes Stück Stoff zu zahlen? Ein Student! Ich habe ihm doch gesagt, es sei für uns, damit er weiß —"

„Er wird sich schon helfen!" lachte Essenbach.

Natürlich wußte sich Ecker zu helfen. Er hatte ganz ähnlich wie Fräulein Winter gedacht. Sie mußte also Verständnis dafür haben, daß unmöglich jedermann ein Millionär sein könne, wie ihr Vater, und daß es auch andere Menschen auf dieser schönen, ja schönen Erde geben müsse. Seelenvergnügt saß er in dem moosgrün gepolsterten Phaeton, auf dem Kutschbock ein feiner Kutscher, und die schönen Pferde klapperten in schnellem Rhythmus mit den leichten Hufen dahin;

lautlos rollte der Wagen auf seinen Gummireifen.

Ecker war ein praktischer Bursche, hatte keinen übeln Geschmack und einen guten Blick. Er fand den nötigen Stoff bei Hinrich, bezahlte natürlich nicht, was er für den Herrn Kommerzienrat Winter kaufte, war in einer kleinen halben Stunde wieder an Ort und Stelle, erwischte irgendwo auf dem Festplatze zwei Arbeiter, die ihm an die Hand gingen, und Elinor selbst, Jane Simonsen und Herr von Essenbach, der seinen Säbel abgelegt hatte, langten mit zu. Man lachte, probierte, die Sonne schien warm, man schwätzte, man war ein wenig müde, man staunte, wie alles von der Hand ging, und sah Eckers Projekt fertig und gelungen, noch rechtzeitig genug.

„Tausend Dank, Herr Ecker! Es ist sehr hübsch geworden. Tausend Dank! — Bitte führen Sie uns auch Kunden zu! Wir haben nämlich etwas Angst, daß wir schlechte Geschäfte machen könnten, daß wir uns blamieren —"

„O!" sagte Ecker voller gegenteiliger Überzeugung.

„Oder sind die meisten Ihrer Freunde schon fort? Beginnen nicht die Ferien?"

„Manche sind noch hier —"

„Gehen auch Sie fort?"

„Ich? Natürlich!"

„Wo gehen Sie hin?"

„Heim, zu Mütterchen!" sagte Ecker lächelnd.

„Wir müssen noch einmal nach Hause, Elinor!" warf Jane erinnernd dazwischen.

Und dann verabschiedete man sich. Ecker sah die hellen Kleider über die Gartenwege verschwinden. Dann schlenderte er zur Eishütte hinüber. Die Staatsrätin und die drei Seerosen waren aber schon gegangen. —

* * *

Und eine Stunde später klang die Musik durch den Park. Die Wege füllten sich, Stimmen schwirrten, lichte Kleider blinkten in allen Farben durch das Grün, Hüte nickten, Sonnenschirme stießen ineinander, Fächer rauschten, der feine, schöne Rasen in den Wiesen wurde zertreten, Blumen entblätterten sich unter achtlosen Tritten, die Zweige überspannen sich mit langen Papierbändern, die in der Luft mit den Wimpeln der Fahnenstangen um die Wette flatterten; Gelächter, lustige Rufe wühlten sich ineinander, und der Himmel lachte gleißend auf das Getriebe herab. Immer neue Ströme von Menschen ergossen sich in den Park. Gedränge entstand, Kinder verloren sich, alte Damen waren empört über mangelnde Höflichkeit, junge Damen waren entzückt über die Anzahl ihrer Verehrer, weiße Zylinder schwammen über den Köpfen neben Offiziersmützen und roten und blauen Kautschukballons, Glöckchen klangen, ein Tam-Tam erschütterte die Luft, Marktschreier in blauen Fracks riefen vor phantastischen Buden, Blumenmädchen gingen durch die Menge, Drachen stiegen gegen den Himmel. Das Fest war über Erwarten gut besucht; ja, ein ganzer Kometenschweif von Leuten aus dem Volke hatte sich denen angeschlossen, die sich in das Verderben der Wohltätigkeit stürzten.

Die Staatsrätin rümpfte ein bißchen die Nase über den jahrmarktmäßigen Anstrich, den das Fest genommen hatte. Gewiß dachte sie der Frau des Kammerherrn von Stahlhof aus der Seele zu sprechen, indem sie diese Ansicht äußerte. „Es ist zu turbulent, zu volkstümlich geworden. Das hätte man gar nicht erwarten sollen. Die wenigen Bekannten aus der Gesellschaft verschwinden ganz in der Menge Volk. Schade!"

Aber die Frau des Kammerherrn, eine lustige Blondine mit gutmütigen Augen, fühlte sich durch das volkstümliche Publikum ganz und gar nicht in ihrer Standesehre bedroht. Überhaupt hörte sie nicht gerne, daß man scharfe oder übelwollende Ansichten äußerte, was hingegen Frau von Wiekes hervortretender Zug war.

Also rief Frau von Stahlhof: „Im Gegenteil, desto besser! Ist es nicht reizend, wie die Leute teilnehmen? Ich habe bloß Blumen hier, das geht am schwersten, und doch habe ich bald ausverkauft. Eben hat mir der Minister Sturz ein Goldstück bezahlt."

„Der Minister?" fragte Frau von Wieke aufmerksam. „Ja, ich habe ihn hier gesehen. Doktor Boring stand neben ihm. Eine unangenehme Nachbarschaft.

Die Kupferputzerin.

Gemälde von Prof. M. Thedy.

Immer wieder wird davon gesprochen, als müsse Sturz demissionieren. Da Boring übrigens alles sieht, hat er das Goldstück vielleicht aus Ambition hergegeben?"

Frau von Stahlhof lächelte. „Nein, nein! Sie müssen mir schon die kleine Freude lassen, beste Frau von Wieke!"

Die schüttelte den Kopf. Sie hatte ihre eigene Meinung von den Menschen.

Ein paar Offiziere kamen. Die Staatsrätin ging weiter. An der Eishütte lagerte eine Schar von Schulkindern. Die Seerosen hatten alle Hände voll zu tun. Aber das Eis, das in großen Kupferkübeln stand, mochte noch lange ausreichen. Ein Zuckerbäckerjunge ging den jungen Damen zur Hand.

Elinor Winters Zelt bot einen schönen Anblick. Jane Simonsen traf es zwar nicht recht, ihre schwache Stimme schien nicht vorzuhalten, und sie kam über eine kleine Verlegenheit nicht hinweg, aber Elinor Winter ging völlig auf in ihrer Rolle. Sie war erhitzt, ihre Wangen glühten, ihre großen, scharfblickenden Augen sprühten förmlich vor Übermut und Geschäftigkeit. Ihr leichtes Watteaukleid knisterte um ihre bewegliche, schlankkräftige Gestalt; an dem bloßen, blendendweißen Halse klopfte an einem schwarzen Samtbande ein Herzchen aus funkelnden weißen Steinen; ihr braungoldenes Haar glänzte, ihr dunkler, kleiner Mund lachte, die weißen Zähne blinkten unter den verführerisch geschwungenen Lippen. Sie hatte die langen Handschuhe abgelegt und hin und wieder stand sie aufrecht hinter dem Tische, ihre beiden, runden, bloßen Arme auf die wohlgeformten Hände gestemmt und mit stolz erhobenem Kopfe vor sich hinschauend, lächelnd, um einen Käufer anzulocken, mit einem verbindlichen Nicken sein Geld annehmend, überallhin voll Aufmerksamkeit, unermüdlich, gleichsam in jeder Miene Aufmunterung und Anpreisung. Sie fühlte eine Art von physischem Behagen in ihrer Rolle, es durchströmte sie eine Art von Bewußtsein, daß sie selbst der Magnet des Zeltes sei; ganz mit Bewußtsein setzte sie ihre Schönheit und ihren Reiz für den guten Zweck ein und freute sich königlich, wie es gelang. In der Geldlade lagen Silber und Gold durcheinander. Als die Staatsrätin auch vor dem Zelte stehen blieb, musterte sie die schöne Schenkin durch ihre Lorgnette und schüttelte den Kopf dazu.

Gegen Sonnenuntergang stellte sich ein kleiner Trupp von Offizieren ein. Es kamen Frau Ali von Senkbach, ihr Mann und Herr von Heim. Da wurde es natürlich laut und ein bißchen zügellos unter dem Zelte. Die beiden Lakaien in den Puderperücken wußten nicht genug Sessel herbeizuschaffen. Es wurde ganz so, als empfängen die beiden jungen Damen eben gute Bekannte.

Der Maler Bärnwart war auch gekommen und bestand allen Ernstes darauf, daß Elinor ein Glas mit ihm trinke. Er sagte, daß er seinen aristokratischen Tag habe. Bärnwart hatte so spaßig-freie Manieren.

„Gelungen!" sagte er danach und maß sie mit einem kritischen Blicke.

„Wenn Sie aber gewußt hätten, welche Mühe wir mit dem Tische gehabt —!"

„Warum haben Sie mich nicht auch d a r u m gefragt?"

„Ja, Bärnwart, das sagen Sie so nachher!" meinte sie.

Er sah sie an, machte scherzhaft finstere Augen und entgegnete: „Können S i e auch 'mal eine Redensart ausgeben? Lächerlich und unglaublich! — Übrigens wirken Sie allein. Da haben Sie's! Ich möchte Sie meinetwegen in diesem Kostüm malen; aber das kostet heidenmäßig viel, wie Sie wissen . . ."

Sie lachte übermütig und hatte eine spitze Antwort auf der Zunge, aber eben kam ihr Vetter, brachte einen Bekannten und stellte ihn vor. „Rittmeister von Envelaar, Elinor! Er ist soeben erst von der Bahn hereingekommen. Du siehst: Alles, was man verlangen kann —"

Herr von Envelaar machte eine tiefe Verbeugung. Dann hob er einen Kelch.

„Ich bitte die Damen, mir zu gestatten —"

Elinor Winter überstrahlte ihn mit einem Sonnenblicke. Ihre Rolle erfüllte sie gänzlich, und vielleicht machte es auch Bärnwarts schmeichelhafte Bemerkung, daß sie alles einsetzte für ihr Geschäft. Und das gelang am besten doch einem

ganz Fremden gegenüber, wie es dieser neue Ankömmling war.

Einige der Offiziere hatten sich erhoben und stießen mit ihm an. Vielleicht betrachtete ihn auch Elinor erst jetzt mit Muße. Er war größer als die übrigen, hatte dunkle, ernste, vielleicht etwas harte Züge. Seine Gestalt war schlank, aber sein Rock schloß vielleicht allzu knapp an. Sie sah, während er sein Glas erhob, daß er zwei auffallend große, glitzernde Steine in den Ringen hatte, die er am kleinen Finger der rechten Hand trug.

Jetzt hätte die Frau Staatsrätin mit dem allerbesten Rechte sagen können, daß Elinor Winters Zelt einen tavernenhaften Eindruck mache. Die junge, übermütige Frau von Senkbach hatte so viel Lebhaftigkeit mitgebracht. Seit dieser Schwarm von Bekannten hier Platz genommen, hörte man in kurzen Zwischenräumen immer wieder aufgezogene Flaschen knallen.

Nun kam der Kommerzienrat selbst, eine Brieftasche in der Hand. Als er seine Tochter erblickte, flog ein stolzes Lächeln über sein bleiches, von früh ergrautem Backenbart umrahmtes Gesicht. Auch er sah es: sie war die schönste von allen. Jane rief ihn flehend an. Mit einem komischen Seufzer legte er eine große Banknote auf den Tisch.

„Papa, wir können aber nichts herausgeben —!"

„Es ist ja gleich! Ich bin nun einmal schon fertig — geplündert, aber habe meine Pflicht erfüllt," sagte er lachend. „Wollt Ihr die Tasche gleich mit dazu behalten? Nun ist sie leer —"

„Bravo!!"

„Guten Abend, Onkel Theodor!"

„Je, Paul, da bist Du ja!"

„Ich habe Grüße von allen und sollte anfragen, womöglich abmachen, ob Sie mit Elinor kommen —"

„Nach der Rückkehr vom Bade; gut. Aber vielleicht kommt Elinor allein. Über mich kann ich noch nichts bestimmen — Ah, sieh da, Haußmann, endlich!"

Gaston Haußmann. Er kam in einem langen, grauen Schoßrock, grauem Zylinder, weißen Gamaschen. Sein hoher Hemdkragen leuchtete. Gaston Haußmann, der perfekteste der Perfekten. Man kann eine Garden-party entsprechenderweise nur in diesem Anzuge besuchen. Er wußte es aus England. Haußmann trug einen Strauß von Orchideen in der behandschuhten Rechten und präsentierte ihn den Damen zum Gruße.

„Das Letzte, was Frau von Stahlhof in ihrem Blumenstand gehabt hat," sagte er mit vornehmem Lächeln und setzte hinzu: „Man sollte meinen, die Blumen seien aus purem Golde!"

Zwei kleine Mißtöne flogen durch die Luft, einer nach dem andern. Dem Kommerzienrat gab es jedesmal einen ganz kleinen, aber deutlichen Stoß, wenn ihn Herr von Essenbach, der doch sein Neffe war, mit Sie ansprach, und doch war er zu stolz, es selbst anders zu verlangen, ebenso, wie wenn Pauls Vater, der Vetter seiner verstorbenen Frau, „mein lieber Winter" zu ihm sagte. Und Elinor empfand die Bemerkung Gaston Haußmanns einen Augenblick lang fast wie eine Beleidigung. Es war doch kein Witz, ihnen zu erzählen, daß er für die Orchideen eine verrückte Summe ausgegeben hatte. Jedem konnte es vielmehr äußerst gleichgültig sein, wieviel und wofür Gaston Haußmann sein Geld hinauswarf. Sie fand es geschmacklos, daß er drauf aufmerksam machte, und schob mit verborgenem Unwillen den Strauß von sich fort, den er gerade vor sie und nicht vor Jane hingelegt hatte.

Bärnwart, der dabei stand und sich eben eine Zigarette anzündete, bemerkte diese Bewegung. Er sah Elinor an, ihre Blicke begegneten sich, und der Maler ahmte mit einer Miene des Verständnisses ihre Geste verstohlen nach und schnitt eine kleine Grimasse dazu. Darüber errötete sie doch ein wenig und wandte sich rasch ab.

Envelaar zog Gaston ein bißchen beiseite. „Sage mal, Haußmann, orientiere mich ein wenig! Dies also ist Elinor Winter. Einfach ein entzückendes Ding —"

„Ja, ja —"

„Superb! — Und die kleine, dunkle, träumerische?"

„Jane Simonsen —"

„Hm! — Etwas semitisches Blut?"

„Von Vaters Seite."

„Man sieht es. Aber sehr interessant."

Damengesellschaft war nun auch hin-

zugekommen. Frau von Stahlhof zeigte voll Stolz ihren schwergefüllten Ridikül.

„Es sind auch Banknoten, liebe Kinder! Mein Stand ist bis auf das letzte Hälmchen ausverkauft —“

Elinor meinte: „Wir haben noch immer ein paar Flaschen übrig. Aber auch wir werden wohl fertig werden —“

Dies Wort fing Envelaar auf und winkte einem der Diener. Ein Pfropfen knallte wieder. Ali Senkbach rief: „Ach, wie mir das gefällt, wenn man den Pfropfen knallen läßt; wozu ist er denn da?“

„Ich sehe ein paar Studenten —“ sagte Jane Simonsen.

Ihrer drei kamen über die Wiese heran. Sie schlenderten etwas unschlüssig, blieben hie und da stehen und besahen sich das Treiben.

„Diese Millionenhütte lockt mich eigentlich gar nicht,“ sagte der dicke Wennig.

„Ihr sollt bloß die zwei reizenden Mädels sehen,“ erklärte Ecker.

„Ja, und Sekt! Laßt mich zufrieden,“ remonstrierte Wennig schwächlich, „das kostet ein Heidengeld —“

„Seht mal, sogar Seine Hoheit, Herr Gaston Haußmann!“

„Der Affe —!“

Fräulein Elinor Winter begrüßte die Herren in den grünen Bummlern mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit. „Ich dachte schon, Sie kämen gar nicht mehr!“ sagte sie zu Ecker.

Ecker wurde auf einmal dunkelrot; es war gerade, als ob ihm dieses schöne Mädchen mit den blitzenden, übermütigen Augen damit hätte sagen wollen, daß sie sich seiner erinnert habe.

Althans stieß indessen direkt auf Gaston Haußmann und mußte ihn grüßen, weil sie sich flüchtig kannten. Eine sehr kühle Begrüßung. Gaston Haußmann wandte sich zu Paul. „Wie kommt Ihre Cousine zu dieser Bekanntschaft?“

Dann sah Elinor, wie Bärnwart und Ecker zusammen sprachen. Auch sie mußten sich kennen.

Die Musik im Kiosk begann mit einem lärmenden Unisono einen Marsch.

Der Marsch klang aus, und das Publikum löste seine stillstehenden Gruppen, zog an den verwüsteten Hütten vorüber, auf die man so viel Phantasie verschwendet hatte und die ein gar so kurzes Scheinleben geführt hatten. Die Menge bewegte sich langsam den Ausgängen zu.

Jane Simonsen lag erschöpft in einem Sessel. Ein paar Offiziere bemühten sich um die Wette, ihr den Hof zu machen. Envelaar erbot sich, Elinor beim Zählen der Kasse behilflich zu sein. Aber, ach nein! Das sei gar zu langweilig! sagte sie. Sie goß den klingenden Haufen mit beiden Händen in ein Kästchen und sperrte es ab. Das Fest war zu Ende. In langen Reihen fuhren die Wagen vor dem Garten auf und davon. Die Musik marschierte hinaus und spielte noch einmal einen Marsch. Der Abend sank. —

Im Zelte räumten die beiden Lakaien auf. Sie packten Gläser, Tellerchen, Servietten, Eiskübel in große Körbe und rissen das drapierte Zeug vom Schenktische herunter. Wilhelm trank eine halbe Flasche leer, die er noch vorfand, und schmetterte sie dann grinsend gegen einen Pfosten, daß ihr Hals klirrend absprang. Wilhelm fand auch das Orchideenbukett, das Fräulein Elinor unachtsam hatte liegen lassen, und eignete es sich an. Er wollte es Mariechen bringen! — Was liegt der Herrschaft an dem Strauß!

2.

Sechs Wochen danach kam Elinor Winter nach Essenbach.

Auf dem Gute lief das Leben still, etwas einförmig von der Spule. In den ersten Tagen dachte Elinor sehnsüchtig an das lebhafte Treiben in Ostende. Darauf empfand sie die Ruhe wie etwas Träge-Wohltuendes, das gleichsam neue Saiten auf den Bogen ihres Daseins aufzog, und endlich kam ihr vor, als beginne sie sich einzugewöhnen.

Einstweilen also befand sie sich noch in jenem ersten Drittel ihrer Stimmung. Sie entbehrte die jüngste Vergangenheit. Es waren doch schöne Wochen gewesen, ganz durchweht von der Kraft und dem Salzhauch der Nordsee. Sie war eine kräftige, gewandte Schwimmerin und hatte den lauten, erregenden, schäumenden Kampf mit den Wellen genossen. Hier entbehrte sie gleichsam Sonne, Luft und Freiheit. Es war wie etwas Wil-

des, etwas herrlich wohltuend Wildes gewesen am Meere. Sie liebte seinen Glanz, seine Farbe, seine Kraft, seine Größe, seine Unbändigkeit. Hier war alles so unbegreiflich ruhig —

Das bescheidene Gutshaus von Essenbach lag unweit des kleinen Sees. Und alle seine Fenster blickten auf grünen Wald, Gartenwiesen, grünes Gelände; es war beinahe langweilig, so einförmig war das Grün. Aber fast alle Fensterladen standen bis gegen Sonnenuntergang geschlossen. Tante Coralie fürchtete die Sonne, fürchtete jeden Luftzug, war überhaupt in beständiger Angst, daß einem etwas zustoßen könnte. Der Onkel saß den ganzen Tag bei seinen Büchern, Paul hatte eine so spaßige, noch nicht geklärte Art zwischen verabschiedetem Offizier und werdendem Landwirt, und Marianne war noch gar zu jung, erst vierzehn Jahre! Elinor liebte alle diese Menschen, und es waren ihre einzigen Verwandten. Aber doch fühlte sie sich nicht ganz ungezwungen in ihrer Gesellschaft. Sonderbar war es, aber dennoch eine Tatsache: niemals stand sie ihrem Vater so nahe und niemals fühlte sie einen solchen Unterschied zwischen ihnen und ihren Verwandten, wie bei diesen Gelegenheiten.

Und wenn Tante Coralie in einer gewissen Art unvertraut tat gegenüber den Verhältnissen des Kommerzienrats, fühlte Elinor gute Lust, von seinen Verdiensten, von der Großartigkeit seiner Unternehmungen zu sprechen, obwohl sie selbst sonst sich nicht viel darum kümmerte. Es war auch eine Art von Blutstolz, wenn sie von der Arbeit und von der Energie ihres Vaters sprach. Und dann war sie nahe daran, der Tante gegenüber sogar eine gewisse Überlegenheit zu fühlen. Oder eigentlich war es nicht Tante Coralie, sondern eine ganze große Klasse von Menschen, vor deren Art und Weise sie ihren Trotz erwachen fühlte.

Sie sagte einmal zu ihrem Vetter: „Ich weiß ganz gut, daß ich ein bißchen verwildert bin in meinem Wesen! Ich war erst zehn Jahre alt, als die arme Mutter starb! Danach haben nur diese schrecklichen Fräulein an mir herumexperimentiert. Es ist ein Jammer, wenn ich nur daran denke! Was für Wesen, wenn ich ihre lange Reihe durchgehe! — Vielleicht bin ich darum im Grunde gar nicht erzogen worden."

Sie waren auf dem Wege zum See, es war heiß, und sie gingen langsam. Elinor trug ein weißes, einfaches Kleid, schwenkte ihren breiten Strohhut in der Rechten und hielt mit der Linken ihren feuerroten Sonnenschirm über ihr locker geknotetes Haar. Paul hatte seinen Malkasten bei sich und wollte sie vorerst auf den Hügel führen, von dem man eine hübsche Aussicht genoß.

„Zum besten Teile erzieht man sich selbst," sagte Paul. „Man kann fortwährend sein Leben formen für die Eindrücke, die man nach seinem Empfinden braucht —"

„O nein! Das kann ich nicht glauben!" rief sie aus. „Die stärksten Eindrücke kommen ungerufen und weil unsere Natur danach ist. Was den einen nicht berührt, wirkt auf den andern bis in die Tiefe. Nichts kann man dafür oder dagegen tun —"

Darauf schwieg er.

„Zu was werden denn wir armen Dinger erzogen?" sagte sie. „Wir warten auf den Mann. Einmal wird ja einer kommen, der mich gerne hätte, wegen meines Vaters Gelde vielleicht —"

„Gott bewahre Dich, Elinor —"

„Oder man heiratet, weil man gerade von etwas Äußerlichem bestochen wird," fuhr sie fort. „Die Prinzessin hat den Ritter auch nicht genommen, weil sie ihn geliebt hat. Bloß weil er den Drachen umbrachte —" Sie lachte kurz.

Er sah sie von der Seite an und schwieg.

Elinor bemerkte diesen Blick und wußte, was darin lag. Sie kannte das ausgeglichene, ruhige Wesen Pauls. Es war etwas darin, das sie zum Widerspruch reizte. Schon das Wort von den „ausgeglichenen Charakteren". In Essenbach lag etwas von diesem Elemente breit, ein wenig schläfernd durch die Luft gegossen. In diesen Tagen hatte sie oft gedacht, daß eine aufreizend wohlgeordnete Stille und Regelmäßigkeit das Leben der Essenbacher einschließe. Jetzt zum Beispiel hätte sie Paul beinahe vorgeworfen, daß

er immer fertige Erklärungen zur Hand hätte, als ob ihn gar nichts zu überraschen vermöchte. Als ob niemals etwas mit der köstlichen Kraft des Unerwarteten über einen kommen könnte, das wirklich erobert, zwingt, entzückt, entfesselt oder unterjocht. Fehlt den ganz fertigen Menschen nicht gar vieles?

Oben, auf der Höhe des Hügels, die sie jetzt erreicht hatten, stand ein behauener Pfosten. Paul sagte, daß er einmal einen Querbalken getragen. Ein altes Holzkreuz hatte hier gestanden, weiß Gott, seit wann. Plötzlich öffnete sich dem Blicke die Aussicht auf den See hinab. Einst hatte ein Erdsturz die Hälfte des Hügels hinuntergerissen; frei konnte man darüber hinwegsehen. Aber während sie sich unter ihrem roten Sonnenschirme ins blühende Heidekraut gesetzt und Paul seinen Malkasten geöffnet hatte, konnte er doch nicht bleiben, ohne ihr alles, was sie sahen, zu erklären.

„Wir müssen himmelweit verschiedene Naturen sein, Vetter —" sagte sie nach einiger Zeit.

„Ich glaube, daß man Dich falsch beurteilt ..."

„Wer und in wiefern?"

„Jeder, denke ich, der sich mit Dir beschäftigt ... Du selbst voran —"

„Ich selbst sollte mich falsch beurteilen?"

„Ja, das glaube ich —"

„Ach! — Gib mir also eine Erklärung. Keine Phantasie, nichts Poetisches! Sag' einfach, wie Du's meinst —"

Ihr Blick suchte über den See hinüber, und ehe Paul antwortete, fragte sie: „Sind das die Giebel von Wied, die dort herübersehen?"

„Ja."

„Ist Haußmann im Sommer immer da?"

„Zeitweise. Warst Du nie in Wied?"

„Nein!"

„Möchtest Du einmal hinüber?"

„Es liegt mir nichts daran —" Sie wunderte sich, daß Paul so ruhig von dem ehemaligen Besitz seiner Familie zu sprechen vermochte, und platzte heraus: „Höre, an Deiner Stelle käme ich nie—mals auf diesen Hügel herauf! Ich könnte nicht ertragen, die Dächer von Wied zu sehen —"

Nach einer Pause: „Wieso glaubst Du, daß man mich falsch beurteilt?"

Er zögerte. Und sie drang nicht weiter in ihn ...

„Ich möchte den kleinen See im Winter sehen," sagte sie. „Ein guter Platz zum Schlittschuhlaufen."

„Komm einmal!" rief Paul.

„Vielleicht, einmal —"

Marianne kam mit dem Fräulein, und während die drei Frauen an den See hinabgingen, um zu baden, blieb Paul zurück. Solange er die Gestalten der Abwärtsgehenden zwischen den Bäumen erscheinen und verschwinden sah, blickte er ihnen nach.

Man wirft im Gespräche achtlos ein Wort hin, es fällt durch unsere Rede wie ein Steinchen am Abhang, und erst wenn wir das Wort laut vernehmen, weckt es die Gedanken, die ihm folgen müssen, lockert sie da und dort und reißt sie mit auf seinen Weg. Was er ihr wohl zu sagen gefunden hätte, wenn sie darauf bestanden zu erfahren, wieso man sie falsch beurteile, auch sie sich selbst? Jeder Mensch ist an irgend einer Seite seiner Seele unergründlich. Es ist wie an den Felsbergen. Irgend eine Seite des Gipfelturmes trotzt auch der Kraft und Gewandtheit des Kühnsten. — Dann führt das Leben Menschen zusammen, deren Bund einem wie der unfaßlichste Irrtum erscheint. Man möchte sie warnen und beschwören, — öffne doch Deine Augen, tritt doch zurück von dem fürchterlichen Abgrund! Sie aber sehen uns lächelnd an: Du irrst Dich, meine Liebe ist kein Abgrund! Diesen liebe ich und sonst keinen. Wir verstehen uns. Und Du, armer, fremder Dritter, der Du uns bei unserem Feste so gleichgültig bist, weil die Liebe ein so entzückender Egoismus ist, spare Dein Gefühl und lasse uns mitsammen wandeln ...

Wied, da drüben.

Als Gaston Haußmann vor ein paar Jahren nach Hause gekommen war, hatte er eine Zeitlang Elinor umworben. Es war köstlich, zu sehen, wie er es machte. Aber bald hatte dies Pauls Herz beunruhigt, mochte er sich tausendmal sagen: Der kann es doch nicht sein. Und zum Glück war es der auch nicht gewesen, und die alte Jugendliebe Pauls konnte wieder friedlich in seinem Herzen

weiterſchlummern. Und ſchweigen, wie bisher. — — —

Und doch dachte er ſie beſſer als ſonſtwer zu verſtehen. Er verſtand auch, wie ſie zu ihrem Vater neigte. Trotzdem ſo ſtarke Gegenſätze, ein ſo angeſpannter eigener Wille und manchmal beinahe ein wenig Befremdung zwiſchen ihnen zu liegen ſchienen. Sie gelangte aber, ohne es zu wiſſen, immer auf das Beiſpiel ihres Vaters, wenn ſie die Eigenſchaften verriet, die ihr am höchſten ſtanden und die ſie bewunderte. Sie ſprach gern von kräftigen, raſchen Entſchlüſſen und entſchiedenem Handeln, auch wenn es ein wenig rückſichtslos ausfallen mußte. Paul merkte wohl, wie ſie oft mit Abſicht von dem kalten, großzügigen Unternehmungsgeiſte des Kommerzienrats bewundernd ſprach, als wollte ſie ſagen: Ihr alle habt das nicht. Ihr ſeid kleiner, ſchwächer, unbedeutender als er. Zwei- oder dreimal im Scherze hatte ſie Paul auch daran gemahnt, daß ſie keine „Eſſenbachſchen Züge" an ſich trage. Das klang, als preßte ihr Stolz es ihr ab, als wieſe ſie damit ein Geſchenk zurück, das man ihr überflüſſigerweiſe machen wollte. Manchmal rief ſie mit kränkendem Mutwillen derartige Widerſprüche wach, daß Tante Coralie ſchweigend und enttäuſcht den Kopf ſchüttelte, und der Freiherr wortlos verblüfft dreinſah, bis er mit der Höflichkeit des alten Kavaliers das Geſpräch in andere Bahnen zu lenken verſuchte.

‚Und doch, und doch, fehlt ihr eines bloß!' dachte Paul und erhob ſich mit einem leiſen Seufzer. ‚Nur eine Liebe, die vertraut ... Aber der Mann, dem ſie beſtimmt ſein ſoll, darf nicht ein einziges Korn von allem Golde Onkel Theodors brauchen ... Dies ſchnöde Gold! ... Ich wollte, ſie beſäße nichts, — wie Marianne zum Beiſpiel, — und Mariannens Bruder ...'

Er ſchlug denſelben Weg ein, hinab zum See. In einiger Entfernung von der Badehütte lag ein Boot, in das weiche Moos des Ufers heraufgezogen. Er ſchob es ins Waſſer, ſprang hinein und ruderte langſam hinaus.

Elinor und Marianne waren weit in den See geſchwommen. Bis das Fräulein, das eine Strecke zurückgeblieben war, ängſtlich ſie angerufen hatte. Paul hörte die Rufe, die ſie wechſelten, aber nur ab und zu nahm er einen der Köpfe wahr, denn vorne auf dem Waſſer lag die Sonne ſo grell wie auf einer Spiegelfläche, und bei jedem Ruderſchlage zuckte ihm ein blendender Lichtſtrahl quer über die Augen, daß er nichts zu ſehen vermochte.

Nun fühlte auch Elinor ſich müde, aber wieder war es ihr Eigenwille, daß ſie keine Leiſtung fremdem Befehle unterwerfen wollte, und während ſie Marianne umkehren hieß, ſchwamm ſie weiter.

„Biſt Du nicht allzuweit heraußen?" ſchrie Paul, als er genügend nahe war. „Du wirſt viel Arbeit haben, zurück —"

Sie wendete nach ihm hin und näherte ſich langſam dem Boote, während er ihr entgegenruderte. „Es iſt wie ein kleiner Kampf — gegen die Ermüdung; es tut mir wohl — zu probieren," ſagte ſie, nun dicht neben ihm. Aber er hörte, daß ihr Atem ſchwer ging, und das Lächeln, womit ſie auf ihn ſah, während der Rand des Bootes ganz knapp an ihrem tief auf dem Waſſer liegenden Kopfe vorüberglitt, ſchien ihm etwas gezwungen. Plötzlich hatte er Sorge und meinte: „Willſt Du bei mir ein bißchen raſten?"

Sie haſchte mit dem rechten Arme nach der Bootkante empor, zog ſich auch mit der Linken etwas in die Höhe, atmete tief auf, nickte, ſah über die funkelnde Waſſerfläche zurück und wiſchte ein paar naſſe Haare fort, die unter ihrer Badekappe hervorgekommen waren. Leiſe ſchaukelte der Kahn.

Die funkelnde Sonne lag auch auf Elinors bloßen, runden Armen, deren zartblaſſe Haut unter leiſe rieſelnden Tröpfchen ſchimmerte. Weiß und ſchimmernd war auch ihr Nacken, und es gab ihrem Kopfe eine ſeltſam knabenhafte Rundung und einen ungewohnten Reiz, daß die Kappe ſo feſt darum anſchloß. Paul ſah auf ſie herab. Da erblickte er auch rätſelhaft mit dem Waſſer vermiſcht und von der Farbe des Waſſers gefärbt die ſchlanken Formen ihres ſchönen und geſunden Körpers; er ſah ihre weißen Füße leiſe im blaugrünen Waſſer ſchaukeln. Das Blut ſtieg in ſeine Schläfen.

In diesem Augenblicke hob sie ihre blanke Stirn wieder gegen ihn empor und öffnete die Lippen, wie um etwas zu sagen. Aber mit einem Male schienen ihre Augen seine Empfindung zu erraten. Sie holte mit der flachen Hand über die Wasserfläche aus, lachte auf, spritzte einen kleinen Tropfenregen über die Bootskante auf ihn hinüber, gab sich mit der Linken einen Abstoß von der Bordwand und tauchte unter. Noch so weit heroben, daß sich die Lichtstrahlen an ihm brachen, gelenk und behend, bog und senkte sich ihr Körper, und Paul konnte denken, daß sie unter dem Boote fortwollte. Er wandte sich rasch nach der andern Seite, das Boot erhielt einen kleinen Stoß, den er wie ein Zittern unter seinen Fußsohlen spürte. Aber Elinors Kopf tauchte nicht wieder auf. Ein paar Sekunden vergingen. Noch einmal fühlte er den gleichen Ruck am Kiele, diesmal kurz und heftig. Und mit einem Male durchfuhr ihn ein Blitz von tödlicher Angst und vollkommene Klarheit dessen, was vorging. Sie wollte unter dem Boote hindurch, sie ist mit ihrem Gewande an einem Nagel oder irgend etwas hängen geblieben; sie vermag sich nicht davon loszureißen! Der schreckliche Gedanke war eins mit seinem Entschlusse. Er sprang auf und schleuderte seinen Rock von sich, um sich ihr nachzustürzen. Sein Herz stockte beinahe vor plötzlichem Grauen.

Da sah er ihren Kopf wieder auftauchen.

Sie drehte ihn nach dem Boote hin.

Ihre Wangen waren weiß; und dennoch irrte eine Bewegung, die wie ein Lächeln aussah, über ihr Gesicht. Sie hatte die Kappe verloren. Ihr triefendes Haar war locker geworden, lag glatt und dunkel auf ihrem Scheitel und klebte aufgelöst um Hals und Wangen, daß es ihr ein fremdes, beinahe unheimliches Aussehen verlieh. Nun schüttelte sie das nasse Haar und sah nach Paul hin. Da stand er aufrecht in bloßen Ärmeln und rief: „Um Gottes willen, — was war mit Dir, Elinor?“ Abwehrend schüttelte sie den Kopf. Dann schwamm sie mit kräftigen Stößen ans Ufer und verschwand in der Hütte.

Er aber ergriff die Ruder und fuhr in großer Erregung ans Land.

Auf dem Heimweg gingen sie eine ganze Weile schweigsam hinter den beiden andern her. Elinor ging langsam, und als sie ein wenig zurückgeblieben waren, fragte sie: „Wolltest Du mir eigentlich nachspringen? — Du standest so sonderbar verblüfft da ... Auf einmal sah ich Dich in Hemdsärmeln wieder!“

Er schien nur darauf gewartet zu haben, daß sie ihm einräumte, davon zu sprechen. „Ich war sehr erschrocken,“ entgegnete er. „Sag', was war eigentlich geschehen —?“

Sie antwortete nicht gleich. „Gar nichts,“ meinte sie dann, seltsam betont.

Die kurze Antwort setzte sich in ihm zu einer fast schmerzlichen Empfindung um. Sie dürfte ihm nicht derart ausweichen, sie würde es nicht, wenn sie wissen könnte ...

Und wieder nach einer Weile, mit ihrem Lächeln, das oft gemischt schien von Unsicherheit und ein wenig Spott: „Wenn Du befürchtet hast, es könnte mir etwas zugestoßen sein, warum bist Du mir nicht sogleich nachgesprungen?“

Er blickte ihr so ernst in die Augen, daß ihr Lächeln verschwand.

„Eben im Augenblick, da Du wieder auftauchtest, war ich im Begriff, es zu tun,“ erwiderte er einfach.

Sie sann und meinte sodann etwas schüchterner: „Am Ende wärest Du mein Lebensretter geworden —“

„Liebe Elinor —!“ rief er aus.

„Ich denke nur,“ fuhr sie fort. „Es muß übrigens furchtbar unbequem sein, einen Lebensretter zu haben ... Glaubst Du nicht auch ... Aber ich bitte, sprich nicht von diesem kleinen Ungeschick —! Tante Coralie ist ja so ängstlich ...“

* * *

Die Baronin war, seit sie Elinor zu Gaste hatten, eigentlich in einer beständigen, verschwiegen wogenden Aufregung. Seit Elinors Geburt hatte sie wie an ein aus der Ferne und nebelhaft, aber doch erkennbares Ziel daran gedacht, daß die Tochter der Cousine ihres Mannes einmal ihre eigene werden könnte. Das Essenbachsche Vermögen war schon stark zusammengeschmolzen, als der reiche Theodor Winter, ein Selfmademan und kühner Vorwärtsschreiter, um Eleonore

von Eſſenbach anhielt, mit jener zwingenden Entſchloſſenheit, mit der er ſtets den letzten Schritt zu einem vorgenommenen Ziele zu machen pflegte. Wenige Jahre darauf war Schloß Wied verkauft worden und der Freiherr gezwungen, ſich mit den Seinen in Eſſenbach einzuſchränken. Und wieder kurz darauf war Eleonore Winter bei der Geburt eines toten Knäbleins geſtorben. Dies rückte die heimlichen Phantaſien der Baronin in ein ganz neues Licht.

Warum ſollte eigentlich Elinor nicht Pauls Frau werden können? Schon der Umſtand, daß die verarmten Eſſenbachs einen Millionär zum Vetter bekommen hatten und daß dieſem weitere Erben verſagt geblieben, war eine unmißverſtändliche Fügung. Wie oft hatte auch die arme Eleonore gemeint, daß die Kinder ſich gut miteinander vertrügen! Was ſollte Elinor beſſeres finden können?

Noch niemals war ſie von all dem ſo ſehr erfüllt geweſen, wie bei Elinors gegenwärtigem Beſuch.

Allein die unverſtändigen Umſtände ließen es dennoch zu nichts kommen. Plötzlich war der letzte Tag von Elinors Aufenthalt angebrochen. Jane Simonſen und der alte Herr Simonſen trafen zu Mittag ein, um den lieben Gaſt zu entführen. Und am Nachmittag, kurz vor ihrer Abfahrt, kam eine ganze Karoſſade in den Hof gefahren, voraus Frau Ali von Senkbach mit dem Regierungsaſſeſſor Heim in einem Gig; Ali ſah aus wie ein kleiner glitzernder Schmetterling und Herr von Heim wie ein glattraſierter, wohlgenährter, aber verliebter amerikaniſcher Dandy. Ihnen folgte, mit den berühmten vier Rotſchimmeln beſpannt, Gaſton Haußmanns Mailcoach, rot von den Felgen bis zum Kutſchbock. Im Nu war der Hof voll von Menſchen, Pferden, Wagen, Herren und Dienern. Elinor und Jane liefen neugierig hinaus. Paul half Ali vom Wagen. Der Freiherr kam etwas langſam und verlegen, mit ſeiner ſtillen, unauffälligen Art, Papa Simonſen ſtand auf der Terraſſe und bemühte ſich, die Ankommenden durch ſeinen goldenen Kneifer zu erkennen; Marianne war außer ſich vor Vergnügen. Die Geſchirre glänzten, die Pferde ſtampften und wieherten, die Lakaien machten ſich geſchäftig, und die Baronin ſtand eine Weile wie gebannt auf der Schwelle des Gartenzimmers und ſah ſich das Schauſpiel mit gemiſchten Gefühlen an und mit der Aufregung, in die jeder unerwartete Beſuch ſie verſetzte. Sie fühlte, wie ſehr dies reiche, bunte Bild in den kleinen Schloßhof von Eſſenbach paßte, aber ach, gleichzeitig fühlte ſie nur allzugut, daß es bloß von außen, gelegentlich kam und lauter fremder Reichtum war. Und dann gab es ihr auch jedesmal einen kleinen Stich, wenn Gaſton Haußmann von Wied herüberkam. Vielleicht aber auch nur, weil er ſo ſelten den Weg fand. Auch heute hatte er einen zufälligen Anlaß, denn —

„Fräulein Winter!“ hörte die Baronin ihn ausrufen. „Wir hatten bis heute keine Ahnung, daß Sie hier ſeien! Es iſt grauſam von Ihnen, ſich ſo verſteckt zu halten. Hätten Sie doch einen einzigen Wink nach Wied gelangen laſſen! Ich habe ſeit einer Woche ſo liebe, heitere Gäſte bei mir —!“

„Heim!“ rief Ali Senkbach entſetzt aus und übertönte Gaſtons Stimme. „Paſſen Sie doch auf — Sie hängen an meinem Ärmel feſt!“

Die Baronin reichte allen die Hand. Ob ſie Tee nehmen wollten?

„Nein, o Gott, bei dieſer Hitze!“ jammerte Ali. „Wir bleiben auch nur wenige Minuten — nicht wahr, Haußmann? Es war bloß ein Scherz, en passant. Wir beunruhigen Sie furchtbar, beſte Frau von Eſſenbach.“

Gaſton Haußmann hörte nicht. Er zeigte ſoeben Elinor den Mailcoach und die Pferde, „die vier von Wied“, wie er ſie nannte. Und Elinor erzählte, daß ſie noch niemals auf einem ſolchen Ungetüm von Wagen geſeſſen hätte. — „Wie, noch nie?! Aber dann müſſen Sie ja gleich“ — und Gaſton Haußmann hielt ihr mit haſtiger Bereitwilligkeit die Hand zur Stütze hin. „Soll ich? —“ „Weshalb nicht? Wir fahren nur fünf Minuten auf die Straße hinaus, bis dort, wo ich wenden kann — holla!“

Sie ſaßen beide ſchon oben. Einer der Grooms, der die Stangenpferde gehalten, ſchwang ſich rückwärts auf.

„Nun tuten Sie mal, Philipp, aber feſte!“

Bahnzug in der Kurve. Gemälde von Prof. H. Pleuer.

Gaston wendete die Pferde mit exakter Kunst, wie ein Zirkusfahrer. Die übrigen stoben überrascht auseinander.

„Elinor! Elinor!“ rief Marianne und lief dem Wagen ein wenig nach. „Ihr sollt ja abreisen —“

Als sie allein waren, wurde Gaston Haußmann wieder ernst. Alle seine Aufmerksamkeit schien den Pferden zu gelten.

„Wie?“ fragte er endlich. „Sie sollen abreisen?“

„Ich fahre mit Simonsens. Wir sind eigentlich reisefertig. Ich glaube, wir sollen in der nächsten halben Stunde zur Bahn. Bitte, nicht wahr? Wir wenden nun doch um, sobald es Ihnen nur möglich ist —“

„O, möglich! So schwer geht es nicht, wenn man zu kutschieren weiß, notabene! Sehen Sie, dahier haben wir die Wiese — Soo—o! Jetzt wird es einen kleinen Ruck geben, ich fahre da hinein — Soo—o! Sehen Sie — Jetzt wieder einen kleinen Ruck, da hinauf, zurück. Na, was ist denn das wieder!“

Die Vorauspferde wurden unruhig. Es sah einen Augenblick aus, als ob Haußmann ängstlich würde. Aus irgendwelchem Grunde, aus seiner Haltung, aus seiner Stimme hatte Elinor plötzlich den Eindruck, als könnte er sich fürchten. Es war sonderbar . . .

„Philipp! Sie haben die Bremse wohl nicht ganz los!“ sagte er, halb zurückgewendet. „Nun sind wir in einer Minute wieder auf dem Hofe. Und dann: Es fällt mir etwas ein! Wenn Sie erlauben, werden wir alle Sie zum Bahnhofe begleiten — wir haben noch eine Menge Plätze da oben. Es wird sehr nett! Bitte darum —“

„Ja, weshalb nicht?“

„Oder wollen Sie vielleicht lieber selbst kutschieren, im Gig? Macht es Ihnen Spaß? Frau von Senkbach überläßt Ihnen gewiß mit Freude —“

„Nein, nein, nein!“ sagte Elinor.

Sie kamen in den Hof zurück. Und es war hohe Zeit aufzubrechen. Die Baronin umarmte Elinor mit heftiger und schmerzlicher Rührung. Doch Elinor versprach, wenigstens im Winter einmal zu kommen, wenn der See gefroren wäre.

„Vergessen Sie das nicht,“ warf Gaston Haußmann ein, der das Versprechen gehört hatte.

Ali Senkbach mokierte sich nicht übel.

„So kommen Sie doch, Heim!“ sagte sie, auf dem Gig Platz nehmend. „Hören Sie! Was für ein Einfall, daß wir alle wegen Elinor Winter die Reise bis zum Bahnhof machen müssen! Staffage stehen! Ich finde es einfach geschmacklos —“

4.

Die Tage wurden kurz und kühl.

„Mein Gott, wie es schon herbstlich ist und bald Winter wird!“ sagte Jane Simonsen einmal klagend. „Warst Du mit Deinem Sommer zufrieden, Elinor? Mein Gott, wie schön ist der Sommer! Aber ich glaube, Du bist mehr für die Menschen und die Welt gemacht, Elinor. Du mußt die Menschen lieber haben als die Natur, denke ich —“

„Lieber haben?“ sagte Elinor. „Ich begreife das Wort nicht, bei so verschiedenen Dingen. Die Natur habe ich lieb, und die Welt interessiert mich. Und die Menschen sind oft so schrecklich kurios. Bei ihnen ist alles Erleben und Bewegung. In der Natur steht alles an seinem Flecke. Ein Hügel rührt sich niemals weg. Eine Blume stirbt, wo sie hervorgewachsen. Ein Baum wird hundert Jahre alt an der Stelle, wo sich sein Keim in die Erde gewühlt hat. Denk nur an einen See, wie er still liegt, immer und ewig in seiner Mulde. Es gibt nur eines in der Natur, das dem Menschen und seinem Herzen ähnlich ist. Das Meer —“

„Gestern sind wir Fritz Althans begegnet,“ sagte Jane. „Er grüßt immer so fremd . . . Albertine war ein gutes Mädchen. Wenn ich Althans sehe, muß ich immer an die Tanzstunden von Madame Arnd denken und wie wir uns dabei gut unterhielten. Er war damals mit seiner Schwester oft bei uns. Das ist ganz anders geworden —“

„Es gibt Leute, denen wir zu reich sind,“ meinte Elinor kurz.

„Deshalb?!“

„Also,“ sagte Elinor, „Du kannst Dir nicht vorstellen, daß Reichtum etwas Abschreckendes ist —“

Nach einer Weile setzte sie hinzu: „Ich denke mir, gewiß kann man wegen

Reichtum nicht geliebt werden, nämlich wirklich geliebt — aber ganz gewiß kann man wegen Reichtum sogar gehaßt werden. So denke ich mir —"

„Weißt Du was?!" sagte Jane. „Gaston Haußmann hat sich gestern sehr um Dich bemüht! Mir ist vorgekommen, als ärgerte sich Ali Senkbach darüber. Sie will alle die Herren für sich haben."

„Ach, bah!"

„Er kommt jetzt auffällig oft; auch zu uns, weil er denkt, daß er Dich trifft.

„Unsinn!"

„Weißt Du übrigens, daß er einen neuen Gast bei uns eingeführt hat?"

„Nein —"

„Jenen Offizier, der damals stracks vom Bahnhof in den Park gekommen ist. Enwelaar heißt er. Paul hat ihn uns vorgestellt."

„Ah, der große, schwarze? Kommt der nun für Dich, Jane?"

„Aber, Elinor — Übrigens: Wie schade, daß wir Paul nicht mehr hier haben —"

Darauf entgegnete Elinor nichts.

Und wieder nach einer Pause meinte Jane: „Ich bin überzeugt, daß seine Mutter daran denkt, Ihr beide könntet ein Paar werden —"

„Da kann ich ihr doch nicht helfen!" rief Elinor. „Ach, mein Gott, warum sagst Du das eigentlich so gern? Ich begreife es nicht ... Man muß ja Paul schätzen. Jedermann tut es. Alles wird er immer so machen, daß man ihn loben muß. Er ist uns auch so anhänglich. Sicher bin ich, daß wir immer auf ihn zählen können. Für mich ginge er durchs Feuer — oder er spränge ins Wasser, wenn's nötig ist; das weiß ich ja. Ich bin auch ganz zufrieden, ihn zum Vetter zu haben. Aber es muß doch etwas anderes sein, wenn ... Es kann doch nicht jemand sein, dem man so gut, so gut kennt, seit man nur in der Welt herumgeguckt hat. So gut wie einen Bruder etwa ... Nein, ich denke mir, es muß etwas Fremdes kommen. Es darf beinahe nicht friedlich kommen. Es muß etwas Stürmisches sein, etwas, das uns zwingt. Der Gedanke muß uns selbst gleichsam überraschen, damit wir von ihm besiegt werden. Aber es kann sicherlich nicht so sein, daß man alles schon so gut kennt ..."

„Als ich ihn gestern wiedersah, mußte ich doch daran denken," sagte Jane hartnäckig. „Übrigens haben wir ihn im Aussehen verändert gefunden. Er ist bräuner geworden und auch kräftiger."

„Er macht sich viel zu schaffen in Essenbach," erwiderte Elinor. „Gestern hat er bei uns zu Nacht gegessen, und ich habe ihm Vorwürfe gemacht wegen seines Anzuges!" lachte sie. „Der Knoten an seiner Krawatte war in den Nähten aufgegangen; ich hatte es schon bei Euch bemerkt. Die habe ich ihm abends abgenommen, und er saß im bloßen Hemdkragen da, bis der Schaden gut gemacht war! Siehst Du —!"

„Wie hat es Dein Vater zuwege gebracht, Deine Mutter zu erringen?" fragte Jane.

„Das? Ich glaube, daß ihm alles gelingt, was er will."

„Du bist ihm doch sehr ähnlich, Elinor —"

Als Bärnwart das nächste Mal erschien, mußte er Rat geben, wie man jemand eine Zigarrentasche mit einem Monogramm zukommen lassen könnte. Aber er brauchte nicht zu wissen, für wen die Überraschung gemeint sei. Das müsse ein Geheimnis bleiben. Es handelte sich darum, daß sie dem Studenten Ecker eine kleine Aufmerksamkeit erweisen wollten. Sie waren ihm doch, vom Sommerfeste her, zu Dank verpflichtet.

„Na, wenn Sie nur mit Jane Simonsen beisammen sind!" sagte Bärnwart mit einem komischen Seufzer. „Das beruhigt mich — — Was? Ein Monogramm sollte ich zeichnen? Aber, Beste, das fällt mir ja gar nicht ein! Wenn's noch für mich selbst wäre —!"

Und dennoch schmeichelte Elinor es ihm ab, wie er auch brummte. Und dann wurde der „reizende" Brief geschrieben und die Sendung durch die Frau Färber an ihren Zimmerherrn vermittelt. Von dieser Zeit an, es war sonderbar, fügte es der Zufall so, daß sie Ecker häufig in den Straßen begegneten. Er grüßte immer sehr höflich, ein bißchen heiter, und es war, als ob sie einen neuen Bekannten erhalten hätten. —

Digitized by Google

Der Herbst war da. Er verging aber schnell. Eines schönen Tages lag ein feiner Schleier von Schnee auf den Dächern der Häuser und blitzte wie Reif. Der Himmel wurde kalt und hoch und erblaßte. Da war es mit einem Male Winter. Jetzt schienen sich alle Kreise wieder fester zusammenzuschließen, und die Stadt lebte auf. Denn die Städte haben doch nur im Winter ihr wahres, in den Häusern nistendes Leben. Frühling und Sommer gehören der Ferne und der Freiheit.

Es war ganz richtig, daß alle diese Herren jetzt eifrigere Besuchmacher geworden schienen. Man sah sich immer wieder, bei Simonsens und im Hause des Handelsministers, und auch Kommerzienrat Winter gab seine Einladungen. Hier war es nur etwas schwieriger, weil die Hausfrau fehlte. Und wenn sich der Kommerzienrat auch nicht viel bekümmerte, an eine Form mußte man sich doch halten. Die Frau des Ministers machte manchmal die Honneurs. Das war nur deshalb ein wenig beschwerlich, weil ihre Tochter Quirine sich dann gern als Elinors besondere Freundin aufspielte. Angenehmer war es, wenn die junge Frau von Stahlhof sich dazu hergab, und das tat sie gerne, wenn Elinor darum bat. Frau von Stahlhof war die einzige Dame aus dem adeligen Kreise, die auch in Simonsens Haus kam. Sie machte sich wenig aus Vorurteilen, war gutmütig und heiter und kam mit aller Welt in Freundschaft aus. Nicht einmal Ali Senkbach hatte bisher den Weg zu Simonsens gefunden, trotzdem sie sich so gerne unterhielt, und zu Sturz ging sie auch bloß, weil Dr. Sturz gerade Minister war und deshalb anders zählte.

Es war auch richtig, daß Gaston Haußmann Elinor besondere Aufmerksamkeit schenkte. Das konnte jedermann bemerken. Natürlich merkte es Elinor selber auch. Dabei sah sie, wie Haußmann sich in ihrer Gesellschaft anders als sonst benahm. Nur ganz selten erwähnte er seine Bekanntschaft mit dem Prinzen Schauenstein oder mit dem Grafen Herberswiller oder mit einem Dutzend anderer Grafen und Freiherren. Er übertrieb auch die Gespräche von seinem Rennstall nicht, von seinen Besuchen auf feudalen Schlössern und von den Herbstjagden, die er eben mitgemacht hatte. Herr von Heim erzählte einmal, daß der alte Haußmann in den Adel erhoben werden sollte. Es klang auch nicht unglaublich. Man sprach von sehr großen patriotischen Verdiensten.

Frau Angela von Brandau studierte Elinor. Dies gab sie ganz offen zu. Es war ein Charakter, wie sie sagte, und Frau von Brandau studierte fortwährend Charaktere. Denn sie hatte einen Roman geschrieben, war eine Dichterin und nannte sich am liebsten mit ihrem Pseudonym Angelus von Brand. Sie hatte lange vor aller Welt entdeckt, daß Gaston Haußmann Elinor umwerbe. Wie interessant das war! Zumal der alte Winter und der alte Haußmann ihr Leben lang erbitterte Feinde gewesen waren. Ganz genau war sie auch unterrichtet von der stillen Neigung, die Leutnant Horn zu Auguste von Wieke, der ältesten der drei „Seerosen", gefaßt hatte. Die Staatsrätin hatte es ihr selbst anvertraut. Man hielt dafür, daß die Staatsrätin einer Verlobung nicht mehr entgegen sein werde, nach der Beförderung, die Horn erwartete.

Ein ganz lustiger Winter wurde es. In der Gesellschaft schien wieder mehr Leben. Man fing auch an, von den Unterhaltungen des Karnevals zu sprechen. Und Gaston Haußmann erbat sich von Elinor den Kotillon auf dem Universitätsball, der das erste große Fest sein sollte.

Eines Tages erschien Paul wieder und erinnerte Elinor an ihr Versprechen. Man könnte doch einen Winterausflug zuwege bringen. Nach Essenbach und an den See. Das Eis war spiegelblank.

An einem herrlich klaren Frosttage machte sich eine ganze Gesellschaft auf die kleine Reise. Da Heim von der Partie war, fand sogar Ali Senkbach, daß sie diese nicht versäumen dürfe, und kam mit ihrem Manne, der auf alle Fälle ein paar frische Spiele Karten mitnahm. Vielleicht brauchte man sie. Senkbach spielte seit einiger Zeit wie besessen und verlor zum Verzweifeln. Die Erbtante Brohl sollte schon davon erfahren und darüber gestürmt haben. Aber Senk-

bach vertraute seinem Stern. Das Glück rollt auf einem Rade.

In Essenbach aß man Mittag. Die Baronin hatte wieder Tränen in den Augen, so wirkte dieser Überfall. Trotzdem er diesmal angesagt gewesen war und man Zeit gehabt hatte, sich zu rüsten. Sie umarmte Elinor, so oft es anging. Marianne war toll vor Vergnügen und der Freiherr still, höflich und zerstreut, wie gewöhnlich. Es lag immer ein etwas kümmerlicher Blick in seinen Augen, als ob er die Welt nicht mehr verstünde.

Bei Tische ging es lustig her. Paul war es unmerklich gelungen, seine Mutter davon abzubringen, daß sie sich zu etwas Besonderem aufraffte. Er bemühte sich, daß alles einen Anstrich behielte, als ob man eben auf dem Lande einen Scherz improvisierte. Einmal, als er vom Tische aufsprang und eine Flasche Wein selbst vom Büfett holte, folgte ihm Elinor mit den Augen. Er stellte die Flasche mitten auf den Tisch und sagte: „Wir sind auf dem Lande —" Da empfand sie auf einmal, was er mit seiner Art wollte, und da er gleichzeitig auf und gerade in ihr Gesicht sah, nickte sie ihm zu. O, der gute, alte Paul! Erinnerungen von lustigen Zeiten in Essenbach flogen auf einmal vorüber, von Scherzen und übermütigen Streichen und allerlei Momenten, die einmal köstlich gewesen. Aber wenn man sich in den Zimmern umsah, merkte man auch noch die frühere Armut.

Haußmann hatte einen Plan für sich. Wied sei ja versperrt und liege im Schnee, sagte er. Aber wenn sie auf den See gingen, wollten sie doch auch dort hinüber, wenn ihnen dies paßte. Zwar könne man nicht einmal ins Schloß eindringen, sagte er. Aber er hatte eine Überraschung vorbereitet, und sofort mußte man aufbrechen, denn das Licht währte nicht lange. Sie gingen alle an den See hinab, Miß Bland allein blieb zurück.

Da lag nun der grün-kristallene Eisspiegel, von weißem Flaumrahmen umgeben. Es gab Lachen und Geschäftigkeit, bis alle ihre Schlittschuhe angelegt hatten. Paul war Elinor behilflich, und eine Strecke weit blieben sie die Letzten.

Die Kälte küßte sie auf Stirn und Wangen, und der warme Atem bereifte ihre Wimpern. Es war arg frostig. Elinors Pelzkappe flimmerte, und die kurze, enge Sealskintaille, die sie anhatte, begann wie Silber zu schimmern. Auf Pauls grauer Wollmütze schossen lange, funkelnde Haare an. Seine Wangen wurden rot, und seine Augen leuchteten vor Vergnügen.

„Wie lange her, Elinor —!"

„Seit wir Kinder waren!" rief sie fröhlich.

„Halt fest! — Wie man fliegt!"

„Gib mir Deinen Arm!"

Er legte seinen Arm um ihre Taille.

„Ho—ho — So! —"

„Daß Du da bist!" sagte er.

„Laufen wir ganz ruhig —"

„Gut!"

„Wie die anderen hetzen —"

„Laß sie!"

„Da hinüber?"

„Wir machen den großen Bogen. Paß auf, ein Riß! Hoio —!"

„Dann nach Wied?"

„Meinetwegen, heute!" sagte er. „Haußmann soll das Vergnügen haben. — Elinor —!"

„Was?"

Sie sah geradeaus, sie mußte achten.

„Elinor —!"

Er hatte nichts anderes zu sagen. Er war bloß so erfreut, sie hier zu haben. In langen Bogen glitt er dahin und zog sie mit sich fort. Dann ließ er sie plötzlich los. „Lauf ein paar Schritte voraus!" bat er.

„Weshalb denn?"

„Nur ein paar Schritte! Ich möchte Dich sehen —"

„Kindskopf!"

Aber sie tat es.

Wie sie schön war! Wie schön —

„Eli—nor!"

Und er schoß wieder an ihre Seite und ergriff abermals ihre Hand. „Wie mit feinem Schnee bist Du bestreut. Wie Deine Augen leuchten ... Daß Du da bist, Elinor!"

Die andern kehrten um. Die Kette zersprang. Aber sie alle schlossen nun die beiden in einem Kreise ein. Und jetzt rief Haußmann: „Nun auf, nach Wied!" Die ganze niedrige Front des alten Jagdschlosses lag im Lichterglanz da. Die drei Türen auf der Terrasse, die

nach dem See zu ging, waren weit geöffnet, trotz der Kälte, und ein blinkender Schimmer, wie wenn tausend Kerzen in den Kronleuchtern brannten, blitzte ihnen aus der Halle entgegen und lag im Streite mit dem grau werdenden Licht des Wintertages.

Im Augenblick, wo sie das Ufer erreichten, begann in der Halle eine Musik von Streichinstrumenten; Envelaar, in einem großen, faltigen Mantel, trat auf die Terrasse heraus und schwenkte mit lauten Rufen seine Kappe. Envelaar war Haußmanns Ratgeber in allem, wie es schien. Nicht nur in seinem Rennstall.

„Göttlich, Haußmann!" rief Ali Senkbach, schmelzend vor Wonne.

Die Treppe war sofort erreicht. Der Schwarm entledigte sich der Schlittschuhe. Aus der Halle waren die Möbel fortgerückt. Ein großer freier Raum. Gaston Haußmann legte seinen Arm um Elinor.

„Machen Sie mir die Freude! — Mit mir zuerst!"

Und sie drehten sich davon.

Alle tanzten. Die Geigen strichen im Schnelltempo. Kälte und Hitze mischten sich zu einem Rausch von Vergnügen und Übermut. Jane war schwindelig und lag wie träumend in Envelaars Armen. Ali rief um Hilfe. Aber das schnelle Tempo war unerbittlich. Senkbach hetzte Marianne dahin und sang dazu. Und von Elinor verlangte man, daß sie keinen Atem in der Brust hatte. Endlich konnte sie nicht mehr! Sie rettete sich an den Kamin. Ein wahrer Scheiterhaufen von Lärchenklötzen zischte und sprühte darin und wehte mit so herrlich prasselnden, großen warmen Flammen. Paul saß davor auf einem Diwan.

„Rette mich, — Paul!"

„Bleib nur hier, bei mir —"

„Ja! — Nein, keinen Schritt jetzt! Seid Ihr alle wie verrückt! Ich bin engagiert — sehen Sie, — mit Paul, auf eine Sitztour —"

Sie warf ihre Mütze und ihre Jacke ab. Und nun saß sie in ihrer dunkelroten Seidenbluse dicht an seiner Seite.

„Nein, noch nicht, danke! — Ich tanze noch immer mit Paul!"

Vorüber die andern.

„Ich lasse Dich noch nicht!" sagte er.

„Nein, nein! Jetzt bleibe ich bei Dir. Da ist es gemütlich —"

„Liebe Elinor! Ich bin einfach glücklich, daß Du hier bist! Weißt Du es?"

Sie nickte. „Natürlich weiß ich es!" Sie nickte wieder, und in ihrem Augenwinkel unter der Braue blitzte die Pupille; so klar und feucht war sie.

Neben seinem Knie, auf dem Polster, lag ihre Hand. Er mußte einmal mit seinen Fingern über ihre Hand hinfahren, jetzt wie er sie da sah.

„Fräulein Elinor —!" zeterte Senkbach vorwurfsvoll, stand vor ihr und gestikulierte mit den Armen.

Sie gab Paul einen leichten Schlag auf die Achsel und sprang auf. „So, jetzt darf ich wieder; kommen Sie!"

Paul sah ihr nach. Wie schön sie ist! — Aber auch ihn hatte eine Art von Rausch erfaßt. Er lachte mit fröhlichen Augen. Heute kein anderer Gedanke! Man darf sich eine frohe Stunde nicht verderben.

Die Musik schwieg.

„So!" rief Frau von Stahlhof aufatmend. „Und nun, lieber Haußmann, werden wir wieder vernünftig und denken an die Rückkehr —"

„Nur fünf Minuten, — eine Erfrischung!" bat Haußmann.

Ein paar Diener traten mit Platten in den Händen herein.

„Sekt!" rief Ali Senkbach und klatschte in die Hände.

„Kinder!" warnte Frau von Stahlhof. „Nein, Ihr müßt wahrhaftig gehorchen. Ich bin weitaus die Älteste. Hören Sie, Hausherr, das können Sie nicht verantworten —"

Man einigte sich, vorher noch eine Française zu tanzen, aber ganz vernünftig! Und man tanzte sie, unvernünftig. Dann Rast. Und ein kleiner Schluck nur. Gaston Haußmann war verschwunden und kehrte mit blumenbeladenen Armen wieder. Für jede Dame einen Strauß. Reizend!

„Für Sie war das Fest," sagte Heim, indem er sich mit zurückgestemmtem linken Beine vor Ali verneigte, als ob er aufs Knie sinken wollte.

„Glauben Sie?" flüsterte sie. „Haußmann liebt nun einmal, eigentümliche

Digitized by Google

Dinge zu tun. Was sagen Sie dazu, daß er zu allererst mit Fräulein Winter tanzen mußte?"

Heim zuckte die Achseln.

Unter dem großen Kronleuchter stieß man mit den perlenden Gläsern an. Die Musikanten spielten einen Tusch dazu. Und dann kam noch ein Tanz. Aber es war so eingerichtet, daß das Tempo immer getragener wurde und die Spieler sich dabei langsam aus der Halle entfernten. Da mußte man endlich stillehalten. Alle standen da in der letzten Haltung des Tanzes. Man lauschte. Die Geigentöne verloren sich in der Tiefe des Gebäudes und klangen wegsterbend durch die offen gebliebene Tür herein.

Und dann hinab zum See und wieder fort. Es dämmerte schon. Über dem Walde hing der Mond, wie eine Scheibe aus Silberflor am entfärbten Himmel.

Diesmal war Gaston Haußmann mit Elinor Winter voraus. „Sie haben ein Stückchen von Wied gesehen," sagte er. „Hat es Ihnen gefallen?"

„Es war reizend," erwiderte sie ungesucht.

Und Haußmann erzählte ihr viele Dinge von Wied. Sie hatte ihn noch niemals so lebhaft sprechen hören. Und sie hätte gar nicht gedacht, daß Gaston Haußmann sich so angenehm zu machen verstünde. Er sprach wirklich, als wäre es ein besonderes Vergnügen für ihn gewesen, sich für die andern anstrengen zu dürfen; aber es klang viel bescheidener als damals, wo er behauptete, der Blumenstrauß, den er von Frau von Stahlhof gekauft hatte, müßte eigentlich aus purem Golde sein.

„Es macht mich stolz, daß es Ihnen in Wied gefallen hat," sagte er. „Ich dachte, warum denn Essenbachs gar nicht den Weg zu mir gefunden haben, während Sie im Sommer zu Besuch dort waren? Das heißt, es war meine Schuld — ich hätte hinüber kommen sollen —"

Nach einer Weile sagte er: „Vorhin habe ich Heim gehört. Mir scheint, jeder Herr hat seiner Dame versichert, die kleine Überraschung sei für sie gewesen. Darf ich es sagen? Es war für Sie, Fräulein Winter —"

Darüber mußte sie lachen. „Was haben Sie dann den anderen gesagt?" fragte sie.

„Ich scherze nicht!" entgegnete er mit etwas unsicherem Ernst.

* * *

Der Student von gegenüber bereitete Elinor eine kleine Verlegenheit. Sie erhielt einen Brief von ihm. Sein Brief enthielt eine Bitte. Bei dem großen Studentenballe gehörte er zum Komitee, und er würde es sich zu einer besonderen Ehre anrechnen, Fräulein Winter zum Kotillon zu führen. Dann schrieb sie eine Zusage. Aber ein paar Tage darauf entsann sie sich, daß sie für den gleichen Tanz schon Gaston Haußmann angenommen hatte. Schon vor einer ganzen Weile. Wie peinlich! Was war zu machen? Sie mußte Ecker wieder schreiben. Sie entschuldigte sich und bot ihm einen anderen Tanz an. Aber — der Student antwortete nicht darauf. Er antwortete einfach nicht! Es verging ein Tag nach dem anderen, ohne daß er von sich hören ließ. Es war eigentlich unerhört. Sie fühlte eine schweigende empfindliche Beleidigung heraus. Sie wurde wütend ärgerlich über diesen Menschen.

„Bärnwart! — Sie kommen, wie gerufen! Ich weiß nicht, was ich tun soll —"

Der Maler unterbrach sie mit einem Lachen. „Das sagen Sie gerade so wie damals, als Sie noch meine brave Schülerin waren."

„Jetzt platzen Sie aber nicht mit einer Belehrung heraus, wenn ich Sie um einen Rat fragen will," sagte sie.

„Hm —! Also was?"

„Ich glaube, ich habe eine Dummheit gemacht, Bärnwart —"

„Ist das möglich?!" rief der Maler mit gekünsteltem Erstaunen.

Sie erzählte ihm die ganze Geschichte. Es ging nicht anders mit Bärnwart. Man hatte immer ein Geplänkel, bis man auf das kam, was man wollte.

„Ja, ja!" meinte er, als sie schwieg. „So sind Sie, junge Damen —"

„Was wollen Sie damit?"

„Es kommt ein armer Student und bittet sich diese Ehre aus. Er räumt ein, Ihnen ausdrücklich zu sagen, daß er es für eine besondere Ehre hält! Meinet-

wegen — — Sie werfen ihm den abgebettelten Brocken hin, aber nicht zwei Sekunden lang *denken* Sie dabei. Sie hätten jedoch ganz einfach die Pflicht gehabt zu denken. Dann hätten Sie sich erinnern *müssen*. Ganz einfach die Pflicht. Fragen Sie sich nur einmal, ob Sie es ebensowenig überlegt hätten, wenn es Herr von Heim oder der Kammerherr von Stahlhof gewesen wäre —"

„P—ah!" machte Elinor.

„He, — ja, ja! Man muß einen ebenen Maßstab anlegen —"

„Aber Bärnwart —!"

Allein der Maler war heute spießig. Er hatte so seine Zeiten, wo eine Batterie von Geschossen bereit lag und auf den Funken wartete, um zu explodieren. Heute hatte er seinen demokratischen Tag. An einem solchen vereinigte sich alles, um ihn bis an den Rand mit Ärger zu füllen, weil die Erde von einem Ende bis zum andern so niederträchtig miserabel eingerichtet ist. So verzweifelt verkehrt. Aber *immer* trottet man eben nicht blindlings seinen Weg. Da — wenn man aufsieht: schöne Dinge zu schauen! Und dafür plagt man sich. So glaubt man an das Ziel zu kommen. Ziele, Ziele! Wenn man in nüchternen Stunden Umschau hält — was da aus der ganzen Hetze nach „Zielen" wird! Und wie man sich darum plagt. Und dann kommen die Momente, wo selbst das sogenannte „heilige Feuer" der Kunst . . . Teufel noch einmal! Mit was für Speise wird es geschürt —! Na, das gehört ja gar nicht hierher — aber — wenn man ehrlich sein soll . . . man hat seine Tage, da könnte man einfach so gemein wie ein Philister sein. Wie die Glücklichen dieser ganzen Gesellschaft. Man möchte einmal zu den Fettaugen gehören, die auf dieser brodelnden Suppe obenauf schwimmen. Diese Menschen wissen ja gar nicht, was für ein Los ihnen zugefallen. In was für einem Bade von kostbaren Essenzen sie fortwährend herumplätschern, während der Nachbar seine wunden Füße in der Gosse spülen kann . . . Gehen Sie einmal nach Winterfelden hinaus, in Ihre großen Fabriken. Schauen Sie sich einmal die Menschen an, die dort arbeiten . . . Ich sage Ihnen, Sie kennen ganze unendlich breite Schichten Ihrer Mitmenschen nicht. Da sind andere Nerven daheim, andere Gedanken und andere Urteile werden gefällt. Die Hand ist härter, das Wort ist gröber, der Blick ist wilder. Vielleicht ähnlich einem Tier sind die Menschen, das fortwährend den Kopf erhoben hält, lauscht und wittert, weil es sich im nächsten Augenblicke vielleicht zu verteidigen haben könnte. O, was denken Sie, wo heraus das wächst, was man so die Seele der Menschheit nennt? — Aus Ihren glücklichen Königreichen und Fürstentümern? Aus schönen Prachthäusern mit marmornen Stiegen und persischen Teppichen? — In den krummen, engen Gassen wächst sie hervor, sage ich Ihnen! Aus den Quartieren, wo die groben Schuhe über Holztreppen gehen und die Kinder in den Höfen und vor den Haustüren lungern. Es ist ja ein großes Glück, wenn man lieber in einem dieser Königreiche gewachsen ist . . . Ja, und wegen diesem Ecker und der Konfusion, die Sie da angerichtet haben . . . Den jungen Menschen kenne ich zufällig, so obenhin. Ein begabter Kerl. Armer Leute Kind. Sein Vater ist in einem Bergwerk verunglückt. Der Sohn wird Ingenieur. Vielleicht wird er ein großer Erfinder. Vielleicht macht er auch einmal sein Glück und ist eines Tages ein großer Fabrikant und Herr in einem kleinen Königreich!"

Elinor war bleich geworden, und ihre Augen blickten finster. Wenn sie so schaute, konnten ihre Augen fast schwarz aussehen. „Je, Bärnwart! Wohin sind Sie denn geraten? Wenn ich Sie nicht so gut kennen würde —! Es wäre ja sonderbar, zu hören, was alles Sie einem sagen . . . Wollen Sie wissen? Ich bin stolz darauf, daß mein Vater aus einem der Häuser stammt, wo man über Holztreppen geht, Bärnwart! Ja, darauf bin ich stolz. Sehen Sie da hinüber! Sie wissen es ja ohnehin! — Ich bin einmal eigens zur Frau Färber gegangen, um den Flur und die Treppe anzusehen, bis hinauf zum obersten Absatz. Da hab' ich mit aller Lebhaftigkeit daran gedacht, daß mein Vater über dieselben alten Fußböden gegangen ist, diese Stufen

hinauf und herab. Heute noch ist es eine wahrhaftige, alte Holztreppe, nur vielleicht sauberer gehalten, doch dieselbe wie damals. Ein herrliches, merkwürdiges Gefühl lag mir im Herzen. Ich habe an meines Vaters Arbeit gedacht, die es zuwege gebracht, daß wir heute hier leben und nicht drüben in dem dunklen, engen Hause. Wollten Sie mir weh tun? Nein, ich kenne Sie ja! Und habe ich nicht gesagt, daß ich eine Dummheit begangen? Habe ich mich nicht bei Ihrem Studenten entschuldigt? War er nicht unhöflich? Sie irren sich, hören Sie! So! Lassen Sie mich aufatmen, Bärnwart! Sie haben wieder einmal einen Tag, wo Sie alles kurz und klein schlagen möchten. Ich kenne das. Entschuldigen Sie sich! Dann lasse ich Sie gehen ... Ich will nichts mehr von Ihnen wissen —"

Bei den letzten Worten zwang sie sich zu einem scherzhaften Tone.

Bärnwart sah sie von der Seite an. Er war etwas unsicher geworden. In seinen Augen lag nun der halb überwundene Unmut mit seiner wohlgemeinten Freundschaft im Streite. Bärnwart hatte noch niemals seine Aufrichtigkeit gegen Elinor Winter verletzt. Darum pflegte er sich so wenig Zwang anzutun. Er hatte insgeheim Liebe und Achtung vor ihrem Herzen und ihrem gesunden Verstand.

„Ja! Sie kennen die Welt nicht!" sagte er mit einem komischen Seufzer. „Wie müßten Ihnen sonst die Leute kurios vorkommen, die ihren Ton anzugeben scheinen —"

„Woher wissen Sie denn, daß Sie mir nicht kurios vorkommen? Nun ziehen Sie etwa auf unsere Freunde los, Bärnwart? Das ist nicht hübsch. Wir haben einmal keine anderen. Übrigens, was machen Sie sich daraus! Sie haben Ihre Kunst —"

„Ha!" machte Bärnwart. „Bei der Kunst allein wäre ich längst im stillen verhungert. Wovon ich lebe, das ist Handwerk und nicht Kunst —"

„Also!" rief sie. „Vielleicht ist es überall so. Das Leben ist Handwerk —"

Jetzt sah er sie verwundert an und schüttelte den Kopf.

„Zum Schlusse, Bärnwart!" sagte sie nach einer Pause ein wenig nachdenklich. „Weiß ich doch nicht, wie ich mich mit Ihrem Studenten benehmen soll?"

„Sie werden es von selbst am besten treffen —"

„Glauben Sie das?"

Er erhob sich, um zu gehen, und heute küßte er ihre Hand. Bärnwart durfte sich so etwas erlauben.

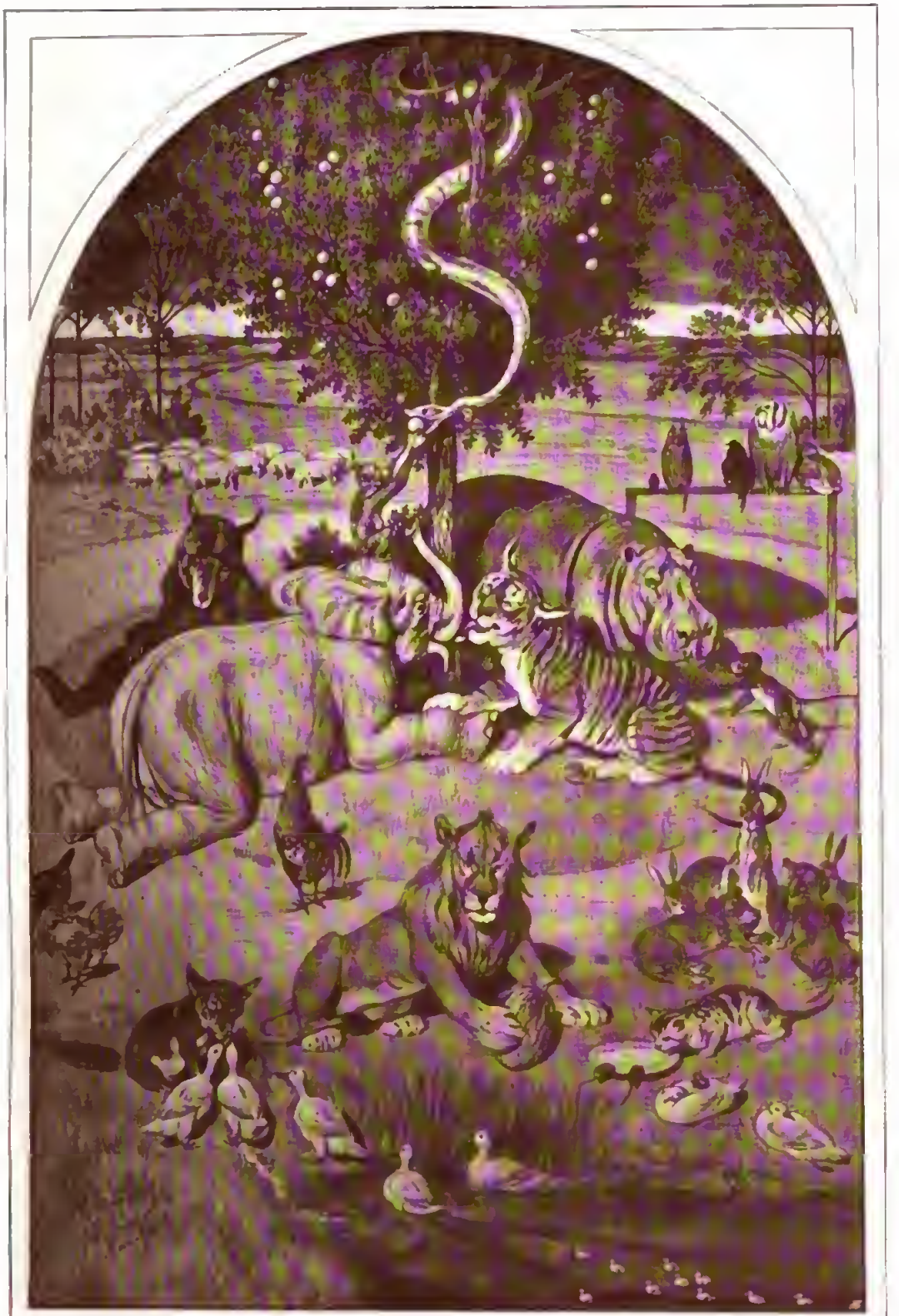
„In Gottes Namen!" sagte er dabei scherzhaft reumütig, „Ich entschuldige mich also. Denken Sie aber darüber nach!"

Und als er langsam die Treppe hinab ging, rumorte ihm ihr Gespräch ein wenig im Kopfe. Es ist etwas Tüchtiges an Elinor Winter. Es wäre schade, wenn sie nur Handwerk im Leben begegnete. Und in Gedanken sprach er mit sich selbst noch von ihr. Freilich ohne viel Umstände, nicht sehr salonmäßig. ‚Ich war ein bißchen rauh,' dachte er. ‚Und sie ist doch ein prächtiger Kerl! Sie hat das Gefühl gehabt, ein kleines Unrecht angestellt zu haben, und hat dies Gefühl sogleich mit all ihrer lebhaften Offenheit eingestanden. Sie hat eine ganz feine Empfindung dafür; nicht das geringste Stäubchen von Lüge hat jemals Platz in ihrem Herzen. Aber wenn ein starker Impuls über sie kommt, trägt er sie davon. — Nun, in diesem Falle wird sie leicht herausfinden. Ja, sie ist ein ganz prächtiger Kerl!'

Sie aber dachte auch nach. In einem Punkte hatte Bärnwart unrecht gehabt. Nicht ganz so ohne zu denken, lebte sie dahin. —

Der Ballabend kam. Sie war sehr heiterer Laune, als sie mit Miß Bland in den Wagen stieg, um sich zu dem Feste zu begeben. Der große Saal und die Nebenräume waren schon von Gästen gefüllt. Alle Welt fand sich auf diesem Balle ein, und wenn die Koterien auch in den Pausen ein wenig wie einzelne Lager gesondert standen, die fröhliche Musik trieb sie alle durcheinander, wenigstens ihre Jugend.

Elinor Winter hatte kaum den Saal betreten, als sie mit den Blicken zu suchen begann. Sie hatte scharfe Augen, und es dauerte nicht lange, bis sie Ecker entdeckt hatte. Es war zwar viel Nachsicht, was sie tun wollte. Darüber war sie



Im Tierparadies. Gemälde von Prof. Adolph Oberländer.

sich klar. Aber wenn es schon so war, wie Bärnwart gemeint hatte —. Wenn er am Ende ganz anders fühlte, dachte, schloß, weil er aus den Quartieren kommt, wo man über Holztreppen geht ... das fiel ihr auch ein. Und wenn er am Ende deshalb einfach wirklich verletzt worden ist und nun ein ungerechtes, hartes Urteil über sie gefällt hätte — Es tut weh, jemand weh zu tun. Also muß das gut gemacht werden.

Sie trat auf ihn zu, ihren Fächer in der Rechten. Sie sah aus wie eine schöne junge Königin an diesem Abend. Ein ganz klein wenig war sie rot geworden, und unter den geradlinigen, schweren Brauen blitzten ihre Augen. Nun wechselte sie ein paar Worte mit Ecker. Er verbeugte sich, einmal, zweimal. Das war doch liebenswürdig von dieser verwöhnten jungen Dame. Er unterhielt sich mit ihr, fast, als ob sie alte Bekannte wären. Es war eine vollkommene, heitere Versöhnung und Verständigung. Und dann sagte Elinor, ob sie nicht miteinander tanzen wollten? Und sie flogen durch den Saal. „Wie gut Sie tanzen —!" sagte sie.

Als er sie in einer Ecke wieder aus seinem Arme ließ, war ihr Sieg entschieden. — —

Die verschiedensten Lager gab es in den Festräumen.

„Nur die Kunst ist frei!" sagte Bärnwart, der bald da, bald dort mit dem Vergnügen auf seine Rechnung kommen wollte. Freilich ging es ihm nicht so gut wie Malkiewicz, dem großen Pianisten, Leon Malkiewicz, dem zweiten Liszt. Frau von Brandau entdeckte ihn auf einer Chaiselongue, mehr liegend als sitzend, in einem kleinen Boudoir, das eigentlich für Damen vorbehalten war, und sie vermochte es, ihn zu verschiedenen Redensarten zu bewegen, die er preisgab, weil er plötzlich die Vermutung hatte, daß sie eine Kunstkritikerin sei und ihn „interviewte". Aber das Schicksal gönnte ihr das Glück nicht lange. Mehrere Damen kamen herein. Auch sie hatten gesucht und endlich gefunden.

„Ne partez pas encore!" sagte nun Malkiewicz, indem er sich rasch nach Frau von Brandau wandte, die sich enttäuscht erhoben hatte. Er hatte über etwas nachgedacht, das er ihr noch sagen mußte. „Mein Flügel ist kein Flügel!" fuhr er mit vergeistigten Augen fort. „Ich spiele auf Menschenherzen. Ich möchte sie streicheln, liebkosen — mit meinen Händen züchtigen — mit meinen Fingern beruhigen — ihnen drohen mit der Faust Gottes — ihnen winken mit der Palme des Friedens — mein Flügel ist meine Seele! Voilà!"

Ali Senkbach schwärmte wie ein Schmetterling um das Lager dieses Löwen. Sie war entschlossen, nun einmal Leon Malkiewicz für sich zu haben. Er wurde auf eine kleine Weile ganz lebendig. Diese kleine, kokette Frau gefiel ihm.

„Vous avez l'air français; — mais tout-à-fait! Parisien même —!" fand er zu sagen. „Verzeihen Sie! Sie sprechen deutsch. O, ich spreche ja auch deutsch!"

Aber Ali Senkbach *liebte* das Französische. Sie unterhielten sich. Ja, Malkiewicz unterhielt sich. Er lächelte und scherzte. Aber nur kurze Zeit. Dann wurde er wieder stumm und müde. Er ließ sich zurücksinken.

„Aber was haben Sie?" fragte Ali Senkbach schließlich ungeduldig.

„J'ai sommeil!" entgegnete Malkiewicz gleichgültig. —

Irgendwo hatte der blinde Zufall den Minister Sturz und den Advokaten Boring zusammengeführt. Sie standen beisammen und sprachen höflich miteinander. Bärnwart wollte sich die Seiten halten, als er dessen gewahr wurde. Er pflegte Dr. Sturz den schwankenden Minister zu nennen und den Abgeordneten Boring dessen böses Gewissen.

Dann war eine Pause zwischen zwei Tänzen. Elinor sprach mit Gaston Haußmann. Gaston Haußmann zeichnete sie an diesem Abende ganz besonders aus. Er tanzte beinah nur mit ihr. Sonst war er überhaupt kein Freund des Tanzes mehr. Eben jetzt neckte er sie vorsichtig damit, wie die Studenten sie umwarben. Eigentlich meinte er nur einen. „Ich habe ihn doch schon irgendwo gesehen —"

Da kam Boring.

„Das trifft sich freundlich!" sagte der berühmte Abgeordnete. „Gerade Sie müssen mich dem Fräulein vorstellen, mein

lieber Gaſton! Sie ſehen, Fräulein Winter, ich bin ein alter Freund der Haußmann, faſt ſo uralt, wie ich ſelbſt ſchon bin. Und ein guter Freund."

Ein luſtiger Walzer ſprengte die Gruppe.

Haußmann hatte dem Rittmeiſter Envelaar etwas zu ſagen. Sie duzten ſich.

Da war Bärnwart wieder.

„Duzen ſich denn alle die Herren untereinander?" fragte Elinor.

„O — nicht alle. Ich kenne übrigens Leute, die duzen nur ſolche, in deren Geſellſchaft ſie einmal betrunken geweſen ſind. Machen Sie ſich nichts daraus," entgegnete Bärnwart.

Auguſte von Wieke kam vorüber. Sie war ſo ausgelaſſen.

„Sehen Sie doch den armen Horn dort an!" ſagte Bärnwart. „Er verzehrt ſich in Eiferſucht. Gefällt Ihnen Guſtchen Wieke?"

„Warum fragen Sie?"

„Nun — ſo! Mir gefällt ſie nicht. Sie ſtellt immer ſolche Dinge an. Ich weiß, ſie hat einmal einem Studenten auf einem Balle ſtatt eines Papierordens eine Buſennadel verehrt; eine wirkliche Buſennadel. Es war eine gelbe Penſée aus Email. Wenn Sie zufällig einmal eine ſolche Buſennadel ſehen — Guſtchen Wieke iſt dem jungen Menſchen förmlich nachgelaufen. — Ja richtig! Sie ſind doch immer gütig! Ich meine es aufrichtig. Sie haben den armen Ecker wieder getröſtet. Es war ſchön von Ihnen —"

Es war ihr gar nicht ſehr ſchwer gefallen, den armen Ecker zu tröſten. Sie unterhielt ſich ſehr gut mit ihm; bei jedem Tanze faſt kam er ſie einmal holen. Und er war der beſte Tänzer von allen. Und ſie war heute ſo herrlicher Laune. Und ſchön. „Wie eine Königin biſt Du, Elinor!" ſagte Jane, wenn ſie einmal aufeinander trafen.

Sie machte ſich den Spaß und ſagte Ecker, daß ſie ihn oft ſingen gehört habe.

„Sie müſſen nämlich wiſſen: Ich wohne gerade Ihrem Zimmer gegenüber —"

„Wie? Sie wohnen gerade gegenüber?"

„Wahrhaftig. Sie haben einmal im Sommer ein Lied geſungen. Wenn ich nur wüßte, was es war — Von Blumen, die im Sonnenſchein erfroren — Hören Sie! Sie könnten mir dieſe Strophe auf meinen Fächer ſchreiben —"

„Auf Ihren Fächer —?"

„Ja, dahier auf meinen Fächer. Er iſt ganz neu. Sie ſchreiben einen Vers auf jedes Blatt. Wollen Sie? Da nehmen Sie ihn mit ſich. Bringen Sie ihn mir bald wieder —"

So ſprachen ſie, während ſie tanzten.

Er nahm den Fächer und brachte ihn bald wieder.

Er hatte die Verſe auf ebenſo viele Blätter geſchrieben:

Hätt' mir ein Gärtlein koren
Von Veil und grünem Klee,
Iſt mir zu früh erfroren,
Tut meinem Herzen weh.
Iſt mir erfroren bei Sonnenſchein
Ein Kraut Jelängerjelieber,
Ein Blümlein Vergißnichtmein.

„Ja, das war es. Danke ſchön!" —

„Was hatte denn der Student mit Ihrem Fächer zu ſchaffen, Fräulein Winter?!" fragte Gaſton Haußmann.

„Nichts Beſonderes — ich habe mir eine Strophe herſchreiben laſſen, die mir ſo gut gefällt."

„Ah — wie poetiſch!"

„Poetiſch —!" ſagte ſie. „Es gefiel mir eben. Ich habe das öfter ſingen hören, zu einer Zeit, wo ich ſehr fröhlich war."

„Ich gratuliere, Ecker," meinte der lange, kühle Herr von Althans. „Du haſt Dich ja mit Fräulein Winter ausnehmend gut unterhalten!" Er wußte die Geſchichte von dem verunglückten Kotillon.

Ecker zuckte die Achſeln.

„Sie hat ſich tadellos entſchuldigt — man iſt faſt beſchämt, wenn eine Dame ſich ſo entſchuldigt —"

Er war etwas müde und eigentlich ſchon ſchläfrig. Er hatte furchtbar viel getanzt, furchtbar gedurſtet und vielleicht ein wenig zu raſch getrunken.

„Und das haſt Du Dir gefallen laſſen?" rief der dicke Wennig. Dabei quollen ihm beinahe die Augen aus dem Kopfe.

Und dann ſagte er: „Es iſt ja löblich, ſich mit ihr zu unterhalten. Nur hinein, Ecker! Sie iſt ein verführeriſches

Weib. Einfach Weib. — Was? Na, aber die Sache mit Haußmann —"

Jedoch Ecker ließ sich nicht so sticheln. Sie möchten ihn doch in Frieden lassen, sagte er. Es sei ja Unsinn —

Als sie sich das nächste Mal am Büfett trafen und Ecker ein paar Gläser hinabstürzte, stichelte Wennig doch wieder. Er wollte einmal keine Ruhe geben.

„Ich ließe es mir nicht gefallen. Ich will mich ja in nichts einmischen, was mich nichts angeht; na, aber ich sage bloß. — Ich —"

Es war nicht Eckers Sache, sich so einen patenten Abend verderben zu lassen. Und dann war er kein Freund von Krakeel, weiß Gott nicht. Aber in der letzten halben Stunde war ihm die Geschichte eigentlich doch so ein bißchen im Kopfe herumgegangen. Diese Geschichte.

Er setzte sich wieder zu Wennig hin, während nun der Kotillon getanzt wurde.

„Du, aber jetzt einmal im Ernst! Wie meinst Du das eigentlich mit dem Haußmann ... Was Du da früher angedeutet hast —"

Der dicke Wennig hatte nicht viel getanzt. Er hatte sich die meiste Zeit in der Nähe des Büfetts aufgehalten und sich wohlgetan. Und dann war er allmählich ärgerlich geworden, weil es an der richtigen Unterhaltung fehlte. Höchstens daß man über diese Komödie lachen muß. Über diese ganze, verfluchte Gesellschaftskomödie. Es ist einfach ein Theater. Die reichen Leute sollen in ihren schönen Häusern Feste geben, soviel sie wollen. Eigentlich aber sollte man ein paar von diesen schönen Häusern in die Luft sprengen. Das würde die Luft reinigen, er, Wennig, für sein Teil, wüßte schon, wie man die Dinge ein wenig anders zu gestalten hätte. Sodann ist es einfach eine Komödie, zu sehen, wenn einer sich an einem Brocken Liebenswürdigkeit, den man ihm hinwirft, gleich satt und voll ißt, daß er beinahe die Vernunft verliert. Übrigens wollte er sich in nichts einmischen, was ihn nichts anging.

Aber als Ecker nun noch einmal darauf kam, wurde er fuchswild.

„Wie ich das meine?" rief er. „Einfach, daß ich mir das nicht gefallen ließe! Du gutmütiger Kerl kannst nicht glauben, daß ihr der Herr Haußmann eben lieber war, als unsereiner. — So meine ich es, wenn Du's hören willst! Einfach, daß es eine Beleidigung ist —"

Der Gedanke wurde Ecker nicht leicht. Aber nun begann er an ihm zu graben, und er hatte lange Zeit ihm nachzuhängen. Denn den Kotillon machte er nicht mit. Er blieb lange in dem Winkel mit Wennig sitzen. Das Gespräch war nicht lebhaft, und dann drückte sich Wennig. Und Ecker trank einsam noch ein paar Gläser.

Später, auf dem Gang zur Garderobe, begegnete er unversehens Gaston Haußmann. Es verwirrte ihn, daß er ihm begegnete, und das Blut schoß ihm in die Augen. Er fühlte, daß er nun plötzlich etwas tun werde. Es gab ihm ganz unwillkürlich einen heftigen Riß. Und nun tat er dies eigentlich ganz mechanisch, ohne Zeit zu haben zu überlegen.

Er ging auf Haußmann los, blieb einen Schritt vor ihm stehen und sagte: „Sie haben mich soeben gestoßen —"

Das war zwar nicht möglich gewesen, denn sie waren noch gar nicht aneinander vorübergekommen. Er fühlte, daß es ein Unsinn war, und dachte, daß er fast lachen müsse, so unbeholfen hatte er es angefangen.

Gaston Haußmann war ein wenig bleicher geworden, blinzelte mit den Augen und sah ihn erstaunt an, als ob er nicht recht verstanden hätte. „Wie meinen Sie?"

„Sie haben mich soeben gestoßen," wiederholte Ecker ärgerlich. „Und darum haben Sie um Entschuldigung zu bitten —"

„Aha!" machte Haußmann und trat ein wenig zur Seite. „Es ist nur auf ein Anrempeln abgesehen. Übrigens, wenn Sie mit mir zu sprechen wünschen, könnten Sie sich ebensogut vorstellen! —"

Ecker riß eine Karte aus der Tasche und schrie: „Übrigens, wenn Sie beleidigt sein wollen, ist es Ihre Sache! — Damit Sie aber nicht im Zweifel sein können: Sie haben sich wie ein ungezogener Mensch benommen —"

Einen Augenblick noch blieb er wie angewurzelt stehen und fixierte Gaston Haußmann mit weitaufgerissenen Augen, dann ging er an ihm vorüber und bemühte sich mit möglichst langsamen und gleichmäßigen Schritten zu gehen.

Digitized by Google

5.

Es war nach dem Kotillon, und Gaſton Haußmann eigentlich im Begriffe geweſen, nach Hauſe zu gehen. Nun kehrte er ſtatt deſſen nochmals in den Saal zurück, wo er ſich bereits von ein paar Bekannten verabſchiedet hatte. Gerade auch Elinor Winter war unter denen geweſen, die er begrüßt hatte. „Gute Nacht — oder eigentlich Guten Morgen!“ hatte er ihr geſagt, und dieſelbe Phraſe bei jeder der Damen wiederholt, da es ihm ein witziger Einfall ſchien. Jetzt kam er wieder zu Elinor Winter. Er habe es ſich überlegt, ſagte er. Nein, ſolange ſie noch da ſei, wolle er auch dableiben. Und ob ſie noch tanzen wollte? Lieber aber doch bloß plaudern? Er tanze ja auch nicht mehr ſo gut wie einſt. Und er erzählte wahre Großtaten, die er früher als Ballarrangeur vollführt hatte. Auch wiederholte er nach einiger Zeit, daß er nicht vom Flecke weichen wolle, ſolange ſie noch dableibe. O, Gaſton Haußmann war heute von ſeltener Liebenswürdigkeit und Aufmerkſamkeit. Und da es doch nicht gar ſo oft vorgekommen, daß jemand ſie mit ſolcher Beharrlichkeit, ſo mit Willen und mit der Abſicht, es merken zu laſſen, umgab, ſchmeichelte ihr dies. Vor ein paar Jahren hatte er ihr einmal eine Zeitlang den Hof gemacht. Aber er war ihr nicht eben ſympathiſch geweſen. Es war gar ſo viel Selbſtbewußtſein und Geſpreiztheit an ihm. Alles lief immer darauf hinaus, einem klar zu machen, was Beſonderes und Großartiges in ihm ſtecke. Und daß Leute, die etwas bedeuteten, auch etwas von ihm hielten. Eine ganze Anzahl von Grafen und Freiherren. Auch ein paar Fürſten waren darunter, und ſogar ein engliſcher Prinz, mit dem er einmal auf Sir Liptons Jacht in England beiſammen geweſen war. Gaſton Haußmann hatte ſich im Laufe der Jahre mit einer dicken Atmoſphäre von Vornehmheit und Nobleſſe umgeben. Aber ſeine Eitelkeit ſchien ſich doch gebeſſert zu haben. Und in dieſer Nacht war er unleugbar von entwaffnender Korrektheit. Es gab Elinor zu denken. Mehrmals weckte es ein Fünkchen von Empfinden in ihr, als ob man ihm am Ende doch ein wenig unrecht täte.

Nun ſaß er wieder bei ihr. Aber auch gegen die anderen war er tadellos. Gegen Jane Simonſen, aus der er ſich ſonſt wenig machte, gegen Bärnwart, gegen alle Welt. Quirine Sturz behauptete, heute ſehe man wieder, was in Gaſton Haußmann Gutes ſtecke. Ob es denn nicht abſcheulich ſei, ihm immer bloß ſeinen Dünkel und die Millionen ſeines Vaters vorzuwerfen.

Ali Senkbach hatte Haußmanns beſondere Laune ſchon den ganzen Abend hindurch bemerkt.

„Herr von Heim, tun Sie mir doch den Gefallen und blicken Sie eine Zeitlang hin! Ich finde es zu köſtlich! Jetzt iſt er gar noch einmal gekommen. Er kann ſich nicht losreißen. Heim, glauben Sie, daß er ſie heiraten will?“

Gaſton Haußmann wurde deſto lebhafter, je größer ſeine innere Erregung anwuchs. Bis nach einer Weile dieſe ganze hochgeſchraubte Spannung vor dem einen Gedanken zerflatterte. Dieſer Student, dieſer ungezogene, krakeelſüchtige Bummler hatte ihm eine rüde, unzweideutige Beleidigung angetan. Der freche Narr hatte ſich den ganzen Abend um Elinor Winter herumgedrängt und hatte ſich ſchließlich ſoweit vergeſſen, — vielleicht im Rauſch und aus Eiferſucht! Natürlich blieb nichts anderes übrig, als ſich mit dem Bettelſtudenten abzugeben. Im erſten Augenblick war er von dieſer Beleidigung wie geblendet geweſen. Jetzt wurde ihm alles klar. Er hatte ihn einfach herauszufordern. Alſo ein Rencontre. Wenn aber etwas ſo lächerlich iſt?

„Sie ſind zerſtreut, Herr Haußmann —“

„Zerſtreut? Ich? Wieſo? — Aber nein, durchaus nicht.“

Er lachte gezwungen.

Er dachte, was er wohl noch vom Fechten können werde? Man kommt heraus, wenn man nicht in Übung bleibt. Schließlich fiel ihm ein, daß er infolge dieſer albernen Geſchichte doch verſchiedenes vorzubereiten habe.

Er ſuchte nach Envelaar und zog ſich mit dem in eines der Nebenzimmer zurück. Bald darauf holte Envelaar Herrn von Heim. Heim wollte zwar anfangs nicht recht heran. Indeſſen —

da Envelaar seine Einwände etwas kurz beantwortete, und da Haußmann ein solcher Dienst nicht gut abzuschlagen war ...

Inzwischen hatte sich Ecker in ähnlicher Weise besonnen. Er erzählte Althans in zwei Worten, was vorgekommen. Und Althans schüttelte den Kopf und wunderte sich gewaltig. Wir sind ja schließlich nicht mehr in dem Alter und in der witzigen Laune für solche Sachen! Aber Ecker meinte lächelnd, das sei ihm nun einmal egal. So sei es gewesen. Ums weitere möge er sich mit Wennig zusammentun. Morgen. Denn Wennig sei natürlich längst verduftet. Nachdem sie dies in kurzen Worten abgetan, trennten sie sich.

Auch Gaston Haußmann hatte nun keine Lust mehr zu bleiben. Jetzt, zum zweiten Male, verabschiedete er sich auch gar nicht. Er war nervös geworden, bis in die Fingerspitzen, und nun einfach froh, als er in seinem Wagen saß und davonfuhr. Bis dahin hatte er seine weißen Handschuhe anbehalten, jetzt wollte er sie abstreifen. Diese dummen Handschuhe! Und wie fest sie saßen. Er zog ungeduldig daran, so daß er den einen mit einem langen, scharf knisternden Risse entzweisprengte. Heftig zitterten seine Hände. Er knüllte die Handschuhe ineinander und warf sie aus dem offenen Fenster auf die Straße hinaus. Dann fror ihn. Die Nachtluft legte sich eisig an seine Hemdenbrust. Ungeduldig riß er das Fenster in die Höhe. Dann dachte er, daß er an der Rechten doch so einen festanliegenden Handschuh brauchen werde, dünnes, schmiegsames Leder, und der Knopf mußte sicher sitzen. Er knirschte mit den Zähnen. Weil ihn fror.

Am übernächsten Tage, morgens, kam es zum Austrage. Envelaar hatte sich als der getreue und kluge Freund erwiesen, wofür Gaston Haußmann ihn hielt. Er hatte am Tag vorher zweimal zur Übung mit ihm gefochten und ihm seine Ratschläge gegeben. Tröstlich hatte er ihm dabei auch gesagt, daß der Student vermutlich schlecht mit dem Säbel werde umzugehen wissen. Nun war er mit Heim gekommen, um Haußmann abzuholen. Bis in sein Schlafzimmer kam er, um sich zu vergewissern, daß er munter sei und wie er geschlafen habe. Dann bekümmerte sich Envelaar darum, daß er vernünftig frühstückte und sich vernünftig anziehe. Keinen hohen, engen Kragen, versteht sich! Einen Handschuh, sagte Haußmann. Aber freilich, entgegnete Envelaar, einen Handschuh! Wo sind sie? Ich will einen auswählen.

Haußmann war bleich und übernächtig. Und da es doch bloß Envelaar war, sein vertrauter Freund, entschlüpften ihm, als er sich vor dem Spiegel die Krawatte band, die Worte: „Ich wollte bloß, diese Geschichte wäre vorüber —“ Envelaar warf einen Blick auf ihn hin; es war ein verwunderter, sehr sonderbarer Blick. Und weil er dachte, daß Gaston Haußmann ihn im Spiegel auffangen könnte, wandte er sich rasch ab.

Man traf sich in dem alten, kleinen Fechtsaale bei Oberland.

Beim ersten Schlage, den die beiden Klingen abgaben, riß es Gaston Haußmann durch Kopf und Herz, als ob alle seine Nerven auseinanderplatzen müßten. Sein verzweifelter, innerer Kampf, sich aufrecht zu halten, verwandelte sich mit einem Ruck in die haßerfüllte Raserei des Menschen, dem wirklicher Mut versagt ist. Wie von Sinnen sprang er seinem Gegner an den Leib.

Es dauerte keine zwei Minuten. Dann stürzte Ecker blutüberströmt zusammen. Die Sekundanten mußten sich zwischen sie werfen. Es hätte sonst im nächsten Augenblick etwas Schmachvolles geschehen können. Denn Gaston Haußmann hatte mit seiner Waffe ausgeholt, um dem wehrlos auf dem Boden Liegenden noch einen Schlag zu versetzen. —

Frau Färber verlor alle Fassung, die sie sich als Studentenmutter angeeignet hatte, als man Ecker heimbrachte. Sie hatte schon manches mitgemacht und manchen schön verbundenen Kopf gesehen. Sie konnte davon sprechen, wie viele Nadeln lang ein Schmiß gewesen war, und hatte ein Herz auch für diese Angelegenheiten ihrer Kostgänger. Aber wie man ihr Herrn Ecker an diesem Unglückstage heimbrachte, das war zu viel. Sie und ihre Guste brachen in Jammer und Tränen aus. Wennig und Althans hatten zu tun, um sie nur halbwegs zu beruhigen. Er mußte

ja vor allem Ruhe haben. Dann vergingen zwei, drei schwere Tage. Was sollte geschehen, du lieber Himmel, wenn er am Ende starb? Frau Färber wußte, daß er daheim eine alte Mutter hatte, deren Augapfel er war. Sollte man der einsamen, alten Frau schreiben? — Frau Färber hatte nur einen Wunsch. Jemand, der das Herz auf dem rechten Flecke sitzen hat, ihr eignes auszuschütten. Und es gab keinen so verständigen Menschen, den sie kannte, wie Fräulein Elinor drüben. Sozusagen war sie ja auch mit Ecker bekannt.

Es stand schlimm um ihn. Vielleicht schlimmer, als Frau Färber voraussetzte.

Am vierten Tage, nachdem man ihn heimgebracht, vermochte sie das Geheimnis nicht länger in ihrer Brust zu verschließen, zog ihren besten Staat an und ging nach dem Hause des Kommerzienrats. Zuerst suchte sie Braunemann auf, der sie dem Fräulein melden sollte. Aber Braunemann war nicht bei Laune. Es war nachmittags, Braunemann putzte Bestecke, er zweifelte, daß Fräulein Elinor allein sei, möglicherweise wollte sie eben ausfahren, und jedenfalls konnte er wegen Frau Färber nicht seine Arbeit liegen lassen. Innerlich empört, legte sie sich äußerlich die größte Geduld auf und versuchte ein Gespräch mit Braunemann. Endlich entschloß sich Braunemann. Aber er ließ es sie fühlen. Als er zurückkam, zog er sogleich seinen Rock wieder aus, rumorte sogleich wieder herum und sagte: „In Gottes Namen! Das gnädige Fräulein will Sie sehen —"

Als Frau Färber gegangen, war es Elinor, als erwachte sie aus einem Traume. Der Student war mit Gaston in Streit geraten und schwer verwundet zurückgebracht worden. Und der Student hatte eine alte, arme, kränkliche Mutter, die ferne von hier lebte und die ihn wie ihren Augapfel liebte ... Mein Gott, was war denn geschehen? —

Sie hatte sich beherrscht, solange Frau Färber hier gewesen. Sie beherrschte sich auch jetzt, wo sie allein war. Es war nur, als schwölle etwas schnell, so schnell, riesengroß und beängstigend in ihrer Brust heran und drückte auf ihr Herz. Sie biß die Zähne zusammen.

Nicht einen Augenblick konnte sie im Zweifel sein: sie allein trug die Schuld.

Dies alles ist ihr Verschulden.

Sie hat nicht bloß Ecker zuerst eine Kränkung zugefügt. Dann hat sie ja durch ein bißchen Aufwand von Liebenswürdigkeit gedacht, das gut zu machen. Schon daß sie so billig und sicher darüber hinwegzukommen geglaubt, war unschön. Sie war leichtfertig und gedankenlos gewesen. Auch Gaston Haußmann, der dabei unschuldig und unwissend war, hat sie in Gefahr gebracht. Sie hat zwei Menschen mit den Waffen in der Hand aufeinander gehetzt. — Ein Auftritt voll Erregung und Sensation, eine Katastrophe ist nur durch sie hervorgerufen worden. Sie peinigte ihre Vorstellung mit Fragen. Wie geht denn überhaupt so etwas vor sich? Wie trägt es sich zu? Und andere sind dann auch dabei. Wer weiß, wer es war? — Es kann keinen andern Grund gehabt haben. Man wird es sich erzählen. Es wird sich allmählich verbreiten. — Möchte es immerhin! Sie zuckte die Achseln. Was liegt an ihr? — Nichts wird um Haaresbreite dadurch geändert. Sie hat Menschen wehe getan. Sie hat eine große, verantwortungsvolle Schuld auf sich geladen. Es war Blut geflossen durch ihre Schuld.

Diese grausige Vorstellung erschütterte sie.

... Es wird zu viel der Schmerzen. Was kann ich tun? — Was kann ich tun —?! Ich wollte, ich könnte mit Bärnwart sprechen; oder mit Paul ... nein! Was sollte es mich nützen? ... Und sie würden beide ihr Urteil fällen. Beide. Und mit Recht ... Ich habe es allein verschuldet ... So eine Schuld! So eine Schuld! —

Wie war es doch sonderbar, daß sie diesen Nachmittag verleben mußte, als sei er wie jeder andere. Sie hatte mit Miß Bland eine Spazierfahrt vor, dann waren Besuche zu machen. Auch bei Simonsens. Wen sie wohl bei Simonsens treffen konnten? Haußmann —? Erst gestern war er im Theater in ihre Loge gekommen. Sie versuchte, sich zu ent-

sinnen, wie er ausgesehen, was sie miteinander gesprochen hatten. Ihre Wangen wurden glühend dabei.

Dann war sie bei Simonsens. Es waren Leute da, und der Gedanke quälte sie: Könnten sie wissen —? Da kam wirklich Gaston Haußmann. Sie fühlte, wie ein Zittern durch ihre Augen hinlief, als er eintrat. Und unwillkürlich mußte sie ihn neugierig betrachten, wie sie es noch niemals getan hatte. Und dann faßte sie sich. Denn nach dem, was geschehen war, war es unmöglich, daß sie aus Gaston Haußmanns Verhalten nichts herausfühlen sollte. Aber sie täuschte sich, und das machte sie verwirrt. Nicht das geringste konnte sie an Gaston Haußmanns Art merken. Trotzdem sie es beinahe gewünscht hätte. Sie fühlte eine verborgene Beschämung und eine geheime Verpflichtung gegen Gaston Haußmann.

Die Nacht brachte ihr zehnfache Peinigung. Sie konnte nicht schlafen. Jetzt dachte sie an nichts, als daß Ecker verwundet worden sei, und daß er eine alte Mutter habe. Sie empfand Grauen vor dem Blute, das geflossen war. Wie aber dann, wenn er in wirklicher Gefahr des Lebens dalag? — Da drüben, unten, lag er, in dem kleinen Zimmer, in das sie von ihren Fenstern hineinsehen konnte. Sie sprang aus dem Bette, lief ans Fenster, schob die Vorhänge ein wenig zur Seite und blickte hinab. Der harte Schein einer Straßenlaterne fiel auf die weiße Gardine in Eckers Fenster, und daraus schien ein rötliches Licht hervorzudringen, wie von einer Lampe, an der jemand wachte. Elinors Herz schlug schwer. Langsam tastete sie sich nach ihrem Bette zurück.

— Auf dem Balle hatte sie ihm erzählt, daß sie gerade ihm gegenüber wohne. Vielleicht denkt er daran. Dann denkt er auch, daß sie sich nicht darum kümmere, daß es ihr einerlei sei. —

Am nächsten Morgen ließ sie Frau Färber rufen, um zu erfahren, wie es ging. Jeden Morgen und jeden Nachmittag mußte Frau Färber nun kommen.

Als aber Fräulein Elinor dann endlich etwas Unerwartetes verlangte, war Frau Färber ratlos und sprachlos. Das war ja doch wohl nicht möglich! — Es ist zwar wahr, sie muß es zugeben, daß er nun außer Gefahr und außer Bett ist. Das Fieber ist fast ganz verschwunden. Aber wie sehr müßte es den Armen aufregen, wenn Fräulein Winter plötzlich bei ihm erscheinen wollte — und das kann Frau Färber doch nicht verantworten. Nein, das tue sie nun einmal nicht; um keinen Preis. — Aber Elinor sagte: Nein, es ist nichts zu bedenken, sie ist ganz einfach entschlossen. Und wenn sie einmal weiß, daß sie etwas will, dann bleibt es dabei.

Diesen Entschluß hatte sie gefaßt. Er sollte sie wenigstens nicht verwerfen können, nicht glauben, daß sie sich für etwas anderes, besseres halte. Und nun wurde sie ruhiger. —

Es schneite ein klein wenig. Große, feuchte Schneesterne ließen sich durch die weiche Luft tragen und sanken langsam in die Straßen herab, wo sie auf dem nassen Boden zerschmolzen.

Der Student schlenderte in seinem Zimmer. Man hatte ihm sein dickes Haar geschoren, und er trug den Kopf in weißes Leinen eingebunden. Es sah ganz spaßig aus. Einmal, vor dem Spiegel, versuchte er die schwarze, seidene Paukmütze, fand sie aber zu häßlich und legte sie wieder fort. Sein Gesicht war etwas schmal und blaß geworden. Aber das sah nicht übel aus, wie er meinte. Und als er durch das Zimmer ging, rückte er da und dort an den wenigen Möbeln, schob die Bücher auf dem Tisch gerade, hing einen Rock in den Kasten. Dann sah er aus dem Fenster, ohne sich knapp daran zu stellen. Er warf einen Blick in die Höhe, auf das Haus gegenüber. Also gerade da oben lagen ihre Fenster! Sie mußte eigentlich in sein Zimmer hereinsehen können! — Dann blickte er auf das Stückchen vom Platze hin, das er übersehen konnte. Wenige Menschen bewegten sich verdrießlich in dem unverständigen Wetter.

Ecker fühlte sich noch recht schwach; schwach und reizbar. Er hätte wohl auf dem Sofa liegen bleiben sollen. Aber die Erwartung dieses merkwürdigen Besuches hatte ihn aufgetrieben und ließ ihm keine Ruhe. Heute wollte Fräulein

Elinor Winter ihn besuchen kommen ... Er vermochte sich gar nicht hineinzufinden in diese außergewöhnliche Lage. Etwas ähnliches war ihm noch nicht vorgekommen. Es machte ihn verlegen. Aber er sagte sich auch, welche Verantwortlichkeit es ihm auferlegte. Diese seltsame Erwartung wurde von dem Pflichtgefühl geleitet, daß er sich mit der erdenklichsten Ritterlichkeit zu benehmen habe. Denn eigentlich beschämte ihn die Teilnahme dieser jungen Dame. Anfangs war er außer sich geraten, daß überhaupt irgend jemand von dieser sinnlosen Geschichte erfahren hatte. Denn er konnte sich ja durchaus nichts darauf zugute tun. Und zum Überfluß war er auch noch so gründlich abgeführt worden.

Jetzt zog er den gewöhnlich unbenutzten ledernen Stuhl vom Fenster weg etwas ins Zimmer herein, rückte ihn quer an den Tisch, nicht so gerade hin, daß es steif ausgesehen hätte, und dachte, daß dies der Sitz sei, den er ihr anbieten wolle. Übrigens wird sie ja nicht Platz nehmen wollen. — Er blieb mitten im Zimmer stehen und blickte sich um. Es war gewiß ein einfaches, enges und recht nüchternes Zimmer. Ein paar Ölfarbendrucke und eine Trophäe mit zwei Schlägern, einem Cerevis, Fechthandschuhen und einer Unmasse von Schleifen und Kotillonorden, das war der einzige Wandschmuck. Auf dem Tische hatten zwei Photographien gestanden, ein junges Mädchen in tief ausgeschnittenem Kleide und eine ältliche Frau in einer Witwenhaube. Das junge Mädchen hatte er entfernt und bloß das Bild seiner Mutter dortgelassen. Ja, sein Zimmer war sehr einfach; aber daraus machte er sich nichts, es konnte nicht jedermann einen Salon haben. Aber empfangen wollte er sie wie in einem Salon.

Jetzt hörte er die Glocke an der Wohnungstüre gehen. Da schoß ihm alles Blut in die Wangen, und er hielt einen Augenblick den Atem an. Wirklich klopfte es im nächsten an seine Türe, wirklich stand gleich darauf Fräulein Elinor Winter hier, gerade vor ihm!

Ecker machte eine tiefe Verbeugung. Dann sah er sie an und lächelte unsicher. Er fühlte die Woge von starker, frischer Winterluft, die sie an ihren Kleidern mit sich geführt hatte, und ein ganz feines, unaufdringliches Parfüm, das sie mitbrachte. Sie sah sehr schön aus. Sie trug ein lichtrostbraunes Kleid, eine anschließende, mit Pelz verbrämte Jacke von derselben Farbe, einen grauen, breitkrempigen Hut und daran einen so dichten Schleier, daß ihr Gesicht fast nicht zu erkennen war. Aber jetzt nestelte sie diesen in die Höhe. Indessen glitt Eckers Blick an ihrer Gestalt herab und haftete gleichsam verwundert an ihren kleinen Füßen. Über den Schuhen trug sie Galoschen, die so braun waren wie ihr Kleid! — Während sie beide Hände an ihrem Schleier beschäftigte, hielt sie den kleinen Muff unter einem Arme festgeklemmt und den Kopf etwas geneigt. Ihre Haltung hatte etwas so merkwürdig Geschäftiges, Eiliges und Entschlossenes an sich. Dabei sah sie ihm so sonderbar scharf mit ihren großen, tiefklaren Augen gerade ins Gesicht. Und eifrig und vorwurfsvoll sagte sie:

„Warum haben Sie das bloß getan, Herr Ecker? — Ich habe einen Fehler begangen und habe mich bemüht, ihn gut zu machen, wie ich konnte. Es war doch nicht recht von Ihnen, dann noch Streit vom Zaune zu brechen! Und, hören Sie, mir liegt immer an der Wahrheit das meiste. Ich möchte, daß Sie wissen, daß Herr Haußmann keine Ahnung hatte von dem Mißgriff, den ich begangen; — keine Sterbensahnung hatte er davon. Nicht wahr, er konnte doch keine Sterbensahnung haben?!“ wiederholte sie und sah ihn fragend an.

Er wurde verlegen.

„Es ist schwer, mit Damen über dergleichen zu sprechen —“

Sie unterbrach ihn jedoch sogleich.

„Ach, das denke ich mir ja! — Aber ich wollte, daß Sie es auch wissen. Also stellen Sie sich doch vor, jemand, der gar nichts ahnt von der Sache, ist auf einmal in so eine gräßliche Geschichte verwickelt. Schließlich haben Sie doch bloß Ihren Zorn ausgelassen, den ich wachgerufen habe. Und weil ich Ihnen das sagen wollte und es nicht anders konnte, bin ich einfach hergekommen. Dann aber auch, damit Sie doch endlich wissen und endlich glauben, daß es mir

Digitized by Google

Abendessen.

Gemälde von H. Reifferscheid.

leid tut, und damit ich selber sehen kann, wie Sie dran sind —"

Sie hatte sich nun, ohne daß er sie erst darum gebeten, in den Sessel gesetzt, den er früher für sie an den Tisch gezogen hatte. Jetzt aber, nachdem sie schon dieses Opfer gebracht und alle ihre Bedenken beiseite gesetzt, jetzt hatte sie ein Guthaben an ihn, und ein bißchen sollte er es nun doch fühlen. Daß sie da herüber und da herein gekommen war, das gab ihr ein Recht zu sprechen, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Jetzt im Augenblick war sie ärgerlich und erregt darüber. Sie hatte bemerkt: er sah allerdings etwas spitzer, aber nicht schlecht aus. Als sie aber jetzt aufschaute, fiel ihr Blick auf seinen Kopf. Und weil er ein verdutztes Gesicht machte, hatten der abscheuliche Verband und das geschorene Haar, das auf einer Seite hervorsah, nichts Angstliches mehr. Unwillkürlich mußte sie sogar ein wenig lächeln darüber.

Er bemerkte es, lächelte gleichfalls und entgegnete: „Sie mögen ja nicht unrecht haben, gnädiges Fräulein! Und wenn ich es denn schon sagen muß: Ich bitte Sie also um Verzeihung!"

Sie nickte und errötete leicht.

„Gut," sagte sie. „Und dann möchte ich genau hören, wie Sie sich befinden."

„Wie Sie sehen, geht es mir ja leidlich, das heißt vortrefflich —"

„Weshalb *stehen* Sie denn die ganze Zeit?" sagte sie nun ungeduldig.

Er setzte sich ihr gegenüber und sah sie an. Es war doch sonderbar! Sie kam daher und hielt in kurzem ärgerlichen Tone dieses Verhör mit ihm ab. Na, ja — aber im Grunde ... im Grunde hatte sie doch die ganze Geschichte angezettelt. Und wenn Wennig recht haben sollte —? — Wennig hatte eine so verzweifelt geringe Meinung von diesen jungen Damen. Wenn man ihn reden hörte, wären sie auch nicht um ein Haar besser, als — Aber schön war dieses Fräulein Winter! Sie hatte das Licht im Rücken, und von ihrem braunen Kleid, von ihrem goldbraunen Haar, von dem braunen Schleier und ihren leicht geröteten Wangen strömte es wie ein güldener Schein, fast wie Sonnenschein, um ihre Gestalt. Das Blut stieg langsam in seine Wangen, seine Stirn wurde heiß.

„Und dies ist Ihr Zimmer —" sagte sie plötzlich verlegen und warf einen Blick an die Wand gegenüber.

„Ja, dies ist mein Zimmer —"

Dann fragte sie: „Ist das ein Bild Ihrer Mutter?"

„Ja, es ist meine Mutter —"

Eine kleine Pause folgte. Da schoß ihm ein absonderlicher Gedanke durch den Kopf.

„Sie haben mir auf dem Balle erzählt, Fräulein Winter — Ihre Fenster sehen gerade hier herab —"

„Ja — dort sind sie —"

„Als ob Sie beinahe in mein Zimmer sehen könnten. So nahe! Ich wette, man könnte zum Beispiel einen Gegenstand von Ihrem Fenster in mein Zimmer werfen, wenn man geschickt ist —"

Sie wurde einen Augenblick fassungslos. Ihre Wangen tauchten sich in Purpur. Sie starrte ihn an und fragte dann hilflos: „Was meinen Sie denn —"

„Ach, es ist mir nur so eingefallen," entgegnete er und sah zu Boden. „Es ist eine kleine Geschichte. Aber es hat mich doch oft in Gedanken beschäftigt. Sehen Sie, im vergangenen Sommer — Darf ich es Ihnen erzählen? Es ist übrigens eine harmlose, lustige kleine Geschichte. Denken Sie, da fliegt an einem Sommertag eine Zwirnspule durchs offene Fenster herein, in mein Zimmer. Ein Papier war herumgewickelt. Ich rolle es auf. Eine Einladung war's zu dem Fest im Garten, wo ich dann die Ehre hatte, Ihnen vorgestellt zu werden. Diese Einladung hat jemand in mein Zimmer hereingeworfen. Und ich konnte niemals herausbekommen, wer es gewesen. Ist das nicht eine spaßige Geschichte —?"

Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen. Sie hatte ihren Kopf über den Tisch hin geneigt, und die Finger ihrer Rechten spielten ratlos mit den Federn und Bleistiften, die vor ihr auf der Tischplatte lagen. Sieh, da lag auch eine Busennadel! — Was für eine hübsche Busennadel! — Wird er sie nun fragen, ob *sie* es gewesen? Und was sollte sie dann nur tun —?

Er ſah wohl, daß ſie es geweſen. Keinen Moment ließ er ihren Kopf aus den Augen, während ſie ſo vornübergebeugt daſaß. In heißen, langſamen Schlägen pochte ſein Herz. Wirklich war es Elinor Winter geweſen! Die ſchöne, ſtolze, viel Umworbene. Die Tochter des reichen, großen Fabrikanten. Elinor Winter, die eben erſt einfach daher zu ihm in ſein Zimmer gekommen war —

Plötzlich ließ ſie die Buſennadel, die ſie zerſtreut aufgenommen und in die Höhe gehoben hatte, aus ihrer Hand auf den Tiſch zurückfallen. Sie beugte raſch den Kopf zurück, ſah ihn flüchtig und verwundert an und erhob ſich —

„Sie haben recht . . . eine ſpaßige Geſchichte!“ ſagte ſie mit Überwindung.

„Fräulein Winter!“ Seine Stimme ſchwankte ein wenig. „Nur weil Sie die Wahrheit ſo lieben. Wenn ich fragen würde . . . Ich bitte, werden Sie deshalb nicht böſe! Aber wenn ich fragen würde . . . Oder, wenn Sie es mir ſagen wollten, ohne daß ich fragte . . . daß die Spule aus Ihrem Fenſter da zu mir hereingeflogen iſt —“

„Ach! Ihre ſpaßigen Geſchichten — und Ihre ſpaßigen Gedanken, Herr Ecker!“ entgegnete ſie ruhig und feſt. „Schlagen Sie ſich die aus dem Kopfe! — Und leben Sie wohl! Ich werde durch Frau Färber erfahren, wie es Ihnen weiter geht. Erinnern Sie ſich aber, daß, was ich heute getan habe, mir wie eine Pflicht vorgekommen iſt. Es war nicht leicht. Glauben Sie nur nicht, daß ich den richtigen Maßſtab dafür nicht hätte. Ich hatte einen Fehler begangen. Nun iſt das ganz und gar wett gemacht —“

Es kam wie ein Rauſch über ihn. Er faßte die Hand, die ſie ihm flüchtig hinſtreckte, und hielt ſie feſt. Er faßte ihren Arm an, legte dann ſeine Hand um ihre Hüfte und wollte ſie an ſich ziehen. In der erſten Beſtürzung war ſie wie gelähmt. Dann ſtemmte ſie beide Hände gegen ſeine Bruſt und wehrte ihn ab, ſo gut ſie konnte. Sie wich ihm aus und drängte in die Nähe der Türe. Stumm, atemlos rangen ſie miteinander. Je mehr er ihre ſehnige Kraft fühlte, deſto entſchloſſener und rückſichtsloſer wurde er. Denn ſie war ſtark und gewandt. Er fühlte, wie elaſtiſch und behende ihr Körper ihm entſchlüpfte. Plötzlich hatte ſie ſich befreit. Sie ſtand vor der Türe und ſah ihn an. Wortlos ſtanden ſie ſich gegenüber. Aber vor dem ſtahlblanken Glühen aus ihren Augen ſchlug er die ſeinen nieder. Er verſchränkte die Hände und ſah ſchweratmend zu Boden.

„Dies —“ ſagte ſie jetzt leiſe. „Dies —“

Er wußte nicht, wie er ſie beruhigen ſollte. Oder ob er ſie mit Worten herabziehen ſollte, damit ſie es nicht gar ſo hoch veranſchlage. Denn ſie ſtand ja in unſäglicher Aufregung da!

„Ach,“ ſagte er etwas zögernd — „machen Sie ſich doch nicht ſo viel daraus!! — Sie ſind ein junges Mädchen, voller Schönheit und Kraft — und ich bin ein junger Mann, dem Sie ſo herzlich gefallen . . . Ich wollte nichts, als Sie einmal küſſen . . . Es iſt etwas ſo Natürliches . . . Ich meinte nichts Böſes; weiß Gott, nein, das meinte ich nicht! . . .“ Er ſah wieder auf ſie hin und wurde ärgerlich. „Übrigens — ſehen Sie mich doch nicht ſo an! Sie können doch nicht leugnen! Ein ſchönes, junges, lebensfrohes Weſen, wie Sie es ſind. — Und nachdem Sie mir die Zwirnſpule mit der Einladung ins Zimmer hereingeworfen haben, einfach ſo . . . Und dann endlich ſind Sie heute ſelbſt, und gerade nur, weil Sie Luſt dazu hatten, hierher, zu mir, in mein Zimmer gekommen —“

Sie unterbrach ihn.

„O, wie ſchmählich!“ rief ſie unterdrückt. „Wie ſchmählich!“

Sie ging hart an ihn heran. Sie ſtampfte ein wenig mit dem Fuße auf und wiederholte: „Schmählich — ſchmählich — ſchmählich —“

Fortwährend ſah ſie ihn dabei an. Ihr Blick war groß, feſt und beinahe ſengend. Er konnte ſich nicht rühren unter dieſem Blicke.

Er rührte ſich auch nicht, als er jetzt ſah, wie ſie ſich umwandte, als er die Türe hinter ihr ins Schloß fallen hörte. —

Elinor ging mit ſchnellen, etwas wankenden Schritten durch den Wohnungsgang hinab. Sie fühlte, wie ihre Kniee zitterten und ihre Füße unſicher auf den Boden auftraten. Und daß ihre

Augen gleichsam nichts sahen. Sie sah nur eine Gestalt, die ihr die Türe öffnete, einen Knicks machte und guten Tag wünschte. Es war Guste Färber, die trotz der Wachsamkeit ihrer Mutter einen Augenblick versucht hatte, auf dem Gange zu horchen. Sonst hatte Frau Färber dafür gesorgt, daß Fräulein Winter bei diesem abenteuerlichen Besuche nicht etwa in Verlegenheit gerate. Richtig war in den paar Minuten der Student Wennig dagewesen, den sie mit einer Ausflucht auf später gebeten hatte. Ach ja, diese exzentrischen Einfälle von Fräulein Winter! Wenn sie sich nur nicht irgend einmal in ein Unglück stürzte —

Auf dem Gange schon hatte Elinor ihren Schleier wieder tief über ihr Gesicht herabgezogen. Nun stand sie auf der Straße. In ihrem Herzen wogte es. Sie senkte den Kopf auf die Brust und ging rasch davon. Ein Tränenstrom wollte sie ersticken.

Hastig schreitend kam sie an die kleine vergoldete Pforte neben dem großen Eisentor und öffnete. Dann hatte sie nur noch das Stückchen bis an die Stufen vor der Halle zurückzulegen. Als ob sie flüchtete, eilte sie durch die Halle, die Treppen hinauf und in ihr Zimmer. Dort sperrte sie die Tür ab und warf sich mit einem Aufschrei auf den Diwan. Der Muff war mitten auf den Teppich gerollt, und nun lag sie da und grub ihr Gesicht in die Kissen. Die Tränen stürzten aus ihren Augen, sickerten durch ihren Schleier. Jeder Atemzug war ein bebendes Ächzen, von dem ihre Schultern zusammenzuckten. Und ihr ganzer Körper zitterte wie gepeinigt.

Vor den Fenstern jagten die stillen Flockensternchen vorüber und herab. Sie wurden allmählich kleiner, trockener und dichter und blieben nun in den Straßen liegen. Es hörte gar nicht mehr auf zu schneien. Alle Geräusche der Stadt wurden verschleiert und verschlungen von dem dicken Schneegestöber. So wurde es ein lautloser, tiefer und weißer Wintertag.

6.

Gaston Haußmann trug das Gefühl eines Menschen in sich, der einen Sieg errungen hat. Ein seltenes, kostbares Gefühl, das die Kräfte über ihre natürlichen Grenzen spannt und einen besser macht, solange es währt. Eines doppelten Sieges. Dessen, den er über seinen übermütigen Gegner errungen, und dessen über Elinor Winter. So sagte er sich wenigstens. Denn es war eigen: im Augenblicke, da der Student Ecker gefallen war, hatte er empfunden, daß er dies alles nur wegen Elinor Winter unternommen, daß ihm bloß dieses die Kraft und den Mut gegeben, alles zum Austrag zu bringen. Jawohl, den Mut. Denn er hatte sich selbst auch überwunden.

Das beste, dessen seine Natur fähig war, setzte sich nun ein, ihm einen Schwung zu geben. Wenn er jemals geglaubt hatte, jemanden lieben zu können, so war es jetzt. Wenn er jemals sicher sein sollte, Elinor Winter zu lieben, so war es jetzt. Von diesen Eindrücken ließ er sich führen; denn er war im Grunde eine passive Natur.

Seit jener Nacht erschien Gaston Haußmann Elinor Winter ein bißchen rätselhaft. Und er gefiel ihr dadurch sehr viel besser. Auch aus einer Art von Widerspruch, der danach in ihr lebendig geworden. Bärnwart hatte ganz gut reden, von der empfindsamen Seele der Kleinen, der Armen; jenes Menschengeschlechtes, das in den Hinterhäusern wohnt, auf der Straße lungert und über Holztreppen geht. Nein, Bärnwart war ein Phantast. Er hatte doch nicht recht gehabt. Sie aber hatte eine abscheuliche Beleidigung erfahren, bloß weil sie dadurch gerührt worden war. Wenn sie daran dachte, kochte ihr Blut. Wegen der riesengroßen, unverblümten, plötzlich gekommenen Enttäuschung. Die so fühlbar, so verblüffend, so gänzlich unerwartet gewesen, als ob ein Sternlein vom Himmel einem vor der Nase herabfallen und im Schmutz der Gosse erlöschen konnte. Auch die Lächerlichkeit hatte nicht gefehlt. Wie eine vielköpfige Schlange hatten die wirbelnden Gefühle an ihr herumgebissen. Sie, Elinor Winter, mit ihrer großgezogenen Selbständigkeit und Sicherheit, mit ihrem leichtfertigen Mut; sie, der noch niemals jemand nahe zu treten gewagt hatte, — sie war in diesem Abenteuer jämmerlich

zu kurz gekommen. Ihr Stolz hatte einen Hieb bekommen; das war das empfindlichste. Aus Mitleid, aus leisem Schuldgefühl, aus einem heroischen Vorwurf, den ihr die sogenannte Menschlichkeit gemacht, war ihre Stimmung zusammengesetzt gewesen. Es hatte förmlich ein großer Moment geschienen. Sie wollte etwas gut machen, ganz einfach. Und dann ... Da entdeckt sie auf dem Tische plötzlich die Busennadel, die ein kokettes Mädchen dem hübschen jungen Menschen geschenkt hatte. Es fällt ihr ein, was Bärnwart erzählte. Auf einmal steht Auguste von Wieke mit ihrem bleichen Gesicht und den lügenhaften Augen vor ihr ... Ach, was kann er denn dafür? Er wird wohl schon mehr Andenken und Liebespfänder von Mädchen eingeheimst haben. Daran ist nichts ... In jenem Augenblick aber gab es der ganzen Situation einen so kuriosen, unüberwindlichen Beigeschmack. Alles veränderte sich mit einem Male. Weiß der Himmel, es wurde beinahe etwas Komisches. Oder doch jedenfalls so, daß sie nach getaner Pflicht so schnell wie möglich wieder davon mußte. Dann aber, dann! ... Jetzt war es ja überwunden. Jetzt hätte sie eigentlich am liebsten innerlich gelacht über den Schlußeffekt, womit sie aus aller edlen Sorge, aus aller tagelang genährten Angst aufgerüttelt worden war. Ha, — ist das Leben manchmal so ein Spaßmacher? Nicht übel! — Wie fein er das gesagt hat! Es sei so etwas Natürliches, Einfaches, vielleicht Selbstverständliches. Gar nichts Böses! — Und dann: was wollte sie denn, nicht wahr? Sie, die ihm damals die Zwirnspule ins Zimmer geworfen, und schließlich selber nachgekommen war!

Nun aber ein anderes. Es wird geschehen, daß auch dritte einmal zu hören bekommen, was für absonderliche Einfälle Elinor Winter haben kann. Es mochte sein, daß sie einmal in einem Wort, in einem Blick einen Angriff zu spüren bekam. Vielleicht verriet einmal Bärnwart, mit seiner losen Zunge, daß er etwas wisse, oder sie merkte es gar an Gaston Haußmann oder an Paul, für den es wie ein Schlag ins Gesicht sein müßte; oder liebe Bekannte schwätzten davon, wenn sie gerade nichts besseres hatten. Indessen, dagegen wollte sie sich zu wehren wissen! Ha, — man sollte es nur versuchen, sie anzutasten! Sie schritt etwas Kleinliches in ihrer Seele zu Boden. Etwas Härteres und Reiferes trat dafür ein. — — —

Bärnwart faselte von einem großen Bilde, dessen Idee in seinem Kopfe spukte. In letzter Zeit hatte er zuviel gehandwerkt. Jetzt sollte es reine Kunst werden. Wenn er ein Modell haben könnte, Elinor Winter ähnlich! — Dafür lachte sie ihn einfach aus. Es war jetzt etwas an ihr, als räumte sie Bärnwart nicht mehr die Autorität ein, deren er sich früher erfreute. Es machte ihr Spaß, ihm zu trotzen, ihm zu widersprechen. So, also reine Kunst wolle er jetzt treiben? — „Was ist denn eigentlich ‚reine Kunst'! Dabei kann man ja verhungern. Nur das Handwerk hat goldenen Boden, bester Bärnwart. Und das, wovon die Künstler *leben*, das ist bestes Handwerk, kommt mir vor; nichts anderes. Ich bitte Sie, wenn Sie so ein Bild malen, wer wird es sich denn kaufen? Und riesengroß, wie Sie sagen. Wo soll es denn hinpassen? In einen Salon? Armer Bärnwart, was haben Sie doch oft für phantastische, verträumte Ideen!" — Bärnwart wurde gereizt, verwundert und verletzt. Er sagte, daß sie einen manchmal halb rasend machen könne, mit ihren falschen Auffassungen. Ja, Kunst, Kunst, reine Kunst! Wer ein Künstler ist und nicht so fühlt, dem hänge man einen Mühlstein an den Hals und versenke ihn dort, wo es am tiefsten ist. Der handwerkt in der Kunst, dem geht das höhere Streben in Dunst auf. Man muß einfach zu jeder Stunde seines Lebens den heiligen Durst fühlen „das" zu werden! — „*Das*? Was denn?" — „Nun, eben ‚*das*'. Die Wissenden, die wirklich frei gewordenen Geister, verstehen es. Das werden, was einem als das einzige lebenswerte Ziel vorgeschwebt. Alles andere ist Quark!" — „Vorgeschwebt! Vorgeschwebt! Sehen Sie, wie Sie sich beständig in abstrakten, haltlosen Begriffen bewegen, Bärnwart! Was *schwebt* einem denn vor? Gar nichts, bei Gott, gar nichts! Alles kommt mit schweren Schritten im Leben daher-

gegangen, sehr greifbar, sehr sichtbar, sehr fühlbar. Alles ist positiv, gar nichts schwebt durch die Luft." — So? Da hat sie ja nette, recht frauenhafte Ansichten!

Bärnwart geriet innerlich so außer sich über dieses mutwillige Gespräch, daß er plötzlich schwieg und in unbezwinglichem Ärger im Zimmer auf und ab rannte. Am meisten jedoch ärgerte er sich darüber, daß er ihr diese Laune einfach nicht glauben konnte. Und so begann er von neuem. Insgeheim tat es ihm ja wohl, sich ganz in idealer Höhe zu erfrischen. Denn er hatte soeben keine leichten Zeiten. Die Aufträge sickerten spärlich. Er wünschte sie sich auch kaum, weil er diesen Plan zu einem großen Bilde in der Seele trug. Anderseits muß man leben, einfach leben und das gibt den Widerstreit. Wer nichts hat, muß immer kapitulieren, Kompromisse schließen. Just darum stärkt es einen, wenn man sich der reinen, unbotmäßigen Überzeugung sicher fühlt. Daran klammert sich das Herz.

„Mein Gott, wie Sie phantasieren können, Bärnwart!" rief Elinor nach einer Weile.

„Sie denken an das Materielle, an das Positive," sagte Bärnwart ironisch bitter.

Allein Elinor nickte. „An das Positive, ja! Wollen Sie leugnen, daß nur das eben positiven Wert hat? Positiven, Bärnwart! — Was nützt einem einzelnen zum Beispiel alle Kunst, wenn er keine Anerkennung findet, wenn er dabei im Elend steckt —"

„He!" sagte Bärnwart aufgebracht. Was es nützt, fragen Sie? Herrgott, nützen, nützen! Haben Sie schon einmal gehört, daß man die Kunst nach den Interessen bewertet, die sie abwirft, etwa wie Ihre Fabriken —"

„Nein, aber —"

„Also nein, aber!" rief er beinahe heftig. „Und wenn es der heilige Beruf eines Menschen ist, sein ganzes Dasein ausmacht, all sein Streben, seine Hoffnungen, das einzige Ziel, das er kennt? Vielleicht können Sie ahnen, daß es doch sehr positiv ist, daß es in seinem Berufe die ernstesten Schlachten zu bestehen gibt, ernstere und schwerere als sonstwo. Und bei allem Elend ist dieser Ringer vielleicht der Glücklichste."

Allein weil er heftig wurde, blieb sie nun gerade zähe.

„Von den ewigen Phantasien habe ich gesprochen," sagte sie nun. Ich kann Ihnen zuliebe doch nicht einfach die Empfindung aufgeben, daß ich dabei an etwas Richtiges denke. Ich meine das Klare, das Wirkliche, das dem ganzen Leben einen festen Rahmen gibt."

„Vielleicht einen Rahmen ohne Bild," ergänzte Bärnwart.

„Dennoch," sagte sie beharrlich.

Er verabschiedete sich verstimmt. Und als er gegangen war, tat es ihr leid, ihm das alles gesagt zu haben. Sie dachte übrigens an seine Äußerungen. Auch Bärnwart war einer von den glücklichen Ringern. Ganz gewiß war er ein Mensch, den man beneiden konnte. Vielleicht der einzige, den sie kannte.

Vielleicht war auch ihr Vater ein solcher Mensch. Nur wußte sie zu wenig von dem, was sein Leben ausmachte. Im Frühjahr wollte sie ihn bitten, ihr einmal die Fabriken zu zeigen. Von Bärnwart wußte sie alles, seit sie sich kannten.

Jetzt war er also wieder einmal gekränkt davongegangen. Bei ihm fiel ihr immer wieder die Geschichte mit Ecker in den Sinn und brachte sie auf. Als ob Bärnwart etwas dafür gekonnt hätte. Übrigens gerade wegen dieser Geschichte mit Ecker erinnerte sie sich einer anderen, die sie erlebt hatte. Und das war mit Bärnwart selbst gewesen. Vor ein paar Jahren. Frau von Stahlhof hatte ihr den Maler gebracht, als sie Neigung bekam, ihr Talent mit Stift und Farbe zu versuchen.

Eines schönen Tages nun hatte Bärnwart sie gebeten, ihre Hand zeichnen zu dürfen. Das tat er dann langsam, mit der größten Aufmerksamkeit. Dabei sagte er ihr unter anderem, daß sie im modernen Sinne nicht einmal eine hübsche Hand habe. Zu groß, zu kräftig, fast wie von einem zarten, jungen Manne. Zwar recht schlank, auch schmal genug; aber die Finger seien nicht ganz so spitzig, wie man es ideal haben will. Und wenn man diese Hand so malte, wie sie nun daliege, ganz so, dann könne

es unmöglich das besungene, zartrosige, durchscheinende Fleisch abgeben und die berühmte, sammetweiche, seidenglatte Haut. Sie fragte lachend, weshalb er sich dann solche Mühe gäbe? Aus Interesse, entgegnete er. Übrigens haben Sie ja gehört: im modernen Sinne ist diese Hand kaum hübsch. Früher hat man anderen Geschmack gehabt. Und dann sagte er, dies sei eine Hand, aus der ein alter, italienischer Maler etwas zu machen verstanden hätte. Einer von den ganz großen Meistern, deren Anschauung noch nicht eng, noch nicht verzärtelt, noch nicht ängstlich und kleinlich geworden, denn in dieser Hand liegt etwas vom Charakter, ja, vom Herzen. Etwas, das fest und schön zugleich sei. Und damit ergriff er plötzlich ihre ruhende Hand mit seinen beiden, führte sie an seine Lippen und küßte sie. Sie war dadurch derart überrascht, daß sie sie ihm ein Weilchen ganz ruhig überließ. Aber trotz ihrer Verlegenheit und dem Blute, das ihr über das Gesicht wogte, hatte sie die richtige Zurechtweisung wohl gefunden. Bärnwart hatte sich gleichfalls erhoben, war regungslos stehen geblieben und sah gesenkten Hauptes zu Boden. Er antwortete mit keinem einzigen Worte. Doch war in seiner Haltung etwas, in seinem schuldbewußten Zuhören, in seinem ganzen Ausdruck, das sie in unbegreiflicher Weise entwaffnete. Endlich blickte er auf, sah sie ernst, beinahe bittend an und fragte zweifelnd: „Darf ich nun dennoch meine Arbeit fortsetzen?“ Und sie hatte Ja gesagt, hatte sich wieder gesetzt, die Hand wie früher ruhig vor ihn hingelegt und ihn schweigend weiter zeichnen lassen. Bloß als Bärnwart an jenem Tage ging, hatte er einfach gesagt: „Ich danke Ihnen für Ihre Nachsicht! Und vielmals, vielmals für Ihr Vertrauen!“ Damit hatte er sich rasch empfohlen. Nie mehr später hatte sie der leiseste Hauch zwischen ihnen an diese kleine Freiheit erinnert, die er sich einmal genommen, und nie mehr hatte sie sich auch nur im allergeringsten über Bärnwart zu beklagen gehabt. Sonderbar aber war es, daß von da an ihre gute Freundschaft begonnen und etwas geworden war, das einen wirklichen Wert für sie erlangt hatte. Beinahe war es eine so gute, aufrichtige Freundschaft, die niemals verzierender Worte bedurfte, wie die, die sie mit ihrem Vetter Paul verband.

— — — — — — — —

Seit sie Besuche allein zu empfangen pflegte, hatte sich ihr Verkehr etwas geändert. Sie fing an sich gewissermaßen als die Frau des Hauses zu fühlen.

Nun war es nicht immer unterhaltend, alte Damen zu empfangen, aber es gab Menschen, mit denen sie sich in Ruhe aussprach, wie Frau von Stahlhof, und andere, die sie unterhielten, wie Frau von Brandau. Und die Herren lernte sie erst jetzt wirklich kennen. Den kleinen Horn, den absonderlichen Herrn von Heim, Herrn von Envelaar und andere.

Am öftesten kam Gaston Haußmann. Sie gewöhnte sich an ihn. Manchmal glaubte sie, Quirine Sturz mochte recht haben, und etwas besseres in ihm stecken, als man ihm nachsagte. Nicht bloß Schwächen und Dünkel. Elinor Winter gegenüber zeigte sich Gaston Haußmann ganz und gar nicht dünkelhaft. Seine sehr korrekten Umgangsformen mißfielen ihr nicht.

Eines Nachmittags fand Gaston Haußmann viel Gesellschaft vor im Salon des Kommerzienrats, und man unterhielt sich besonders lebhaft und heiter. Später als gewöhnlich gingen die Besuche. Elinor war zufrieden, vergnügt und angeregt. Haußmann, der unter den ersten gewesen, blieb der letzte. Sie forderte ihn auf, doch nochmals Platz zu nehmen. Die Kerzen an dem großen Glaslüster waren tief herabgebrannt, die Möbel in dem weiten Raume standen etwas verschoben und unordentlich umher, wie der Aufbruch der Gäste sie gerade gelassen hatte. Auf Tischen und Taburetts waren geleerte Teetassen und Tellerchen zurückgeblieben, fortgeworfene Zigaretten in den Aschenschalen. Süßlich duftend hing der Rauch zwischen den Wänden.

„Wie es hier aussieht!“ rief Elinor wohlgelaunt. „In diesem Moment ist der schönste Saal ein wenig wie ein Schlachtfeld. Alles verwüstet und aus der Ordnung gebracht. Und doch ist heute gar nicht viel gekämpft worden —“

„Nein —“ sagte Gaston Haußmann. „Eine gute, zufriedene Stimmung ist

einem zurückgeblieben, nicht wahr? Nun nehmen Sie noch eine Zigarette."

„Danke, nein —" sagte Haußmann.

„Dann plaudern wir noch ein wenig. Ich mag das sehr gerne. Nach einem Balle, nach irgendeinem Feste, wo man mit vielen Menschen beisammen war. Dann noch eine Art Rast mit wenigen, ein paar ruhige Worte. Aber mit Ihnen geht es vielleicht nicht recht? Sie waren heute die ganze Zeit so schweigsam —"

Da erhob sich Gaston Haußmann, blieb vor ihr stehen und sagte ganz ruhig: „Gnädiges Fräulein, teilen Sie meine Annahme, daß wir beide als ein Paar gut zueinander passen würden?"

Sie war einen Augenblick befangen, sah schweigend zu Boden und ließ ihre Finger durch die Quaste an der Armlehne ihres Sessels gleiten. Ihr Herz pochte stark. Ein plötzlicher Entschluß, der ihr in diesem Augenblick wie eine natürliche Folge alles dessen schien, was sich in dieser Zeit durch ihr Herz bewegt hatte, schien sie fortzuführen.

„Ja!" erwiderte sie nach einer ganz kurzen Weile, erhob sich gleichfalls und blickte ihm gerade und offen in die Augen.

Gaston Haußmann verbeugte sich tief, ergriff ihre Hand und küßte sie wiederholt.

„Danke, danke, danke!" sagte er dabei hastig. „Ich hoffe, daß Ihr Vater uns zustimmen wird! Doch sagen Sie nichts davon. Morgen ist unser großer Tag. Sie werden verstehen, wenn ich nun nicht mehr fähig bin, ruhig mit Ihnen zu plaudern ... Finden Sie es nicht sonderbar — aber ich bin erregt — und ich gehe nun gleich. Leben Sie wohl, Elinor! Auf morgen!"

Noch einmal küßte er ihr die Hand und ging.

Auch Elinor verließ das Zimmer.

Da gewahrte sie nahe an der Tür den alten Braunemann, der Platten und Tassen aufzunehmen im Begriffe stand. Vielleicht war er doch erst jetzt eingetreten.

„Braunemann —" sagte sie mechanisch, als sie an ihm vorüberschritt.

Der alte Diener neigte die Stirne ein wenig und blickte ihr dann nach.

„Ja!" murmelte er, schüttelte den Kopf und fuhr fort, das Geschirr gleichmütig zusammenzusuchen. Er war ohne Willen Zeuge gewesen, wie Herr Haußmann um das Kind seines Herrn geworben hatte. Aber die Sache schien ihn tief zu verwundern.

„Andere Menschen!" sagte er zu sich selbst. „Ganz andere Menschen —"

Elinor ging auf ihr Zimmer, blickte auf die dunkelnde Straße hinab, ging dann durch alle Wohnräume und kam sogar an das Geschäftszimmer ihres Vaters, wo der Kommerzienrat zu Hause zu arbeiten pflegte. Sie war unruhig und wußte nicht recht, was mit ihrer Zeit zu beginnen.

Und dann wieder auf ihrem Zimmer. Da kamen viele Gedanken. Aber der eine, der stärker als die anderen war, entsprang gesunder, klarer Quelle. Das Leben konnte nicht immer so müßig und ziellos dahingehen. Sie fühlte Kraft, etwas zu leisten, Pflichten zu erfüllen, in einen Wirkungskreis gestellt zu werden. Die Ehe muß das bringen. Sie dachte an Gaston Haußmann, und daß auch er Glück darin finden würde, wenn sie ihm soviel war, daß er sie zu seiner Frau begehren konnte. Sie dachte an ihren Vater. Sie dachte auch, daß, solange sie sich erinnerte, keine Freundschaft zwischen ihm und dem alten Haußmann bestanden hatte.

Aber die meisten ihrer Gedanken waren unpersönlich. Mit einem Male schien sich das Leben weit hinaus zu öffnen. Darauf wurde sie ernst, fast andächtig, ohne weich zu werden und in ihren Gefühlen herumzuschwanken.

Der Kommerzienrat blieb am nächsten Vormittage zu Hause, infolge eines Briefes, den er in aller Frühe erhalten. Dann empfing er den Besuch des Advokaten Boring und hatte eine sehr lange Unterredung mit diesem. Mit Boring hatte Winter nicht gerade gerne zu tun. Doch war es in diesem Falle ganz natürlich, daß Gaston Haußmann niemand anderen mit seinem Auftrage betraut hatte, als den erprobten Anwalt seiner Familie. Weder der Vater noch der Sohn Haußmann hatten jemals einen wichtigen Schritt unternommen ohne Borings Rat.

Es traf sich, daß Elinor über die Treppe heraufkam, als Boring endlich

Digitized by Google

ging. Er machte eine große Verbeugung, behielt seinen Hut in der Hand, lächelte, sah sie durch seine dicken Brillengläser wohlwollend an und sagte: „Ich bin Dr. Boring, mein verehrtes Fräulein! Ich kann ja nicht verlangen, daß man sich meiner ohne weiteres erinnere ... Sie haben sich soeben mit meinem vortrefflichen jungen Freunde Gaston Haußmann verlobt. Es macht mich glücklich, Ihnen zufällig als der allererste gratulieren zu können —"

Hier machte er nochmals eine Verbeugung, schwenkte seinen Hut weit von sich und empfahl sich. Elinor hatte ihn gar nicht recht ins Auge fassen können, denn er war zwei Stufen über ihr stehen geblieben.

Sie eilte hinauf und diesmal ohne Zögern in ihres Vaters Arbeitszimmer, das sie sonst niemals betrat.

Der Kommerzienrat stand am Fenster, wandte sich um und kam seiner Tochter rasch entgegen. Sie sah, daß sein sonst so bleiches Gesicht lebhaft gerötet war. Er legte ihr die Hände auf die Schultern, blickte sie fest an und sprach: „Mein liebes Kind! Ei, wie hast Du mich zur Besinnung gebracht, daß Du mein großes Kind geworden bist — und daß Du flügge werden willst! Aber Ihr habt mich förmlich überrumpelt —"

Er wurde ein ganz klein wenig bewegt, lächelte, nahm Elinor beim Kopfe und küßte sie mehrmals.

„Gott segne Dich — Euch beide ... Du sollst glücklich werden, glücklich! Und vergiß nie, daß Du Theodor Winters Tochter bist!"

Sie kämpfte ihre Aufregung kraftvoll nieder. Der Gesichtsausdruck ihres Vaters, seine bewegte, ernste Stimme, der Blick seiner Augen und seine letzten Worte gruben sich tief in ihr Gedächtnis. Sie fühlte mit einem Male gleichsam alles, was er ihr damit sagen wollte, — Theodor Winters Tochter! Wie in einem einzigen Gefühlsmoment vereinte sich die Empfindung alles dessen, was sie an ihrem Vater hoch hielt, was ihr edel, fest, bewundernswert, groß und stark an ihm geschienen, und daß er sie dessen teilhaft machen wollte, sie als gleichwert an seine Seite stellen.

Sie küßte seine Hand.

Der Kommerzienrat aber scheute jedes Unmaß von Gefühlen und mochte denken, es sei für den Augenblick genug getan.

Nun sagte er lächelnd: „Ich habe Dir heute meinen ganzen Vormittag schenken müssen. Was wird man in Winterfelden denken! Du mußt mich wohl noch fort lassen, Elinor —"

„Und Gaston Haußmann?" fragte sie. „War er auch bei Dir?"

„Nein, nein, er selbst noch nicht," entgegnete ihr Vater. „Es war nur Boring hier, ohne den sie ja nichts zu machen pflegen. Er kam in seinem Auftrag. Wir haben alles geschlichtet —"

Gastons Eltern mußte Elinor schreiben. Man hatte so viel zu beratschlagen und zu überlegen. Endlich waren sie über die Hauptsachen einig. Im September wollten sie Hochzeit halten und dann ein Stück Welt sehen und im Frühjahr wollten sie ihren Einzug in Wied halten. Denn Wied sollte ihr eigentliches Daheim werden. In der Stadt räumte ihnen der Kommerzienrat eine weitläufige Wohnung in seinem Hause ein. Auch sollte auf diese Art Elinor das Vaterhaus nie ganz verlassen. So wurde alles bestimmt. Auch darin zeigte Gaston Ruhe und Überlegung. Um Wied gehörig einzurichten, brauchte er alle Zeit. Er behauptete, daß es bisher nur eine Junggesellenwirtschaft gewesen. Es gab viel Arbeit, und sein Freund Envelaar, der so praktisch und voll guten Geschmackes war, konnte ihm bei allem helfen.

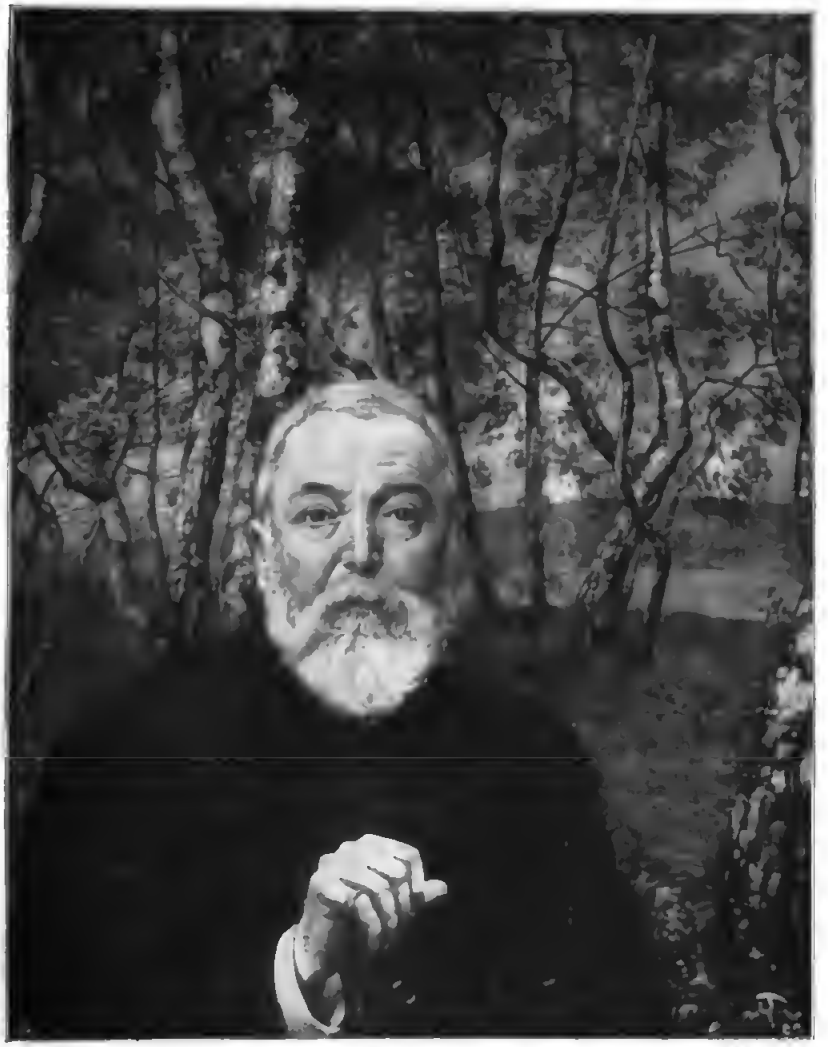
Gaston bat ferner, daß Elinor noch eine kurze Zeit ihr Geheimnis bewahren möge.

Hierbei machte der Kommerzienrat eine bedeutungsvolle Miene und sagte, daß sie noch eine Überraschung haben solle.

(Fortsetzung folgt.)

Singende Kinder.

Gemälde von Prof. Hans Thoma.



Selbſtbildnis. Gemälde.

Hans Thoma.

Von Eduard Engels.

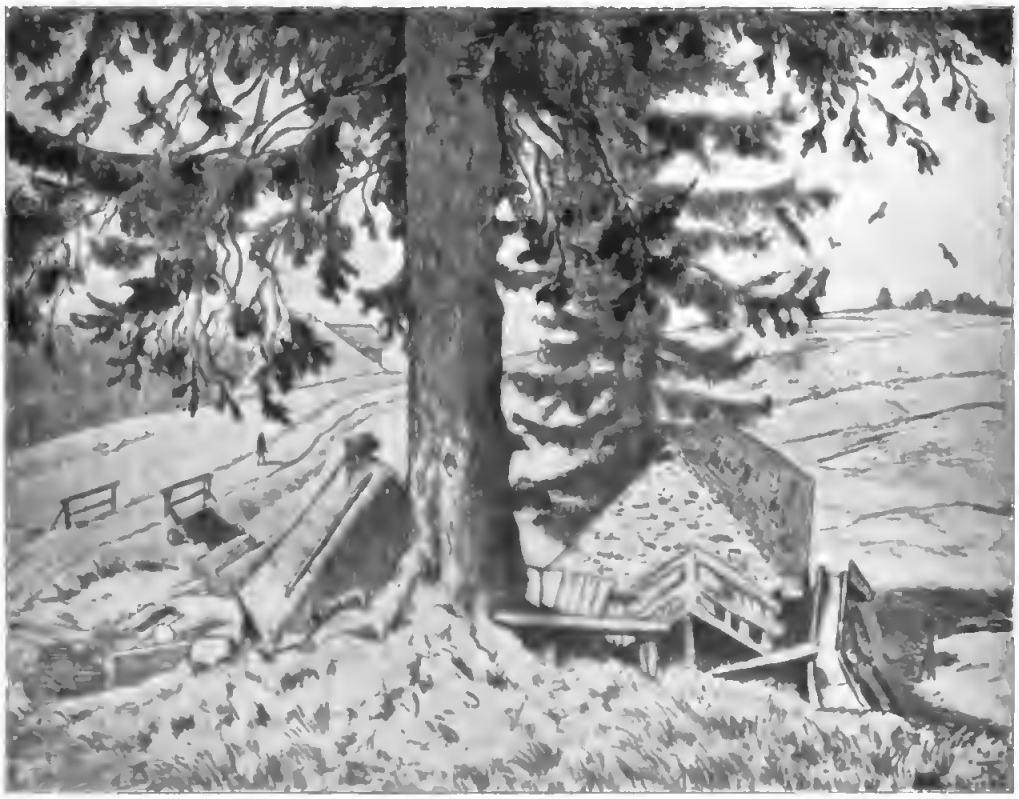
Rätſel auf der Welt,
Schwere Rätſel ach ſo viele!
O Menſch, geh dran vorbei,
Laß ſie in Ruh und — ſpiele!

Hans Thoma.

Wohin wir blicken, zieht ſtets und überall der germaniſche Genius ein Drittel ſeiner Kraft aus dem Philiſterium und wird von dem alten Rieſen, dem Gedanken, mit welchem er ringt, in den Lüften ſchwebend erdrückt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren. Da wandeln die Sonntagskinder anderer Völker, wie ſie heißen mögen, Shakeſpeare, Milton, Byron, Dante, Arioſt, Taſſo, Rabelais, Corneille, Molière; ſie ſäen nicht, ſie ſpinnen nicht, und ſind doch herrlicher gekleidet als Salomo in all ſeiner Pracht. In dem Lande aber zwiſchen den Vogeſen und der Weichſel herrſcht ein ewiger Werkeltag, dampft es immerfort wie friſch gepflügter Acker, und trägt jeder Blitz, der aus den fruchtbaren Schwaden aufwärts fährt, einen

Erdgeruch an sich, welchen die Götter uns endlich, endlich gesegnen mögen. Sie säen und spinnen alle, die hohen Männer, welche uns durch die Zeiten voranschreiten, sie kommen alle aus Nippenburg, wie sie Namen haben: Luther, Goethe, Jean Paul, und sie schämen sich ihres Herkommens auch keineswegs, zeigen gern ein behagliches Verständnis für die Werkstatt, die Schreibstube und die Ratsstube, und selbst Friedrich Schiller, der doch von allen unsern geistigen Heroen am schroffsten mit Nippenburg und Bumsdorf brach, fühlt doch von Zeit zu Zeit das herzliche Bedürfnis, sich von seinem früheren Kanzlei- und Stammverwandten grüßen und mit einem biederen ‚Weischt' an alte, natürlich vertraute Verhältnisse erinnern zu lassen . . ."

Diese Worte Wilhelm Rabes kamen mir in den Sinn, als bei Gelegenheit der Ludwig Richter-Feier jemand die Frage aufwarf, wie man doch nur den guten Richter als Prototyp des deutschen Künstlers preisen könne, sintemalen doch der Deutsche im allgemeinen keineswegs so hausbacken, kleinbürgerlich, philiströs wie der gewiß sehr liebenswürdige und schätzenswerte Ludwig Richter befunden werde? Mir schien damals, als ob man in der Tat mit der Identifikation deutscher Art und Richterscher Kunst ein wenig übers Ziel schösse, denn es gibt in Deutschland zweifellos Menschen von großzügiger, eleganter Lebensführung die schwere Menge. Anderseits aber leuchtete mir bei näherer Betrachtung unserer deutschen Kunst je länger je mehr die tiefinnerliche Verwandtschaft Ludwig Richters mit allem ein, was wir an guten und lieben Namen in der deutschen Kunstgeschichte aufzuweisen haben. Von Meister Wilhelm und Stephan Lochner bis zu Schongauer, Cranach, Dürer und weiter herauf bis zu Rethel, Schwind, Thoma: überall jenes — nun ja, Philisterium, das man als Nationaleigenschaft der Deutschen nicht anerkennen möchte und das doch in der künstlerischen Produktion der Deutschen fast regelmäßig zum Durchbruch kommt, wenn die deutsche Kunst wirklich deutsch auftritt und als deutsch empfunden wird.



Schwarzwälder Sägemühle. Nach einer Radierung.

Schwarzwälder Bauer. Nach einem Gemälde.

Was bliebe z. B. von Hans Thoma, wenn man aus seinem Werk all das entfernt, „Nippenburg und Bumsdorf", das von der Enge seiner kleinbäuerlichen Herkunft, von der Weltabgeschiedenheit seiner Schwarzwälder Heimat, von der Armut seiner Jugend- und ersten Mannesjahre, von der Zurückgezogenheit seiner immer noch kleinbürgerlichen Lebensweise darin übergegangen ist?

Unsere deutschen Künstler stammen eben nicht nur ausnahmslos aus dem Volke, sondern unser deutscher Kunstbetrieb sorgt auch dafür, daß ihre wirtschaftlichen Verhältnisse sie zeitlebens in der Nähe ihrer volkstümlichen Herkunft festhalten, ganz zu schweigen davon, daß in den Tiefen des deutschen Wesens ein unüberwindlicher Widerwille gegen alle bewußte Stilisierung des Lebens, gegen alle Verzärtelung ursprünglich eckiger Linien ins Rundliche und Weitläufig-Elegante wurzelt. Der Romane liebt die Form, der Deutsche den Charakter; romanische Kultur vermag deutsche Menschen, die sich ihr hingeben, mit einer gewissen internationalen Politur zu überziehen, aber das harte, spröde deutsche Wesen wird selbst unter dieser Politur dem scharfblickenden Auge sichtbar bleiben, und Menschen von besonders tiefem Ernst, tiefer Wahrheitsliebe, tiefem Selbsterhaltungsbedürfnis, wie es ja doch jedenfalls all unsere großen deutschesten Künstler waren und sind, werden jeden derartigen Stilisierungsversuch ihrer Persönlichkeit im vorhinein weit von sich weisen, gerade so, wie sie es weit von sich weisen würden, im Alltagsleben eine Maskerade anzulegen oder sich wie die Komödianten aus einer Rolle in die andere stecken zu lassen.

Je echter das Talent, um so größer seine Anhänglichkeit an den Boden, dem es entsprossen. Je bedeutender die Begabung, um so steifer der Nacken, wenn es sich darum handelt, den Bauer oder Krämersohn auszuziehen, um vor der Welt als großer Herr zu erscheinen. Diese Sätze sind so wahr, daß sie sogar umgekehrt gelten: auch das Publikum mißtraut dem Künstler, der sich aus einem — Philister zu einem Kavalier wandelt, und der junge Goethe ruft aus: Ehrwürdiger Albrecht Dürer, Dein holzgeschnitztester Heiliger ist mir lieber, als die glattesten Kreaturen dieser Modekünstler ...

Doch genug der allgemeinen Redensarten und frisch die Probe aufs Exempel angestellt! Sei uns denn gegrüßt, lieber Meister Hans aus Bernau im Schwarzwald! Laß uns Dir sagen, wie sehr wir uns Deiner heimat- und herkunfttreuen Kunst freuen, lächle immerhin in Deiner spöttisch-gütigen Art, wenn schon wieder mal so ein Schreiberlein versucht, von Deinem Sein und Wirken zu schwatzen,

und sei versichert: der Schreiber ist sich mehr vielleicht als jeder andere der Torheit seines Unternehmens bewußt, es fällt ihm nicht ein, lebendiges Künstlertum in papiernen Worten einzufangen. Er will bloß ein wenig Musik zu Deinen Bildern machen, die dem Leser hier vorgeführt werden, und er will selbst diese Musik nach Möglichkeit aus Motiven, die Du selbst geprägt, zusammenfügen, damit nur ja nicht er, das Schreiberlein, sondern Du selbst, der Meister, zu denen redest, die Dich verehren.

Vor mir liegt ein ganzer Stoß Notizen, die ich mir aus Deinen eigenen biographischen Aufzeichnungen, ästhetischen Aufsätzen, Reden, Betrachtungen, aus Zeitungs-, Buch- und Zeitschriften-Ausschnitten zusammengetragen habe. Man müßte das eigentlich alles hier abdrucken, denn es ist alles nicht nur „authentisch", sondern auch so schön und eigenartig, wie Deine Bilder; aber, du liebe Zeit, man kann auf etlichen Druckseiten nicht eben viel unterbringen, und so darf denn die liebe Kunstschreiberei auch in dieser Beziehung ihren höchst problematischen Charakter nicht verleugnen.

Ich beginne mit dem traulichen Bericht aus den „Süddeutschen Monatsheften" über die Anfänge Deiner Kunst.

Also meine älteste Erinnerung, erzählst Du, ist, daß ich in einer Ecke unserer Schwarzwälderstube saß mit einer Schiefertafel und mit einem Griffel; es war noch vor der Zeit, da die Buben Hosen tragen dürfen. Ich machte Striche darauf durcheinander und freute mich daran, daß so etwas in meiner Hand lag zu machen. Ich lief zur Mutter und zeigte es ihr; die Immergute störte meine Freude nicht, sie sah sich die Sache genau an, machte wohl noch ein paar Striche dazu und erklärte mir, das ist ein Haus, das ein Baum, ein Gartenzaun, der Kribbskrabs ist der Gockel, der gerade kräht usw. Sie erzählte wohl auch noch eine Geschichte, was alles in dem Hause vorgehe usw. So lief ich jedesmal mit der Tafel zur Mutter, und sie mußte mir sagen, was ich gemacht habe. Bald kam auch Wille in mein Gekritzel; ich fügte die Striche zusammen, es wurde etwas daraus, was die Mutter deutlich als ein Schwein erkannte; auch ich sah es, und so wurde das Schwein meine erste künstlerische Errungenschaft. Bald kam auch der Unterschied zwischen Schwein und Roß zustande, ein großer Fortschritt! Freilich kam der neckisch-kritische Nachbar und erklärte, das sei kein Roß, das sei nur ein Esel, es habe zu lange Ohren, — das war die erste böse Kritik, die mich tief gekränkt hat. Es ist halt ein gewaltiger Unterschied zwischen liebend erkennenden Mutteraugen und kritischen Nachbarsaugen. In der Zeit schnitt ich auch, aus zusammengelegtem Papier, Ornamente aus und freute mich an der Symmetrie, die in vielfacher Art herauskam. Ich saß oft stundenlang damit beschäftigt in einer stillen Ecke. Ein menschenfreundlicher Hausierer kam einmal und war ganz erschrocken, als er das kleine Kind mit der spitzigen Schere sah; er schimpfte und ließ nicht nach, bis man mir die Schere wegnahm, das war hart für mich und ich heulte ...

Holzschnitte aus dem Gebetbuch einer Tante, auch Kalender und Spielkarten wurden dem kleinen Hans Thoma dann weitere Kunstbildungsmittel. Der „Schuflebub", an dem ein Hündlein emporsprang, gefiel ihm am besten. Diesen „Hündlibub" zeichnete er auch auf Papier und schenkte ihn dem Vater zum Namenstag. Er war damals fünf Jahre alt.

Ein so früher Kunsttrieb wäre in dem einsamen Bernau vielleicht nicht möglich gewesen, hätte der Knabe seine Kunst nicht von mütterlicher Seite her durch Erbschaft überkommen. Der Großvater, wie auch dessen Söhne waren Uhrenschildmaler, sie musizierten, sangen, fertigten allerhand Bauernkunst für die benachbarten Schwarzwalddörfer. Einer der Onkel trieb sogar Astronomie, fertigte sich selbst eine Art Astrolabium mit Sonne, Mond und Erde, und der kleine Hans hatte Gelegenheit, an diesem Instrument durch Umdrehen einer Kurbel Sonnen- und Mondfinsternisse zu „machen". Auch die weiblichen Angehörigen der Familie müssen bei aller Einfachheit hervorragende Menschen gewesen sein. Eine Schwester der Mutter entwickelte bei einem Unglücksfall, als alle anderen entsetzt von dannen stoben, so großen moralischen Mut, daß

Sommermorgen.

Gemälde von Prof. Hans Thoma.

Im Hühnerhof. Gemälde.

ein Arzt sie veranlaßte, Krankenpflegerin zu werden — ein Beruf, dem sie dann auch jahrzehntelang oblag, nebenher in Briefen und anderen Niederschriften höchst eigenartige religiöse Ansichten entwickelnd. Eine andere Schwester der Mutter führte im Schwarzwald ein offenes Haus für alle Obdachlosen, verpflegte zur Winterszeit reisende Handwerksburschen, teilte ihr Brot mit jedem, der an ihre Tür klopfte. Eine ganz besonders hervorragende Frau muß aber Hans Thomas Mutter gewesen zu sein. Ihr Lieblingsspruch aus Hebels Lied:

„'ne freudig Stündli
Isch's nit e Fündli?"

mag dem Knaben und nachher dem von Sorgen geplagten Künstler oft genug wie

Sonnenſchein ins Herz gedrungen ſein. In der Thoma-Hütte im Schwarzwald, ſagt Anna Spier, die in nahen perſönlichen Beziehungen zur Familie Thoma geſtanden zu haben ſcheint, war es ſtill und gemütlich. Kein großer Einrichtungsapparat beſchäftigte und beunruhigte ihre Bewohner, ſie hatten Zeit zum beſchaulichen Lebensgenuß. Unter dieſem Dache ward auch gut gekocht. Da ſtand eine tüchtige, kleine, energiſche Hausfrau am Herde, die einen eiſernen Willen und ein weiches Herz hatte und ihre Familie wohl pflegte. Als ihr Mann geſtorben und ſie mit den Kindern allein war, ließ ſie der Bürgermeiſter von Bernau rufen und bot ihr Gemeindehilfe an. Sie aber ſchlug das Anerbieten aus. Mit ihrer Hände Arbeit erhielt ſie ſich und ihre Kinder — und damit ihre Freiheit, ihren Stolz, ihren Humor. Mit der Ablohnung der Männer, welche ihr bei der Beſtellung ihrer Felder mit Pflug, Wagen und Pferd behilflich ſein mußten, eilte es ihr alljährlich ſehr, damit ſie immer ſchnell und gut, vor den Begüterten, verſorgt würden. Mit wachem Sinn ſah ſie ihren Johannes aufwachſen, kopfhell und handgeſchickt werden. Sie unterſtützte jede Regung durch ihr natürliches Intereſſe, das Ausſchneiden, das Zeichnen, das Leſen, das Lernen; ſie fragte Pfarrer und Biſchof um Rat, ob ihr Sohn geiſtlicher Herr werden ſolle, ihre Energie ſorgte und handelte für ihn.

Die Schule belaſtete Hans Thoma nicht. Was ſie ihm zumutete, beherrſchte er leicht bei ſeiner Begabung. Er konnte im Wald und auf den Wieſen ſeine Freiheit genießen, ſeine Eindrücke täglich in unbewußtem Genießen befeſtigen und in ſich einwachſen laſſen.

Da war die Zeit der Gnade, in welcher ihm die Naturanſchauung zu eigen wurde, die der unerſchöpfliche Grundreichtum ſeiner Kunſt iſt.

Theater, Lektüre, ein geſchwätziger Verkehr, Halbverſtandenes und Beirrendes, alles, was eine ſtädtiſche Kultur dem Knaben gegeben hätte, wäre weniger, ja, wäre feindſelig geweſen im Vergleich zu dieſem unmittelbaren Gewinn an Naturfreude, Naturfrieden, Naturanſchauung.

Der heilige Chriſtoph. Farbige Federzeichnung.

Bald nachdem Hans Thoma aus der Schule kam, wurde er nach Baſel zu einem Lithographen in die Lehre geſchickt. Aber Heimweh trieb ihn wieder nach Hauſe. Auch bei einem Anſtreicher und Lackierer verſuchte ſich der Knabe, und noch in ſpäteren Jahren pflegte Hans Thoma den Nutzen dieſer etwas ſonderbaren Vorſtudien zu rühmen. „Gut angeſtrichen iſt halb gemalt," hat er in dieſem Zuſammenhang einmal behauptet.

Bei einem Uhrenſchildmaler in Furtwangen lernte er wieder etwas mehr vom Malhandwerk. Er verſchaffte ſich jetzt Ölfarben, malte nach

Sirenen. Gemälde.

Holzſchnitten kleine Bildchen und wagte ſich ſogar an das Porträt ſeiner Mutter, ja, hatte das Glück, in St. Blaſien, manche dieſer Sachen für weniges, aber für ihn damals viel Geld zu verkaufen.

„Wie und was mein eigentlicher Beruf ſei, wußte ich vor meinem neunzehnten Jahr noch nicht. Die Mutter hatte ebenſo wie an meinem einſtigen Schiefertafelgekritzel ihre Freude an dem, was ich jetzt machte, und ſie verſchaffte mir großem Bub mit aller eigenen Aufopferung ſo viel freie Zeit als nur möglich, daß ich meinen Liebhabereien nachhängen konnte. Mein nicht erlahmender Kunſttrieb fand aber nach und nach bei Bekannten und anderen Herren der Amtsſtadt St. Blaſien Beachtung, und durch Vermittlung von dort und nachdem der Direktor der Karlsruher Kunſtſchule, Schirmer, meine Arbeiten ſehr günſtig begutachtet hatte, ebneten einige Kunſtfreunde und beſonders der Großherzog die erſten Wege, ſo daß ich im Herbſt 1859 in die Kunſtſchule aufgenommen wurde.“

„Warte Sie nur ruhig, junger Mann, Sie gehe einer ſchöne Zukunft entgege; Sie werde ſelbſt noch Direktor von der Kunſtſchul' in Karlsruh' —“ hat der Amtsdiener in St. Blaſien damals mit ſeltſamer Prophetengabe dem jungen Thoma geantwortet, als dieſer auf dem Amt nachfragen kam, ob noch kein Beſcheid aus der Reſidenz für ihn eingetroffen ſei.

Zwiſchen dem erſten Einzug Thomas als Kunſtſchüler in Karlsruhe und dem ſpäteren als Direktor lag allerdings noch ein ſehr weiter und ſehr beſchwerlicher Weg.

Thoma wurde von Schirmer freundlich empfangen. Er kam zunächſt in die Antikenklaſſe zu Des Coudres und nach ſechs Monaten in die Schirmerſchule. Er genoß den Vorzug, nur den Winter in der Stadt zubringen zu müſſen, während der ſchönen Jahreszeit aber daheim in Bernau weilen zu dürfen, um dort nach der Natur zu zeichnen und zu malen. Das ging ſo ſechs Jahre hintereinander in anmutigem Wechſel fort und fort. Und mit jedem Mal, daß Thoma in die Heimat zurückkehrte, brachte er mehr Künſtlerbewußtſein und Selbſtſicherheit aus der Reſidenz mit nach Hauſe. Sehr drollig lieſt ſich, was er als alter Herr über eine dieſer Heimfahrten erzählt hat.

Es war anfangs Juni, in Freiburg hatte er übernachtet und machte ſich am Morgen auf den achtſtündigen Weg nach Bernau. Das ganze Sommerglück ruhte auf ſeiner Seele, als er rüſtig durch die Wälder den Bergen zuſchritt. Er fühlte ſich ganz als das, was man ſeit Nietzſche eine Herrennatur nennt. Am Mittag, als er die höchſte Höhe ſeiner Wanderung, die Halde, erſtieg, ballten ſich die den Vormittag verklärenden Wolken zu einem Gewitter zuſammen, das über der Rheinebene zu ſeinen Füßen ſtand. Blitze zuckten, Donner rollten, Regenſchauer wechſelten mit Sonnenblicken. In hellem Jubel ſtürmte der Wanderer dahin. War nicht dieſe Pracht und Großartigkeit für ihn allein da? Zwei Stunden vor Bernau kehrte er, um ſich zum neuen und letzten Aufſtieg zu ſtärken, im „Hirſchen" ein. Die Wirtin, eine behäbige Bäuerin, brachte ihm das „Schöpplein vom Beſten", das er ſich ſtolz beſtellt hatte. Und nun kamen die gebräuchlichen Fragen, in deren Verlauf er vorhatte, der Wirtin ſo nach und nach beizubringen, was für eine bedeutſame Art von Menſchenkind ſie vor ſich hatte.

Bei Frankfurt a. M. Radierung.

„Woher die Reiſ'?" — „Von Karlsruhe," ſagte Thoma. „So, ſo, von Karlisrui, des iſch wit her. Wo gaht denn jez die Reiſ' hin?" — „Ich will jetzt noch nach Bernau hinauf." — „So, ſo, Sie ſind vo Bernau?" — „Ja, aber ich wohne ſchon längere Zeit in Karlsruhe." Nun ſollte die erwartete Frage kommen, wer der junge Herr ſei, — aber ruhig ſah die Frau ihn an und ſagte: „So, ſo, Sie ſind gewiß en Schnider!"

„Das ſagte ſie treuherzig ohne allen ironiſchen Hintergedanken, daß ich allen Mut verlor, noch weiter mit meiner Wichtigkeit imponieren zu wollen, mein Schöpplein zahlte und den Berg hinanſtieg — ich geſtehe es, ein wenig geduckt —, doch

Feldblumen.

Gemälde von Professor Hans Thoma.

mußte ich bald über mich ſelbſt und die ganze Situation herzlich lachen. Dies Geducktwerden war aber auch ganz gut zwei Stunden vorher, ehe ich in unſer armes Schwarzwaldſtüble wieder einkehrte. Arm war die Heimat, aber reich durch unerſchöpfliche Mutterliebe, die mich hier umfing — die mich gleich umfangen haben würde, ob ich als großer Künſtler, als Schneider oder ſogar als Vagabund heimgekehrt wäre. Hier war ich unbeſtritten der ‚Vorzugsmenſch‘.“ —

Die Rückkehr nach der Stadt ſchob der junge Mann immer ſo lange wie möglich hinaus. Oft er ging, um nicht in Freiburg übernachten zu müſſen und den Zug nach Karlsruhe zu erreichen, in Bernau ſpät nach Mitternacht fort. Durch die ſchneereiche, mit ſchwachem Mondlicht beleuchtete Novembernacht, nach ſchwerem Abſchied von den Lieben, ging er einſam ins Tal hinunter, die Felſen und die rauſchenden Waſſerfälle entlang durch die unheimliche Nachtſtille, ſchweren Herzens und voll Sorgen über die unſichere Zukunft. Nach vierſtündigem Wandern ging der Mond unter, und er mußte durch den finſtern Wald, wo nur der beſchneite Weg ihn leitete. Auf der Haldenhöhe begann ein Schein, wie von einer ſchwachen Dämmerung, die Höhen aufzuhellen, ein Roſaviolett, und aus dieſem Roſa wuchs der Morgen herauf. Auf der letzten Höhe über Freiburg zeigte ſich das ganze Rheintal in grauen Morgennebel gehüllt, und in dieſen Nebel mußte er hinunterſteigen. „Grau war Freiburg, grau die Fahrt nach Karlsruhe, und es blieb mir lange das Gefühl, als ob der Schwarzwald golden wäre.“

In Karlsruhe wurden dann die Bernauer Arbeiten ausgepackt, Profeſſoren, Mitſchüler, ſpäter auch das Publikum des Kunſtvereins, gaben ihre Meinung ab, man tadelte beinahe immer die große Genauigkeit und Ausführlichkeit, auch die Farben mußten herhalten, zuletzt proteſtierten die Kunſtvereinskenner gegen die Ausſtellung Thomaſcher Bilder in den geheiligten Räumen ihres Kunſttempels.

„Ein geborener Realiſt, wollte ich nichts anderes malen, als was ich ſelber geſehen, ja, ſelber gelebt hatte. Programm hatte ich keines, ich dachte, daß, wenn ich einmal Bilder annähernd ſo malte, wie ſie mich traumartig umgaukelten, dieſelben auch aller Welt gefallen müßten. Freilich habe ich da die Rechnung ohne den Wirt gemacht, wie ich Jahrzehnte hindurch erfahren mußte.“

Wir wollen hier die Qualen und Sorgen des ringenden Künſtlers nicht wieder auffriſchen; ſie ſind überſtanden — mögen ſie auch vergeſſen ſein. Thoma, der ſich in Karlsruhe nicht halten konnte, wandte ſich nach Baſel, um — Zeichenlehrer zu werden. Der Plan ſchlug fehl. Thoma ging nach Düſſeldorf. Man denke: Thoma in das Düſſeldorf Vautiers! Dann

Katze am Fenſter. Radierung.

ging die Fahrt nach Paris, wo die Herrlichkeit der alten Meister dem Jüngling aufging, aber auch Millet, Rousseau, Courbet ihn anregten. 1869 taucht Thoma in München — im München Wilhelm Kaulbachs auf. 1874 reist er nach Italien. 1876 siedelt er auf Veranlassung Dr. Otto Eisers nach Frankfurt a. M. über, heiratet ein Jahr später und lebt hier jahrelang in stiller Zurückgezogenheit und unermüdlicher Tätigkeit. „Ich muß Tag für Tag fleißig Bilder malen, denn ich habe einen ganz eifrigen Besteller, der immer neue Bilder will und nicht genug bekommen kann, er heißt Hans Thoma." Oder: „Ich war nicht verbittert, ich hatte anderes zu tun, als mich um Kunstvereinsmitgliedermeinungen zu kümmern, ich lebte wieder mit der Natur zusammen, sah überall viel Schönes, brachte es zustande, wunschlos, d. h. ohne allen Ehrgeiz zu sein. Ein schöner Trotz kam als Trost über mich, ein Lebensmut, der mich nie mehr verlassen sollte. Ein Gefühl der Genügsamkeit kam dazu — wozu sollte ich danach streben, in der Welt das, was man Bedeutung nennt, zu erlangen — ich fühlte eine ganz besondere Macht in mir, die Macht der Unabhängigkeit von aller Weltmeinung. Daß dieser Zustand auch seine Gefahren in sich trägt, weiß ich wohl, aber von der Verbitterung, von der man gewöhnlich annimmt, daß sie im Gefolge sein müsse, hat mich eine gute Gottesgabe bewahrt — ich hatte Humor — ein Ding, das in unserer modernen Errungenschaftsjagd immer mehr in Deutschland zu verschwinden scheint; bösartig bissiger Witz wird ihn niemals ersetzen. Es gibt Güter, die man ererbt, ohne daß man sich ihrer bewußt wird, aber sie begleiten doch unser Leben wie geheimnisvolle Mächte. Meine Mutter war eine fromme Frau — in aller Not, mit der sie oft heldenhaft zu kämpfen hatte, war sie voll gläubigen Gottvertrauens. Das Evangelium war in ihrem einfach schlichten Sinn lebendig geworden. Ich war ja ein Kind der Zeit, nicht in ihrem Sinne gläubig, aber auch mich leitete etwas wie Glaubensstärke und Gottvertrauen. Ich war getrost! Trost und Trotz sind gewiß nahe Verwandte. Es gibt Lagen im Leben, in denen man sich nur durch Trotz behaupten kann — man wird dann freilich eigensinnig gescholten — aber das sollte es ja auch sein. Es fehlt uns oft das Unabhängigkeitsgefühl, wir sind meist feig und träg und fürchten uns vor dem einfältigsten Allerweltnachbarurteil, so daß es gar nichts schadet, wenn man einen Stoß erleidet, der einen in Harnisch bringt. Da ich ein Deutscher bin, leide auch ich

Bildnis. Gemälde.

ſehr unter dieſem Abhängigkeitsgefühl, aber der Stoß brachte es mit ſich, daß ich mich meiner Haut wehrte. Stolz wie ein Engländer konnte ich freilich nicht ſagen: ‚Mein Haus iſt meine Burg‘, aber ich ſchwang mich dieſen Begebenheiten und alle den ſpäteren Zurückweiſungen gegenüber ſo weit auf oder auch zurück, daß ich ſagte: Dieſe Leinwand habe ich gekauft und bezahlt, ſie iſt mein, alſo kann ich ſie bemalen wie ich es will.“

Wotan. Farbige Zeichnung.

Wenn man den heutigen, anerkannten, gefeierten Thoma ſo reden hört, packt einen unwillkürlich das Verlangen, den damaligen, trotzenden, kämpfenden Thoma in ſeinem äußeren Sein und Gehaben kennen zu lernen. Ich habe mir's angelegen ſein laſſen, nach Zeugniſſen von Augenzeugen aus der damaligen Zeit zu fahnden, und bin dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß man ſich den Meiſter auch in ſeiner „Verteidigungsſtellung“, wie er ſie genannt, nicht allzu gedrückt, unluſtig, menſchenſcheu, kurz, verbittert vorſtellen darf. In Düſſeldorf z. B., wo man ihn doch mit Spott und Unverſtand reichlich verfolgt, finden wir ihn auf Bällen vertreten, ſehen ihn auf der Faſchingsredoute als verſiegeltes Paket, in Packtuch eingenäht, herumtanzen, hören, wie er Bilder gegen Rahmen verkauft und ſich ganz leidlich durchs Leben malt. Aus Italien ſchreibt er: „Der Gedanke einſam zu ſein, drückt mich nicht mehr, ein hohes Freiheitsgefühl bemächtigte ſich meiner und ließ alle kleinlichen Sorgen, die ſich maſſenweiſe nahten, nicht zum Siege kommen.“ Und in Frankfurt ſchilderte der Portier des Kunſtvereins einem neugierigen Beſucher den jungen Meiſter ſo: „Ein kleiner unterſetzter Mann, verkaufe tut er nix, aber nobel iſcht er, Trinkgelder gibt er, feune, anders wie die Hieſige.“ Im Salon freilich ſoll Thoma noch heute ein ſchweigſamer Herr ſein, aber auch das nur ſo lange, als das Geſpräch an der Oberfläche bleibt. Fühlt er ſich angeregt, ſo iſt er der mitteilſamſten einer. Er ſagt gerne luſtige Dinge, neckt ſeine Bekannten, ſpielt mit Worten, verſteht ein gutes Glas Wein zu ſchätzen und ſtellt ſogar als Redner ſeinen Mann.

Indeſſen: wir müſſen endlich ſehen, was mit Thoma, nachdem er ſich in Frankfurt niedergelaſſen und ein Heim gegründet, weiter ſich begab. Es iſt im Grunde wenig und ſieht doch äußerlich nach ſehr viel aus. Es bildete ſich nach und nach in Deutſchland eine kleine Thoma-Gemeinde. Otto Scholderer, der Thoma in Düſſeldorf kennen gelernt hatte, Viktor Müller, der ihn in München entdeckt, der ſchon erwähnte Dr. Otto Eiſer, der ihn veranlaßt, nach Frankfurt überzuſiedeln, waren die erſten Mitglieder dieſer Gemeinde, die ſpäter namentlich durch die Bemühung Profeſſor Henry Thodes und der Familie Richard Wagners größeren

Zuzug erhielt. Der Frankfurter Architekt Ravenstein verschaffte dem Künstler in seinem Hause Gelegenheit, sich als Freskomaler zu betätigen. Ravenstein bewirkte auch, daß Thoma die Ausmalung des Café Bauer in Frankfurt übertragen wurde. Daß Meister Hans sich auch in der Bildhauerei versucht hat, dürfte den wenigsten bekannt sein. Der „Fratzeneck" oder „Karlseck" in Frankfurt mit seinen sieben Riesenmasken, „die sieben Todsünden", ist aber gewiß nicht das Unbeträchtlichste, was Thoma gebildet. Sehr bekannt dürften die „Federspiele" sein, die Thoma im Verein mit Thode herausgegeben.

Unter solchen und anderen Arbeiten kam das Jahr 1890 und mit ihm Thomas endgültiger Sieg über den stumpfen Widerstand des Publikums heran. Er schickte nämlich in diesem Jahre auf die Münchener Ausstellung 37 Gemälde, in denen er eine Art Überblick über sein bisheriges Schaffen zu bieten versuchte, und erlebte eine glänzende Rechtfertigung seines Strebens, einen in ganz Deutschland widerhallenden Erfolg. Monachia locuta, causa kinita. Deutschland war um einen großen Künstler reicher und zeigte sich nicht wenig stolz darauf.

Das Gesamtwerk Hans Thomas ist dem deutschen Volk inzwischen in einer mustergültigen Ausgabe zugängig gemacht worden: in dem prächtigen Sammelwerk „Hans Thoma-Gemälde", herausgegeben von Henry Thode, im Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M., dem auch wir hier eine große Anzahl von Schöpfungen des Meisters entnehmen.

Aber mag Meister Hans damals in seiner stillen ironischen Art gelächelt haben! Er hat solch eine feine Ironie, der gütige, immer freundliche Meister, und ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne eine Probe dieser Ironie gegeben zu haben. Es soll bei einer einzigen, aber ganz erlesenen sein Bewenden haben. Also: Thoma hatte einmal wieder einen Zeitungsartikel geschrieben, und „Bilde Künstler, rede nicht," hatte ihm damals einer zugerufen. Er antwortete: „Seien Sie doch nicht so — es kann Ihnen auch vielleicht noch einmal passieren, daß Sie für einen Künstler gehalten werden." Ich glaube, man darf diesen feinen Sarkasmus nicht übersehen, wenn man sich eine richtige Vorstellung von Thomas Persönlichkeit machen will.

Der Schwan. Gemälde.

Im Jahre 1890

Sehnſucht. Gemälde.

alſo hatte der nunmehr Fünfzigjährige endlich die öffentliche Künſtlerweihe erhalten. Ich weiß nicht, ob es ein wenig früher oder auch ſpäter war, da wurde er zum Präſidenten der Frankfurter Künſtlerſchaft erwählt. Dann machte man ihn zum Profeſſor. Und 1899 gar ging die Prophezeiung des Stadtſchreibers von St. Blaſien in Erfüllung: Thoma wurde auf ausdrücklichen Wunſch des Großherzogs von Baden nach Karlsruhe berufen, um dort die Stelle eines Galeriedirektors zu übernehmen. Er wirkt dort noch heute in einem großen

Wundervögel. Gemälde.

Atelier, trotz seiner 66 Jahre so rüstig wie der Jüngste, umgeben von einem ganzen Wald angefangener und vollendeter Gemälde, getragen von der Liebe und Bewunderung unzähliger Kunstfreunde im In- und Auslande.

Und dieses ist sein eigenes Geständnis über die Art und Weise seines künstlerischen Schaffens:

Äußere Umstände für meine Lust und Fähigkeit zu künstlerischem Schaffen braucht es keine anderen, als die, unter denen der Mensch überhaupt arbeiten kann — also Gesundheit — ausgeruht sein — und weil ich Maler bin, genügendes Licht. Schaffensunlust hängt bei mir fast immer von Übermüdung ab, — natürlich auch manchmal von einer durch äußere Umstände hervorgerufenen Gemütsverstimmung —, aber sogar diese weicht meistens, sobald ich trotzdem zur Arbeit schreite. Wie ich zu den Ideen für meine Bilder komme, kann ich nicht sagen, sie scheinen mir in der Luft zu hängen, auf der Straße zu liegen, und ich brauche sie mir nur zu nehmen. Daß viel von Einflüssen unbewußter Natur sich geltend macht, scheint mir der Fall zu sein, aber deshalb wohl nennt man dies Schaffen ein künstlerisches, bei dem immer, zum Unterschied vom Handwerklichen, etwas Geheimnisvolles übrig bleibt, um so mehr oft, je klarer das Denken über das technische Hervorbringen und je bewußter die Handhabung der Technik ist. Ich träume oft viel von Bildern und sehe oft herrliche Dinge im Traume, ich bewege mich dann unter ganz eigenartigen Raumverhältnissen, fast möchte ich sagen, ich sehe ringsum; ich habe es auch schon versucht, ein Bild nach der Erinnerung an einen solchen Traum zu malen; aber das Bild braucht immer ein optisches Gesetz, welches im Traume aufgehoben ist. Auch wenn ich Musik höre, sehe ich meistens schöne Bilder oder mache Pläne für solche.

So also entstehen Hans Thomas Bilder. Aber was stellen nun eigentlich diese Bilder dar? Davon reden, ist, als

ſollte man ein Märchen erzählen, und wirklich hat auch einmal einer, Franz Servaes, die Thomaſche Bilderwelt ganz ernſthaft als eine Art Märchenpanorama aufgebaut. Etwa ſo:

Ein Duft dringt uns entgegen wie von einer Waldwieſe. Ein ſtarker, würziger, belebender Duft. Heller Lenztaumel legt ſich um unſere Sinne. Wir halten im Wandern inne und beſchatten die Augen mit der Hand.

In welche Wunderwelt ſchaun wir hinein?

Engelkinder ſpielen auf der Wieſe und haſchen Schmetterlinge. Sie ſehen aus wie nackte kleine Bauernkinder mit Flügeln. Wie ſie watſcheln und patſchen! Und die runden, drolligen Geſichter mit den Stumpfnaſen und verwundert aufgeriſſenen Augen! Einige ſind darunter, die haben Bockbeine. Das ſind wohl kleine Satyre? Aber ſie ſpielen ganz ruhig mit den chriſtlichen Engelchen. Unterſchiede gibt's da nicht. Sie ſind alle gleich artig und gleich ausgelaſſen. Und ſie haben auch alle das Jeſukindchen gleich lieb.

Das ſitzt da im durchſonnten Schatten einer Haſelnußſtaude, auf dem Schoß der Mutter Maria, ſchläft bald ein bißchen mit offenem Mäulchen, blickt bald mit großen, ernſten Augen umher und gradaus. Es ſitzt dann ziemlich gravitätiſch. Gar ſo tolle Engelspoſſen ſtänden ihm nicht an. Es iſt doch ſchon ein kleiner, lieber Gott! Etwas ſeitab, mehr im Schatten, kauert auch der heilige Joſeph. Wir ſind's an ihm gewöhnt, daß er nachdenklich, daß er grämlich blickt. Ihm paſſieren doch auch gar zu wunderbare Dinge! Den Eſel freilich kümmert das nicht. Der ſteht mitten in der grellen Sonne und rauft Diſteln. Ein freches Englein kitzelt ihn eben mit einer Blume in den Ohren. Maria aber, die Mutter, ſitzt ernſt und verſonnen. In ſtillem Glück und in ſtillem Leid. Wie eine Ahnung durchzieht es ſie, daß ſie den Sohn, den ſie zur Welt gebracht, in der Blüte der Jahre wird opfern müſſen. Sie weiß, daß dieſes herbe Leid eine hohe Gnade für ſie bedeutet. Doch ſie vermag das erlauchte Geheimnis nicht zu faſſen. Es durchrieſelt ſie nur wie ein betäubender Schauer.

Da macht das Kind auf ihrem Schoße eine Bewegung. Sie drückt es an ſich und herzt es. Verſunken iſt alles zukünftige Leid. Goldene Sonne ſpielt über die Waldwieſe.

Und immer mehr belebt ſich die Aue, ein junger Knappe, ſchmuck und keck, tritt aus dem Walddunkel ins Helle. Er führt einen mächtigen Schimmel am Zügel,

Fortuna. Gemälde.

ein gutes, starkgebautes Tier, das vielleicht einen geharnischten Ritter, aber auch vielleicht eine behäbige Bauersfrau mit der Last ihrer Körbe zu tragen gewohnt ist. Aber jetzt hat's einen anderen Reiter. Einen listigen kleinen Schelm. Sieht aus wie ein christlicher Engel, so sanft und manierlich. Und ist doch ein kleiner Heidenbengel, der schlimmste von allem, Herr Amor.

Der will auch auf die Märchenwiese? Nur zu, nur zu.

Und gleich kommt noch einer hinterher. Der hat's eilig, furchtbar eilig. Der fährt wie ein Kurierzug durch die Luft. Saust wie ein Donnerkind! Er sitzt rittlings auf dem Hals einer Schwalbe und fliegt über Länder und Meere. Nochmals solch ein kleiner Patron, so ein Amor mit schwäbischem Bauernköpfle, der auch mit dabei sein will, auf der Märchenwiese, auf der Thomawiese!

Aber was die wahren Engelchen im Himmel sind, die bleiben hübsch oben. Nein, der liebe Gott will Kinderlärm um sich haben, je toller, desto besser! Dann lacht der liebe Gott und freut sich, und glänzende Tränen rinnen aus seinen Augenfalten in seinen langen weißen Bart. Ha, da sind ihrer denn auch ein ganzes Schock beisammen, wohl ihrer hundert und tausend, oben auf einer Wolke und machen einen Heidenradau. Sie musizieren. Mit Trommeln und Triangeln und Trompeten, mit Pfeifen, Violinen, Rasaunen, und viele singen noch dazu mit hellen Stimmen, daß jeder sich die Ohren zuhalten möchte, außer der liebe Gott. Und die Engelwolke schwebt gerade über der Thomawiese. Sie senkt sich ein wenig, und die Kindermusik dringt hell und schmetternd herunter. Alle gucken empor, dann fangen alle an zu tanzen, die Engel und das Jesuskindchen, die Bocksbeinigen und die Libellenflügligen. Und auch der Schimmel und der Esel kriegen ein taktmäßiges Zucken in die Beine und walzen und hopsen mitten unter den Kleinen. Es ist ein Jubel, ein Jubel!

Was? Und das alles hat Meister Thoma gemalt? Ich will nicht schwindeln: nicht „alles" — aber es ist so seine Welt! Und wenn man sie mit Worten ausdrücken will, dann muß man sich ein wenig die Freiheit gestatten, die er, der Schöpfer, sich mit Farben nimmt. Wenn dann das Wortbild ans Farbenbild nicht heranreicht, so ist das wahrlich nicht Thomas Schuld. Vielleicht ist, was er malt, viel zu köstlich und eigen, um mit Worten ausgedrückt zu werden. Und zumal die herzige Einfalt, mit der er fabuliert, wird bei jeder Umschreibung rettungslos verloren gehen. Man müßte eben Thoma selber sein, um das auszudrücken. Und dann würde man es nicht schreiben, sondern malen.

Zu guter Letzt möchte es nun wohl meine Aufgabe sein, ein paar kritische Glossen zu dem Schaffen Hans Thomas zum besten zu geben. Aber ich weigere mich rundweg, dieser Aufgabe nachzukommen, weigere mich, weil ich den kritischen Kunstschwatz in der Seele nicht leiden kann. Wo ich genieße, will ich nicht kritisieren. So wenig den Liebhaber eine anatomische Untersuchung seiner Geliebten erbauen könnte, so wenig kann meines Erachtens den Kunstfreund eine verstandesmäßige Analyse seiner Kunstfreuden ergötzen. Wenn nach etlichen Jahrhunderten Hans Thomas Werk der Kunstgeschichte angehört, mögen die Herren von der Gelehrtenbank dies Werk nach allen Regeln der Kunst sezieren; bis dahin wollen wir mit dem lebendigen Hans Thoma lebendig sein, das heißt mit ihm fabulieren, mit ihm lachen, mit ihm weinen, mit ihm unseren Weg durchs Leben machen. „Die Kunst ist eine Gabe, von den Göttern den Menschen geschenkt, darum mäkelt doch nicht so viel an ihr; habt sie lieb, so werdet Ihr sie erkennen." Das hat er selber gesagt. Und er selber muß es doch wissen! Er selber möge denn auch das Schlußwort zu dieser Plauderei beisteuern, jene Worte, die er bei der Feier seines 60. Geburtstags im Freundeskreis gesprochen, nachdem Henry Thode die Festrede gehalten. Er sagte:

In der Stunde, während mein Freund Thode über meine Arbeiten sprach, saß ich zu Hause. Da kamen mir nun auch mancherlei Gedanken, z. B. dachte ich, warum hat denn die Kunst so viel Bedeutung, warum macht man sich so viel daraus — sie ist doch eigentlich nur ein frohes, geistiges Spiel, welches der Künst-

Schwarzwaldbach.

Gemälde von Professor Hans Thoma.

ler zumeist für sich selber, zu seiner eigenen Befriedigung ausführt. Dadurch hat er seinen Lohn schon vorweg, und er soll der Welt nur dankbar sein, wenn sie ihn nicht stört in seinem kindlich egoistischen Gebaren. Aber die Welt kümmert sich doch gleich darum, was er macht, sie lacht wohl auch, daß er so seine Zeit vertrödelt, daß er nichts macht, was sie brauchen kann, sie ärgert sich wohl auch über ihn, daß er sich nicht ins Joch spannen läßt und es somit besser haben will als viele andere. — Aber sie sieht ihm doch zu — und solche, in denen der Spieltrieb nicht ganz erloschen ist, finden, daß das, was der Künstler so für sich macht, ein ganz schönes Spiel ist, und sie sagen: „Ei seht einmal her, das, was der macht, ist etwas Schönes — so würden wir es auch machen, wenn wir Geduld und Zeit zu solchem Tun hätten" — und indem sie es so schön nennen, bezeugen sie, daß sie Anteil nehmen an seinem Schaffen, und es findet sich wohl endlich, daß das, was Unsinn schien, doch Sinn hat — manches, was Schein schien, doch auf eine Wahrheit hindeutete.

Das Spiel des Künstlers, so sehr dem Traumleben verwandt, scheint uns auf einmal einen Blick zu eröffnen in die geheimnisvollen Tiefen, in denen unser Dasein wurzelt. Wir ahnen dann vor den Werken der Kunst, daß hinter dem heitern Kinderspiel ein tiefer Ernst steckt, und daß das, was Willkür schien, aus folgerichtiger Notwendigkeit hervorgeht. Wir empfinden diese notwendige Folge zumeist als Harmonie, als die Einheitlichkeit, die aller guten Kunst eigen ist. Wir fangen an zu glauben, daß da etwas von dem, was uns allen gemeinsam ist, etwas aus dem dunklen Grunde unseres Seins offenbar werden könnte. Freilich werden wir ja dadurch immer nur zum Ahnen kommen — aber wir sollen dies Ahnen nicht verachten, ist es doch der liebliche Vorbote des Glaubens, der ebenso aus der Gemeinsamkeit unseres Gefühlslebens seinen Ursprung hat.

Aus dieser Gemeinsamkeit des Gefühlslebens entsprungen, erhaben über alle egoistischen Bestrebungen, die der Tag, das Leben notwendig mit sich bringen, die entzweien und zum Kampfe führen, stellt die Kunst einen schönen Frieden, eine Harmonie dar. Wir können durch sie erhoben sein in eine Region über allem Lieben und Hassen. Ein Hauch der Versöhnung begleitet sie, und was der Wille heftig fordert und erkämpft im Leben, das schweigt vor ihr, vor ihrem stillen Schauen, vor ihrem stillen Lauschen. Wir werden dem ähnlich, was man sich unter Göttern denkt, die Ruhe kommt, die alle Angst des klopfenden Herzens verscheucht, die große Gelassenheit. Ja, wenn sich die Kunst so recht in ihrer Erhabenheit würde zeigen können, so wäre der Friede in der Welt hergestellt, aber sie ist ja auch nur menschlich, Schwächen stellen sich ein. — Aber auch mit der kleinen Abschlagszahlung, die die Kunst uns bietet zu einer Erhebung in reinere Höhen, in friedlichere Tiefen, dürfen wir zufrieden sein — und so begrüßen wir sie gerne, wo sie uns nur etwas von ihrer Hoheit offenbart.

Die Kunst steht über den Gegensätzen, welche den Kampf ums Dasein geschaffen, ein friedliches Element, und so lieben wir das kindliche Spiel, aus dem sie hervorwächst.

Indem ich denke, daß wir heute zusammen ein Fest feiern, welches der Kunst gilt, befreie ich mich von dem Drucke, den das Gefühl in mir hervorbringt, man wolle mich meiner sechzig Jahre wegen, in denen ich so im ganzen mich bürgerlich anständig betragen habe und meist zu meinem eigenen Vergnügen gemalt habe, persönlich feiern. Es gelte der Kunst, daß wir heute froh beisammen sind — da schüttle ich allen Jubiläumsjammer ab und will gerne der Fröhlichste unter Ihnen sein. Gern vergesse ich da alles De- und Wehmütige, welches alles Persönliche empfindet, wenn es zu sehr ans Tageslicht gezogen wird, gern vergesse ich, daß es wohl übertrieben ist, mich zu feiern, und daß ich dem Erbteil gegenüber, welches mir vor sechzig Jahren mit auf die Welt gegeben wurde, als ich im Bernauer Tal in der Wiege lag, lange nicht genug geleistet habe. Die Natur hat mir gute Augen zum Sehen und Schauen mitgegeben, von den Eltern erbte ich Ausdauer im Arbeiten und Geduld, das große Erbgut der Armen, wenn

sie es richtig zu gebrauchen lernen; als besonderes Muttererbe wurde mir ein reicher Schatz von Phantasie und Poesie, in den einfachen Grundformen, wie sie noch im Volke leben — meine künstlerische Erziehung war geradezu glänzend, die Dorfschule mit ihren Anforderungen war mir leicht und ließ mir viel Zeit, all das Licht und die Farben zu sehen, welche der Wechsel der Tageszeiten hervorbringt. Was hatte ich für Zeit, in die Wolken zu schauen, von den Höhen ins Tal hinunter und hinauf zu den Bergen, wo die Schatten mitzogen — das alles sah ich so deutlich, schon lange vorher, ehe ich daran denken konnte, solche Sachen zu malen. Diese Vorschule des Schauens dauerte bis in mein 20. Jahr, dann erst kam ich in die Kunstakademie und nachher quälte ich mich jahrelang, Geschautes mit Erlerntem zu vereinigen.

Dem mir gewordenen Erbe und der günstigen Erziehung nach müßten meine Bilder so sonnenklar gut sein, daß niemals ein Zweifel hätte auftauchen können, daß sie es nicht seien — und so stehe ich den Freunden, die so freundlich meinen 60. Geburtstag feiern, etwas verlegen gegenüber.

Aber es ist ja doch die Liebe zur Kunst, welche uns heute vereinigt, und welche mir eine so freundliche Teilnahme eingetragen hat.

Da wir Deutsche sind, freuen wir uns auch, wenn wir in der Kunst Spuren von dem finden, was wir als unser Eigenstes erkennen ... Für uns Deutsche wird die Kunst nie lange Zeit bloß eine Prunk- und Luxussache sein können, wir werden immer wieder suchen müssen, sie zu einer Herzenssache zu machen ... Die deutschen Herzen können auch in der Kunst groß schlagen, und aus ihnen kann erst recht der innerlich gegründete und gefestigte Prachtbau großer Kunst hervorwachsen. Die deutsche Kunst, sie blühe und wachse!

Drache. Radierung.

Träumerei.

Treulich in tiefer Einsamkeit
Liegt ein Städtchen aus alter Zeit;
So verlassen, so eng und klein,
Ginge in eine Schachtel hinein.
Häuser, die sich vornüberneigen,
Als wollten sie Dir Respekt erzeigen,
Über die Fenster mit Efeu belaubt,
Dächer bemoost und die Schwellen bestaubt.
Spitzig die Giebel, winklig die Gassen,
Grasig und holprig, still und verlassen,
Nur, wo am Markte die Linden stehn,
Kann man zwei alte Weiber sehn.
Wie um den Kirchturm die Dohlen krächzen!
Wie ihm im Winde die Fugen ächzen!
Doch da oben der Wetterhahn
Tut, als ginge das ihn nichts an.
Aber das Rat- und Spritzenhaus
Schaut mir am allerverschlafensten aus.
Geb Euch Gott, Ihr geliebten Leut',
Daß es Euch immer so geht wie heut!
Wüßtet Ihr Euer geheimes Glück:
Wie seid Ihr doch in der Kultur zurück!

F. Lüttmann.

Allerhand Bibliophiles.

Von Fedor v. Zobeltitz.

Von „allerhand Bibliophilem“ soll ich plaudern, ohne „schweres Geschütz“ auffahren zu lassen — so lautet der mir gewordene Auftrag. Vor einem Dutzend Jahren hätte eine bibliophile Plauderei in einer der schöngeistigen Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift kaum so rechten Anklang gefunden; ich taxiere, die Redaktion würde ein Manuskript der Art sanft abgelehnt haben mit der Motivierung, das Stoffgebiet interessiere doch eigentlich nur den „Fachmann“. Es ist hübsch, daß das heute anders geworden, daß das Interesse für die reizvollen Geheimnisse des Buchs auch in Deutschland sich weitere Kreise gewonnen hat. „Geheimnisse des Buchs“ klingt beinahe wie ein sensationell wirkender Romantitel. Und in der Tat: der „Roman des Buchs“ hat auch seine sensationellen Seiten. Die Kulturwelt braucht ungeheuer viel Lektüre. Man hat berechnet, daß von 1456 bis 1820 etwa 3700000 Buchwerke verausgabt worden sind. Nimmt man an, jedes Werk sei nur in einer Auflage von 300 Exemplaren erschienen und jeder Band sei nur einen Zoll breit, so ergäbe das, die Bände nebeneinander gestellt, die immerhin respektable Länge von 18207 geographischen Meilen, also mehr als das Doppelte des Erdgürtels. Dabei handelt es sich nur um die mit beweglichen Lettern gedruckten Bücher; wenn man aber unter Buch die Niederschrift einer Reihe von Gedanken auf transportablem Material versteht, so gab es schon in vorgutenbergischer Zeit eine erkleckliche Anzahl von Büchern. Wie das Buch entstand und wie es sich aus seinen Urformen heraus allgemach entwickelt hat, das ist wieder ein Roman, ein biographischer und kein ganz kurzer. Gelehrte Leute haben behauptet, das Wort Buch käme von der Buche, dem Baum, in dessen Rinde die alten Germanen ihre Runen einzuritzen pflegten. Die Erklärung ist nett, wenn auch ein wenig phantasievoll; aber freilich, die Tatsache steht fest, daß man Baumrinde als Material zur Aufzeichnung der Schrift benutzt hat, nachdem sich Tierfelle, Holz- und Metalltafeln als etwas unbequem zur Transportierung urgeschichtlicher Bibliotheken erwiesen hatten. Praktischer verfuhren die Ägypter mit ihrem Papyrus (über dessen Verwertung als Schreibstoff man in neuerer Zeit gründliche Studien gemacht hat), das übrigens nicht nur in Rollen, sondern auch schon blattweise in Buchform zusammengebunden vorkam. Wirklich gebräuchlich wurde die Buchform allerdings erst, als Pergament und Papier den Papyrus zu verdrängen begannen.

Die alten Pergamenthandschriften, an denen die mönchischen Kalligraphen und die Miniaturisten des Mittelalters ihre ganze Kunst erschöpften, bilden heute wichtige Objekte auf dem Antiquariatsmarkt. Aber auch die auf Pergament gedruckten Bücher, die Luxusausgaben aus der Zeit der Inkunabeln, stehen gewaltig hoch im Preise. Man muß schon ein sehr reicher Mann sein, wenn man sich auf dies Gebiet des Sammelns verlegen kann. Die Bibliophilen vor hundert und zweihundert Jahren waren besser daran. Damals schätzte man die Wiegendrucke noch nicht sonderlich. Man konnte die ersten Erzeugnisse aus Gutenbergs und Fust-Schöffers Pressen für ein paar Taler erstehen, die heute auf 100000 Mark und mehr bewertet werden. Nun darf man freilich nicht glauben, daß jedweder Druck bis anno 1500 so hoch im Preise steht. Ich habe einmal in einer Tageszeitung einen Aufsatz über „Alte Bibeln“ veröffentlicht und daraufhin Dutzende von Zuschriften von Leuten erhalten, die irgendwo in einem Kommodenfach eine alte Bibel entdeckt hatten und dafür Schätze zu bekommen hofften. Alte Bibeln gibt es natürlich in Masse, wirklich seltene aber nur wenig. Von Gutenbergs sogenannter 42zeiliger Bibel sind nachweislich nur noch 33 zum Teil sehr unvollständige Exemplare erhalten. Der Wert eines gut erhaltenen Exemplars wurde 1858 vom Oberbibliothekar Halm in München auf 200 Gulden geschätzt. Die Petersburger Bibliothek zahlte um diese Zeit 2336 Gulden dafür. Girardot de Préfond, ein reicher Pariser Bibliophile, kaufte um 1770 ein auf Pergament abgezogenes Exemplar der 42zeiligen für nur 1200 Franken; es brachte bei dem Verkauf seiner Bücherei 1817 schon 6260 Franken. Lord Ashburnham zahlte für das seine 68000 Mark; aus seiner Sammlung erstand es der Antiquar Quaritsch für 80000 Mark und verkaufte es wieder für 100500 Mark. Auf dem Vorsatzblatt dieses Exemplars ist von alter Hand vermerkt, daß es für 100 Gulden erworben worden sei; bei der Verausgabung im Jahre 1456 mag es etwa die Hälfte gekostet haben. Seltener noch ist die typographisch viel weniger schön ausgestattete 36zeilige Bibel,

Digitized by Google

deren Drucker vielleicht ein Gehilfe Gutenbergs war, der sich selbständig gemacht hatte; von ihr existieren nur noch 10 Exemplare. Auch die sogenannte 48zeilige Bibel Fust-Schöffers, die erste, die das Datum der Vollendung ihres Druckes zählt, ist recht wertvoll. 1769 wurde ein Exemplar bei der Auktion Gaignat in Paris mit 3200 Franken bezahlt, 1823 ein anderes auf der Perry-Auktion in London mit 4300 Mark; 1873 kaufte Quaritsch das sogenannte Perkins-Exemplar für 15600 Mark, und 1881 wurde das Exemplar des Herzogs von Sunderland für 32000 Mark versteigert. Alte Bibeln können also sehr kostbar sein — man muß sie nur aufzustöbern wissen. In einem Münchener Antiquariatskatalog finde ich die von Günther Zainer in Augsburg um 1474 gedruckte Bibel mit 1500 Mark bewertet und die sogenannte Zehnte Bibel von 1485 aus einer Straßburger Offizin mit 1200 Mark. Große Raritäten sind auch einige niederdeutsche Bibeln, so die bei Steffen Arndes in Lübeck 1494 gedruckte und die Halberstädter von 1552, ferner die letzte von Luther besorgte Bibelausgabe (1541) mit Cranachs schönen Holzschnitten und die erste katholische Bibelübersetzung, Johann Dietenbergers Werk, mit den Bildern von Hans Sebald Beham und Anton Wönsam.

Es gehört eine sogenannte feine Nase dazu, diesen typographischen Seltenheiten nachzuspüren, eine Nase, wie der alte Quaritsch in London sie besaß und der alte Albert Cohn in Berlin. Der Zufall spielt dabei häufig die entscheidende Rolle. Ein Postexpeditor in Lund fand vorjährig unter alten Schmökern auf seinem Heuboden ein Exemplar der ersten Auflage von Shakespeares „Titus Andronicus", 1594 in London gedruckt — das einzig erhaltene, denn bisher kannte man nur die Ausgaben von 1600 und 1611. Der Finder verdiente damit über 30000 Mark. Vor kurzem tauchte auch in Ogston Hall, Derbyshire, eine First-Folio-Ausgabe Shakespeares von 1624 auf, eines der zwei oder drei Exemplare, die in ihrem ursprünglichen Einbande geblieben sind. Ein Freund von mir erstand von dem Straßenwagen eines „fliegenden" Buchhändlers in Berlin für 80 Pfennige einen Druck von Schillers Elegie auf den Tod Weckerlins, der antiquarisch 6—700 Mark wert sein mag, wenn er überhaupt noch vorkommt; ich selbst habe auf gleichem Wege einmal für 50 Pfennige Brentanos „Uhrmacher Bogs" erworben, der sonst mit ebensoviel Mark bezahlt wird. Glückliche Funde macht man zuweilen in älteren Bibliotheken. Ein Berliner Bibliophile von ungewöhnlicher Gewandtheit hat einen großen Teil seiner an Kostbarkeiten aus den Zeiten der Klassiker und Romantiker reichen Sammlung aus Leihbibliotheken zusammengeholt, die er auf mannigfachen Reisen sozusagen abgegrast hat. Leihbibliotheksexemplare sind nun allerdings vom bibliophilen Standpunkte aus verpönt, weil sie gewöhnlich schlecht erhalten und mit Stempeln auf den Titelblättern versehen sind. Aber zuweilen stößt man auch auf bessere Exemplare; außerdem steht das lohnreiche Geschäft des Bücherrestaurierens heute auf so hoher Stufe, daß selbst der unsauberste Band durch chemikalische Bäder und Kunstgriffe aller Art sich in einen tadellosen verwandeln läßt. Die Arbeit erfordert viel Geschicklichkeit und wird gut bezahlt; es verlohnt sich also nur eine wirkliche Seltenheit der Restaurierung. Unter diesen Restaurateuren gibt es sehr berühmte Leute, Männer von großem Kunstverständnis und reichen Kenntnissen, wie z. B. Herr Adam Pilinski in Paris, der hauptsächlich für die Pariser Nationalbibliothek arbeitet und u. a. auch das ehemalige Klemmsche, jetzt dem Leipziger Buchgewerbemuseum gehörige Exemplar der 42zeiligen Bibel „embelliert" und ergänzt hat. Auch die Herren Lefèbvre und Hague müssen genannt sein, deren Spezialität die Restaurierung schöner alter Bucheinbände ist, während ein in engeren Bibliophilenkreisen bekannter Berliner Meister sich hauptsächlich mit dem „Waschen" von Büchern beschäftigt. Dieser kleine Mann gehört zu den immer seltener werdenden Originalen in der Welt der Bücherfreunde. Er ist selber übrigens durchaus kein Bücherfreund und auch sein Bildungshorizont kein sonderlich weiter. Ich brachte ihm einmal eine arg von der Patina der Zeit überzogene erste „Räuber"-Ausgabe zum Reinigen. Er nahm das Buch, betrachtete es und sagte in wegwerfendem Tone: „Ist nicht unter fünfzig Mark zu machen. Ich gebe nicht fünfzig Pfennige für den Dreck ..." Pardon, geehrter Leser — aber so sagte er: der Seltenheitswert imponierte ihm nicht.

Ja — „Die Räuber"! Ausgaben mit dem Vorwort erster Fassung tauchen überhaupt nicht mehr auf. Das einst Schillers Jugendfreunde Petersen gehörige Exemplar dieser „allerersten" „Räuber"-Ausgabe, das dann in den Besitz Karl von Cottas überging, ist verschollen, ebenso ein anderes, von dem Dr. Karl Schüddekopf erzählt, daß es noch 1873 bei dem Antiquar Calvary in Berlin gelegen habe; als einziges verbleibt das von Albert Cohn aufgespürte, das mit dessen Schillersammlung an das Schiller-Museum in Marbach kam, wo sich zugleich einer der später unterdrückten Bogen des Dramas befindet. Indessen auch die sogenannte erste „Räuber"-Ausgabe, gleichfalls „Frankfurt und Leipzig 1781" und zweifellos bei Joh. Benedikt Metzler in Stuttgart gedruckt, gehört heute zu den erlesseneren Seltenheiten der Schillerliteratur. Vor etwa 20 Jahren konnte man sie noch für 60 bis 80 Mark kaufen; dann stiegen die Preise rapid — und kürzlich wurde ein gut erhaltenes Exemplar auf einer Leipziger Auktion für 2250 Mark versteigert. Nicht bis zu dieser Höhe, aber doch in ähnlichem Verhältnis haben sich die Preise für die beiden „zwoten"

Auflagen der „Räuber“ mit den Vignetten des springenden Löwen erhöht. Zu den sonstigen Schillerraritäten gehört u. a. ein komplettes Exemplar des „Schwäbischen Magazin für gelehrte Sachen“, in dem der Dichter ein paar Jugendpoesien veröffentlichte. Die Fortsetzung des Magazins war der 1781/82 in Augsburg erscheinende Zustand der Wissenschaften und Künste“, von dem ich kürzlich ein Exemplar erlangen konnte; auch diese Zeitschrift enthält einige Beiträge Schillers, darunter eine Anzeige der „Räuber“. Gesucht und hoch bezahlt werden ferner noch die ersten Ausgaben der „Anthologie“, von „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“ und dem Xenien-Almanach, sodann die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“, die Schiller 1781 herausgab, das „Württembergische Repertorium“ und der Stäudlinsche Musen-Almanach von 1782 mit der „Entzückung an Laura“. Von der ungemeinen Seltenheit der Elegie auf Weckerlin sprach ich schon; ihr schließt sich der Erstdruck des „Venuswagens“ an.

Natürlich nehmen auch Goethische Originaldrucke einen Ehrenplatz in der Bibliothek des Bibliophilen ein: die erste Himburgische und erste Göschensche Ausgabe der Schriften, der Römische Karneval (der es jüngst bei einer Versteigerung auf 480 Mark brachte), der erste Götz und Werther, das Puppenspiel von 1774 und der kleine Brief des Pastors *** an den neuen Pastor zu **, der nur 26 Seiten umfaßt, auf der Biedermann-Auktion im vorigen Jahre aber doch 410 Mark erzielte, die gleiche Summe, die der Faust von 1790 erreichte. In die Wirrnis der verschiedenen Drucke des Faust haben Hirzel, Seuffert und Holland Licht zu bringen versucht, aber völlige Klarheit ist doch noch nicht geschaffen worden. Jedenfalls liegt der erste Druck des Fragments im siebenten Bande der bei Göschen erschienenen Schriften vor und der des ersten Teils im achten Bande der Werke 1808; der zweite Teil mit dem Titelaufdruck „Vollendet im Sommer 1831“ erschien 1833, im gleichen Jahre auch die erste Ausgabe beider Teile. Dazu kommt die Buchausgabe von 1790 mit der Bezeichnung „Achte Ausgabe“, die mit dem Setzerfehler 1787 auf dem Titelblatt und die mit dem falschen Umbruch auf Seite 145. Wer Goethes Faust in allen Ausgaben mit den Kommentaren, Übersetzungen, Erläuterungen sammelt, kann auf ein halbes Tausend Werke kommen, und wer den ehrgeizigen Wunsch hat, sich eine einigermaßen umfassende Sammlung anzulegen, die das ganze Faustthema in allen seinen Wandlungen widerspiegelt, der kann sich dafür beruhigt ein kleines Haus bauen. Er muß auch eine lockere Hand haben, denn wenn er mit dem ältesten gedruckten Faustbuch anfangen will, der Spiesschen Ausgabe von 1587, so muß er immerhin gleich 8000 Mark auf den Tisch legen, für welchen Preis kürzlich eines der wenigen erhalten gebliebenen Exemplare auf den Antiquariatsmarkt kam. Es hat nicht jeder das Glück, eine so köstliche Faustsammlung zu erben wie die Bodesche, die dem Professor Alexander Tille zufiel, der allerdings auch ein vortrefflicher Faustkenner ist und sie gewissenhaft ausgebaut hat; es hat auch nicht jeder das Glück, einen Goethischen Faust von 1790 im Umtausch gegen ein gebundenes — Reclam-Exemplar des Dramas angeboten zu bekommen, wie dies wahrhaftig einem Bekannten von mir passiert ist. Mit den ältesten gedruckten Volksbüchern von Faust ist es übrigens eine merkwürdige Sache. Während die erste Ausgabe von 1587 noch in fünf oder sechs Exemplaren vorhanden ist, existieren von dem Hamburger Nachdruck desselben Jahres und von dem des nächsten Jahres nur je ein einziges Exemplar, ebenso wie von der niederdeutschen Faust-Ausgabe Johann Balhorns in Lübeck; die Nachdrucke sind also seltener als der Originaldruck. Dramatische Gestaltung fand die Faustsage bekanntlich schon 1609 durch Christoph Marlow in seiner „Tragical History“; Wilhelm Müller hat 1818 die Tragödie übersetzt und Achim von Arnim ihr ein Vorwort beigegeben — und das führt uns in unserer kleinen Plauderei zu den Romantikern.

Eine Modeströmung gibt gegenwärtig den Romantikern in der Bibliophilie eine besonders hohe Stellung. Arnim und Brentano dominieren. Die 22 Bände der Gesammelten Werke Arnims kommen im Handel geschlossen kaum noch vor; man muß sie sich einzeln zusammensuchen, was bei der Konfusion in den Ausgaben und der Seltenheit verschiedener Bände gar nicht so leicht ist. Dafür macht es Spaß. Arnim-Seltenheiten sind u. a. die Kantate „Nachtfeier nach der Einholung der hohen Leiche Ihrer Majestät der Königin“ und die „Zeitung für Einsiedler“, die Arnim 1808 herausgab und die bei der späteren Buchausgabe den Titel „Tröst Einsamkeit“ erhielt; sie umfaßt 37 Nummern und wird mit 350 Mark und darüber bezahlt. Nach den Zeitschriften der Romantik wird gegenwärtig überhaupt eifrig Umschau gehalten. Von den Blättern der Schlegel, „Athenäum“, „Europa“, „Concordia“, „Deutsches Museum“, bis zu Eberhards „Salina“ und Kinds klingender „Harfe“ wird alles gesucht. Aber auch die Gewandtesten und Kauflustigsten finden nicht alles. Der „Phöbus“ von Heinrich von Kleist und Adam Müller ist allenfalls noch zu bekommen, wenn man es auf einen „braunen Lappen“ nicht ansieht (1700 Mark wurden vorjährig für ein Exemplar bezahlt), aber von Kleists „Berliner Abendblättern“ kennt man überhaupt nur ein einziges vollständiges Exemplar neben vereinzelten Nummern. Ja du lieber Himmel, Zeitungen warf man ehemals nach flüchtiger Lektüre beiseite, wie man es auch heute noch tut! Von Flugblättern der alten Zeit, die als „Newe Zeittungen“ von Wundergeschichten und erschrecklichen Taten berichteten, haben sich aus

Digitized by Google

der Epoche von 1500 bis 1800 knapp tausend erhalten, und was sich aus dem XVII. Jahrhundert von Zeitungen in modernerem Sinne zu uns herübergerettet hat, ist nur klägliches Trümmerwerk. Merkwürdigerweise befinden sich sogar in den Archiven der heute noch existierenden älteren Zeitungen durchaus nicht immer komplette Jahrgänge. Es ist ähnlich wie mit den Gothaer Genealogischen Almanachen, die absolut vollständig, mit allen durch die Vorsicht des Verlags und die Befehle der Zensur veranlaßten Druckvarianten, auch nicht mehr aufzutreiben sind, und von denen einige besonders rare Jahrgänge von Liebhabern zuweilen mit Tausenden bezahlt werden.

Aber zurück in die Romantik! Armer Kleist — zu Deinen Lebzeiten hat sich die Lesewelt nicht allzuviel um Dich gekümmert, und heute wiegen die Bibliophilen Deine Bücher mit Gold auf! „Familie Schroffenstein", der „Amphitryon" ohne Jahresbezeichnung (1807) und die „Penthesilea" bringen den frohen Findern hübsche Summen ein. Von Brentano sind die unter dem Pseudonym „Maria" herausgegebenen „Satiren und poetischen Spiele" kaum noch zu finden, sein „Godwi" wird bis auf 500 Mark, sein „Gockel-Märchen" bis über 200 Mark getrieben. Auch kleinere Gelegenheitsstücke Brentanos, wie das „Lied vom Corporal", das „Mosel-Eisgangs-Lied" und der „Philister", werden lächerlich hoch bezahlt. Ein paar alberne Räubergeschichten „Thaten und Feinheiten renomirter Kraft- und Kniffgenies", an deren Abfassung der junge Tieck beteiligt war, gelten höher als Cottas Jubiläumsausgabe von Goethes Werken; vor einem Dutzend Jahren konnte man das Buch für wenige Groschen kaufen. Stark ist die Nachfrage auch nach E. Th. A. Hoffmann. Eine 16seitige Broschüre von ihm, „Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden", suche ich selbst seit Jahren vergeblich; die 1816 17 erschienene Auflage der „Kinder-Märchen", die Hoffmann mit Fouqué und Contessa veröffentlichte, läßt sich der Antiquariatshandel mit 200 Mark bezahlen. Stürmer und Dränger sind immer sehr beliebt gewesen. Bei den letzten Leipziger Bücherauktionen wurden besonders Wagners „Kindesmörderin" und „Reue nach der That" in den ersten Drucken sehr hoch getrieben, ebenso einzelnes von Klinger und Lenz.

Merkwürdig ist, daß Wieland, Klopstock und Jean Paul gar nicht „gehen"; ihre hübschen Erstausgaben liegen bei den Antiquaren „wie Blei". Dagegen wird der alte Maler Müller wieder lebendig, und für Novalis' nachgelassenen Roman „Heinrich von Ofterdingen" zahlt man Bombenpreise — wenn man ihn kriegt. Aber man kriegt ihn nicht so leicht. Es gibt Schriften, die aus der Welt verschwunden zu sein scheinen, obwohl man weiß, daß sie existiert haben. Briefe von Ferdinand Grimm und von Kleist selbst an seinen Verleger Reimer sprechen von einem zweibändigen Roman Heinrich von Kleists, dessen Handschrift absolut verschollen ist. Von Schillers Gedicht auf Joseph Anton von Wildmeister hat sich kein einziges Exemplar erhalten; auch Goethes Einzeldrucke für Demoiselle Schröter und Mademoiselle Schulz sind nicht mehr aufzutreiben.

Die Bibliophilen pflegen gern ein spezielleres Sammelgebiet. Der verstorbene Architekt Hans Grisebach hatte eine Vorliebe für illustrierte Werke des XV. Jahrhunderts und hat mir seine Prachtsammlung in seiner hübschen Villa in der Fasanenstraße in Berlin oft mit erklärlichem Stolze gezeigt. Sein Bruder Eduard sammelte umfassender: seine „Weltliteratur"-Kataloge sind beredte Zeugnisse seiner bibliophilen Passion und seiner reichen bibliographischen und literargeschichtlichen Kenntnisse. Seine Romantikerkollektion hat er noch zu einer Zeit zusammengebracht, da die Preise niedrig standen; seine Sammlung französischer Literatur, meist Werke mit schönen Kupferstichen, bekundete den literarischen und künstlerischen Feinschmecker. Karl Heyses berühmte Bibliothek war besonders reich an alten Volks- und Kirchenliedern, die des Barons Maltzahn an Werken des XVI. und XVII. Jahrhunderts, die zum Teil noch in ihren Originalbänden erhalten waren. Der Verlagsbuchhändler Franz Frhr. von Lipperheide hat seine einzigartige Bibliothek zur Kostümgeschichte dem Berliner Kunstgewerbemuseum geschenkt, der Hofrat von Emich seine köstliche Sammlung von Handschriften und Inkunabeln kürzlich versteigern lassen. Ein wohlbekannter Sammler beschäftigte sich nur mit der Literatur über Zauber-, Wunder- und Geisterglauben, verlor aber schließlich den Mut, da er mit dem ungeheuren Wust, der vom XV. Jahrhundert ab bis zur Gegenwart über das unerschöpfliche Thema des Übersinnlichen produziert worden, nicht zu Ende kam. Ähnlich erging es einem andern, der sich darauf kapriziert hatte, die gesamten Ritter-, Räuber- und Geisterromane vor und nach dem „Rinaldo Rinaldini" zusammenzubringen; da er nur saubere Exemplare seiner Bibliothek einzureihen wünschte, so ermüdete er bald. Wenn die beiden vorgenannten Herren verpflichtet gewesen wären, ihre Bücherei durchzulesen — ich taxiere, sie hätten die Lektüre des letzten Bandes nicht erlebt. Mit größerem Verständnis sammelten Hirzel und Biedermann ihre Klassikerbibliotheken. Auch das sogenannte Kapitel Pfui, das Sammeln mehr oder weniger berühmter Erotika, denen ein sittengeschichtlicher Wert ja nicht abzusprechen ist, findet noch immer eifrige Pflege. Die an Raritäten dieses Genres umfangreichste Bibliothek besaß wohl der als Bibliophile unter dem Namen Pisanus Fraxi bekannte Mr. Ashbee, der seine Bücher dem British Museum vermachte. Berühmt ist die Sammlung schöner alter Einbände eines Karlsbader Arztes; mit dem fachmännischen Sammeln von Exlibris be-

gann der Buchhändler Heinrich Lempertz; heute besitzt Graf zu Leiningen-Westerburg in München die bedeutendste Exlibrissammlung auf dem Kontinent. Aber das führt uns schon seitwärts der eigentlichen Bibliophilie, die sich nur mit Büchern und Handschriften beschäftigt, soweit diese nicht Autographen im allgemeinen Sinne sind. Spezialbibliotheken zur Geschichte bestimmter Landesteile, Städte und Familien, zur Astronomie, Museologie und Kunst einzelner Epochen, für Hebraika und Judaika usw. usw., gibt es zahlreiche im Privatbesitz. Von Interesse ist die hübsche kleine Bibliothek eines Berliner Herrn, der nur Schriften zur Turnliteratur sammelt, höchst eigenartig die eines anderen, der sich auf Werke kleinsten Formats beschränkt, sehr interessant auch eine dritte, die lediglich Bücher mit handschriftlichen Dedikationen umfaßt. Die Vorliebe für die sogenannten „Kuriosa" scheint etwas abgeflaut zu sein; immerhin ist mir noch ein Liebhaber für Dissertationen vergangener Jahrhunderte über möglichst verrückte Themen bekannt, und einer, der nur zensurierte Bücher sammelt. Ein paar solcher, von der Zensur beschnittener Bücher habe ich auch in meiner Bibliothek, u. a. ein 1795 in Frankstadt anonym erschienes Werk, „Ausschweifungen" betitelt, dessen Verfasser der berüchtigte Baron Friedrich Wilhelm von der Goltz ist. Da sind im zweiten Bande die Seiten 108 und 109 leer geblieben und als Fortsetzung einer heiklen Szene findet sich der kurze Vermerk: „Diese Seiten konnten nicht mit abgedruckt werden." In einem Spießschen Roman bin ich sogar auf drei leere Seiten gestoßen, die aber nicht infolge moralischer Bedenken frei gelassen worden sind — es heißt da vielmehr: „Wegen Undeutlichkeit des Manuskripts fortgelassen. Der Setzer." Mit Korrekturlesen schienen sich die Geschwindschreiber der Rinaldini-Zeit nicht erst abzugeben. — Bücher, die polizeilich verboten, beschlagnahmt oder eingestampft wurden, gehören naturgemäß zu den Seltenheiten; dazu zählt auch manches Allerneueste, z. B. ein Roman von Conrad Alberti, ein Gedichtband von Richard Dehmel und einer von Oskar Panizza. Von Kellers Roman „Der Grüne Heinrich" ist es bekannt, daß der Autor den ihm erreichbaren Teil der ersten Auflage zurückkaufen und verbrennen ließ; diese erste Ausgabe wird daher von Sammlern bis zu 200 Mark und darüber bezahlt. Ähnlich verhält es sich mit Gerhart Hauptmanns Jugendwerk „Promethidenlos", von dem nur eine kleine Anzahl in den Handel gelangte, da der Verfasser den größten Teil der Auflage makulieren ließ. Besonderer Vorliebe bei den Bibliophilen erfreuen sich auch die Privat- und Sonderdrucke sowie die Luxusausgaben, nicht nur die älteren, sondern auch die modernen, die nur in kleiner Auflage für Subskribenten gedruckt wurden; so sind beispielsweise die Dichtungen von Stefan George und verschiedene Werke von Hugo von Hofmannsthal bereits recht selten geworden. „Selten" ist natürlich nur das, was vergriffen und gesucht ist. Es kann sogenannte Unika geben, um die sich kein Mensch kümmert.

In dieser Beziehung ist das Studium der Antiquariatskataloge höchst interessant. Unsere großen Antiquare sind fast durchgängig fachmännisch gründlich gebildet, und ihre Kataloge zeichnen sich gegen früher durch gewissenhafte Redaktion und kenntnisreiche bibliographische Glossen aus. Auch die äußere Ausstattung der Kataloge hat an Geschmack gewonnen; es gibt solche, die sich in der Tat des Aufhebens lohnen (man braucht deshalb noch nicht gleich ein „Katalogsammler" zu sein, eine Sorte von Fanatikern, die bei den Antiquaren nicht sonderlich beliebt ist). Daß für die bibliographische Forschung auch diese Antiquariatskataloge von großer Wichtigkeit sein können, ist einleuchtend. Um ein Beispiel anzuführen: vor mir liegt ein Inkunabel-Katalog, der nicht weniger als dreizehn bisher noch nicht beschriebener Wiegendrucke aufzählt; er enthält fast nur erlesene Seltenheiten zu allerdings respektabeln Preisen — die niedrigste Kaufsumme ist 180 Mark, dann geht es aufwärts bis zu 48000 Mark. Hoch im Preise stehen derzeit wieder die älteren Amerikana, die denn auch meist nach Amerika wandern, wo die Multimillionäre sich gern an dem edlen Sport der Bibliophilie erfreuen und vor allem, ohne viel zu handeln — zahlen. Mit dem Aufblühen der Bibliophilie ist natürlich auch für den Antiquariatshandel eine gute Zeit gekommen. Nur darf ein Antiquar nicht selbst ein passionierter Bibliophile sein, sonst geht es ihm, wie es einem verstorbenen Kollegen aus der Zunft zuweilen erging: der litt förmliche Schmerzen, wenn er ein seltenes Buch verkaufen sollte, und trennte sich nur mit innerstem Widerstreben von den Schätzen seines Lagers. Auch das Auktionswesen ist lebhafter geworden; die Auktionen der letzten Jahre — Runze-Zolling, Kürschner, Trau, Emich, Biedermann, Lempertz u. a. — haben gute Erträge geliefert.

Ein lustiges Spottschriftchen auf diese Bücherauktionen und die damit verbundene „Katalogomanie" möge dabei erwähnt werden. Es ist nie im Handel erschienen und entspringt der guten Laune eines ungenannt gebliebenen Leipziger Buchhändlers; sein Titel lautet: „Katalog des noch vorhandenen Teiles der Sammlungen des zu Stallupönen verstorbenen Herrn Emil Meyer, Président d'honneur de la société des Trois Bibliophiles, welche die gesamte Weltliteratur einst umfaßten." Unter den „Verkaufsbestimmungen" finden wir folgende Bemerkungen: „Andersartige als telegraphische Bestellungen wandern in den Papierkorb. Die Lieferung erfolgt gegen vorherige Einsendung des Betrages. Rückzahlung findet, auch wenn bestellte Nummern bereits verkauft sein sollten,

der damit verbundenen Umstände wegen grundsätzlich nicht statt. Alle Nummern sind, wenn nicht anderes besonders bemerkt ist, außerordentlich selten. Der Zustand der Bücher ist möglichst genau angegeben. Begründete Reklamationen können aber nicht berücksichtigt werden." Nun folgt das Porträt des Herrn Emil Meyer-Stallupönen mit dem Motto „Nicht mitzulesen, mitzusammeln bin ich da" und ein „In Memoriam", das die bibliophile Wirksamkeit des Heimgegangenen würdigt. Dann beginnt der Katalog: eine köstliche Satire auf Bibliophilie und Antiquariatswesen. Da heißt es z. B.:

Nr. 6. Frenssen, Gustav, Jörn Uhl. Roman. Tausendstes Tausend. Berlin, Grote. 1906. M. 4405,—. Text in Goldblech graviert, Leseband in Platinfiligranarbeit. Völlig unbeschnittenes Exemplar in einem mit Perlen und Edelsteinen geschmückten Cedernkästchen. Nicht häufig.

Nr. 12. (Goethe.) Silhouette der Schwiegermutter von Goethes Sohn. Brustbild nach rechts, auf Papier der Zeit aufgeklebt. Bildgröße 10,5:7, Größe des Papiers der Zeit 17:10. — Erzielte auf der Kürschner-Auktion als das Bild von Schillers Gattin bereits M. 85,—!!

Nr. 24. Luther, Martin, Wider Hans Wurst. Reclam Nr. 2088. M. 36,—. Unbeschnitten und tadellos. Lutherdrucke in solchem Zustande und Format sind wahrhaftigen Gott furchtbar selten.

Nr. 27. (Schiller | Fr. v.) Die Ra|euber ein S|schauspiel fu|er Goetter. | (Vignette: ein weder nach rechts, noch nach links, auch nicht nach hinten, sondern nach vorn aufsteigender Löwe. S. d. Abbildung.) ‖ Cölln, bei Peter Hammer. (o. J.) 198½ S. in 8°. M. 3500,—. Zweifellos die allererste Fass- und Druckung dieses wertvollen Dramas, die Schiller seinen Karlsmitschülern vorlas. Wesentlich milder, mit durchaus versöhnendem Ausgang, was sich auch daraus ergiebt, daß der Zusatz „in tyrannos" auf dem Titel noch fehlt und der Löwe noch nicht den späteren grimmen Ausdruck zeigt. Beim wiederholten Vorlesen scheint Fr. v. Schiller sich immer mehr in Wut geredet zu haben, sodaß nach und nach die spätere Fassung herauskam. — Das erste Exemplar dieser Ausgabe, das in den Handel kommt! —

Ähnlich sind die übrigen bedeutsamen Werke des Katalogs glossiert. Bei einer Nummer heißt es: „Seite 12 ein Fettfleck wie in fast allen Exemplaren, aber ohne Textverlust. In gleichzeitiges Kalbleder gebunden." Bei Nr. 20, Lessings Vademecum: „Mir fehlen die Wörter — so selten ist dieses Buch. Ich habe es bisher bewußt noch niemals in Händen gehabt. Auf Seite 52 leider ein Ausrufungszeichen mit Bleistift von alter Hand, sonst absolut einwandfrei und wie aus dem Ei gepellt."

Um den Scherz völlig verstehen zu können, muß man freilich ein bißchen Bibliophile sein. Aber ich hätte diese Plauderei nicht geschrieben, wenn ich nicht vermutete, daß sich unter den Lesern der Monatshefte viele für das Thema interessieren.

Kurzes Gewitter.

Der Tag, ein Jüngling, schlank und braun,
Lehnte an meinem Gartenzaun.
Da kam ein Wetter schnell herbei,
Schlug aus der Hand ihm die Schalmei,
Fuhr hart ihn an mit Blitz und Krach:
Laß doch den Sonntagssingsang nach!
Und zauste Haar ihm, Kranz und Kleid.
Der arme Junge tat mir leid.
Doch pudelnaß noch lachte schon
Der überraschte Sonnensohn.
Weit hinten schwamm der schwarze Graus;
Er schüttelte die Locken aus
Und pfiff, als ob er nichts erlitt,
Und alle Vögel pfiffen mit.

Gustav Falke.

Chicheſter Kanal.

Gemälde von J. M. W. Turner. (Nach einer Photographie von W. A. Manſell & Co. in London.)

„Fahr'n ma, Euer Gnad'n!"

Über Fiaker und Korso. Von Paul Oskar Höcker.

„Fahr'n ma, Euer Gnad'n?" fragt der Wiener Fiaker, wenn Sie sich seinem Halteplatz im Umkreis des Stefansturmes nähern. Und es liegt in seinem hübschen Gesicht und den treuherzigen Augen ebensoviel Verführerisches wie in dem adretten Zustand von Rößlein und Gefährt. Sie dürfen sich ihm ruhig anvertrauen. An den „Komfortables" wird er Sie mit stolzer Verachtung in schneidigem Trab vorbeiführen — Omnibusse, Mörtelwagen und Trambahnen können der genialen Leitung seiner Zügelfaust nichts anhaben, so flott das Tempo sein mag, das er anschlägt, — kurz, Sie werden schon nach wenigen Minuten das seltsam prikkelnde Gefühl genießen, in einer eigenen Equipage zu sitzen, deren Kutscher und deren Angespann auf eine gewisse „Kultur" zurückblicken.

Dieses Herrenbewußtsein ist für den in der Kaiserstadt nicht Eingeborenen hinterher allerdings mit einem beträchtlichen Obolus einzulösen. Denn eine polizeiliche Fahrtaxe mag's ja wohl auch an der schönen, blauen Donau geben, aber ich habe im Pratergebiet keinen Fiaker kennen gelernt, der mich bei der „Berappungsarie" n i c h t übers Ohr gehauen hätte. Woran ich persönlich aber zweifellos mehr Schuld trage, als die liebe, alte Donaustadt und ihre Fiaker. Die treuherzigen Augen und der innige Gemütston der feschen Leutln auf dem Fiakerbock werden mir halt immer gefährlich. „Jetzt, bitt' schön, Euer Gnad'n, drei ölende Gulden — dös is doch a G'spaß für a so eine Tour!"

„Fahr'n ma, Euer Gnad'n!"

Und recht hat er. Denn wo sonst hat der Mitteleuropäer je wieder Gelegenheit, in einem öffentlichen Gefährt sich als Equipagenbesitzer vorzukommen? Gewiß, auch in London und Paris gibt's anständige Droschken und Hansomcabs mit zureichendem Pferdematerial. Zugegeben. Und man trifft dort auch gutgeschulte Kutscher. Aber Fahrkünstler auf dem Bock eines Lohnfuhrwerks gibt's nur in Wien.

Fahrkünstler? Fahrkunst? — Daß das Fahren mehr als ein Sport, daß es eine wirkliche Kunst ist, werden die Wortklauber nicht zugeben wollen. Besonders die Besitzer der Arbeitsfuhrwerke nicht. Die setzen einen davongejagten Silberputzer, einen Bierbrauergehilfen oder Schlächterlehrling auf den Bock — und mit „hüh" und mit einem Peitschenschlag, mit „brrr" und einem Ruck am Zügel geht und hält die Karre ja auch. Wenn unterwegs wer überfahren wird, nun, so ist das nicht die Schuld des Kutschers. Diese Fußgänger müßten eben besser aufpassen — überall sind sie im Wege!

Reiten, schwimmen, radeln will erlernt sein, das gibt jedermann ohne weiteres zu. Bloß der Fahrsport ist ein Stiefkind geblieben. Wenigstens noch in Deutschland.

Am allertraurigsten ist's um das Fuhrwesen in der deutschen Reichshauptstadt bestellt. Hier ist der Mangel gediegener Vorkennt-

nisse nicht nur bei den Führern der Arbeitsfuhrwerke die Norm, sondern auch bei der Mehrzahl der Droschkenkutscher — ja sogar bei den Lenkern der Equipagen von allerlei Börsenfürsten jungen Geblüts.

Ein Spaziergang an einem schönen Sommernachmittag — vielleicht auf dem starkbelebten Kurfürstendamm im Berliner Westen — ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Kaum *ein* vorbeikommendes Angespann genügt allen gerechten Forderungen. Ist das Pferdematerial an sich gut oder leidlich, so ist es gewiß unrichtig zusammengestellt: man sieht oft sogar verschiedene Schläge an derselben Deichsel. Oder die Stallpflege, die Beschirrung lassen zu wünschen übrig. Und nun gar die Herren Rosselenker selbst —! Locker liegt ihnen die Leine in der Hand, sie wirkt wie eine Girlande; von einer Fühlung mit dem Pferdemaul ist keine Rede, die Tiere stolpern darum häufig, was den Kutscher veranlaßt, mit den Zügeln aufs Pferd zu schlagen; ein Ausweichen, ein wirkliches Lenken versteht der Mann auf dem Bock meist gar nicht; tritt eine Verkehrsstockung ein, so torkelt das Angespann bis zum Hindernis, bleibt stehen, und der Kutscher, aus dem Halbschlaf emporfahrend, — schimpft. Das ist zumeist das einzige, was er wahrhaft gründlich kann. Wenn die Großstadtpferde aus dem Verkehrsleben nicht selbst allmählich etwas gelernt hätten: die Zahl der Unglücksfälle in Berlin müßte die zehnfache Höhe erreichen.

Mit großer Energie nimmt sich seit einigen Jahren der Deutsche Sportverein der in der Reichshauptstadt so arg vernachlässigten Fahrkunst an. Sein Hauptstreben geht dahin, eine Fahrschule ins Leben zu rufen, worin die angehenden Kutscher eine Lehrzeit durchzumachen haben, die erst nach abgelegter Prüfung für beendigt erklärt wird. Seine alljährlichen Concours hippiques haben auch schon ein wenig — ein ganz klein wenig — zur Hebung des öffentlichen und privaten Fuhrwesens beigetragen. Wenigstens ist dem Equipagen- und Droschkenbesitzer bei diesen Festen Gelegenheit gegeben worden, zu erkennen: wie schmuck ein Gefährt aussieht, wenn alles logisch zueinander paßt, und wie leistungsfähig ein Angespann ist, wenn der Kutscher seine Sache versteht. Aber es wird noch viel Zeit, viel Demütigungen vor dem Ausland und viel Unglücksfälle kosten,

Wiener Fiaker.

Vom Berliner Concours hippique.

bis die große Menge in den beteiligten Kreisen von der Notwendigkeit durchgreifender Reformen endlich durchdrungen sein wird. Vorläufig läßt man die Karre laufen.

Ist es ein Mangel an Intelligenz in dem sonst so intelligenten Berlin?

Nein, die Wiener, die sich über die Berliner Droschkenkutscher entsetzen und die für die Equipagen des Kurfürstendammes nur ein mitleidiges Lächeln haben, sie meinen: es sei ein Gemütsfehler.

Der norddeutsche Fahrer liebt sein Pferd nicht. Das ist das Übel. Und dem kann keine noch so strenge fahrpolizeiliche Vorschrift abhelfen. Auch für den Berliner Fahrgast ist das Pferd ja bloß ein notwendiger Bestandteil der Omnibusse oder gar nur ein notwendiges Übel. Denn selbst wenn er sich einmal am Sonntag den Luxus einer Droschkenspazierfahrt leistet, sieht er nicht etwa zuvor das Pferd und das Vehikel, dem er sich anvertrauen will, auch nur mit einem einzigen prüfenden Blick näher an. Er wählt niemals. Er ruft bloß aufs Geratewohl: „Kotscher!" — und gibt sich zufrieden mit dem, was heranhumpelt. Vielleicht, weil er sich sagt: „Was beff'res find'ſt Du nit!" Ja, vielleicht. Hauptsächlich aber deswegen: es ist ihm ganz egal, ob ein alter, abgetriebener Klepper oder ein noch leidliches Kutschpferd vorgespannt ist, ob das Droschkenäußere noch die Spuren einer Fahrt durch Regenmatsch trägt, und es ist ihm erst recht gleichgültig, wie der Mann auf dem Bock aussieht. Höchstens daß es einen Selbstironiker einmal reizt, gerade einen möglichst umfangreichen Weißbierphilister von grotesk-komischer Erscheinung zum Genossen der Lustpartie zu machen. Der Alte klettert stöhnend auf den Bock, eine Wolke von Stehbierhallenduft um sich verbreitend, gibt dem knickbeinigen Gaul eins mit dem Peitschenstiel, und dann hebt mit schlotternden Zügeln diese „Lustpartie" an. Gewöhnlich in holperndem Zuckeltrab. Manchmal auch im Galopp. Aber dann werden an den Straßenecken todsicher die Bordschwellen mitgenommen. Und geschimpft wird auf alle Fälle.

* * *

So wenig Liebe und Sorgfalt dem Luxuspferd vor Equipage und Mietswagen in Norddeutschland entgegengebracht wird, so wenig Verständnis findet auch das Lastpferd bei seinem Herrn. Die Steinfuhrwerke in Berlin mit ihrem

Sechserzug der Kaiserin Auguste Viktoria.

jammervollen Angespann sind noch immer, trotz der eifrigen Bestrebungen der Tierschutzvereine, ein wahres öffentliches Ärgernis. Vor allem fehlen meist die richtig sitzenden breiten Lederumläufe, die armen Gäule sollen ihre schweren Lasten am Halskoppel allein schleppen, was fast ein Ding der Unmöglichkeit ist. Und das zweite Kernübel auf diesem Gebiet ist die nicht wagerecht angebrachte Deichsel. Es leuchtet doch aber auch dem Laien ein, daß eine Deichsel, die sich nach vorn der Erde zuneigt oder deren Spitze beim Abspannen gar auf die Erde fällt, für das Zugpferd eine wahre Qual sein muß. Häufig sieht man auf den Wegen zu den Bauplätzen auch Pferde, die einen viel zu langen Halsriemen tragen. Natürlich schlägt auf der Fahrt die Deichsel hin und her, sie trifft die Beine, beschädigt sie, ja bringt den armen Lastgäulen Fehler bei, die sie für immer behalten. Es ist ein Jammer, mit ansehn zu müssen, wie solch ein Tier unter der die Schwere verdoppelnden, verdreifachenden Last der nicht wagerecht stehenden Deichsel auf unebenen Wegen ins Zittern, ins Schwanken gerät. Dem Rollkutscher, auch dem kleinen märkischen Landmann, scheint eben völlig der „sechste Sinn" zu fehlen, den der Pferdebesitzer oder Fuhrmann mit auf die Welt gebracht haben muß: der Pferdesinn.

Daß wir in Deutschland das gute Pferdematerial besitzen, das uns in den Stand setzen könnte, auf dem Gebiet des Fahrsports mit dem Ausland zu wetteifern, ist keine Frage. Nur müßte auch der gute Wille vorhanden sein, aus dem vorhandenen Material erstklassige Fahrpferde zu züchten. Höchstens sieht man in den Berliner Straßen ab und zu vor den Hofequipagen ein edles Trakehnergespann. Preußische Pferde von vornehmer Abkunft — mit Krone oder Doppelelchbrand — sind vor den Karossen sonst eine große Seltenheit. Einen Viererzug aus ostpreußischem Material hatte bis vor kurzem nicht einmal der kaiserliche Marstall aufzuweisen. Seine Erklärung findet dieses Manko darin, daß in Ostpreußen fast ausschließlich für militärische Zwecke gezüchtet wird. Was also für Fahrzwecke in den Handel kommt, das sind nur die mißratenen Söhne, denen der Eintritt in die Armee versagt blieb, oder die überflüssig gewordenen Veteranen, die Halbinvaliden mit krummen Knien.

Von deutschen Pferden kommen sonst noch in Betracht die Hannoveraner, die Oldenburger, die Neustädter und der Holsteiner Marschenschlag. Die schweren und großen Tiere aus der Celler Gegend sind für den Fahrsport ihrer Massigkeit wegen

nicht geeignet. Alle andern genannten Schläge bieten dagegen das vorzüglichste Material für elegante Kutschpferde, feurige Karossiers (die Oldenburger!), imponierende oder bestechende Luxuspferde. Aber — es fehlt noch eine Tradition!

Worin von den Fuhrwerksbesitzern Deutschlands am meisten gefehlt wird, das ist die Zusammenstellung der Angespanne und ferner die Wahl der Wagenart für eine vorhandene Bespannung. Da auf diesem Gebiet trotz der vorzüglichen belehrenden Schriften vom Grafen Wrangel, von Heinze, Schönbeck, Ahlers und Heydebrand noch so herzlich wenig Verständnis unter den Fahrern vorhanden ist, hat der Deutsche Sportverein für seine sportlichen Veranstaltungen eine Reihe von praktischen Vorschriften aufgestellt: Anhaltspunkte für die Beschirrung und Anspannung. Sie sind auf die Anregung des Düsseldorfer Malers Benno Achenbach zurückzuführen, der zu den wenigen deutschen Kapazitäten des Fahrsports zählt. Diesen Normen ist der Hauptgrundsatz eigen, daß die Pferde in Größe und Stil zum Gefährt passen sollen. Denn es ist durchaus nicht gleichgültig, ob man Jucker oder ob man Karossiers vor einem Selbstfahrer fährt; und der Oldenburger gehört vor den Landauer, vor dem Selbstfahrer wirkt er stillos; Hengste und Langschweife wiederum darf man vor eine Troika spannen, aber niemals an die Coach; und für Hunters paßt eben nur die Tandemform.

Die Vorschriften des Deutschen Sportvereins geben kurze, klare und präzise Anweisungen für die Phaethon-Klasse, also die vierrädrigen Herren-Selbstfahrer englischen, ungarischen, amerikanischen und russischen Charakters, für die Damen-Selbstfahrer (Spider, Dux, amerikanische Damen-Phaethons), für die Dogcarts und für das Tandem. Es ist darin nicht nur festgelegt, welche Bespannung für die einzelnen Wagenklassen zulässig ist, sondern auch bezüglich der Beschirrung sind bestimmte Forderungen aufgestellt. Dabei ist nicht gesagt, daß ein ausgesprochener Geschmack, eine bestimmte Vorliebe nicht zu ihrem Rechte kommen sollten. Nur die groben Stilwidrigkeiten sollen vermieden werden: die heftigsten Kinderkrankheiten des in Deutschland noch so jungen Fahrsports.

In einer wichtigen Frage ist aber auch unter den Gelehrten der Fahrkunst bis jetzt noch keine rechte Übereinstimmung

Russische Troika.

zu erzielen gewesen, in der Frage nämlich: soll das Kutschpferd Scheuklappen tragen oder nicht?

Das Berliner Polizei-Präsidium will sie demnächst, einer Anregung der Tierschutzvereine folgend, die die Scheuklappen der Pferde bloß als Tierquälerei ansehen, durch einen Ukas aus der Welt schaffen — soweit sie ihm untertan ist. Darob Frohlocken auf der einen, Protestkundgebungen auf der andern Seite. Das Pferd wird nicht gefragt. Seine Stellung zu der Frage der Scheuklappen hat der einsichtige Sportsman aber längst erkannt. Das Pferd ist prinzipiell gegen jedes Prinzip, das ihm das Recht individueller Neigungen abspricht. Was dem einen Pferde taugt, taugt oft dem andern nicht. Das eine Pferd scheut so leicht, *weil* es Scheuklappen hat, das andere, weil es *keine* trägt. Normalpferde gibt es ebensowenig wie den von den Behörden neuerdings so gern konstruierten Normalmenschen.

Daß dem Berliner Polizei-Präsidium im übrigen nicht entgangen ist, wie sehr das Fuhrwesen der Reichshauptstadt hinter dem des Auslandes und auch anderer deutschen Städte — Hamburg, Cöln, Baden — zurückbleibt, das ist höchst erfreulich. Eine große Reihe von recht verständigen Verfügungen sucht auch zu belehren, zu warnen, zu erziehen: denn in Preußen dringt eine Wahrheit des öffentlichen Lebens erst dann siegreich durch, wenn sie in Paragraphen eingeteilt und amtlich abgestempelt ist.

Ein mißglückter Versuch aber ist es — und wird es wohl ewig bleiben —, im Namen des Gesetzes einen Berliner Korso schaffen zu wollen.

Der Korso in der Siegesallee war ein totgeborenes Kind. Es kam selbst da nicht zum Leben, als die marmorweißen Markgrafen und Kurfürsten sich in Reih und Glied als Gevattern aufstellten. Der Berliner hat auch heute noch, trotzdem er längst nicht mehr der nüchtern-korrekte Spießbürger früherer Jahrzehnte ist, viel zu wenig Sinn für heiteren Sport- und Lebensgenuß. Er hat am Werktag keine Zeit, in der Sonne spazieren zu fahren, er feiert erst abends von halb acht Uhr an. Und die Ber-

Vom Korso in Baden-Baden.

Ein Sommertag im Hydepark zu London.

linerin, die Zeit und Luſt hätte, am Tage zu feiern, — beſitzt gewöhnlich keine Equipage.

Die Gewohnheit ſchafft einen Korſo, die Überlieferung, nicht ein höchſter oder allerhöchſter Befehl.

Man kann keine Straße für die Spaziergänger ohne weiteres zur Lieblingsſtraße erklären. Das Publikum wählt ſelbſt. Seine Pſychologie iſt oft unergründbar. Es wählt ja auch innerhalb ſeiner Lieblingsſtraßen wieder eine Lieblingsſeite aus. Warum? Nach welchem Geſetz? Niemand weiß es.

So iſt in Rom der Monte Pincio der offizielle Korſo geworden, in London der Hydepark, in Wien der Prater, in Paris der Bois, in Bukareſt die Allee, in Liſſabon die Alameda, in Marſeille die Corniche. Die Korſoſtunden werden dort auch nicht behördlicherſeits feſtgelegt: ſie richten ſich vielmehr nach den landesüblichen Mahlzeiten und nach der Sonne. Aber ſie werden pünktlicher eingehalten als die Amtsſtunden in den betreffenden Städten. Und alles, was an ſchönen Pferden und Wagen vorhanden iſt, erſcheint auf dem Korſo in vollem Glanze. Bloß in London und Paris hat ſich neuerdings das Automobil — meiſt zum Schaden des Geſamteindrucks — eingeſchmuggelt. Die feſtlichen, farbenprächtigen Bilder feſtzuhalten, die ſich an einem ſonnenhellen Tage in dieſen Korſoſtunden entwickeln, iſt unmöglich. Neben dem prächtigen Pferdematerial und den eleganten Karoſſen wirken auch die ſchönen Frauengeſichter, die duftigen Toiletten zu dem glänzenden Enſemble mit. Und es ſchwebt über dem Ganzen jene verführeriſch-leichtſinnige Sorgloſigkeit, die dem korrekten Norddeutſchen etwas ganz Unverſtändliches iſt.

Natürlich gibt's auch eine Kehrſeite der Medaille: das iſt die hohle Repräſentation, die ſich da oder dort breit macht. Vor allem in den ſüdlichen Gegenden. Es gibt gräfliche Geſchlechter in Rom und Madrid, die daheim ein Leben führen, wogegen das einer kleinbürgerlichen deutſchen Kanzliſtenfamilie noch fürſtlich zu nennen iſt, — aber ihre

wappengeschmückte Carrozza müssen sie auf dem Korso spazieren fahren. Der Fall ist nicht selten, daß sich mehrere hochadelige Häuser der Ersparnis halber zusammentun und eine gemeinsame Equipage mit gemeinsamen Pferden, gemeinsamem Kutscher und Livreediener halten. Sie besuchen den Korso dann umschichtig. Nur der Wagenschlag mit dem Familienwappen und die Livree des Dieners werden zu jedem Korso ausgewechselt!

Das Straßenbild der Weltstädte wird nicht zum wenigsten bestimmt durch das öffentliche Fuhrwesen. Die City von London ist undenkbar ohne den dichtbesetzten zweistöckigen Omnibus — „the 'bus" — für Berlin und Paris ist der Taxa- oder Taximeter typisch — Neapel hat die schlechtfedernden, engen Halbchaisen mit den schlechtgenährten, kleinen, ruppigen aber zähen und flinken Angespannen — in Genua gibt's fast nur Landauer mit mächtigen Karossiers. Auch die Tracht der Kutscher gibt dem Straßenbild eine besondere Note. Zum russischen Schlittengespann gehört der vollbärtige, halbvermummte Kutscher mit der mächtigen Pelzmütze, der Berliner Taxameter ist unzertrennlich von seinem „Weißlackierten". In Bukarest begegnen uns auf dem Bock der Mietskutsche die bartlosen Birjars, die Angehörigen einer eigenartigen Sekte der Lipowaner: die rumänischen Kutscher legen das Gelübde der Ehelosigkeit ab, um all ihre Gedanken, all ihre Sorgfalt lediglich den ihnen anvertrauten Pferden zu widmen. Ihr Anzug — der langschößige, talarähnliche Samtrock mit der breiten Schärpe und die dunkle, schirmlose Kopfbedeckung — hat etwas ungemein Feierliches. In den afrikanischen Mittelmeerstädten liegen die Kutschzügel zumeist in der bräunlichen Faust der festragenden Araber. Sie sind brillante Fahrer — aber von einer brutalen Rücksichtslosigkeit gegen die Pferde,

Im Bois de Boulogne.

wie alle Orientalen, wie ja auch die meisten Süditaliener. Geht's einen Berg hinan, so wird auf das arme Tier losgepeitscht, daß es die Höhe im Galopp nimmt, ob ihm auch bald die Zunge zum Halse heraushängt. Und der Kutscher wendet sich triumphierend nach dem Fahrgast um, in der festen Überzeugung, sich durch seine Heldentat einen besonders umfangreichen Backschisch verdient zu haben. Giacomo, mein spitzbubenäugiger Droschkenlenker auf der Fahrt von Sorrent nach Amalfi, erbat sich sogar ein Extratrinkgeld („maccheroni") für den tapferen Gaul, der die steilen Rampen der kühn angelegten Küstenstraße in sau-

Birjar in Bukarest.

sender Eile hatte emporgaloppieren müssen. Ein Einspruchsrecht besitzt der Fremde nicht, der Südländer oder der Orientale hat gar kein Verständnis für die Bestrebungen der Tierschutzvereine. Sie mißhandeln ihre Pferde — aber sie lieben sie.

Jedes Land bietet dem Touristen eine besondere Art von Vehikeln. Die Beschaffenheit der Straßen, des Geländes überhaupt, haben Normen geschaffen, die fast durch Jahrhunderte stehen geblieben sind. In nichts sind die Völker so konservativ wie in ihrem Fuhrwesen.

In Norwegen befördert man uns auf einsitzigen Stuhlkarren, den Skyds, oder zweisitzigen, fast gar nicht federnden Wägelchen, den Karriolposten. Der Skydsjunge (dieser Junge ist zumeist ein Mädchen) geht nebenher und führt, wenn die Stelle schwierig wird, das Pferd am Kinnriemen, sonst sitzt er dos-à-dos mit dem Reisenden auf einem winzigen Holzkasten und überläßt dem Fahrgast die Zügel. Die Schweiz hat ihre berühmten Alpenposten, Schottland die Coaches. Diese Coaches sind für schöne Tage das herrlichste Beförderungsmittel. Es gibt darin keine Innenplätze, der dichtverschlossene, fensterlose Innenraum ist vielmehr nur für das Gepäck bestimmt. Mittels Leitern, die der Coachboy flink anlegt, klettert man aufs Dach des Riesenwagens, zu dem stets ein treffliches Viergespann und ein Kutscher mit rotem Rock und graugelbem Zylinder gehören, und nimmt auf einer der fünf Bänke zu fünft Platz. In gutem Tempo geht's an den Rivers und Lochs entlang, über die Heide und zu den tief ins Land eingeschnittenen Fjorden. Nur regnen darf's nicht. Sonst ergeben die sofort aufgespannten fünfundzwanzig Regenschirme eine Traufe, gegen die auch das wasserdichteste Zeug auf die Dauer nicht standzuhalten vermag. Mit der so berühmten Schweizer Post macht man häufig recht schlechte Erfahrungen. Im Reiseetat ist die betreffende Strecke, die uns vom nächsten Tourengebiet trennt, natürlich nach den Kilometersätzen der Alpenpost berechnet. Aber in den meisten Fällen, zumal im Hochsommer, ist jedes Plätzchen längst vergeben, wenn man sich beim Herrn Posthalter meldet. Das

Neapolitanische Droschke.

Norwegischer Skyd, von Kaiser Wilhelm II. auf einer seiner Nordlandsreisen gefahren.

sich's ganz behaglich in diesen Ochsenschlitten. Ein Treiber leitet die Tiere an Leinen, die durch die Spitze ihrer Hörner gezogen sind. Ein zweiter Madereſe läuft nebenher und wirft von Zeit zu Zeit einen mit Öl getränkten Lappen unter die Schlittenkufen, um einer Entzündung des Holzes vorzubeugen.

Großartig entwickelt in gebirgigem Gelände zeigt sich die Fahrkunst der Südfranzosen. Das muß ein jeder bezeugen, der in den letzten Jahren — seit dem Überhandnehmen des Automobilismus — auf der unvergleichlich schönen Kunststraße von Mentone nach Nizza über La Turbie gefahren ist. Die Corniche ist nicht besonders breit, streckenweis ist sie in den Fels gehauen, klammert sich an die Berglehne, die in vielfachen Windungen den Golf umzieht, und läßt Abstürze von mehreren hundert Metern schroff und unvermittelt zur Seite. Da geht die Fahrt im Zweispänner denn in toller Eile vor sich. Führt die Straße um eine Felsecke, so scheinen die Pferde direkt gegen den blauen Himmel zu stürmen. In letzter Sekunde erst verkürzt der Kutscher die Leine auf der Kurvenseite — und mit neuem Schwung geht's in die neue Richtung. Feste Steinbalustraden gibt's zwar an den gefährlichsten Biegungen — oft aber auch nur weiße Steine, die die Weggrenze markieren. An solchen Stellen — der Zufall ist tückisch — begegnet man zumeist einem in unsinniger Raserei mit Höllenspektakel und Benzingestank daherpfauchenden Automobil. Das Tempo der Pferde beschleunigt sich dann bedenklich, sie senken die Köpfe und drängen zur Seite — ein Wagenrad schürft die Grenzsteine am Abgrund — im Augenblick, da das Ungetüm vorbeisaust, machen sie einen Satz — und wehe dem Gefährt und den Wageninsassen,

Statut kennt zwar die Einrichtung von Beiposten, aber auch der hier verfügbare Raum reicht auf den Hauptdurchgangsstationen nicht im entferntesten aus. Schließlich sieht sich der eilige Reisende gewöhnlich veranlaßt, einen Landauer zu mieten. Aber der kostet leider „zwanzig Fränkli" mehr. Im Winter findet man allerdings eher Platz. Auf denjenigen Poststraßen, auf denen der Betrieb auch während der Schneezeit durchgeführt wird, fährt dann der Postschlitten. Das war z. B. noch eine romantische Fahrt, die über den Simplon nach Domodossola. Man konnte sich freilich die Nase und die Ohren erfrieren, wenn man einen Außenplatz inne hatte. Aber schön war's doch — ein bissel aufregend zwar, wenn der wimmernde, klagende Föhn den Schneesturm meldete — immerhin ein größeres Erlebnis, als wenn man im elektrisch erleuchteten Speisewagen den finsteren Tunnel durchsaust.

Gleichfalls in das Kapitel der originellen Fahrgelegenheiten gehört der Ochsenschlitten auf der Insel Madeira. Die Feuchtigkeit und Glätte der mit kleinen Kieseln gepflasterten Straßen von Funchal machen die Verwendung von Pferden unmöglich. Auch die schroffen Senkungen und Erhebungen der Wege in dem kraterreichen Binnenland erfordern ein zäheres Zugtier. Übrigens fährt

wenn der Kutſcher nicht vorher ſchulgerecht ſeine Pferde „verſammelt" hat, um mit Energie und Geiſtesgegenwart ein Durchgehen zu verhindern! Faſt noch unangenehmer und faſt noch gefährlicher iſt es, auf dieſer ſchmalen Gebirgsſtraße juſt an einem der ſchwindelnden Abſtürze von einem Automobil überholt zu werden. Das Tuten des Alarmhorns, das Einwirken der fremden, unheimlich raſch ſich nähernden Macht, die vorläufig noch unſichtbar bleibt, macht die Pferde noch nervöſer. In der Sekunde, bevor die „wilde Jagd" vorüberſauſt, würde jeder Fahrgaſt gern noch raſch eine erhöhte Lebensverſicherung abſchließen. Denn eine Sekunde ſpäter iſt's zu ſpät dazu — oder nicht mehr nötig. Zum Glück iſt der letztere Fall die Regel, dank der ſicheren Fahrkunſt der Roſſelenker. Die prächtigen Gäule der Corniche werden ſich in einer Reihe von Jahren ja wohl auch an die Kraftwagen noch mehr gewöhnt haben — falls die Route nicht trotz der beiden Baedekerſterne allmählich in Mißkredit bei den Wagenreiſenden kommen ſollte, wie ſie's des unerträglichen Staubes wegen bei den Fußgängern ſchon längſt iſt, trotz der wunderbaren Ausblicke übers Meer und über die Küſte, über die paradieſiſchen Gärten, die Zitronen- und Lorbeerhaine.

„Höchſte" Fahrkunſt kann der Reiſende im franzöſiſchen Alpengebiet der Meije im Dauphiné kennen lernen. Parallel mit dem Mont Cenis-Tunnel führt dort eine der höchſten fahrbaren Paßſtraßen der Welt durch die wildeſte Gebirgslandſchaft. Vom Hoſpiz zu Lautaret, das ſchon über zweitauſend Meter hoch liegt, zieht eine verblüffend kühn angelegte, ſtellenweis ganz abenteuerlich anmutende, äußerſt ſchmale Fahrſtraße über den Col du Galibier nach St. Michel de Maurienne. Sie ſteigt von Lautaret noch ſechshundert Meter ſteil empor, um dann auf kurzer Strecke um zwölfhundert Meter wieder rapide zu fallen. Man hat auf dieſer Paßſtraße, die der Lawinengefahr wegen da und dort übertunnelt iſt, einen beſonderen Fahrdienſt eingerichtet, mit ſpeziell für dieſe Übergangszwecke trainierten Pferden. Bergauf wird fünfſpännig

Sizilianiſches Gefährt.

Mailcoach in Schottland.

gefahren, auf dem Paß wird ein Tausch vorgenommen: es bleibt nur ein Zweigespann vor dem Wagen, drei Pferde folgen ihm, gewissermaßen als lebende Bremse, die sofort einsetzen muß, wenn auf der schwindelerregenden Talfahrt zur Seite der wirbelreichen, im schauerlichen Abgrund kochenden Maurienne Wagen und Zweigespann ins Rollen und Schießen kommen. Geht's aus einem Tunnel ins Freie, wo sich ein neues unbeschreiblich großartiges Alpenpanorama den Blicken öffnet — zugleich aber auch eine neue, sich steil abwärts senkende, an Felsecken und an schroffen Abstürzen vorbeiführende Wegstrecke —, so mischt sich mit den bewundernden Rufen stets aus angsterfüllter Damenbrust manch heller Aufschrei. Mit überlegenem Lächeln sitzt der schwarzäugige Südfranzose auf dem Bock, selbstbewußt, stolz auf seine nie versagende Kunst, der schnaubenden, dampfenden, manchmal auch ein wenig gleitenden fünf Rosse Herr zu bleiben. Vielfach sind die Wegbrüstungen an den Biegungen von Lawinen oder Steinschlag ausgebrochen: da gähnt die ungeheure Untiefe durch das Mauerloch, auf das der Wagen

Digitized by Google

Schweizer Post.

genau zuhält. Einige Insassen schließen die Augen — andere suchen mit ihren starren Blicken die im Geschwindtempo näherrückende Stelle zu hypnotisieren.

Bis haarscharf an die Lücke führt der Kutscher die Pferde hinan — es kommt auch vor, daß das links eingespannte noch einen tappenden Schritt ins Leere tut — doch ein rechtzeitiges kurzes Herumreißen in allerletzter Sekunde, und die Wendung ist genommen.

Das spannungsreiche Spiel ist auch für starke Nerven nicht ohne Sensation — oder doch einen gewissen Kitzel. Mit einer gewissen Genugtuung erzählte mir der Kutscher (ein Gemütsmensch!), er hätte die Fahrt zuweilen schon mit Damen gemacht, die während des ganzen Paßübergangs mit geschlossenen Augen in sich zusammengeduckt auf dem Boden des Wagens gehockt hätten — teils kreischend, teils betend.

Ich will auch ganz ehrlich gestehen: einem Berliner Droschkenkutscher würde ich mich an jener Stelle nicht um 'ne halbe Million anvertrauen. Und um 'ne ganze nur, wenn ich Selbstmordgedanken hegte.

Nachtlager.

Ein Dörflein lag am Waldesrand
Und schlief, kein Licht hat mehr gebrannt,
Und lag so still und schlief so sehr,
Als ob's nicht Erntemonat wär'.

So müd' ich war und rasterpicht,
Ich ging ganz leis und klopfte nicht,
Im Bären nicht und nicht im Schwan;
Sie hätten gerne aufgetan.

Danach im Feldheu lag ich tief,
Weit vor dem Dorf im Tal, und schlief
So fest! Im Bären und im Schwan
Hätt' mir kein Bett so wohl getan.

Hermann Hesse.

Kirschenweibleins goldene Hochzeit.

Von Adelheid Weber.

Es war ein sehr heißer Julitag, als ich die Stufen zum Hradschin emporstieg. Die Mauern zu beiden Seiten der Treppe fingen die Hitze wie in einem steinernen Rohre. Der Aufstieg war steil, und ich bereute, nicht die schattige Landstraße statt des kürzeren, aber mühsamerern Treppenpfades gewählt zu haben. Dazu war ich schon den ganzen Vormittag im altberühmten Prag umhergelaufen, hatte mir weder das Waldsteinsche Palais noch die Kirchen, weder den Ghetto noch den berühmten Judenkirchhof, noch sonst eins der Denkmäler geschenkt, die längst versunkene Geschlechter den Nachkommen als Zeichen eines bedeutsamen Lebens zu verehren gelassen haben. Nun war ich so müde, daß ich in meinem Herzen die Frage erwog, ob es nicht gescheiter gewesen wäre, den Hradschin nur von der Karlsbrücke aus zu bewundern, wo er sich so trotzig vor mir in die Luft gestreckt hatte, daß dieser Eindruck von der unmittelbaren Nähe gewiß nicht übertroffen werden konnte. Und als ich an das breite, weite Wasser dachte, das unter seinen dreißig Brückenheiligen so ruhig-majestätisch hinfließt, kam es mir zum Bewußtsein, daß mich schon lange ein Durst quälte, der, nun ich an ihn dachte, arg genug wurde. Da war ich denn sehr froh, als ich auf einem der breiten Absätze der Steintreppe einen kleinen Obststand sah, von dem mir die herrlichsten Kirschen entgegenlachten. Ich kaufte mir eine Tüte voll, setzte mich auf eine der Stufen und begann zu schmausen. Dabei weidete ich meine Augen an dem prachtvollen Bilde, das sich in dem Ausschnitt, den die Mauern frei ließen, wie in einem Rahmen mir darbot: die Moldau mit der Karlsbrücke, die die mächtigen Türme flankieren, und darüber hin die Stadt, in der ich die gotischen Türme der Teynkirche und den schönen Kreuzherrenplatz zu erkennen glaubte. Das kleine Leben in meiner unmittelbaren Nähe aber übersah ich.

„Gelt, es ist scheene dahier?" sagte da vom Obststand her eine hohe Altweiberstimme. Ich blickte verwundert auf; hier im wildtschechischen Prag mich deutsch anreden zu hören, noch dazu mit einem unverkennbaren Anklang an den schlesischen Dialekt, kam mir natürlich unerwartet. Ich sah mir nun erst die Kirschenfrau an. Sie trug nicht das über der Stirn geknotete Kopftuch der Tschechinnen, und ihr altes, kleines Gesicht hatte nichts von der wilden und finstern Häßlichkeit der alten Weiber Prags; es war vielmehr ein feines, gutes Runzelgesichtchen, in dem blanke braune Augen und ein feiner roter Mund von der Jugend bei ihrem Abschied vergessen worden waren.

Mir kam ein großes Mitleid. Alt sein und weit von der Heimat unter finstern, feindseligen Fremden ein elendes Brot in Hitze und Wetter krümchenweise auflesen, was für ein jammervolles Leben!

„Sie sind keine Pragerin, wie ich höre?" sagte ich, nur um etwas zu erwidern.

„Na, das weeß ich halt doch nicht," sagte das alte Weibchen und sah mich mit einem Lachen an, das gar nicht zu meinen Voraussetzungen stimmte. „Indem ich gerade heut vor fufzig Jahren mit meinem Franzl in Prag Hochzeit

gemacht hab, und er hat mich gradeweg vom Obststand dahier fortgeholt, und vorher hab ich schon den Sommer dahier mit Kerschen gehandelt."

„Lieber Gott! Sie feiern heut Ihre goldene Hochzeit?" rief ich.

„Das soll woll so sein, liebe Gnädige," sagte das Weiblein. „Und scheene fufzig Jahre sind es gewesen, wenn auch manchmal schwer; denn a brinkl getrunken hat der Alte ja auch, das ist nu amal nicht anderschs. Aber geschlagen hat er mich nie — nee, nee, allens was recht ist! — höchstens den Wassereimer hat er mir amol über'n Kopp gestülpt, wenn ich's Maul nicht halten wollt, und dadrvon wußt er ja am Morgen nichts mehr, und ich konnt ihn dann niederträchtig machen, soviel ich wollte, und er hat bloß immer traurig mit'm Koppe genickt. Er war sehre ein guter Mann. — Und heut ist nu unsre goldene Hochzeit. So'n scheener Tag, und daß ich den nu noch drlebe, das ist doch eine Gnade vom lieben Gott."

„Und da stehen Sie hier in der Glut und halten Kirschen feil?" fuhr es mir heraus.

„Ih, das ist nu nicht schlimm, liebe Gnädige," sagte das alte Weibchen und lächelte mich zutraulich und frohherzig an. „Die Hitze ist für so 'n altes Gerippe wie 'n Schnäpschen, und scheener ist's hier villemale als da unten im Dreck, und alleene bin ich auch lieber mit meinen Gedanken hier oben."

„Aber Ihr Mann —?"

„Zu meinem Franz geh ich am Abend auf 'n Kirchhof, und denken kann ich hier ja alleweile an ihn."

„O, er ist tot!"

„Seit dem Jahre tot, liebe Gnädige. Das ist ja halt mein einzigster Kummer, daß er zu unsrer goldenen Hochzeit nu nicht da ist und ich sie alleene feiern muß. Und ich hatte ihm schon lange versprochen, daß ich ihm Klöße mit Birnen kochen wollte, was wir unser schlesisches Himmelreich nennen — denn er war auch aus Schlesien zugewandert. Und er wollt heut blau machen, und wir wollten hier auf'n Hradschin gehen. Weil wir uns doch hier zum erschtenmol getroffen haben. Denn ich stand ja hier und verkaufte Kerschen. 's ist mir, als wär's gestern gewesen.

Denn er kam und stellt sich vor mich hin, ganz breitbeenig und sagt: ‚Mädel, was hast for kleene Fisse', sagt er.

Und ich sage: ‚Was hast Du mit meine Fisse zu tun', sag ich, ‚und was weeßt Du von meine Fisse, Du Lapp', sag ich. Denn das Wort hatte ich mir hier schon angewöhnt, weil ich mit meiner Herrschaft schon vor zwei Jahren von Hirschberg hergezogen war. Aber nu war der Herr gestorben und die Madam hat nichts übrig behalten und 'n neuen Dienst kriegt ich nu schwer bei den Tschechen hier und stellt mich lieber mit Obst auf die Treppe her, und ging auch ganz gut, weil ich jung war.

Und er lacht und sagt: ‚Verstehen tu ich schon was von die Fisse, denn ich bin ein Schuster meines Zeichens und meß all die Fräuleins vom Maria-Theresiastift oben die feinen Schuhe an. Und heut laßt 'ne geborne Gräfin sich Schuhe von mir machen, und hier sind sie, wenn sie sehen willst.'

Und zieht mit der rechten Hand 'nen scheenen kleenen Lackschuh aus der rechten Hosentasche und mit der linken den andern aus der linken Hosentasche und hält sie mir vor die Nase und sagt: ‚Könnten Dir auch passen, Mädel.'

‚Das glaub ich nicht,' sag ich.

‚Na, paß mal an,' sagt er.

‚Sind mir viel zu kleene,' sag ich. Aber es jibbelt mir gar zu sehre nach die feinen Schuhe, und ich reiß sie ihm mit eenem Male aus der Hand und fahr mit meinen bloßen Fisse nein. Und saßen wie angegossen.

‚Wie's Aschenbredel,' sagt er und kuckt immer auf meine Fisse.

Und ich lach und sag: ‚Bildst Dir wol ein, du bist der Prinz,' sag ich. Und dabei kuck ich ihn an. Und er war ein sehr scheener Bursch, man kleen, aber mit 'm ganzen Koppe voll krausem, braunen Haar.

Wie ich ihn aber so ankucke, faßt er mich mit eenem Male mit beiden Händen beim Koppe und küßt mich ab. Und als ich ihn wegstoße, fällt er über den Kerschenkorb und stößt ihn um, und die Kerschen kullern über die Steine. Da

bin ich nu sehre böse und schimpfe sehr; aber er sagt kein Wort, nimmt die Mütze ab und sammelt die Kerschen 'nein, erst die schwarzen, und sagt: ‚Das sind deine blänkrigen Augen,' und dann die roten, und sagt: ‚Das ist Dein böser Mund, und nu nehm ich das Scheenste mit, was auf der Welt ist.'

Und geht ganz ruhig ab und die Stufen zum Hradschin nuff.

Und ich sag noch: ‚Du Verlot!' sag ich, ‚Du Fagebond!'

Aber als er weg ist, muß ich so recht in mein Herz 'nein lachen, denn er war zu scheene. Und wenn ich jetzt meine Kerschen ansehe, denk ich immer an seine Augen und an seinen Mund; denn der ist auch rot und seine Augen blänkern auch. Und wart den ganzen Tag, er soll wiederkommen. Aber er kommt nicht und den andern Tag auch nicht. Und mir ist ganz herzklopfrig von dem vielen Warten und kann gar nicht recht lachen, und die Herren wundern sich, die alle Tage nuff kommen, Kerschen kaufen. Und bin bissig, wenn sie mir Scheenheiten sagen.

Aber am dritten Tag, das ist der Mittwoch, und es ist sehr heiß, denn wir waren im Juni, und die Moldau blänkerte so in der Sonne, als wär sie geschmolzenes Silber, und es ist Mittag, und ich zieh grade mein Brot aus der Tasche; da hör ich wen die Treppe nuff kommen; sehen kann ich ihn nicht, weil er noch hinter der Ecke ist, die die Treppe macht. Aber mein Herze puckert, als hätt' ich 'ne Uhr im Leibe. Ich tu aber, als wär mir nichts los, sondern kuck auf die Moldau nunter und beiß dabei immer in mein Brot 'nein.

Da steht er vor mir und lacht und sagt: ‚Scheene weiße Zähne hast auch, Mädel.'

Und faßt wieder mit den Händen in die Hosentaschen und zieht zwei feine schwarze Lackschuhchen 'naus, akrat solche wie neulich und sagt: ‚Die sind für die Kerschen, Mädel.'

Na, ich kucke ihn denn an, ob er woll richtig im Koppe ist; aber er lacht mich bloß immerzu an und sagt: ‚Na, zieh sie doch an, ob sie woll passen tun.'

Und ich fahr wirklich mit beiden Fissen 'nein. Und sitzen wie angegossen. Und ich kuck auf die Schuhe, und sie kleiden mich gar zu scheene, und ich kann gleich aufs Johannisfest damit tanzen gehn, und 's hat mir schon das Herz abgedrückt, daß ich nicht genug Geld hab, mir Tanzschuhe zu kaufen. Und kuck ihn an: er sieht gar zu scheene aus mit seinem krausen Haar. Und sag: ‚Was sollen die Schuhe kosten?' sag ich.

Und er: ‚Halb hast sie schon bezahlt mit den Kerschen; aber für die andre Hälfte mußt mir noch 'nen Gulden geben, Mädel.'

Da werd ich ganz traurig und sag: ‚Ich hab aber nur fufzig Kreuzer übrig.'

‚Fufzig Kreuzer nimm ich nicht,' sagt er. ‚Aber wenn und Du gibst mir einen Kuß, Mädel, so 'nen ganz freiwilligen, scheenen, dann weiß ich nicht, was ich tu.'

Da seh ich ihn an, wie scheene er ist.

Da ergrimmt mir mein Herze. Und 's Wasser schießt mir in die Augen, ich reiß mir die Schuhe von den Fissen und schmeiß sie ihm — rietz, ratz — an den Kopp.

‚Wennst mich für so eine hältst,' sag ich, ‚daß ich die Schuhe mit Küssen bezahl!'

‚Na,' sagt er und reibt sich die Backe, wo ich den einen Schuh nangeschmissen hab, ‚bist ein wehrhaftes Mädel. Adjes auch. Und laß Dir die Zeit nicht lang werden, bis wieder einer kommt, der Dir Schuhe schenken will.'

Und steckt die Schuhe wieder in die Hosentaschen, einen in die rechte und einen in die linke, und dreht sich um und geht die Treppe wieder nunter.

Und ich flenne wie 'n rinnender Brunnen; denn die Schuhe waren gar zu scheene. Und er auch. Aber immer wenn ich an seinen roten Mund gedenke, dann ergrimmt mir mein Herze.

Aber am nächsten Tage um die Mittagsstunde kommt's wieder trapp trapp die Treppe nuff. Indem ich doch seinen Schritt schon kenne. Und er steht vor mir und faßt mit den Händen in die Hosentaschen und zieht wieder die Schuhe 'naus und streift einen über die rechte Hand und einen über die linke und sagt: ‚Willst sie?'

Der neue Hut.

Gemälde von Prof. Josef Block.

Mir puckert das Herze, aber ich seh ihm fest in die Augen und sag: ‚Ich kann sie nicht bezahlen.‘

‚Meiner Frau mach ich sie umsonst,‘ sagt er. ‚Willst meine Frau werden?‘

Und seine krausen Haare und seine Augen blänkern in der Sonne.

Da ergrimmt mein Herze wieder. Und's Wasser schießt mir in die Augen.

Aber sein Gesicht sieht ganz ehrlich aus.

Und ich muß die Augen niederschlagen und sag: ‚Ich kenne Dich nicht und Du kennst mich nicht. Wie soll ich denn Deine Frau werden?‘

‚Ich kenn Dich schon,‘ sagt er. ‚Du bist ein saubres Mädel und hast blanke Augen und 'nen bösen roten Mund. Und flinke Hände zum Zuschlagen. Aus Schlesien bist wie ich. Arm bist auch und rechtschaffen schon gar. Sonst ließt Dich doch küssen um ein Paar Lackschuhe. Und was ich bin, siehst Du. Ich versteh mein Sach, das siehst an den Schuhen hier. Und wann ich mein Geld nicht mehr verjux, sondern geb's meiner Frau, langt's für zwei, und wann sie fleißig ist, leicht auch für mehr. — Na — willst?‘

‚Ich trau Dir nicht,‘ sag ich. ‚Du bist zu fix mit 'm Küssen und zu fix mit 'm Schenken und zu fix mit 'm Heiraten,‘ sag ich.

‚Aber nimmst mich doch, gelt?‘ sagt er und kuckt mich so recht zutraulich an.

Na, was sollt ich da machen? Ich mußt ihn doch nehmen. Er war ja zu zutraulich.“

Das alte Weiblein lachte mich schelmisch und frohherzig an, und seine braunen Augen blinkten. Da kam unter seinen Runzeln das Jungmädchengesicht ganz deutlich zum Vorschein, und die fünfzig Jahre, die es sichtlich vergessen hatte, fielen für diesen Augenblick von ihm ab, als wären sie nie über sein fröhliches Herz gezogen.

Ich mochte den Zauber nicht stören; ich lächelte mit und sagte: „Sie sind eine glückliche Frau.“

„Bin ich auch!“ sagte sie und war noch immer das junge Weib und hatte den Mann neben sich, den sie liebte. „So 'n guter Mann und tüchtiger Arbeiter! Brot im Haus und gute Worte. Und soviel Lachen und Unsinn!“

Und dann besann sie sich wohl auf das Leben, das hinter dem ersten Jugendglück kam, aber doch wie eine, die noch mit einem Fuß im Märchenland ist.

„Und so gute Kinder!“ sagte sie. „Sieben Stück und bloß eins um die Ecke gegangen!“

„Sie haben sieben Kinder?“ rief ich und unterdrückte den Nachsatz: ‚Und nicht eins davon sorgt, daß die alte Mutter nicht mehr Kirschen auf der heißen Hradschintreppe verkaufen muß?‘ Statt dessen fragte ich nur: „Was sind denn Ihre Kinder geworden, liebes Frauchen?“

„O,“ erwiderte sie und kam nun auch mit dem andern Fuß auf die Erde zurück — aber erst ganz allmählich, — „drei sind ja klein gestorben und warten nun als scheene Engel im Himmel auf mich, und mein Johann, ja, der hat nicht guttun wollen und ist dann weggegangen, und wir haben nichts mehr von ihm gehört. Aber im Himmel, da treff ich ihn wieder. Und mein Anton, was unser Ältester ist, der ist auch Schuhmacher geworden; aber der hat 'ne reiche Witwe geheiratet mit 'nem großen Geschäft und ist jetzt sehre gut dran. Bloß 'n brinkerl bees ist die Frau, und ich komm ihr lieber nicht in die Quere, weil ich dem Anton doch keine böse Stunde machen will. Denn er hat ja auch sein Päckchen zu tragen. Und das Haus voll Kinder. Und 's Geld gehört doch ihr. Aber ein schönes Geschäft hat er; er ist was geworden, unser Alt'ster! — Die Sophie hat auch gut geheiratet, 'nen Hauswirt drhier, und Sorgen hat sie auch nicht. Sie schlupft auch manchmal auf 'n Stündchen hier nuff oder 's abends in meine Kammer. Denn offenbar darf es ihm nicht werden, daß sie noch mit mir verkehrt; er ist halt gar so ein arger Tscheche. Und schämt sich auch woll, daß ich so arm bin. Aber die Sophie schämt sich wegen meiner nicht, das müssen Sie nicht glauben; die hat mich nach wie vor gern, das Kind. Aber am liebsten war doch immer 's Netterl, unsre Jüngste; die hat sich immer an mich angeschupft wie ein Katzerl. Und ist mir arg sauer geworden, als sie mit ihrem Mann nach Breslau gegangen ist. Denn für uns ist's grad so, als ob eins stirbt, wenn's gar so weit

von einem weggeht. Sehen tut man einander nimmermehr, und schreiben kann ich gar nicht. Aber man muß doch froh sein, daß eins von den Kindern wieder drheeme ist. Und 's Netterl schreibt allemal auf die hohen Festtage einen langen Brief, und ab und zu schicke ich ihr ein paar Kreuzer oder 'nen Stoff für die Kinder; denn knapp hat sie's, das arme Mädel."

‚Und so,' dachte ich, ‚zeigt sich's hier wieder, daß eine Mutter wohl sieben Kinder ernähren kann, sieben Kinder aber nicht eine Mutter.' Aber ich sprach die bösen Worte nicht aus, zumal die Wolke, die über das Sonnenscheingesichtchen des alten Weibleins gezogen war, schon wieder verschwand.

„Und nu steh ich wieder drhier und verkauf wieder Kerschen und warte, daß mein Franzl mich zum zweiten Male holt," sagte sie und lächelte mich wieder frohherzig an. „Und heut kommt's mir immer so vor, als wenn und das Leben ist 'n Ring, und Anfang und Ende schließen zusammen. 's ist wohl, weil heut meine goldene Hochzeit ist. — Und das Ende ist halt viel scheener als der Anfang. Denn wenn und ich wär damals gestorben, als ich 'n jung's Mädel war und verkaufte hier Kerschen, was hätt ich dann gehabt, liebe Gnädige? Im Leben noch nichts gelernt und getan und noch kein Glück gehabt, und im Himmel noch niemand Liebes, der auf mich wartet. Denn Vater und Mutter hab ich ja gar nicht gekannt, wie konnt ich mich da auf sie freuen? Nu bin ich alt und verkauf wieder Kerschen. Aber was hab' ich alles dazwischen drlebt! Mann und Kinder und Arbeit und Festtage und soviel Liebes! Und immer ehrlich gewesen, und immer zu essen.

Und wenn ich nu sterbe, da kommt mir mein Franzl entgegen und hat an jeder Hand ein liebes Engelchen und das Annerl am Rockschoß, denn dadran hielt sich's immer fest. Und nicht lang, dann kommen die andern nach, und unser Verlor'ner ist auch da, und ich küß ihn und frag nicht viel, wo er solang gewesen ist, denn er könnt' sich möglich schämen.

— Ja ja, liebe Gnädige, ich sag ja, das Leben ist ein Ring, sag ich, wie dieser hier, den mir mein Franzl vor fufzig Jahren angesteckt hat. Aber dieser ist man von Silber, und das Leben ist von Gold, und das Ende ist beßres Gold als der Anfang, sag ich. Und heut ist meine goldne Hochzeit mit meinem Franzel."

Lava.

Ins Wasser schritt ich, und die glatte Flut
Gab keine Kunde, wo mein Fuß geruht.

Durch Wiesen führte mich ein grüner Pfad:
Schnell hob das Gras sich, das ich schnell betrat.

Ich ging auf weicher Scholle durch die Flur:
Sie fror; sie taute! Weggelöscht die Spur!

Leicht senkt' ich in den lockren Schnee den Schuh:
Der Schneesturm wehte seine Spuren zu.

Heut mußt ich über glühende Lava gehn
Und stöhnt' in heißer Qual: die Spur bleibt stehn.

Fritz Erdner.

Gerhart Hauptmann.

Von Prof. Dr. Rich. M. Meyer-Berlin.

Am 15. November 1862 in Salzbrunn in Schlesien geboren als Sohn eines Gastwirts. 1889 mit dem Drama „Vor Sonnenaufgang" der Mittelpunkt der leidenschaftlichsten literarischen Kämpfe, maßloser Angriffe, übertreibender Verherrlichung. Gegenwärtig ohne Zweifel der berühmteste unter den noch tätigen Schriftstellern Deutschlands, und dem Ausland wohl auch noch besser bekannt als Paul Heyse und Friedrich Spielhagen, Ehrendoktor einer englischen Universität und der hochkonservativen von Oxford obendrein; wiederholt Empfänger unserer großen literarischen Orden, des Grillparzerpreises, des Volksschillerpreises, Jahr für Jahr durch neue Werke für immer lebhafte, wenn auch nicht mehr so heftige Diskussionen Gelegenheit bietend ...

Das scheint eine so einfache regelrechte Bahn. Und wieviel Wendungen und Windungen schließt sie ein! Aber gleichzeitig welches stolze, männliche Beharren auf dem eignen Pfade — in einer Zeit, da die Besten selbst nur zu gern sich auf beliebte Wege locken lassen! Kein eigensinniger Doktrinarismus, der sich mit selbstgefundenen Hindernissen die Bahn verlegt, kein schwächliches Kopieren der eigenen Anfängermanier; aber bei mancherlei Krümmung nach rechts und links immer ein festes Beharren auf dem eigenen künstlerischen Wollen. Hauptmanns Dichtung hat an lyrischer Weichheit, an fast weiblichen Anklängen beinahe zu viel; um so höher schätzen wir in einer Epoche der Effekthascher, der Buhler um der Masse Gunst, der Modediener seinen starken, ja trotzigen, männlichen Charakter.

„Die Kunst zu lernen, ward ich niemals träge," darf er mit Platen sagen. Wie jeder gute Deutsche hat er als „blutiger Dilettant" mit hochtrabender Lyrik begonnen und die Proben, die Paul Schlenther in seinem liebevoll eingehenden Werk aus einem glücklicherweise nie gedruckten „Blauen Buch" mitteilt, beweisen, wieviel der Jüngling an Kunst noch zu lernen hatte. Er war damals über den eigenen Weg noch ganz im unklaren und schwankte zwischen bildender Kunst und Dichtung wie ein Größerer, Goethe; oder vielmehr, er gehörte, wie Gottfried Keller, zunächst ganz der anderen Muse an und konnte in einem Breslauer Bildhaueratelier Studien für seinen einstigen „Kollegen Crampton" anstellen. — Man hat den Einfluß dieser plastischen Schulung auf den späteren Dichter vielleicht überschätzt; denn gerade was hier am nächsten liegt: die Gefahr, isolierte Statuen künstlich zu Gruppen zu vereinigen (wie es bei Heyse, bei Wildenbruch wohl begegnet), gerade das ist aus seinen Dichterwerken nirgends herauszuspüren — oder doch höchstens in dem allerjüngsten: „Pippa tanzt". Eher könnte eine große Freude am poetischen Ausmalen künstlerischer Arbeit hier ihre Wurzel haben, die von dem Weberschiff zu dem Glockenguß und der Glasbläserei aufsteigt und in Cramptons oder Kramers Malerwerkstatt andächtig verweilt. Aber in wieviel höherem Grade zeigen ganz anders geartete Zeitgenossen Hauptmanns, Hofmannsthal etwa, der nie durch ein Atelier ging, die gleiche Liebhaberei!

Kaum mehr merkt man seinen Dichtungen von den zoologischen, archäologischen, philosophischen Studien an, die der junge Hauptmann, der Bildhauerkunst abtrünnig geworden, in Schillers Universitätsstadt trieb. Seine Eigenart, freilich immer noch ungeklärt und ungeläutert, geht zuerst während einer Reise in den Süden auf, die er 1883 unternahm. Damals verehrte er vor allem Lord Byron, dem namentlich K. Bleibtreu unter der künstlerisch angeregten Jugend einen neuen Kult gestiftet hatte: mit einer Nachahmung Byrons, dem „Promethidenlos" trat Hauptmann zuerst (1889) in eine — freilich sehr beschränkte — Öffentlichkeit. Wie Byron, will der junge exotisch verkleidete Poet das Elend der Welt, das überall seine weiche Seele verletzt, durch das Pathos einer politisierenden Mitempfindung, durch den Faltenwurf einer großartigen Diktion überwinden. Aber es fehlt noch jede Kraft, den Stoff zu meistern und die Form zu beherrschen.

Das muß er damals am lebhaftesten gefühlt haben. Er braucht Lehrer, die ihn die Kunst finden lassen, seine unruhig wogenden Gedanken in feste Form zu ballen. Der Idealist gibt sich dem Realisten in die Schule. An eine unmittelbare Wirkung wird noch kaum gedacht; dunkel schwebt der Gedanke vor, durch genaue Wiedergabe der Wirklichkeit, der traurigen, häßlichen Wirklichkeit, in dem Mitmenschen jene Gefühle der Sympathie, womöglich der werktätigen Sympathie zu erregen, die in dem Dichter selbst Armut und Schmutz in den paradiesischen Gefilden Spaniens und Italiens erregt hatten. Eine gewisse Tendenz also, an sich der reinen Kunst vielleicht fremd, dem Dichterherzen aber eingeboren. Dies aber, wie gesagt, bleibt halb unbewußt; klar empfunden ist zunächst nur das Bedürfnis, die Wirklichkeit nachzubilden.

Und so begibt sich der Schüler Byrons, der auch schon ein Epigonendrama „Das Erbe des Tiberius" (1884) geschrieben hatte, in das Atelier Zolas und schreibt ganz unter dessen Einfluß die Novelle „Bahn-

wärter Thiel" (1887), der dann nur noch eine Erzählung, „Der Apostel" (1890), gefolgt ist. Der Inhalt berührt sich mit dem des späteren „Fuhrmann Henschel": mit tiefem Mitgefühl wird die Tragödie eines wackeren aber beschränkten Mannes aus dem Volk vorgetragen, den der Tod der ersten Frau vereinsamt hat und den die Schlechtigkeit der zweiten zugrunde richtet. Wie bei Zola wird auch hier mit Symbolen gearbeitet und die Lokomotive zu einem halb mythischen Wesen umgedichtet. Zu dieser Schulung an Zolas beschreibendem Realismus kommt im „Apostel" noch ein psychologisches Interesse, das gerade in literarischen Umsturzepochen besonders häufig sich zeigt: die seelische Zerrüttung eines aufgeregten Idealisten, das Zerfließen aller klaren Wahrnehmung wird anschaulich und wirksam geschildert — gleichsam ein Abschiedswort an den unklaren Idealismus der eigenen Jugend.

Aber auch Zola war den jungen Leuten noch nicht Realist genug. In ihrem historisch ganz berechtigten Haß gegen die herrschende Schönmalerei, gegen die subjektive Umdichtung der Wahrheit, verlangten sie auch das letzte Element ausgeschaltet, das zwischen Künster und Wirklichkeit stand. Zola war immer noch Symbolist, Romantiker, Idealist; „konsequente Realisten" wollten Arno Holz und Johannes Schlaf sein, die Häupter des „Friedrichshagener Kreises", der in einem Vorort bei Berlin die unabhängige Literatur in seinem unabhängigen Literaten- und Bohèmeleben aus- und vorbilden wollte. Lediglich die Natur ohne jede Beigabe wiederzugeben, das stellte Holz der Kunst als Aufgabe. In diesem Kreise lebte jetzt Hauptmann. Man pflegt es so darzustellen, als sei ihm hierdurch erst der neue Realismus angeflogen. Vielmehr verhält es sich wohl so, daß die innere Notwendigkeit ihn zu Genossen trieb, die theoretisch bereits forderten, was praktisch zu schaffen ihm vorschwebte. Die Probestücke von Holz und Schlaf: die Novellensammlung „Papa Hamlet" (bezeichnenderweise unter norwegischem Pseudonym erschienen), das Drama „Die Familie Selicke", waren wirklich mehr theoretische Paradigmata, als eigentliche Dichtungen. Aber sie waren als solche von großer Bedeutung: Versuche, ganz und gar bei der getreuen Wiedergabe wirklicher Einzelheiten stehen zu bleiben.

Als nun aber Hauptmann (1889) „Vor Sonnenaufgang" schrieb, zeigte sich gleich, daß er das Dogma von der Ausschaltung des dichterischen Temperaments einfach nicht erfüllen konnte. Die Sympathie mit den Armen und Elenden, die geheime Tendenz waren viel zu stark. Und eben durch dies, was ein „Kunstfehler" im Sinne des „konsequenten Realismus" war, wirkte er so viel mächtiger als seine deutschen Lehrer — hat er fast so mächtig wie sein französischer Meister gewirkt, der an dem gleichen Kunstfehler litt! — Das Drama will nichts geben als einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit: das triste Gemälde verrotteter Zustände aus der engeren Heimat des Dichters. Lang ertragene Armut und plötzlich erworbener Reichtum haben in gleicher Weise demoralisierend auf die Landbevölkerung gewirkt. Mit äußerster Anschaulichkeit sind diese Zustände gemalt, ja mit einem gewissen trotzigen Eigensinn, der von Selbstquälerei nicht frei ist. Auch in technischer Hinsicht sucht der Dichter die Illusionen zu erreichen, als blickten wir „durch ein Fenster in die Wirklichkeit". Alle Monologe, alles Beiseitereden ist abgeschafft — freilich nur scheinbar — denn ausführliche, selbst lyrisch gefärbte Regienotizen („die feierliche Morgenstille" heißt es einmal) ersetzen eigentlich diese dramaturgische Bequemlichkeit.

Und wie Hauptmann in technischer Hinsicht über die Theorie hinausgetrieben wurde, weil eben seine lyrisch bewegte Natur sich mit der rohen Aneinanderreihung naturalistischer Einzelheiten nicht begnügen konnte, so drängt sich sein Temperament auch in die Charakterzeichnung. Er bleibt nicht objektiv, nicht „konsequenter Realist". Sein Mitgefühl mit der unglücklichen, in diesen Sumpf gebannten Helene macht sich Luft; der erträumte Befreier Loth muß eigene Theorien des Dichters vortragen. Dadurch kommt in die Handlung ein Bruch und das jähe Ende wird verschuldet: Loth verläßt Helenen in unbegreiflich grausamer Weise und treibt sie in den Selbstmord. Diese gewaltsamen Schlüsse kennzeichnen die erste Periode Hauptmanns; besonders charakteristisch ist so wieder der Selbstmord, der die „Einsamen Menschen" beendet.

Hauptmann fühlte es wohl, daß er noch keineswegs ausgelernt hatte. Er geht in eine andere Werkstatt, in die beste nun, in die er gehen konnte: zu Henrik Ibsen. „Das Friedensfest" (1890) und „Einsame Menschen" (1891) stehen unter diesem Zeichen. Es sind Familientragödien mit beschränkter Personenzahl, erfüllt von dem Bestreben, diese wenigen Figuren in voller Rundheit hinzustellen und aus ihrem Zusammensein ein sie alle umfassendes Schicksal hervorgehen zu lassen. In der Tat sind die Gestalten scharf und klar gesehen und so gruppiert, daß eben schon durch ihre gemeinschaftliche Anordnung alles verschieben ist. Aber sie vermögen, zumal in den „Einsamen Menschen", kein kräftigeres Interesse zu erregen. Der Dichter hat die Teilnahme, die er sonst den Armen, — auch den Armen an Geist — zuwandte, auf geistig anspruchsvollere Kreise gerichtet; aber wir trauen dem Johannes Vockerath kein großes Werk zu, und deshalb läßt sein aufgeregtes Greifen nach dieser großen Tat in Worten (um noch einmal Platen, wenn auch in Heines Entstellung, zu zitieren) den Zuschauer kühl, trotz aller Feinheiten der nun glücklich entwickelten Technik, trotz allem Reiz episodischer Genrebilder.

Da kehrte Hauptmann auf seinen alten Nährboden zurück. Wieder die Not und das Elend; wieder Schlesien; wieder die Schilderung verrotteter Zustände — dies alles nun aber in dem großen Maßstab eines sozialpolitischen Zeitgemäldes, dies alles nun durchgeführt mit der Kraft einer machtvollen Wirklichkeitsdarstellung: so entstehen „Die Weber“ (1892). Sie sind bis heute ihres Dichters größte Leistung geblieben; aber auch eine wahrhaft große Leistung. Hier ist erreicht, was ihm immer vorschwebte: durch kräftige Wiedergabe der Wirklichkeit die Stimmung zu erzielen, die den Dichter selbst erfüllt, eine Stimmung großen lebendigen Mitgefühls, eine Stimmung von künstlerischem Wert.

Gerhart Hauptmann.
Nach einer Photographie von
Otto Becker & Maaß in Berlin W.

Der Leipziger Philosoph Wilhelm Wundt hat das Kunstwort „schöpferische Synthese“ geschaffen. Er will damit jene geheimnisvolle Tatsache bezeichnen, daß eine bestimmte Gruppierung von Einzelheiten oft eine viel größere Wirkung hervorruft, als deren Summe an sich darstellt. Die ungeheure Kraft der Schießbaumwolle geht unendlich über die gesammelten Kräfte all ihrer Bestandteile heraus. Schöpferische Synthese in diesem Sinn soll der echte Realismus geben. Das war die Schwäche bei Holz und Schlaf: sie fügten eine Anzahl von genau wiedergegebenen Einzelheiten sorglich zusammen — und es blieb diese Anzahl von Einzelheiten. In den „Webern“ erwächst daraus etwas Neues, Großes. Kein Held ist da, nur zahlreiche arme, gedrückte Menschen, aber wir haben das Gefühl, als verdichte sich die Summe dieser Individualitäten zu einer unfaßbaren Kollektivpersönlichkeit, die der eigentliche „Held“ ist. So wächst und weist das Drama über sich heraus — ein Volksdrama großen Stils, in dem zum ersten Male wirklich das Volk selbst der Held ist, unmittelbar und nicht durch einen überragenden Vertreter verdeutlicht, wie es etwa Tell bei Schiller ist. Realistisch durch und durch in der Einzelschilderung, in der Behandlung der Sprache, selbst in dem kühnen, mehr lyrischen als dramatischen Schluß ist die Dichtung zugleich idealistisch, weil die geschilderten Einzelfälle mehr sind und bedeuten als aus der Wirklichkeit herausgeschnittene Auftritte: sie erhalten typische Bedeutung, und die unglückselige Auflehnung der zum Tod erschöpften Arbeiter wird ein symbolischer Vorgang von erschütternder Bedeutung.

So weist dies Stück auf eine neue Gestaltung des Volksschauspiels hinaus, das den großen Freskostil Schillers mit der energischen Durcharbeitung der Wirklichkeit zu vereinen hat; aber in gewissem Sinn kann es selbst schon als Erfüllung von Bestrebungen gelten, die vom „Wilhelm Tell“ und „Demetrius“ über Kleist zu neueren Dichtern wie Grabbe und Georg Büchner führen. Es ist bis jetzt das einzige Werk der realistischen Poesie in Deutschland, das klassisch heißen darf; und wenn ein zweites sich doch noch daneben stellen darf, könnte es nur Hauptmanns eigenes „Hannele“ sein.

Diese beiden Gipfel seiner Kunst trennt eine Einsenkung: die psychologische Skizze „Kollege Crampton“ (1893), interessant, weil sie Beziehungen zu dem alten einheimischen Lokalstück aufweist, wie es ein halbes Jahrhundert früher geblüht hatte, zugleich aber zum ersten Male Hauptmanns gefährlichste Neigung offenbarend. Wie die modernen Maler bleibt auch er allzu gern bei der Skizze stehen und scheut vor der Stillosigkeit nicht zurück, die darin liegt, einer wohl ausgemalten Figur andere zur Seite zu geben, denen noch Hand oder Fuß fehlen. Diese Emanzipation von dem leidenschaftlichen Fleiß, mit dem Ibsen und Zola ihre Werke ausreifen ließen, tritt in jüngster Zeit peinlich hervor; sie hat den glücklichen Entwurf der „Elga“ (1905) unreif bleiben, hat die Symbolik von „Pippa tanzt“ in Nebeln irren lassen.

„Hannele“ (1893) aber ist noch einmal ein Meisterstück. Noch einmal finden Realismus der Zeichnung und Idealismus des Geistes sich zusammen; noch einmal gelingt die „schöpferische Synthese“. Wie Helene in „Vor Sonnenaufgang“, ist eine arme ringende Seele in Schmutz und Niedrigkeit gebannt; unglücklicher noch als sie im äußeren Leben,

glücklicher im innern — und im Tode schwingt sie sich empor in ein Traumreich, das ihre Sehnsucht mit den Bausteinen der sie umgebenden Wirklichkeit aufbaut und fließt über in diese höhere Wahrheit. Erreicht vielleicht die psychologische Kunst, mit der sich aus der Realität der Traum ausbildet, nicht ganz die phänomenale Genauigkeit von Grillparzers „Traum ein Leben", so ist dafür hier eine noch schwierigere Aufgabe gelöst: denn die Welten, die der Regenbogen des Traumes vereinigt, liegen noch unendlich weiter voneinander ab, als bei dem österreichischen Dichter Rustans Hütte und Samarkand. Und die Poesie der wundervollen Verse schwebt dann wie ein aus der oberen Welt herniedergereichtes Göttergeschenk als Gloriole um das Haupt des armen Maurerkindes. Die Religion wird, wie am Schluß von Goethes Faust, ein tiefersaßtes Gleichnis, und in ihr spiegelt sich verklärt die rücksichtslos ergriffene Wirklichkeit eines Armeleuteschicksals wider.

Auch der „Biberpelz" (1893) gehört noch dieser Blüteperiode des Dichters. Er bildet in der Geschichte seiner Dichtungen insofern einen Merkstein, als jetzt zum ersten (und freilich auch fast zum letzten!) Male der Dichter sich eine freiere Verfügung über die Einzeltatsachen gestattet. Bis jetzt hatte er ganz das vernachlässigt, was die Dramaturgie „Handlung" zu nennen pflegt; nur im „Friedensfest" gab es eine eigentliche, wenn auch leise Handlung: eine Reihe von Lebensäußerungen der Figuren, die ihren „Zustand" änderten. — In den anderen Dramen wickelte sich nur bisher schon Vorhandenes aneinander.

Nun aber ordnet der Dichter eine Reihe von Vorgängen mit bewußter Absicht so, daß sich eine satirische Komödie ergibt. So ist eins unserer wenigen echten Lustspiele entstanden, und die ironische Ruhe, mit der Hauptmann den komischen Haupthelden behandelt, breitet eine behagliche Atmosphäre über das Stück. Der Streber, der wie Lortzings Bürgermeister singen könnte: „Ich bin klug und weise, mich betrügt man nicht," wird immer wieder betrogen, betrogen von der braven Wäscherin, die mit so ungetrübter Sachlichkeit stiehlt und den Herrn Amtsvorsteher zum Dank für sein Vertrauen so gründlich „hereinlegt". Ein Stück wirklichen Lebens, wieder zu typischer Bedeutung erhoben und in sich zu einem geschlossenen Bild abgerundet, so bedeutet der „Biberpelz" in seiner Art ebenfalls eine Art Versöhnung der realistischen und der idealistischen Kunstlehre.

Ganz der Doktrin des Realismus aber gehört wieder „Florian Geyer" (1895) an — ein großes, ja großartiges, aber mißlungenes Experiment. Dieser gigantische Versuch will ein Stück historischer Wirklichkeit gewissermaßen unverändert aus dem Lauf der Zeiten herausschneiden und so auf die Bühne legen. Was in den „Webern" für die nähere Gegenwart geleistet war, sollte für ein früheres Jahrhundert unternommen werden. Aber gerade hierin lag der entscheidende Unterschied. Indem Hauptmann die Weberbevölkerung seiner Heimatprovinz schilderte, blieb ihm doch immer die Auswahl der bezeichnenden Typen überlassen und ihre Abstimmung zu einem einheitlichen Ganzen, zu einer Gesamtpersönlichkeit. Für die Zeit des Bauernkrieges dagegen bleibt er an das Material gebunden, das ihm die Quellen überliefern. Er schafft es mit erstaunlicher Kraft und Treue nach, hebt mit gigantischer Energie einen verhältnismäßig umfangreichen Ausschnitt vergangener Wirklichkeit aus dem Dunkel an das Licht unserer Tage. Dabei aber bleibt es; und was er gibt, bleibt unklar wie die Wirklichkeit. Wir stehen mitten inne, statt zu übersehen, was vor sich geht. Es ist wirklich nur Reproduktion — in kolossalem Maßstab, ein Versuch, der einmal gemacht werden mußte, der aber nicht glücken konnte.

Die Härte der Abweisung freilich, die der „Florian Geyer" erfuhr, war so ungerecht und verletzend, wie einst Grillparzers Niederlage mit „Weh dem, der lügt"; und kaum scheint sie auf den Verfasser weniger verhängnisvoll gewirkt zu haben. Tief erschüttert schwankte der Dichter zum ersten Male, ob er auf dem rechten Wege sei. Wohl fand er sich zurecht; aber etwas Neues, Gefährliches kam in seine Werke. Unbekümmert um das Publikum hatte er bisher seine Figuren hingestellt; jetzt faßt ihn das Bedürfnis, sie den Zuschauern zu erklären, deutend näher zu bringen. Philosophische Betrachtungen werden in „Michael Kramer" und „Pippa tanzt" eingelegt, und zum „Räsoneur" ist dieses „panoramische Talent" (wie Goethe zu seiner Freude von einem Engländer genannt wurde) nun einmal nicht berufen; wo Sudermanns Stärke liegt, eben da liegt Hauptmanns Schwäche. Oder die „schöpferische Synthese" soll gewaltsam zugebracht werden, indem ein dunkler Symbolismus es dem Leser erlaubt, sich zu dem unmittelbar Gebotenen noch allerlei hinzuzudenken; so in der „Versunkenen Glocke" und wieder in „Pippa".

Die „Versunkene Glocke" (1896) zeigte freilich auch neue Seiten von Hauptmanns Begabung. In der Schilderung unwirklicher Wesen, Rautendeleins und des Nickelmanns, verband sich eine an der Realität geschulte Darstellungsgabe mit lyrischer Phantasie; daß diese immerhin sich auch an Modelle hielt und Märchengestalten nachschuf, verschlug nicht viel. Was aber quält, ist der Kampf zwischen der Darstellung selbst und den eigenen Auslegungsversuchen des Dichters.

Es steht schon hier wie in Hauptmanns jüngster Schöpfung: nicht das ist der Fehler, daß die Symbolik der „Pippa" nicht auf eine reinliche Formel gebracht werden kann, wohl aber das, daß der Dichter selbst durch

Fingerzeige und Halbdeutungen uns fortwährend zwingt, nach solchen Formeln zu suchen. Die rein musikalische Märchendichtung, die viele Szenen erfüllt, wird durch solch Räsonnement zerstört; wir wachen aus dem Traum auf und sollen doch gleich weiter träumen.

Aber der Dichter raffte sich auf. Der ungeheure Erfolg der Märchendichtung verführte ihn nicht zu weiteren Phantasieschöpfungen. In die reellste Wirklichkeit taucht wieder „Fuhrmann Henschel“ (1898) ein, eins seiner kräftigsten Stücke. Es gehört innerlich mit „Rose Bernd“ (1903) zusammen: beide schildern die Zerstörung naiver lebensfroher Gemüter durch das grausame Schicksal. Und dies ist das Neue, daß Hauptmann jetzt Charakterentwicklungen gibt. Früher reihte er nur Zustandsschilderungen aneinander, die den unveränderlichen Charakter offenbarten; nun sehen wir diesen sich verändern, unter dem Druck der Umstände sich umformen. Ein wesentlicher Schritt in der Richtung auf das eigentlich Dramatische ist damit getan. Freilich blieb der Dichter immer noch zu sehr in breitesten Zustandsschilderungen stecken, und immer noch sind seine Gestalten gar zu passiv, erleiden nur, statt selbst zu handeln.

Das bleibt, ob auch Hauptmann mit Shakespearischen Künsten über den Naturalismus wegzukommen sucht, indem er in „Schluck und Jau“ (1900) beobachtet, welchen Eindruck unwahrscheinliche Erlebnisse, ungeahnte Umgebung auf ein biederes Proletarierherz ausüben, oder ob er realistisch, das eigene Drama vom „Biberpelz“ fortführend, sich fragt, was Wohlstand und Erfolg aus der vielbemühten Wäscherin Mutter Wolffen machen werden. Denn auch im „Roten Hahn“ (1901) bezieht sich die nicht unbeträchtliche und sogar ziemlich aufgeregte Handlung auf die Nebenfiguren; die Heldin bleibt passiv und hat statt zu handeln, zu philosophieren.

Philosophiert wird in „Michael Kramer“ (1900), wo aber ernstere und tiefere Probleme dies bedingen mögen. Es ist der Anlage nach die tiefste Tragödie Hauptmanns; die Tragödie des Künstlers, dem im allerwichtigsten Punkte die formende Kraft versagt: den eigenen Sohn zu einem vollkommenen Menschen und Künstler auszubilden, das mißlingt dem ernsten Künstler Kramer, wie es Goethe mißlang; äußerlich und innerlich mißgestaltet, zerstört der Sohn den Vater, der doch auch durch seine eigenen Anforderungen an dem Untergang des Sohnes mitschuldig wird. Es ist wieder etwas Ibsen in der Fabel wie im Stil; aber über des Norwegers durchdringenden Geist, über seine mächtige Symbolik verfügt der Jünger nicht.

Endlich wagt er es, statt des passiven Helden den wollenden, wenn auch noch nicht den eigentlich tätigen, auf die Bühne zu stellen. Damit bedeutet der „Arme Heinrich“ (1902) wiederum eine neue Epoche in seinem Leben — eine seiner interessantesten und eine seiner schönsten Dichtungen.

In dem mittelalterlichen Gedicht ist die Tochter des Meiers die eigentliche Hauptfigur. Ihre reine Opferbereitschaft rettet den unglücklichen Ritter: zum Lohn ihrer frommen Hingabe heilt ein Wunder seinen Aussatz. Für Hauptmann wird Ottegebe Nebenfigur, freilich eine sehr deutlich erschaute, deren pathologische Züge und deren dunkle Vorgeschichte sie von dem einfachen Bauernmädchen Hartmanns v. d. Aue recht weit entfernen! Aber die Hauptgestalt ist der Ritter. Seine zwiefache Wandlung stellt Hauptmann dar. Zunächst malt er mit unerschrockenem Realismus seinen Verfall: die stufenweise fortschreitende Vertierung des eleganten Weltmannes und tapferen Ritters, bis Heinrich zuletzt (um einen Ausdruck Nietzsches zu verwenden) auf der untersten Stufe der Vitalität angelangt ist. Und nun ringt er sich allmählich wieder empor. Er erobert sich wieder die Kraft, gesunden zu wollen: nicht ein Wunder rettet ihn, sondern jene geheimnisvolle Energie, die die Romantiker den „Heilwillen“ nannten. Ottegebens Hingabe schenkt dem Verzweifelten den Willen zu genesen, und geistig zunächst wirkt dieser Heilwille. Drei Strahlen der Gnade zaubert er hervor: das Mitleid mit dem armen Mädchen, die Konzentration der eigenen Seele und endlich die beseligende Liebe. Nun erst ist er ganz gerettet, ganz geheilt: ein glücklicher Mensch, der durch das Furchtbarste wirklich sieghaft hindurchgegangen ist.

Aber das Gleichgewicht an Realismus und Idealismus ist hier doch nicht ganz erreicht. Etwas unvermittelt stehen die hellbeglänzten festlichen Schlußszenen neben den packenden Auftritten der fast animalischen Verzweiflung. Und allzu vornehm-trotzig hat der Dichter die dramatischen Hauptmomente hinter die Szene und in die Pausen verlegt. Aber wieder, wie in der „Versunkenen Glocke“ entschädigt der Lyriker, wo der Dramatiker schuldig blieb. Die Kunst der Behandlung von Vers und Sprache ist oft erstaunlich — welch ein Weg der Arbeit hat von der Alltagsrede der ersten Stücke, von dem nicht selten leeren Klang des ersten Märchendramas zu dieser Herrschaft über den Stoff geführt!

„Rose Bernd“ (1901) ist, wie es ein Pendant zum „Fuhrmann Henschel“ bildet, auch zum „Armen Heinrich“ ein Gegenstück: es schildert nur das Heruntersinken in die Verzweiflung, ohne den rettenden Willen, nur den Sieg der Schlechtigkeit; denn zum ersten Male hat Hauptmann einen eigentlichen „Bösewicht“ im Theatersinn eingeführt, was die verrotteten und verkommenen Unmenschen in „Vor Sonnenaufgang“, was der schlimme Bruder im „Friedensfest“ und der mißratene Sohn in „Michael Kramer“ nicht sind. Es ist aber auch das erste Drama

Hauptmanns, in dem (wie so oft bei seinem kleineren Nebenbuhler Sudermann) ein Charakter „auseinanderfällt“: Rosens treuer Liebhaber, der anfangs als komischer Frömmler, am Schluß als edler, ja heroisch denkender Frommer erscheint.

Und wer kann leugnen, daß „Pippa tanzt“ (1906) ebenfalls die Geschlossenheit früherer Werke Hauptmanns vermissen läßt? Die Fabel erinnert an die von „Vor Sonnenaufgang“ und „Hannele“, wie man denn überhaupt zu viel Gewicht auf des Dichters Anlehnungen an Zola, Holz, Ibsen, Kleist (am Schluß des „Armen Heinrich“), Shakespeare gelegt und zu wenig die Wiederkehr ihm selbst eigentümlicher Gestalten und Motive beachtet hat. Auch hier erblüht in wüster Einsamkeit eine liebliche Blume; auch hier vermag der Helfer, dem sie sich liebend erschließt, nur noch die Rettung durch den Tod zu bringen. Pippa ist eine symbolische Gestalt, gewiß; fein und zerbrechlich wie venezianisches Glas, wie das Glück der Auserwählten, wie die Stimmung eines Künstlers. Aber zugleich ist sie ein lebendes Wesen mit ihrer fast zu realistisch ausgedrückten Scheu vor dem schlimmen Vater, mit ihrem kindlichen Wechsel von Angst und Spiel. Und eine lebendige Gestalt ist auch der Handwerksbursch, so gewiß er zugleich symbolisch die Sehnsucht nach der Kunst, dem Glück, dem Traum auszudrücken hat. — Aber ärger noch als im „Armen Heinrich“ klafft die Kluft zwischen dem Realismus der Wirtshausszenen und dem hochgespannten Idealismus im Umkreis des mystischen Weisen und Zauberers. Der Dichter beunruhigt uns wie in der „Versunkenen Glocke“ durch halbe Deutungen und läßt uns dann wieder im Dunkel. Die Handlung, diesmal wie im „Roten Hahn“ von fast zu starker Lebhaftigkeit, läuft neben den Reden wie dort her, ohne daß sie sich zusammenfänden; der dramatische Effekt, dem der Dichter diesmal zustrebt, der Tod Pippas und das Erblinden des Geliebten, ist von allerlei Arabesken der Rede und der Gesten so dicht umhüllt, daß das Publikum kaum über diese Geschehnisse ins klare kommt; die Erblindung habe auch ich bei der ersten Aufführung nicht bemerkt. Und weil man fortwährend von Traum zu Räsonnement und von Rede zu Gebärde gestoßen wird, ohne die Einheit zu finden, deshalb wird man auch der vielen lyrischen Schönheiten nicht recht froh, die in den Worten des jungen Paares erstrahlen, und fast nur die düstere Elementargestalt des milden alten Glasbläsers — der an einzelne Typen aus den „Webern“ erinnert — macht einen starken Eindruck.

Hauptmann ist in einer neuen Periode des Suchens. Die Form, mit der er lang gekämpft, beherrscht er nun fast zu leicht. Das Verlangen, nicht nur lebende Menschen auf die Bühne zu bringen, sondern auch selbst eigene schwer errungene Erkenntnis zu verkünden, wird seiner Kraft der Charakterzeichnung gefährlich. Die Lyrik begehrt mehr Raum als das Drama, oder wenigstens als dies Drama ihr gewährt; und die Eigenart des Bühnenstückes läßt sich auch nicht dauernd zurückdrängen: sie fordert Handlung, Effekte sogar. In diesem Strudel künstlerischer Forderungen gilt es, sich behaupten. Der Verführung durch eigene Anlagen gilt es zu widerstehen. So tapfer hat Hauptmann es stets verschmäht, dem „Geschmack“ des Tages, dem Publikum Zugeständnisse zu machen; er hat von der Kritik und der Tradition sogar vielleicht zu wenig lernen wollen. Jetzt steht er an einem Scheidewege. Die Elementargeister locken ihn zum Tanz; wird er sich an Rautendeleins launisches Spiel verlieren? Der praktische „Direktor“ wird seine Muse so wenig verführen, wie er über Pippa Gewalt gewinnt; aber der Genius des Traumes, der blind wird für die Wirklichkeit, droht ihn zu bezaubern ...

Aber soviel neue Keime des Schönen und Bedeutenden zeigen sich in diesen letzten Schöpfungen, daß wir auf den Heilwillen des Dichters hoffen. Ihn haben die Strahlen der Gnade getroffen: das Mitleid machte ihn zum Dramatiker, die Liebe schuf seine Lyrik. Der dritte Strahl wird nicht ausbleiben: der einer starken Energie, die alle die reichen Gaben dieses Ritters zu einem höchsten Werk sammelt.

Mondnacht.

Von Hans Caspar von Starken.

Und ich ließ müde die Ruder sinken.
Das Boot trieb sacht in den See hinein,
Und über uns beiden der Mondenschein,
Das war ein Blitzen, das war ein Blinken,
Als ob der Himmel all seine Sterne
Zu unsrer Erde herniedergesandt. —
Ein tiefer Friede lag über dem Land,
Nur irgendwo in weiter Ferne
Sang ein Bauernbursch seine Liebeslieder.
In unsern Herzen klangen sie wieder,
Und sangen so hell und feierlich
Das alte Lied: „Ach, wie lieb' ich Dich!“
Und wir lauschten dem Sange fort und fort,
Und es klang und tönte durch unser Schweigen
Des Herzens Jubel: Du bist mein Eigen! —
Und wir lauschten und sagten uns kein Wort.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie unsere Plantage in Deutsch-Ostafrika entstand.

Von Magdalene Prince, geb. von Massow.

In meinem Buch „Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas“ (Verlag von E. S. Mittler & Sohn) schilderte ich in erster Linie Wander- und Kriegsfahrten. Wir, mein Mann und ich, sind seitdem friedliche Pflanzer geworden. Wir haben uns in der Fremde eine neue Heimat gegründet und sie sehr lieb gewonnen. Unser Heim Sakkarani liegt im gebirgigen West-Usambara, und von ihm, wie es entstand und wuchs, von den kleinen Leiden, aber auch von den großen Freuden deutscher Kulturpioniere will ich heut erzählen.

Mein Mann hatte als alter, erfahrener Afrikaner alle Vorbereitungen sorgsam erwogen, und wir gingen mit reichlicher Ausrüstung ans Werk. Vielleicht in manchem mit allzu reichlicher. Man verfällt leicht in den Fehler, möglichst viel Wagen, Pflüge, Maschinen usw. gleich aus Europa mit hinüber zu bringen, weil man glaubt, es sei vorteilhafter, sie persönlich auszusuchen, als sie später schriftlich zu bestellen und lange auf sie warten zu müssen. Man vergißt dabei aber, daß man all das Gerät im Anfang schwer unterbringen kann, und man muß dann mit Schmerzen sehen, wie es Wind und Wetter und Ameisen ausgesetzt verdirbt, ehe man es in Gebrauch nehmen kann. Als Kuriosum möchte ich übrigens auch einschieben, daß die Fracht für die bewegliche Habe, mit der wir in Dar-es-Salam landeten, von hier nach Tanga, von wo aus wir ins Innere vorrückten, den gleichen Preis kosten sollte, den wir von Hamburg bis Ostafrika bezahlt hatten! Im Interesse der schnelleren Besiedelung der Kolonie wird eine Ermäßigung der enorm hohen Frachtsätze sehr zu wünschen sein.

Wir fanden im übrigen bei den Behörden das bereitwilligste Entgegenkommen. Dankbar gedenke ich der Liebenswürdigkeit des damaligen stellvertretenden Gouverneurs von Estorff, der jetzt in Deutsch-Südwestafrika sich frische Lorbeeren errang, und der Gastfreundschaft, die ich in Wilhelmsthal beim Bezirkshauptmann Keudell fand, während mein Mann „Land suchend“ ins Innere vorausging. Schon nach wenigen Tagen holte er mich aber ab, und wir zogen hoffnungsvoll in die Berge, der Stätte unserer Zukunft entgegen.

Ich kann es nicht genug betonen, wie mich damals trotz aller begeisterten Schilderungen, die ich schon vorher gehört hatte, die Schönheit unserer neuen Heimat überraschte. Die Fülle der Naturherrlichkeiten, die sie bietet, und die wunderbar ozonreiche Luft, die das Höhenklima auch hier mit sich bringt, — es ist immer wieder, als könne die Brust sich nicht stark genug weiten, um sie einzuatmen — begeisterten mich förmlich. Schon in jenen ersten Tagen träumten wir von Luftkurorten und Sanatorien in den Bergen Usambaras für die armen Landsleute, die in der heißen Steppe oder an der Küste das kostbarste aller Güter, die Gesundheit, immer einzubüßen Gefahr laufen.

Es war Anfang Oktober; um diese Zeit herrscht überall in Ostafrika Trockenheit, alles Gras ist gelb und verdorrt. Hier oben aber, auf etwa 1500 Meter Höhe, wie mein Mann sie sich erkoren hatte, mutete das Gelände noch frisch an, der Boden atmete Fruchtbarkeit und erfüllte uns zukünftige Landwirte mit froher Zuversicht. Einige Kopfschmerzen machte uns dafür zunächst das geringe pflugfähige Land auf den meist ziemlich steilen Hängen. Es war auch ein recht ermüdendes Klettern, ehe wir ans Ziel gelangten und unsere Zelte bei unserem nächsten Nachbar, dem Dorf des Jumben Mtompi, aufschlagen konnten. Der Mann gefiel uns schon deshalb, weil er Verstand genug gehabt hatte, seinen Sitz auf mäßig steiler Höhe zu nehmen, anders als die anderen Waschambaas, die ihre Hütten meist auf den unzugänglichsten Bergspitzen bauen; ein Erbteil aus der Zeit vor der deutschen Herrschaft, als die räuberischen Massais ihnen mit steten Einfällen drohten.

Es galt nun zunächst, das abzuholzende, für die Pflanzungen vorzubereitende Terrain genau kennen zu lernen. Vor den steilsten Bergkuppen schreckten wir dabei nicht zurück, um Einblick in unser Gebiet zu gewinnen. Das Land selbst ist ja noch spottbillig, aber es richtig auszunutzen, darauf kommt es an. Auf was alles muß man nicht achten. Z. B. auch auf die Windrichtungen. Denn nicht selten stellt sich, nachdem der Wald geschlagen ist, heraus, daß auch eine scheinbar ganz geschützte Stelle dem Winde so sehr ausgesetzt ist, daß man nachher mit Kosten und Mühen Windschutzbäume anpflanzen muß.

Ich muß einiges über unsere Arbeiter einschalten. Die Arbeiterfrage gibt es ja auch in Ostafrika, wenn sie auch anders gestaltet ist, als im lieben alten Deutschland.

Man muß da unterscheiden zwischen den Tagearbeitern und dem angeworbenen

Auf der Suche nach Land.

Arbeiterstamm, den kein Pflanzer entbehren kann. Jene kommen aus der Nachbarschaft und arbeiten nur auf Tage, höchstens auf eine Woche; dann gehen sie wieder nach Hause, um das eigene Feld zu bestellen oder, richtiger gesagt, zuzuschauen, wie das ihre Frauen besorgen, Pombe zu trinken und zu schwatzen. Nur wenn sie Geld für irgendein Kleidungsstück gebrauchen, verdingen sie sich wieder auf einige Tage. Das Kleid kann allerdings auch für ihre Bibi (Frau) sein.

So ist die Sammlung eines Stammes ständiger Arbeiter von der höchsten Wichtigkeit. Ihn zusammenzubringen ist aber nicht so einfach. Es bedarf dazu genauer Landeskenntnis und vieler Geduld. Wenn man mit der Absicht, eine Pflanzung anzulegen, nach Ostafrika kommt, wird man wohl oder übel schon an der Küste eine Anzahl Leute anwerben müssen. Aber das ist fast stets unzuverlässiges, aus allerlei Stämmen zusammengelaufenes Volk und bildet nur den Anfang und den Übergang zu besseren Leuten. Man richtet dann meist auf die Wamyamwesi und die Wassukuma ein besonderes Augenmerk, findet auch sonst von den anderen Volksstämmen den einen oder anderen brauchbar. Während von dem von der Küste mitgebrachten Haufen die schlechten Elemente bald das Weite suchen, gibt man jenen Vertrauenerweckenderen Anwerbegeld in die Hand und schickt sie auf „Leutesuche". Oft kommt der gute Mann nicht wieder, und man ist der Geprellte; oft bringen sie auch unbrauchbares Material, das bald wieder davonläuft. Anfangs wird man ganz nervös, wenn es wieder und wieder heißt: „Heut sind vier — sechs — zehn Arbeiter verschwunden." Man denkt auch wohl, das läge an falscher Behandlung. Gewiß — auch die Behandlung des Negers will gelernt sein. Der Hauptgrund aber ist doch der unausrottbare, zigeunerhafte Wandertrieb des Negers, der gar zu gern von Tür zu Tür zieht, um auszuprobieren, wo er sich am bequemsten von der leidigen Arbeit drücken kann. Dabei kommt auch hier der „Zug nach dem Westen" in Ostafrika nämlich zur Küste zur Geltung. Man ist dem gegenüber nur zu wehrlos. Ich hatte mir auch mein Ideal zurechtgezimmert; ich wollte Herz für unsere Arbeiter haben, mich um ihr Wohl und Wehe kümmern, ihnen in der Not meinen Beistand, bei Krankheiten ungebeten Pflege und Hilfe bringen. In der ersten Zeit hab' ich das auch treulich gehalten — aber als ich sah, daß sie nachher doch davonliefen, beschränkte ich mich darauf, ihnen nur dann Verband und Arznei zu geben, wenn sie darum baten. Jetzt läuft nie ein Arbeiter fort; es sei denn: „Cherchez la femme."—

Eingeborene unter Aufsicht eines Europäers beim Zusammensuchen von Ästen und Zweigen.

Bei unseren Terrainrekognoszierungen hatten wir endlich auch unsere zukünftige „Hausstelle“ gefunden und siedelten mit unserem Zeltlager, nachdem der Platz einigermaßen gesäubert war, zu ihr über. Eine Robinsonade im Freien begann damit, voller Entbehrungen und viel harter Arbeit — und doch denke ich gerade an sie so gern, so gern zurück. Oft genug hatten wir nicht einmal frisches Fleisch, denn die Eingeborenen waren noch so mißtrauisch, daß sie uns nur spärlich ihre Ziegen und Hühner verkauften. Es mag auch originell genug um unsere provisorische Niederlassung ausgesehen haben: Staub in den Zelten gab's freilich nicht zu wischen, aber dafür mußte immer darauf gedacht

Landschaft in West-Usambara. Im Mittelgrund Wasser tragender Küchenboy.

werden, den bösen Schimmel von Kleidungsstücken und Geräten fernzuhalten oder zu entfernen. Sobald die Sonne herauskam, wurden Kisten und Koffer geöffnet, der Inhalt ausgebreitet, die Kleider und Decken über Sträucher und auf die Bäume gehängt — manchmal kam mir's vor, als wäre das alles ein Warenhaus im Freien.

Die Arbeit in der nächsten Umgebung begann. Ringsum erschallten die Axtschläge, die Bäume krachten nieder. Manchmal fiel's uns schwer genug, solch altem ehrwürdigen Riesen zu Leibe zu gehen, und einigemale siegte die Sentimentalität. Aber wir haben das später bereut, denn solch ein geschonter Urwaldbaum verträgt es nicht, allein zu stehen; er geht bald ein, wird zur Unzierde, und seine herabfallenden Äste richten Schaden an.

Dann folgte die Periode des „Abbrennens“. Die Axt allein würde ja des Waldes nicht Herr werden. In dieser Zeit dünkte ich mich oft wie eine tränende Räucherware, denn der beizende Rauch war entsetzlich. Unsere Gesichter waren gar nicht mehr rein zu erhalten, unsere Hände glichen denen eines Schornsteinfegers, alle Kleider wurden ruiniert; wo man ging und stand, streifte man an verkohlte Äste, Zweige, Unkrautstengel, und die ganze Luft war mit schwarzen Staubteilchen erfüllt. Heilfroh war ich, als die Brandfackel aus der Umgebung des Zeltlagers weitergetragen wurde. Aber die helle Freude dann, als ich die mitgebrachten Apfel- und Zitronenbäumchen in das erste frisch gewonnene Land einpflanzen konnte, an deren Früchten wir uns jetzt schon erquicken! Das Roden machte ja noch unsägliche Arbeit, doch bald kamen auch Kartoffeln in die Erde, und Gemüsebeete wurden angelegt. Auf diesem zuerst gerodeten Stück Land von etwa 30 Hektar liegt heute unser Haus, liegen unser Hof, Garten, Arbeiterwohnungen und unsere Wiese, deren frisches Grün wir sehr lieb haben und die sich so schön, wie eine rechte Alpenmatte, aus dem sie umgebenden Busch- und Kaffeeland abhebt.

Unser „Haus“, schrieb ich soeben stolz.

Soweit waren wir aber lange noch nicht. An die Stelle der Zelte trat zunächst noch die „Hütte“. Gewaltige Lasten Malamba, verwelkte, getrocknete Bananenblätter nämlich, brachten die Negerinnen auf ihren Köpfen herangeschleppt. Mit Bindfaden wurden die Umfassungslinien der Hütte abgesteckt, längs des Fadens wurde Erde ausgehoben; von zwei zu zwei Metern kam ein stärkerer Stamm zu stehen, die Zwischenräume füllten dünnere, mit Lianen verflochtene Stämme; ähnlich entstand das Dach; unter vielen Schweißtropfen, mit unendlichem Ach und Weh, Zureden, Stöhnen kam der starke Dachfirststamm hinauf, und schließlich wurde dies Gerippe überall mit den Bananenblättern durchwoben, wie man in einen Smyrnateppich die Fäden einzieht, und das Ganze innen und außen mit einem dicken Brei nasser Erde verklebt.

Tanzen hätte ich vor Freude mögen, als ich zum ersten Male den festgestampften, glatten Boden der Hütte unter mir fühlte! Möbel hatten wir, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, nicht mitgebracht. Aus Kisten und Kasten wurde aber bald das Notwendigste an Stühlen, Tischen, Regalen zurechtgezimmert. Es ging ganz fein, trotzdem wir zunächst sogar auf Fenster verzichteten und uns mit Vorhängen behalfen.

Nicht lange, und wir hatten auch eine Sägerei und damit etwas sehr Wichtiges, nämlich Bretter. Anfangs wollten die Neger an das Sägen absolut nicht heran, oder sie sägten so ungleichmäßig und langsam, daß man die Bretter ebenso billig hätte aus Berlin beziehen können. Allmählich fanden sie aber Geschmack an der Arbeit, und mit den ersten brauchbaren Brettern kleideten wir die Innenwände unseres Heims aus und legten Dielen. Als dann Gardinen, Decken und allerhand kleiner Krimskrams aus den Kisten herausgeholt war, hatte ich's bald wohnlich und täglich neue Freude von jedem Fortschritt.

In Europa, gar nun in der Großstadt, kennt man solche Freuden gar nicht, wie sie das Schaffen auf dem unberührten Urwaldboden mit sich bringt. Wie froh waren wir, als wir den ersten breiten Weg gebahnt hatten; wie empfanden wir's, als wir — das Angenehme immer gern dem Nützlichen zugesellend — uns auch einen Spazierpfad in ein verborgenes Stück Waldesherrlichkeit anlegen konnten! Mitten durch die Urwaldriesen mit ihren Lianen, durch mächtige Baumfarne bis zu einer wunderbaren Fernsicht, von der das Auge weit, weit über den grünen Wald, über romantische Felswände fortschweift. Heut noch ist uns dieser Weg vor allem wert. Und ich muß immer wieder daran denken, wie wir ihn zum ersten Male in der Nacht gingen, durch die tiefe Stille, während der Wald sich mit Myriaden von Leuchtkäferchen geschmückt hatte, von denen jedes sein Laternchen auf dem Rücken trug, die Luft magisch durchflimmernd. Es war so recht eine Stunde, in der sich das Herz mit Dankbarkeit gegen den Schöpfer füllte!

Blick auf unsere Kaffeeplantage. Im Vordergrunde offene, mit gutem Boden für die Pflanzen hergerichtete Löcher.

Inzwischen war wacker an der Plantagenanlage gearbeitet worden.

Des Morgens in aller Frühe schellt die

Glocke. Die Leute treten an, der Assistent — wir würden in Deutschland Verwalter oder Inspektor sagen; natürlich ein Weißer — trägt ihre Namen in das Arbeitsbuch ein. Am Abend werden dann, um das vorweg zu nehmen, die Namen verlesen, und jeder erhält sein Posscho, das Geld für den Tagesbedarf, und eine Marke; diese Marken werden später gegen Geld eingelöst. — Nach dem Aufschreiben geht's an die Arbeit. Die ausgesucht kräftigsten Leute ziehen zum Axtschlag hinaus. Bei ihnen bildet sich bald eine besondere Art der Arbeit heraus. Die Axt wird im Takt geschwungen, und während sie sich mit tänzelnder Pose in den Hüften wiegen, dringt der Schlag tief in den Leib des Riesen ein. Hieb auf Hieb, bis die Schwere der Baumkrone nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, der Baum niedersaust im Fallen schwächere Stämme mit sich reißend. Im letzten Augenblick springen die Schläger — sechs Mann z. B. bei einem Stamm von etwa drei Meter Umfang — geschickt zur Seite und begleiten das Niederkrachen mit wildestem Freudengeheul. Manchmal bleiben die Stämme aber auch, durch Lianen gehindert, hängen, und dann wird das Niederlegen besonders gefährlich. Verletzungen kommen häufig vor, ernste Unglücksfälle doch selten, und die erstaunliche „Heilhaut" des Negers hilft ihm über leichtere Verwundungen schnell hinweg.

Steinklopfen für den Hausbau.

Sind vom Assistenten die kräftigsten Männer abgeteilt, so kommen die schwächeren an die Reihe. Die Leute für das Reinigen und Gießen an den schon fertigen Saatbeeten, die Leute für meinen Garten, die Steinschläger und Ziegelformer — denn wir arbeiten ja nun auf das wirkliche Haus los —, endlich der große Trupp, der den Spuren der Axtschläger folgt. Es beginnt der erste Kleinschlag am gemordeten Walde. Alle großen Baumkronen werden zerschlagen, damit das Holz enger zusammenzuliegen kommt und später um so besser brennt.

Ziegeltrocknen in der Sonne. Im Hintergrunde die Schuppen.

Beim Hausbau.

Denn wenn das Schlagen ein gut Stück vorwärts gerückt ist, folgt wieder die Brennperiode; bei gutem Trockenwetter bald, bei schlechtem Wetter erst nach sechs Monaten. Überall lodert's dann, die Flamme züngelt übers Feld, hier offen fast einer glitzernden Schlange gleich, dort unter dem Blattwerk verborgen fortschleichend. Und darüber ballt sich der Rauch in allen Schattierungen. Oft ist die ganze Anlage in einen dicken, dichten Rauch gehüllt, darüber erhebt er sich zu Wolken, die aus weiterer Entfernung wie ungeheure Gewitterwolken ausschauen.

Ist der Boden ausgekühlt, so schreitet man zum zweiten Kleinschlag. Der Brand hat bereits alles Blattzeug und die kleineren Äste fortgeräumt. Jetzt wird außer den größten Stämmen der ganze Rest in kleine, leicht bewegbare Stücke zerschlagen. Schließlich müssen die Stämme und alles übrige zu Haufen geschafft werden, meist in den Schluchten, und über diese Haufen geht nun noch einmal die vernichtende Flamme hin. Es ist dies keine leichte Arbeit, und zumal das Schieben und Rollen der ganz großen Stämme kostet ungezählte Schweißtropfen. Der beaufsichtigende Assistent hat es oft verzweifelt schwer dabei, denn unsere guten Neger verstehen die Drückebergerei aus dem ff! Es gilt aufzupassen und überall einzugreifen, anzufeuern. Auch die schwarzen Vorarbeiter, die Simamissis, die freilich mit ihren Herren Kollegen nicht selten gemeinsame Sache machen, müssen ihr Teil dazu tun, wobei bisweilen ein nicht ganz sanftes deutsches Schimpfwort, das bei ihnen Anklang fand, höchst drollig dem Gehege ihrer Zähne entflieht. Ein gröberes wird angewandt, um die Widerspenstigen, bei denen allzu große Faulheit Pate stand, zur Räson zu bringen. Und wird geschlagen? Ich kann es mit gutem Gewissen aussprechen: der weiße Mann mit der Knute existiert nur in der Phantasie mit den Verhältnissen absolut nicht vertrauter Europäer. Geschlagen darf nur bei grober Frechheit gegen den Weißen werden: dann ist ein schneller Schlag allerdings meiner Ansicht nach unentbehrlich und von der besten Wirkung. Sonst

Balkensägen für den Hausbau.

aber ist man von den Arbeitern viel zu abhängig, um sie durch Schläge zu reizen, und man kommt auf die Dauer ohne das leidige Prügeln viel, viel besser aus. Streng muß der Neger, der ein Kind ist und bleibt, behandelt werden, für Milde und nachsichtige Güte hat er wenig Verständnis und deutet sie stets als Schwäche. Aber auf gleichmäßige gerechte Behandlung hat er Anspruch, und sie wirkt stets am besten auf ihn!

Ist endlich das Feld gereinigt, so geht es an die Beetanlage. Wir bauten zunächst nur Kaffee, und von ihm spreche ich daher hier nur. Das Feld wird in rechteckige Gärten eingeteilt; mit eingeknoteten Stricken, die von zwei Leuten in gleichmäßigem Zwischenraum gespannt werden, während

Gesagten, das ja auch nur ein sehr grobliniges Bild der Arbeiten ist, genug.

Gut ist's nur, daß der Kaffee wenigstens nichts von dem gefährlichsten Feinde aller afrikanischen Kulturen zu fürchten hat — von der Heuschrecke nämlich. Uns haben diese bösen Gesellen auch einmal gründlich heimgesucht, und sie waren begleitet von einer Naturerscheinung, die mich noch weit mehr überraschte, als die Heuschrecken selber. Dem Storch ist die Heuschrecke eine besondere Leckerei, wie übrigens dem Neger auch, der sie, nachdem er ihr Beine und Flügel abgerissen hat, in der Sonne dörrt und dann mit Wonne verspeist. Eines Tages kamen nun als Vorläufer einige Störche bei uns in Sicht, und die Neger verkündeten gleich,

Abtragen des Ziegeltrockenschuppens.

ein dritter bei jedem Knoten einen Stock in die Erde stößt, werden die Pflanzlöcher bezeichnet, die 75 cm tief und 60 cm breit ausgehoben und dann mit fruchtbarer, lockerer Erde auszufüllen sind. Dabei terrassiert man zugleich gewissermaßen die Beete, denn die Pflanzen müssen stets auf flachem Boden stehen. Hat nach einiger Zeit der Boden gesackt und ist schönes, feuchtes Wetter, so kommt endlich das Pflanzen an die Reihe. Die Pflänzchen, die in den Saatbeeten $\frac{3}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Jahre alt geworden sind, werden herausgenommen und sorgsam eingepflanzt. Und nun hebt die Sorge für sie an mit unaufhörlichem Reinigen von Unkraut usw. — aber ich will hier keine Schilderung der Kaffeekultur geben. Sei's daher mit dem

daß die Heuschrecken folgen würden. Aber noch vor ihnen zogen gleich schweren, dicken Wolken Riesenschwärme von Störchen, die einzigen, die ich in zehn Jahren in Afrika sah, heran. Sie mußten schon eine weite Reise hinter sich haben, denn sie setzten sich ermüdet auf Dächer und Bäume. Es waren unzählige. Ich übertreibe nicht: der Wald sah schließlich weiß von ihnen aus, wie eingeschneit. Ich hätte nicht geglaubt, daß es in der ganzen Welt so viele Störche gäbe. Am nächsten Morgen waren sie verschwunden. Ein paar Tage darauf aber bedeckten Myriaden von Heuschrecken die ganze Gegend, und als sie endlich weiterzogen, starrten die Äste im Walde kahl und öde gen Himmel, und in meinem armen Garten sah es nicht

Unser fertiges Wohnhaus. Rückseite mit Aussicht auf den Hof.

besser aus; unsere liebe, saftige Wiese war eine trockene, gelbe Grasfläche geworden. —

Als unsere Plantage — ja immer das wichtigste! — einigermaßen im Gange war, konnten wir endlich auch an den Bau eines massiven Hauses denken. Guter Ton für die Ziegeln war nach einigem Suchen gefunden worden, und die Ziegelei mit all ihren Finessen längst im Betrieb. Für das Fundament unseres Hauses aber brauchten wir Steine; zum Steinschlagen jedoch hatten die Neger merkwürdigerweise weder Neigung noch Fähigkeit. Es war ihnen zu neu, sie bildeten sich auch wohl ein, es sei eine furchtbar anstrengende Arbeit. Erst nachdem ihnen mein Mann höheren Lohn gab und einige besondere Vergünstigungen zugestand, ließ sich das seltsame Vorurteil wenigstens bei den besten überwinden. Allmählich lernten sie sich auch ganz gut ein: anfangs schlugen sie nur kleine Steine los, bald verstanden sie jedoch auch größere Quadern zu lösen. Übung macht den Meister. Umständlich und schwierig war der Transport der Steine zur Baustelle, wie auch der der Ziegeln. Einen Fahrweg anzulegen, lohnte nicht, sintemal eingefahrene Tiere nicht zu kaufen sind. Ein Versuch mit Eseln aber scheiterte kläglich an deren Störrigkeit. So mußten wir schließlich doch zu der afrikanischsten aller Transportarten zurückgreifen: die Steine und Ziegeln wurden von den Negern herangetragen.

Nachdem wir sehr gründlich den Plan des Hauses als unsere eigenen Architekten durchberaten hatten, ging's ans Abstecken und das Bodenausheben für das Fundament. In der Nähe der Baustelle war ein Loch ausgehoben worden, in dem der Mörtel zurechtgestampft wurde. Leichtfüßige Knaben trugen ihn in leeren Petroleumfässern — die in Afrika ein gar begehrter, vielseitig verwendeter Artikel sind — den Maurern zu, die schon am Werk waren mit nicht geringem Geschrei: „Udongo! Udongo!“ — „Erde her!“, also ungefähr unserem „Lehm up“ entsprechend. Die Herren Maurer sind wie bei uns verschieden geschickt; so erhielten die gewandteren die Erker, Fenster-, Türkanten zugewiesen, die minder tüchtigen die glatten Flächen. Wobei sich freilich beim Nachprüfen mit dem Lot oft genug die Notwendigkeit ergab, ein ganzes Stück windschiefer Arbeit wieder einreißen zu lassen, denn Augenmaß ist den Negern nicht gegeben.

Mit wachsender Freude sahen wir die Mauern emporsteigen und den Inder in Tätigkeit, der hier den Zimmermann spielt, Tür und Fensterrahmen und den Dachstuhl bearbeitet. Grad damals — zwischen Tür und Angel sozusagen — wurde mir mein erster, kleiner Usambarit geschenkt, der mit seinem schwarzen Milchbruder um die Wette prächtig heranwuchs, ja jenen bald überholte.

So kam das Rüstfest heran, denn ein solches darf auch in Ostafrika nicht fehlen. Als der Dachstuhl lag und mit Wellblech, wie hier fast überall, eingedeckt war, meldeten sich die Maurer um ihren Backschisch, und ein junges Ochslein mußte zur Feier des Tages sein Leben lassen; natürlich auf „koschere“ Art, denn die meisten Neger essen kein Fleisch, wenn das Tier nicht am Halse durchschnitten wurde — selbst mit der Jagdbeute verfahren sie nach Möglichkeit so.

Nun war das Haus auch verputzt, und frohen Sinnes zogen wir in das erste Zimmer, das fertig geworden war. Wirklich sehr frohen Sinnes, weil das Wohnen in der Hütte uns durch die Ratten gründlich vergällt wurde — so sehr, daß wir sogar

schon reumütig zu den Zelten zurückgekehrt waren. Endlich, endlich hatten wir jetzt ein eigenes, festes Dach über uns! Eine bleibende Stätte! Es kam uns vor, als hätten wir einen steilen, steilen Berg erklommen und dürften nun befriedigt und dankbar von unserer Höhe auf die arbeitsreiche Zeit zurückschauen, die hinter uns lag, und zuversichtlich hinaus auf die Zukunft vor uns!

Stille stehen, ruhen und rasten freilich darf man nie. Unsere Anlage wurde denn auch fortgesetzt vergrößert und ausgebaut. Massive Ställe entstanden und massive Arbeiterwohnungen, zu denen sich die Waschambaas drängten; solch schmuckes, sauberes Häuslein zieht sie doch mächtig an, und wir erkannten in ihrem Bau ein wichtiges Mittel, uns einen festen Arbeiterstamm zu sichern. Natürlich erhält jeder Mann zu seinem Hause auch soviel Feld, wie er haben will, um ihn recht seßhaft zu machen, und er wird bei der Einrichtung nach allen Richtungen hin unterstützt. Ich muß es immer aufs neue wiederholen: wir sind ja auf den Neger angewiesen und müssen ihn durch seinen Vorteil an uns zu ketten suchen.

Die Plantage machte die erfreulichsten Fortschritte; wir können bis heute mit dem Wachstum des Kaffees durchaus zufrieden sein. Mit welcher Freude verfolgt man das von Jahreszeit zu Jahreszeit! Am schönsten ist es, wenn die Pflanzung abblüht; dann sieht es aus, als wenn frischgefallener Schnee über den Feldern liege, und geht man hindurch, so duftet es fast betäubend. Später beobachtet man wieder den Fruchtansatz mit gespanntem Interesse, die wachsende Rundung und Vergrößerung der Kirsche. Allmählich färbt sich die grüne Beere dabei gelblich, schließlich nehmen sie eine prachtvolle Purpurfarbe an, und ihr süßliches Fleisch winkt den Vögeln als schmackhafte Speise. Nun ist auch die Zeit der Ernte gekommen. Männer, Frauen und Kinder ziehen mit ihren Körben in langen Reihen aufs Feld. Am Nachmittag wird das Geerntete heimgebracht und am Pulper aufgeschüttet. Der Strahl einer Wasserleitung führt die Kirschen durch den Pulper, wobei sie ihres Fruchtfleisches beraubt werden, in die Gärbassins. Darauf kommt der Kaffee — die Bohnen — in Waschbassins, während die Schalen für spätere Düngung gesammelt bleiben. Die Bohnen wandern dann zur Sonnentrocknung auf Tennen, wo sie beständig gewendet werden müssen, und schließlich, oder bei schlechtem Wetter auch sofort, in die Aufbereitungsanstalt. Bei schlechtem Wetter! Ja, des Wetters Gunst oder Ungunst spielt bei uns dieselbe Rolle, wie nur bei irgendeinem ostelbischen Agrarier, und heilfroh sind wir, wenn der letzte Träger mit dem letzten Sack Kaffee sich auf den Weg zur Bahnstation macht.

Meine besondere Hausfrauenfreude ist natürlich mein Garten. Da blühen und duften als deutsche Lieblinge längst Veilchen und Rosen, zwischen ihnen aber auch eine schöne Afrikanerin, eine lilienartige Amaryllis

Eine Ecke der Diele im Hause Prince mit Durchblick in das Speisezimmer.

Frau Prince mit Gesellschafterin.

mit einem prächtigen Kranz von fünf großen, weißleuchtenden, bräunlichrot gestreiften Blättern. Zu den ersten Apfelsinenbäumen haben sich Apfelbäume und Pfirsiche hinzugesellt, welch letztere in anderthalb Jahren drei Meter hoch wurden und prächtig tragen; auch Kirschen, Birnen und Pflaumen ernte ich schon. Ausgezeichnet gediehen die angepflanzten Eukalyptusbäume, die in vier Jahren die enorme Höhe von fünfzehn Metern erreichten und mich, aus der Ferne gesehen, oft an unseren heimischen Fichtenwald erinnern. An europäischem Gemüse fehlt es meiner Küche nie. Aber auch allerlei Versuchsbeete sind angelegt worden: Chinin, Kampfer, Gerberakazie. Man muß erproben, was zu bauen sich lohnt. Neuerdings versprechen wir uns, neben dem Kaffee, viel vom Kautschuk, und, was meinen Lesern neu sein wird, von Zedern-Anpflanzungen. Das Zedernholz ist ja, schon für die Bleistiftfabrikation, ungemein gesucht. Ich darf's als unsere bestimmte Hoffnung verraten: unsere Usambara-Zedern werden dereinst es mit den historischen vom Libanon mindestens aufnehmen können.

Wie wir leben?

Wir arbeiten! Das ist das beste. Aber man denke nun nicht, daß wir in ostafrikanischer Einsamkeit versauern. Es gibt heut, mindestens bei uns, in den schönen Usambara-Bergen, keine Einsamkeit in dem Sinne, wie der Deutsche in der Heimat sich das vorstellen mag. Es fehlt uns durchaus nicht an Verkehr. Gleich den Gutsbesitzern daheim wechseln wir Besuche mit den befreundeten Besitzern der Nachbarplantagen, mit den Herren vom Bezirksamt, mit den Gästen des nahen Sanatoriums. Das Traumbild, das uns vor fünf Jahren, beim ersten Einrücken in unser Reich, aufstieg, hat sich ja verwirklicht, und so mancher Leidende aus den heißen Gebieten holte sich im Usambara-Sanatorium bereits frische Kraft.

Und dann gibt es viele, viele, liebe Gäste. Ob man mir es wohl glauben wird: wir hatten im letzten Jahre an 258 Tagen Logierbesuch! Freilich ist der Besuch sehr verschiedener Art. Da sind, um mit dem Auslande anzufangen, durchreisende Engländer; besonders dankbar für die genossene Gastfreundschaft. Dann deutsche Jäger; zumal willkommen aber solche Männer, die, wie Prof. Dr. Paasche, aus reinem Interesse für die Kolonie zu uns kommen und sich mit offenem Blick in ihr zu orientieren vermögen. Auf der andern Seite fehlt's aber auch nicht an „verbummelten Genies", die sich von einer Plantage zur andern durchfuttern und die man nicht selten, mehr oder minder sanft, herausgraulen muß, am leichtesten meist durch sich steigernde Einschränkung — der geistigen Getränke. Weiter kommen Stellungsuchende,

Die Kinder mit ihren Gespielen vor dem Hause.

oft sehr fragwürdiger Art, und auch Goldsucher fehlen nicht. Wir liegen wirklich nicht mehr außerhalb der Welt. Was bedeuten denn die vier Stunden zu unserer Bahnstation Mombo? Für unsere Eltern war's daheim oft weiter bis zum nächsten Schienenstrang.

Soll ich nun auch noch etwas von unserem materiellen Leben erzählen? Ich denke, wir essen recht gut. Am Gemüse fehlt es nie; Butter ist vielleicht manchmal etwas knapp, aber ich habe eine schöne Rinderherde. Eier gibt's reichlich — nur sehr klein sind sie. Frisches Fleisch liefern Schaf, Ziege, Huhn und manchmal Rind und Schwein; Ziegenbraten, über den man daheim leicht zu Bette. Dafür heißt's aber auch früh aufstehen!

Vieles Gute verdanken wir natürlich der Bahnverbindung. Ja, unsere Usambarabahn! Wenn es nicht Tatsache wäre, man möchte es für einen Traum halten: Vor fünf Jahren war das Land längs ihres Laufes noch Wildnis — heut reiht sich hier eine Plantage an die andere. Alles Land an der Bahn selbst, ja darüber hinaus, ist schon in festen Händen. Dabei ist an Landspekulation nicht zu denken: das Gouvernement verpachtet jetzt nur noch, und erst wenn das gepachtete Land bebaut ist, kann man noch einmal soviel kaufen. Also 5 ha bebautes Land ergeben auf 10 ha Ankaufsrecht. Wir selbst wollten

Idyll auf dem Hofe der Kaffeepflanzung zu Sakkarani.

die Nase rümpft, ist gut zubereitet etwas ganz Vortreffliches.

Früh — meist recht früh — gibt es Tee oder Kaffee mit Eiern und kaltem Fleisch; um 12 Uhr bringt die zweite Mahlzeit ein Fleischgericht mit Gemüse und Kompott; am Abend — um 6 Uhr wird nämlich mit der Arbeit Schicht gemacht und der gebildete Europäer macht Toilette — gibt es unser Mittag: Suppe, wieder ein Fleischgericht mit Gemüse und Kompott, süße Speise oder Käse. Also eigentlich ganz wie im lieben Deutschland. Nur ein Unterschied ist in der Tageseinteilung: wenn wir nicht Gäste haben (wobei dann auch häufig musiziert und wohl auch mal ein Tänzchen riskiert wird), gehen wir kaum je später als neun Uhr

kürzlich ein bestimmtes Stück Land zu einer Gummiplantage kaufen, kamen aber ausgerechnet um 24 Stunden zu spät! Das alles hat lediglich die Bahn ermöglicht — und doch gibt es immer noch kluge Leute, die gegen Kolonialbahnen eifern.

Aber nun wieder zurück zu unserem Leben. Da muß ich vor allem noch der Post gedenken. Der Augenblick, in dem, etwa alle vierzehn Tage, der Bote mit der Europapost ankommt, ist immer ein großes Ereignis. Man träumt ihn schon im voraus mit offenen Augen durch, und der Gedanke an ihn verdichtet sich bis zu Visionen, in denen Eltern, Geschwister, liebe Freunde auftauchen. Der Briefwechsel hält uns Afrikaner am festesten mit der alten Heimat zusammen. Leider

muß ich es sagen: die Briefe aus ihr werden seltener. Vielleicht bilde ich mir das ja auch nur ein. Aber ich empfinde, als ob auf die Dauer die Verschiedenheit der Interessen, die Schwierigkeit, sich in so ganz andere Verhältnisse hineinzudenken, den intimen Briefwechsel, den wirklichen Austausch der Gedanken erschwert. Schmerzlich empfinde ich es, wie sich allmählich die Verbindung doch lockert. Und ich kämpfe immer aufs neue dagegen an.

Außer den Briefen bringt die Post uns ja aber auch die deutschen Zeitungen (mit ihren für uns oft so drollig verspäteten Nachrichten) und Büchersendungen von Mittler & Sohn aus Berlin. Nein, wir versauern nicht! Wir haben unsere gute Bibliothek, die wir fortdauernd durch alle besseren Neuerscheinungen bereichern, wir haben unsere guten deutschen Zeitschriften, unter denen auch Velhagen & Klasings Monatshefte uns immer aufs neue erfreuen. Und wir haben unsern Gedankenaustausch darüber. Denn nach des Tages Last und Mühe sitzen mein Mann und ich gerne zu einem Plauderstündchen beisammen, werfen alles Äußerliche und Alltägliche hinter uns und suchen unsere schönste Erholung in der Pflege höherer Interessen. Das kann, das darf der Europäer in der Fremde nicht entbehren. Er muß sich auch dadurch seine Überlegenheit wahren; er bedarf dessen, um sich selber in Zucht zu halten.

Hasso Tom Prince und sein Milchbruder Chiangalla, ein Ubehe.

Eine wundervolle Erholung bietet endlich die Jagd. Auf eigenem Grund und Boden haben wir ja freilich außer Buschbock und Wildschwein nur kleineres Raubzeug und Vögel, und das würde dem verwöhnten Afrikaner auf die Dauer nicht genügen. Aber wir sind beweglich. Wir entschließen uns, wenn die Arbeit es gestattet, schnell einmal zu einer ausgedehnteren Jagdexpedition — immer wir beide, denn in Afrika (und das ist wieder das Schöne) geht die Frau immer mit dem Mann. So ziehen wir denn in die waldreiche Steppe mit Zelten und Betten und Trägern — „das Bündlein" für solch eine Expedition zu schnüren, ist nicht ganz so leicht, wie das Kofferpacken in Europa. Aber desto schöner, erquickender ist auch die goldene Freiheit solch eines Nomadenlebens. Jedesmal kommen wir erholt, angeregt, von neuer Arbeitsfrische erfüllt, heim, und freuen uns dann doch auch wieder unseres gemütlichen Hauses, seines Komforts — und natürlich zu allermeist des Wiedersehens mit unseren drei Buben, die gottlob! in der gesunden Luft unserer Berge prächtig gedeihen. Überhaupt: gesund sind wir alle! Früher galt der Satz als unumstößlich richtig: wo es in Afrika fruchtbar ist, ist es ungesund; und gesund nur, wo es unfruchtbar ist. Nun, Usambara liefert den Beweis, daß das in dieser Verallgemeinerung nicht zutrifft. Und außerhalb der Usambara-Berge weist Deutsch-Ostafrika noch weite, weite Strecken Landes auf, in denen der Deutsche arbeiten kann.

Ich hoffe und ich glaube es bestimmt, unsere Berge werden in nicht allzu ferner Zeit vielen fleißigen deutschen Siedlern eine neue Heimat auf deutschem Boden gewähren. Es herrschen vielfach auch darüber ganz übertriebene Vorstellungen, welches Grundkapital dazu erforderlich sei, sich hier eine Existenz zu gründen. In Wirklichkeit gehören dazu

Rinderherde vor ihren provisorischen Ställen.

nicht Hunderttausende. Schon mit einem Kapital von 30—50000 Mark kann man vorwärtskommen. Freilich: das Vermögen allein tut es wahrlich nicht. Zäher Fleiß und unbeugsame Energie und die Gabe, sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden, müssen sich dazu gesellen. Man muß sich zu schicken wissen, muß Entbehrungen in den Kauf nehmen können. Man darf nicht mit den Allüren des großen Herrn nach hier kommen, der einen breiten Train mit sich führt, mit kostspieligem Aufsichtspersonal rechnet. Selbst ist der Mann — das gilt hier! Und die Frau muß dem Mann als wahre Helferin, recht als guter Kamerad zur Seite stehen. Das Leben ist auch hier ein Kampf. Aber dieser Kampf birgt unzählige Freuden in sich. Das Ringen mit der Wildnis, das Erschließen eines Stückchen Landes nach dem anderen gewährt immer neue Genugtuung. Und immer neue Genugtuung bringt auch das Erhalten des Errungenen, denn die Wildnis sucht sich jedes Fleckchen Erde, das man ihr abgewonnen, unausgesetzt zurückzuerobern. Wir sind glücklich bei all dem gewesen, andere können es auch sein: in dem Bewußtsein, für die eigene Familie zu arbeiten, die Pflicht gegen sie — und zugleich damit eine Pflicht gegen unser teures Vaterland und seine schönste Kolonie zu erfüllen.

Dort oben auf meinem Bücherbrett stehen Goethes Werke —

Er hat auch uns ein gutes Wort gegeben:

„Wenn jeder von uns als einzelner seine Pflicht tut und jeder nur im Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen ... Jeder wisse den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greife mit allen seinen Fähigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist. Immer aber denke er dabei, wie er andere daran will teilnehmen lassen." — — — —

Die Großmutter.

Großmutter, wie wir noch Kinder waren,
War selbst schon ein Kind mit schneeweißen Haaren,
Nur hatte sie gar keine Freude mehr,
Und bloß ihre Lampe liebte sie sehr.

Mit der hat sie immerfort was gesprochen.
Und war kaum die Dämmerung angebrochen,
Saß sie beim Tisch im Lampenlicht
Und wackelte mit dem Runzelgesicht.

Und wollten wir Schlimmen sie abends erschrecken,
Mußten bloß die Köpfe zur Türe reinstecken,
Dann weinte sie: „Macht doch die Türe zu,
Laßt doch die arme Lampe in Ruh!"

Und hob die kleinen, verschrumpelten Hände
Und hielt sie vors Lämpchen wie eine Blende,
Und weinte: „Aber, aber! Ihr Schlimmen! Nein, nein!
Macht doch zu! Ihr laßt ja das Dunkel herein!"

Aber einmal, da sind wir's nicht gewesen,
Und die Lampe war doch erloschen gewesen,
Und die Tür stand auf, und der Tag war ganz licht,
Und die Großmutter saß und rührte sich nicht ...

Hugo Salus.

Briefe Kaiser Napoleons III. an die Gräfin Luise de Mercy-Argenteau.

Mitgeteilt von Paul Lindenberg.

Die Briefe Kaiser Napoleons III., welche wir in der Lage sind, nachstehend zu veröffentlichen, sind von ganz besonderer politischer Bedeutung. Sie werfen ein helles Licht auf die Bestrebungen des entthronten Kaisers, wieder die Macht in die Hände zu bekommen, mit welchen Mitteln es auch sei.

Wir sind nicht ermächtigt, über die Herkunft dieser Briefe, die wir nach den Originalen in deutscher Übersetzung geben, eine Mitteilung zu machen, aber wir dürfen versichern — und man wird sich bald davon überzeugen —, daß sie echt sind. Einige Bemerkungen über die Empfängerin seien vorausgeschickt.

Die Gräfin Luise de Mercy-Argenteau, geboren 1837, war eine Prinzessin des fürstlichen, in Belgien reich begüterten Hauses von Chimay; ihre Großmutter war jene Therese von Cabarrus, die Gemahlin Talliens, von dem sie sich 1805 trennte, um den Grafen von Caraman, nachmaligen Fürsten von Chimay, zu heiraten. Nicht minder ausgezeichnet als das Haus, aus dem sie stammte, war das, in welches die jugendliche Prinzessin durch ihre Vermählung mit dem Grafen Eugène de Mercy-Argenteau kam. Dessen Geschlecht, ein altes lothringisches, hatte der österreichischen Armee zwei berühmte Generale geliefert, und ein Mercy-Argenteau war (von 1786 bis 1790) der Gesandte am französischen Hofe. Er stand der Tochter Maria Theresias besonders nahe, ward bei dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen nach London versetzt, blieb aber auch dort, in Briefen, die uns erhalten sind, der vertraute Ratgeber der unglücklichen Königin, die er um ein Jahr überlebte.

Das Haupt der Familie zu der Zeit, der wir uns jetzt nähern, war der in Paris lebende, bejahrte Graf von Mercy-Argenteau, der an den alten stolzen österreichischen Traditionen noch festhielt. In der Tat ist erst sein Sohn viel später in Frankreich naturalisiert worden. Ein neuer Glanz kam in das „seigneuriale" Hotel der Rue de Saussais, als (1860) der junge Graf Eugène die Prinzessin Luise von Chimay heimführte.

Sie sollte bald, in diesen Jahren nach der Beendigung des Feldzuges gegen Österreich, die den Gipfel des zweiten Kaiserreiches bezeichnen, eine der hervorragendsten Erscheinungen der großen Welt von Paris werden. In einer Gesellschaft, die damals die tonangebende war für alles, was Luxus, Raffinement des Geschmacks und Mode hieß, strahlte sie hervor durch den Reiz ihrer Persönlichkeit, durch ihr Temperament und nicht am wenigsten durch ihre Toiletten. Graf von Maugay schildert sie in seinen „Vingt ans avant": „Sie war die verführerischeste Frau ihrer Zeit. Die Regelmäßigkeit und Feinheit der Züge, der Ausdruck, die Linie, die Haltung, der Wuchs, das Vornehme, die Rasse, die Anmut, der Charme, die Klugheit, der künstlerische Sinn — nichts fehlte ihr. Alles, was anzieht, blendet und fesselt, besaß sie im höchsten Grade, und es war nicht umsonst, daß das Blut der Madame Tallien in ihren Adern floß." Noch enthusiastischer schreibt der Chroniqueur des „Figaro": „Auf sie, auf den stolzen Zauber ihres Gesichts, auf ihr bewunderungswürdiges blondes Haar, ihre hohe geschmeidige Statur und ihre unvergleichliche Gangart, würde Saint-Simon sein berühmtes Wort angewandt haben: sie schreitet wie auf Wolken! Wenn sie in den Saal der Marschälle eintrat, mit der heraldischen Haltung des Kopfes und dem breiten Bande des Malteserordens auf dem weißen Kleide, dann erschien sie wie eine Königin inmitten ihrer Untertanen."

Eine ähnlich begeisterte Schilderung von ihrer Schönheit, ihrem Wesen, ihrer Klugheit gibt Frédéric Loliée in seinem kürzlich erschienenen Werke: „Les femmes du second empire". Er schildert, wie die Gräfin alle Menschen beherrschte, wie sich niemand ihrem Zauber entziehen konnte, wie ergreifend sie Chopin und Liszt spielte, und er erwähnt, daß sie auch Emile Olivier, den bekannten Minister, beeinflußte, der stets ihre außerordentliche Intelligenz gerühmt. Loliée bemerkt ferner, daß sie die letzte „Admiration" des Kaisers Napoleon gewesen, in flüchtigen Zeilen berichtend, die Gräfin hätte mehrere Male den gefangenen Herrscher in Wilhelmshöhe besucht und eine politische Rolle gespielt, indem sie im deutschen Hauptquartier zu Versailles versucht hätte, vom Kaiser Wilhelm bessere Friedensbedingungen zu erzielen; aber sie hätte sich überhaupt nicht dem siegreichen Monarchen nähern können, und es wäre nicht die Zeit gewesen, daß ihre Schönheit, ihre Beredsamkeit, ihre Tränen irgendwelchen Eindruck auf den eisernen Kanzler gemacht hätten.

Über diese politische Rolle der Gräfin Mercy-Argenteau können wir endlich klares Licht verbreiten — an der Hand der hier zum ersten Male veröffentlichten Briefe Kaiser Napoleons.

Es war zu Compiègne, daß die schöne Frau zum ersten Male Napoleon III. begegnete. Man stellte lebende Bilder, und die Gräfin erschien in der Rolle der Judith. „Ein Ruf der Bewunderung entrang sich allen Lippen angesichts dieser strahlenden Gestalt," heißt es in einem Bericht des „Figaro": „Die schimmernden Steine ihres Schmuckes funkelten weniger als ihre Augen, und das Gold ihrer Haare flutete fast bis auf ihre Füße herab."

In dem ersten an die Gräfin de Mercy-Argenteau gerichteten Briefe (vom 18. Februar 1868) teilte Kaiser Napoleon III. ihr mit, daß er dem Erzbischof von Tyrus das Großkreuz der Ehrenlegion verliehen habe: „Ich habe eine aufrichtige Genugtuung, eine so lange Laufbahn ehren zu können und faire en même temps quelque chose qui vous soit agréable. Croyez, Madame, à mes sentiments dévoués. Napoléon." Wir bemerken hierzu, daß sämtliche Briefe des Kaisers von seiner Hand geschrieben sind.

Der zweite Brief bezieht sich auf die bereits erwähnte Naturalisation des Grafen von Mercy-Argenteau.

„Paris,
den 27. Februar 1868.

Frau Gräfin!

Ich habe mich über die Formalitäten unterrichtet, die zu erfüllen sind, damit ein Ausländer so rasch wie möglich naturalisiert werde, und hier folgt, was zu geschehen hat.

1. An den Siegelbewahrer ist ein Gesuch zu richten, in welchem um die Erlaubnis eingekommen wird, in Frankreich sein Domizil zu nehmen und daselbst die bürgerlichen Rechte zu genießen, gemäß dem Artikel 13 des Code Napoléon.

2. In einem Jahr auf den Tag werde ich ein Dekret erlassen können, das Ihren Gemahl naturalisiert.

Empfangen Sie, Madame, den Ausdruck meiner ergebenen Gesinnung. Napoléon."

Der folgende Brief dürfte sich wieder auf eine der Gräfin erwiesene Gunst beziehen, wie denn auch weiter sich ergibt, daß man ihren Einfluß auf den Kaiser mannigfach in Anspruch nahm.

„Palais der Tuilerien, 27. Oktober 1869.

Madame!

Ich bin sehr gerührt von den Empfindungen, die Sie mir in Ihrem Brief aussprechen, und Sie haben mir nicht zu danken. Ich bin glücklich, wenn ich eine Gelegenheit finde, Ihnen meine Zuneigung zu beweisen.

Ich habe dem Minister der öffentlichen Arbeiten das Gesuch der Herren Beaufond und Drummond empfohlen, aber er hat mir erwidert, daß alle Kommissionen auf Eisenbahnen durch öffentliches Ausschreiben zu erledigen sind.

Ihre Empfohlenen werden daher wie alle übrigen Bewerber zu konkurrieren haben.

Ich werde mich mit der Naturalisation Ihres Gemahls beschäftigen. Empfangen Sie, Madame, aufs neue die Versicherung meiner zärtlichen (tendres) und ergebenen Gefühle. Napoléon."

Gräfin Luise de Mercy-Argenteau.
Nach einer Photographie.

Inzwischen fand die Naturalisation, wie aus dem nächsten Schreiben hervorgeht, statt.

„Palais der Tuilerien,
27. November 1869.

Madame!

Mit Vergnügen melde ich Ihnen, daß ich gestern das Dekret unterzeichnet habe, welches Ihrem Gemahl die Rechte der Naturalisation verleiht. Ich beglückwünsche mich, einen Franzosen und eine Französin mehr zu haben.

Seien Sie überzeugt, Madame, von meinen aufrichtigen und ergebenen Gefühlen.

Napoléon."

Die Glückwünsche, für die Napoleon im folgenden Briefe dankt, beziehen sich wahrscheinlich auf das Plebiszit, das dem Sturze des Kaiserreiches kurz vorausging.

„Kabinett des Kaisers.
Palais der Tuilerien, 21. Mai 1870.

Frau Gräfin!

Ich danke Ihnen, ebenso wie Ihrem Gemahl für die Glückwünsche, die Sie so freundlich waren, an mich zu richten. Sie wissen, daß ich einen großen Wert auf die Erhaltung Ihrer Gefühle für mich lege. Ich schicke Ihnen Einlaßkarten für die morgige Zeremonie und erneuere die Versicherung meiner herzlichen und aufrichtigen Ergebenheit. Napoléon."

Zwischen diesem Briefe und dem folgenden liegen nur fünf Monate: in diesen fünf Monaten aber war die Schlacht bei Sedan geschlagen worden und Napoleon III. ein Gefangener auf Wilhelmshöhe.

„Wilhelmshöhe, den 5. Oktober 1870.

Meine teure Gräfin!

Ich habe es sehr wohltuend empfunden,

Ihren Brief zu erhalten. Es ist in der Tat ein wahrer Trost für mich zu wissen, daß es in meinem Unglück noch Herzen gibt, wie das Ihre, welche die einstigen Beziehungen nicht vergessen. Ich danke Ihnen daher aufrichtig für die Beweise der Sympathie und Anhänglichkeit, die Sie mir geben. Ich hoffe, daß ich eines Tages Ihnen meine ganze Dankbarkeit mündlich werde ausdrücken können. Sagen Sie Ihrem Gemahl alles Freundliche von mir, und glauben Sie, meine liebe Gräfin, an meine sehr ergebenen und sehr herzlichen Gesinnungen. Napoléon."

In der Gräfin scheint schon damals der Wunsch sich gerührt zu haben, auf irgendeine Weise dem Kaiser nützlich sein zu können. Zunächst war es ihr Gemahl, der aus dem Schloß Ochaim bei Terwagne in Belgien, wo das gräfliche Paar zur Zeit wohnte, sich nach Kassel begab.

„Wilhelmshöhe, den 19. November 1870.
Frau Gräfin!

Ich war sehr angenehm überrascht, Ihren Gemahl hier ankommen zu sehen, und war gerührt durch den Brief, den er mir von Ihnen überbrachte und von diesem neuen Freundschaftsbeweise.

Ich würde mich sehr freuen, Sie hier zu sehen. Unglücklicherweise bin ich so von Journalisten und anderen Personen umlagert, daß Ihre Ankunft hier der Gegenstand von tausend Zeitungsartikeln sein würde.

Aber ich bin nicht weniger empfänglich für diese liebenswürdige Aufmerksamkeit von Ihrer Seite. Glauben Sie mir, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage die Erhabenheit (élévation) Ihrer Gesinnungen tief empfinde, und daß ich Ihnen aufrichtig dankbar bin für das Gedenken, welches Sie mir bewahren.

Hoffen wir, daß ich in einer glücklicheren Zeit Sie wiedersehen darf und Ihnen die Versicherung meiner zärtlichen Freundschaft werde erneuern können. Napoléon.

Ich kann Ihnen unglücklicherweise nur diese schlechte Photographie von mir schicken."

Wie aus den nachstehenden Zeilen erhellt, hat sich die Gräfin bei diesem Bescheid nicht beruhigt. Der Kaiser schreibt ihr:

„Wilhelmshöhe, den 24. Januar 1871.
Madame!

Ein Herz wie das Ihrige muß Glück bringen; auch sind Ihre Vorhersagen mir von einer günstigen Vorbedeutung. Glauben Sie an meine ergebenen Gesinnungen.
Napoléon."

Da die Briefe der Gräfin uns fehlen, so können wir über deren Inhalt nur Vermutungen hegen, die jedoch durch das folgende Schreiben des Kaisers gewissermaßen bestätigt werden.

„Wilhelmshöhe, den 4. Februar 1871.
Frau Gräfin!

Die Anhänglichkeit, die Sie mir beweisen, rührt mich tief und verpflichtet mich, auf die Fragen, die Sie an mich richten, mit all der Offenheit zu antworten, die mir Ihre erhabenen Gesinnungen einflößen.

Der Zustand Frankreichs ist beklagenswert und ich sehe nicht, woher das Heil kommen kann, wenn der deutsche Kaiser nicht einen Beweis jenes ritterlichen Geistes gibt, den alle Welt ihm zuerkennt.

Heute, da wir vollständig besiegt sind, vereinigen sich jedoch die Interessen Deutschlands mit den unsrigen. Die Ordnung wieder herzustellen, den revolutionären Geist zu unterdrücken, den Wohlstand wieder aufleben zu lassen, der allein erlauben wird, die Kosten des Krieges zu beurteilen (juger) und den Frieden zu sichern, das sind die Resultate, die man den beiden Ländern wünschen muß.

Unglücklicherweise macht die Einberufung der Nationalversammlung alles das sehr schwierig, denn diese Versammlung wird, wenn sie Frieden schließt, unfähig sein, eine Regierung zu begründen, die dessen Bedingungen zu vollführen imstande ist, und wenn sie es nicht tut, wird das Land neuen Erschütterungen anheim fallen.

Wenn ich an der Stelle des deutschen Kaisers und Königs wäre und die Nationalversammlung den Frieden angenommen hätte, würde ich verlangen, daß das Volk befragt werde, um eine Regierung zu errichten, die stark genug ist, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Wenn, im Gegenteil, die Versammlung den Frieden zurückwiese, würde ich an der Spitze meiner Armee in Paris einziehen, die Demagogen, welche die Macht an sich gerissen haben, daraus verjagen und erklären, nur mit der legitimen Regierung verhandeln zu wollen; ich würde dieser Regierung einen Frieden anbieten, der weniger hart wäre, als der der Versammlung angebotene, und eine Allianz vorschlagen, die auf billigerer Abschätzung der Interessen beider Länder beruhte.

Es bliebe zu wissen, welche die Bedingungen dieses Friedens und dieser Allianz sein würden: Sie sind nicht leicht zu erraten, aber wenn beide Parteien über das Ziel einig werden, würde man sich ohne Zweifel über eine günstige Lösung verständigen. Denn es gibt Kompensationen zu gewähren, wenn man, wie der König von Preußen, der Schiedsrichter Europas ist.

Alle diese Gedanken sind, wie ich glaube, ungefähr dem Grafen von Bismarck entwickelt worden, und sein hoher Geist muß sie verstanden haben; aber die Ereignisse vereiteln oft die Pläne und zwingen selbst die großen Staatsmänner, sich unter das gemeine Joch der Notwendigkeit zu beugen. Nichts mangelt dem Ruhme des Kaisers und Königs als dies — einen großartigen Frieden zu schließen, und ich verstehe unter diesen Worten einen Frieden, der, anstatt als Spur seines Durchzugs (passage) die Zerstörung, die Verzweiflung und die Energie zu hinterlassen, die Größe seines Charakters und die Tiefe seiner politischen Anschauungen erkennen läßt.

Sie sehen, Madame, daß ich mich habe gehen lassen, um Ihnen alles zu sagen, was ich dachte; ich hoffe, daß Sie mir diesen langen Brief verzeihen werden, aber Sie wissen, welches Vergnügen es mir macht, mit Ihnen zu plaudern.

Ich bitte Sie, Ihrem Gemahl alles Freundliche von mir zu sagen und an meine Empfindungen der hohen Achtung, der aufrichtigen und zärtlichen Freundschaft, die ich ihm gewidmet habe, zu glauben. Napoléon."

Der Brief, der nun folgt, ist für den heroischen Entschluß der Gräfin der entscheidende.

„Wilhelmshöhe, den 6. Februar 1871.

Madame!

Der liebenswürdige Brief, den Sie mir geschrieben, ermutigt mich, Ihnen zu sagen, daß ich gedacht habe, Sie könnten mir vielleicht einen großen Dienst erweisen; aber ich wage nicht, hier meine ganzen Gedanken auszusprechen. Es würde sich darum handeln, wie die Taube eine Botschaft des Friedens zu tragen.

Sagen Sie mir, wenn Sie erraten, welche Meinung in dieser Hinsicht Sie hegen, und verzeihen Sie mir, wenn ich die Zuneigung mißbrauche, die Sie mir bewiesen haben. Empfangen Sie, Madame, die Versicherung meiner zärtlichen Freundschaft.

Napoléon."

Alsbald nach Empfang dieses Briefes, und obwohl sie sich von einem kranken Kinde trennen mußte, reiste die Gräfin, nur von einer Kammerjungfer begleitet, von ihrem Schlosse ab, und zwei Tage später — denn in jener kriegerischen Zeit gab es viele Hindernisse zu überwinden — war sie in Kassel. Sofort nach ihrer Ankunft ward sie vom Kaiser in Wilhelmshöhe empfangen, und nun erfuhr sie, welchen ungeheuren Dienst er von ihr erwartete: sie sollte einen letzten Versuch, einen direkt persönlichen beim Kaiser Wilhelm machen, um eine Milderung der Kriegsbedingungen zu erlangen.

Die Gräfin war dem deutschen Kaiser keine Fremde. Sie war ihm zuletzt, nicht sehr lange vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, in Ems begegnet. Und unter unseren Briefen befindet sich ein handschriftliches Billett des Kaisers, das wir vorziehen, im Original zu geben:

„Madame la Comtesse de Mercy-Argenteau,
née Chimay.

Madame!

La demande que vous avez bien voulu me faire, m'autorise de vous envoyer l'inclus, qui, je l'espère, vous rappelera par moments le séjour d'Ems, embelli par votre présence. Madame,

votre tout dévoué

Ems, le 25 Juillet 1868. Guillaume,
Roi de Prusse."

Der Gedanke, vor den ehrwürdigen Monarchen, der sich in besseren Zeiten so gütig gegen sie gezeigt, hinzutreten, konnte für die Gräfin nichts Abschreckendes haben; sie zögerte nicht, die Mission zu übernehmen, die, mitten im Kriegsgetümmel, höchst schwierig und mit den größten Gefahren verbunden war. Das Schreiben Napoleons an Kaiser Wilhelm nähte sie in ihre Kleider und verließ, unter dem Namen einer „Madame Händel", Kassel mit folgendem Paß:

„Vorzeigerin dieses, Madame Händel, beabsichtigt sich von hier nach Versailles zu begeben. Es werden alle Zivil- und Militärbehörden ersucht, der oben genannten Dame allen Schutz und Unterstützung bei dieser Reise angedeihen zu lassen.

Kassel, den 10. Februar 1871.

Königlich preußisches Gouvernement.
Graf Monts,
K. preußischer General der Infanterie
und Gouverneur von Kassel.

Signalement: Mittlere Größe, blondes Haar, blaue Augen."

Der Paß ist abgestempelt von den Etappenkommandos in Nancy und Epernay und enthält noch die Bemerkung: „Kann frei und ungehindert über Lagny nach Versailles passieren. Etappenkommando. von Heyden, Hauptmann."

Man kann nicht genug bewundern, mit welcher Selbstverleugnung die an jeden Luxus gewöhnte Dame die Mühseligkeiten dieser Reise durch ein vom Kriege verwüstetes Land ertrug; wie sie bald in einem überfüllten Zuge, bald in einem Güter-, bald in einem Ambulanzwagen fuhr und acht Tage lang ihre Kleider nicht wechseln konnte.

Eine Depesche Bismarcks hatte der Gräfin sicheres Geleit von Lagny aus nach Versailles gegeben. Am Morgen nach ihrer Abreise von Lagny wünschte die Gräfin einer jungen sächsischen Pflegerin, die sie mit besonderer Zuvorkommenheit bedient hatte, sich durch ein Trinkgeld erkenntlich zu erweisen. Als sie jedoch diesen Wunsch einer der Krankenwärterinnen mitteilte, erwiderte diese: „Das geht auf keinen Fall! Diese kleine Pflegerin, die hier die Kranken sorgsam hegt, wie die letzte der barmherzigen Schwestern, ist die Prinzessin Marie von Sachsen —" *)

Zwei Stunden nach der Ankunft in Versailles empfing Graf Bismarck die Gräfin mit ausgesuchter Höflichkeit und verschaffte ihr sofort eine Audienz beim Kaiser Wilhelm.

Auch hier war der Empfang äußerst huldvoll. Die Gräfin überreichte dem Kaiser den Brief, in dem Napoleon um den Austausch der Gefangenen und um eine Milderung der Friedensbedingungen bat.

Die erstere Bitte ward vom Kaiser gewährt. Die zweite jedoch lehnte er in aller Entschiedenheit ab; er beauftragte die Gräfin mit einer mündlichen Botschaft und gab ihr einige Zeilen an den Kaiser Napoleon, dahin lautend, daß der Austausch der Gefan-

*) Wohl Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen, geb. am 23. September 1853.

genen im Reichstag beantragt werden solle, daß aber eine Modifikation der Friedensbedingungen nicht stattfinden könnte.

Die Mission war beendet. Die Gräfin zog sich zurück — und im Korridore begegnete sie Jules Favre, der gekommen war, um die Friedenspräliminarien zu unterzeichnen.

Die Gräfin aber erhielt folgenden Brief, den wir wiederum im Original geben:

„Versailles, le 16 févr. 1871.

Madame la Comtesse!

En vous romettant sous ce pli avec bien des remerciments la lettre et les notes dont vous avez bien voulu me permettre de prendre connaissance, je vous prie d'agréer l'expression de mes sentiments respectueux et de mes regrets que les négociations avec un si aimable plénipotentiaire ne soient pas plus longues et plus fréquentes.

v. Bismarck."

Zugleich erhielt die Gräfin einen Passierschein folgenden Inhalts:

„Sämtliche Etappenbehörden werden ergebenst ersucht, der Gräfin Mercy-Argenteau, welche sich von hier nach Deutschland begibt, auf ihrer Reise dorthin jede tunliche Erleichterung zu gewähren.

Versailles, den 16. Febr. 1871.

Auswärtiges Amt des Norddeutschen Bundes.

Der Reichskanzler v. Bismarck."

Mit Hilfe dieses Passes, der in aller Form ausgestellt war, konnte die Rückreise nach Kassel ebenso leicht und rasch von statten gehen, als die Hinreise schwierig und langsam gewesen.

Napoleon empfing die mutige Frau und treue Freundin, die allen Gefahren getrotzt hatte, um ihm und dem Vaterlande zu dienen, mit allen Zeichen der Dankbarkeit. Es scheint, daß sie einen schriftlichen Bericht über ihre verunglückte Mission verfaßt hatte, worauf sich wohl auch der folgende Brief bezieht, den sie noch vor der Abreise nach Kassel erhielt.

„Wilhelmshöhe, den 19. Februar 1871.

Teure Gräfin!

Ich lasse mir es nicht nehmen, Ihnen selbst den interessanten Bericht (récit) zurückzuschicken, von dem Abschrift zu nehmen Sie mir gestattet haben, ich danke Ihnen aufrichtig für diesen neuen Beweis Ihrer Anhänglichkeit, den Sie mir gegeben haben. Die Erinnerung daran wird für immer in mein Herz gegraben sein. Ich hoffe, daß Ihre Heimreise sich ohne Schwierigkeiten vollziehen wird, und daß Sie Ihre kleine Tochter in guter Gesundheit antreffen mögen. Empfangen Sie, Madame, aufs neue die Versicherungen meiner innigen Freundschaft.

Napoléon."

Der folgende Brief des Kaisers traf die Gräfin schon wieder im Schlosse Ochaim.

„Wilhelmshöhe, den 23. Februar 1871.

Meine teure Gräfin!

Ich habe Ihre Ankunft mit großem Vergnügen erfahren und bin glücklich zu wissen, daß Ihre kleine Tochter völlig wieder hergestellt ist. Brauche ich Ihnen zu sagen, was alles Ihr Besuch hier an süßer Erinnerung und an Schmerz zurückgelassen hat? Ich weiß wahrlich nicht, wie ich eine so echte und selbstlose Hingebung, wie die Ihrige, vergelten soll. Aber Sie wissen wenigstens, daß meine Dankbarkeit sehr aufrichtig ist. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten von dem Orte, an dem Sie gewesen sind. Ich fürchte oft, daß man das annehme, was geboten wird, ohne an die Zukunft zu denken.

Der Eifer, mit dem die Neutralen sich beeilt haben, das Königtum (royauté) des Herrn Thiers anzuerkennen, ist ein Beweis der wenig würdigen Gesinnung, welche die fremden Höfe beseelt.

Empfangen Sie, Madame, stets aufs neue die Versicherung meiner aufrichtigen und herzlichen Freundschaft. Napoléon."

Um den vorangehenden und den folgenden Brief zu verstehen, wird man sich erinnern, daß in jenen Tagen das Schicksal Frankreichs besiegelt ward: am 28. Januar hatte Paris kapituliert und die provisorische Regierung Waffenstillstand abgeschlossen; am 30. Februar war die Nationalversammlung in Bordeaux zusammengetreten, die Thiers zum Chef der Exekutive ernannte und am 1. März die zu Versailles abgeschlossenen Friedens-Präliminarien genehmigte.

„Wilhelmshöhe, den 25. Februar 1871.

Teure Gräfin!

Es ist sehr gütig von Ihnen, daran zu denken, daß an Herrn von B. (Bismarck) geschrieben werden solle, aber ich glaube, daß es unnütz ist. Zuerst hatte ich Herrn von F. damit betraut, der aber abgereist ist, und nun ist es jetzt zu spät, als daß ich selbst noch Nutzen davon haben könnte. Die Dinge nehmen eine schlimme Wendung für mich. Man muß noch die d'Orléans über sich ergehen lassen (subir), die zahlreiche Anhänger in der mittleren Klasse haben, und dann kann man mir ferner nicht verzeihen, daß ich so schlecht bedient worden und so unglücklich bin.

Empfangen Sie 2c. Napoléon."

Vom Tage nach Annahme der Friedenspräliminarien datiert der folgende Brief:

„Wilhelmshöhe, den 2. März 1871.

Meine teure Gräfin!

Wie sollte man nicht entmutigt sein angesichts der Frankreich auferlegten Friedensbedingungen. Ich erkenne an, daß wir die Angreifer gewesen, und ich erkenne an, daß wir besiegt worden sind. Deshalb waren wir verpflichtet, die Kriegskosten zu zahlen oder ein Stück unseres Landes abzutreten, aber uns zu beiden Opfern zu verurteilen, das ist sehr hart. Welche Regierung wird sich mit einer solchen materiellen und moralischen Last auf den Schultern halten können! Unter solchen Bedingungen ist es nicht ein

Frieden, den der deutsche Kaiser schließt, es heißt uns töten, und anstatt den Frieden wieder herzustellen, säet er vielmehr für die Zukunft Haß und Mißtrauen. Ist es denn selbst für Deutschland eine gute Rechnung? Ich glaube nicht. Der Zustand der Zivilisation, in dem sich Europa befindet, hat die Nationen unter sich durch eine Menge gemeinsamer Interessen verbunden, derart, daß der Ruin der einen von ihnen auf alle anderen zurückwirkt. Die Arbeit Frankreichs ist für viele Jahre gehemmt, 38 Millionen Menschen sind der Anarchie ausgeliefert, mit nichts im Herzen, als dem Verlangen nach Rache — das heißt eine Wunde offen halten an einem der hauptsächlichsten Glieder des sozialen Körpers. Wenn der deutsche Kaiser und Herr von Bismarck den Zustand Europas reiflich erwogen hätten, wenn sie, anstatt sich durch den außerordentlichen Erfolg, den sie erreicht haben, blenden zu lassen, die Ära der Revolutionen und des Krieges hätten schließen wollen, so würden sie erklärt haben, daß, solange es in Frankreich keine feste und demgemäß legitime Regierung gebe, sie die Einstellung der Feindseligkeiten nur als einen Waffenstillstand betrachten und alsdann ihre Maßregeln treffen würden, um in einer günstigeren militärischen Lage zu sein, wenn der Kampf wieder beginnen sollte; daß aber, sobald es eine rechtmäßige und von der ganzen Nation anerkannte Regierung geben werde, sie den Frieden in der Zukunft viel höher schätzen würden als den Besitz einiger unzufriedener Departements, die man einer tieferschrockenen Nation entrissen hat.

Das wäre große Politik gewesen! Der Haß gegen Deutschland würde wie durch Zauber geschwunden, der Friede für viele Jahre gesichert, das Vertrauen wieder hergestellt sein; die Handelsbeziehungen würden sofort einen Aufschwung genommen und der deutsche Kaiser einen größeren Ruhm erworben haben, als den, den er durch den Besitz von Metz und Straßburg gewinnen wird.

Ich schreibe Ihnen, wie wenn Sie mein Minister der auswärtigen Angelegenheiten wären; aber es ist ein Trost für mich, mitten unter den Sorgen, die mich umdrängen, offenherzig zu Ihnen zu sprechen.

Empfangen Sie ꝛc. Napoléon."

In der Sitzung vom 1. März, in der die Nationalversammlung die Friedenspräliminarien angenommen, hatte sie zugleich die Absetzung des Kaisers beschlossen; am 6. März hatte dieser dagegen protestiert. Immer noch gab er seine Sache nicht verloren, suchte vielmehr durch Vermittelung der Gräfin auf Bismarck dahin zu wirken, daß beim bevorstehenden Friedensschluß seinem Geschick eine günstigere Wendung gegeben werden möge.

Darauf bezieht sich die weiter mitzuteilende Depesche Bismarcks vom 27. März. Im zunächst folgenden Briefe scheint Napoleon die Gräfin zu dem letzten betreffenden Versuch aufgefordert zu haben, und am Schluß, wenn wir die Worte „donnez un concours réel pour les prisonniers" richtig verstanden haben, hat es sich wohl um den Austausch der Gefangenen gehandelt, der zwar im Artikel VI des Präliminarfriedens vereinbart, aber zur Zeit noch nicht vollständig ausgeführt worden war, da sich Artikel X des Frankfurter Friedens vom 10. Mai 1871 noch eingehend mit der Frage beschäftigt.

Der Brief trägt keine Ortbezeichnung, aber er ist nicht mehr in Wilhelmshöhe geschrieben, das der Kaiser bereits am 19. März verlassen hatte.

„Den 22. März.

Teure Gräfin!

Ich habe nur Zeit, Ihnen ein Wort zu erwidern. Schreiben Sie an Herrn von B., ob er glaubt, daß sein Plan sich verwirklichen könne. Bisher hat er nichts auf Versprechungen gegeben, die in der Luft schweben und wenig durchführbar sind. Um zu einer Lösung zu gelangen, müßte Herr von B. endgültig in die Erledigung der Gefangenenfrage willigen. (Schreiben Sie mir durch Raimbeau.) Tausend Freundliches. N."

Um was es sich in dem Briefe gehandelt, den die Gräfin an Bismarck richtete, wissen wir nicht; als Antwort erhielt sie am 27. März folgende Depesche:

„Dépêche d'Etat.
Berlin, le 27. 3. 71. à 5,265 No. 9611.
Terwagne, le 27. 3. 71. à 65 No. 801.
Comtesse Eugène de Mercy-Argenteau,
Château d'Ochaim
par Terwagne, Belgique.

Votre allusion aux conditions de la paix me surprend et m'empêche de répondre à votre lettre.

Cela est absolument impossible.

v. Bismarck."

Hiermit war jeder Versuch nach dieser Seite hin abgeschnitten; aber der entthronte Kaiser, der mittlerweile das Asyl erreicht hatte, das sein letztes sein sollte, muß seine Blicke jetzt nach einer anderen Richtung gewandt haben. Denn es ist kaum anzunehmen, daß, nach dem eben mitgeteilten Telegramm, die „zweite Antwort", von welcher der folgende Brief spricht, von Bismarck erwartet werden konnte.

„Chislehurst, den 1. April 1871.

Meine teure Gräfin!

Ich danke Ihnen für alles, was Sie geschrieben und getan haben, man konnte nicht mit mehr Klugheit und Herz handeln. Unglücklicherweise haben wir es mit erbarmungslosen Charakteren zu tun. Wir müssen darum die zweite Antwort abwarten; aber ich glaube nicht, daß sie besser lauten werde als die erste. Ich glaube, daß es vollkommen unnütz ist, Schritte, welcher Art sie auch seien,

bei dem Mal M.*) oder anderen zu unternehmen. Der Augenblick ist noch nicht gekommen, wo man im Innern (Frankreichs) irgendeine Initiative ergreifen könnte. Ich danke Ihnen nichtsdestoweniger für die Absicht. Die Zukunft ist sehr dunkel, und man muß die Vorsehung den Willen der Menschen lenken lassen. Ich bin sehr dankbar für Ihre Ergebenheit, die sich nicht verleugnet, und ich erneuere Ihnen die Versicherung meiner zärtlichen Freundschaft.

Napoléon."

Am 10. Mai war der Frieden zu Frankfurt a. M. abgeschlossen und Ende desselben Monats der Aufstand der Pariser Kommune niedergeschlagen worden.

„Camden Place, den 14. Juli 1871.

Meine teure Gräfin!

Wie lang ist es, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe! Sie werden vielleicht glauben, daß ich Sie vergessen habe, und dennoch ist dem nicht so, aber ich bin so lange leidend gewesen, daß es mir unmöglich war, zu schreiben. Heute bin ich glücklicherweise wieder hergestellt. Ich will Ihnen nicht über die Ereignisse sprechen, die sich seitdem zugetragen, die wir gesehen haben. Viele Pläne sind gescheitert, aber ich bedauere es nicht, alles muß zu seiner Zeit kommen, und die günstige Bewegung, die sich von selbst in Frankreich erzeugt hat, läßt für die Zukunft hoffen, wenn es doch einmal eine unbesiegliche Hoffnung ist, sich mit den Geschicken eines Volkes zu belasten, das so leichtfertig ist wie das französische.

Geben Sie mir Nachrichten von sich. Sie wissen, daß alles, was Sie angeht, mich tief berührt. Empfangen Sie 2c. N."

Dazu schrieb Napoleons Kabinettssekretär Piétri.

„Camden Place,

Chislehurst, den 16. Juni 1871.

Frau Gräfin!

Ich erhalte in diesem Augenblick die Antwort auf die telegraphische Depesche, die ich die Ehre gehabt habe, an Sie nach Lüttich zu richten. Und ich beeile mich, Ihnen den Brief zu senden, den der Kaiser mich beauftragt hat, an Sie gelangen zu lassen, und bin erfreut, ihm keine falsche Adresse gegeben zu haben.

Der Kaiser ist heute vollkommen wieder hergestellt. Er hat seine Beschäftigungen und sein gewohntes Leben wieder aufgenommen. Er ist grausam von allen Leiden betroffen worden, die sich über unserem unglücklichen Lande häufen und deren Ende wir heute noch nicht absehen.

Wir haben nichts vor Augen, als den materiellen Ruin von Paris; er hat unsere Blicke von dem ganz Frankreichs und der schrecklichen Lage abgewandt, die sich für dieses aus der Abtretung von Elsaß und Lothringen und der Okkupation von Metz durch die Preußen ergeben wird. Raub eines Gehirnfiebers erkennt Frankreich kaum den Feind, der ihm die gespannte Pistole vorhält, jeden Augenblick bereit, Feuer zu geben bei der geringsten Bewegung, die ihm nicht gefällt. Wenn dies Fieber aufhören wird, dann wird Frankreich sich über diese Lage Rechenschaft geben; aber wovon es ihm sehr schwer werden wird, sich eine genaue Rechenschaft zu geben, das ist der moralische Zustand des Landes, der noch viel ernster ist, als der materielle. Mit Energie, Willen, Geduld und Arbeit kann man rasch genug dazu gelangen, sich aus diesem Zusammenbruch wieder aufzurichten; aber wenn die Verwirrung in den Geistern herrscht, der Egoismus in allen Herzen, wenn die Begriffe von Recht und Unrecht, von Rechten und Pflichten fast ganz verschwunden sind: wie können wir dann die notwendige Kraft finden, um uns zu erheben und entschlossen einer Zukunft der Wiederherstellung und Größe entgegenschreiten!

In Versailles beschuldigt man uns, zu konspirieren. Man hat unrecht und man sollte das Gegenteil wissen. Wir haben nur eine einzige Art nützlicher Verschwörung, nämlich zu warten; denn die Zeit wird für uns konspirieren und dazu helfen, daß die Wahrheit aus der Grube hervorgeht, in der man sie verschlossen hält, während diejenigen, die den Deckel niederdrücken, den Irrtum und die Lüge predigen. Sie werden müde werden, und dann wird die Wahrheit erscheinen. Sie beginnt schon ans Licht zu kommen. Auf sie müssen wir rechnen, nicht aber wollen wir den Leiden des Vaterlandes Intrigen hinzufügen, welche sie nur verschlimmern könnten. Wir begnügen uns, diejenigen zu verfolgen, die man in Versailles anstiftet.

Das Leben, das man hier in Chislehurst führt, ist sehr eintönig und sehr traurig, und das ist das einzige, das seinen, die Trauer des Vaterlandes gottergeben (réligieusement) tragenden Gästen ansteht. Die einzigen Zerstreuungen, die sie haben, kommen ihnen von einigen Freunden aus Frankreich, die sie besuchen. Man spricht mit Kummer von der Vergangenheit, mit Trauer und Schmerz von der Gegenwart, mit Hoffnung von der Zukunft unseres Landes, das Gott nicht länger wird preisgeben wollen und für das jeder heißere Wünsche hegt, als diejenigen, die man aus persönlichem Interesse hegen könnte.

Sie haben, Madame, in Ihrem Briefe mich gebeten, Ihnen ein gutes Andenken zu bewahren. Ich antworte Ihnen aus dem Grunde meines Herzens: daß es aus diesen Monaten das einzige ist, das mir teuer bleiben wird und das ich wie eine Kostbarkeit hüten werde als das Andenken an eine lebhafte Freude inmitten von Schmerzen ohnegleichen. Denn ich habe das, was von Herz, von Klugheit, von Tatkraft und Ergebenheit in Ihnen ist, schätzen gekonnt.

*) Wohl der Marschall Mac Mahon.

Wenn ich hoffen dürfte, daß mein Wunsch erhört würde, so würde ich den hegen, daß mein Andenken Ihnen nicht gleichgültig wäre, und daß, wenn Ihre Erinnerungen zu den grausamen Ereignissen der letzten Zeit zurückkehren und Ihnen mein Name begegnet, es der eines aufrichtigen und ergebenen Freundes sei.

Genehmigen Sie, Frau Gräfin, den Ausdruck meiner aufrichtigsten und ergebensten Empfindungen. Piétri."

* * *

Aus dem folgenden Schreiben Napoleons ersehen wir, daß die Gräfin in ihrem Versuche, dem Kaiser nützlich zu sein, nicht ermüdete und auch jetzt nicht davor zurückscheute, sich persönlichen Gefahren auszusetzen.

„Camden Place, den 30. Dezember 1871.

Meine teure Gräfin!

Ihr liebenswürdiger Brief ist gerade recht gekommen, um mich das beginnende Jahr unter weniger dunklen Farben ansehen zu lassen. Ich bin in der Tat sehr glücklich gewesen, mich zu überzeugen, daß Ihr langes Stillschweigen vom Zufall und nicht vom Vergessen verursacht worden ist. Was Sie mir von dem Fallstrick sagen, den man Ihnen in Brüssel gelegt, hat mich empört. Es ist traurig zu sehen, daß die Polizei sich derartiger Mittel bedient. Ich bin sehr gerührt von Ihren Anerbietungen, mir zu dienen; aber im Augenblick ist nichts zu tun, als die Ereignisse abzuwarten und den Versuch zu machen, ein Plebiszit und bessere Wahlen zu erlangen. Wenn Sie mir schreiben, bitte ich Sie, Ihre Briefe in einem Umschlag an Miß Baring, 8 Bishofsgate, within City, London, zu schicken.

Empfangen Sie, meine teure Gräfin, aufs neue die Versicherung meiner aufrichtigen zärtlichen Freundschaft. N.

Alles Freundliche von mir Ihrem Gemahl."

Die noch übrigen kurzen Briefe Napoleons enthalten kaum etwas anderes, als erneute Versicherungen der Freundschaft und Dankbarkeit. In einem solchen Billett vom 5. Mai 1872 heißt es: „Ich werde Ihnen nicht von Politik sprechen, denn es ist eine traurige Sache, zu sehen, was alles sich ereignet; aber es gibt Ergebenheiten, die uns die Undankbarkeit der einen, die Nichtswürdigkeit der anderen vergessen machen."

Am 2. Juni 1872 schreibt Napoleon der Gräfin, um ihr zu einem Trauerfall in ihrer Familie zu kondolieren: „Sie haben mir soviel Teilnahme für meinen Gram gezeigt, daß es sehr natürlich ist, wenn ich für den Ihrigen nicht unempfänglich bin" — und am 9. September 1872: „Es schmerzt mich, zu erfahren, daß Sie leiden und in low spirits sind, ich würde Ihren Kummer gern erleichtern, aber ach, ich sehe nichts Tröstliches von den Ereignissen des Tages. Ich kann Ihnen nichts bieten, als den Ausdruck meiner zärtlichen Freundschaft."

Die letzten vier Zeilen von Napoleons Hand, die uns vorliegen, ohne Angabe des Ortes und des Datums, auch ohne die gewohnte Anrede, lauten folgendermaßen:

„Ich habe Ihnen geschrieben, aber ich tue es gern noch einmal. Der einliegende Brief ist besser als der erste, den ich Sie bitte, zu verbrennen. Auf Wiedersehen.

Napoleon."

Ob das Wiedersehen stattgefunden hat, wissen wir nicht: Am 9. Januar 1873 starb Napoleon III. in Chislehurst.

Die Gräfin überlebte ihn um 17 Jahre, und auch auf ihrem Ende ruhte der Schatten der Schwermut. Von den Frühlingsstürmen ihrer Jugend und in den ganz anderen ihres späteren Lebens war ihr nur eine Sehnsucht geblieben: nach Einsamkeit und Ruhe. Sie fand beides fern der Heimat, die zu verlassen zerrüttete Familienverhältnisse sie bestimmten. „Ehemals," so lesen wir in einem Nekrolog des „Figaro" (Dezember 1890), „gab es ein Port Royal, in das sich die illustren Büßerinnen flüchteten, die sich vorwarfen, in dieser Welt zu viel Lärm gemacht zu haben. Die Gräfin de Mercy schuf sich ein Port Royal für sich allein." Nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten kam die Gräfin nach Paris, sie hielt sich in Belgien auf, auf ihrem Besitztum d'Argenteau, dessen Schloß mit zahlreichen Kunstschätzen sie trotz aller Schicksalsschläge ihrer Familie zu erhalten gewußt, dann in Österreich und in Rußland.

Früher schon war es die slawische, vornehmlich russische Musik gewesen, die vor jeder anderen zu ihrer Seele sprach; in ihr hatte sie Trost gefunden, als sie dessen bedurfte, und diesen melancholischen Klängen folgte sie nach dem Zarenreiche. In St. Petersburg, mit wenigen Menschen verkehrend, darunter mit dem Komponisten Zesar Cui, dessen Leben und Schaffen sie (1888) auch ein Buch gewidmet, ohne jede Beziehung zum Hofe, außer etwa zur Großfürstin Katharina, lebte sie in einem Zimmer des dritten Stockwerkes — eine Klosterzelle und ein schwarzes Wollkleid waren die letzten Bedürfnisse dieser Frau, die einst die Königin der Schönheit und der Mode gewesen und die, wenn auch nur flüchtig, eine Rolle gespielt hatte in den weltgeschichtlichen Ereignissen der Zertrümmerung des Napoleontums und der Aufrichtung des deutschen Kaiserreiches. In St. Petersburg starb sie, die, wenn irgendeine, die bittere Wahrheit des französischen Wortes erfahren: „Tout lasse, tout casse, tout passe!"

Ein Menschenfeind.

Charakterbild von Paul Heyse.

Eine große Kollektion älterer Kunstblätter, Stiche, Radierungen ꝛc., meist italienische Architekturen und Genreszenen darstellend, ist im ganzen oder einzeln zu verkaufen. Besichtigung zwischen drei und fünf nachmittags, Nymphenburgerstraße Nr. — —"

Gerade hatte ich diese Anzeige in den Münchener Neuesten Nachrichten gelesen, als mein Freund, der Maler R., bei mir eintrat.

„Du studierst den Annoncenteil?" sagte er lächelnd. „Da brauche ich mir kein Gewissen daraus zu machen, Dich zu stören. Oder hast Du etwas Interessantes gefunden?"

„Für mich nicht," erwiderte ich. „Aber für Dich vielleicht. Du bist ja ein Sammler und durchstöberst sogar die Buden auf der Auer Dult nach echten Rembrandts oder Chodowieckis. Da lies!"

Ich hielt ihm das Blatt hin. Er warf einen Blick auf die Stelle, die ich ihm bezeichnete, und sagte: „Eine große Kollektion? Groß mag sie sein, aber daß nicht viel Rares darunter ist, möcht' ich fast beschwören. Ich kenne den Mann, der die Annonce hat einrücken lassen, bin ihm schon ein paarmal bei verschiedenen Antiquaren begegnet, wo er immer stundenlang in den Mappen herumkramt, um endlich, ohne etwas zu kaufen, abzuziehen. Oder wenn er an einem Blättchen hängen bleibt, ist's nur schanden halber, um den Händler durch sein langes resultatloses Suchen und Blättern nicht zu sehr zu verstimmen, und dann handelt er noch eine gute Weile und ist froh, wenn er's eine Mark billiger bekommt. Ein wunderlicher Kauz, ein richtiger Sonderling, läßt sich Herr Doktor nennen, aber in welcher Fakultät er promoviert hat, weiß kein Mensch, da er ein Norddeutscher ist und erst seit zehn Jahren sich hier niedergelassen hat. Ganz arm kann er nicht sein. Das Häuschen an der Nymphenburgerstraße nahe bei Neuhausen, das er bewohnt, hat er gekauft, lebt aber dort wie ein Schuhu im Nest, ganz menschenfeindlich, denn niemand kommt zu ihm und er zu niemand, und nur um die Dämmerung macht er einen Spaziergang, meist nach Nymphenburg oder Gern, wo ihn alle kennen, aber nicht wagen ihn zu grüßen, weil er eben immer ein wildes Gesicht macht, als ob man ihn beleidigen wolle. Niemand weiß auch, wovon er lebt, seine alte Magd ist ebenso stumm, wie ihr Herr, wenn sie ihre paar Einkäufe macht, fast nur Gemüse. All diese Notizen verdanke ich meinem antiquarischen Freunde, bei dem ich ihn zuletzt getroffen. Er hatte an dem Tage gerade einen Kauf gemacht, dessen Preis sein sonstiges Budget weit überstieg, ein sehr wohlerhaltenes Exemplar von Dürers Ritter, Tod und Teufel. Zehnmal hatte er's in die Hand genommen, immer wieder hingelegt, wenn der Händler immer wieder beteuerte, billiger könne er's nicht lassen, und zuletzt hatte er mit einem grimmigen Knurren gesagt, er wolle es haben, obwohl der Preis unverschämt hoch sei, es möge ihm in seine Wohnung geschickt werden, er habe das Geld nicht bei sich.

„Dann ging er aus dem Laden, die tiefliegenden schwarzen Augen auf den Boden geheftet, ohne mich nur mit einem Blick zu streifen. Ich sah ihm verwundert nach und ließ mir dann von ihm erzählen, was ich Dir eben mitgeteilt habe. Aber ich habe keine Lust, die Bekanntschaft in seinen eigenen vier Pfählen fortzusetzen. Was kann er viel zusammengescharrt haben? Roba di kallimento, wie man in Italien ausrufen hört. Sammler dürfen keine Geizhälse sein, für ein schönes Blatt müssen sie im-

stande sein das Hemd vom Leibe herzugeben, nur dieser sonderbare Heilige scheint den Wert von Kunstblättern nach ihrer Billigkeit abzuschätzen, eine Art Manie, wie andere auch. Mit Dürer, der eine Ausnahme machte, mag es irgendeine persönliche Bewandtniß gehabt haben."

* * *

Wir sprachen von anderen Dingen, und der Mann und seine Sammlung kamen mir ganz aus dem Sinn.

Doch seltsam, am Nachmittag, als ich meinen gewöhnlichen Spaziergang machte, fand ich mich plötzlich auf der Landstraße, die nach Nymphenburg hinausführt, damals noch an unansehnlichen, zerstreut liegenden Häusern vorbei, nachdem ich die beiden großen Rivalen des Löwenbräus und des Arzberger Kellers hinter mir gelassen hatte. Ich war mir nicht bewußt, daß die geringste Neugier mich nach dem Hause des „wunderlichen Kauzes" trieb, dessen „Kollektion" mich durchaus nicht interessierte. Doch je weiter ich mich von der Stadt entfernte, desto deutlicher trat das Bild, das ich mir nach der Schilderung des Freundes von ihm gemacht hatte, vor meine Phantasie, und zuletzt fühlte ich ein lebhaftes Verlangen, zu erfahren, ob die Wirklichkeit meiner Idee entsprach. Eh ich's dachte war ich an dem Hause angelangt, dessen Nummer ich heute vergessen habe, da über dreißig Jahre seitdem vergangen sind. Damals fiel sie mir, so wenig ich sie in der Zeitung beachtet hatte, sofort wieder ein, als ich sie an der Ecke des niedrigen Häuschens erblickte. Das lag ganz einsam, fast am Ende der Chaussee, auf der linken Seite, nach Norden gewendet. Die Baumreihe davor war schon kahl, wir standen am Anfang des November, ein rauher Wind jagte die gelben Blätter, die am Boden lagen, durch die grauen Regenpfützen längs des Fußweges. Rechts und links von dem Hause war unbebauter Grund, das dürftige Gras darauf von den ersten Nachtfrösten verbrannt, auch das Vorgärtchen mit ein paar Georginensträuchern und Ranken wilden Weins traurig verwahrlost.

Es war ein mit Spindeln gedeckter niederer Bau, das Erdgeschoß seltsamerweise höher als der obere Stock, drei Fenster, in der Front die Tür, zu der am Gärtchen vorbei ein schmaler Gang neben einem alten Zaun führte. Vorzeiten mochte es ein Gärtner bewohnt haben, der auf der Rückseite einen Gemüsegarten bebaute. Dann war dieser eingegangen, die kahle Wüstenei ringsum hatte die Pflanzung überwachsen, und nur an der Vorderseite waren die kümmerlichen paar Ziersträucher stehen geblieben.

In der grauen Herbststimmung machte das ganze Anwesen, einen trostlosen Eindruck völliger Verlassenheit. Kein Schildchen an der Haustür verriet, wer hier wohnte, und als ich aufklinkte, blieb sie verschlossen. Die Glocke, an der ich läutete, gab einen heiseren Ton. Erst nach dem zweiten Mal hörte ich einen langsamen Schritt drinnen der Schwelle sich nähern und eine unwirsche Stimme fragen, wer draußen sei.

Jemand, der die ausgeschriebene Kunstsammlung besichtigen möchte.

Ein Riegel wurde zurückgeschoben, und die Tür ging auf. In dem dunklen Hausflur, vor dem eine schmale Treppe in den oberen Stock hinaufführte, stand eine alte grauhaarige Person in der Kleidung einer Magd, doch so viel ich sehen konnte, reinlich und anständig gehalten. Sie maß mich mit einem argwöhnischen Blick, deutete dann aber mit einer stummen Gebärde nach einer Tür zur Linken und zog sich dann, nachdem sie den Riegel wieder vorgeschoben, in den Hintergrund des schmalen Ganges zurück.

Auf mein bescheidenes Anklopfen hörte ich drinnen ein kräftiges „Herein!" rufen und trat rasch über die Schwelle.

Das Zimmer, das ich betrat, war geräumiger, als man von draußen vermutet hätte, und seltsam genug ausgestattet. Vor dem einen Fenster zur Linken sah ich einen ziemlich breiten Tisch, auf dem ein paar Mappen lagen, die linke Wand war sonst ganz von einem mannshohen Vogelhause eingenommen, in dem es lustig von einer Menge kleiner buntfarbiger Vögel schwirrte und zwitscherte; darüber hingen zwei große Kupferstiche, die Peterskirche

von der Vorder- und Rückseite darstellend, statt der Rahmen nur mit breiten schwarzen Papierstreifen eingefaßt. Zwischen ihnen ein schöner alter Stich nach Raffaels Transfiguration, in einem geschnitzten Holzrahmen von dunkler Farbe.

An der Wand gegenüber ein kleiner eiserner Ofen, der aber trotz der rauhen Herbstluft nicht in Funktion gesetzt war, daneben eine alte Kommode mit Messingbeschlägen, auf der ein Teegeschirr und ein blanker Messingkessel standen. Die Tür gleich zur Rechten neben dem Eingang war halb geöffnet, ich sah mit einem flüchtigen Blick das Ende eines Bettes, das die einfenstrige Kammer fast ganz auszufüllen schien, alles von größter Sauberkeit, so ärmlich die ganze Einrichtung war.

Vorn aber am zweiten Fenster stand ein großer Lehnstuhl, aus dem sich bei meinem Eintritt eine lange, seltsame Figur erhob, mit einer kaum merkbaren Verbeugung mich begrüßend.

Ein Mann, etwa sechzig alt, das kahle Haupt mit einem in den Nacken geschobenen schwarzen Käppchen bedeckt, das ihm das Ansehn eines Kanonikus gab. Aus dem sehr blassen Gesicht blickten zwei schwarze Augen unter buschigen grauen Brauen mit einem Ausdruck scharfer, kalter Unerbittlichkeit hervor, zugleich mit einer völligen Gleichgültigkeit, die fast an Verachtung streifte. Der gleiche Zug von harter Entschlossenheit, sich durch nichts rühren zu lassen, zeigte sich an den schmalen Linien des sehr ausdrucksvollen Mundes, und die mächtige, eines römischen Imperators würdige Nase vollendete das imponierende Bild eines Charakterkopfs, wie ihn wohl ein Mann, der für einen Menschenfeind galt, auf den Schultern tragen mochte.

Die hagere Gestalt steckte in einem fast bis zu den Knöcheln reichenden verschossenen grünen Schlafrock, am Halse mit einem grauen Besatz von Lammfell verbrämt, die Füße in Pelzschuhen. Doch bemerkte ich, daß, so viel von der Wäsche zu sehen war, wenn der Rock sich öffnete, auch diese von größter Reinlichkeit war, wie denn auch das welke Gesicht des alten Herrn erkennen ließ, daß er darauf hielt, täglich aufs sorgsamste rasiert zu werden.

* * *

Ich hatte, ohne meinen Namen zu nennen, mein Anliegen vorgebracht, die Kollektion besichtigen zu wollen, obwohl ich eigentlich kein Sammler sei, sondern nur Freude an schönen Stichen und Radierungen hätte. Der Herr verneigte sich wieder, wie andeutend, daß ich nicht zum Kaufen verpflichtet sei, und sagte dann: „Machen Sie sich's bequem, aber behalten Sie Hut und Paletot an. Es ist hier etwas kalt. Ich habe aus Italien eine Abneigung gegen geheizte Zimmer mitgebracht. Außer wenn es meinen Vögeln oder dem Kater zu kalt wird, laß' ich den Ofen nicht anzünden."

Jetzt erst bemerkte ich die große, blaugraue Katze mit einem weißen Stern vorn auf der Brust, die in einem flachen Korbe zur Seite des Lehnstuhls auf einer weichen, wollenen Decke lag und zu verstehen schien, daß eben von ihr die Rede war, denn sie ließ ein Schnurren hören, das ebensowenig behaglich klang, wie die Worte ihres Herrn. Dieser, nachdem er auf den Stuhl hingewiesen, der vor dem Tische stand, setzte sich wieder in seinen Sessel und nahm das Buch zur Hand, das er auf das Fenstersims gelegt hatte. Daneben stand eine silberne Dose, aus der er häufig eine Prise nahm. So vertiefte sich jeder von uns beiden in seine Angelegenheiten, ohne daß weiter ein Wort gesprochen wurde.

Mich aber fesselte der Inhalt der Mappen nicht so sehr, daß ich nicht dazwischen einen Blick auf das Bücherrepositorium geworfen hätte, das den ganzen Raum des breiten Fensterpfeilers einnahm.

Es war keine alltägliche Handbibliothek. Lauter Werke scharfer Beobachter und nachdenklicher Weltweisen. Von manchen konnte ich bei dem Zwielicht, das im Zimmer herrschte, die Autorennamen nur erraten, deutlich aber las ich Montaignes Essais, Carlyles Heroenkultus, Stendhals Promenades dans Rome, Taines Voyages en Italie, Jacob Burckhardts Kultur der Renaissance und fast die sämtlichen Werke Machiavellis. Auch Schopenhauer und Leopardi fehlten nicht,

Studienzeichnung.
Von Prof. A. Kampf.

wie sich's für die Bücherei eines richtigen „Menschenfeindes" gehörte.

Diesen selbst etwas näher kennen zu lernen und vielleicht von merkwürdigen Schicksalen Kunde zu bekommen, die ihn zu dem Sonderling, der er schien, gemacht hatten, reizte mich mehr, als den Inhalt dieser Mappen gründlich zu durchforschen, der allerdings, wie mein Malerfreund geweissagt hatte, nicht viel anderes war, als was man bei italienischen Trödlern um billiges Geld zusammenkaufen kann. Die römischen Volksszenen Pinellis, lithographische Karikaturen aus dem XVIII. Jahrhundert, ein paar Stiche nach den hübschen idyllischen Landschaften Zuccarellis, besonders viel Abbildungen römischer Ruinen und Paläste, Vestatempel, Coliseo und Theater des Marcellus, für die damalige Zeit nicht ohne Verdienst, heutzutage aber durch die Photographie längst verdrängt, auch meist durch Stockflecke und andere Verwahrlosung entwertet. Es mochten etwa anderthalbhundert Blätter sein, und um den Besitzer nicht zu kränken, mußte ich's über mich gewinnen, beide Mappen vollständig durchzusehen.

Ich war noch nicht mit der einen ganz fertig, da hörte ich den stummen Mann am anderen Fenster sagen: „Genieren Sie sich nicht, gehrter Herr, mit dem Durchblättern des alten Krames aufzuhören. Ich seh' es Ihnen an, daß nichts darin für Sie zu finden ist. Vor zwei Jahren hab' ich meine richtige Sammlung, lauter ausgesuchte Stücke, versteigern lassen. Da hätten Sie eher Ihre Rechnung gefunden. Das Zeug da in den Mappen ist nur der Rest, der Abhub, den ich mir nun auch vom Halse schaffen möchte, da er nicht den geringsten Wert mehr für mich hat. Ja ich schäme mich fast, daß ich einmal all diese armen Sächlein wie einen großen Schatz ansah und nicht eifrig genug ihn vermehren konnte. Das war, als ich noch ein Neuling in Italien war, na, und selbst an die elendeste Vedute knüpft sich wohl auch diese und jene Erinnerung. Ich bedauere, durch meine Annonce Ihnen eine falsche Hoffnung erregt und Sie bei dem schlechten Wetter den weiten Weg herausgelockt zu haben."

Ich sagte ein paar Worte, die ihn darüber beruhigen sollten, und ließ meine Augen wieder in dem Zimmer herumgehen, bis sie an den beiden Ansichten der Peterskirche hängen blieben.

„Das sind ein paar herrliche Blätter," sagt' ich. „Man kann den großartigen Eindruck dieses wunderbarsten aller Bauwerke nicht eindringlicher wiedergeben, als in diesen Stichen, bei denen auch die kleine Staffage die Größenverhältnisse so glücklich zum Bewußtsein bringt. Ich kenne auch keine Photographien, die etwas ähnliches erreichten."

„Wäre Ihnen daran gelegen, die beiden Stiche zu besitzen? Ich bin bereit, sie Ihnen zu überlassen, zu dem sehr mäßigen Einkaufspreise."

Ich sah ihn erstaunt an.

„Ist das Ihr Ernst, Herr Doktor?"

„Gewiß. Warum sollte es nicht?"

„Die Blätter sind eine so schöne, vornehme Dekoration Ihres Zimmers, und gewiß werden sie Ihnen fehlen."

„O, ich kann sie sehr gut missen, nachdem ich sie so lange vor mir gesehen habe, daß ich jeden Strich darauf kenne und nur die Augen zu schließen brauche, um sie mir wieder vorzustellen. Sie waren das erste, was ich in Rom kaufte, nun sind's zwanzig Jahr."

„Sie haben lange in Italien gelebt?"

„Sehr lange, die besten Jahre meines Lebens, und wäre nie fortgegangen, wenn man mich nicht endlich vertrieben hätte."

„Vertrieben? Wer konnte —"

„Nun, die Italiener. Die lernte ich endlich auch kennen, nachdem ich jahrelang mich nur um die Kunstwerke dort bekümmert hatte. Sie kennen das Land auch?"

„Ein wenig."

„Und lieben die Italiener?"

„Mit Auswahl."

„Natürlich. Es gibt überall gute Menschen, eine Elite, und die ist in Italien vielleicht liebenswürdiger, als anderswo, dafür aber die große Menge schlimmer und elender. Bestien, Kinder und Narren die meisten — Gott verzeih's denen, die sie so haben werden lassen, ihre kräftigen Triebe nicht gezügelt, ihre Ungezogenheiten nicht mit

Ruten gestraft haben. Nun kann es kein mit der Milch der frommen Denkart gesäugter Mensch auf die Länge unter ihnen aushalten, ohne daß ihm siebenmal an jedem Tage die Galle überläuft, wenn er diese nichtswürdigen Tierquälereien mit ansehen muß, die den Eingeborenen jedes Alters und Standes so selbstverständlich scheinen, wie unnützen Buben im Frühling Maikäfer an einen Faden zu binden oder Schmetterlinge lebendig auf Nadeln zu spießen. Das haben Sie doch auch da unten zu sehen bekommen?"

„Gewiß und mit Kummer, da ich dieses Volk trotz alledem besonders fein begabt und unter den romanischen Rassen obenanstehend finde."

Der alte Herr schwieg einen Augenblick, nahm bedächtig eine Prise und sagte dann: „Mag sein, aber das Verderben ist ihnen so ins Blut und in die Knochen gedrungen, daß sie jetzt trotz ihrer nobleren Naturanlage schlimmere Barbaren sind, als selbst wir groben Germanen. Tierschinder gibt es auch bei uns. Der Mensch, der sich für edel, hilfreich und gut ausgibt, wird sofort eine Bestie, wenn sich's um seinen Nutzen oder nur um sein Vergnügen handelt, und beutet seine armen, stummen, vierbeinigen Brüder rücksichtslos aus. Bei uns aber sind wenigstens die Besseren zur Erkenntnis gekommen, wie tief sie unter das Tier sinken, wenn sie sich seiner nicht erbarmen, da kein Tier grausam ist zu seinem Vergnügen, sondern nur mordet aus bitterer Not, um sein Leben zu erhalten, oder wenn es vorher mit seinem Opfer spielt, wie die Katze mit der Maus, die Entschuldigung für sich hat, daß es keine ethischen Begriffe besitzt, nur blinde Instinkte. In Italien aber gibt's keine Tierschutzvereine, da wird nichts dafür getan, die Katzeninstinkte des blöden, kindischen Volks über die Ruchlosigkeit seiner Tiermißhandlungen aufzuklären. Priester und Lehrer, die dazu verpflichtet sein sollten, machen ruhig mit, die Herren Lehrer schießen Singvögel weg und fangen sie in Schlingen, wo sie sich blutig zappeln, und auf einer steilen Chaussee im Süden sah ich vor einem Wägelchen, darin ein feister Pfaffe saß, einen armen lahmen Gaul, den der Kutscher wütend bergan peitschte. Als ich stehen blieb und vergogna, vergogna dem edlen Paar zurief, lachte der Pfaffe aus vollem Halse über meinen törichten Eifer. Sie wissen ja — Tiere sind keine Christen, heißt's, sie haben keine Seele."

Er war längst aufgestanden und hatte sich so heiß geredet, daß er sich mit seinem Tuch die Stirn trocknen mußte. Der Kater schien von diesem heftigen Ausbruch seines Herrn, der ihm wohl ungewöhnlich vorkam, aufgeregt zu sein, er erhob sich mit einem Ruck von seinem Lager, machte einen geschmeidigen Satz aus dem Korbe heraus und rieb sich mit drohendem Schnurren am Bein des Alten, der vor mich hingetreten war und in etwas ruhigerem Tone sagte: „Entschuldigen Sie meine hitzige Expektoration. Ich gerate immer in eine Art Fieber, wenn ich dran denke, daß diese Scheußlichkeiten mir das schöne Land verleidet haben, wo ich lieber meine Tage beschlösse, als irgendwo sonst. Nationallaster gibt es ja unter jedem Himmelsstrich, und überall sind die Menschen Bagage oder arme feige Schächer. Das habe ich schon in meinem lieben engeren Vaterlande erfahren, sogar von Berufs wegen. Mein Vater war Gerichtspräsident in Braunschweig. Ich mußte natürlich Jura studieren, zog aber der Beamtenlaufbahn die freie Stellung als Advokat vor. Nach zwei Jahren hatte ich so viel von den Erbsünden meiner teuren Nebenmenschen erlebt, daß ich genug hatte. Vollends die Pflicht des Verteidigers, jeden Lumpenhund so weiß zu waschen, wie es mit Vorbeischleichen an klaren Gesetzesbestimmungen irgend tunlich, drohte mir das Blut zu vergiften. Als ein ganz aparter Halunke, dem ich in einem halsbrechenden Handel mit einem blauen Auge durchgeholfen hatte, am Tage nach der Freisprechung mich auf der Straße verbindlich grüßte, als wären wir zwei ein Paar nobile fratrum, hielt ich's nicht länger vor Scham und Ekel aus und hing die Toga an den Nagel. Meine Mittel erlaubten mir's zum Glück.

„Ich ging zunächst nach Frankreich,

nach Paris. Sie kennen es ohne Zweifel. Ich blieb leider lange genug dort, um die Schattenſeiten der Ville lumière und ihrer liebenswürdigen Bewohner kennen zu lernen. Was über ſie zu ſagen iſt, haben u. a. zwei ihrer klügſten Landsleute, gewiß unverdächtige Zeugen, geſagt, Henri Taine und Henri Beyle. Na, ich machte mich endlich aus dem Staube dieſes Eitelkeitsmarkts und ging nach Italien. Nachdem ich die Amour vanité kennen gelernt hatte, wollte ich's mit der Amour passion probieren — Sie wiſſen, ſo hat Stendhal in ſeinem goldenen Büchlein de l'amour die Liebe der beiden Nationen bezeichnet. Er mußt' es wiſſen. Ich hab' es am eignen Leibe nicht erfahren. Die passion verſparen die Weiber in Italien wahrſcheinlich für ihre Landsleute. Der Fremde iſt auch in dieſem Punkte nur ein Ausbeutungsobjekt."

Er nahm wieder eine bedächtige Priſe und ſagte dann: „Wie komm' ich dazu, Ihnen ſo viel von mir vorzuſchwatzen, da ich Sie nicht näher zu kennen die Ehre habe? Verzeihen Sie, wenn ich Sie langweile. Ich bin ſo hineingekommen, und wenn Sie bedenken, daß ich oft wochenlang keine Veranlaſſung habe, mehr als zehn Worte mit meiner alten Dienerin zu ſprechen, werden Sie begreifen, daß das Mitteilungsbedürfnis eines einſamen Menſchen ſich endlich Luft macht, wie ein lange gehemmter Mühlbach über ſeine Schleuſe ſtürzt."

Er verneigte ſich leicht, als wenn er mich nun entlaſſen wollte.

„Nein," ſagte ich, „verehrter Herr, alles was Sie mir geſagt, war mir höchſt intereſſant. Auch ſind meine Anſichten von den Menſchen gar nicht ſo weit von den Ihrigen entfernt. Nur daß ich glaube, ihren vielen Menſchlichkeiten gegenüber ſei weniger Zorn oder Verachtung als Mitleid am Platz."

„Mitleid!" brauſte er auf. „Aber ich bitte Sie, was wird damit gebeſſert? Haben Sie je einem Menſchen, deſſen Narrheit oder Bosheit ihn in eine ſchlimme Lage gebracht, geholfen, ohne daß Sie erleben mußten, daß er's hernach genau ſo töricht oder nichtswürdig weiter trieb wie vorher? Der Charakter iſt ja unveränderlich, das hat Schopenhauer ganz richtig erkannt, nur daß auch er ſich von dem ſchmeichelnden Trugbild des Mitleids betören ließ und ſogar die Wurzel der Moral darin fand. Da kann's einen nicht wundern, daß ſchwächere Köpfe erſt recht das alte Lied von der Nächſtenliebe ſingen. Zumal da ſich's mit dem angeborenen Egoismus ſo herrlich in Einklang bringen läßt. Man abonniert ja auf einen Platz im Himmel durch gute Werke, zu geſchweigen des vielen Pläſiers, das man auf Armenbällen, Baſars und in Wohltätigkeitskonzerten genießen kann. O dieſe liebevolle Brüderlichkeit! Da ſchneiden ſie einen armen Teufel, der's vor Hunger nicht länger aushielt und ſich aufhing, eilig ab und bringen ihn wider ſeinen Willen ins Leben, nachdem ſie ihn von ihrer Tür weggejagt, wenn er um ein Stück Brot bettelte. Iſt's nicht menſchenfreundlicher, lieber gleich alle hinſterben zu laſſen, als das elende Leben mit ſchäbigen Almoſen zu friſten? Aber freilich, die Stellen der Armenpfleger nähren ihren Mann. Heuchler und kein Ende! Die alten Spartaner waren weiſer, die ertränkten jedes krüppelhaft geborene Kind im Eurotas. Und auch vor der wilden Bevölkerung in Peru habe ich alle Hochachtung, wo man, wenn ein Kranker für unheilbar erklärt worden iſt, den dazu amtlich verpflichteten Wohltäter kommen läßt, der ſich ganz ſanft neben den Patienten hinſetzt und ihm ſo lange die Finger in die Kehle bohrt, bis er ausgelitten hat. Ecco!"

Ich mußte laut lachen. „Verzeihen Sie, werter Herr," ſagt' ich, „aber ich bin überzeugt, ſo grimmig Ihre Theorie lautet, in der Praxis verfallen auch Sie gelegentlich in die Schwäche der ſogenannten Nächſtenliebe."

Er runzelte die dichten Brauen.

„Wer kann für ſich einſtehn, daß er nicht dann und wann eine Dummheit begeht! Um aber nicht in dieſe Verſuchung zu kommen, gibt's ein ſicheres Mittel: ſich von den Menſchen abzuſchließen. Sie glauben nicht, wie leicht man ſie entbehren kann, wenn man nur gute Bücher hat und etwas Kunſt. Es

hat zum Glück von jeher Männer gegeben, die die Menschenwelt mit unbestochenen Augen ansahen und für Gleichgesinnte ihre Meinungen darüber aussprachen. Sie trafen mich gerade bei der Lektüre eines der größten unter diesen, des Machiavell. Der hat gewußt, wie man die Herdenmenschen am sichersten einpfercht und den Hirtenstab kräftig brauchen muß, wenn die Schafe wild werden möchten. Sein berühmter Gegner, der alte Fritz, hat in reiferen Jahren auch erlebt, daß er mit seinem Anti-Machiavell einen Dummenjungenstreich gemacht hat, und sich nicht gescheut, seinen Grenadieren zuzurufen: Kerls, wollt Ihr denn ewig leben? Na, sehen Sie, in so guter Gesellschaft hat das Einsiedlerleben keine Schrecken. Und dazu hat ja der Weltschöpfer, wer's nun auch sein mag, als er die Erde mit dem zweifelhaften Glück bedachte, ihr den Menschen zum Herrn zu geben, für einen Trost in allem Elend, das daraus entspringen mußte, gesorgt: er hat einzelnen Menschen die Kraft verliehen, die mangelhafte Wirklichkeit in ewigen Formen zu verklären, gleichsam eine zweite schönere Welt zu schaffen, in die jeder sich retten kann, dem es in der irdischen nicht warm und wohl wird."

Es war so dunkel im Zimmer geworden, daß die drei Bilder an der Wand kaum noch sichtbar waren. Das Gezwitscher im Vogelhaus war verstummt, der Kater hatte sich auf seinem Lager zusammengerollt und schnurrte aus dem Schlaf. Aber die Augen des alten Herrn funkelten durch die Dämmerung in einem ganz merkwürdigen Glanz, als er jetzt sagte: „Ich habe fast alles gesehen und genossen, was es an schönen Dingen in jenem gelobten Lande zu sehen gibt. Zuletzt bin ich dahin gekommen, ohne den anderen großen Meistern die schuldige Ehrfurcht und Bewunderung zu versagen, daß ich mich allein an die beiden Größten gehalten habe. Sie sind einander verwandt als die beiden Lieblingssöhne der Mutter Natur, und doch die entschiedensten Gegenpole: der eine ein riesenhafter Kämpfer, ein Titane, der sich alles gewaltsam zu eigen machen mußte, wonach ihm das Herz stand, der andere ein Kind des Glücks, dem alles kampflos zufiel. Aber sehn Sie, auch der, obwohl ihm von den Menschen zeitlebens nur Liebes und Gutes zuteil geworden war — er kannte die Menschen doch auch als die armseligen Schächer, die sie nun einmal sind, und in seinem letzten Werk hat er's in großartiger Symbolik ausgesprochen."

„In der Transfiguration?"

Unwillkürlich wandte ich mich nach dem Bilde um, von dem kaum die Umrisse mehr zu erkennen waren.

Der alte Herr ging nach der Kommode und zündete die Kerze auf dem kleinen Messingleuchter an, der neben dem Teegeschirr stand. Mit dem brennenden Licht trat er dann vor das Bild und sah andächtig zu ihm hinauf.

„Jawohl," sagte er, „wer tiefer zu blicken versteht, erkennt ganz deutlich, was mit der wundersamen Komposition gemeint ist. Die weisen ästhetischen Kritiker haben natürlich daran herumgenörgelt, die Zweiteiligkeit getadelt und alles besser gewußt. Aber es ist doch klar, daß der Heiland sich ins Ewige zurückschwingt, nachdem ihn die Ahnung beschlichen hat, wie wenig die Menschen es wert waren, daß er zu ihrer Erlösung sich ans Kreuz schlagen ließ. Er sieht voraus, seine Botschaft der Liebe werde in ihr Gegenteil verkehrt werden, sein Name das Feldgeschrei, unter dem die fanatischen Narren sich zerfleischen, und des zum Zeichen hat der unsterbliche Künstler, der zugleich ein tiefer Denker und Seher war, den besessenen Knaben mitten unter die Apostel gebracht, die sich in ihrem heuchlerischen Schmerz gleichfalls wie unsinnig gebärden. Der Heiland aber, obwohl ihn die beiden Propheten zu seinen Seiten zu trösten wünschen, wendet die Augen von der irdischen Misère ab, als wollte er seinem himmlischen Vater klagen: warum hast Du mich zu diesen gesandt, die keine Himmelsbotschaft zu erlösen vermag! Ecco!"

Er blieb noch ein paar Augenblicke vor dem Bilde stehen, in einer feierlichen Gebärde, die sein Gesicht unendlich anziehend machte, dann trat er zurück und sagte, die Kerze wegstellend: „Ich habe

Sie mit meinem Geſchwätz ſchon zu lange aufgehalten. Wenn Sie alſo wirklich die beiden Anſichten der Peterskirche zu haben wünſchen — das Mittelbild iſt mir allerdings nicht feil, das ſoll über meinem Totenbette hängen, wie über dem Katafalk deſſen, der es geſchaffen hat."

* * *

Der Handel war bald geſchloſſen.

Er hatte einen ſo lächerlich geringen Preis für die beiden großen, wohlkonſervierten Blätter genannt, daß ich Bedenken trug, darauf einzugehen. Doch beſtand er darauf, genau ſoviel habe er dem römiſchen Trödler dafür bezahlt, der die Stiche zuſammengerollt in einem Winkel ſeines Ladens liegen gehabt und ihren Wert nicht gekannt habe. Er, der ſie gekauft, hatte ſie dann erſt aufziehen, reinigen und firniſſen laſſen, die Blendrahmen aber könne er nicht eigens berechnen.

Ob er die Bilder, die ich gern mein eigen nennen würde, nicht noch eine Weile hängen laſſen möchte, da er doch an ſie gewöhnt ſei, und bis er einen Erſatz dafür an den leeren Stellen gefunden hätte?

Nein. Er liebe es nicht, notwendige Trennungen hinauszuſchieben. Auch mache ihm dieſe, wie er ſchon geſagt, keinen Schmerz. Wohin er ſie ſchicken ſolle?

Ich würde ſie in den nächſten Tagen abholen laſſen. Er ſolle ſie dem Boten auf meinen Namen übergeben, der Dienſtmann werde nichts zu fordern haben.

Damit reichte ich ihm meine Karte, die er nahm und bei dem Lichte der Kerze las.

„Ach," ſagte er, „es hatte mir doch geahnt. Erfreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen und daß die alten Blätter in ſo gute Hände kommen. Nun bedauere ich nur, daß ich Ihnen ſo viel von meinem alten Groll gegen die Italiener vorgemurrt habe. Ich weiß ja, daß Sie ein Italianiſſimo ſind, freilich mehr von Hörenſagen, denn, zu meiner Schande muß ich's geſtehen, Ihre Novellen, in denen Sie der bella Italia Ihre Liebe erklären, habe ich nicht geleſen. Ich bin überhaupt, was ſchöne Literatur betrifft, der reine Idiot, da ich faſt nur hiſtoriſche Sachen und Memoiren leſe, ſo ein hartgeſottener Realiſt, wie ich bin. Dennoch — zwei von Ihren Dichtungen ſind mir in die Hände gekommen durch Bekannte, die um meine Paſſion für die darin behandelten Stoffe wußten, Ihre Versnovellen Raffael und Michelangelo. Die erſte, in der Sie die bekannten Sonette verwerten und einen kleinen Roman daraus ſpinnen, hat mir ſehr wohlgefallen. Die zweite —"

Er hielt inne.

„O," ſagte ich raſch, „Sie berühren da einen wunden Punkt. Sagen Sie nur gerade heraus, daß Ihnen das Gedicht mißfallen hat; ich bin ganz Ihrer Meinung. Ich ſchrieb es in meinem zweiundzwanzigſten Jahr, als ich mich in ſommerlicher Muße auf dem Lande zu meiner erſten italieniſchen Reiſe rüſtete. Die Sonette Michelangelos waren mir in die Hände gefallen, darunter hatte ich jenes eine gefunden, in dem der alte Meiſter klagt, daß er in eine Frau verliebt ſei, deren Geiſt ihn entzücke, während ihr Geſicht ſeinem Schönheitsbegriff nicht entſpreche. Dieſer pſychologiſche Zwieſpalt regte mich an, ich ſann darüber nach, wer dieſe Frau geweſen ſein möchte, und geriet an die Vittoria Colonna, von deren Dichterruhm ich nur wußte, nichts oder nicht viel von ihrer Perſon. So träumte ich mir ihr Verhältnis zu dem großen Künſtler zuſammen, wie ich es in jenem Gedicht dargeſtellt habe, da ich in meinem ländlichen Aufenthalt keine Mittel hatte, über Vittoria Colonna mich gründlicher zu unterrichten. Erſt ſpäter erfuhr ich, erſt in Italien, daß ſie auch eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit geweſen war, daß ich ihr alſo mit ‚der Naſe, die nicht in der Richte ſtund', ein ſchnödes Unrecht angetan hatte. Das Gedicht war aber ſchon gedruckt, ich hatte keine Möglichkeit, es öffentlich zu widerrufen, und ſo habe ich dieſe Jugendſünde durch alle ſpäteren Auflagen mit fortgeſchleppt, da es doch umſonſt geweſen wäre, unterdrücken zu wollen, was einmal vorhanden iſt."

Er lächelte zum erſtenmal, ein gutmütiges Lächeln, das dem ſonſt ſo ſcharfen

und herben Munde einen sehr menschenfreundlichen Ausdruck verlieh.

„Wenn Sie sich keiner schlimmeren Jugendsünde bewußt sind — diese darf Sie nicht zu schwer drücken. Übrigens haben sich auch andere Dichter ähnlicher Sünden schuldig gemacht. Die verführerische Prinzessin Eboli war bekanntlich eine garstige einäugige Hexe und der edle Don Carlos ein halbirrsinniger Wüstling."

„O," sagte ich lachend, „mein Fall ist doch schwerer. Die Eboli wird es Schiller noch in ihrem Grabe Dank wissen, daß er in bezug auf sie von der historischen Wahrheit abgewichen ist, während die Gemahlin Pescaras sich im Grabe umdrehen würde, wenn sie wüßte, wie ich mich an ihr versündigt habe."

Er lachte nun auch. „Sie begreifen aber jetzt," sagte er, „daß ich mich in meiner Lektüre lieber an die Historiker als an die Poeten halte, obwohl freilich selbst zeitgenössische Chronisten nicht über dem Verdacht stehen, wissentlich oder unwissentlich den Tatsachen eine Nase zu drehen."

In dieser scherzhaften Stimmung verabschiedete ich mich. Wir schüttelten uns die Hand, und er geleitete mich bis an die Haustür, die er sorgfältig hinter mir verriegelte.

* * *

Als ich an das Gitter des Vorgärtchens gelangt war, traf ich dort auf eine arme Frau in einem dünnen, vielgeflickten Kleide, ein altes wollenes Tuch über den Kopf geschlungen.

Ob der Herr drinnen sei?

„Allerdings. Aber ich zweifle, ob er für Sie zu sprechen sein wird."

Sie sah mich mit einem hilflosen Blick an, aus dem ein tiefes Elend sprach, und trat gleichwohl ein. In der Überzeugung, daß sie umsonst an die Tür des Mannes klopfen würde, dem das Mitleiden als eine Art Verbrechen an der Menschheit erschien, die man am besten ihrem unrettbaren Schicksal überlassen sollte, gab ich ihr ein paar Mark und ließ sie dann ihren Weg fortsetzen. Ich selbst wandte mich der Stadt zu.

Auf der schmutzigen Straße unter den kahlen Bäumen, die in der rauhen Herbstluft schauerten, verfolgte mich das Bild des seltsamen Mannes, der mich soeben einen Blick in sein freudloses Innere hatte tun lassen. Trotz seiner kaltherzigen Abkehr von allem Menschlichen konnte ich mich einer sympathischen Regung nicht erwehren, zumal ich mir sagte, daß wohl auch persönliche bittere Erfahrungen, vielleicht Enttäuschungen an Frauen, die er geliebt, sein Gemüt so tief verwundet hätten, bis es in der Versteinerung einen Schutz gegen immer neue Wunden gefunden habe. Ob er mir die Bilder verkauft aus purem Geiz, wie er auch früher seine Sammlung weggegeben, da auch Diogenes in seiner Tonne keinen Schmuck des Lebens bedurft haben wird — das schien mir nicht glaublich. Seine Liebe zur Kunst und zu den Tieren blieb doch ein Beweis, daß noch eine warme Quelle in ihm sprudelte. Wenn aber die äußerste Not ihn dazu trieb, das Letzte herzugeben, woran sein Herz noch hing, war er so bedauernswert, daß ich mir Vorwürfe machte, auf den Kauf eingegangen zu sein, statt irgendeinen anderen Weg zu suchen, seine Lage zu erleichtern.

In solchem Grübeln war ich langsam eine Strecke weit gekommen, als ich jemand hastig mir nachlaufen hörte, offenbar um mich einzuholen. Ich blieb stehen und sah mich um. Es war die Bettlerin, die ich an der Gittertür getroffen hatte.

Der Ausdruck ihres Gesichts aber war völlig verwandelt, das blasse Gesicht lebhaft gerötet, wie es schien nicht bloß von dem raschen Lauf, denn ihre Augen leuchteten, als sie atemlos bei mir stehn blieb und zu reden anfing.

Was ich zu hören bekam, überraschte mich aufs höchste.

Sie hatte eine ganze Weile an der verschlossenen Tür klingeln und klopfen müssen, bis endlich eine grobe Weiberstimme sie geheißen hatte, sich wegzuscheren. Dann aber sei ein Herr dazu gekommen, der dem Frauenzimmer zu schweigen geboten und die Tür geöffnet habe. Da sei sie erst vollends erschrocken, denn der Herr habe sie so finster angeschaut, als wolle er gleich einen Gendarm

kommen lassen, um sie wegen Bettelns abzuführen. Auch habe er mit einer rauhen Stimme gefragt, was sie hier zu suchen habe.

Sie habe sich aber ein Herz gefaßt und ihm ihre Not geklagt: ihr Mann, ein Maurer, sei vom Gerüst gestürzt und liege seit sieben Wochen krank, ihre drei Kinder litten Hunger und wären ohne Aufsicht, wenn sie selbst nach Arbeit ausginge, sie flehe um des lieben Herrgotts willen, sich ihrer zu erbarmen und so weiter.

Der Herr habe sie heftig unterbrochen und gefragt, ob sie Zeugnisse habe. Die hatte sie bei sich, auch die Versatzzettel über allerlei schwer entbehrliche Sachen, die sie aufs Leihamt hatte tragen müssen, und holte sie hervor. Der Herr habe sie genau durchgesehen und dann die Magd weggeschickt. Darauf habe er in die Westentasche gegriffen und ihr drei Geldstücke in die Hand gedrückt, dann aber ihr die Tür vor der Nase zugeschlagen.

Als sie dann das Geld näher beschaut habe, sei sie erst recht erschrocken. Es seien blanke Goldstücke gewesen, der Herr möge sich wohl versehen haben, sie habe nicht gewagt, damit wegzugehn, sondern hineingerufen, ob es nicht ein Irrtum sei, sie könne es ja nicht glauben —

Es sei aber drinnen ganz still geblieben. Da habe sie dem Wohltäter tausend Vergelt's Gott! nachgerufen und daß sie für ihn beten werde und sei fortgerannt — nun könne sie das versetzte Bett auslösen und die warme Jacke für ihre Älteste und Brot kaufen —

Damit holte sie ihren Schatz aus der Tasche ihres alten Kleides und wies ihn mir, während sie mit der andern Hand ihre Augen wischte. Es waren die drei Zehnmarkstücke, die ich dem Menschenfeind eben für die beiden Stiche nach der Peterskirche bezahlt hatte.

* * *

Am nächsten Tage konnte ich mich nicht entschließen, hinauszuschicken und mir die Bilder holen zu lassen. Der wunderliche Heilige hatte ja nicht einmal Vorteil von dem Verkauf gehabt, zu dem er sich gewiß schweren Herzens entschlossen hatte. Das liebste wäre mir gewesen, wenn die ganze Sache in Vergessenheit geraten wäre. Ich hatte aber das Ehrgefühl dieses barbero beneficio nicht mit in Anschlag gebracht. Am dritten Tage erschien seine alte Magd mit den beiden sorgfältig eingepackten Blendrahmen und einer mürrisch herausgestoßenen Empfehlung des Herrn Doktors. Trinkgeld für den weiten Gang anzunehmen, war sie nicht zu bewegen.

Nun hatte ich das lebhafteste Verlangen, die Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Manne fortzuspinnen, um den Rätseln seines widerspruchvollen Charakters womöglich auf den Grund zu kommen. Doch trotz des freundlichen Tons, zu dem unsre Unterhaltung endlich gelangt war, schien es mir nicht angebracht, so geradezu meinen Besuch zu wiederholen, da er mich nicht dazu aufgefordert hatte. Um einen plausiblen Vorwand war ich verlegen, und wenn ich vollends hätte durchblicken lassen, daß ich mit Vergnügen gesehen, wie er seiner Theorie über Mitleid und Nächstenliebe in der Praxis untreu geworden, mußte ich darauf gefaßt sein, ihn aufs äußerste zu reizen und unsanft verabschiedet zu werden.

Also beschränkte ich mich darauf, in der Nähe seiner abgelegenen Behausung herumzustreifen, ob ich ihm nicht zufällig begegnen und wieder ins Gespräch mit ihm kommen möchte. Es gelang mir aber nicht, seiner ansichtig zu werden, obwohl mein Freund, der Maler, ihn einmal am Ufer des Würmkanals getroffen hatte, so daß er seine Höhle doch zuweilen verließ. Der Winter wurde dann so rauh, daß mir die Spaziergänge nach Nymphenburg hinaus immer weniger verlockend schienen. Und so schlief auch meine psychologische Neugier endlich ein, und ich gedachte des Mannes nur, wenn ich seine Rombilder betrachtete oder guten Freunden von dem interessanten früheren Besitzer erzählte.

Dabei sollte es aber nicht bleiben.

Es war endlich Frühling geworden, einer jener richtigen Münchener Frühlinge mit jähen Rückfällen in den Winter, heißen Mittagssonnen und nächtlichen Schneestürmen, wie sie freilich im April auch an andern Orten nicht selten sind. Ein Gang nach Neuhausen hinaus hatte mir gezeigt, daß selbst in dem verwil-

derten Vorgärtchen am Hause meines Doktors sich etwas wie Lenzanfang zu regen begann. Die kleinen Beete waren umgegraben, einige bescheidene Pflanzungen verrieten mir, daß der Tierfreund auch für andere unvernünftige Kinder der Natur ein menschliches Rühren fühlte.

Ihn selbst bekam ich nicht zu sehen. Nur die alte Magd, die ich gern nach ihrem Herrn befragt hätte. Doch wich sie mit ihrer gehässigen Miene jeder Annäherung aus und verschwand eilig im Hause.

Zwei Tage nachher aber trat plötzlich zu ungewohnter Stunde mein Malerfreund, dem ich meine Erlebnisse draußen natürlich mitgeteilt hatte, in mein Zimmer.

„Nun?" rief er. „Was sagst Du jetzt zu unserem Menschenfeind? Hat der alte Heuchler endlich die Maske fallen lassen und sich als einen ganz gemeinen Biedermann und Fanatiker der Nächstenliebe entpuppt? Eine solche Überraschung hätt' ich mir trotz jener dreißig Mark nicht träumen lassen."

Ich sah ihn fragend an.

„Du scheinst die gestrige Abendzeitung nicht gelesen zu haben," fuhr er fort. „Da stand es ja drin: ‚Eine rettende Tat. Eine Frau und ein Kind aus dem Wasser gezogen — ein Doktor W. —' natürlich unser Dr. Witte — das war mir gleich klar, da die Sache sich bei Nymphenburg zugetragen hatte. Ich las zufällig das Blatt in unsrer Donnerstagsgesellschaft, erzählte den anderen, was ich von dem wunderlichen Heiligen wußte, der es für unmoralisch hielt, einen Menschen, der sich aufgehängt, abzuschneiden, da es eine frevelhafte Humanität sei, jemand ein Leben wieder aufzudrängen, das er aus guten Gründen schon einmal abgeworfen, wie ein Kleid, das ihm zu enge geworden. An eine solche gutgemeinte Freveltat aber vollends sein eigenes Leben zu wagen —"

„Er hat den Tod dabei gefunden?" rief ich in höchster Erregung.

„Noch nicht. Aber wer weiß, ob er's überlebt. Unser Klubmitglied, der Doktor S., kam gerade, als wir uns über die Widersprüche im Menschenherzen allerlei Betrachtungen hingaben. Von dem erfuhren wir näheres, als in dem kurzen Polizeibericht stand. Bei seinem Abendspaziergang unter den Bäumen längs des Würmkanals hatte der Alte plötzlich einen Schrei gehört und den Ruf: Zu Hilfe! zu Hilfe! Der Ruf kam von einem Knaben, der eben gesehen hatte, wie eine Frau mit einem kleinen Mädchen, das sie sich auf den Rücken gebunden hatte, in den Kanal gesprungen war. Unser Alter, der seine Brille zu Hause gelassen hatte, konnte nicht gleich die Stelle erkennen, wo das arme Weib verschwunden war. Sobald sie aber einen Augenblick wieder auftauchte, hatte er Hut und Überzieher abgeworfen und war über die steile Böschung hineingesprungen. Es dauerte auch keine fünf Minuten, so sah der Bub ihn wieder hervorkommen, doch war's gerade eine tiefe Stelle, daß er nicht gleich Grund unter die Füße bekam und eine Strecke schwimmen mußte, sehr mühsam, da er sich bemühte, die doppelte Last über Wasser zu halten.

„Wie er sie dann endlich ans Ufer gebracht hatte, sank er selbst vor Erschöpfung neben den Geretteten hin, doch nur einen Augenblick. Dann rief er den Buben an, ihm zu helfen, und zum Glück kamen gerade ein paar Arbeiter des Wegs, die ihm behilflich waren, Mutter und Kind in das nächste Haus zu transportieren, beide bewußtlos. Er selbst, der Alte, ohne dran zu denken, daß er bis auf die Haut durchnäßt war, ordnete alles an, was zur Wiederbelebung der Frau zunächst zu tun war. Das Kind mußte bald aufgegeben werden, aber die Mutter kam nach einer halben Stunde wieder zu sich, gerade als der Arzt in seinem Wagen vom Nymphenburger Schlosse zu dem Hause gelangte und, da er den Menschenzulauf davor bemerkte, halten ließ und herausſprang.

„Unser alter Herr wollte mit aller Gewalt die beiden armen Wesen in sein eignes Häuschen bringen lassen. Erst als der Doktor ihm vorstellte, die Frau müsse durchaus ins Krankenhaus, da sie sorgfältiger ärztlicher Pflege bedürfe, gab er nach und legte noch selbst mit Hand

an, das Paar in den Doktorwagen zu tragen. Dem Doktor ſelbſt nahm er das Wort ab, ſeinen Namen bei der ganzen Geſchichte nicht zu nennen und im Krankenhauſe zu ſagen, daß er für alle Koſten einſtehe.

Als der Doktor ſich erbot, ihn ſelbſt nach Hauſe zu fahren, da er nicht raſch genug aus den triefenden Kleidern und ins Bett kommen könne, ſei er faſt grob geworden; er verbitte ſich's, daß man ſich um ihn bekümmere, ein raſcher Gang werde ihm beſſer bekommen, als wenn er mit in den Wagen ſtiege. Nur darum bat er noch, am andern Morgen Nachricht zu erhalten, wie die Frau die Nacht zugebracht habe.

Am andern Morgen aber fand ihn der Doktor mit hohem Fieber im Bett, eine Lungenentzündung hatte ſich eingeſtellt, die alte Dienerin war in ſchwerer Sorge, die um ſo ergreifender erſchien, da ſie nicht in Jammern und Wehklagen, ſondern in ſtummem, raſtloſen Hin- und Hertrippeln ſich Luft machte. Der Doktor ſorgte ſogleich für eine Diakoniſſin aus dem nahgelegenen Schweſternhaus und ſah gegen Abend, eh' er in unſere Geſellſchaft kam, noch einmal draußen nach.

Der Kranke war noch bei Bewußtſein. Auf die Frage, ob er einen beſonderen Wunſch habe, bat er nur, einen guten Bekannten in Paris, deſſen Adreſſe er angab, unverzüglich durch ein Telegramm von dem Geſchehenen zu benachrichtigen und um ſein Herkommen zu bitten. Den Bericht über den Zuſtand der Frau, die ſelbſt ſich raſch erholt hatte, ihr totes Kind ſich aber nur mit Gewalt hatte entreißen laſſen, hörte er mit einer ingrimmigen Miene an und ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn. Es ſei eine Witwe, erzählte ihm der Doktor, ihr junger Mann vor ſechs Wochen geſtorben, ſie ſtarre nun wie eine ſelbſt zum Tode Verurteilte vor ſich hin.

Aus einer Brieftaſche, die auf ſeinem Nachttiſchchen lag, nahm der Kranke dann drei Hundertmarkſcheine und ſagte: „Bitte, bringen Sie ihr das, nur fürs erſte, und vielleicht, da Geld bei armen Leuten eine Macht iſt, verſöhnt ſie das mit dem Leben, wenn ſie hört, es ſolle auch ferner für ſie geſorgt werden. Da ich ſchuld daran bin, daß ſie nicht jetzt ſchon gut aufgehoben iſt, bin ich auch verpflichtet, für meinen eigenmächtigen dummen Streich ſie nicht zu ſchwer büßen zu laſſen. Nein, eine ſolche wahnſinnige Torheit in meinen Jahren mir noch zuſchulden kommen zu laſſen, *mehr* als eine Torheit, ein Mord, und wenn für mich die Todesſtrafe darauf ſteht, iſt's nur recht und billig. Ohne mich hätte ſie's jetzt überſtanden. Das Leben, in das ich ſie wider ihren Willen zurückgeriſſen, iſt ja ſchlimmer als Tod, da ſie ihr Kind verloren hat. Wie ſoll ſie mir das je verzeihen? Kann ſie's aber nicht ertragen, ſo kommt hoffentlich nicht wieder ein Narr dazu, ihr ungerufen in den Arm zu fallen."

* * *

Ich konnte mir's nicht verſagen, noch denſelben Tag mich perſönlich nach dem Kranken zu erkundigen.

Doch gelang mir's nicht, zu ihm zu dringen. Die alte Dienerin wollte mich trotz meiner Beteuerung, ich würde mich ganz ruhig verhalten und kein Wort an den Herrn richten, nicht hineinlaſſen und rief endlich die Pflegerin zu Hilfe, die mir gleichfalls erklärte, der Arzt habe jeden Beſuch ſtreng verboten. Es ſcheine keine nahe Gefahr zu ſein, das Fieber halte ſich in mäßigen Grenzen, aber der Körper des Kranken ſei durch ſchlechte Ernährung geſchwächt, und er verweigere leider faſt jede Nahrung.

Ich kehrte in trüber Stimmung nach Hauſe zurück, und da mich ſelbſt in den nächſten Tagen ein Unwohlſein ans Zimmer feſſelte, konnte ich nur durch tägliche Botſchaften erfahren, wie es draußen ſtand.

Erſt am ſiebenten Tage war ich wieder ſo weit, ſelbſt nachfragen zu können. Schon von weitem aber überfiel mich die Ahnung, daß ich zu ſpät käme. Von den drei Fenſtern des Erdgeſchoſſes ſtand trotz der rauhen Aprilluft das eine offen, das Fenſter der Schlafkammer.

Als die Alte mir öffnete, brauchte ich nicht zu fragen. Über ihr gelbes, faltiges Geſicht rannen zwei ſchwere

Tränenströme, während der festgeschlossene Mund beständig zuckte. Ich gab ihr schweigend die Hand, so standen wir ein paar Minuten einander regungslos gegenüber.

„Ich darf jetzt doch hinein?“ sagte ich endlich.

Sie schüttelte den Kopf. Die Seelnonne sei noch drinnen, sie habe ihn eben eingekleidet, die Männer würden erwartet, die ihn in den Sarg legen und nach dem Leichenhaus hinausfahren würden. Wenn ich aber den Herrn Valentin zu sprechen wünsche —

„Herrn Valentin?“

Sie antwortete nicht, sondern trat in den Flur zurück und öffnete die Tür zu dem Wohnzimmer.

Als ich eintrat, erhob sich ein junger Mann, der an dem Tisch vorm Fenster gesessen und geschrieben hatte, und begrüßte mich mit einer stummen Verbeugung. Eine schlanke Figur in schwarz gekleidet, das feine Gesicht mit einem zarten, dunklen Bärtchen umrahmt, ganz blaß, und die ausdrucksvollen jungen Augen feucht und gerötet. Die Feder hatte er noch in der Hand, die Störung schien ihm unwillkommen.

Ich entschuldigte mein Eindringen und erzählte, wie ich zu der Bekanntschaft mit dem edlen Entschlafenen gekommen sei. Ob ich in ihm einen nahen Verwandten des alten Herrn vor mir sähe? Vielleicht gar einen Sohn?

Nein, er habe nie einen Sohn gehabt, ihm aber sei er mehr als ein Vater gewesen. Und nun erfuhr ich, daß dieser Herr Valentin ein Maler sei, dessen erstes Bildchen auf dem Kunstverein das Interesse des Doktors erregt habe, so daß er sich nach dem Urheber desselben erkundigt habe. Das sei vor vier Jahren gewesen, der junge Mann, damals einundzwanzig alt, ein so armer Teufel, wie je einer sich ohne Freunde und Vermögen auf das dornige Feld der Kunst gewagt habe. Aber mit dem Ankauf des kleinen Bildes habe der neue Gönner sich nicht begnügt, sondern, da er wundersamerweise große Hoffnungen auf die Zukunft seines Schützlings gesetzt, dessen ganzes Leben in seine Obhut genommen und nur dafür verlangt, daß er mit aller Kraft sich dem Studium widmen und durch keinerlei jugendlichen Leichtsinn sich im Streben nach seinem hohen Ziel behindern und beirren lasse. So habe er ihn zunächst nach Paris geschickt, weil an keinem andern Ort so gut das Handwerk zu erlernen sei. Im nächsten Herbst wollte er ihn nach Italien wallfahrten lassen und auch dort ihm die Mittel geben, ohne schon an Geldverdienen zu denken, seine Sinne mit allem Großen und Herrlichen zu erfüllen, was dort seit Jahrhunderten aufbewahrt werde.

„Sie können denken,“ fuhr er fort, nachdem die Erinnerung an so viel Güte ein paar Augenblicke ihn übermannt und seine Stimme ins Stocken gebracht hatte, „wie mich das Wunder, einen so großherzigen väterlichen Freund gefunden zu haben, täglich von neuem mit Dank und Rührung erfüllte, wie ich nur eine Sorge hatte, ob ich seine Hoffnungen auch nicht täuschen, mich wirklich als das ‚Genie‘ erweisen würde, wofür er in seiner großen, überschätzenden Liebe mich hielt.

„Aber den ganzen Umfang dieser Liebe habe ich doch erst jetzt erkannt.

„Ich hielt ihn für einen sehr reichen Mann, der sich wohl den Luxus erlauben dürfe, auf seine Kosten einmal einen Künstler sich ausbilden und reisen zu lassen. Erst als ich an sein Sterbebette kam und erfuhr, daß er mich zu seinem Universalerben ernannt hatte, und die Verhältnisse übersah, fand ich, daß seine Einkünfte, wenn er mich sorgenfrei studieren ließ, gerade nur noch ausreichten, daß er daneben mit größter Einschränkung sich selbst unterhalten konnte und sich manches versagen mußte, was früher zu seinem Wohlsein und Behagen gehört hatte. Ja einmal, da ich in Paris erkrankte und ihn wegen der langen Kur um einen Zuschuß bitten mußte, hat er sich von seinem größten Schatz getrennt und seine geliebten Kupferstiche der Versteigerung übergeben.

„Das erfuhr ich von der alten Ursel, da ich sie fragte, wo die Mappen geblieben seien, nach denen er in seinen Fieberphantasien einmal fragte. Nur die wertlosen Reste sind noch vorhanden.

Was die andern eingetragen, hatte er nach Paris geschickt, ohne mit einem Wort mir darüber etwas anzudeuten.

„Daß ich zeitig genug kam, um ihn noch am Leben zu finden, hat ihn sehr glücklich gemacht. Er war noch einmal zu klarem Bewußtsein aufgewacht, ich mußte stundenlang an seinem Bette sitzen, wo er meine Hand hielt und meist schwieg, zuweilen irre redete, dann wieder ganz vernünftig sprach. Alles, wie er es nach seinem Tode gehalten wissen wollte, teilte er mir mit, obwohl er's auch in seinem Testament niedergeschrieben hatte; der Ursel war das Haus vermacht, und lebenslang sollte ich ihr den Lohn auszahlen, dafür legte er ihr die Pflicht auf, für die Vögel zu sorgen und Roland, den Kater, zu pflegen. Der hatte während der ganzen Krankheit, wie er gewohnt war, auf der Decke des Bettes zusammengerollt gelegen und die Füße seines Herrn gewärmt. Erst als der Tod eingetreten war, scheint es ihm dort unheimlich geworden zu sein, so daß er sich aus der Kammer schlich und dort auf dem Lehnstuhl niederließ, der nun leer stand. Andere Legate an arme Leute, die er monatlich unterstützt hatte, legte der Gütige, der niemand vergaß, mir auch noch ans Herz. Wie vielen wird er lebenslang fehlen!"

Die Augen gingen ihm über, er wandte sich ab, faßte sich dann aber und sagte: „Wollen Sie ihn sehen?"

Ich bejahte stumm.

Er öffnete die Tür zur Nebenkammer, und ließ mich vor ihm eintreten.

Die Seelnonne hatte eben ihr Werk vollendet und verließ das Gemach. Der Tote lag auf seinem dürftigen Bett lang ausgestreckt, in dem grünen Schlafrock, den er bei meinem ersten Besuch getragen hatte. Sein junger Freund flüsterte mir zu, so hab' er's angeordnet, damit seine Kleider unter die Armen verteilt werden könnten. Es sah freundlicher aus, als die übliche Tracht der geputzten und geschniegelten Leichen, wie man sie in München zu ihrem letzten Gange kostümiert, gleichsam als träfe man den alten Herrn, wie er sich eben zu einem kurzen Ausruhen nach der Arbeit hingestreckt hätte. Das Gesicht und der hohe blanke Schädel waren wie aus Marmor gemeißelt, der Mund nicht wie im Leben mit einem verbissenen Ausdruck der Weltverachtung geschlossen, sondern fast heiter und friedenvoll. In der rechten Hand hielt er ein Lorbeerzweiglein und eine Rosenblüte, die erste, die in seinem Garten aufgegangen war. Über dem Bett aber hingen in ihrem stillen Glanz die Transfiguration Raffaels und Dürers „Ritter, Tod und Teufel".

Durchs offene Fenster wehte die Frühlingsluft, und in der Voliere nebenan sangen und zwitscherten alle Vögel durcheinander. Kein Schauer des Todes schwebte in dieser engen Kammer, nur ein Hauch tiefen, warmen Friedens, den dieser Menschenfeind wahrlich sich wohl verdient hatte.

Stiller Wunsch.

Dies preis ich mir: ein einfach-freundlich Heim
Mit einem Glanz- und einem Alltagszimmer,
Darin der Sonne Früh- und Abendschimmer
Sein Märchen träumt, vor aller Welt geheim.

Mit einem Glanz- und einem Alltagszimmer,
Die niedre Tür mit frischem Grün geschmückt,
Aus zartem Rosenholz den Schreibtischrahmen.

Die niedre Tür mit frischem Grün geschmückt,
Und in den Fenstern blühende Cyklamen.

Und auf den Lippen einen Mädchennamen ...

Ludwig Klebinder.

Richard Wagner in der französischen Karikatur.

Von Karl Eugen Schmidt in Paris.

Der amüsanteste von allen Geschichtsschreibern ist der Karikaturist. Wenn man einen alten Jahrgang des „Kladderadatsch" oder des „Charivari" durchblättert, so lernt man allein aus den lustigen Zerrbildern mehr von der Zeitgeschichte, als uns gelehrte Historiker erzählen können. Und während gelehrte Historiker leider die unangenehme Gewohnheit haben, ihre Geschichten so trocken und langweilig wie nur möglich vorzutragen, werden wir bei dem von den Karikaturisten erteilten Unterricht zugleich belehrt und belustigt.

Die Schicksale Richard Wagners und seiner Musik in Frankreich sind bekannt, und es wäre ein müßiges Beginnen, sie hier noch einmal durchzukauen. Aber die Karikatur für uns erzählen zu lassen, uns an den Einfällen der Zeichner zu freuen, das wird uns um so weniger langweilen, als wir uns in der glücklichen Lage befinden, alles besser zu wissen als sie: sie hatten keine Ahnung von der Zukunft der Zukunftsmusik, für uns ist diese Zukunft schon fast Vergangenheit, und deshalb sitzt in dem damaligen Spotte heute kein Tropfen Bitterkeit mehr. Wir dürfen vergnügt lächeln, selbst wenn wir Wagnerianer sind, wir dürfen uns selbst dann freuen, wenn die Angriffe nicht gegen Wagner und nicht gegen seine Kunst gerichtet sind, sondern Deutschland, den Deutschen und allem Deutschen gelten. Denn auch das gehört jetzt der Vergangenheit an. Und wenn wir beschauen, was vor so wenigen Jahren noch der französische Deutschenhaß fertig brachte, so erkennen wir staunend, ein wie gewaltiger Umschwung inzwischen eingesetzt hat.

Richard Wagner kam zum ersten Male im Jahre 1839 nach Paris und blieb hier fast drei Jahre. Da die Karikatur sich nur um berühmte Leute kümmert, blieb Wagner damals von den Zeichnern unbeachtet. In der Revue et Gazette musicale vom 31. Januar 1841 findet sich eine feuilletonistische Plauderei von ihm, die in zwei späteren Nummern fortgesetzt wurde und den Titel „Un musicien étranger à Paris" trägt. Darin schildert Wagner selbst, wie es ihm in Paris erging:

„Armut, hartes Entbehren, stete Begleiterin des deutschen Künstlers, ich will Dich feiern, Dich, meine treue Gefährtin, die mir beständig überallhin gefolgt ist, Dich, die mich mit eisernem Arme vor dem Wechsel eines trügerischen Glückes bewahrt hat, und die mich so trefflich geschützt hat gegen die berauschenden Strahlen seiner Sonne! Aber könntest Du nicht hinfort Deine Freundschaft zugunsten eines andern Schützlings dartun? Gerne würde ich, und wäre es nur für einen einzigen Tag, eine Existenz ohne Deine Anteilnahme versuchen."

Im Jahre 1842 verließ Wagner Paris und kehrte erst siebzehn Jahre später in die französische Hauptstadt zurück, abgesehen von einigen Tagen, die er 1848 nach seiner Flucht aus Dresden hier verbrachte. Während seiner Abwesenheit aber wurde er dem musikliebenden Publikum bekannt gemacht. In einigen Konzerten wurden Teile seiner Opern gespielt, und die Musikschriftsteller entbrannten auch in Paris in heißer Fehde, an ihrer Spitze der bekannteste und einflußreichste damalige französische Kritiker Fétis, der Wagner mit Max Stirner vergleicht und seine kritische Biographie mit dem Satze schließt,

Wagner halte sich selbst für Gott, bete sich an und erblicke in sich den Gipfelpunkt der Menschheit. Gegen Fétis rückten die Dichter Baudelaire und Theophil Gautier ins Feld, die zu den ersten französischen Anhängern Wagners gehörten, andere mischten sich ein, und all dieser Streit trug sehr dazu bei, Wagner auch für die Pariser interessant zu machen.

Aber ganz so bekannt, wie Wagner selbst bei seiner Ankunft am Pariser Nordbahnhofe im September 1859 hätte glauben können, war er doch nicht. Denn am Bahnhofe wurde ihm von einem Zollbeamten, der ihn aus den Händen der untergebenen Zöllner befreite und dem er seinen Namen nannte, als Antwort darauf eine Melodie aus Tannhäuser vorgesummt. Dieser Beamte, der dann während Wagners zweitem Pariser Aufenthalt zu den vertrautesten Freunden des Komponisten gehörte, war Edmund Roche, Musiker, Dichter und Zollbeamter, Verfasser eines nach seinem Tode herausgegebenen, mit Illustrationen von Corot geschmückten Bandes Gedichte und erster französischer Übersetzer des Tannhäusers.

Diese Oper wurde auf Verwendung der Fürstin Metternich, der Gattin des österreichischen Gesandten, zur Aufführung angesetzt, obgleich der Direktor der Oper andere Werke bereits angenommen hatte. Der Direktor, Alphons Royer, arbeitete insgeheim gegen Wagner, auch der Chef d'orchestre Dietsch wollte nichts von der „Zukunftsmusik" wissen; Berlioz, früher mit Wagner befreundet, jetzt aber, wo seine Oper „Les Troyens" zugunsten des Tannhäusers zurückgedrängt wurde, nicht wenig pikiert, veröffentlichte eine Art von Manifest gegen die „Zukunftsmusik", die wegen der direkten Einmischung der Tuilerien erbitterten oppositionellen Blätter stimmten ein, und bald sprach ganz Paris nur noch von Wagner, von Tannhäuser, von Zukunftsmusik.

Und damit setzen auch die Karikaturisten ein. Die hier abgebildete Lithographie von dem bekannten Maler und Zeichner Celestin Nanteuil habe ich leider nicht datieren können. Doch scheint das Blatt dieser Zeit anzugehören. Cham, der damals trotz den ungleich größern

Richard Wagner spielt Paris zum Tanze auf.
Lithographie von Celestin Nanteuil. (1860?)

Wagner dirigiert das aus „Zukunftsmuſikern" beſtehende Orcheſter.
Zeichnung von Cham im Charivari vom Jahre 1860.

Daumier und Gavarni vielleicht der beliebteſte Karikaturiſt war, kommt im Charivari wiederholt auf Wagner und den Tannhäuſer zu ſprechen. Schon mehrere Monate vor der erſten Aufführung verſuchte er ſeinen Witz an der „Zukunftsmuſik". Die über das verſtimmte Klavier klagende Dame wird von ihrem Gatten getröſtet, Wagners Zukunftsmuſik klinge gerade auf ſolchen Inſtrumenten am beſten, Wagner wird dargeſtellt, wie er zur Ausführung ſeiner Zukunftsmuſik Zukunftsmuſiker, das heißt ein Orcheſter von Wickelkindern dirigiert. Am 10. März bringt er ſieben, in der Art Chams ſpießbürgerlich harmloſe Zeichnungen. Man ſieht da, wie ſogar die Muſiker des Orcheſters, der Chef an der Spitze, bei den Proben einſchlafen, wie die von Wagner verdammte Claque in Verzweiflung gerät, wie der Komponiſt einen gähnenden Hörer zurechtweiſt, und dergleichen Späße mehr. Ähnliche Witze gibt derſelbe Zeichner im Charivari vom 17. März zum beſten. Ein Hörer beklagt ſich über den fürchterlichen Lärm der Muſik, und der Komponiſt antwortet mit deutſchem Akzent: „Sie ſoll aber von hier aus auch in Deutſchland gehört werden." Dann iſt wieder die Claque da, der man auf Befehl Wagners die Hände auf den Rücken gebunden hat, in den Logen wird fortwährend Sauerkraut gegeſſen, ein Hörer iſt ſtocktaub geworden, Venus klagt, wie langweilig es ſei, dieſen Tannhäuſer lieben zu müſſen. Die Logenſchließerin

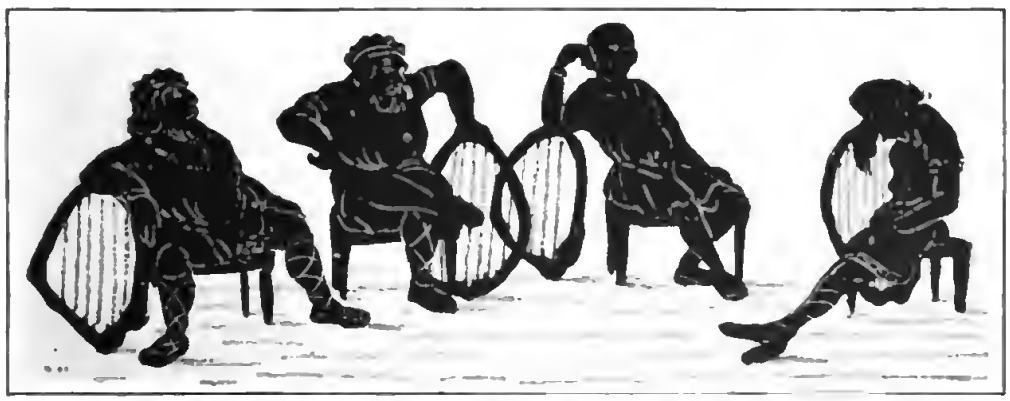
bittet einen Herrn, nicht so laut zu schnarchen, weil er sonst die Leute in der Nachbarloge aufwecke usw. Am 25. März schwingt sich Cham sogar zur Politik auf, die ihn sonst nur selten interessiert: Frankreich sitzt schlafend auf dem Throne, vor ihr steht mit seiner Laute der singende Tannhäuser, den Deutschland näher an die Schlafende heranzuschieben bemüht ist, und darunter steht: „Aus Angst um ihre Provinzen am Rhein schickt Germania den Tannhäuser, damit er Gallia in Schlaf singe." Am 31. März werden wieder einige kleine Schwänke erzählt: Ein wütender Vater zieht einen sich heftig sträubenden Jungen die Operntreppe hinauf: „Wenn Du nicht sofort Besserung versprichst, mußt Du den Tannhäuser anhören!" — „O, um Gottes willen! Ich will es ganz gewiß nicht wieder tun!" Am 5. April schnürt Morpheus sein Bündel und sucht eine andere Stelle, denn auf Erden ist er nicht mehr nötig. Wagner hat ihn aus seinem Amte als Schlafbringer verdrängt.

Im „Journal amusant" vom 13. April verbindet sich der Zeichner mit dem humoristischen Schriftsteller. Unter dem Titel „Le Tanne-aux-airs par Monsieur Vagues-Nerfs" wird darin eine Parodie auf den Tannhäuser von Michel Noël veröffentlicht, die des Humors nicht entbehrt. Überhaupt bemächtigten sich die Parodisten der deutschen Oper. Vor mir liegen zwei kleine Textbücher aus jener Zeit „La Tanne aux airs" von Clairville-Barbier, die im Theater Déjazet gegeben wurde, und „Vameinherr" von Lambert Thibouet und Delacour, aufgeführt in den Variétés, wo besonders die von Victor Chéri komponierte „Kakophonie der Zukunft", begleitet von Harfen, Gesang und gelehrigen Hunden, großen Erfolg hatte. Beide Textbücher sind ganz merkwürdig dumm und witzlos. Ich habe von keinem mehr als zwei Seiten lesen können, während ich die Parodie des „Journal amusant" ganz erträglich fand.

Acht Jahre später, am 8. April 1869, wurde wieder eine Wagneroper in Paris aufgeführt. Pasdeloup, der Direktor des Théâtre Lyrique, gab den Rienzi. Die Musik Wagners war inzwischen durch die Konzerte schon bekannter geworden und hatte sich Freunde erworben, auch lag jetzt nicht wie im Jahre 1861 eine Intrige mit politischer Ursache gegen Wagner vor, und wenn Rienzi es trotzdem nicht zu einem Erfolge brachte, so war daran erstens die wirklich sehr schlechte Aufführung des stark gekürzten Werkes schuld, und zweitens die einfache Tatsache, daß es der Kritik und dem Publikum aus rein musikalischen Gründen nicht gefiel.

Der Aufführung des Rienzi verdanken wir die beste französische Karikatur Richard Wagners. André Gill zeigte ihn am 18. April 1869, wie er, in einer großen Ohrmuschel stehend, mit grimmigen Hammerschlägen den Notenmeißel durch das Trommelfell treibt. Die nämliche Nummer der „Eclipse" enthält einen sehr sympathischen Aufsatz über die Musik Wagners.

Künstlerisch bei weitem nicht so gut wie die Karikatur von André Gill ist



Parodie auf den Sängerkrieg in der Wartburg. Zeichnung von M. Noël im Journal amusant. 1861.

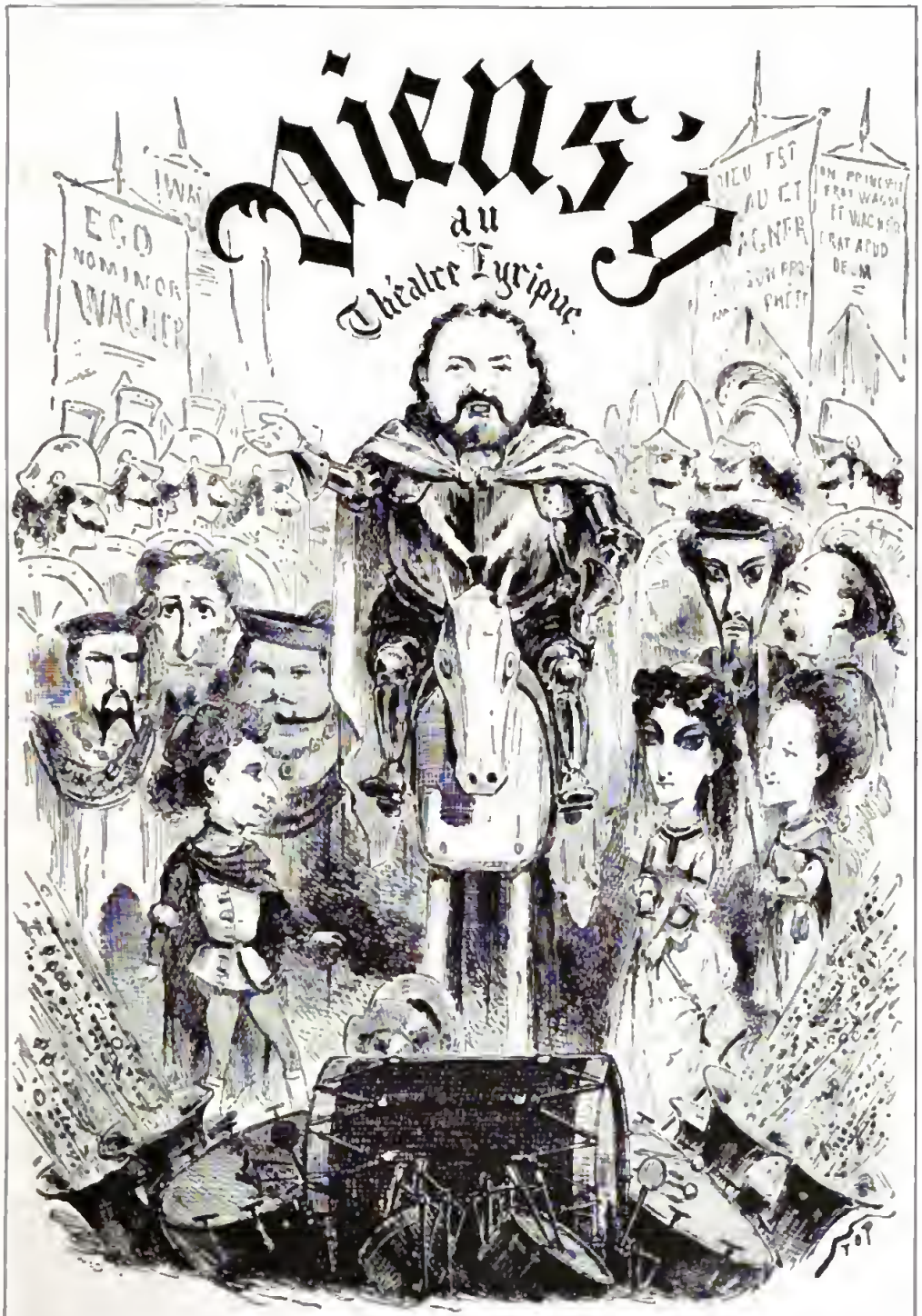
die Zeichnung von Stop, die am 1. Mai im „Journal amusant“ erſchien, aber ſie iſt intereſſant, weil ſie alle Träger der Hauptrollen mehr oder weniger ähnlich darſtellt. Auf den Bannern im Hintergrunde iſt zu leſen: Ego nominor Wagner. — Dieu est grand et Wagner est son prophète — In principio erat Wagner et Wagner erat apud Deum. Die Unterſchrift der Zeichnung enthält eine Anhäufung der abſurdeſten Kalauer, eine Gattung des Witzes, die ſich ſonderbarerweiſe von jeher im Vaterlande des Eſprit der größten Beliebtheit erfreut.

Daß während und in den nächſten Jahren nach dem großen Kriege das franzöſiſche Publikum von Wagner nichts wiſſen wollte, kann man ihm nicht ganz übelnehmen. Denn Wagner hatte in ſeinen Schriften und ganz beſonders in der unter dem Eindrucke der Siegesnachrichten im Dezember 1870 geſchriebenen Poſſe „Eine Kapitulation“ einen Franzoſenhaß gezeigt, der beinahe den in Arndts Kriegsliedern ausgeſprochenen, an Fanatismus grenzenden Gefühlen die Wage hält. Jahrelang konnte alſo von der Aufführung einer Oper Wagners in Paris nicht die Rede ſein.

Mit verſchwindenden Ausnahmen ergriffen alle Zeitungen, alle Schriftſteller, alle Muſiker Partei gegen das, was man im Gegenſatze zu dem „genre éminemment français“ den „Wagnérisme“ nannte. Einige wenige Komponiſten fürchteten ſich nicht, den „Wagnérisme“ offen zu verteidigen, die meiſten aber dachten wie Saint-Saëns, der ſich im Auguſt 1880 in einem offenen Schreiben für den „Ruhm der franzöſiſchen Schule“ ausſprach und heftig gegen die Verdächtigung proteſtierte, ein „Apoſtel der Religion von Bayreuth“ zu ſein. Ein anderer bekannter Komponiſt, Victor Maſſé, hatte im Jahre 1873 öffentlich erklärt, auf den vom franzöſiſchen Staate ſubventionierten Theatern dürften Arbeiten preußiſcher Komponiſten nicht gegeben werden. Damals hatte es ſich gar nicht um Wagner gehandelt, ſondern um Flotow, deſſen Muſik den Verfechtern des genre éminemment français gewiß nicht zuwider war.

Karikatur auf Richard Wagner von André Gill aus L'Eclipse vom Jahre 1869.

Wenn aber die Franzoſen auch keine Gelegenheit hatten, am öffentlichen Orte die Muſik Wagners zu hören, ſo mußten die franzöſiſchen Blätter doch von den Ereigniſſen in Bayreuth berichten, und ſo griffen im Jahre 1876 bei Gelegenheit der erſten Feſtſpiele auch die Karikaturiſten wieder zu ihrem Stifte. In dieſem Jahre ſind in



Karikatur zu Rienzi von Stop aus dem Journal amusant vom Jahre 1869.

der französischen Presse so viele Dummheiten über Wagner veröffentlicht worden, daß man erstaunt ist, bei späteren Gelegenheiten das damalige Beispiel noch weit übertroffen zu finden. Die Zeichner sind viel harmloser und weniger dumm als die Schreiber, aber auch sie schießen weit über die vom guten Geschmack gesteckte Grenze hinaus.

Mars brachte im „Journal amusant" mehrere Seiten seiner saloppen Einfälle unter dem Titel „De Paris à Bayreuth", worin die Biertrinker eine größere Rolle spielen als die Musikliebhaber. Eine dieser Zeichnungen stellt Richard Wagner als radschlagenden Pfau dar, und darunter steht eine Parodie seiner Ansprache, die damals so viel Staub aufwirbelte: „Wenn Sie es wollen, werden wir endlich eine Kunst haben!" Und im „Sifflet" zeigte H. Meyer den mit einer preußischen Pickelhaube geschmückten Komponisten, wie er von der Höhe einer andern Pickelhaube, welche die Aufschrift „Théâtre de Charenton-Bayreuth" trägt (in Charenton bei Paris ist eine bekannte Irrenanstalt) seine Musik dirigiert. Cham ging noch weiter und sperrte Wagner gleich ins Irrenhaus, wo der kalte Wasserstrahl auf seinen Kopf niederrauscht, und dergleichen Geschmacklosigkeiten mehr. Beiläufig sei bemerkt, daß die giftigsten und einfältigsten Angriffe auf Wagner und seine Bayreuther Schöpfung von dem in Cöln geborenen Feuilletonisten Albert Wolff herrührten, der in echter Renegatenart seinen deutschen Ursprung durch gehässige Angriffe auf den einstigen Landsmann zu vertuschen suchte.

Der Komponist der Zukunft.
Zeichnung von Henri Meyer aus dem Sifflet vom Jahre 1876.

Im Winter 1876 machte Pasdeloup einen neuen Versuch: er gab in seinen Konzerten den Trauermarsch aus der Götterdämmerung. Die musikverständigen Patrioten, die in hellen Haufen zu dem Konzert gekommen waren, brachten durch ihr Heulen, Pfeifen und Trampeln nicht nur den Trauermarsch, sondern auch die Ouvertüre des Freischütz, die sie gleichfalls für ein Werk Wagners hielten, zu Fall und das Orchester zum Schweigen. Dieses komische Mißverständnis führte den Schriftsteller Octave Mirbeau auf die amüsante Idee, dem Dirigenten Pasdeloup den Rat zu geben, er solle doch die Musik Wagners unter anderem Namen aufführen lassen und so den wirklichen Liebhabern ungestörte Gelegenheit geben, Wagners Werke kennen zu lernen.

Nachdem in den nächsten Jahren die Pariser Musikverständigen in mehr oder weniger privaten Konzerten die Bekanntschaft der verschrienen Zukunftsmusik gemacht hatten, wagte es Colonne im Winter 1880, öffentlich einzelne Teile

„Wenn Sie nun wollen, so haben Sie eine Kunst!" Zeichnung von Mars aus dem Journal amusant vom Jahre 1876.

Wagnerscher Opern spielen zu lassen. Sein Beispiel wurde im nächsten Jahr, von Lamoureux befolgt, und wenigstens den Musiker, wenn nicht den Operndichter Wagner konnte der Pariser in den achtziger Jahren fast restlos kennen lernen. Die Patrioten kümmerten sich nicht um diese Veranstaltungen, das große Publikum wußte nichts von ihnen, und außer einer Reihe mehr oder weniger komischer Einfälle von Robida, die in der „Caricature" erschienen, und einem auch nicht gerade brillanten Bildwitze von Draner im „Journal amusant" ließ auch die Karikatur diese Konzerte unbeachtet. Ein von dem Direktor des Prager Theaters Angelo Neumann unternommener Versuch, Lohengrin in Paris zur Aufführung zu bringen, wurde aufgegeben, nachdem er den Zorn der Patrioten entfesselt hatte und ebensowenig konnte der Direktor der Nationaloper die nämliche Absicht ausführen. Aber diese Vorfälle hielten die Aufmerksamkeit des Publikums auf Wagner gerichtet, und so mußte sogar der Tod des Königs Ludwig einem Karikaturisten des „Triboulet" Anlaß geben, einen Wagner darzustellen, der im Jenseits die Todesnachricht liest und meint, eigentlich sei seine Musik die wahre Ursache König Ludwigs II. gewesen.

Noch zwei große Schlachten mußten geschlagen werden, ehe Paris sich mit Wagner abfand. Bei beiden drehte es sich um Lohengrin. Im Jahre 1887 zwangen die Patrioten die Regierung, den Dirigenten Lamoureux zu ersuchen, von weiteren Aufführungen der Wagneroper im Edentheater abzusehen, vier Jahre später aber machte eine andere Regierung dem Unfug ein Ende, verjagte die Ruhestörer aus dem Opernhause und vom Opernplatze und kümmerte sich nicht um das Gezeter der Patriotenblätter, das 1891 stärker war als je vorher, dank den Bemühungen eines unter dem bezeichnenden Titel „La Revanche" erscheinenden Hetzblättchens, das man heute nur mit großer Verwunderung lesen kann, so weit liegen diese Zeiten hinter uns. Aus dem Jahre 1887 stammt eine Karikatur des „Grelot", wo links Wagner der am Boden liegenden Lutetia von 1870

Wagner bestellt sich einen Hut mit Gloriole. Zeichnung von Cham aus dem Charivari vom Jahre 1876.

seine Leier um die Ohren schlägt, während ihm rechts die nämliche Dame von 1887 den allerdemütigsten Beweis ihrer Unterwürfigkeit gibt.

Seit dem energischen Auftreten der Regierung im Jahre 1891 hat sich die Sachlage dermaßen geändert, daß man beim Durchblättern der alten Zeitungen die größte Mühe hat, sich in die damalige Stimmung zurückzudenken. Heute wird Wagner nicht nur allenthalben in Frankreich gespielt, er ist sogar derjenige Komponist, welcher der Großen Oper die höchsten Einnahmen bringt. Nur zehn Jahre nach dem, was „La Revanche" „die Schlacht an der Oper" nannte, im Jahre 1902, nahm die Große Pariser Oper mit Richard Wagners Wer-

Wagner im Jenseits.
Zeichnung aus dem Triboulet vom Jahre 1888.

Liszt sucht sich an Wagners Ruhmesstrahlen mit zu sonnen.
Zeichnung von Cham aus dem Charivari vom Jahre 1876.

ken rund eine Million ein bei einer Gesamteinnahme von rund drei Millionen.

Der Komponist, gegen den man sich so heftig gesträubt hatte, repräsentiert also jetzt für sich allein den dritten Teil des französischen Opernlebens. Alle französischen Komponisten zusammen haben in dem nämlichen Jahre nicht mehr als rund 1340000 Francs in die Kassen der Pariser Oper gebracht. Zahlen sind beredt, auch in Sachen der Künste, und hier beweisen sie — deutlicher als sonst irgend etwas — wie überraschend die Pariser Verhältnisse sich in jüngster Zeit zugunsten Wagners geändert haben.

Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.

Wilhelm Hegeler, Pietro der Korsar und die Jüdin Cheirinca (Berlin 1906, E. Fleischel & Co.). — Felix Dörmann, Der köstliche Rudi und andere Geschichten (Wien 1906, Paul Knepler). — Ossip Schubin, Der Gnadenschuß (Berlin, Gebr. Paetel). — Auguste Hauschner, Zwischen den Zeiten (München 1906, Albert Langen). — Oskar Blumenthal, An Diesen und Jenen (Berlin 1906, F. Fontane & Co.).

An der felsigen Küste der Riviera-Levante, zwischen Camogli und Chiavari, steht mit zyklopischen Mauern, von dem immer weiter vordringenden Meere umspült, ein gewaltiger Leuchtturm. Sarazenen bauten ihn einst als Bollwerk, und vor vielen Jahrhunderten hat sich in ihm ein blutiger, außerhalb der Grenzen gewohnten Geschehens stehender Vorgang ereignet, der noch heute in der Erinnerung der Küstenbewohner fortlebt und die abergläubischen Köpfe der Fischer mit Grauen vor dem schwarzen Gemäuer erfüllt. Auch in der Phantasie eines deutschen Erzählers hat dieser Turm Unheil angerichtet, der nächtens aufragt „finsterer als alle Finsternisse ringsum, wuchtig und ungeheuer und dabei von unsagbarer Traurigkeit erfüllt, als litte er an seiner eigenen Kraft". Noch einmal flammen die Holzstöße und Pechfackeln, das Blitzen der Dolche und der Feuerschein spiegeln sich in Blut- und Weinlachen, Dirnen kreischen auf beim wüsten Gelage, und dumpf rollt das Meer die Begleitung zum frechen Sang der zechenden Korsaren, die es beherrschen. Das ist der seltsame Rahmen, in den hinein von Wilhelm Hegeler zwei noch seltsamere Menschen gestellt werden: „Pietro der Korsar und die Jüdin Cheirinca." Das Buch, das von ihnen erzählt, ist eben bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienen; und immer wieder fragt man sich davor: Wer und was ist denn nun eigentlich dieser Wilhelm Hegeler? Wo liegt die faculté maîtresse seines Wesens? Wo der Mittelpunkt, in dem die so ganz verschiedenen Ausstrahlungen seines Talentes sich treffen? Und ziemlich ratlos steht man vor einem Zickzackkurs, den zu begreifen man außerstande ist.

Man vergegenwärtige sich nur einmal Wilhelm Hegelers Hauptwerke. Er begann mit „fröhlichen" Romanen, mit „sonnigen Tagen", humoristischen Idyllen. Plötzlich, ohne jeden Übergang, riß er uns mit dem düstren „Ingenieur Horstmann" in das Dunkel lichtloser Welten. Es war ein Sprung wie von Dickens zu Dostojewski. Man suchte vergeblich nach den Verbindungsfäden. Und wieder flocht er uns aufs Rad und marterte uns mit dem „Pastor Klinghammer", dem Brudermörder, der sich und uns quält. Ebenso jäh, wie sie begonnen, schien diese Raskolnikow-Epoche für ihn zu enden. An Stelle der verderbten, ehebrecherischen Frauen malte er urplötzlich eine verklärte Heilige, die schon auf Erden seraphischer Glanz umschwebt — die Marie Luise in den „Flammen" —, und diese Flammen selber waren nicht mehr Höllen-, sondern Läuterungsgluten. Fast gar zu himmelhoch verstieg er sich bei dieser Darstellung reinster Menschlichkeit. Und nun watet derselbe Dichter mit einem Male knietief in Blutströmen und Seeräuberromantik des XIII. Jahrhunderts. Was heißt das, und wer erklärt das? Wer vermag vor solchen heterogenen Werken noch die natürliche Linie aufzuspüren, die das Schaffen jeder Persönlichkeit zeigt? Wer die „Einheit im Zerstreuten" zu entdecken, die auch grundverschiedene Ausstrahlungen geschwisterlich bindet? Es gibt nur eine Erklärung dafür. Die, daß Wilhelm Hegeler vornehmlich Phantasiekünstler ist, der reine Artist. Daß ein ungewöhnliches Bild, welcher Art es sei, ihn jählings reizt und er daraus kraft seiner künstlerischen Fähigkeiten alles übrige ableitet. Direkt darauf hin deutet ja die Einleitung zu dem neuen Buche. Und vieles andere scheint diese Ansicht zu unterstützen, nicht zuletzt die ganz außerordentliche Objektivität, mit der Hegeler gestaltet, eine Objektivität, die manchmal fast erkältend wirkt, weil sie weder Sympathien noch Antipathien kennt. Dieser Erzähler hat für seine Menschen fast nur künstlerisches Interesse. Deshalb bringt er den mordenden Korsaren und dem priesterlichen Brudermörder Klinghammer genau die gleiche Teilnahme entgegen, wie den unbefleckten und reinen Menschenbildern, die er uns in den „Flammen" vorstellt. Ja, eigentlich noch eine größere, weil die Verbrecher ihn vor psychologisch schwierigere Aufgaben stellen. In den Pastor Klinghammer, diesen schauderhaften und auf die Nerven fallenden Kerl, hat er sich mit wahrer künstlerischer Inbrunst vertieft und hat den abstoßenden Menschen mit einer Delikatesse, einem Reichtum von Nuancen, einer psychologischen Meisterschaft ausgemalt, daß man den Künstler bewundert, so unsympathisch die Gestalt ist. Man sieht, wie wenig menschliches Fühlen und Urteilen das

künstlerische Interesse des Erzählers zu beeinträchtigen vermag. Offenbar kettet er sich auch menschlich gar nicht an seine Gestalten. Deshalb sagen sie nur über sein Künstlertum etwas aus, nichts (oder verhältnismäßig wenig) über sein Menschentum. So ließe es sich allerdings dann erklären, daß sie gleichsam ohne tiefere Beziehung zueinander und zu ihrem Schöpfer in der Luft schweben, daß man vergeblich nach der „Linie" sucht, die sie verbindet, daß man eben auch nur ein reines Kunsturteil über sie abgeben kann. Sie wären dann nicht tieferen menschlichen Notwendigkeiten entsprungen, sondern von der beweglichen Phantasie ergriffen und von starker Künstlerhand mit großer (interesseloser) Objektivität gestaltet. Faßt man Hegeler in diesem Sinne als den reinen Phantasiekünstler und Artisten auf, so begreift man die Aufeinanderfolge so heterogener Werke.

Ins XIII. Jahrhundert werden wir also diesmal geführt, und gleich zu Beginn gesellt sich zur Romantik des alten Sarazenentumes ein Stück Kreuzzugsromantik. Auf der Fahrt nach dem heiligen Lande hat ein deutscher Ritter mit seiner als Knappe verkleideten Liebsten bei den Mönchen vom Monte allegro genächtigt und, überanstrengt von einem allzuschnellen Ritt, ist besagter Pseudoknappe vor der Zeit im Kloster niedergekommen und an den Folgen der Geburt gestorben. Der Ritter fällt bald darauf in einer Schlacht gegen die Ungläubigen, und das blonde Knäblein wächst als Pietro bei italienischen Bauern auf, die in der Nachbarschaft des Piratenturmes hausen. Ein Jüngling noch, wird er in die Korsarenbande aufgenommen, spellt Köpfe und watet in Blut, als wär' es das Natürliche und Selbstverständliche, und ist wie ein schönes, kühnes Raubtier, wie ein junger „Berberlöwe, den die Natur geheißen hat, in jedem lebenden Wesen eine Beute zu sehen, und dem Furcht so fremd ist wie Mitleid". Nur *ein* weicheres Gefühl berührt ihn: das ist seine innige Freundschaft und Verehrung für einen älteren Korsaren, der sich seiner angenommen hat, für Salvatore. Hier ist Pietros verwundbare Stelle; hier setzt der Hebel auch an, der diese Welt aus den Angeln hebt.

Salvatore nämlich hat sich aus Spanien ein seltsames Geschöpf mitgebracht: die junge Jüdin Cheirinca, die, klug, brennend ehrgeizig, kühn, sinnlich, den zum Hauptmann Gewählten bald völlig beherrscht. Gleich den meisten Piraten haßt und verachtet Pietro die Jüdin, weil sie seinen angebeteten Freund so verwandelt hat. Aber bald hat sie auch ihn verhext, seine Anschauungen verwirrt, ihn zum Grübler gemacht, durch kühne Pläne ihn gefesselt, kurz, ihn mit Haut und Haaren in ihre Netze gezogen.

So ist der Konflikt zwischen den beiden Freunden, die bisher wie Vater und Sohn zusammenstanden, gegeben. Es kommt zu einer Aussprache zwischen ihnen; noch einmal, als der Junge sieht, wie Salvatore leidet, bricht mächtig das alte Freundschaftsgefühl durch: „Cheirinca sei Dein! Fahr mit ihr ab! Heut noch fahr ab!" Aber nachher verwünscht er sich selber, daß er sich von dem „hündischen Winseln" des Alten hat erweichen lassen: „Weh Dir, wenn Du zurückkehrst, Salvatore!" Bis dahin trägt Pietro Wut, Schmerz und Aufruhr allein in den Bergen spazieren, und hier werden ein paar liebliche Episoden in das blutige Drama geflochten. Der Mann, der sein Leben lang geraubt und gemordet hat, läßt sich von einem unschuldigen Kind, das er trifft, so nebenbei vom Herrn Jesus erzählen, ja, sich sogar in die einsame Klosterkirche mitnehmen. Immer unsichrer und in sich selbst verwirrter fühlt er sich: vom Glauben und dem Gesetze der Seeräuber hält er nichts mehr, aber auch die Lehre des Gekreuzigten stößt ihn ebenso sehr ab, wie sie ihn anzieht, dazu die Gedanken an Salvatore, die ehrgeizigen Pläne, die Cheirinca ihm eingeblasen, ... und hinter alledem die verteufelte kleine Jüdin, ohne die er wie ein Dolch ohne Heft ist und die Salvatore nun mit auf die Raubfahrt genommen hat! Bei der Heimkehr muß die Entscheidung fallen. Und grollend, in heimlichem Aufruhr kehren die Piraten zurück: gegen den Hauptmann, der von der Jüdin verhext, der ein verdrossener Zauberer, ein altes Weib geworden sei, rebellieren sie. Aber der Hauptmann kommt ihnen zuvor: er bestimmt, daß das alte „Blutspiel" gefeiert würde, bei dem zwei Kämpfer mit den Dolchen gegeneinanderstürmen, bis mindestens der eine tot am Boden liegt. Und diese Kämpfer sollen diesmal Pietro und er sein. Auch über Cheirinca fällt damit die Entscheidung. Wie Salome vor Herodes Antipas um das Haupt des Johannes, tanzt sie vor den Korsaren und insbesondere vor Pietro um den Tod Salvatores. Und in dem furchtbaren Zweikampf sticht Pietro, obwohl er sich erst nur verteidigen wollte und selber den Tod auf sich nehmen, Salvatore wirklich nieder. Das Jubelgetöse der Bande begleitet seinen Sieg, er selber wird nun zum Hauptmann ausgerufen, doch die furchtbare Tat lähmt ihn förmlich. Den Mann, dem er alles verdankt, hat er getötet. Da sagt jemand neben ihm: „Den hat die Jüdin umgebracht." Und plötzlich packt ihn ein rasender Grimm, ein Verlangen nach neuen Schmerzen, furchtbaren Untaten. Er hält Gericht, er spricht zu den Genossen. Er spricht davon, welch ein herrlicher, ritterlicher Mensch Salvatore einst gewesen und wie er zuletzt geschändet worden sei, im Mark zerfressen, seiner selbst beraubt. Durch wen? Durch das Weib, durch das fremde, böse Geschlecht, das im Dunklen schleicht, Gift spritzt, Aufruhr und Haß stiftet. Eins sei notwendig: die Weiber müßten fallen. Das ist das Signal zu einem fürchterlichen Blutbad. Die stolze Cheirinca stößt sich selbst den Dolch ins Herz, die andern werden

niedergemacht, zerstampft, ins Meer geworfen, daß sich das Wasser vom Blut so vieler Erschlagener färbt. Und dann fahren die Korsaren aus: Pietro steht allein am Steuer. Emportauchende Leichname grüßen ihn, doch ist dieser Anblick noch erträglich; schlimmer ist, was sein inneres Auge in der Grabeshöhle der eigenen Brust sieht. Er lenkt das Schiff vom Lande ab. „Wohin führte sein Lauf? Er wußte es nicht."

Das ist die Geschichte von Pietro dem Korsaren und der Jüdin Cheirinca. Sie endet, wie man sieht, mit einem Fragezeichen. Wohl hat sich das Geschick der Jüdin erfüllt, nicht jedoch das Pietros. Was wird aus ihm? Ist der Same, der durch die Erzählungen Cheirincas und des unschuldigen Kindes in sein Herz fiel, für immer vernichtet? Bleibt die „Grabeshöhle" in seiner Brust? Eine Ungewißheit stellt sich neben die andre, und man fühlt sich selber auf einem großen Meere treiben, ohne zu erfahren, wohin die Fahrt geht. Auch dies mag doch für Hegeler charakteristisch sein. Sein künstlerisches und psychologisches Interesse an dem Helden ist erschöpft — da bricht er ab. Noch einen zweiten Einwurf kann man ihm machen, nämlich den: daß er den Sohn des XIII. Jahrhunderts, den Mann, der das Kämpfen und Töten wie ein Handwerk betreibt, der viele Jahre durch Blut gewatet ist, zuletzt zu sehr ins Modern-Sentimentale malt. Die Subtilität des Empfindens will zu dem Seeräuber nicht stimmen; Hegelers psychologische Feinheit versucht sich am untauglichen Objekt. Das hinterläßt einen Zwiespalt, eine Disharmonie. Man stelle sich etwa vor, daß die letzten blutrauchenden Szenen des Nibelungenliedes in modern-psychologischer Art erklärt würden. Unser Gefühl würde sich dagegen wehren. Diesen einfachen, geradlinigen, über das Gewöhnliche hinausragenden Kindern einer rauheren und härteren Zeit können wir nicht unsre differenzierten Empfindungen unterschieben. Nur auf einfachen großen Motiven kann sich das Heroische aufbauen. Blutbäder des XIII. Jahrhunderts, die leicht das Entsetzen des modernen Menschen erregen und denen er fremd und halb verständnislos gegenübersteht, gleichwohl mit der subtilen Psychologie der modernen Zeit zu begründen, das ist ein Widerspruch in sich selbst.

Im ganzen weiß man doch nicht recht, was man mit dieser blutrot-phantastischen „Räuberpistole" anfangen soll. Manchmal ist darin wohl die Stimmungsgewalt alter, düstrer, blutiger Gedichte erreicht; manchmal aber denkt man auch an verflossene Indianergeschichten. Daß sich liebliche Episoden zwischen Mord und Totschlag schieben und dann nach dem Gesetze des Gegensatzes um so schöner und eindringlicher wirken, war schon gesagt. Von den Nebenfiguren ist eine eine Meisterleistung: der dicke Piombolo. Und um zuletzt von dem Stil zu reden, in dem das Werk geschrieben ist: er hat bei der Bedeutung, die der Stimmung hier zufällt, starke und volle lyrische Prägung; er ist fest und farbig, er trägt das Ganze und ist künstlerisch ausgezeichnet, ohne daß er doch eigentlich ein persönlicher Stil genannt werden kann. Es ist ein objektiver Stil.

Harmloser und minder exotisch gibt sich der Wiener Felix Dörmann, der eigentlich Biedermann heißt, zur Hälfte Dichter, zur Hälfte Journalist ist und in seinem Büchlein „Der köstliche Rudi und andre Geschichten" (Wien 1906, Paul Knepler) die natürliche Begabung aller Wiener fürs Feuilleton, für das witzig hingeplauderte Nichts, für die Schaumtorte nicht verleugnet. Vor 15 Jahren, als er noch Lyriker war, hat er ein Gedicht geschrieben, das sehr bekannt geworden ist, weil es für die sich damals noch recht ungebärdig aufführende „neue" Richtung typisch erschien. In diesem Gedicht, das die Überschrift trägt „Was ich liebe", bekennt Felix Dörmann, daß er die „hektischen, schlanken Narzissen mit blutrotem Mund", die Qualengedanken, die kühlen, schillernden Schlangen u. a. am meisten goutiere, überhaupt alles, was seltsam, krank, herzlos sei.

Wie gesagt: dieses einen so kuriosen Geschmack verratende Gedicht wurde früher viel zitiert, als es einem Teil der „Modernen" noch am wichtigsten schien, den Gegensatz zu den „Alten" in schroffster Weise zu betonen. Man hatte genug vom Normalen und suchte und wollte das Anormale. Dafür fand Felix Dörmann Programmworte. Nicht mehr! Er konnte reden, aber nicht eigentlich bilden. Später versuchte er sich dann im Drama. — Die „Ledigen Leute" und der „Herr von Abadessa" wurden in Wien und Berlin gespielt, sind aber, wie es scheint, mit der Saison, die sie brachte, verschwunden. Bleiben noch die Novellen. Und plauderte das erste Buch auf diesem Gebiete vom „schönen Fritz", so plaudert das heurige und letzte vom „köstlichen Rudi".

Die große Mehrzahl der hier gesammelten Stizzen sieht ganz so aus, als wär' sie zuerst in dem Kaffeehaus erzählt worden, in dem sich die Wiener Literaten treffen (früher hieß es Grienſteidl). Die unvermeidlichen Dichter, Künstler und Schauspieler spielen natürlich die Heldenrollen, aber es ist ganz bezeichnend, daß es immer nur Halbtalentchen sind, die sich uns präsentieren, und daß sie ironisch belächelt werden. Gewöhnlich haben sie kein Geld, doch ihre „Mama" hilft aus. Durch den Geldmangel kommen sie in kuriose Situationen. In der ersten Geschichte gerät Rudi, der alles „köstlich" findet, in eine höchst aparte Verlegenheit, weil er nur zwei Kronen in der Tasche hat; in der zweiten schafft sich ein kluger junger Mann, obwohl er nie eine Zeile gedichtet hat, durch vielsagendes Schweigen und Achselzucken das Renommee eines großen Dichters und — bittet daraufhin um Vorschuß. In der dritten

versucht ein Maler 5000 Gulden zu pumpen. In der vierten muß eine Sängerin einem ihr nachgereisten Muttersöhnchen 100 Francs leihen, damit es zur Mama zurückkann. In der fünften wird von den Ästheten ein kunstbegeisterter Kaufmann zu pekuniären Opfern für die Kunst (d. h. für sie) veranlaßt. Und in den folgenden Skizzen werden Finanzoperationen von einer Krone an aufwärts vorgenommen. Nun zweifelt an dem chronischen Geldmangel der kleinen Literaten und der wirtschaftlichen Bedeutung des nervus rerum ja kein Mensch. Aber es ist etwas reichlich, wenn fast sämtliche Erzählungen eines Buches sich darauf aufbauen. Und man wird die Verwunderung nicht los, daß ein Autor, der sich doch zur Literatur rechnet, mit immer demselben Behagen das dürftige Feldchen beackert, das seit zwanzig und dreißig Jahren die Stoffe für die Wiener Zeitungsfeuilletons hat hergeben müssen.

Nur eine Erzählung führt uns in andre Kreise, in freiere Luft: das „Erlebnis einer Nacht". Anno 1848, in den Kämpfen der Österreicher um Norditalien, verspielt ein junger Offizier amtliche Gelder und schwankt nach Hause, um zum Revolver zu greifen, als ein alter Herr, der ihn beobachtet hat, ihm die zur Deckung nötige Summe in die Hand drückt. Bald stellt sich heraus, daß der Retter selber als Verwalter städtischer Gelder ungeheure Unterschlagungen begangen und kurz vor dem freiwilligen Tode mit dem Rest des veruntreuten Geldes eben noch etwas Gutes getan hat. Und seit der Offizier weiß, woher die Summe stammt, die ihn gerettet hat, wird er seines Lebens nicht mehr froh. Bei tollkühnem Vorgehen fällt er, sich selbst zur Erlösung, unter den Kugeln piemontesischer Schützen.

Das ist doch wenigstens eine Geschichte, die Hand und Fuß, die den „Falken" hat, die über das billige Literatenfeuilleton hinauswächst.

Wir können in Österreich bleiben, wenn wir Ossip Schubins letztes Buch — opus 34! — „Der Gnadenschuß" hier anreihen (Berlin, Gebrüder Paetel). Man braucht zwar nicht lange dabei Station zu machen. Ossip Schubin — das ist blutig gepeitschte Phantasie, krasse Effekte, knallige Moritaten, rasendes Tempo, und an Stelle der Katharsis tritt bei gläubigen und zartbesaiteten Gemütern ein Nervenchoc ein. Die holde Unschuld vom Lande wird die Beute scheußlicher Verführer und endet je nachdem als Kindesmörderin, Dirne oder etwas ähnliches. Im „Gnadenschuß" geht's nicht anders zu. Die Stasa wird vom Förster Pribik vergewaltigt (Moral: Bade zuhause und nicht gegen mütterlichen Befehl bei Mondschein im Waldbach); als ihr vom Militär heimkehrender Bräutigam davon hört, springt er mit dem Messer auf den Förster zu, der jedoch schleudert ihn zurück, der arme Jenik hat das Pech, gerade gegen eine scharfe Tischecke zu fallen, und mit Liebe, Eifersucht und Leben ist's für immer vorbei. Dann kommt Stasa in städtischen Dienst, und hier entwickelt sich das Heimweh in ihr, das nach Ossip Schubin „eine charakteristisch-slawische und ganz besonders böhmische Eigenschaft ist". Aber sie kann nicht heim, da ihre Dame krank wird. Die Dame schenkt ihr ein Sparkassenbuch über 2000 Gulden mit den Worten: „Heb' das Buch auf, sag' vorläufig niemand etwas davon, morgen schreib' ich Dir ein paar Zeilen auf, durch die ich es Dir bestätige, daß ich Dir das Geld geschenkt habe." Leser, merkst Du was? Natürlich stirbt die gute Dame, im Koffer des Dienstmädchens wird das Buch gefunden, und die „Diebin" wird davongejagt. Völlig geknickt fällt sie schließlich einem mehrfach vorbestraften Subjekt, einem Landsmann, in die Hände, der sie heiratet, sie aber zwingt, einem schändlichen Gewerbe nachzugehen. So, als Dirne, trifft sie Förster Pribik. Nicht genug damit: ihr Mann begeht einen Raubmord, Stasa wäscht ihm die blutigen Kleider aus, flüchtet dann aber auch in Angst und Ekel. Die Polizei ist hinter ihr her, sie ist der Mitschuld verdächtig, auf dem Grab ihrer Mutter findet man sie, aber gleichzeitig knallt es: Förster Pribik hat ihr den Gnadenschuß gegeben. „Es war die erste anständige Handlung meines Lebens," sagt er zu den Gendarmen, — „und nun tut Eure Pflicht!"

Ich hoffe, die meine durch die bloße Inhaltsangabe getan zu haben.

Von Schubinscher Phantasieüberhitzung hebt sich dann der ruhige Ernst einer anderen Österreicherin um so wohltuender und bedeutender ab. Vielleicht stammt auch diese Auguste Hauschner, die ich meine, aus Böhmen — wenigstens spielt dort ihr Roman „Zwischen den Zeiten" (Albert Langen, München 1906). Aber sie hat es nicht nötig, eine atemversetzende Fülle krasser äußerer Begebnisse aufeinanderzutürmen: sie läßt stillere Kräfte wirken, sie ist mehr leise als laut, sie fesselt uns durch innere Handlung, sie zwingt zur Hochachtung vor allem durch ihren sicheren Blick und die große Ehrlichkeit ihres Buches. Es ist ein sozialer Roman, den sie uns geschrieben hat, und er ist voll von tiefem Mitleid, ohne daß die Klarheit des Schauens darunter gelitten hätte. Gerade dies imponiert mir an dem Werke einer Frau so, daß trotz aller Stärke des sozialen Empfindens alle naheliegenden Extreme vermieden werden, daß mit einer ungewöhnlichen Beobachtungsgabe ein diese Beobachtungen doch erst fruchtbar machendes Wertungs- und Unterscheidungsvermögen Hand in Hand geht, daß mit einem Worte sich hier ein jeder Parteibevormundung entwachsenes Gerechtigkeitsgefühl offenbart, welches sich in ästhetischer Beziehung als künstlerisches Maß zeigt. Was sich rechts oder links auf Dogmen festgelegt hat, wird keine Freude an dem Buche haben. Das letzte Wort darin spricht nicht Herr Bebel, auch nicht sein Widerpart, sondern ein halb

Digitized by Google

Bildnis des Herrn Thomas Knorr.
Gemälde von Prof. Leo Samberger.

verbauerter, aber herzensgütiger Arzt. Natürlich kann er auch nur das große Fragezeichen hinmalen. Doch er tröstet die ganz verzagte Heldin des Buches, die Resi Rommel. Sie ist in die große böhmische Textilwarenfabrik eingetreten, nicht nur, um selber ihren Unterhalt zu finden, sondern vor allem um den Arbeitern zu raten und zu helfen und Segen zu stiften. Da hat sie nun Enttäuschungen über Enttäuschungen erlebt. Und diese Milieuschilderung, die Darstellung der Leiden und Freuden, der Dumpfheit und Stumpfheit, der Trägheit und Sinnlichkeit der Arbeiterbevölkerung ist ganz meisterhaft. Man begreift danach, weshalb Auguste Hauschner ein früheres Buch Max Liebermann gewidmet hat und selber vielfach mit Liebermann verglichen wurde. Sie ist in der Fabrik und den Häusern der Arbeiter zu Hause, als hätt' auch sie gleich ihrer Heldin in jener gearbeitet und in diesen zu helfen gesucht. Noch auf etwas andres möcht' ich aufmerksam machen: wie streng als künstlerisches Prinzip durchgeführt ist, daß man die Hauptgestalten (den jungen Lepold, den sozialistischen Führer 2c.) nur durch die Augen Resi Rommels sieht, daß also gleichsam von ihnen nur eine Seite, die ihr zugekehrte, beleuchtet wird. Das ist fast zu weit getrieben, so daß man vieles, z. B. das entscheidende Verhältnis zwischen Resi und Josef Kratky, aus Andeutungen erraten muß.

Der Titel des Buches erklärt sich leicht. Die Resi Rommel schauert in Herzeleid: all diese armen Menschen ... wär's nicht barmherziger gewesen, sie nicht zu dem Bewußtsein ihrer Lage aufzuwecken? Kann das bißchen Wohlstand, das man ihnen vielleicht verschafft, sie entschädigen für alles, was man ihnen dabei wegnimmt? Und sie bekennt: „Mir geht's im Grund nicht viel anders, als den armen Böhmischtaler Webern. Wir stehen alle wie zwischen zwei Zeiten. Von der alten macht man uns los, und in der neuen haben wir noch keine Wurzel. Alle miteinander sind wir nichts als Aussaat."

Reifen Menschen sei das Werk also bestens empfohlen. Gewiß: Auguste Hauschner reißt uns nicht auf feurigem Eliaswagen zum Himmel. Wir glühen und zittern nicht. Aber wir salutieren respektvoll ein Talent, das seine Gaben mit solchem Ernst und solcher Gewissenhaftigkeit anwendet.

Ein paar Worte noch über die klingenden Pfeile, mit denen Oskar Blumenthal neuerdings seinen Köcher gespickt hat. Es sind diesmal mehr Gruß-, als Kampfpfeile; als „Episteln und Ansichtskarten" gehen sie „An Diesen und Jenen" (Berlin 1906, F. Fontane & Co.). Wanderbriefe in liebenswürdigem Versgeklingel eröffnen den Reigen, in seinem eigentlichen Element ist der Versfeuilletonist aber dann erst, wenn er durch witzige Beziehungen, Pointen, überraschende Reime wirken kann. Am liebsten plaudert er über die moderne deutsche Literatur und wünscht etwa vor jüngster Frauenlyrik, daß einst die Zeit kommt, wo „jede Tochter möge Bücher schreiben, die ihre Mutter ruhig lesen kann!" Oder der Schalk spottet über die „Hirtenbriefe", die sich einstellen, wenn durch die Welt Hader und blutiger Groll geht: erst kommt von Björnson ein offener Brief ... dann kommt von Tolstoi ein offener Brief ... dann kommt ein Schreiben von Wildenbruch, das uns die Erlösung verkündet. So macht er über alles seine Glossen: über den Five o' clock und Bülows Telegramm an Liliencron, über neue Bühnen und Volksschillerpreis, über den neuen und den alten Kanzler („der alte hat Zitate uns geschaffen, der neue hat Zitate nur gebraucht"), über Autographenjäger, Soldatenromane, Kirchenbauten und vor allem über Drama und Dramatiker. Sehr niedlich das meiste und hübsch zugespitzt, manches wirklich geistreich, anderes unerlaubt billig. Aber das Ganze doch ziemlich zahm, als hätt' sich der Mann, der einst der blutige Oskar hieß, selber den Beißkorb angelegt. Seine Pfeile haben nicht mehr die scharfen Widerhaken, sondern höchstens noch Häkchen, und die Spitzen sind mit Komplimenten umwickelt. Warum? Weil er jetzt selber nicht nur Jäger, sondern auch Wild ist? Oder hat er sich ein Bäuchlein angeschafft und versucht's mit horazischer Lebenskunst? Jedenfalls: mir scheint, der Blutige ist durchaus nicht mehr blutig; er sticht nicht mehr scharf zu, er kitzelt nur ...

Saal aus dem Hause Thomas Knorr in München.

Illustrierte Rundschau.

Deutsche Privat-Galerien: die Sammlung Thomas Knorr in München. — Von der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung: Parkhäuschen von W. Lossow. — Das sächsische Haus von Prof. W. Kreis. — Diele im Sächsischen Hause von Max Hans Kühne. — Wintergarten mit Wandelhalle von demselben. — Dorfschule und Wohnzimmer des Lehrers von Ernst Kühn.

Im Lauf des letzten Jahrgangs brachten wir eine Folge von Übersichten über einzelne Berliner Privatsammlungen. Das Material, das die Reichshauptstadt bietet, ist zwar noch nicht annähernd erschöpft; es sollen aber hier auch Sammlungen, die nicht in Berliner Besitze sind, durch Wort und Bild unseren Lesern zugänglich gemacht werden. Wir beginnen mit einer höchst bemerkenswerten Münchener Galerie. Die Zahl sehenswerter Privatsammlungen in Isar-Athen ist verhältnismäßig gering; merkwürdig gering, wenn man die Anregungen der ungeheuren künstlerischen Produktion der Isarstadt in Betracht zieht. Und noch geringer ist die Zahl der Sammlungen, die ausgesprochen der modernen Malerei gewidmet sind — es gibt nämlich eigentlich nur eine, die des Herrn Thomas Knorr. Die Villa dieses Kunstfreundes liegt bei den Propyläen, und sie ist geweiht als Stätte, die ein großer Mensch betrat

Hirtin. Gemälde von G. Segantini.

— es ist die ehemalige Wohnung Richard Wagners. Aus der einfachen Villa ist freilich durch Umbauten, die Emanuel Seidl leitete, das reiche Heim eines modernen Kulturmenschen geworden; dabei wurde besonders darauf gesehen, daß die Bildersammlung des Besitzers so günstig als möglich untergebracht werde. Ende der achtziger Jahre begann Herr Knorr, der allerdings schon manches schöne Bild von Lenbach und anderen besaß, zu sammeln. Es hatte damals ein unendlich freudiges Kunstleben in München angehoben, auch das Ausland sandte zu den Ausstellungen seine besten Erscheinungen. Das war gute Zeit für einen Sammler, der sich vorgenommen hatte, die frischesten originellsten Arbeiten auch solcher zu erwerben, deren Namen am Tage vorher noch keiner gekannt hatte, und nur zwischendurch seine Sammlung durch Arbeiten ruhmgekrönter Meister zu vervollständigen. Als die wundervolle „Hirtin" von Giovanni Segantini erworben wurde, war der Stern des großen Italieners kaum aufgegangen — heute ist jenes Bild als Juwel ersten Ranges erkannt: eine jugendliche Hirtin im hellsten Sonnenschein an den Stamm einer verkrüppelten Birke gelehnt, umgeben von ihren Schafen. Eine andere Perle der Sammlung ist das Böcklinsche „Bacchanal", eins der farbenglühensten Gemälde des Meisters, auch zu einer Zeit erworben, da der Ruhm Böcklins noch nicht für alle feststand. Von Franz Stuck besitzt die Galerie drei Bilder aus jener Ausstellung von 1889, die des jungen Malers Ruhm begründete; die „Schlafenden Faune", die „Neckerei" und den „Reiter am Herbst-

Der Zeitungsleser. Gemälde von Wilhelm Leibl. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Bacchanal. Gemälde von Arnold Böcklin. Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

abend"; von Max Slevogt, über den man damals bedenklich die Köpfe schüttelte, die vielumstrittene „Danaë"; von Thomas Theodor Heine hat der Sammler sozusagen das ganze „Debut" erworben, den meisterlich gemalten „Angler", frische Landschaftsstudien und das wunderlich stilisierte Bild „Exekution". So ist eine ganze Reihe der jüngeren deutschen Maler durch ihre frischesten Erstlingswerke vertreten: der Dachauer Adolf Hölzel durch einen wundervollen „Klaren Wintertag", Hans v. Volkmann durch einen „Parkweiher" von leuchtenden Farben, Richard Riemerschmid durch ein merkwürdiges Heidebild mit Wacholderbüschen, Wilhelm Volz † durch eine heilige Cäcilie, Julius Diez durch ein phantastisches Spukbild, Ludwig v. Hofmann, Julius Exter, Otto Greiner, Robert Pötzelberger, Ernst Oppler, Herrmann Schlittgen, Georg Flad und noch viele, die inzwischen sich hoch geachtete Namen schufen, durch gute und charakteristische Arbeiten. Von Lenbach besitzt die Galerie wohl ein Dutzend Bilder, darunter einen seiner besten Bismarcks, einen gleich wertvollen Richard Wagner, ausgezeichnete Bildnisse des Sammlers und seiner Gattin. Die letztere hat auch Hugo v. Habermann in einem flotten Bildnisse festgehalten, desgleichen Arthur Halmi. Ein kleinerer Leibl, „Der Zeitungsleser", gehört zu den trefflichsten Skizzen dieses genialen Malers. Max Liebermann ist durch eine breit hingesetzte Studie „Wochenmarkt" vertreten, der tiefinnerliche Karl Haider durch ein Vorfrühlingsbild aus den bayerischen Bergen, Gotthardt Kuehl durch feintönige Interieurs, Albert v. Keller durch ein Urteil des Paris, Fritz August v. Kaulbach u. a. durch einen dekorativen Bacchantinnenfries. Franz v. Defregger, Grützner, W. v. Dietz fehlen ebensowenig wie Adolf v. Menzel, den ein wundervolles kleines Arbeitsbild aus einer Gießerei vertritt, wie Pilghein †, Ludwig Willroider, Hans Makart †, Rudolf Seitz (der Wände und

Richard Wagner. Gemälde von F. v. Lenbach.

Decke des Musiksaales schmückte), Skarbina, Trübner, Hans Thoma, Fritz v. Uhde, von dem eine ergreifend schöne „Heilige Nacht" da ist, und Heinrich Zügel. Auch viele hervorragende Ausländer sind vertreten. Die Galerie dürfte im ganzen, außer manch ausgewähltem Stück Plastik, etwa 160 Bilder zählen und sie bietet an höchstgelungenen Stilproben aus möglichst verschiedenen Gebieten unendlich viel. Was im letzten Dezennium des XIX. Jahrhunderts in der deutschen Malerei Bewegung, Vorwärtsstreben bedeutet, läßt sich trefflich aus ihr erkennen. —

Die III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden darf mit Recht eine ganz besondere Würdigung beanspruchen. Wahrlich nicht nur ihres Umfanges wegen. Wichtiger ist: diese Ausstellung gibt uns endlich einen Überblick über das, was unser Kunstgewerbe seit dem Einsetzen der neuen Bewegung erreicht hat! Einer Bewegung, die nicht viel älter als zehn Jahre ist und die doch, das können heut selbst ihre Gegner nicht leugnen, allen Äußerungszweigen kunstgewerblicher Tätigkeit ihren Stempel aufgedrückt hat, ja die über das Kunstgewerbe hinaus, andere Kunstzweige, vor allem die Architektur, überaus stark beeinflußte.

Der Angler. Von Th. Th. Heine.

Als die neue Bewegung einsetzte, war eine große Unruhe in ihr,

Das Sächsische Haus. Entworfen von Prof. Wilhelm Kreis in Dresden.

ein Gären und Experimentieren; die wilden Linien des Jugendstils blühten empor. Aber schon 1900, auf der Pariser Weltausstellung, ließ sich die Klärung erkennen; es trat immer deutlicher hervor, daß bei aller Verschiedenheit im einzelnen doch die Tendenz, nach der gearbeitet wurde, in allen Zentren unseres Kunstgewerbes dieselbe war. Ich will nicht sagen, daß das deutsche Kunstgewerbe einen neuen Stil geschaffen hat. Keineswegs; die Anlehnungen, hier an England, dort an die einst so verkannte Biedermeierzeit, nicht selten an das Empire sind unverkennbar, auch Renaissancemotive finden sich. Aber kann es überhaupt und muß es etwas absolut Neues geben? Auch früher baute sich ein Stil auf dem andern auf, und die krampfhafte Suche nach Neuem hat nur zum Extravaganten geführt; freuen wir uns, daß auf dem andern Wege etwas erreicht wurde, was man vielleicht dereinst doch als den deutschen Stil des XX. Jahrhunderts bezeichnen wird.

Wir geben aus der Dresdener Ausstellung eine bunte Reihe von Abbildungen, die noch fortgesetzt werden soll. Im wesentlichen mögen die Bilder für sich sprechen, indessen seien einige erläuternde Worte erlaubt. Außer in dem großen Ausstellungspalast mit seiner Fülle verschiedenartigster Darbietungen sind die Arbeiten einer stattlichen Gruppe sächsischer Künstler in dem „Sächsischen Hause" vereinigt, das zumal in seiner glänzend erdachten Raumgliederung dem Erbauer, Prof. W. Kreis-Dresden, zum besonderen Ruhme gereicht. Wir bringen außer der Außenansicht die prächtige Diele des Hauses, in der mit reicher hölzerner Wand- und Deckenbekleidung Max Hans Kühne-Dresden erfolgreich das Muster einer vornehm ausgestatteten Diele für ein herrschaftliches Haus zeigen wollte. Von demselben Architekten stammt der Entwurf für eine famose Wintergartenanlage (mit Wandelgang) der Steingut- und Terrakottenfabrik Villeroy & Bloch in Dresden und Mettlach. — Ferner bringen wir ein schmuckes originelles Parkhäuschen von W. Lossow und vor allem dann die Abbildung der Dorfschule, nebst dem Wohnzimmer des Lehrers, nach dem Entwurf von Architekt Ernst Kühn-Dresden;

Parkhäuschen. Entworfen von Architekt Prof. W. Lossow in Dresden.

Diele im Sächsischen Haus.
Entworfen von Architekt Max Hans Kühne in Firma Lossow & Kühne in Dresden.

wohlbemerkt, kein Phantasie-Schulhaus, sondern für die Gemeinde Neu-Eibau in der Lausitz bestimmt. Es ist eines von jenen Gebäuden der Ausstellung, die dem Gedanken Rechnung tragen, daß unsere Kunstgewerbeindustrie nicht nur für die oberen Zehntausend schaffen soll, sondern daß ihr Wirken auch breiteren Schichten zugute kommen muß. Davon wird demnächst noch in anderem Zusammenhange mancherlei zu sagen sein. —

Das Schwergewicht des bildlichen Schmucks unseres Heftes liegt bei Hans Thoma, und wir sind hoch erfreut, daß es uns dank der großen Liebenswürdigkeit einiger Besitzer gelang, vier prächtige Bilder des Meisters zur farbigen Reproduktion zu erhalten. Als Titelbild wählten wir ein fünftes farbig wie-

rieurs mit so starker Staffage, um den etwas altmodischen Ausdruck zu gebrauchen, daß man mit Recht annehmen darf, die Künstler haben auf diese mindestens ein gleiches Gewicht gelegt wie auf ihre Räume: das eine, zwischen S. 8 und S. 9, von Prof. Max Thedy; das andere, zwischen S. 32 und S. 33, von H. Reifferscheid. Ich möchte wohl zur Erwägung stellen, welche Fäden von diesen Werken zu einzelnen viel bewunderten Gemälden aus der „Jahrhundert-Ausstellung" zurückführen — und welche Unterschiede sich bei einer solchen Betrachtung ergeben würden! — Zwei weitere ganz moderne Arbeiten mögen sich anschließen: eine kräftige Studie von Prof. A. Kampf, scharf und packend in jeder Linie, zwischen S. 112 und S. 113, und ein originell aufgefaßtes dergegebenes Gemälde, einen famosen Frauenkopf von Prof. Gussow, dessen starker Kunst man jetzt nur zu selten begegnet. Aber auch außerdem ist unser Heft ungemein reich mit interessanten Einschaltbildern ausgestattet, und wir dürfen wohl sagen, daß jedes von diesen seine besondere künstlerische Note trägt. Wir haben da zunächst zwei Landschaften, deren Gegenüberstellung interessant ist: die eine ein Werk des berühmten Engländers J. M. W. Turner (1775—1851), ganz typisch für seine Kunst der Ausnutzung des Lichteffekts und seiner „Poesie des Himmels", zwischen S. 64 und S. 65; die zweite, zwischen S. 16 und S. 17, die Schöpfung eines ganz Modernen und stofflich wie technisch ganz modern erfaßt, der „Eisenbahnzug" von Prof. Pleuer. — Weiter möchte ich zusammenfassen zwei Interieurs, aber Inte-

Ruheplatz und Wandelhalle des Wintergartens. Entworfen von Architekt Max Hans Kühne, in Firma F. Lossow & Kühne in Dresden.

Schule am Dorfplatz mit Brunnen. Entworfen von Architekt Ernst Kühn in Dresden.

Frauenbildnis von Prof. Block, zwischen S. 80 und S. 81. Und da ich grade beim Porträt bin, sei hier des wundervollen Bildnisses von Prof. Leo Samberger, zwischen S. 136 und S. 137, gedacht, des markanten Kopfes von Herrn Knorr, dem glücklichen Besitzer der oben gewürdigten Gemäldegalerie. — Endlich, zuletzt aber wahrlich nicht als letzter, zwischen S. 24 und S. 25, ein Oberländer: harmlos fröhlicher kann eine Szene aus dem Tierparadies nicht geschildert werden, als er es auf diesem Bilde tut, vor dem sich zurzeit in der Berliner Sezession die Beschauer — Verständige und Unverständige — stets dichtgeschart sammeln. Ach leider — der wirkliche Humor wird so selten in deutschen Landen und bei den deutschen Künstlern. H. v. Sp.

Wohnzimmer des Lehrers in der Dorfschule. Entwurf von Ernst Kühn. Möbel von Heinrich Fickler, Pianino von Ernst Kaps, sämtlich in Dresden.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Heemann in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Teleje & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

INTAGLIODRUCK. J. LÖWY, WIEN.

Bildnis. Gemälde von F. Laszló.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Theodor Hermann Pantenius
Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 — Heft 2. Oktober 1906

Dachau. Von Paul Grabein.

Den Reisenden, der vom Norden her über Nürnberg sich Bayerns Hauptstadt nähert, grüßt etwa eine halbe Stunde vorher ein malerisch hingelagerter, stattlicher Marktflecken. Auf bewaldetem Bergrücken hellblinkende Hochmauern, Turm und Schloß — Dachau. Ein Name, seit Jahren vielen geläufig als der Ausgangspunkt einer neuen Kunstrichtung in der Landschaftsmalerei, wie es in der niederdeutschen Heide in ähnlicher Weise Worpswede geworden ist.

Über ein Jahrtausend (im Jahre 1906 feiert Dachau sein 1100jähriges, urkundlich nachweisbares Bestehen) hat der Ort ein stilles, der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogenes Dasein geführt, ehe sein Name weithin bekannt wurde — fast darf man heute schon sagen: zu Weltruf gelangte. In der bayerischen Landesgeschichte allerdings hat Dachau Jahrhunderte hindurch eine gewisse Bedeutung inne gehabt, denn es war lange Zeit die Residenz eines mächtigen Dynastengeschlechtes, der Grafen von Dachau. Nach deren Aussterben fiel es an das Haus Wittelsbach zurück, und häufig hielten seitdem, bis ins XVIII. Jahrhundert hinein die bayerischen Herzöge dort Hof, sich an der Jagd und geselligen Freuden zu ergötzen.

Als Zeuge dieser einstigen Herrlichkeit ragt noch jetzt auf der „Akropolis" Dachaus, im eigentlichen alten Markt auf der Berghöhe, das Schloß auf; freilich nur noch ein spärlicher Rest des einstmals wirklich imposanten Baus, der außer den großen Hallen und Sälen an die hundert Wohnräume enthielt, alle prunkvoll ausgestattet und reiche Kunstschätze herbergend. Der Plafond des Hauptsaals wird noch heute unter den Schätzen des Nationalmuseums in München aufbewahrt. Der erhaltene Bau ist der einstige westliche Flügel des alten Schlosses, das an Stelle des ersten, 1142 von Kaiser Konrad III. zerstörten errichtet und später, namentlich gegen Ausgang des XVI. Jahrhunderts, im Geschmack der Barockzeit mit all dem geschnörkelten reichen Prunk jener Kunstperiode ausgestattet worden war. In jener Zeit und noch später, unter dem Regime des Rokoko, sah Dachau oftmals die ganze Pracht fürstlicher Hofhaltung und Lustbarkeit entfaltet.

Im schattigen Hofgarten, wo zwischen dunklen Taxushecken und dichtwucherndem Grün weiße Statuen schimmerten, Wasserkünste ihren Silberstaub in die flimmernde Sonnenluft sprühten und versteckte Pavillons zu galanter Koserei einluden, konversierten und tändelten gepuderte schöne Frauen und perückengeschmückte Kavaliere. Eine besonders beliebte Zerstreuung des ländlichen Hofhalts bildeten nach der Überlieferung Lustfahrten in zierlichen Gondeln auf dem noch heute vorhandenen, aber verwilderten Kanal, der von Dachau

Blick auf Dachau (mit dem alten Zieglerſchen Haus).

nach dem benachbarten Schloß Schleißheim führt.

Die Dachauer Schloßherrlichkeit verblaßte mit dem Ausgang des XVIII. Jahrhunderts, und in den Jahren 1806 bis 1809 ſank ſie buchſtäblich in Trümmer. König Max I. ließ das Schloß niederreißen; aus ſeinen Bauſteinen entſtand faſt ganz Auguſtenfeld. Der einzige, noch übrig gelaſſene Flügel erlitt ein nicht minder trauriges Schickſal. Er wurde zu einem Landwirtſchaftsſpeicher umgewandelt und, dem neuen Zweck entſprechend, durch Vermauerung ſeiner Fenſter, Übertünchung ſeiner Faſſade uſw. übel verunſtaltet. Trotzdem verleugnet der Bau noch heute in den edlen Grundlinien nicht die vornehme Vergangenheit.

Eine wunderbare Ausſicht bietet ſich dem Beſucher des alten Schloſſes von der Terraſſe des Hofgartens aus. Zu ſeinen Füßen liegt der untere, neuere Teil des Orts mit ſeinen freundlichen Häuſern im oberbayeriſchen Stil, geweißten Wänden und grünen Fenſterläden, und hinten, zum Bahnhof hin, erſcheint die reizvoll ins Birkengrün hineingebaute Villenkolonie der Künſtler. Weiter noch ſchweift der Blick über die unermeßliche Ebene des Dachauer Mooſes, eines Torfmoors, bis in der Ferne deutlich ſichtbar die Türme Münchens aufragen. Ganz, ganz hinten ſchließt die graublaue, weiß geſäumte Kette der Alpen das Bild ab, in einer gewaltigen Ausdehnung quer über den ganzen Horizont hin.

Wandelt man weiter, durch das hohe, alte Gittertor hindurch in den Schloßgarten hinein, ſo gerät man in einen grün-dämmernden, verträumten Walddom. Wer im Abendgrauen durch dieſe Baumhallen wandelt, dem wiſpert's und flüſtert's aus dunklem Verſteck von alten Tagen, und aus dem verlaſſenen Gartentempelchen huſchen weiße, zierliche Geſtalten durch die tiefen Schatten hin. Eichendorffſche Romantik umweht mit weltverlorenem, leiſen Klingen und ſüßem Sehnen den einſamen Wanderer.

Doch, ſo herrlich die Umgebung des Schloſſes iſt, ſo maleriſch — im altüberlieferten Sinn — die durch üppiges Baumgrün zu ſeinen Füßen ſich windende Amper wirkt, nicht hier iſt es, wo die Motive der in aller Welt bekannten Werke der Dachauer Künſtler zu ſuchen ſind.

Wir müſſen hinabſteigen in den unteren Markt, in die anſcheinend ſo monotone Ebene des Mooſes, wollen wir den Malern nachgehen.

Auf den erſten Blick, ja ſelbſt in all den Stunden eines erſten Beſuchs ohne kundigen Führer, iſt der erwartungsvoll hergeeilte Fremde in der Regel ſtark enttäuſcht. Vergeblich ſieht er ſich nach den in den Ausſtellungen und Galerien ſo bewunderten feinen Schönheiten um. Ein ziemlich nüchtern dreinſchauendes Dorf, ein ſonniges, anſcheinend reizloſes Wieſenland dehnt ſich nach allen Richtungen bis zu dunklen Waldſäumen hin. Das einzig wirklich Schöne iſt dann, unterhalb des Schloßbergs, der Blick von der Amperbrücke flußauf und -ab, wie ihn unſere beiden Anſichten zeigen, von denen die erſte die aus ſo manchem Zügelbilde bekannte Viehſchwemme und -Tränke mit all ihrem maleriſchen Reiz wiedererkennen läßt. Noch feiner im Ton iſt das Bild nach der anderen Seite geſehen, namentlich bei weißgrau verhängtem Himmel oder am beſten in der Abenddämmerung, wenn die flüſſigen, breiten Reflexe in dem tiefdunklen Waſſer mit dem Silbergrau der Weiden am Ufer und dem Blaugrau der Luft auf einen und denſelben Grundton geſtimmt ſind und doch mit ihren feinen Nuancen einen harmoniſchen, vornehm gedämpften Zuſammenklang ergeben. Erhalten wir an dieſer Stelle ſchon, mitten im Ort, einen Vorgeſchmack Dachauer Landſchaftsſchönheit und zugleich ein Naturbild, ganz nach dem einen Grundſatz Dill-Hölzelſcher Kunſt geſchaffen, ſo drängt ſich uns unwillkürlich der zweite Fundamentalſatz dieſer „Dachauer Schule“ auf, wenn wir nicht direkt vom Bahnhof in den Ort gelangen, ſondern im Winkel, von der Villenkolonie her, auf der Münchener Landſtraße in dieſen eintreten. Sofort fallen da die monumental gezeichneten kompakten, dunklen Gruppen der hochragenden Pappeln ſeitlich der Chauſſee auf, die Luft und Berg im Hintergrund in mächtigen Linien überſchneiden: die große Form des Bildes.

Aber die eigentlichen, charakteriſtiſchen Dachauer Landſchaftsmotive liegen doch weitab von der Landſtraße, draußen in Moos und Wald. In dieſen „Malgründen“ ſich mit Muße und liebevollem Verſenken zu ergehen, iſt der denkbar feinſte und intimſte Genuß für den Freund von Natur und Kunſt, ganz beſonders, wenn ihm dies, wie mir, in der über-

An der Amperbrücke (Zügelmotiv—Viehſchwemme).

aus anregenden Gesellschaft der Meister Dill und Hölzel vergönnt war; den Führern jener neuen Richtung in der Landschaftsmalerei, die unter dem Namen der „Dachauer Schule“ bekannt geworden ist. Gleich hier sei aber erwähnt, daß neben diesen beiden noch eine ganze Anzahl anderer namhafter und hervorragender Künstler in Dachau ihren Sitz hat, die in keinem Zusammenhang mit jener Schule stehen.

Nach allen Richtungen streckt sich um Dachau das Gebiet, das den Malern ihre Motive bietet. Unternehmen wir zunächst eine kleine Streife in ein Terrain, in dem Ludwig Dill, der bekanntlich trotz seiner Karlsruher Professur hier allsommerlich nach wie vor weilt, gern Studien zu seinen Bildern macht. Der Weg führt anfangs auf der Schleißheimer Straße entlang bis hin zum Grashofe, einer dem Löwenbräu in München gehörigen Musterwirtschaft, die auf üppiggrüner, dem Moos abgewonnener Weide prächtiges Vieh nährt und kernig duftendes Heu erntet. Dann schlägt man sich auf einem herrlichen Birkenfeldweg links seitlich durchs Gelände.

Hier ist unser „Dill-Motiv“ aufgenommen, das ebenso wie die anderen ganz die künstlerische Art des Meisters erkennen läßt, die überaus feine, lyrisch-zarte Stimmung und doch immer die Wahrung der großen Form, die dabei in Wirklichkeit oft keine solche — im groben Sinne — ist. Denn die mächtigen, weichdunklen Baumgruppen, die auf seinen Bildern oft so feierlich ernst und groß in dem silbernen Abendhimmel stehen, sind in der Natur draußen kaum mannshohe Weiden- und Wacholderbüsche. Es ist aber gerade ein künstlerischer Grundsatz Dills und ebenso seines Freundes Hölzel, daß das Großwirkende durchaus nicht nur im körperlich Großen zu suchen ist.

Weithin streckt sich jener Teil des Mooses, den der Künstler so bevorzugt: Moorland, das ein dicht verwachsener Buschwald von Birken und zwerghaften Föhren bedeckt; eine menschenentrückte Einsamkeit, in die sich selbst der Fuß des Torfbauern nicht verliert, höchstens nur der des Jägers, der hier im Abenddämmern auf den gackernden Fasan oder den äsend durch das knackende Holz ziehenden Bock birscht. Unendlich reich ist dieses Gebiet an Motiven, immer wieder wechselnd in der reizvollen Form der

Blick von der Amperbrücke.

Linien, aber ſtets von feinſter Stimmung und entzückender Harmonie in Formen und Ton. Im Umkreiſe von wenigen Dutzend Schritten ſind alle jenen weiteren Bilder aufgenommen, die wir dem Leſer hier zeigen.

Doch auch dieſe wundervolle Landſchaft lehrt uns noch nicht den eigentlichen Charakter des Dachauer Mooſes kennen. Um ſich mit ihm bekannt zu machen, ſchlägt man am beſten einen Weg ein, den Meiſter Hölzel gern wandelt, den Feldweg, der zur ſogenannten „Kultur“ führt. Es iſt das ein prächtiges, dem Moor abgerungenes Gehölz, das ſchon vor fünfzig Jahren, als noch niemand hier ſonſt an Moorkultur dachte, der „alte Ziegler“, ein hervorragender Dachauer Bürger und Wohltäter, auf eigenem Grund und Boden anlegte, mit unermüdlicher Sorgfalt pflegte und dann als ein fürſtliches Geſchenk der Gemeinde überließ, zugleich als ein rühmliches Beiſpiel, wie aus dem wertloſen Moorboden mit der Zeit Kapital zu ſchlagen wäre.

Bei Dachau (Dill-Motiv).

Den Eingang zu dieſem Kulturholz bildet der von den Malern ſo getaufte „Heilige Hain“. Er verdient ſeinen Namen mit vollem Recht. Mit weit ausladenden, ſich bogenförmig ſpannenden Äſten ſchaffen die hochragenden Graupappeln hier ein domartiges Waldgewölbe von oft ausgeſprochen gotiſchen Architekturformen. Die Erkenntnis, daß der Menſch ſeine Bauformen ſich ebenſo wie ſeine Kunſtformen urſprünglich aus der Natur geholt hat, drängt ſich dem Beſchauer überzeugend auf. Dann geht das Gehölz in einen Miſchbeſtand von Birken, Föhren (Kiefern) und Erlen über. Hier offenbart ſich wiederum eine höchſt intereſſante Erſcheinung dem Auge, ein merkwürdiger Fall von Mimicry, nämlich eine ganz überraſchende Anpaſſung des Habitus der Birke an den der Kiefer. Ihr Stamm ahmt häufig den der andern täuſchend nach, nicht nur durch die Annahme eines rötlich-braunen Farbentons, ſondern auch durch die riſſige, borkenähnliche Geſtaltung der Rinde. Es fällt tatſächlich bisweilen — wenn man nur einen ſchnellen Blick auf die Stämme wirft — ſchwer, ſofort zu ſagen, ob man Kiefer oder Birke vor ſich hat.

Die Birke, ja längſt als ein hervorragend maleriſcher Baum bekannt, betätigt hier dieſen Ruf ganz beſonders, namentlich durch die hundertfältigen, feinſten Farbennuancen der Rinde, bei denen ſich ſtets zarte Zuſammenklänge herausfühlen laſſen, vom Weißgrau, Graugrün, Moosgrünroſa bis ins ſatte Rotbraun und Violett hinüberſpielend. Namentlich nach Regen gewinnen dieſe kraftvollen roten Töne eine wundervolle Leuchtkraft, die das Künſtlerauge entzückt. Auch der Birkenſtamm lehrt, woher die Urformen des Ornaments ſtammen. Der kunſtgewerblich

Abendſonne (Hölzel-Motiv).

Schaffende könnte hier aus der Zeichnung der Rinde ſich zahlreiche neue und originelle Muſter entnehmen. Ganz beſonders fällt die augenförmige Zeichnung der Rinde auf. Man hat daher, wenn man ſinnend durch dies ſtille Gehölz wandelt, beſtändig das Gefühl, daß einen ein ſanfter, träumend-ernſter Blick anſchaut wie aus den alten griechiſchen Frauenbildniſſen der Ptolemäergräber mit ihren mandelförmig geſchnittenen dunklen Augen. Kein Wunder daher, wenn die Künſtlerphantaſie aus der reinen Natur auch die Anregung zum Figürlichen erhält. So dürfte es vielleicht intereſſieren, zu erfahren, daß ein ganzer Bilderzyklus, an dem Adolf Hölzel gegenwärtig arbeitet und der den typiſchen Entwicklungsgang eines Frauenlebens ſchildern ſoll von der engelbeſchirmten Kindheit an bis zum Leid des Lebens und ſtiller Entſagung, aus ſtimmungsvollen Lichterſcheinungen heraus geboren worden iſt, die ſich dem Künſtler auf einem Abendſpaziergang an Birkenſtämmen im Walddämmer gezeigt hatten.

An der Grenze zwiſchen Wald und Moos, die wir nun erreicht haben, zeigt ſich das charakteriſtiſche üppige Gewucher von Schilf und Waſſerhanf (Eupatorien), jener prächtigen, maleriſchen Staude, deren feingefiederte, zarte Blumenköpfe mit ihrem duftigen Silberton die Vorſtellung des Elfenhaften in uns auslöſen.

Jetzt treten wir hinaus ins Moos ſelbſt. Endlos, ſo weit der Blick ſchweift, dehnt ſich bis fernhin zum Horizont nach allen Richtungen die Moorfläche, deren Grasdecke zur beginnenden Herbſtzeit — der ſchönſten Zeit in Dachau — in eine gedämpfte goldbraune Bronze getaucht iſt. Eine unſagbare Ruhe, die einen leiſen wehmutsvollen Unterton mitklingen läßt, lagert über dieſer weiten Einſamkeit. Hoch wölbt ſich über der Ebene der klare, hellblaue Herbſthimmel, über den ſchwer aufgerollte, weiße Wolken ziehen — weithin, in eine unbekannte Ferne. Den über die eintönige Moorfläche gleitenden Blick feſſeln nur hier und da ein Weidenbuſch, eine verkümmerte Birke, ſelten eine dunkle Baumgruppe, hinter der ſich ein einſamer Mooshof verſtecken mag, und allenthalben die düſter den Horizont überſchneidenden ſchwarzen Torfhütten.

Mit Vorsicht heißt es in diesem Gelände wandern. Nur schmale Pfade oder die mit Grasbüscheln bewachsenen Moosbollen bieten einen festen Halt für den Fuß, der auf dem elastisch wippenden Boden dahinschreitet. Ernster wird unwillkürlich Gedanke und Wort. Wie manchen mag das schweigende Moor begraben haben, dessen Hilfeschrei in dunkler Nacht ungehört durch die Einsamkeit gellte! Wie manche finstere Tat mag hier ungesehen und ungeahndet geschehen sein — der „Heideknabe" steht vor uns —, deren armes Opfer das Moor verbergen mußte! Und Erinnerungen an graue Zeiten steigen aus dem Dunkel der Geschichte auf, wo in diesen Moosdistrikten, die sich von Augsburg bis Innsbruck ziehen, wilde Heerscharen von Hunnen, Awaren und Türken, zersprengt nach blutiger Schlacht, vernichtet wurden.

Zahlreiche Wasserläufe und Gräben durchziehen das Moos, besonders fesselnde Motive für die Kunst eines Dill, eines Hölzel. Das tiefschwarze Moorwasser fließt zwischen den senkrecht ausgestochenen Torfwänden dahin, deren dunkelbraune Farbe oft in das Ockergelb oder das gelbliche Weiß des amorphen, verwesten Torfs hinüberspielt, der unter dem Stockstoß zu Pulver zerbröckelt. Über das dunkle Erdreich des Ufers hängt hier und da ein herbstfarbenes Grasstück und malt sich in dem fast schwarzen Wasserspiegel ab.

Von Zeit zu Zeit taucht vor dem Auge des Wanderers eine vereinzelte Baumgruppe auf, ein Zeichen, daß er sich dem Gehöft eines der Moosbauern nähert, die hier, weltabgeschieden, oft seit uralter Zeit auf derselben Heimstätte hausen; denn die vernichtenden Kriegswogen schlugen selten bis hier hinein in das unwirtliche, gefährliche Moor.

Unter dem Schutz der überragenden Bäume bieten diese Mooshöfe sämtlich einen malerischen Anblick dar. Auffallend sind die oft fast geometrisch geschnittenen, als große dunkle Massen wirkenden Formen der Bäume an den Gehöften wie überhaupt allenthalben im Moos. Möglich, daß die rauhe, bewegte Luft der Hochebene, so nahe den Schneebergen der Alpen, dies in sich Schutz suchende Zusammendrängen des Geästs bewirkt hat, wie sie auf der andern Seite hier auch den Lufttönen eine seltene Feinheit und Reinheit verleihen mag.

Die Farben im Moos sind, namentlich zur Herbstzeit, von unbeschreiblichem Zauber. Gold und Silber herrschen vor, im goldbraunen Ton des Moorgrases, des Schilfs und Wasserhanfs; silbrig-grau steht darüber zumeist die Luft. Silber und Gold — das zeigt sich hier — sind auch in der Natur und in der sie nachbildenden Kunst das Vornehmste.

Abendstimmung bei Dachau.

Aus dieser Anschauung heraus bevorzugen Dill und Hölzel diese Grundtöne auf ihren Bildern. Je mehr sich der Tag zum Abend neigt, desto feiner und stimmungsvoller werden draußen im Moos die Bilder, desto wunderbarer werden die Lüfte.

Welche Skala von Farben und feinsten Nuancen zeigen diese Stunden um den Sonnenuntergang! Bald ein opalisierender, in edelsteinleuchtendes Rosa und Blau spielender, milchfarbener Himmel, hinter dem die mattweiße Sonnenkugel steht. Dann wieder eine in Orangerot brennende, in glühenden Dunst versinkende Sonne; dazu die nachtschwarzen Spiegel der Tümpel und Gräben mit ihren ölig schwerflüssigen, gleißenden Reflexen, überwuchert von verwildertem, üppigem Busch- und Baumwuchs — und ein andermal ein sanfter, blaugrauer Abendhimmel, querdurchschwommen von zartrosigen Wolkenstreifen, weich in den Lufston überfließend; ein rosig-goldenes Flimmern über dem weiten Moor, güldene, silberne Lichter auf dem erdunkelnden Wasser — oder ein neutralfarbenes Dämmern, das die graublaue Luft, das stahlblaue Wasser, die schwarzgrünen Bäume sanft einlullt, alle Formen in ein weiches, tiefes Dunkel auflöst wie auf einer Radierung, ein Dämmern, das doch wieder allerlei Farben aus dem Dunkel hervorzaubert: das schwarze Moorwasser erscheint da neben dem graugelben Torfrand blau, der selbst gewinnt unter dem Blick ein Rosa-Farbenwunder ohnegleichen!

Und dazu eine ungebrochene lautlose Stille. Nur daß dann und wann aus der Ferne der klagende Ton des „Grüels", des großen Brachvogels, klingt, oder der eigenartige Schrei der „Himmelsziege", der Moosschnepfe, oder daß die stille Abendluft ein dumpfes Kuhbrummen vom einsamen Mooshof in der Ferne herüberträgt. Bis das Dämmern zum Dunkel wird und die Nacht mit weichem Fittich über das Moor streicht, dem Auge nur noch ein Ahnen der verhüllten Dinge überlassend. Dann steigen aus feuchtem Schilf und Gras die weißgrauen Nebel, huschen gespenstisch irrend hier und da, bis sie sich zu einem großen Heer zusammengefunden haben, das nun auf der endlosen Fläche lagert, vielleicht später vom bläulichen Mondlicht übergossen.

Das sind die Abend-, die Nachtstimmungen im Dachauer Moose, Akkorde voll weicher Melancholie, die es nur zu gut erklären, daß uns auch die meisten Werke der Dachauer Schule wie Elegien anmuten. Es spiegelt sich eben in ihnen der Charakter der Landschaft, wie ihn diese Künstler lieben und aufsuchen. Offenbar ist es ja kein Zufall, daß sich grade hier in diesem stillen Winkel jene neue Richtung herausgebildet hat. Die in der Natur gegebenen großen Formen, die feinen Zusammenklänge nahestehender Töne mußten die Augen jener Maler unfehlbar auf sich ziehen, die, durch den aus Frankreich herübergekommenen Impressionismus geschult, Altbekanntes plötzlich ganz neu und eigenartig aufzufassen gelernt haben.

Haus eines Torfbauern im Moos.

Schon seit Jahrzehnten hatten Münchener Künstler sich in Dachau ihre Motive geholt wie ein Schleich, Leibl und Baisch mit seiner Schule, denen später Anfang der achtziger Jahre Keller-Reutlingen, John Hammer, Georg Flad, Strützel, Buttersack, Velten u. a. folgten. Dann kam die Zeit des gewaltsam um

sich greifenden Impressionismus, die in Dachau eine große Zahl hervorragender Künstler in tatenfrohem Streben zusammenführte: Uhde, Zügel, Graf Kalckreuth, P. Höcker, Weishaupt, Schlittgen, Langhammer (†), Dill, Strobentz, Hölzel, Kirchner, Haug, von Schrötter, Mediz-Pelikan, v. Rezniczek, Speyer, Leo Putz, Fehr, Th. v. Hörmann (†), F. W. Jäger u. a. Auch auswärtige Maler haben vorübergehend in Dachau Anregung gesucht, darunter solche mit allbekannten Namen wie Menzel, Liebermann und Skarbina, ferner noch Hausmann, v. Brandis, Banzer, Hans v. Volkmann, Liens u. a.

Hölzel-Schule: Bäuerin in der Laube als Modell zu einer Madonna.

Später gesellten sich dem alten Stamm der in Dachau seßhaft gewordenen Künstler Flad, Dill, Hölzel und dem inzwischen verstorbenen Langhammer noch andere zu, wie v. Hayek, Stockmann, Pfalz, Conadam, v. Seydewitz, Engel, Liebmann, Hennings und die Hölzelschüler Hans Müller, Bürgers und Frl. Walther.

Es wäre aber — wie schon erwähnt — durchaus falsch, zu glauben, daß diese Namen sämtlich der „Dachauer Schule" zuzuzählen seien. Vielmehr gehen die genannten Künstler ganz selbständig ihre eigenen Wege. Der Schule gehören nach Langhammers Tode nur noch Dill und Hölzel als führende Geister an und die Schüler des letztgenannten, unter denen sich eine Reihe tüchtiger, inzwischen schon selbst vielfach mit Anerkennung hervorgetretener jüngerer Künstler befindet, wie z. B. die Maler E. Norlind, Frhr. von Eschwege, Petersen (Mitarbeiter des ‚Simplizissimus'), Bembé, Felber, Hildenbrand, Terglav, und die Malerinnen von Knapp, Kaumann, von Käßner, Bohn, E. Bauer, Fässel, Rohmeda, Zo-Otterlander, H. Henke, E. Wilson und S. Jähn.

Die künstlerische Art eines Dill und Hölzel ist aus den zahlreichen Ausstellungswerken und Galeriebildern, die wir in diesen Heften oft genug vorgeführt haben, hinlänglich bekannt. Was die Grundzüge ihrer Kunst und damit die der „Dachauer Schule" ausmacht, das sind — wie ja schon hervorgehoben — die großen Formen, die gedämpften Farbklänge durch die Wahl nahe zusammenstehender Töne, wobei als Ideal gilt, mit den einfachsten Mitteln die größten Wirkungen zu erzielen. Doch gesellt sich diesen Fundamentalgesetzen natürlich noch eine Reihe weiterer Sätze, deren feinsinnige Auffindung und Begründung namentlich ein Verdienst Hölzels ist, des geborenen Akademikers, dessen geistvollen Vorträgen man mit außerordentlichem Genuß lauscht. Es ist hier nicht der Raum, des näheren auf seine künstlerischen Ideen einzugehen (dafür sei auf die im Verlage von Velhagen & Klasing neuerdings erschienene Monographie K. Rößlers „Drei Dachauer Meister" verwiesen); nur das kann nicht nachdrück-

Blick auf Dachau; rechts das „Spatzenschlößl" des Zeichners H. Stockmann.

lich genug betont werden: Es sind keinesfalls blasse Theorien, die Hölzel ausklügelt, sondern aus reichster Erfahrung gewonnene Sätze, mit denen er das künstlerische Empfinden, natürlich stets die Grundlage jeden Schaffens, verfeinert und auf ein höheres Niveau stellt.

Ein paar Worte noch über den Anfang der „Dachauer Schule", ein kleines Denkmal für den, der in letzter Linie den Anstoß zu der neuen Richtung gegeben hat, nämlich den — Dachauer Bahndamm. In allem Ernst! Der langweilige, schnurgerade Damm der Bahn von Dachau nach München darf dieses hohe Verdienst für sich in Anspruch nehmen. Hier war es, wo im Jahre 1895 Ludwig Dill bei seinen Spaziergängen die Beobachtung machte, daß gewisse gedämpfte Farbtöne, die auf der grünen Wiese oder gegen den blauen Himmel gesehen gar nicht hervortraten, auf dem neutralen Hintergrunde des grauen Sanddammes eine lebhafte Wirkung annahmen. Das regte ihn zur künstlerischen Wiedergabe einzelner, mit Gras oder Blumen bestandenen Partien des Bahndammes oder ähnlicher Motive an, und hieraus entstand unter Mitwirkung Hölzels und Langhammers allmählich die neue Richtung ihrer Kunst.

Von den in Dachau lebenden, außerhalb dieser Schule stehenden Malern muß in erster Linie der Senior der dortigen Künstlerschaft, der verdiente Landschafter Georg Flad genannt werden. Unsere Leser haben wiederholt Reproduktionen von Werken dieses ausgezeichneten Künstlers an dieser Stelle zu sehen Gelegenheit gehabt (so z. B. in Heft 5 des Jahrg. 1904 und in Heft 2 des Jahrg. 1903) und sich so selbst davon überzeugen können, wie Flad mit einer großen Kraft in der Farbe, wo sie am Platze ist, eine außerordentliche Feinheit im Ton zu vereinen versteht. Es liegt ein echt männlicher, verhaltener Ernst, das Bewußtsein eines vollgereiften Könnens in seiner Art, die sich liebevoll in die Natur versenkt; zugleich eine sehr sympathische Schlichtheit, die auf jeden billigen Effekt verzichtet und sich gern Motive mit gedämpften Tönen, abendliche Landschaften und Dorfinterieurs, sucht. Doch ist ihm ebenso die Wiedergabe des hellen Sonnentags, des in vollem, frohem Licht leuchtenden Grüns der Wiese und des Waldes geläufig. Und stets erfreut die feine Durcharbeitung an seinen Bildern, über die doch niemals die Wirkung im ganzen verloren geht.

Unter den jüngeren Künstlern Dachaus nimmt v. Hayek, das Vorstandsmitglied der Münchener Sezession, einen hervorragenden Platz ein, selber schon das

Haupt einer zahlreichen Schule. Als Tiermaler wie als Landschafter zeigt er ein gleich starkes Können; charakteristisch sind für ihn stets seine warme, leuchtende Farbe, die breite, kraftvolle Art seines Vortrags und das Bevorzugen feiner, interessanter Lichteffekte. Überaus reich sind die Motive des außerordentlich produktiven Künstlers. Bald reizt ihn die Wiedergabe des dämmernden Wintertags, die weiche Luftstimmung vor dem Schneefall mit ihren warmen goldgrauen oder violett irisierenden Tönen auf der Schneedecke, zu denen in fesselndem Kontrast der dunkle Spiegel des schmalen Wasserlaufs mit dem schwarzen Erdreich am Ufer steht. Bald malt er das herbstlich gelbbraune Moos unter schwerer graublauer Luft; eine Landschaft voll tiefernster Ruhe; dann wieder gelbleuchtendes altes Schloßgemäuer im novemberlich kahlen Park. Bekannt von der vorjährigen Münchener Ausstellung ist sein mit der Goldenen Medaille ausgezeichneter Schimmel auf weißblühender Wiese unter durchleuchteten Bäumen. Oder er schildert uns ein Bild, in Dachau oft um die Feierstunde zu sehen: Schwer und groß im Rahmen stehende Ackerpferde, die, als gewaltige Silhouetten gegen die Abendluft sich abzeichnend, mit ihrer müden Haltung auf der Heimkehr ganz wunderbar zu der Ruhe der schlummerbereiten Natur stimmen.

Ein allbekannter weiterer Name aus Dachau ist der H. Stockmanns, des liebenswürdigen Zeichners der „Fliegenden Blätter", der uns in seinen prächtigen Bildern die gute alte Zeit des Schlagbaums und der Postkutsche, des Bürgergardisten und der Duodezfürstenherrlichkeit so lebendig und anheimelnd zur Anschauung bringt. In seinem traulichen Heim, dem Dachauer „Spatzenschlößl", hat er sich selber ein kleines Museum voll schöner und origineller Dinge aus jenen Tagen eingerichtet, die ihn freundlich-neckisch bei seinem heiteren Schaffen inspirieren. Endlich sei hier noch der in jüngster Zeit nach Dachau übergesiedelte Radierer Liebmann genannt, der einzige Vertreter dieses Kunstzweiges dort. Bisher meist ein Schilderer der malerischen Architekturen verfallener Schlösser und Städtchen in der Provence oder des Hafens von Marseille, hat der begabte, feinsinnige Künstler jetzt auch die Dachauer Landschaft mit liebevollem Empfinden in den Bereich seiner Darstellungen gezogen; wie z. B. auf seiner überaus stimmungsvollen Wiedergabe der uralten Würmmühle, deren diskret farbige Tönung die Effekte der weichen,

Aus dem Dachauer Museum: Ausschnitt aus der Fassade eines alten Dachauer Hauses.

Dachauer Bäuerin.

tiefen Schatten noch lebendiger macht. — Es hieße einen wesentlichen Zug im Bilde Dachaus vergessen, wollte man jener Erscheinungen nicht gedenken, die typisch für alles sind — der in Moos und Wald, auf Straße und Hof, bei Sonne und Regen gleich unermüdlich arbeitenden Mal-Schüler und -Schülerinnen. Unter ihnen trifft man auch wohl manch reiferen Herrn, der vielleicht bis dahin das Bataillon kommandiert oder der die Aktenmappe mit der Palette vertauscht hat. Wirklich, Dachau ist ein Platz ernster Arbeit; die nur aus Modeneigung pinselnde höhere Tochter bleibe ihm lieber fern. Der Weg des angehenden Künstlers ist hier auch äußerlich dornenvoll. Weit hinaus muß er sich mit seinem schweren Malgerät schleppen, bis er „vor Ort" ist, und hier narren ihn oft des Wettergottes Tücken. Hat er gerade den „sonnigen" Baum mitgenommen, so beginnt der Himmel sich sicherlich alsbald grau einzuhüllen; hat die Tierklasse sich die „trüben" Ochsen mühsam aufgestellt, so prallt vielleicht alsbald heißflimmerndes Sonnenlicht auf die glatten Rücken ihrer vierbeinigen Modelle hernieder.

Auch im Ort selbst blühen dem arbeitenden Künstler nicht immer Rosen. Hier bildet die liebe Jugend ein wenig erwünschtes Publikum. Kommt da bisweilen auf die Malerin so eine kleine Horde zugestürmt und schreit frech lachend ihrem gerade als Modell im Bach stehenden Gespielen zu: „Geh, laß doch die alte Schachtel stehen und komm mit!" Oder ein Bengel, der am Tag vorher den Stoßseufzer eines Malers beim Schluß der Arbeit gehört hat: „I bring' halt heut nix z'samm'n!" leistet sich schadenfroh am andern Tag den Scherz, als der Maler gerade recht froh ans Werk gehen will, mit seiner Kohorte hämisch zu rufen: „Hehe, er bringt halt nix z'samm'n! Er bringt halt nix z'samm'n!"

Aber solche kleine Widerwärtigkeiten vermögen den Eifer nicht zu hemmen, trotz allem, was man laut oder heimlich über manche Schüler, namentlich über die übel berufenen „Malweiber" sagen mag; wenigstens da, wo ein tüchtiger, gewissenhafter Lehrer seines Amtes wartet. Es soll ja viel weniger — wenigstens bei denen, die sich nicht berufsmäßig mit der Malerei befassen —

das Pinseln gelehrt werden, als vielmehr die Fertigkeit, künstlerisch zu sehen; aber auch das ist ein Gewinn, den die Schülerin nicht allein für sich und ihr Haus heimbringt, sondern zum Besten der guten Kunst. Denn wo der Blick einmal künstlerisch geschult ist, da wird er auf Reisen und in Ausstellungen viel mehr Schönheit entdecken, da wird auch die Hand beim Schmuck des Hauses und Ankauf des Bildes eine richtige Wahl treffen und sich nicht mehr nach Minderwertigem ausstrecken.

Über dem Künstlervolk, das in Dachau so zahlreich haust, darf man aber doch die eigentliche Urbevölkerung nicht vergessen; sie kann in ihrer Eigenart um so mehr Beachtung fordern, als in dem Dachauer Bauerngeschlecht selbst das stolze Bewußtsein, rund ein Jahrtausend schon hier auf der väterlichen Scholle zu sitzen, ein stark entwickeltes Gefühl persönlichen Werts gezeitigt hat. Zugleich verbindet den Bauern, wie ein Erbteil aus den bewegten Zeiten des Faustrechts, ein nicht minder lebhaftes Solidaritätsgefühl mit seinesgleichen. Es gilt nichts geringes, ein „Dachauer Bürger" zu sein! Mit Geringschätzung blickt er auf den „Hergeloff'nen", den landfahrenden Fremdling, der sich in seine Siedlung verirrt, und selbst das Volk der Maler, das zum Teil schon im eigenen Haus bei ihm seßhaft geworden ist, erscheint ihm doch immer nur als ein Bürger zweiter Klasse gegenüber den alteingesessenen Geschlechtern.

Natürlich trifft diese Charakteristik nur den noch in seinen naiven Überlieferungen verharrenden Bauern. Denn es fehlt auch in Dachau nicht an einer gebildeten modern kultivierten Bürgerschaft, ja sogar an einem kunstsinnigen und gemeinnützig gesinnten Patriziat, das die Kunst verständnisvoll unterstützt und sich erst jetzt wieder mit der Schöpfung des grad vor Jahresfrist eröffneten Museums ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.

Dieses Museum, historischen und kunstgewerblichen Charakters, hat seine Stätte dank dem Entgegenkommen des bayerischen Kultusministeriums im Erdgeschoß des Schlosses gefunden und so dem altehrwürdigen Bau wieder eine seiner würdige Bestimmung gegeben. Geschaffen durch die Beiträge des Museumvereins, der sich aus angesehenen und geistig interessierten Dachauer Bürgern zusammensetzt, und durch zahlreiche Schenkungen, ist das Museum in letzter Linie doch ein Werk dreier Dachauer Künstler, die sich seit Jahr und Tag mit vollem Eifer jeder an seinem Teil ihm gewidmet hatten, nämlich der Maler v. Hayek, Stockmann und Pfalz. Man muß wirklich bewundernd anerkennen, wie es diesen Männern gelungen ist, mit doch nur sehr bescheidenen finanziellen Mitteln in kurzer Zeit eine Sammlung von so hohem, kulturgeschichtlichen und vielfach künstlerischen Wert zusammen zu bringen. Gerade heute, wo man die Heimatskunst ja zur Losung gemacht hat, wird man dieses altdachauer Museum mit besonderer Freude begrüßen, und kein Reisender sollte den kleinen Abstecher von München verabsäumen, um der interessanten Sammlung einen Besuch abzustatten, von der wir ein charakteristisches Stück hier im Bilde zeigen.

Der Herbst.

Ich hab' den Herbst gesehen —
Er stand am Waldesrand,
Und Hörnerklänge gingen
Fernhin ins goldene Land.

Es lag in seinen Augen
Der Glanz ersehnter Ruh,
Dem Spiel der bunten Blätter
Sah er leis lächelnd zu.

Recht wie ein alter König,
Der müd am Gurt die Wehr,
Mit glückessatten Augen
Hinsieht aufs blaue Meer,

Der seine alte Harfe
Zum letzten Liede stimmt
Und dann die alte Krone
Vom grauen Haupte nimmt.

W. Sacken.

Am selben Tage, an dem Boring für Gaston Haußmann auf Brautwerbung ausgegangen war, meldete er sich beim Handelsminister Sturz, der den Abgeordneten sofort empfing. Boring warf seinen Hut auf den nächsten Sessel, rieb sich die Hände, als ob ihn fröre oder als ob er sich über irgend etwas unbändig freute, und sprach den Handelsminister ohne Umschweife sogleich in dieser Art an:

„Sagen Sie mir bloß um der Liebe willen, Exzellenz, wo zum Kuckuck ist denn eigentlich der Akt stecken geblieben, womit dieser alte, verdiente, allgemein anerkannte Haußmann zur Erhebung in den Adelstand vorgeschlagen worden ist?"

„Verehrter Herr," entgegnete der Minister mit verhaltenem Unwillen, „Sie verlangen oft viel von mir —"

„Weil ich denke, daß niemand so gründlich wie Sie informiert ist," sagte Boring lächelnd.

„Der Akt liegt jedenfalls noch im Ministerium des Innern."

„Ich brauche seine Erledigung," sagte Boring unverfroren.

Sturz zuckte die Achseln.

„Das heißt, seine Genehmigung," setzte der Abgeordnete hinzu.

„Sie brauchen sie?"

„Jawohl, denn ich will ein Hochzeitsgeschenk damit machen."

„Ei, das wäre!" rief der Minister.

Nun schlug Boring einen etwas ernsteren Ton an. Er blickte ins Leere, und seine Miene nahm allmählich den Ausdruck starker, innerer Teilnahme an, von ein wenig aufwallender Entrüstung verfinstert. „Es ist ein Skandal für das sittliche Gefühl, daß man in dieser Sache derart zögert. Es handelt sich um die bescheidene Auszeichnung eines Mannes, dessen Verdienste kein Einsichtsvoller bestreiten kann. Er ist in Arbeit und Ehren ergraut. Ein Mann, der der Staatsbürgerschaft zur Zierde gereicht. Der zahllose große Opfer der Wohltätigkeit aufweisen kann. Der erst kürzlich, durch eine bei uns unerhörte, fürstliche Schenkung die Echtheit seiner patriotischen Gefühle unwiderleglich bewiesen hat. Seine Stiftung für kranke Armee-Angehörige. Will man ihm an seinem Lebensabend die einzige Freude nicht gewähren, für welche er zugänglich ist? Hat man jemals daran gedacht, seine Verdienste zu würdigen?"

„Nun, — ich möchte nur beiläufig erinnern," warf der Minister ein, „daß Herr Haußmann — allerdings vor geraumer Zeit — als er mit seinen damaligen Industrien am Rande des Verderbens gestanden, nur durch Staatshilfe gerettet worden ist. Die Regierung hat ihm einen geheimen enormen Kredit gewährt, der ihn aufgerichtet hat —"

„Jawohl, ganz richtig!" rief Boring lebhaft. „Das auch! Und nur ein Mann wie Haußmann konnte in solchem Sturme bestehen. Nur ihm konnte es gelingen,

damit einen sehr bedeutenden Teil unserer Industrie überhaupt vor dem Schiffbruche zu retten, eine tiefgehende Krise aufzuhalten. Auch dadurch hat er sich wieder nur unvergeßliche Verdienste erworben —"

Der Minister verbiß ein sarkastisches Lächeln. „Kurzum, — nun, wir wissen, wie es gemacht wird," sagte er.

„Sie hören den Ausdruck meiner tiefsten Überzeugung," entgegnete Boring.

„Und — was erwarten Sie eigentlich von mir?" fragte Sturz.

„Daß Sie ihr zum Durchbruch verhelfen," antwortete Boring und blickte den Minister an, ohne mit der Wimper zu zucken.

Sturz wandte sich einen Augenblick ab und trommelte auf seinem Schreibtische. Es war beinahe zu viel, was dieser Mann wagte. Entweder, Boring begann sich an seiner eigenen Macht zu berauschen oder — diese Macht fing an weit über die Grenzen hinauszuwachsen, die ihr bisher gezogen waren. Und dann gab es niemand, den man so zu fürchten hatte, wie Boring.

„Vielleicht wollen Sie mir sagen, in welcher Weise Sie sich meine Verwendung in Ihrer Angelegenheit denken?"

„Ganz einfach, indem Sie die Genehmigung betreiben, und so rasch wie nur möglich," entgegnete Boring. „Exzellenz können dies. Und es ist schließlich ein kleiner Dienst ... Sie machen überdies einen Fehler damit gut, indem Sie der unerhörten Verschleppung ein Ende bereiten. Noch mehr. Es betrifft gute Freunde von Ihnen. Früher habe ich scherzweise gesagt, daß ich ein Hochzeitsgeschenk mit dieser Überraschung machen wolle. Indessen in dieser Art würden Sie es machen, Exzellenz! Der junge Haußmann hat sich soeben mit der Tochter des Kommerzienrats Winter verlobt —"

„Ah!" machte der Minister.

„Ich habe Sie nun zu lange hiermit aufgehalten," sagte jetzt Boring und griff nach seinem Hute. „Ich wollte bloß ein paar Menschen erfreuen, ihnen etwas verschaffen, wovon ich weiß, daß es sie glücklich macht —"

„Erblicher Adel," sagte der Minister mit starker Betonung.

„Und an Verdienste erinnern, die man nicht vergessen soll. Das gehört zu den moralischen Pflichten der Staatshoheit."

„Ein derartig verdienter Mann!" rief der Minister. Seine Stimme zitterte vor Hohn.

Aber Boring schien nichts derartiges zu bemerken. „Darf ich hoffen, daß Exzellenz sich der Sache mit Ihrem weitgehenden Einflusse annehmen werden?"

„Ich will sehen, was ich erreiche," antwortete Sturz.

Er lächelte dabei. Aber dies Lächeln kostete ihn die größte Mühe.

„Tausend Dank!" Boring verbeugte sich. „Ich bin, wie immer, bloß der armselige Unterhändler, aber tausend Dank!"

An der Tür meinte Sturz: „Nein, vergessen Sie nicht, Herr Doktor, daß Sie es sind, dem ich einen Gefallen erweisen möchte —"

„Wie sollte ich!" sagte Boring beinahe herzlich. „Ich werde es Ihnen nie vergessen —"

Als Boring gegangen war, ließ sich der Minister schwer auf seinen Sessel nieder. Er war empört. Seine Hände zuckten auf der Tischplatte, und nacheinander ergriff er eine Reihe von Gegenständen, die er mit aller Wucht darauf niedersetzte. Ein großes Amtssiegel, eine bronzene Papierschere, ein breites Lineal, womit er dem Tische förmlich einen Hieb versetzte. Es war unerhört. Und wieder schlug er mit dem Lineale zu.

Aber schließlich — man mußte, in diesem Falle, vielleicht doch ruhig an die Sache denken, in erster Linie gar nicht an die Person. Und er bemühte sich ruhig zu denken. Schließlich — vielleicht — ja, ja, es war dennoch eine Verschleppung, wenn man dachte, daß der Akt schon lange vorlag ... und der Minister verfiel in Sinnen. Dann, allerdings war es auch Boring. Vielleicht ist es die richtigste Politik, ihn zu gewinnen, ihn auf diese Art unschädlich zu machen. Es konnte ein Verdienst sein, gegen Boring auszugleichen. Einfach ein politisches Verdienst, Pflichtsache im höheren Interesse. —

Nach einer Weile hatte sich der Minister mit solchen Gedanken hinreichend beruhigt. Er klingelte, ließ sich durch

den Diener Stock, Hut und Überrock bringen und verließ das Ministerium. —

Kurze Zeit darauf brachte Gaston Haußmann zu Elinor die Nachricht, womit er seine Überraschung ausspielen wollte. Sein Vater war in den erblichen Adelstand erhoben worden! Gaston war ein wenig enttäuscht darüber, wie gleichgültig diese große Auszeichnung seines Namens Elinor zu lassen schien; ihn selbst aber beschäftigte die Sache sehr. Er dachte an diesem Nachmittage mehrmals mitten in ihrem Gespräche an neue Visitkarten, an Wagenschläge mit Wappen und Krone, sogar an neue Livreen für die Dienerschaft, und ob die Knöpfe daran einfach eine Krone oder auch das Wappen tragen sollten. Jedenfalls würde er auf dem großen eisernen Hoftore von Wied nun das Wappen anbringen lassen.

Dann wurden die Anzeigen ausgegeben.

Im September war die Hochzeit.

Es war eine pomphafte Feier. Die Trauung fand in der Residenzkirche statt; das Gotteshaus glich einem Blumenwald, und die Gesellschaft war natürlich glänzend. Auf Gastons dringende Bitte waren sogar zwei illustre Gäste gereist gekommen: der ältliche Prinz von Schauenstein und ein Verwandter von ihm, der junge Erbgraf von Herberswiller. Der Erbgraf galt für lungenkrank, für einen der liebenswürdigsten Menschen, die es geben konnte, und für so lebenslustig, daß er keine einzige Gelegenheit versäumte, wo er sich Unterhaltung versprach. Gleich nach der Trauung empfing das junge Paar die Gäste in dem großen Salon ihrer neuen Wohnung in Winters Haus, wo auf mehreren Tischen die prachtvollen Hochzeitsgeschenke zur Schau gestellt waren. Dann folgte die Tafel. Da fiel es Elinor auf, daß sie gar keine Verwandten hatte, außer den Essenbachs, die natürlich alle gekommen waren. Paul trug seine Uniform; er war der Brautführer gewesen. Jetzt nickte sie ihm einmal über den Tisch zu. Dann fand sie es ganz eigen, daß ihr Vater eben mit dem alten Haußmann sprach, in einer so sichtlich fremden Art, als ob sie sich erst gerade kennen gelernt hätten. Der Kommerzienrat hatte ihre Schwiegermutter zu Tische geführt.

Aber es war wahrlich nicht an der Zeit, an irgend etwas zu denken. Die große Tafel, mit einem Dutzend von Gängen, wurde auch so hastig bedient, weil das junge Paar gleich danach abreisen wollte. Es war ein großes Gewirre von Stimmen, von Gläserklirren, von Toasten. Einmal stieß Gaston mit Elinor an und sah ihr dabei so tief in die Augen, daß sie lächelte und errötete. Bärnwart kam eigens um den Tisch herum, um ihr Glas mit dem seinen zu berühren, und sagte, wie ihr schien, ein paar herzliche Worte, wobei er ein so furchtbar ernstes Gesicht machte. Wirklich ein furchtbar ernstes Gesicht! Als letzter hielt noch der Prinz eine reizende, kleine Rede, worin er Gaston Haußmann seinen lieben Freund nannte. Alles ging, wie von einem Wirbelwinde getrieben, vor sich. Als man sich erhob, drängte Gaston sich zu seiner jungen Frau. Er hielt die Uhr in der Hand und flüsterte: „Geh nun einfach weg, — wir können uns unmöglich verabschieden, — es ist höchste Zeit! In einer Stunde fährt unser Zug. Ich werde mich beeilen. Dann bist Du auch bereit, nicht wahr?“

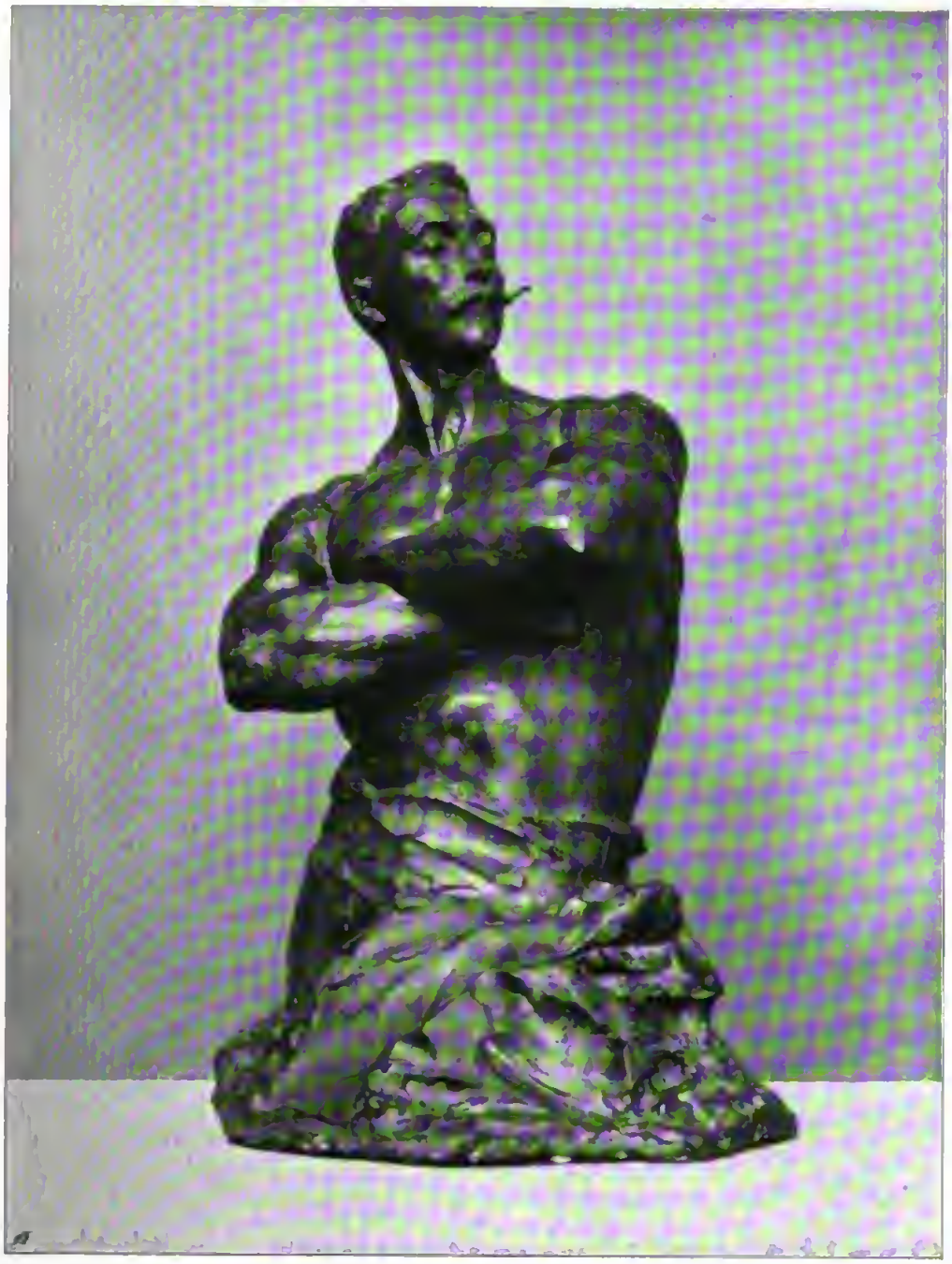
Sie eilte mit Jane nach ihrem Zimmer und verabschiedete sich nun von Miß Bland. Dabei empfand sie lebhaft, daß sie dem alten Fräulein viel schuldig sein müßte für Nachsicht, Geduld und Langmut. Es rührte sie wirklich, als die gute Miß Bland jetzt sagte: „Vergessen Sie nicht, Elinor, daß Sie eine treue Freundin an mir haben! Ein treue Freundin! Ach mein Kind, prägen Sie das in Ihr Gedächtnis, da wir nun voneinander scheiden! — Wenn Sie mich einmal brauchen, so rufen Sie mich! — Vergessen Sie nicht, Elinor —“

Endlich war nur noch Jane bei Elinor im Zimmer.

„Ja, so wollte ich es!“ sagte Elinor. „So, daß wir uns zuletzt noch ganz allein sehen.“ Sie schloß Jane heftig in die Arme. Und Jane brach in Tränen aus und küßte Elinor wie verzweifelt.

„So, so, so, Jane, Gott behüte Dich! Gott behüte Dich! Und nun geh, daß niemand uns diesen Augenblick störe —“

Jane verstand nichts, aber sie ging und



Athlet.

Bronze von Fürſt Paul Trubezkoy.

schluchzte laut in ihr Taschentuch, als sei es ein Abschied fürs Leben.

Als Elinor allein war, blickte sie sich gleichsam neugierig im Zimmer um. Ihr Mädchenzimmer! Zum letzten Male war sie hier!

Sie trat an ihren Schreibtisch und berührte die Bilder von Vater und Mutter wie zum Abschied mit der Hand.

Ihr Mädchenzimmer! — Auf einmal schien ihr jetzt, als wäre es eine unsäglich glückliche Zeit gewesen, die sie hier verlebt. Als hätte sie so viel enthalten. Ja, was war es denn gewesen...?

Ans Fenster ging sie und sah einen Augenblick auf die Straße hinab. Da fiel ihr das alte Paar ein, das gegenüber gewohnt. Und der Student, dieser kecke, übermütige Mensch, war kein Student mehr, und dies Jahr fortgezogen. Sie erinnerte sich, wie oft sie ihn hatte singen hören. Auch das gehörte ja dazu, und es ging den fremden Menschen nichts an, nur sie allein.

Es klopfte an die Tür, sie wandte sich hastig um und errötete tief. Aber es war ihr Vater. Der Kommerzienrat grüßte seine Tochter kurz und herzlich, und als ihm Elinor für alle seine Liebe dankte, sagte er fast verlegen: „Ja, ja, ja! — Und nun geh, mein großes Kind! Gott mit Dir!“ —

Da war dann Gaston. Er gab ihr den Arm und führte sie hinab. Und in der Halle standen alle Diener, die Frauen und Männer. Dann fuhren sie davon.

Die Gäste gaben ihnen zum Bahnhof das Geleite. Tante Essenbach wollte Elinor gar nicht aus den Armen lassen, als es Zeit war, den Zug zu besteigen. Die Herren hatten sich in einer langen Reihe auf dem Bahnsteig aufgestellt und schwenkten mit Hüten und Taschentüchern die letzten Grüße, als der Zug aus der Halle rollte. Elinor winkte. Ein wenig entfernt von den übrigen, der letzte in der Reihe, und der letzte, den sie sehen konnte, war Paul.

7.

Der Sommer war zu Ende, der Herbst lief ab.

Seit Paul daheim war, hatten die Eltern alle Sorge ihm überlassen.

Die Baronin hielt ihn für eine ganz ideale Natur. Von Jugend auf. In den neuen Verhältnissen hatte er sich jedoch etwas verändert, und sie ahnte, daß ihn das Leben vielleicht allzu hart hämmern dürfte. Daß dadurch etwas verloren gehen könne, was ihr an ihm lieb gewesen. Dies ging herab bis auf die schlichte, unbekümmerte Art, womit er sich kleidete. Im vorigen Jahre schon war er einmal mit einer Krawatte in die Stadt gefahren, die Elinor ihm flicken mußte! Als er das lachend erzählt hatte, waren der Baronin natürlich die Tränen in die Augen getreten. Ach, Elinor —

Da Paul alle Arbeit und Sorge übernommen, war der Freiherr glücklich, daß er über nichts mehr zu diskutieren brauchte. Die Baronin enttäuschte es nur, daß Paul über alles schwieg. Er tat es, um ihnen Gedanken zu ersparen. Das wußte sie. Sie war auch dankbar dafür, fürchtete aber, daß er den Zusammenhang mit ihnen verlieren und schließlich an gar nichts mehr denken könnte, als an seine Arbeit. Und ein Bild schwebte ihr vor von einem Landedelmanne, der zum Schluß auch ganz verbauern konnte. Der kam dann in der Joppe und in Schaftstiefeln womöglich zu Tische, fand keine Zeit mehr, sich zu rasieren, trug Hemden mit ungesteiften Kragen und las nichts mehr. Ja, so konnte es werden! — Früher hatte Paul hübsche, wohlgepflegte Hände gehabt. Nun waren sie dunkler und derber geworden, und sein Gesicht war braun und beinahe etwas verwittert.

Die Baronin drang in ihn, daß er wieder einmal in die Stadt fahre, ein paar Menschen aufsuche; daß er doch über Nacht dort bleibe, seinen Frack mitnehme und „etwas mitmache“. Ein paarmal tat er ihr den Willen und nahm den Frack mit. Wenn er aber heimkehrte und sie ihn fragte, war er doch nur wieder bei Onkel Theodor gewesen, hatte eine Stunde bei Simonsens verplaudert und den Abend mit Bärnwart in irgendeinem Restaurant gesessen.

Im Zuge suchte er einen möglichst einsamen Platz. Und wenn sich die Tür geschlossen hatte, dachte er an nichts anderes, als wie er Onkel Theodor, Bärnwart und Jane Simonsen wieder-

ſehen und was er mit ihnen ſprechen werde. Alle andern Gedanken ließ er an ſolchen Tagen in Eſſenbach zurück. Er zog gleichſam alle Segel ſeines Bootes, bis auf die kleinſte Leinwand, ein, ſtrich die Raaen, legte ſich auf dem Verdecke rücklings nieder, ſah in den Himmel hinauf und war gänzlich allein und ungeſtört. So weit war er ins Meer hinausgefahren, daß das Ufer ſeine beſtimmten Umriſſe verlor und daß er den Hafen nicht mehr zu ſehen brauchte, von wo er ausgefahren war und wo er ſpäter wieder ans Land ſteigen mußte. Dieſer Platz aber, an dem er nun ſtille lag oder leiſe dahintrieb, er war ſein geheimſter Beſitz. Und von hier aus ſah er die herrliche Fata Morgana des fernen Märchenlandes mit ſeinen dunklen, duftenden Wäldern, mit ſeinen Marmorpaläſten und leuchtenden Kuppeln. Dahin wanderte er dann in Gedanken. Er wandelte am Märchenſtrande und durch die Zaubergärten und betrat zagenden Fußes und ſtaunenden Auges die ſtillen, breiten Straßen ſeines Geheimniſſes. Ein leiſes Wehegefühl begleitete ihn auf ſeiner Wanderung. Durch die ſtille, blaue Luft klang das Echo eines trauernden Liedes.

So gedachte er Elinors.

Denn jetzt, nachdem er ſie verloren, wußte er, wie tief er ſie liebte.

Am lauteſten, am ſtärkſten hatte ſeine Liebe gerade in der Stunde ihres Abſchieds gerufen.

Grauſam war es, zu denken, ſie könne ihm zweifach verloren ſein.

Denn über das eine Rätſel kam er nicht hinaus: wie war es nur möglich, daß Elinor Gaſton Haußmann für ihren richtigen Lebensgefährten hielt? —

Im erſten Sturme ſchmerzlicher Verwunderung glaubte er, nicht einmal der Tod hätte vermocht, ſie ihm ſo gänzlich zu entreißen. So wie er ſie gekannt, wie er ſie geliebt, hätte ſie ja dann fortgelebt, für alle Zeiten. Nie trennt der Tod ſo grauſam, wie ſolcher Abſchied, mitten im Leben.

Aber langſam kehrte er doch zu ſeinem alten Glauben zurück. Sein Herz war nicht ſtark genug, die Trennung zu tragen.

Darum ging er Gedanken aus dem Wege, die ſich in trockene Fragen kleideten: Wie iſt das und jenes gekommen, wie iſt es geworden? Wie wird es ſein? — Er begann ihr Bild wieder aufzurichten, als ſei es nur durch einen Sturz zerſprungen und nun müſſe er die Stücke ſammeln und mit ſorgſamen Händen wieder zuſammenfügen. Denn dies Bild *mußte* er auf ſeinem Altar haben. Auf dem Altar im Tempel ſeines geheimen Märchenlandes, das er betrat, wenn er ganz allein war.

Damit nun hing es zuſammen, daß er gerne in die Stadt kam.

Es verurſachte ihm ſtets eine ſeltſame Bewegung, wenn er ſich Onkel Theodors Haus näherte, wenn er in die Halle trat, dem alten Braunemann begegnete und nach dem Kommerzienrat fragte. Es war wohltuend, hier in ihrem Hauſe zu ſein, die Treppe hinaufzugehen und mit Onkel Theodor eine halbe Stunde zu verplaudern. Meiſt gelang es ihm auch, das Geſpräch auf Elinor zu lenken. Oder der Kommerzienrat ſprach von Dingen, die ihn ſelbſt gerade beſchäftigten. Da hatte Paul das Gefühl, als beſorgte er in einer Art Elinors Aufgabe. Sie wurden vertraut miteinander. Als geſtände er ſich eine kleine Finte, dachte Paul: ‚Ja, wir treffen uns, wir zwei, die ein und dasſelbe verloren haben —‘

Mitunter erzählte er auch von ſeinen Arbeiten in Eſſenbach. Und gelegentlich bat er den Kommerzienrat um einen Ratſchlag. Dies Jahr zum Beiſpiel hatte er ein neues, ſchönes Lehmlager entdeckt und die Ziegelbrennerei vergrößert.

„Papa oder Mama dürfte ich es kaum ſagen,“ erzählte er, „aber eigentlich ſind wir am eheſten noch Ziegelbrenner! Ich hoffe, es wird unſer beſtes Geſchäft. In dieſem ſonſt ſo ſchlechten Jahre war es faſt unſer einziges —“

Der Kommerzienrat nahm lebhaften Anteil daran, wie Paul ſich zurechtfand und wie er arbeitete. Scherzhaft ſagte er einmal: „Es ſteckt eine gar nicht üble Anlage zum Geſchäftsmann in Dir!“ Er meinte es aber ernſtlich.

„Ich kann ja wahrhaftig daran denken, Dir Abnehmer zu verſchaffen,“ meinte er auch einmal. „Wenn ich meine Projekte ſo weit reif habe, daß ich den Bau des neuen Maſchinenhauſes

beginne, dann mußt Du mir Ziegel liefern —"

Und eines Tages sagte der Kommerzienrat: „Für gewisse Sachen habe ich kein Gedächtnis. Wie alt bist Du nun eigentlich, Paul?"

„Neunundzwanzig, Onkel!"

„Nun, lieber Junge, da hast Du hoffentlich selbst öfter gedacht, wie spaßig und unnatürlich es ist, daß Du mich wie einen Fremden ansprichst —"

Und erst von diesem Tage an duzten sie sich.

Davon machte Paul gelegentlich in Essenbach eine Erwähnung.

Der Freiherr sagte: „Hm — jawohl, freilich ist es ganz natürlich —"

Und: „Ganz natürlich!" meinte die Baronin. „Wir sind Winter immer zu fremd gegenüber gestanden —"

‚Warum?' dachte Paul. ‚Wodurch sind sie so fremd zueinander geblieben?' —

Hin und wieder traf er in der Stadt einen Bekannten auf der Straße an. Fragte ihn der, wie es den Haußmanns gehe, so zuckte er die Achseln und sagte, er wisse fast nichts von ihnen. Denn was er wußte, war so wenig, daß er es ganz für sich allein behalten mußte.

Bei Simonsens war es gemütlich. Paul richtete es sich stets so ein, daß es nicht ihr Empfangstag war, wenn er kam, und Jane verriet immer ihre Freude, ihn zu sehen.

Auch Jane hatte ein einziges Mal ein paar Zeilen von Elinor erhalten. „Wenn man so glücklich ist!" sagte sie zur Erklärung. „Es ist wie ein Roman, daß sie sich gefunden haben! Mein Gott, wie liebe ich, wenn Menschen einen wirklichen Roman haben —"

Nun fiel es der kleinen Jane Simonsen gar nicht mehr ein, daß sie einmal davon phantasiert hatte, Paul hätte der richtige sein können. Denn Jane vermochte ja nicht anders, als nur in der gegenwärtigsten Gegenwart zu leben.

Als sie herausfand, daß er außer mit ihnen und Winter eigentlich nur mehr mit Bärnwart verkehrte, sagte sie: „Nein, ich begreife Sie nicht! Wenn Elinor hier wäre! Sie würde Ihnen Lehren geben!"

„Würde sie?" fragte er begierig.

„Natürlich würde sie! Ich kann es ja nicht, aber Sie verdienten es —"

„Ich will mich wieder bessern — mit der Zeit," meinte er begütigend.

Allerdings war er dabei nicht ganz ehrlich. Er hatte wenig Neigung, sich so zu bessern. Sein friedegewordenes Entsagen hatte ihm eine köstliche Einsamkeit geschenkt. Rätsel schienen ihm in seiner Brust gelöst, als sei er nun weit fähiger geworden, Glück und Schmerz zu verstehen in schweigender, begreifender Ruhe. Einen Prüfstein gibt es ja, für die beste Kraft, die uns verliehen. Sag mir, wie Du Deinen tiefsten Schmerz getragen —

Wenn es zu dämmern begann, kam er gewöhnlich zu Bärnwart ins Atelier. Der Maler pinselte beim elektrischen Lichte noch an einer Leinwand. Bärnwart hatte knappe Zeiten und packte links und rechts jede Arbeit an, die gleich bezahlt wurde. In Kopf und Herzen trug er aber doch nur sein großes Bild.

„Ja, Herrgott, wenn ich ohne Ablenkung daran arbeiten könnte!" seufzte er oft. Und dann erzählte er Paul vor der Skizze, wie es werden mußte. Der große Rahmen mit der Leinwand stand auch schon im Atelier. Und im Frühjahr mußte die Pallas Athene vollendet sein. Fertig stand sie dann da, an dieser Stelle! Das Bild sollte auf die Pariser Ausstellung. Somit hatte er noch Zeit, fast anderthalb Jahre. Das war viel und tröstete ihn; aber zuweilen wurde er doch nervös. Das tägliche Brot war zu schaffen, das tägliche Brot!

Es war nichts Unterhaltendes, Bärnwart an solchen gequälten Tagen zu treffen. Dann war er kleinmütig und verschlossen oder er machte sich in sarkastischen Reden Luft; oft aber fand ihn Paul in die lichteste Höhe der Zuversicht entrückt. Da reckte sich Bärnwarts Seele hoch über das Irdische hinweg, und er streckte mit keckem Mut die Hände nach den Sternen am Himmel aus. Niemals noch hatte Paul so sehr den Eindruck gehabt, das Suchen und Ringen, den Kampf, den Schmerz und die Wonnen des werdenden Schaffens mit anzusehen, ja endlich mit zu fühlen. Er begann Bärnwart um etwas zu beneiden, das

man mit dem gewöhnlichen Begriffe nicht mehr erreichte. —

— — — — — — — — — — —

Manchmal dachte er, es sei die richtige Fügung geworden, daß Elinor in weiter Ferne war, vielleicht sogar, daß man so wenig von ihr erfuhr.

... Vielleicht läßt Dich die große Stille hie und da noch ein gutes, warmes Wort hören. Du erinnerst Dich an so vieles, Du siehst vielleicht, wie es schön und teuer gewesen. So teuer, daß Du es nicht verlieren kannst. Du sammelst die Heiligtümer in dem verschwiegenen Tempel der Erinnerung. Er ist so fest, daß nichts ihn stürzen kann. Sein Priester bist Du. Denn nun hast Du den großen Verzicht geleistet. Du brauchst vom Schicksal weder Gnade mehr noch Geschenke. Alles hast Du in Dir selbst.

Vielleicht gänzlich eitel war sein Gefühl gewesen, ein Gefühl, das sie niemals kannte, von dem sie nichts wußte, von dem nur er vermeinte, es habe sein ganzes Dasein daran gehangen.

... Ja, ich habe ein kleines Erlebnis hier, in meinem Dasein. Das fühle ich nun wie etwas Großes. Ich habe den Puls gefühlt, der die ganze Schöpfung mit seinem Schlage durchzittert. Der durch die Natur klopft: der in den Blumen, im fließenden Wasser, im fallenden Regen, in jedem Zweige des Waldes, in jeder Vogelkehle schlägt, und aus der Natur bis ans Herz der Menschen. Denn das ganze Leben des Alls ist nichts als Liebe. Ich habe das Feld geliebt und den Wald, und das geheimnisvolle Wasser des Sees und den Sternenhimmel. Langsam ist der Reichtum in meinem Herzen gewachsen. Gedanken habe ich gefunden, den verborgenen Sinn der Erlebnisse habe ich begriffen, weil ich wußte, daß die Liebe das höchste Werk der Schöpfung sei. Es war die hohe Schule für alle meine Sinne, für jedes Atom von gutem Willen, für jeden Hauch von guter Fähigkeit, die mir der Schöpfer gegeben ... Wie einen Traum haben ihre Flügel meine Seele getragen, als ich ein verschämter Junge war. Dann hat sie das Weiche und das Träumerische vielleicht verloren. Sie ist zugleich gereift mit dem Ernste, der mir nicht erspart geblieben, wie er keinem erspart bleiben soll. Und nun ist sie gereift bis dort, wo ich den wehen Sturm überstanden habe — und überstanden, daß der teuerste Traum des Lebens unerfüllt bleiben kann. Vielleicht zerfallen Linien und Farben, Gestalten und Namen ... Aber das Kostbarste, den köstlichsten Schatz habe ich gerettet. Nichts kann ihn von meinem Herzen trennen. Den großen Schatz von Erinnerung. Und er bewahrt mir alles ...

In Essenbach draußen machte er auch jetzt lange Wanderungen. Manchmal war es unter dem schneegrauen Spätherbsthimmel, manchmal im rieselnden Regen.

... Je, wie arm aber ist Deine Erinnerung? Was nennst Du denn nur erinnern? — Ist es nicht die zaubernde Laune, die Dir Geschehenes, das vergangen, so lebendig vor die Seele ruft, als geschehe es ein zweites Mal? Ist es nicht, daß Du schon Erlebtes wieder lebst? — Und erlebt hast Du nichts. Du hast nur verschwiegen gesonnen, hast gedacht, geträumt und gefühlt! Kennt Ihr aber stärkeres Erleben als die Liebe?

... Kennt Ihr, was man an einem Blicke erlebt, an dem Tone eines einzigen Wortes, an einer Bewegung des Hauptes, in einer einzigen Berührung der Hand? An einem Hauch der Lippe, der uns trifft, an einem Schimmer des Haares, an einer Linie des Nackens, die man sieht, an einem Schritte des Fußes, den man hört? ... O ihr Grüße, o ihr Schimmer aus einer vergangenen Welt! ...

Manchmal, wenn er abends in der Stadt mit Bärnwart beisammen saß, sprachen sie von allerlei Bekannten, und hin und wieder fragte Paul, wie man denn eigentlich Elinors Verbindung mit Gaston Haußmann aufgenommen habe. Darüber jedoch vermochte der Maler nicht viel zu sagen. Frau von Wieke, die nur dem Gedanken lebte, ihre Töchter gut an den Mann zu bringen, war ziemlich unberührt davon geblieben, da sie doch nie auf Gaston Haußmann hatte rechnen können. Daß sie sich ihre hämischen und bissigen Bemerkungen dabei doch nicht ganz ersparen konnte, war natürlich. Ali Senkbach war ein bißchen enttäuscht, da sie sich im letzten Jahre bemüht hatte,

neben Herrn von Heim auch noch Gaston Haußmann in ihr Netz zu bekommen. Übrigens freute sich ihr Mann, daß es nun ein junges Paar gäbe, welches wahrhaft Haus machen und Unterhaltung bringen könne. Wenn die Erbtante Brohl endlich einmal stirbt, was sie ja doch nicht mehr allzulange hinausschieben kann, dann werden Senkbachs allerdings auch einmal obenauf sein. Angelus von Brand, die Dichterin, empfand es vielleicht, daß Elinors Roman so unpoetisch geworden, und Frau von Stahlhof fand in ihrer Güte für alles ausgleichende und glattwischende Ansichten.

Das waren schließlich Kleinigkeiten. Und betrafen einen Kreis, zu dem sich Bärnwart im Grunde fremd fühlte.

„Wir sind nur immerfort behindert von den paar Menschen, die wir zufällig am häufigsten sehen! Und, wie es im Geist der Zeit liegt, haben wir eine Menge Freundschaften, doch vielleicht keinen einzigen Freund. Und wenn wir einen haben, so verlieren wir ihn durch einen schnöden, recht armseligen Zufall. Man muß egoistisch werden, damit man sich dagegen abhärtet, daß dieser Zufall jeden Tag eintreten kann. Und damit man so werden kann, muß man weit hinaus ins Leben, recht weit hinaus. Man muß trachten, an der Welt die großen Linien zu entdecken, die großen Straßen, die sie überspannen. Man muß aus dem engen eigenen Garten in die weite Landschaft hinaustreten. Ha, wie frei kann einen die Ferne machen —"

Dann sagte Bärnwart: „Ach ja, freilich spricht man oft von Elinor Winter. Sie war jemand, sie hat einen beschäftigt, wenn man sie gekannt hat. Es hat einem förmlich wohl getan, sie zu kennen. Sie hat ihr Rößlein so froh und unbekümmert und mutig durchs Leben getummelt; nicht wahr? Man konnte denken, es wird ihr gar nicht schwer, über seine Hindernisse hinwegzusetzen." Und nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „Es gibt wenige Menschen, die nicht aufblicken, wenn einer mit frisch dahersprengendem Pferde auf der Straße draußen vorbeikommt."

Zu Neujahr endlich kam ein langer Brief Elinors an ihre Tante. Aber auch darin erzählte sie wenig von sich selbst. Bloß von Reisen, die sie gemacht hatten, und von ihrem Aufenthalt im Süden. Und daß sie im Frühjahr heimkommen und dann ihren ständigen Wohnsitz in Wied aufschlagen wollten. Marianne klatschte in die Hände. Wie herrlich mußte es werden, wenn Elinor in ihrer nächsten Nachbarschaft wohnen werde! —

Am Neujahrstage begann Bärnwart sein großes Bild. Von da an wurde der Verkehr mit ihm etwas spärlich. Er kümmerte sich um keinen Menschen mehr und war so wenig gesprächig, daß er selbst in Pauls Gesellschaft oft stumm dazusitzen vermochte.

Dann brachte der Winter vielen Schnee und endlich klaren Frost.

Da ging Paul an einem blitzenden Wintersonnentage über den See hinüber und wunderte sich, im Schnee Fußstapfen zu finden von jemand, der denselben Weg gemacht, und nebenher die Spuren eines Hundes, der den Wanderer begleitet hatte.

Er hatte ohne besondere Absicht den See betreten. Nun ging er hinüber, auf Wied zu, wie es im vergangenen Winter einmal gewesen, als Elinor und diese ganze Gesellschaft von der Stadt herübergekommen war, um das Eis zu versuchen. Er dachte daran, wie er mit Elinor gelaufen war und was sie für ein kindisches Gespräch dabei geführt. Und in Wied drüben hatten sie in der Halle getanzt.

Jetzt trat er auf die Treppe, die zur Terrasse emporführte. Einmal blieb er darauf stehen und wischte mit dem Fuße den Schnee fort, bis die Stufe darunter zum Vorschein kam. Da ist Elinor damals an seiner Seite hinaufgegangen, vielleicht hat ihr Fuß eben diese Stelle betreten. Sie war damals zum ersten Male nach Wied gekommen. Und nun —

Und dann kam er wieder herab, ging langsam um das Haus herum und betrat den Hof. Da stand Kaspar, einer der Jäger von Wied, und zündete sich eben seine Pfeife an. Er machte einen militärischen Gruß, und Paul ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein und fragte nach seinem jungen Weib und seinem Kind.

„Es ist ein armes Würmchen, Herr Baron," antwortete der Jäger. „Ich

möchte über nichts klagen, wenn nur das Jägerhaus ein bißchen weniger feucht wäre und besser in Stand gehalten."

„Das muß ja doch einfach genug sein," meinte Paul.

„Ja, es wäre ganz einfach —"

„Das haben Sie gewiß auch schon dem Verwalter gesagt?"

„Das habe ich schon oft gesagt," entgegnete der Jäger und zuckte die Achseln.

„Sagen Sie es dann einmal dem Herrn selbst," sagte Paul.

Nach einer Weile meinte der Jäger etwas unsicher: „Es ist nicht so wie das Forsthaus, Herr Baron. Das Forsthaus ist so gelegen, daß jedermann es sieht. Da hält man natürlich darauf, daß es gut aussehe. Das Jägerhaus aber liegt abseits im Walde. Es kommt nicht darauf an —"

„Ja, so!" sagte Paul verwundert über die schlichte Wahrheit in diesen Worten. Und dann setzte er fast unwillkürlich hinzu: „Sagen Sie es dann einmal der gnädigen Frau!" und fühlte deutlich, daß er gleichsam betroffen wurde. Denn es war das erstemal, daß er Elinor so zu nennen hatte. „Nun will ich wieder über den See zurück. — Kaspar, da habe ich ein paar Zigarren in der Tasche. Wollen Sie sie nehmen?"

„Ich danke gehorsamst, Herr Baron."

Paul gab ihm die Hand zum Gruße.

„Wie geht's denn dem Alten?" fragte er noch.

„Es ist immer dasselbe, — er schläft," antwortete Kaspar.

Dann ging Paul über den See zurück. Die Sonnenstrahlen waren ganz kurz geworden. Auf dem Schnee lag es wie bläulichgraue Farbe.

Wie der Jäger das sonderbar gesagt hatte in seiner Einfachheit! Das Forsthaus sieht jedermann, und das Jägerhaus niemand. Vor einiger Zeit war Kaspar selber krank gewesen, und der Verwalter hatte ihm bedeutet, länger dürfe es nicht dauern; der Herr sei kein Freund von kranken Dienern, und bei ihm sei es gleich eine ganze Familie. Darauf hatte Kaspar sofort gesund sein müssen. Gaston Haußmann stand in dem Rufe, seine Leute knapp zu halten und strenge auszunützen. Und der Verwalter war ein harter Mann. —

Auch der Jäger freute sich auf die Zeit, wo neues Leben nach Wied kommen sollte. Das wird nicht fehlen. Gerade wie Marianne sich neulich kindisch gefreut hatte! —

Sieh! Wie nahe das nun rückt. Anfang Mai, hatte Elinor geschrieben. Anfang Mai schon!

Mitten auf dem See blieb Paul stehen und sah sich nach Wied um. In der Hälfte des Giebels ragte ein schwarzer Strich auf. Eine Fahnenstange. Wenn der Herr im Schlosse war, wehte ein Wimpel daran ...

Wie nahe war es! —

Bis heute hatte er seine ganze kleine, verträumte, verschwiegene Welt bewahren können, als ob niemals ein Laut, niemals ein Schritt, niemals der Schatten einer Gestalt von draußen sie betreten könnte. Und nun, auf einmal ... Gerade so war es, als zöge in einem einzigen Augenblick ein Vorhang vor ihm weg ... Der war ganz bedeckt mit duftigen, weichfarbigen Malereien, mit ein wenig traumhaften, leise bewegten Gestalten. Ein weicher, blaßblauer, tiefer Himmel schwebte über ihnen. Jetzt aber flog der ganze Zauber auseinander. Der Vorhang rollte zurück, leise knisternd, wie alte, kostbare, brokatene Stoffe. Die breite, grell beleuchtete Bühne wird dahinter sichtbar — und nun ist alles fremd ...

8.

Im Mai zog das junge Paar in Wied ein. Die Jäger und die Gutsleute hatten auf dem Wege, der schnurgerade auf das eiserne Hoftor zuführte, einige Fahnen aufgepflanzt und der Verwalter im Hofe selbst eine Reihe von Böllern aufgestellt, von deren Gekrache die Pferde scheuten, als der Wagen einfuhr. Diese Begrüßung freute Elinor, weil sie glaubte, daß die Leute sie sich selbst erdacht hätten. Aber Gaston zerstörte ihr diesen Eindruck, weil er den Verwalter fragte: „Hören Sie, Scheib, hatte ich nicht auch geschrieben, das Tor ein wenig mit Grün zu schmücken?" Und Herr Scheib machte ein verdutztes Gesicht und stotterte eine Ausrede.

Zwei Tage später sagte Elinor ihren Besuch in Essenbach an.

Die Baronin geriet in große Verlegen-

heit und meinte, daß man Elinor irgendwie feiern müßte. Auch sei Haußmann so schrecklich anspruchsvoll.

Elinor hatte im Wagen eine ganze Weile zu warten, ehe Gaston kam. Und dann fuhren sie, fast ohne einmal ein Wort miteinander zu wechseln.

Überall sproßte und reckte sich das Grün. Über dem See drüben, gegen Essenbach zu, standen Kirschenbäume in wogender Blütenfülle, und entlang der Hecken goß der Weißdorn seinen bleichen Schleier herab, blätterte seine Blütchen in den Wind und ließ sie davontragen. Elinor grüßte mit den Blicken die Landschaft. Dabei kam es allmählich wie eine Erregung über sie.

Endlich bog der Wagen scharf in die alte Pappelallee von Essenbach ein und hielt gleich darauf im Hofe. Die Baronin und der Freiherr, Marianne, Paul und auch das Fräulein kamen. Dann traten alle ins Haus, aber die Baronin und Marianne entführten Elinor, und der Freiherr sagte zerstreut: „Sie wollen sich ein wenig aussprechen!“ Gaston ging langsam, die langen Fahrhandschuhe nachlässig in der Hand schwenkend, über die Terrasse hinauf in das Zimmer. Seine Haltung hatte immer etwas Nachlässiges, etwas das absichtliche Gleichgültigkeit zur Schau trug. Aber desto tadelloser war stets seine Kleidung. Er lebte ja in der Überzeugung, daß ein Mensch, der etwas auf sich hält, sich bloß von Poole in London anziehen und keine anderen Hüte tragen dürfe, als solche von Heath oder Wood. Ebenso gibt es bloß in England Schuhmacher, die diesen Namen verdienen.

Man setzte sich zu Tische, und die Baronin, die lange keine Gäste mehr gehabt hatte, war in beständiger Unruhe. Aber alles ging gut, nachdem eine allzulange Pause nach der Suppe überwunden war.

„Lieber Paul,“ sagte Gaston einmal, „möchtest Du mir die Harveysauce herübergeben?“

Und die Baronin errötete. „Ach entschuldigen Sie, Haußmann, es ist keine englische Sauce darin! Man hat bloß ungeschickterweise die Flasche hergestellt —“

„Aber bitte, bitte, das macht ja gar nichts!“ sagte Gaston und bog sich über seinen Teller.

„Ja, es geht bei uns sehr ländlich zu,“ lachte Paul.

„Wie hat Euch die englische Küche behagt?“ wendete sich der Freiherr an Elinor, um etwas zu sagen.

Gaston antwortete statt ihrer.

Es kam keine rechte Unterhaltung zustande; man sprach von diesem und jenem.

Elinor erzählte von der Riviera. Ihre Wangen hatten sich allmählich gerötet, und in ihre Augen war ein unruhiger Glanz gekommen. Ein merkwürdiges, unerwartetes Gefühl beschlich sie. Dieser Besuch in Essenbach, worauf sie sich kindisch gefreut hatte, lag wie eine Last auf ihr. Kaum machte dann die Baronin Miene sich zu erheben, so stand auch sie auf, ging durch das Zimmer hin und sagte, wie merkwürdig schwül es geworden sei. Sie blieb vor Paul stehen und sagte: „Ja, Paul —“ Und dabei kam ihr vor, als könnten diese zwei Worte so viele, viele andere enthalten. Er sah sie an und faßte im gleichen Moment etwas von ihrer Stimmung auf.

Die Baronin lud ein, den schwarzen Kaffee im anstoßenden Zimmer zu nehmen.

Marianne fragte: „Willst Du nicht Pauls Hunde sehen, Elinor? Er hat sie so köstliche Kunststückchen gelehrt.“

„Wo sind sie denn?“ rief Elinor wie erleichtert und trat auf die Terrasse.

Die Hunde waren im Hof. Während Paul zu ihnen hinabging und mit ihnen spielte, konnte er sich Elinor nun ansehen. Denn sie lehnte am Geländer.

Sie kam ihm schlanker vor, als sie sonst gewesen, oder dies war wegen des eng ansitzenden englischen Kleides aus dunkelblauem Stoff, ganz unauffällig kariert. Darin erschien ihre Gestalt zugleich geschmeidig und straff. Ihre Schultern waren breit, aber ein klein wenig abfallend, ihre Arme schlank und rund, ihre großen Hände mit den feingeformten Fingern waren etwas bleicher geworden. Ihre Gesichtsfarbe aber schien von der Sonne gedunkelt. Ein wenig warmes Rot lag auf ihren Wangen. Über der schmalen Nase liefen die starken Brauen fast gerade aufeinander zu, ohne sich ganz zu treffen. Ihre feuchtglänzenden Augen konnten darunter einen sehr schwermütigen, und auch wieder, wie er

wußte, einen sehr entschlossenen Ausdruck annehmen. Ihr Haar war nach der Mode frisiert, schien ganz locker und bedeckte die Schläfen und den oberen Teil ihrer kleinen Ohren. Den feinen Hals umschloß ein glatter Männerkragen, an dem sie den einzigen Schmuck trug, eine kleine goldene Spange mit einer hellgrauen Perle. Ihre Haltung war gerade aufgerichtet, aber vielleicht ein wenig unweiblich, denn sie stemmte die Linke in die Hüfte, während sie mit der Rechten ab und zu die rauchende Zigarette an ihren roten Mund führte.

Und Paul dachte, daß Elinors Schönheit noch um vieles zugenommen hatte.

Als er wieder die Terrasse heraufkam, sagte sie ganz unvermittelt: „Demnächst komme ich wieder, und allein, und da plaudere ich mit Euch allen so viele Dinge. Sie könnten ja Gaston auch nur wenig interessieren," setzte sie hinzu.

Und als sie wieder ins Zimmer traten, sagte Gaston, der indessen höchst gelangweilt zwischen den beiden alten Leuten gesessen, es sei Zeit aufzubrechen. Der Wagen wurde befohlen, stand in wenigen Minuten bereit und entführte sie wieder.

Als der Freiherr, die Baronin und Marianne vom Hofe ins Haus zurückkehrten, äußerte vorerst niemand ein Wort über diesen ersten Besuch Elinors in Essenbach. Paul war zur Ziegelbrennerei hinübergegangen. —

In den nächsten Tagen begann Elinor sich mit Wied bekannt zu machen, weil ihr bisher nur die Essenbachsche Seite des Sees vertraut gewesen war. Es kamen so merkwürdig lange Stunden, wenn sie zu Hause war. Sie fing aber auch an zu fühlen, daß es ihr so sonderbar wohltat, allein herumzustreifen und sich müde zu gehen. Gaston haßte das planlose Rennen, wie er sagte. Nach Essenbach wäre sie gleich noch einmal gekommen, aber etwas hielt sie eine Zeit lang davon zurück, als müßte sich der Eindruck ihres ersten Besuches dort vorher verwischen.

Es war eine schöne Zeit, und die prangende Natur lockte. Bald gewöhnte sich Elinor, gar nicht mehr zu sagen, wenn sie das Haus verließ. Gaston seinerseits hatte es vielleicht an dem Tage gerade ebenso gemacht und war mit den Pferden fort oder mit dem Automobil ausgefahren. Vielleicht glaubte er sie nicht mehr fragen zu müssen, weil sie eine solche Abneigung gegen dieses Vehikel hatte. Manchmal war er in der Stadt gewesen und brachte den Rittmeister Envelaar mit, der dann abends wieder an die Bahn gefahren wurde. Dann gab es fast kein anderes Gespräch, als von Pferden. Lange Zeit war es niemand als Envelaar, den sie von ihren Bekannten aus der Stadt sahen. Der Kommerzienrat kam auch einmal auf einen Tag heraus, und dann gingen sie selbst auf eine Woche in die Stadt, um ihre Besuche zu machen.

Danach blieb es eine Weile wieder still. Und dann kamen Gastons Eltern. Man sah den alten Haußmann von früh bis abends herumgehen, in seinem hellgrauen Anzug mit der weißen, tief ausgeschnittenen Weste und den Lackschuhen. Er stand auf der Terrasse oder ging langsam durch den Hof und den Garten und rauchte stark duftende Havannazigarren. Er trug den fetten Kopf zurückgeneigt und schmunzelte immer, ohne zu lachen. Elinor kam in einen Zwiespalt. Die Alten merkten, daß sie einen Halt an ihr hatten, und nannten sie „liebe Tochter". Papa Haußmann sagte auch „gutes Kind". Daraus machte sich Elinor nicht viel. Aber eine andere Redensart, die er beständig im Munde führte, war ihr furchtbar unsympathisch. Bei jeder Gelegenheit nämlich sagte Papa Haußmann: „Das fühle ich in meinem schlichten, treuen Herzen!" — „Ich bin kein Redner, ich kann nur sprechen, wie mein ehrliches Herz es mir eingibt." Und dergleichen. Aus solchen Phrasen hörte Elinor heraus, wie sehr ihn das Leben gewöhnt haben mußte, seine gute Gesinnung zu beteuern, und dies vergrößerte ihr Mißtrauen. Nichtsdestoweniger kam es einmal vor, daß Elinor den alten Herrn in einem allzu lebhaften Gespräch mit Gaston förmlich in Schutz nahm. Denn es war ihr peinlich, daß er beinahe rücksichtslos gegen seinen Vater wurde. Allein es trug ihr schlechten Dank ein. Gaston gab ihr eine Zurechtweisung.

„Ich muß Dich bitten, Elinor," sagte er, „daß Du zwischen Papa und mir

Porträtſtudie. Gemälde von Prof. F. v. Uhde.

nicht Stellung nimmst. Wir verstehen uns schon ohne fremde Hilfe."

Dies war mit so kühler und gewollter Betonung vorgebracht, daß Elinor betroffen schwieg. Es war nach Tisch, und bald darauf verließ sie das Haus.

Diese einsamen Wanderungen waren ihr allmählich ein Bedürfnis geworden: recht weit zu gehen, bis sie ermüdete, bis sie den Glauben hatte, etwas geleistet zu haben.

In kurzer Zeit hatte sie die ganze Gegend kennen gelernt. Alles was zu Wied gehörte, und alle Leute, die auf dem großen Gute lebten.

Einmal traf sie einen von den Jägern am Fuße eines der kleinen Hügel, die an jener Seite das Seeufer bildeten. Sie dachte, daß es der Hügel sein könne, auf den Paul sie einmal hinaufgeführt, damals, im Sommer. Und Kaspar, der Jäger, gab ihr Auskunft. Ja, das ist der Hügel, auf dem vor Zeiten ein großes Holzkreuz stand, oben auf der Höhe. Aber im Laufe der Jahre ist der Querbalken herabgefault, und nur der Schaft des Kreuzes steht noch da. Dann plauderte sie noch weiter mit Kaspar. Da erzählte der Jäger von seiner Frau, von seinem Kind und von seinem uralten, wunderlichen Vater. Elinor versprach ihm, einmal ins Jägerhaus zu kommen. Dann schlug sie den Weg über den Hügel ein und ging nach Essenbach hinüber. Es war so einfach dort, so behaglich. Sie wollte sehen, was sie alle zu dieser Stunde machten.

Als sie dem Hofe nahe kam, hörte sie einen Leierkasten spielen. Paul und Marianne und das Fräulein standen dabei, und der Freiherr und Tante Coralie vor der Tür des Gartenzimmers. Alle waren da, als ob es eine besondere Unterhaltung wäre. Ein alter Mann mit einer Soldatenmütze drehte den Leierkasten und sang dazu ein verworrenes Lied.

„Wenn ihr wollt, wenn ihr wollt, daß ich singen soll,
Dann sing' ich, wie viel 's auch kostet:
Denn mein Herz ist alt, wird nimmer voll,
Und meine Stimm' verrostet.
Wenn ihr glaubt, wenn ihr glaubt, ich soll tanzen gar,
Dann tanz' ich auch, wegen meiner!
So gut wie ich, als ich jung noch war,
So gut verstand es keiner.
Habt recht, daß ihr lustig singt und springt.
Dieweil es noch will langen;
Es kommt die Zeit, wo kein Liedel klingt, —
Sind alle, sind alle vergangen."

„Lustig ist das gerade nicht," sagte Elinor.

Nach einer Weile brach sie wieder auf, und Paul begleitete sie. Die Sonne war hinunter, und der Feierabend lag rastend über der Erde.

Es war noch nicht oft geschehen, daß sie mit Paul allein beisammen war; jedesmal aber empfand sie dabei ein bißchen Ängstlichkeit. Als ob er verraten könnte, daß er ihr mißtraue, und ganz gut sehe, wie es um sie stand.

Eine geraume Zeit gingen sie schweigend nebeneinander her.

Dann sagte Elinor, als ob ein bestimmter Gedanke sie beschäftigt hätte: „Manchmal kommt mir vor, als sei mein früheres Leben plötzlich abgerissen und jetzt nähere ich mich ihm doch wieder."

„Wenn man ein neues Leben begonnen hat," sagte er.

„Ich habe gedacht, es ist weniger das neue. Ich meine das fremde."

„Fremde Menschen und Länder?"

„Nein, nicht gerade das! Wie soll ich sagen? Wenn man selbst nach außen und auch nach innen mitten in Fremdes gestellt ist und sich danach zu richten hat," sagte sie. „Und dann kommt, wie ich es jetzt für mich habe, eine Zeit, wo man sich besinnen mag, wie man den Zusammenhang herstellt —"

Ihre Worte machten ihn plötzlich aufmerksam. Er empfand den drängenden Wunsch, den Augenblick zu benützen, ihr zu sagen, wie er es zu verstehen glaubte, ihr vielleicht zu helfen, wenn sie das meinen sollte.

Bloß um sie nicht zu beunruhigen, nicht ganz sicher, und damit er es doch nicht sei, der eine Brandfackel in ihr Herz warf, wenn der Funke doch schon darin glomm, sagte er ganz allgemein: „Ein fertiges Menschenwesen, mit wirklich gefestetem Herzen, kann doch niemals wie in der Fremde dastehen. Ja, der Weg kann neu sein, der Himmel, die Landschaft, und die Gesichter, die uns umgeben. Ich nehme an, es ist jemand,

der lauter gute Kraft in sich hat und Vertrauen zu sich selbst. Und daß er sich selbst treu bleibt. Er wird sich nicht über die Verhältnisse stellen wollen. Er wird trachten, diese nach sich zu richten, bis er sie ganz beherrscht. Sich selbst zum Glücke, und auch anderen."

Elinor hatte sich im Gehen halb abgewendet und blickte auf das Gras und die Blumen am Wege. „Du sprichst wohl von Menschen, deren Güte sehr groß ist. Eigentlich habe ich von der Güte allein nie viel gehalten. Mir kommt immer vor, sie schaffe nichts Selbständiges; sie gleicht nur immer aus, um jeden Preis."

Und dann ging sie rasch ein paar Schritte voraus.

Sie trug dasselbe scheue, beinahe furchtsame Gefühl in sich, das sie beschlich, wenn ihr Vater da war oder wenn sie ihn besuchte. Neulich erst hatte sie einen so seltsamen Blick von ihm aufgefangen. Es war peinlich, wie deutlich sie erriet, was sich in einem solchen Blick verstecken konnte. Ihre Empfindung war scharf und aufmerksam geworden. Vielleicht weil sie sich selbst so genau beobachten mußte, weil sie von einem Tag zum andern immer deutlicher den Zwang empfand einer bestimmten Rolle. Ihr Stolz war wund ... Was geht wohl schließlich vor sich mit einem Menschen, der erkennen muß, daß er einen tiefen Irrtum begangen hat? —

Jetzt als Paul fragte: „Was tust Du den ganzen lieben Tag, Elinor?" da wurde sie verlegen.

„O, doch eine Menge!" entgegnete sie mit ausweichender Lebhaftigkeit. „Mir kommt vor, ich habe mich sonst zu wenig um Bücher gekümmert. Herr von Heim hat mir welche geschickt. Dann hat mich hier solche Lust gepackt, herumzustreifen. Entdeckungen mache ich, weißt Du? Dann, öfter, fahren wir ja auch in die Stadt. Wenn aber Gaston das Automobil dazu nimmt, — ja, dann bleibe ich lieber daheim. Ich kann es nicht recht leiden. Denke Dir, ich habe den Mut bekommen und habe sogar meine Malereien wieder hervorgeholt. Weshalb mich wohl Bärnwart noch nicht besucht hat?"

Und als sie diesen Namen ausgesprochen hatte, errötete sie wieder ein wenig. Auch Bärnwart war von denen, die ihre eigenen Gedanken hatten und die Menschen zu beobachten pflegten. Es ist vielleicht unmöglich, vor solchen Menschen etwas zu verbergen ...

Paul schwieg.

Sie kamen an einem Feldrain vorüber, und da lag mitten auf dem Wege ein Schuh. Ein rechter Schuh, den sein Besitzer einfach mitten auf dem Wege liegen gelassen hatte.

Elinor blieb stehen und deutete darauf. „Sieh doch, da liegt ein Schuh —"

„Ja —" Paul blieb ebenfalls stehen.

„Er ist doch noch gar nicht so schlecht," sagte sie verwundert. „Dreh ihn doch mit Deinem Stocke um! Siehst Du, die Sohle ist noch ganz heil, er ist noch ganz gut. Warum mag nur jemand einen Schuh vom Fuße streifen und ihn einfach liegen lassen?"

„Es ist ein Frauenschuh —"

„Ich begreife es nicht," meinte sie sinnend. „Neulich, im Walde, fand ich gar einmal einen Rock. Er hing weggeworfen an einem Gestrüpp, als ob der Mensch hätte zeigen wollen, daß er ihn einfach weggeworfen hat. Zerlumpt und schmutzig war er. Ich bin ihm ausgewichen. Aber es war doch sonderbar! Es hat ihn doch jemand getragen; der hat sicherlich keinen zweiten bei sich gehabt, und doch hat er ihn weggeworfen. Das begreife ich nicht ... Und dieser Schuh, der noch ganz gut aussieht ... Er hat doch einen Fuß bekleidet, und der ist darin gegangen —"

Er hörte schweigend zu.

Der See erschien zwischen den Bäumen.

„Erinnerst Du Dich?" fragte Elinor und wies mit der Hand hinaus. „Einmal hast Du dort mein Lebensretter werden wollen, und ich sträubte mich dagegen —"

„Ja —" meinte er zerstreut.

Sie wurde unruhig. Sie fürchtete seine Einsilbigkeit. Aber nun versagte ihr ihr Geplauder. Stellenweise war der Weg schmal, und Paul blieb ein wenig zurück. Dann sah er auf sie mit einem Blick, der sein Schweigen Lügen strafte. Es drängten viele Fragen zu seinem Herzen. Er wollte ihr sagen, daß er

daſtand, neben ihr; daß ſie nur die Hand auszuſtrecken brauchte, um die ſeine zu berühren, wenn ſie wollte. Dunkle, ſchmerzliche Sorge um ſie war über ihn gekommen. Jetzt deuchte es ihn ein grauſames Spiel, daß ſie an ſo gleichgültige Geſpräche eine halbe Stunde vergeudet hatten, in der ſie allein beiſammen waren.

„Elinor, — warum haſt Du niemals geſchrieben, — während Ihr fort wart?“

„Was hätte ich ſchreiben ſollen?“

Sie fühlte, daß er im Begriffe ſtand, den ganzen Schein dieſer letzten Stunde zu zerſtören. Es verwirrte ihren Herzſchlag ein wenig. Er blickte ihr ernſt in die Augen und fragte gerade heraus:

„Biſt Du nicht glücklich, Elinor?“

Sie errötete über das ganze Geſicht, als ob ſie eine tiefe Beſchämung erlitte. Beinahe mechaniſch wiederholte ſie: „Nicht glücklich? — Ach, weißt Du, daß es ſonderbar iſt, wenn einer das fragt? Wie kommſt Du dazu, mich ſo zu fragen?“

„Dann verzeih —,“ ſagte Paul.

Aber nun, nach einer kleinen Pauſe, ſagte ſie in gänzlich verändertem, faſt ruhigen Tone: „Nicht glücklich! — Gut, Paul, ich werde Dir etwas ſagen. An dieſes Wort ſelbſt habe ich noch gar nicht gedacht. Dies mag ja ſonderbar ſein, aber es iſt wahr. Mit dieſem Worte habe ich es noch niemals bedacht. Warum rührſt Du denn daran?“

Sie waren nun in den Fahrweg nach Wied eingebogen. Gegen das Schloß zu rollte ein Wagen. Ein paar Arbeitsleute, mit Geräten auf den Schultern, kamen vorüber und grüßten.

„Da ſind wir nun ſchon?“ ſagte Elinor. „Kommſt Du mit herein?“

„Nein, danke — es iſt auch ſo ſpät geworden! Hier verlaſſe ich Dich, Elinor! Danke, wenn Du an meine Freundſchaft denken willſt.“

Er reichte ihr die Hand. Sie legte die ihrige hinein und ſah ihn an. Sie lächelte dabei ein wenig und ſagte: „Aber bald kommſt Du doch einmal?“ und dieſes Lächeln rührte ihn, bewegte ihn beinahe.

Er ging heim.

Ihm kam vor, als kennte er jetzt die ganze, nackte, rückſichtsloſe Wahrheit.

Er wußte jetzt, wie es ſtand —

* * *

Gaſton begann ſeinen Tag zu ſpäter Stunde, dann war er bei den Pferden drüben. Sie ſahen ſich beim Frühſtück und ſprachen von gleichgültigen Dingen. War er übler Laune, ſo ließ er dieſe in Sticheleien aus, deren Kleinlichkeit ſie eher verwunderte als verletzte. Hie und da war er vergnügt, und ſeine Luſtigkeit nahm ſonderbarerweiſe beinahe die gleiche, etwas verletzende Wendung. Elinors Herz konnte ſich darunter zuſammenziehen, als ob Eis durch ihr warmes Blut triebe. Dann wieder konnte ſie Mitleid mit ihm fühlen, ja, wirkliches, herzliches Mitleid.

Genau wußte ſie, wie die Tage verlaufen würden.

Der Morgen war kurz. Irgendwann am Nachmittage fuhr man aus. Oder ſie blieb allein zurück. War Gaſton mit dem Automobil in die Stadt gefahren, ſo brachte er gewöhnlich Envelaar mit. Er war ein ſtändiger Gaſt bei ihnen geworden. Manchmal übernachtete er auch hier und war frühmorgens, wenn Elinor in der Halle oder auf der Terraſſe ihr Frühſtück nahm, bereits wieder abgefahren. Gaſton nahm das erſte Frühſtück auf ſeinem Zimmer. —

Die Halle hatte ein anderes Ausſehen als damals im Winter. Es ſtand eine Menge ſchwerer italieniſcher Möbel darin, und laſtende Vorhänge hingen an Türen und Fenſtern.

„Es iſt ſonderbar, ſie kommt mir ſo viel kleiner vor ...“ ſagte Elinor einmal zu Paul. „Ich möchte ſie größer haben. Wir werden einmal eine Änderung vornehmen. Du wirſt mir dabei raten, Paul —“

Sie hatte die Gewohnheit angenommen, Paul über alles zu befragen, wofür ſie eines Rats bedurfte. Und unbefangen tat ſie es auch in Gaſtons Gegenwart. Aber eines Tages ſagte er mit ſo eigentümlich abſichtlicher Betonung: „Frage doch Paul! Du biſt ja immer ſo überzeugt, daß er das Richtige weiß —“ daß ſie betroffen ſchwieg. Denn es kam ihr vor, als verſtecke ſich ein Angriff gegen Paul dahinter.

Eines Nachmittags machte ſie ſich auf, das Jägerhaus zu beſuchen.

Es lag eine Strecke weit im Walde drin. Der Wald war groß und schön.

Die Frau des Jägers saß vor der Türe ihres Häuschens und hatte ein Sieb im Schoße, worin sie Salatblätter geputzt hatte. Als sie Elinor kommen sah, stellte sie das Sieb neben sich auf die Bank, strich ihre Schürze glatt und ging ihr entgegen. Elinor betrachtete sie mit großer Verwunderung. Sie hatte sich die Frau des Jägers wohl etwas anders vorgestellt. Nun sah sie ein ganz junges Weib vor sich, so klein, so fein, so unglaublich zartgliedrig, mit einem schmalen, bleichen Gesichtchen, in dem die Augen hell und allzu glänzend schienen, mit zarten, weißen Wangen und schimmerndem, feinen Blondhaar. Sie war ein wenig verlegen, als sie Elinor begrüßte, aber eher sah es aus wie eine freudige Erregung. Elinor nahm sie an der Hand. Sie fühlte dabei, wie klein, ach so klein und schwach diese Hand war; wie eine Kinderhand. Aber dennoch war sie von Arbeit hart geworden, und an den Fingerspitzen fühlte man die von Nadelstichen zerrissene Haut. Die Jägersfrau wollte Elinor die Hand küssen und neigte ihr feines Kindergesicht darüber. Dabei sagte sie: „Ach, mein Gott! Die gnädige Frau ist wirklich einmal bis zu uns gekommen —" Sie lief und scheuerte die Bank mit ihrer Schürze. Aber die Bank war so spiegelrein, wie ein Tisch, worauf man essen sollte.

Elinor sah das kleine Haus an und sagte lächelnd: „Es ist ja wie ein Haus aus dem Märchen!"

Und die Jägersfrau lachte über ihr ganzes, zartes Gesicht und tief aus ihren blauen Augen. „Ja, mein Gott! Unser Haus ist wie aus dem Märchen, sagt die gnädige Frau! Aber es ist so ärmlich, so ärmlich!" Und hinterher lachte sie wieder, strahlend, glücklich, als ob irgendein unfaßbarer Segen daran gelegen sei, daß es so ärmlich war! — Dann hustete sie ein wenig.

Elinor sagte: „Setzen Sie sich doch zu mir her," und rückte auf der Bank ein wenig zur Seite. „Husten Sie denn?"

„Nein, nein, fast gar nicht!" entgegnete die kleine Frau. „Nur ganz wenig, manchmal, des Nachts. Aber das hört Kaspar nicht, Gott sei Dank!"

„Warum sagen Sie Gott sei Dank?"

„Nun, weil er sich ohnedies Sorgen um mich macht; darum!" antwortete die Frau. „Ich sage oft, warum soll man sich Sorgen machen. Ich habe nie eine Sorge!"

Elinor fragte verwundert: „Niemals?"

„Nein, gar niemals," entgegnete die Jägersfrau. Und dabei leuchteten ihre Augen wirklich auf.

Elinor schwieg in wortlosem Staunen. Dies war so sonderbar, daß sie es nicht zu fassen vermochte.

„Erzählen Sie mir doch etwas von Ihrem Leben!" sagte sie gütig.

Und die Jägersfrau machte wieder eine glückselige, träumerische Miene. Aber sie blickte ganz überfragt drein.

„Je, mein Gott!" rief sie. „Was sollten wir erzählen können! Ich habe Kaspar und den Alten ... Aber es ist niemals etwas Neues. Es ist so wie immer —! Und ich kann nicht sehr viel gehen. Deshalb bin ich immer daheim. Ich bin am liebsten hier, im Walde. Ja, wenn ich einmal in die Stadt könnte —!"

„In die Stadt!" sagte Elinor. „Waren Sie niemals dort?"

„Nein, niemals —"

„Und darum stellen Sie sich das so schön vor?"

„Ja, einzig stelle ich mir das vor!"

Nun lachte aber Elinor. Denn dieses unerwartete Wort hatte die Jägersfrau gebraucht. Und sie hatte es gesagt wie ein kleines, überspanntes Mädchen!

Darüber wurde sie nun wieder ein wenig verlegen. Um sich herauszuhelfen, wies sie auf das eingefriedete Gärtchen vorne und sagte: „Dies ist unser Garten. Es ist so lustig zu sehen im Frühjahr, wenn alles hervorkommt. Es ist so ein Wunder! Es wächst alles darin, was wir brauchen. Oft kommen die Blätter über Nacht aus der Erde. Man begreift es nicht. Die gnädige Frau will vielleicht sogar in das Haus eintreten?"

Ja, gewiß, das wollte Elinor. Die Jägersfrau zögerte und schlang die Schürze um ihre Hand.

Elinor dachte etwas, das ihr beinahe merkwürdig vorkam.

„Sie haben keine Kinder?" fragte sie.

Und die Jägersfrau lächelte wieder. Es ging wie eitel Sonnenschein über ihr feines Gesicht.

„Ja doch, ja freilich!“ rief sie aus. „Wir haben ein kleines Kind — ich will es holen gehen!“

Sie ging und kam wieder. Sie hielt ein winziges Wesen in den Armen. Der Körper war so klein, man konnte ihn kaum erraten. Und das Gesichtchen war so klein, so klein und zart. Aber des Kindes Augen blickten groß und munter um sich, und als Elinor sich zaghaft darüberneigte, öffnete das kleine Menschenwesen den winzigen Mund und lächelte. So müßten Engel lächeln.

„Es ist ein Jahr alt,“ sagte die Jägersfrau, fast zitternd vor Glück. „Ist es nicht klein? Ist es möglich, daß ein Menschenkind so klein ist? Es ist eigentlich nichts — gar nichts! — Hörst Du, Du bist eigentlich gar nichts —!“ Und wie berauscht hob sie das Kind in ihren schwachen Armen etwas in die Luft empor und küßte es dann auf die Wangen.

Elinors Herz bebte vor seltsamer Rührung.

Und die Jägersfrau meinte halb fragend: „Die gnädige Frau hat kein Kind —“

Da wurde Elinor purpurrot; sie wandte unwillkürlich ihr Gesicht ein wenig ab.

„Nein!“ sagte sie rasch.

„Nun will ich es wieder hineintragen,“ sagte die Jägersfrau und trat ins Haus.

Elinor folgte ihr.

Da war eine kleine, niedliche Stube. Grünliches Licht erfüllte sie. Auf der Schwelle blieb Elinor überrascht stehen. In einem großen alten Sessel saß aufrecht und mit geschlossenen Augen ein greiser Mann. Er hatte schneeweißes Haar auf dem Kopfe, und ein gelblichweißer breiter Bart hing tief auf seine Brust hinab. Er regte sich nicht.

Elinor zögerte. Sie bemerkte, wie die Jägersfrau auf den Spitzen ihrer kleinen Füße zu dem Bettchen des Kindes ging, um es wieder hineinzulegen.

Nun wandte sie sich um und sagte: „Es ist der Vater —“

Der Greis schlug die Augen auf, sah wie schlaftrunken um sich und sprach mit schwerer Stimme: „Der Friede sei mit Euch!“ Dann senkte er wieder die Stirne.

Sie traten ins Freie.

„Er ist eigentlich nicht krank!“ sagte die Jägersfrau verlegen. „Er ist so, seit er vor Jahren das schreckliche Unglück erlebt hat. Das Haus brannte ab, des Nachts. Dann ist Kaspars Mutter an den Wunden gestorben. Und sein Vater ist beinahe erblindet. Er war in das Feuer gesprungen, um sie zu retten. Nun kann er nicht mehr schlafen, zur Zeit wie andere. Bis zum Mittag ist er wach. Und dann schlummert er, bis die Nacht anbricht. Vielleicht hat er gelobt, nie wieder eine Nacht zu schlafen —“

Kaspar trat unter den Bäumen drüben heraus. Als er Elinors ansichtig wurde, stutzte er. Dann schloß er die Knöpfe seines Rockes, kam heran, grüßte tief und behielt den Hut in der Hand. In der anderen hielt er einen kleinen Strauß von Waldblumen.

„Sehen Sie, Kaspar!“ sagte Elinor. „Ich habe nicht vergessen, daß ich Ihnen versprochen habe, einmal zu kommen —“

Der Jäger sagte ein paar Worte des ergebenen Dankes.

Er war verwirrt. Er blickte bald auf Elinor, bald auf sein junges Weib hin.

Und darauf begab sich etwas, das sich durch kein einziges Wort erklärte, das aber doch so deutlich vor sich ging und so merkwürdig klar und verständlich war.

Die Jägersfrau blickte auf den Blumenstrauß, den Kaspar in den Fingern hielt, und dann blickte sie in sein Gesicht. Auf einmal kam eine heftige, beinahe schmerzliche Unruhe in ihre Züge. Sie erriet in diesem Augenblick, daß Kaspar schwankte, — ob er die Blumen seinem Weibe geben dürfte oder ob er sie der Herrin reichen mußte? Und die Jägersfrau hatte das Gefühl, als könnte sie so etwas nicht übers Herz bringen. Sie trat auf ihn zu, zögerte einen Augenblick, als sie knapp vor ihm stand, und sagte wie mechanisch: „Du hast mir wieder Blumen gebracht, Kaspar —“ Und nahm ihm den Strauß aus der Hand.

Da war es Elinor auf einmal, als erriete sie alles, was der Vorgang in sich barg. Es war etwas so Großes und Seltsames, daß es wie ein plötzlicher

Lichtstrom über ihr eigenes Herz stürzte. Und daß sie, grell beleuchtet, nichts darin sah, als die eigene Armut. Ihre Augen wurden heiß. Sie reichte den beiden Menschen die Hand, eilig, wie um sie nicht länger in ihrem Alleinsein zu stören, und ging. —

Auf dem ganzen Wege mußte Elinor an die Jägersfrau denken. Es war, als hätte sie einen Blick in eine fremde Welt getan ...

Die Sonne war hinab, als sie nach Hause kam. Auf der Terrasse saß Gaston mit Envelaar und Herrn von Heim, die aus der Stadt gekommen waren.

Heim stöhnte, daß er dies Jahr noch keinen Urlaub bekommen, und später wolle er nicht mehr weg. Demnächst kehren ja alle die Bekannten vom Lande zurück, Gott sei Dank! Senkbachs sind die ersten. Gegenwärtig müssen sie es noch bei der Erbtante Brohl aushalten.

„Du kannst auch aller Welt sagen, daß wir uns über Gäste freuen," sagte Gaston. „Kommt doch alle, so oft Ihr könnt und wollt! Vergiß nicht, es Senkbach zu sagen. Ich werde ihm gleich schreiben. Sie sollen zusammenpacken und eine Weile hier bleiben. Es ist nicht zum aushalten langweilig, wenn man eine Woche lang keinen Menschen sieht —"

Heim war sich bewußt, daß er unendliches Zartgefühl für weibliche Empfindung hatte. Er dachte, daß diese Äußerung Gastons unglaublich rücksichtslos sei in Elinors Gegenwart. —

Envelaar hatte eine Art für sich, ihr den Hof zu machen, wenn er es einmal tat. In der letzten Zeit war er sehr aufmerksam geworden. Er suchte sich ihr zu nähern. Aber er tat es nicht in der etwas sentimentalen, hochgeschraubten Art Heims, der sich immer in den schönsten Idealen bewegte. Envelaar sprach mehr vom Leben und von den Menschen. Er äußerte rücksichtslose, scharfe Urteile. Er war oft trocken, wo man eine Liebenswürdigkeit erwartete, und beinahe brüsk, wo ein anderer höflich gewesen wäre. Mit Gaston zum Beispiel verkehrte er in diesem kurzen, bestimmten Tone, und Envelaars Weise imponierte Gaston. Aber auch Damen gegenüber schliff er sie nur wenig ab. Und es gab Leute, die hinter Envelaars hochmütigem Wesen einen besondern Wert vermuteten. Er hatte dunkle, ernste, etwas harte Augen und lächelte selten.

Das Gespräch ermüdete Elinor. Man streifte über die Oberfläche der Dinge hin, man versuchte daran seinen Witz, man wendete dabei Worte und Gedanken auf, die man irgendwo gelesen hatten.

Später, als man ins Haus ging, blieb sie mitten in der Halle stehen und sagte zu Heim: „Mein Vetter Paul hat guten Geschmack. Ich werde mich einmal mit ihm besprechen, wie man die Halle ändern könnte —"

Gaston lachte gezwungen.

„Elinor hält nämlich so ungemein viel von Pauls Urteil. Man sollte meinen, daß er ganz besondere Gaben besitze —"

Sie entgegnete nichts.

„Es ist richtig, er hat guten Geschmack," bemerkte Envelaar.

Und sie empfand nun eine kleine Dankbarkeit, daß jemand dies gesagt hatte.

Heute hatte es Gaston wieder mit den Essenbachern. Er begann auch bei Tische von ihnen zu sprechen. Ja, Paul, der alles so vorzüglich versteht! Man soll nur einmal ansehen, was er da mit ihrer merkwürdigen Industrie, mit der Ziegelbrennerei, anfange. Es ist gerade, als ob er ihre letzten Pfennige aufs Spiel setzen wollte. Sie hatten doch nichts zu riskieren. Wenn es einem so knapp geht, macht man keine Spekulationen mehr.

Elinor errötete über das ganze Gesicht. Es war etwas Tüchtiges an Paul, etwas unendlich Gutes und Vertrauenswertes. Sie wurde in ihrem Unmut lebhaft und brach eine Lanze für ihn.

Envelaar sagte gleich darauf, daß er Paul ganz besonders hoch schätze. Er sei einer der achtenswertesten Charaktere, die er kenne. Envelaar sagte dies, zu Elinor gewandt. Als ob er ihr damit einen Gefallen erweisen wollte.

„Ja, die Industrien!" sagte Gaston. „Es ist eine merkwürdige Sache. Es geht ein Zug der größten, fieberhaften Entwickelung jetzt wieder durch die Industrie. Einfach fieberhaft."

Und Elinor hörte mit scharfem Ohre heraus, wie überlegen sich Gaston fühlte.

So war kein heiterer Ton am Tische.

Und endlich mußten die Gäste aufbrechen und fuhren zum Zuge an die Bahn.

Elinor ging noch eine lange Stunde auf der Terrasse auf und nieder. Sie liebte dies, bevor sie sich zurückzog. Es war dann, zu einer so späten Stunde wie heute, unendliche Ruhe da draußen. Lautlos lag der See. Der Wald und der Hügel drüben ragten wie finstere Schattenrisse gegen den Himmel.

Sie dachte an das Jägerhaus. Dort schlafen sie nun. Und der Alte, der keine Nacht mehr zu schlafen vermag, seit ihn das große Unglück getroffen, hütet ihren Schlummer. Und manchmal bewegen sich seine Lippen leise, und er murmelt wie einen Segen seinen Spruch: „Der Friede sei mit Euch!"

9.

Sie wurde ungeduldig und aufgebracht gegen ihr eigenes Dasein. Jeder Tag war eine Reihe kleiner, hartnäckiger Kämpfe gegen grausam klare Urteile, wozu sie getrieben wurde, und eine Folge von trübseligen, ohnmächtigen Anstrengungen, sich darüber hinwegzutäuschen. Staunend erduldete sie die kleinlichen Nörgeleien, in denen Gaston sich gewissermaßen Luft machte, die armseligen, kleinen Feindseligkeiten, zu denen er sich hinreißen ließ, als ob er sich dadurch entschädigen wollte für die Überlegenheit, die ihre Ruhe und Gelassenheit ihr verliehen.

Dann gab es auch Stunden, wo sie sich fast höhnisch die Erinnerung zurückrief, wie sie beide sich zusammengefunden hatten. So erstaunlich einfach, so leidenschaftslos, mit so kühler Klarheit, ohne jede Aufregung war es vor sich gegangen. Tief beschämt dachte sie daran. Darum auch war ihr das Zusammentreffen mit ihrem Vater so peinlich. Daß er alles wußte, sah sie an seinen Augen. Es durfte nicht geschehen, daß er wie Paul unumwunden fragte, ob sie nicht glücklich sei. Paul mochte es in Gottes Namen wissen. Es war nicht zu ändern. Vielleicht war es auch nötig, vor einem Menschen den Stolz nicht zu haben, der unfehlbar sein möchte.

Sie wurde ein wenig zerfahren und ruhelos. Sie begann die Einrichtung der Zimmer zu verändern, sie besprach sich mit Paul, sie wollte die Halle heimlich machen. Eine Woche lang gingen schwere Möbelstücke treppauf, treppab. Die Halle sollte ganz anders werden. Am besten würde es Bärnwart treffen. Paul erzählte, wie Bärnwart sich gänzlich zurückgezogen, seit er an seinem großen Bilde arbeitete, das im nächsten Jahre in die Pariser Ausstellung sollte.

Oft ging sie jetzt nach dem Jägerhause. Mit Kaspars Frau schloß sie eine Art Freundschaft. Sie ließ sich von der Jägersfrau erzählen. Und die Jägersfrau lachte darüber. Aber die gnädige Frau wurde nicht müde zu fragen und allmählich sah die Jägersfrau ein, daß es Elinor wirklich ein Vergnügen, eine kleine Abwechslung und Unterhaltung sein müsse, weil sie so oft kam. So tat sie ihr den Willen und holte nach und nach alles hervor, was ihr einfaches Herz erlebt und ihr ungeschulter Kopf ersonnen hatte. Um alles mögliche fragte die gnädige Frau. Wollte sie nicht einmal wissen, wie es zwischen ihr und Kaspar zugegangen war, wie sie sich kennen gelernt, ob sie sich gar sehr geliebt und wie sie sich das endlich auch gestanden hatten! Da wurde es der Jägersfrau eine wahre Lust, von ihrem Glück zu erzählen.

Auch von ihrem Leben im Winter sollte sie erzählen. Da gab es aber allzuwenig. Sie kam monatelang nicht aus dem Hause und sah keinen einzigen fremden Menschen, wenn Herr von Essenbach nicht gerade einmal vorüberkam. — So, der kam also hierher? — Ja, er kam öfter, gerade im Winter. Herr von Essenbach war allzu gut mit ihnen. Im vorigen Winter, als sie stark hustete, hat er ihr Medikamente mitgebracht, die ihr wohltaten. Fast immer brachte er etwas mit, für sie oder Kaspar oder auch für den alten Mann. Alle Leute mochten ihn sehr gerne. Und das verdiente er. Manchmal sieht er so einsam aus. — „Einsam?" fragte Elinor lächelnd. — Ja, so einsam; sie wisse nicht, es anders zu sagen. Er sollte eine Frau heimführen. — „Freilich sollte er, ja freilich sollte er!" sagte Elinor. —

Endlich kam Jane Simonsen nach Wied und wollte vierzehn Tage da-

bleiben. Das war ein lieber Gaſt. Und ſo gemütlich fand ſie es, wenn Herr von Heim und Envelaar kamen und einen Abend hier verbrachten, oder wenn es Paul von Eſſenbach war, ihr alter Freund Paul von Eſſenbach, und wenn dieſe Herren ſich ſo aufmerkſam, liebenswürdig und vorſichtig mit ihr abgaben. Aber ihre Angſt zu überwinden und ſich einmal in ein Boot zu ſetzen, dazu vermochte ſie niemand als Paul. Nein, Herr von Envelaar ſollte es ihr doch nicht übel nehmen! Wenn er ſie aber einmal im Wagen fahren wollte, da war ſie bereit, ſie wußte ja, er verſtand ſich auf Pferde, wie kein anderer!

Nachträglich wollte ſie ſich bei Elinor vergewiſſern, daß Herr von Envelaar dies doch unmöglich übel genommen haben könne! Sie wußte ja doch, was ſie beide von Paul hielten, ſie hatten ja doch dieſelbe Meinung von ihm. Und nun kommt ihr vor, als kenne ſie Paul — womöglich — noch beſſer als früher! Das iſt im Winter gekommen, durch ſeine lieben Beſuche in der Stadt. Das waren reizende Stunden. Ja, ſie ſind ſich nun viel näher gekommen, und ihre Freundſchaft für Paul iſt — womöglich — noch tiefer und beſſer geworden. Auch findet ſie es in Eſſenbach geradezu reizend. Da merkt man auch ſo ſehr, was er den Seinen iſt. Man bekommt ſolche Achtung vor Paul. Jane ſchwärmte für ihn.

„Wie ihm nun die Ohren klingen müſſen!“ rief Elinor. Sie hatte aufmerkſam zugehört und lächelte jetzt ein wenig zerſtreut. „Jane! Jane! — Glaubſt Du, daß er eine Ahnung von allem dieſen hat? Wenn Ihr Euch dieſen Winter ſo gut kennen gelernt habt?“

„Ja, mein Gott, ich weiß nicht, was Du ſagen willſt!“ beteuerte Jane und bekam rote Wangen.

Am nächſten Tage aber bat ſie ſelbſt Envelaar, ob er ſie nicht ausfahren möchte, um es gut zu machen.

Vielleicht hatte er ihre unnötige Befürchtung bemerkt und wollte ſie ganz und gar darüber beruhigen. Denn als er das nächſtemal kam, behandelte er Jane mit Auszeichnung und war ſo geſprächig und liebenswürdig, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art war. Man ging einmal in den Park hinaus. Da pflückte Envelaar eine herrliche Roſenknoſpe, die Jane bewundert hatte. Sie nahm ſie errötend an, trug ſie in der Hand und berührte mehrmals ihre feine kleine Naſe damit. Es war eine dunkelrote, ganz dunkelrote Blüte.

Auch daraus machte ſie kein Geheimnis, wie ihr Herr von Envelaar vorkam.

Sie fand etwas Selbſtbewußtes, Männliches und Kühnes in ſeinem Weſen. Gewiß, eine ruhige männliche Kühnheit. Jane war ſicher, daß in Menſchen wie Envelaar etwas ſehr Bedeutendes ſtecken müſſe. Es war auch gewiß etwas Romantiſches an ihm.

O, es war ganz eigen, wie Jane zu ſchwärmen vermochte.

Bevor ſie Abſchied nahm, mußten ſie natürlich noch einmal nach Eſſenbach hinüber. Elinor war in einer ganz beſonderen, lebhaften und ſcherzhaften Stimmung. Sie ſprach mehr und mit lauterer Stimme, als es ſonſt ihre Gewohnheit war, und ſie hatte Jane auf dem ganzen Wege wegen der Schwärmerei für Paul geneckt. Es ſah aus, als ob ſie Jane ein wenig in die Enge treiben wollte.

Und ſie traf es gut. Bis ſie Eſſenbach erreichten, hatte ſie Jane ſchon ganz verlegen gemacht und in eine köſtliche Unſicherheit verſetzt.

„Hüte Dich, Jane, hüte Dich vor mir!“ ſagte ſie zum Schluſſe lachend.

Und dann nahm ſie Paul ins Gebet. Wirklich, ſie ſtellte es an, wie ein kleines Verhör. Dann merkte ſie, daß man ſie ſo anſah, als ob man den Scherz nicht verſtände oder als ob ihr Betragen ungewöhnlich wäre. Da wurde ſie auf einmal ganz ſtill und ſah zu Boden.

Dann ſagte ſie: „Könnten wir nicht irgend etwas unternehmen, weil Jane morgen ſchon geht? Nein? Könnten wir nicht? — Wenn der alte Leiermann wieder im Hofe ſtünde, wie damals, wir könnten draußen tanzen —“

„Elinor! — Elinor!“ ſagte die Baronin und ſchüttelte den Kopf. „Mein liebes Kind! Du biſt heute ſo ſonderbarer Laune . . .“

Marianne aber rief mit Entzücken:

Nach dem Sturm (Norwegiſche Küſte). Gemälde von Prof. Carl Saltzmann.

„Ich habe Dich noch niemals so luſtig geſehen, Elinor! Du biſt wie damals, als wir im Winter in Wied waren und in der Halle tanzten. Es war ein köſtlicher Tag —"

„Ich will Euch aufſpielen!" ſagte Elinor. Und ſie eilte an den Flügel und ſpielte rauſchende Tanzweiſen.

Endlich machte ſie eine kleine Pauſe und verſuchte dann eine einfache, altertümliche Melodie, die ihr gerade in den Sinn kam. Wie etwas lange Vergeſſenes. —

„Kennt das niemand von Euch?" fragte ſie.

Niemand kannte es.

„Ich hätte gerne gewußt, was es iſt," ſagte ſie, als ſie den Flügel ſchloß. „Ich habe es vorzeiten ſingen hören."

— — — — — — — — — — —

Am nächſten Tage, in der letzten Stunde, war ſie mit Jane im Zimmer, und es ſtimmte ſie ein wenig traurig, daß ſie wieder Abſchied nehmen mußten.

Jane packte ihre Handtaſche.

Nun trat ſie an das Fenſter. Da ſtand die ſchlanke, kleine Vaſe, worin alle dieſe Tage die duftende, tiefdunkle Roſe geſteckt hatte. Die Knoſpe hatte ihre Blätter geöffnet. Jane zog ſie aus dem Waſſer, trocknete den Stengel behutſam und ſorgfältig an ihrem heliotropfarbenen Battiſttuche, betrachtete die Roſe aufmerkſam und ſagte leichthin: „Schau, wie ſchön ſie noch iſt! Ich will ſie mitnehmen —"

„Eine Roſe —" ſagte Elinor.

„Zur Erinnerung, weißt Du! Es war ſo wunderſchön und lieb bei Dir —"

Sie fand ein geſchmeidiges Stück Seidenpapier. Das heißt, es lag ſchon ſeit geſtern für den Zweck vorbereitet. Und Jane wickelte die Blume mit unendlicher Sorgfalt ein. Aber es war doch nicht genug. Sie beſann ſich ein wenig.

„Ach," ſagte ſie. „Nein — wenn ich ein Schächtelchen haben könnte, Elinor, und nur ein wenig Watte, weißt Du? —"

Elinor lachte. Endlich lag die Blume wohlverpackt in der Handtaſche. Jane atmete beruhigt auf, als ob ſie etwas Bedeutendes vollbracht hätte.

„Gott ſei Dank!" ſagte ſie.

„Mir kommt vor, Jane, als hänge ein kleines Geheimnis daran?"

„Nein —," entgegnete Jane lächelnd. „Ich will ja nicht in Dich drängen —"

„Wie Du geſtern getan! Nein!" lachte Jane verlegen.

„Vielleicht haſt Du ſie von Paul," ſagte Elinor gleichgültig.

„Wirklich nicht!" entgegnete Jane. „Als wir neulich im Garten waren ... Ich ſah die Roſe ſelbſt. Ich glaube, daß ich nie eine ſchönere geſehen. Es war wohl gar nicht erlaubt, ſie zu nehmen? — Sie hing übrigens viel zu hoch. Ich hätte ſie nicht erreichen können. Ja, nun, wenn Paul dabei geweſen wäre, es iſt ja richtig ... Aber er war doch gar nicht da! Herr von Envelaar iſt dann ſo gefällig geweſen —"

— — — — — — — — — — —

Nun ergoß ſich eine Woge von Gäſten nach der andern auf Wied. Mit heimlichem Selbſtgefühle machte Gaſton Haußmann Einladungen bei den Bekannten. Er hatte die Befriedigung, Elinor mit der Ankündigung einiger Beſuche zu überraſchen. Der Graf und die Gräfin Wehſtorff kamen und blieben ſogar mehrere Tage. Der junge, lebensluſtige Erbgraf von Herberswiller kam, und das Ehepaar Senkbach kam und richtete ſich für eine ganze Weile ein. Heim wählte die gleiche Zeit zu ſeinem Beſuche. Die Frau des Kammerherrn Stahlhof, Frau von Brandau, ſelbſt die Staatsrätin blieb nicht aus. Envelaar führte Kameraden ein, übermütige und liebenswürdige Menſchen, die für Unterhaltung ſorgten. Im Hofe fuhren beſtändig Wagen aus und ein, oder man hörte das rauhblökende Horn von Gaſtons Automobil. Es wurde Muſik gemacht, geſungen, getanzt und Baccarat geſpielt, wobei Senkbach viel Unglück hatte. Aber Heim meinte lakoniſch, ſie kämen ja eben von der Erbtante, und da ließe es ſich leichter ertragen. Der Prinz von Schauenſtein mußte leider ſeinen angeſagten Beſuch aufs nächſte Jahr verſchieben. Bärnwart fand ein paar Stunden Zeit für Wied. Er war zerſtreut, verlegen und überarbeitet. Elinor fragte, was ſie tun müſſe, um die Halle anders einzurichten, und er erzählte ihr flüchtig, daß er an

einem großen Bilde arbeite, welches im Frühjahre für die Ausstellung fertig sein müsse. Es gab keinen Tag mehr, an dem sie allein waren. Die Ruhe und die Einsamkeit waren verschwunden. Und dies Treiben rüttelte Elinor in seltsamer Art auf und schüttelte gleichsam ihr Wesen durcheinander. Als der Kommerzienrat wieder einmal kam, fand er seine Tochter gesprächig, heiter und lebhaft, fast wie als sie noch daheim, bei ihm war.

Wie eine neue Luft wehte es durch Wied.

„Im Karneval, im Karneval!“ sagte der junge Graf von Herberswiller beim Abschied. „Wir sehen uns wieder im Karneval. Dann werden Sie in der Stadt sein, und ich komme auch dorthin. Wir müssen einen Karneval von nie dagewesener Lustigkeit zustande bringen.“

Paul ließ sich jetzt seltener in Wied sehen. Manchmal kam es Elinor sogar vor, als habe sich ein kleiner, verschwiegener Zwiespalt zwischen ihnen beiden aufgetan.

Sie verstand ihn. Er begriff mit seinem empfindsamen und ehrlichen Gefühle den Mißton, das Unwahre und Verfehlte in ihrem Leben.

Sie hätte Anschluß und Offenheit verlangt. Manchmal begehrte sie leidenschaftlich danach. Ihr Verkehr war eintönig und öde. Und gegen Paul wurde ein Vorwurf laut. Er tat nicht recht, kein näherndes Wort, kein einziges Zeichen zu finden für seine Freundschaft und sein Verständnis. Nun war sie ja nicht mehr ganz so ängstlich und empfindlich darin, wie früher. Der lange Zwang der Verschwiegenheit drückte ihren Stolz herunter. Manchmal wünschte sie einen vertrauten Freund zu haben, vor dem man in einer Stunde des Dranges offen spricht, weil man keine Mißverständnisse zu befürchten hat. Sie wurde unmutig, fast schmerzvoll, wenn sie so an Paul dachte. Vielleicht entfernte es sie von ihm. Denn seine Freundschaft war ihr immer ein Halt gewesen. So wie damals, als sie im See dem Ertrinken nahe gewesen, blitzschnell die Gewißheit in ihr Hirn geschossen war, daß er sie im letzten Augenblicke doch noch dem Tod entreißen werde. Vielleicht hatte sie nur deshalb vermocht, sich selbst zu retten, weil diese Gewißheit ihr Kraft gegeben.

Anfangs war sie unwillkürlich fremd und unvertraut gegen den einzigen ihrer Gäste, der häufig genug, beinahe regelmäßig, in Wied zugegen war, gegen Envelaar. Es gab sich ganz von selbst, daß aus den kleinsten Umständen und Begebenheiten Anknüpfungspunkte zwischen ihnen wurden, daß Envelaar alles wußte, was in Wied vorging, daß er da und dort um seine Ansicht, um seinen Rat gefragt wurde, daß er irgendeine Besorgung oder Vermittelung übernahm.

Elinor war so weit gekommen, daß sie kaum noch an die unwillkürliche Zurückhaltung dachte, die sie sich ihm gegenüber anfangs auferlegt hatte.

An einem Tage im Herbst, kurze Zeit bevor sie Wied für den Winter verlassen sollten, war Gaston vormittags in die Stadt gefahren. Die Pferde wollte er schonen, das Automobil hatte einen kleinen Schaden. Er benützte die Bahn und wollte abends zurück sein. —

Sie empfand es wohltuend, den Tag ganz allein zu sein. Sie konnte die Jägerfrau besuchen oder nach Essenbach hinübergehen. Aber sie kam nicht so bald zu einem Entschlusse und vertändelte eigentlich die Zeit. Es war so angenehm, sich gar keinen Zwang auferlegen zu müssen. Sie nahm ein Buch, ging durch die Halle und schlenderte in den Garten hinaus. Ziemlich weit rückwärts stand auf einem Sockel eine lebensgroße, verwitterte Steinfigur, ein Jäger im Rokokokleide, der in ein Hifthorn stieß. Da setzte sie sich nieder und begann zu lesen. Aber das Buch fesselte sie nicht besonders. Es fiel ihr aus der Hand, glitt von der Bank und fiel zur Erde.

Sie breitete die Arme auf der Lehne der Steinbank aus, neigte den Kopf weit rückwärts, und blickte in das schüttergewordene falbe Laub der alten Bäume und hindurch in das blasse, ganz blasse Blau des Himmels. Sie saß so regungslos, daß ein Fink, der vorüberstrich, sich auf das steinerne Horn setzte und unbekümmert zu schreien begann, als sänge er dem Jäger in die Ohren. Ohne den Kopf zu rühren, blickte Elinor unter den halbgeschlossenen Lidern nach dem kleinen,

übermütigen Sänger. Sie konnte ſehen, wie ſeine rötliche Bruſt anſchwoll vor Luſt und wie die kleine Kehle ſich ſpannte. Er drückte das Köpfchen dabei in die Schultern zurück und ſchien dem ſteinernen Manne gerade ins Geſicht zu ſehen. Wer weiß, was er ihm vorſang!

Aber auf einmal, mitten in ſeinem Lied, ſchoß das Vöglein davon, als ob es erſchrocken wäre. Zugleich hörte Elinor einen nahenden Schritt, richtete ſich auf, ſah neugierig gegen den Weg und erblickte Envelaar, der auf ſie zukam.

Sie war äußerſt überraſcht, ihn hier zu ſehen. Es kam ihr vor, als erinnerte ſie ſich plötzlich ganz genau, wie Gaſton vorgeſtern in Envelaars Gegenwart geäußert hatte, daß er heute in der Stadt ſein werde. Sie waren an jenem Tage mit ein Paar neuen, feurigen Tieren nach Hauſe gekommen, die Gaſton zum erſten Male ſelbſt geführt hatte, und Elinor hatte den Eindruck gehabt, daß unterwegs irgend etwas mit den Pferden vorgekommen war.

Trotzdem aber ſagte Envelaar ſogleich, daß er ſich wundere, Gaſton nicht daheim zu treffen. Er ſetzte ſich in einiger Entfernung auf die Bank und meinte, daß dies ein reizend ſtimmungsvoller Platz ſei.

„Der ſteinerne Mann und die Bank ſind ja uralt! — Ich ſtelle mir vor, daß ein oder das andere Mal eine heitere Jagdgeſellſchaft hier aus dem Walde gekommen iſt. Schöne Damen mit gepudertem Haar und grünſamtenen Jagdhüten. Galante Herren mit Dreiſpitzen. Man ſaß hier auf der Bank und ſprach von der Jagd und der Liebe ... Weiter drinnen, im Walde, hatte der Schloßherr die Jäger mit den Hörnern zuſammengeſtellt.“

Elinor blickte beluſtigt auf.

„Ja, das alles fehlt uns heute,“ fuhr er fort. „Ich aber freue mich, daß die Jagdgeſellſchaft fehlt und die Fanfaren. Und daß ich die Herrin allein an dieſem ſtimmungsvollen Platz am Walde angetroffen habe. — Ich bin dankbar, Sie einmal allein zu treffen. Man iſt oft ſo gar nicht einverſtanden, Ihre Geſellſchaft mit anderen teilen zu müſſen. Ich erinnere mich zum Beiſpiel jenes Abends, wo ich das letzte Mal gleichzeitig mit Heim hier war —“

Er neigte ſich ein wenig vor und klopfte mit ſeinem Reitſtock auf den Kies.

Elinor ſtieg das Blut zu den Schläfen an. Denn ſie erinnerte ſich augenblicklich jenes Abends. Es war das erſte Mal geweſen, daß Gaſton vor Fremden brüſk, beinahe rückſichtslos gegen ſie ward, und ſie hatte geſehen, wie peinlich betroffen Envelaar und Heim geweſen waren.

Sie ſagte nur: „Was hat es denn eigentlich neulich unterwegs mit den Pferden gegeben? Es iſt irgend etwas vorgefallen, nicht wahr? Und Sie waren nur herausgekommen, um Gaſton zu begleiten?“

„Ja!“ antwortete er. „Ach ſo, damals? Ja, in die Stadt hinein hatte er ſelbſt kutſchiert. Richtig, ich erinnere mich! Da war eins der Pferde ſcheu geworden. Er hat mich dann gebeten, mit herauszukommen. Und ich habe zurückkutſchiert —“

„Ja ſo!“ machte Elinor. Und nach einer kleinen Pauſe ſagte ſie beinahe auflachend: „Nein, ich verſtehe es doch nicht! Gaſton weiß doch ſelbſt ſo gut mit Pferden umzugehen —“

„Gewiß!“

Und plötzlich ſagte ſie: „Er müßte ja rein Furcht gehabt haben —“

Seltſam, welch' ganz alte Erinnerung dabei durch ihren Kopf ſchoß! Ganz deutlich. Sie erinnerte ſich im Augenblicke des Tages in Eſſenbach, da ſie noch ein Mädchen war und Gaſton ſie ein Stück auf ſeiner Mailcoatch ſpazieren fuhr. Die Vorauspferde waren etwas ſcheu geworden, und ſie hatte den Eindruck gehabt, daß Gaſton darüber erſchrocken war, daß er eine ängſtliche, vielleicht ſogar feige Natur ſein könne —! Merkwürdig wie es kam! Erſt jetzt, in dieſem Augenblick, war ihr dieſer Eindruck vollkommen klar ...

Envelaar ſah ihr flüchtig gerade in die Augen, blickte aber ſofort wieder auf ſeinen Stock hinab. Es blitzte ihm durch die Gedanken: ich könnte ihr ganz einfach und wahrheitsgetreu ſagen, daß er Furcht gehabt hat, weil er feig iſt ... Wozu aber? Sie weiß es ohnedies ...

Er fühlte einen Stoß jäher Freude.

Wie lange, wie lange hatte er nun schon, aufmerksam und geduldig, gewartet, daß sie sich einmal nur verrate. Jetzt war es geschehen!

Sie kämpfte mit einer leichten Verlegenheit und nahm das Buch vom Boden auf.

„Was haben Sie denn hier gelesen?“ fragte er.

„Heim hat es gesandt —“

„Aha, der Roman, den er neulich so gelobt hat! Sind Sie nun seiner Ansicht?“

„Nein —“

„Ich kenne das Buch auch,“ sagte Envelaar. „Die Geschichte einer Frau, deren Leben vom Anfang bis zum seligen Tode Pflichterfüllung ist. Ich erinnere mich. Schließlich ist nichts mehr da von ihrer Individualität. Kein Mensch mehr, bloß eine Maschine, mit einem mechanischen Triebwerk und einem Regulator.“

„Ja, Bücher, Bücher, Bücher!“ rief Elinor. „Übrigens, es wird hier nun doch etwas feucht. Gehen wir ins Haus —“

Und sie gingen langsam über die Wiese und durch den Garten dem Hause zu.

Sie standen nebeneinander auf der Terrasse und Envelaar hatte soeben gefragt: „Wann kommt Ihr Mann zurück? Mit dem letzten Zuge? — Sie wissen, daß ich keine Redensarten zu machen verstehe. Aber ich bin voll Freude, Sie einmal wirklich allein angetroffen zu haben —“

Ein Wagen rollte in den Hof. Es war eine Droschke aus der Stadt, mit einem Pferde, das offenbar so weite Wege über Land nicht mehr gewohnt war.

Gaston kam sofort durch die Halle und auf die Terrasse, etwas eilig, mit einem Blick, der den beiden beinahe neugierig entgegensah, und mit einem eigentümlichen Ausdruck im Gesicht. Er hatte es nämlich ganz bestimmt so erwartet gehabt.

Elinor wandte sich ihm erstaunt zu.

„Wie, Du bist jetzt schon zurück?“

Ihre Überraschung war sichtlich. Vielleicht konnte es sogar aussehen, als wäre sie betroffen. Weil sie keinen Anlaß fühlte, ihre Überraschung zu verbergen.

„Nun, hier bin ich,“ sagte Gaston. Und dann wandte er sich sogleich an Envelaar. „Ich habe Dich nämlich gesucht, in der Stadt. Ich hatte Dich dringend zu sprechen. Mir kam vor, als hätte ich neulich gesagt, daß ich heute komme. Nein? Dann habe ich vergessen —“

„Ja, Liebster, das hast Du vergessen!“ lachte Envelaar.

Es lag Elinor auf der Zunge, Gaston recht zu geben und zu sagen, daß es Envelaar war, der sich irrte. Aber sie konnte sich nicht gleich dazu entschließen. Ein paar Minuten, die darüber vergingen, entfernten sie von ihrer Absicht, und es war dafür zu spät, als sie ihr Schweigen plötzlich so empfand, als ob sie Envelaar bei einer geringfügigen Unwahrheit helfe und sich mitschuldig machte.

„Dann habe ich in Deiner Gasse die erste beste Droschke genommen,“ sagte Gaston. „Mit einer elenden Schindmähre. Weil ich dachte, Du könntest vielleicht hergekommen sein.“

Die beiden andern standen noch an der Brüstung der Terrasse da. Gaston hatte das Gefühl, daß sie eben geplaudert haben müßten. Er zündete sich eine Zigarette an. Elinor trat in die Tür und klingelte dem Diener um Tee.

Envelaar blieb zum Abendessen. Gaston aber schien nun gar nicht mehr an das Dringende zu denken, das er mit ihm zu sprechen hatte. Er war einsilbig und zerstreut, und als es Zeit war, begleitete er Envelaar zum Wagen und erschien nicht mehr im Zimmer. —

Elinor konnte an diesem Abend lange keine Ruhe finden. Noch niemals wie heute hatte sie das sichere Gefühl gehabt, wie sehr Envelaar bemüht war, sich ihr zu nähern. Und es war sonderbar, daß er ihr dies Gefühl eingeben konnte ohne eine einzige Phrase, ohne ein landläufiges Wort, womit ein Mann einer Frau verrät, daß sie ihn beunruhigt. Er hatte ihr kaum verhohlen zu verstehen gegeben, daß er Gaston für einen Feigling halte. Und zum ersten Mal in ihrer Ehe hatte sie an Gaston den unverkennbaren Argwohn entdeckt, daß sie ihn täuschen könnte. Mit einem Male kam es ihr vor, als ob nicht einmal ihr Selbstbewußtsein mehr unantastbar bleiben sollte. —

In einer Wagenecke des langsamen Zuges, mit dem er heimfuhr, saß indessen Envelaar, die Arme auf der Brust gekreuzt, ganz in Gedanken versunken ...

‚Wiſſen möchte ich, ob es eigentlich wahr iſt . . . damals, als Haußmann mit dem Studenten aneinander geriet —? Den eigentlichen Grund habe ich ja nie gewußt. Daß wirklich ſie der Anlaß geweſen ſein ſoll? Der Tauſend, das wäre intereſſant! . . . Und es würde zu ihr paſſen . . . nicht übel! — Und wie ich ihm damals die Furcht angeſehen habe . . . Ein feiger Kerl . . . der ſich nicht rühren würde, wenn . . .‘

10.

Der Winter war weit vorgeſchritten. Wind und Regen hatten es mit ihm aufgenommen und zehrten an jedem Fleckchen Schnee, das ſie entdeckten. Der Wind pfiff durch die Stadt.

Paul von Eſſenbach und der Maler Bärnwart traten auf die Straße. Sie hatten beim Kommerzienrat geſpeiſt.

„Auch der Alte,“ ſagte der Maler, als ob ſie ein früheres Geſpräch fortſetzten, „hat ſich im Laufe der Zeit verändert. Er iſt ein bißchen zerſtreut, nervös. Als ob er ſeine rieſige Energie und Arbeitskraft bis zum letzten Tropfen verteilt hätte und manchmal ein bißchen müde würde.“

„Er mutet ſich ſehr viel zu,“ meinte Paul. „Es gibt ihm keine Ruhe. Seine Unternehmungen werden immer größer, er nimmt immer Neues dazu —“

„Sehen Sie, das merke ich auch, und ganz deutlich,“ ſagte dann der Maler. „Dieſe unglückliche Ehe, von der jetzt ſchon alle Welt den Eindruck hat, als hielte ſie gerade bloß wie ein Kartenhaus zuſammen, die liegt jetzt auch ſchwer auf dem Herzen des alten Mannes.“

„Ja, leider iſt es ſo!“ Paul nickte. „Ich habe denſelben Eindruck —“

„Morgen kommen ſie alſo!“ ſagte Bärnwart. „Dann wird es der alte Herr beſtändig vor Augen haben . . . Als ich nach Florenz kam und ſie beſuchte, war ich eigentlich doch neugierig! Man begreift, weiß Gott, nicht, daß zwei Menſchen unter ſolchen Umſtänden auch nur vier Wochen nebeneinander leben können!“

„Aber das moderne Schauſpiel der Scheidungen, als ob man ſo, bloß zum Scherz, zum Zeitvertreib zuſammengekommen wäre!“ rief Paul.

„Ganz Ihrer Meinung,“ entgegnete Bärnwart ein bißchen ironiſch. „Es iſt abſtoßend . . . Aber, mein Freund, da heißt es denn doch zwiſchen zwei Übeln das kleinere zu wählen. Zwiſchen zwei Sünden die leichtere. Es gibt aber keine größere Sünde, als ſo eine Lüge durchs Leben zu ſchleppen. Nebſt dem haben ſie zum Glück keine Kinder . . .“

Der Sturm brach wieder ihr Geſpräch ab. Paul hatte ſein Geſicht geſenkt und blickte unmutig vor ſich hin.

„Wie war ſie, in Florenz?“ fragte er dann.

„Eigentlich anders, als ich erwartet hatte,“ antwortete Bärnwart. „Sie hatte wenig Bekanntſchaften und keine Luſt, auszugehen. Nur daß ſie mit wahrhaft rührendem Eifer mit mir die Kirchen und Gemäldeſammlungen ablief. Aber in Geſellſchaften ging bloß er. Sie las viel, zeichnete und malte, ſchien ſehr ruhig und war ernſt. Gewiſſermaßen reifer und älter. Die alte Luſtigkeit ſchwindet ein wenig. Bei den Mahlzeiten herrſchte ein Ton, froſtig, daß ich's kaum aushielt. Von ihm immer dieſe dummen, kleinlichen Stiche, fremdtun, ſich loslöſen. Von ihr eine merkwürdige Beherrſchung und Zurückhaltung.“

Ein Bekannter Bärnwarts kam des Weges und nahm den Maler mit ſich. Paul ging allein weiter. Nach den erſten Schritten drehte ſich Bärnwart um, als ob er etwas vergeſſen hätte, und ſah Paul aufmerkſam nach. Es lag ja mit in ſeiner Kunſt, daß er ſich alle Menſchen ſo genau anſah und immer ihre Züge muſterte. Da ſchritt Eſſenbach hin, langſam, etwas gebückt, faſt als ob er insgeheim eine Laſt ſchleppte.

In Gedanken ging Paul durch die Straßen. Zu tun hatte er nichts. Er ging zu Simonſen, war unſchlüſſig, als er hörte, daß noch andere Gäſte da ſeien, trat dann doch ein und kam gerade, als Jane mit einem Notenhefte vor dem Klaviere ſtand.

„Fräulein Simonſen!“ rief Envelaar, als ob er es gar nicht mehr erwarten könnte. „Bitte, bitte! Laſſen Sie ſich nun nicht wieder abhalten. Sie haben uns verſprochen . . .“

Die anderen ſchwatzten. Papa Simon=

sen sagte ein paarmal: „Nicht so laut, nicht so laut! Es ist doch Schumann!“ wiegte seinen weißen Kopf und sah fortwährend mit einem glückseligen Ausdrucke auf Jane hinüber, deren bleiche Stirne, unter dem mattschwarzen Haare, ganz leise die Bewegungen des Taktes mitmachte. Envelaar hatte sich, um von ihrem Spiele nichts zu verlieren, dicht neben sie gesetzt und schien ganz versunken im Zuhören.

Als sie geendet hatte, blieb er stumm, und diese ausdrucksvolle Anerkennung teilte sich für eine kurze Weile den übrigen mit. Jane fühlte es, verlegen und glücklich.

Dann sagte Envelaar sogar: „Malkiewics sollte Sie hören! — Gewiß, Malkiewics sollte Sie hören, Fräulein Simonsen —!“

Vielleicht wäre es ihm nicht ganz leicht gewesen, zu erklären, weshalb der große Künstler gerade das niedliche Spiel dieser schönen jungen Dame hören sollte. Er hatte es eben gesagt, um Jane ein Vergnügen zu bereiten. Aber Papa Simonsen, der ein Musikenthusiast war, fing den Namen Malkiewics auf und hatte von ihm etwas zu erzählen, und indessen blätterten Jane und Envelaar in dem Bande Schumann, und Jane schlug, weil Envelaar darum bat, die Anfangstakte einzelner Stücke an.

— — — — — — — — — — —

Elinor Haußmann bereitete den beiden Freunden, die sich einander manchmal mit so bekümmerter Andeutung aussprachen, eine Überraschung. Das junge Paar richtete sich dies Jahr mit aller Bereitschaft ein, sich in den Strudel des Gesellschaftslebens zu stürzen. Man war doch mitten im Karneval. Der junge Erbgraf von Herberswiller, der bald ein eifriger Besucher wurde, der Prinz von Schauenstein und andere Gäste und Freunde mit klangvollen Namen, auch der Adel der Haußmann, dessen Jugend man nicht zu kennen brauchte, und endlich der besondere Luxus ihres Hauses schlugen bald die letzte Brücke über den Abstand, durch den sich der Kreis der Zurückhaltenden früher noch von ihnen etwas getrennt gefühlt hatte. Es gibt ja Kompromisse der Anschauungen.

In Elinor Haußmanns Sälen begaben sich glänzende Festlichkeiten.

Bärnwart mußte sich in Florenz geirrt haben, wenn er meinte, daß Elinor ein unterdrücktes, zurückgezogenes Wesen werden könne. Gewiß war sie reifer und auch älter geworden. Aber gealtert waren nur ihre Ruhe und ihr sicheres Auftreten, und gereift war ihre Schönheit. Der Zauber des Mädchenhaften, noch nicht ganz Fertigen war aus ihrem Wesen verschwunden, aber ersetzt durch einen stärkern Reiz, sinnlicher in der Erscheinung, verlockender durch das gleichmütig selbstbewußte Wesen. Jetzt ging sie wie eine Königin, die ihrer Macht bewußt ist.

Ja, etwas königlich sich selbst Überwindendes, sich über die Verhältnisse Stellendes kam mit dem Bewußtsein, daß sie nun so erschien, wie sie dachte, daß es nötig sei. Sie wußte, daß der große Irrtum ihrer Ehe für alle Welt kein Geheimnis mehr war, und das stachelte sie an, aller Welt zu trotzen.

In der großen Gesellschaft bildete sich ein kleiner Sonderbund mit den beiden schönen, jungen Frauen als Mittelpunkt: Elinor und Ali Senkbach. Eine sprühende, heiße Atmosphäre lag über dem Kreise der Intimen, und einen so lustigen Karneval hatte es lange nicht mehr gegeben.

Paul raffte sich dies Jahr auf, seiner Mutter zu dankbarem Erstaunen. Er wurde ein bißchen von dem Übermute, der losgebrochen war, angesteckt und in dem festlichen Wirbel mitgezogen. Sicherlich hatte Bärnwart sich in Elinor geirrt. Hin und wieder, ja, sah Paul einen Schatten durch ihre Blicke fliegen. Oder er sah einen Schatten auf ihrer Stirne liegen, den auch der grellste Lichterglanz nicht zu zerstreuen vermochte. Vielleicht war es aber dennoch gut, daß sie das Leben leicht nahm, wenn ihm mit Ernst nichts abzugewinnen war. Wenigstens bleibt dann dieser leichte, feine Champagnerrausch der Feste, der Lustigkeit, der beständigen Abwechslung.

Seine Wachsamkeit bereitete ihm auch Qualen. Er war eifersüchtig und mißtrauisch gegen die Männer, die sie umgaben, und war es desto mehr, je sinnloser es war, je mehr er es verstecken mußte. Manchmal zuckte eine häßliche

Vision über sein Herz. Sie war ja doch eine von den Getäuschten und Betrogenen des Lebens; ihr Blut war warm; jung und schön war sie. Es konnte geschehen, daß sie einmal zu schwach, zu müde, zu überdrüssig wurde, das zu hüten, was niemand an ihr schätzte. Von einer Zufallsstunde mochte es abhängen, nur davon, daß sie zu dieser Stunde dem richtigen Menschen begegnete.

Fragend und unruhig hingen manchmal seine Blicke an ihrer Schönheit. Fast zornig konnte er anderen mißgönnen, daß sie sie sehen durften. Kindische Anfälle von Ärgerlichkeit überkamen ihn, um ihres bloßen Nackens willen, um eines Kleides willen, das er zu tief ausgeschnitten fand.

Letzteres trug sie an einem Abende, wo er sie schöner fand als je. Man hatte in kleiner, lustiger Gesellschaft zu Tische gesessen, dann hatte Herberswiller Kouplets gesungen. Elinor stand mit Paul vor dem Kamin. Sie betrachteten eine Kopie von Luca della Robbia, die sie aus Florenz mitgebracht.

„Noch etwas anderes möchte ich Dir zeigen," sagte sie. „Aber es hängt in meinem Schlafzimmer. Eine Madonna von einem unbekannten Meister. Der Antiquar behauptete sogar, es müßte ein Botticelli sein! Jedenfalls ist es ein altes Bild —" Sie überlegte etwas, dann fuhr sie fort: „Warte ein wenig! Ich will Hermine fragen . . . eigentlich könnte ich Dich ja ganz gut hinführen. Mein Schlafzimmer hat einen Alkoven. Es ist nicht anders, als wie ein kleiner Salon." Und lächelnd ging sie und kehrte sofort wieder. „Komm nur!" sagte sie. „Die zwei dort bemerken ohnehin nicht, daß wir sie allein lassen —"

Ali Senkbach unterhielt sich mit Herberswiller; die übrigen hatten sich im Nebenzimmer zu einem Spiele gesetzt.

Sie gingen, kamen in das Schlafzimmer, als Hermine gerade eiligst Lichter in den Armleuchtern anzündete, und sahen das Bild an, so gut es dabei ging.

Als sie sich wieder zu gehen wandten, blickte sich Paul ein wenig verwundert um. Es überraschte ihn, daß dies Zimmer beinahe klein, daß es beinahe einfach in der Einrichtung war.

Nun sagte sie: „Ja, — siehst Du! Dies ist mein Mädchenzimmer. Ich habe es nun wieder bezogen. Die Möbel und alles war auch schon früher herin. Und ich habe mich bemüht, alles genau so einzurichten, wie es früher gewesen . . ."

„Dein Mädchenzimmer —!" wiederholte Paul, und plötzlich füllte sich seine ganze Empfindung an einer vorüberrauschenden Welle von Erinnerungen. Er sah Elinor einen Augenblick beinahe betroffen an. Er hörte heraus, als sei es nur eine Episode ihres Lebens gewesen, daß sie Gaston Haußmanns Frau geworden, — und nun gingen sie jedes für sich wieder den eigenen Weg . . .

Sie nickte, als ob sie etwas von seinen Gedanken erraten hätte. Nun hob sie einen der Leuchter gegen eine Ecke des Bildes, streckte sich über die Bücherstelle vor, die darunter stand, und sagte: „Sieh einmal! Kommt Dir vor, daß hier ein Name, oder Buchstaben oder ein Monogramm gestanden haben mag?"

Paul faßte gleichfalls nach dem Leuchter. Ihre Hände lagen aufeinander. Ihre Schultern berührten sich. Und mit einem Male fühlte er ihren Atem und den leisen Duft, der von ihrem Haare oder von ihrem bloßen Halse oder aus ihrem Kleide strömte. Sein Blick heftete sich an ihren Nacken, an ihre Schulter. Er sah den weichen Schimmer ihrer weißen Haut, eine feine Bewegung der Muskeln, die hindurchliefen . . . Ein heißer Funke sprühte und zuckte durch sein Blut. Wie ein blitzbeleuchtetes Bild stand es plötzlich vor seinen Augen: Was für ein Weib war Elinor! — Er fühlte, daß es ihm heiß in Schläfen und Wangen schoß. Und im gleichen Augenblick jagte eine Erinnerung durch seine Pulse . . . Mit diesen Augen hatte er einmal die ganze Schönheit ihres Körpers gesehen . . . Wußte sie noch? Da trug eine schaukelnde Welle, klar wie Kristall, ihre alabasterweißen Glieder; mit seinen Blicken hatte er ihre Schönheit getrunken, und ihm war damals gewesen, als sollte sein Herz stille stehn, weil er es erlebt . . .

Er stellte den Leuchter beinahe heftig fort. „Nein!" sagte er kurz. „Ich kann nichts sehen . . ."

Irgend etwas in dem Tone seiner Stimme berührte sie.

„Ja, wollen wir wieder gehen?“ meinte sie. „Gar zu lange dürfen wir sie doch nicht verlassen —“, und als Paul nach der Türe schritt: „Nein, nein! Nicht dort hinaus. Dort schläft Hermine!“

Im Salon saßen Ali Senkbach und Herberswiller noch allein beisammen, und Herberswiller spielte noch immer mit einem von Alis langen, grauen Handschuhen. Er dehnte und streckte ihn, rollte ihn auf wie einen Strumpf und glättete ihn dann wieder über seinem Knie.

„Nun können Sie ihn gleich ganz behalten!“ sagte Ali mit verführerischer Güte und ergeben. „Nach diesen Prozeduren kann ich ihn unmöglich mehr brauchen —“

„Darf ich wirklich?“ rief Herberswiller lachend. Und als die beiden anderen wieder ins Zimmer traten, steckte er den Handschuh in seine Brusttasche.

Sie hatten über Leben und Liebe, über Glück und Erdengüter gesprochen; am meisten aber über die Liebe. Herberswiller entwickelte so drollige, leidenschaftliche, eigensinnige, kindische Ansichten! Aber etwas Reizendes, Ursprüngliches und Sonderbares war an ihm. Und manchmal tat er Ali Senkbach trotz allem ein bißchen leid, und sie machte fast eine mütterliche Bemerkung. Denn schließlich war sie doch ein paar Jahre älter, und Herberswiller sah in der letzten Zeit, trotz des Feuers seiner Augen, so schmal, so durchsichtig und müde aus! Der Prinz von Schauenstein hatte es neulich ganz trocken ausgesprochen, daß er sich einfach zugrunde richte. Herberswiller selbst war der Ansicht, man müsse doch etwas vom Leben haben. Er wisse ganz genau, daß ihm nicht viel Zeit dafür bleibe; darum wolle er erst recht etwas davon haben. Und ach, wie schön, wie entzückend ist es, zu leben! Wie berauschend, das Leben zu genießen.

„Denn das verstehe ich, glauben Sie mir!“

„O, ich glaube Ihnen!“ rief Ali mutwillig und betrachtete ihn dann beinahe neugierig. Sie glaubte es gerne, daß er einfach toll sein könne, sagte sie.

„Ja, toll —!“ wiederholte Herberswiller. „Und nur dann kann man das Leben wirklich, wirklich genießen, wenn man sich weiter gar nichts daraus macht,“ rief er. „Es ist eine Sache, die uns gehört, nicht wahr? Also! Wenn mir die Sache dienen soll, werde ich sie doch nicht pflegen, in einen Kasten stellen! Nein, wegwerfen muß man sie, wenn sie uns nicht dienen kann —“

„Sie sprechen so, weil Sie niemand wirklich lieben,“ meinte Ali.

„Ho!“ sagte Herberswiller. „Ho —!“

Und dann fing er plötzlich an von seinem Vater zu erzählen, ganz unverblümt. Dies schien ihn sogar zu unterhalten. „Und das wissen Sie ja doch, nicht wahr?“ — Nämlich, daß er summa summarum vielleicht zwei Monate des Jahres bei seinem Vater zubringe. Anders sei es gewisser Verhältnisse wegen nicht möglich —

Herberswiller hatte eine ständige Wohnung in einem Hotel, wo er lebte, wenn er nicht auf Reisen war, und Watts, sein englischer Kammerdiener, war seit vielen Jahren sein Begleiter.

Paul war in das Nebenzimmer gegangen. Dort herrschte soeben Totenstille. Gaston Haußmann, Malkiewicz und Senkbach spielten, die übrigen sahen in schweigender Spannung zu. Es ging um hohe Summen. Senkbach war der Verlierer. Er war bleich wie Papier, hielt einen qualmenden Zigarrenstummel im Mundwinkel und wischte sich hin und wieder die Stirn ab. Malkiewicz hingegen war rot, von einem gelben Rot, wie ein Paradiesapfel. Vor ihm lag ein Haufen Gold und Banknoten wirr durcheinander. Eben hatte Senkbach einen unsinnigen Betrag verloren. Einer der Zuschauer erlaubte sich den Rat, sie möchten das Spiel abbrechen. Als Antwort pointierte Senkbach das Doppelte und verlor abermals. Dann sprang er ohne ein Wort zu sagen auf, und alle verließen augenblicklich das Zimmer, als ob jeder froh wäre, die Peinlichkeit abzuschütteln. Draußen plauderte man noch ein Viertelstündchen. Senkbach krähte wie ein Hahn und erzählte Geschichten, als ob ihn sein Mißgeschick nicht weiter beschäftigte. Aber Ali sah ihn wiederholt starr an. Ihre Augen konnten manch-

Schottiſcher Schäferhund. Gemälde von W. Tiedjen.

mal spitz wie Nadeln dreinblicken. Natürlich erkannte sie sofort, daß er wieder verloren hatte. Und Senkbach dachte die ganze Zeit mit bohrender Einförmigkeit an Tante Brohl, die Erbtante.

Ein paar von den Herren gingen zu Fuße nach Hause. Herberswiller begann zu husten, als sie aus dem Tore traten und die kalte Nachtluft ihnen ins Gesicht wehte. Malkiewicz schwatzte französisch mit ihm. Nur einen Augenblick dachte er an das viele gewonnene Geld und versicherte sich durch einen Griff an die Brusttasche, daß er es wohl verwahrt habe. Dann schwärmte er von der Schönheit der Frau von Haußmann. „Und was ihr Mann für ein Mensch ist! Presque un barbar! Pas seulement. Un crétin! Ma foi — Tout simplement, v'là — Und so eine Frau! — Wissen Sie, was er mir erzählt hat? Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, aber meiner Seele, er hat es gesagt! Er hat erzählt, daß drei Zimmer sind zwischen dem Schlafzimmer seiner Frau und seinem eigenen. Ein Wohnzimmer, das Speisezimmer, die Zofe ... und ich glaube es!" Malkiewicz bekam einen Lachkrampf darüber. Paul wünschte gute Nacht. Er eilte davon.

Er war voller Unmut, Unruhe und Erregung. Und Malkiewicz' Bemerkungen waren gleich Streichen auf ihn niedergesaust. Es steckte etwas darin, das ihn empörte, das ihn aufwühlte, alle Gefühle durcheinander hetzte. —

Als Herberswiller allein war, überlegte er einen Augenblick, ging dann so lange, bis er eine Droschke fand, rüttelte den Kutscher aus dem Schlafe, gab ihm eine Adresse in einem entfernten Quartier an und fuhr weg. Der Wagen wartete nachher die halbe Nacht vor jenem Hause, bis Herberswiller wieder langsam die Treppe herabkam und sich nach seinem Hotel fahren ließ. Unterwegs zog er Alis parfümierten Handschuh aus dem Rock und roch daran. Dann seufzte er, hüstelte, gähnte, drückte sich in die Ecke und schloß die Augen ... Und dennoch ist das Leben schön, — berauschend! Man muß es zu genießen verstehen ... und weiter braucht man sich gar nichts draus zu machen ...

11.

Eines Tages war Elinor auf der Heimfahrt von einem Besuche, den sie Bärnwart gemacht hatte. Sein Atelier lag am anderen Ende der Stadt, und auf dem langen Rückweg hatte sie Muße genug, ihre Gespräche zu überlegen. Eigentlich hatte sie Bärnwart besucht, um das große Bild zu sehen, das ihn so lange ganz erfüllt und das er nun vollendet hatte. Ein Kunstwerk von solcher Feinheit und Wirkung, daß ihr der Maler auf einmal fast von fremder Größe erschien. Dann aber hatte er in seiner alten, herzlichen Art von allem möglichen zu sprechen und an ihren Gedanken zu rütteln gewußt.

Erst durch ihn hatte sie nun erfahren, daß ihr Vater in den Fabriken einen bedeutenden Neubau schuf, daß seine Unternehmungen zu einer Größe gediehen waren, wovon jedermann sprach. Wie wenig wußte sie noch immer vom Leben ihres Vaters —!

Von Paul war die Rede gewesen, von der entwickelten Reife, die er erreicht hatte. Bärnwart nannte ihn eine besondere Persönlichkeit, einen seltenen Menschen, den verläßlichsten Freund seiner Freunde. Dann hatte der Maler über die „gro—oße" Welt gesprochen, in der Elinor sich jetzt bewegte — wie in einem königlichen Parke; aber der Wald sei immer noch schöner! — Er hatte sie eine vielumworbene Frau genannt, nach deren Licht die Schmetterlinge lustig flatterten. Sie möge nur kein Mitleid haben, wenn sich etliche die Flügel verbrennen! Ganz plötzlich hatte er dabei Envelaar genannt. Fast unverblümt hatte er die Meinung ausgesprochen, das sei von allen der kühnste Schwärmer!

Beim Abschiede hatte er ihr versprochen, im Sommer nach Wied zu kommen, um mit ihr die Halle umzugestalten. ...

Gerade als Elinors Wagen vor dem Hause ihres Vaters anlangte, öffnete der Kommerzienrat oben in seinem Arbeitszimmer trotz der kalten Luft ein Fenster. Er beugte sich ein wenig hinaus, als ob er erwartete, daß sie vielleicht hinaufschauen mochte. Denn er sah sie im Wagen sitzen. Aber sie blickte nicht hinauf. Gleich nachher hörte man den

Wagen unten in die Einfahrt rollen, der Kommerzienrat schloß das Fenster und wandte sich wieder in das Zimmer zurück.

Herr Birkholz war da. Wenn der Kommerzienrat Geschäftliches ganz ungestört sprechen wollte, das vorerst nur zwischen ihm und Herrn Birkholz verhandelt werden sollte, kam dieser nachmittags ins Haus. Er war seit einem Vierteljahrhundert im Dienste der Firma, hatte deren Anfänge, allmähliche Entwickelung und höchsten Glanz mitgemacht und genoß Winters unbegrenztes Vertrauen. Nebst der geschäftlichen Beziehung hatte sich zwischen den beiden gleichalterigen Männern auch ein starkes Freundschaftsband geschlungen. Seit Elinors Verheiratung hatte Herr Birkholz übrigens bemerkt, daß der Kommerzienrat seltener private Angelegenheiten berührte; aber auch das war ihm vollkommen verständlich.

Heute hatten sie eine stundenlange Unterredung gehabt. Es handelte sich um die Erörterung der kürzlich abgeschlossenen Bilanz des Jahres. Und zum ersten Male vielleicht, seit sie Kopf an Kopf, Schulter an Schulter die Kraft ihres Lebens an gemeinsame Arbeit setzten, waren ihre Meinungen auseinandergewichen und Gegensätze ernsterer Art aufeinander gestoßen.

In die Riesensummen der Bilanz von Winter, Simonsen und Kompanie schien eine leise Bewegung geraten zu sein. Gewiß war sie nur wohlgeübten Augen erkennbar. Den beiden Augenpaaren, die sich eben damit beschäftigt hatten, war sie nicht entgangen. Aber der Eindruck war verschieden. Alle diese Kolonnen sprechender Zahlen waren für Herrn Birkholz eine Armee, ein Heer, das in stramm geschlossenen Truppenteilen, in eherner Disziplin, unter nie schwankendem Kommando sieggewohnt marschierte. Man kannte die Stärke der einzelnen Teile, ihre Schulung, ihren Geist, ihre Leistungsfähigkeit. Man wußte, was man von ihnen erwarten durfte.

Und nun war es dennoch nicht ganz so geworden, wie die Erwartungen gewesen. Ohne daß man es in währender Zeit bemerkte, waren Verschiebungen, Veränderungen, kleine Überraschungen eingetreten. Herr Birkholz hatte beinahe das Gefühl, als seien in dieser Armee neue Elemente stark geworden. Nicht, daß er eine offenbare Gefahr erblickte. Sie lagen ja nicht im Felde. Allein das Leben der Industrie ist bewaffneter Friede. Die Rüstungen müssen immer größer, immer vollendeter, immer überwältigender sein, um alles Kriegsgelüste der Feinde zu ersticken. Dies war ihre Armee. Diese Zahlen sind der Ausdruck ihrer Stärke.

In erster Linie handelte es sich, Herrn Birkholz' Ansicht nach, um die ungewöhnliche, beinahe waghalsige Größe der Neuerungen, die Winter plante. Eine Ausbreitung der Anlage, die ein wahrhaft gigantisches Kapital bedurfte. Neuerungen, die Birkholz ohne Beschönigung übertrieben, beinahe unmäßig fand, beinahe märchenhaft, so genial sie auch erdacht waren. Er leugnete nicht den Reiz, die Verlockung, die Bedeutung, die Möglichkeit, ja die teilweise Wahrscheinlichkeit unerhörter Erfolge. Allein die Zeit ist nicht die richtige dafür. Was hier steht, ist unverrückbar, ist unantastbare Wahrheit. Der Kommerzienrat aber plant einen Feldzug, einen Siegeszug im größten Stile. Er soll geschehen. Aber in einer Zeit, wo die Armee noch viel sicherer, viel zweifelloser gewaffnet und bereit ist, als eben jetzt, — wäre es auch bloß das geringste Schwanken, das sie entdeckt haben.

„Aber Birkholz, lieber Birkholz! Was will ich anderes, als unsere Waffen schärfen, stärken, unsere Arsenale füllen, unsere Batterien mit zehnfacher Munition ausrüsten, — wenn Sie schon innerhalb Ihres Bildes bleiben wollen! — Es ist kein Traum von heute nacht oder von gestern. Es sind die wachen Pläne von Jahren, beinahe von Jahrzehnten, kann ich sagen. Es soll der letzte Stein zu dem Baue werden, den ich zurücklassen will als das Werk meines Lebens."

Seine Stimme hatte sich fast pathetisch erhoben. Durch seine großen, scharfen Augen leuchtete es von Begeisterung. Und Birkholz fühlte, wie diese leidenschaftliche, enthusiastische Kraft mitreißend auf ihn selbst überströmte. Es war der unausdrückbare, sieghafte Zauber in dem Wesen dieses stählernen, mit unbeugsamer Zu-

versicht durchs Leben geschrittenen Menschen. Schon jetzt empfand er, daß er, wie immer, der Macht dieses Einflusses nicht werde standhalten können.

Aber gerade wegen der Gefahr, sich fortreißen zu lassen, befreite sich Birkholz gewaltsam aus dieser persönlichen Empfindung und wurde wieder ganz und gar sachlich. — Gut. Angenommen also, das große neue Maschinenhaus stehe unter Dach, sämtliche neue Betriebsanlagen seien vollendet. Dies stellt das Kapital vor, das sie kennen. Dies Kapital ist vorerst lahm gelegt, und zwar so lange, bis der gesamte Betrieb auf die neuen Bahnen gelenkt, die volle Arbeit auf den neuen Wegen im Gange ist. Und dies bedeutet unzweifelhaft, bis zu diesem Zeitpunkte, eine Kapitalschwächung. Damit eine Verringerung der Widerstandskraft gegen unvorhergesehene, nicht zu kalkulierende Kombinationen.

„Nicht so weit!" sagte Winter lebhaft. „Was für des Menschen Sinn absolut unberechenbar ist, darf auch in unseren Überlegungen keinen Platz einnehmen. Dem kommen wir durch keine Bilanz der Welt auf die Spur. Die neuen Maschinen werden einen viel stärkeren Betrieb abgeben, ohne Vermehrung der Arbeitshände. Das ist es eben, daß wir von diesen unabhängiger werden. Sie sehen, daß ich selbst an die Revolutionen denke, die Doktor Boring führen möchte."

„Boring!" sagte Birkholz geringschätzig. „Ich hätte gedacht, daß sein Ehrgeiz nun eher ruht, nachdem es ihm gelungen ist, ein neues Mandat zu ergattern —"

Der Kommerzienrat wurde wieder lebhaft. „Nein, nein! Wir haben Verluste gehabt. Gut. Ich will damit rechnen. Ein oder das andere Mal muß so etwas eintreten. Doch werde ich mich gewiß nicht einschüchtern lassen. Wissen Sie, Birkholz, seit die Fundamente des neuen Maschinenhauses gelegt sind, verjünge ich mich förmlich. Wie sie rasch und stark aus der Erde emporwachsen! Apropos, Sie kennen meinen Neffen Essenbach? Der interessiert sich dafür! Es ist ein tüchtiger Geschäftsmann an ihm verloren gegangen. So liefert er nur die Ziegel für den Bau. — Es soll und muß dabei bleiben. Gott sei Dank, wir können es ohne allzugroße Sorge. Und ganz ohne Sorge gibt es keine Arbeit und keinen Kampf. Auch keinen Sieg. . . . Nun also, wir müssen darüber einig werden, Birkholz; ganz und gar einig. Ich kann Ihnen nicht mehr helfen, nicht wahr?"

Und er blickte Birkholz lächelnd, mit jener beruhigenden, sichern Gutmütigkeit an, der man nicht widerstehen konnte.

Dann legte Winter die frisch angebrannte Zigarre weg, stand auf und ging einmal durch das Zimmer.

„Ich habe wieder furchtbar viel geraucht, — und überdies haben Sie es verstanden, mir den Kopf warm zu machen.

„Hätten Sie etwas einzuwenden, wenn ich bloß für einen Augenblick das Fenster öffne? Was für ein Qualm!"

Eben da fuhr Elinors Wagen am Hause vor, und der Kommerzienrat wartete vergeblich, daß seine Tochter einen Blick nach seinen Fenstern heraufwürfe.

Herr Birkholz hatte sich gleichfalls erhoben. Bevor er ging, trat Braunemann, der alte Diener, ins Zimmer. Er hatte eine Anfrage auszurichten. Die gnädige Frau sei soeben heimgekehrt und habe nach dem Herrn Kommerzienrat gefragt —

„So?" machte Winter, beinahe erstaunt.

Und weil sie gehört, daß er zu Hause sei, ließe sie anfragen, ob der Herr Kommerzienrat heute drüben zu Nacht speisen wollte?

„Laß mich sehen, Braunemann! — Gut. Schönen Gruß; ich will kommen —"

Als der Alte wieder gegangen war, wandte sich Winter wie in einem plötzlichen Entschlusse zu Birkholz. Es lag dabei ein unverkennbarer Schatten über seiner Stirne.

„Sie wundern sich wahrscheinlich ein wenig, lieber Birkholz, daß Elinor so, etwas umständlich, eine solche Anfrage herüberschickt. Sie hat nicht sehr viele Abende ganz für sich. Sie sind sehr oft in Gesellschaft. Wenn sie aber, hin und wieder, Braunemann zu mir schickt, wie eben jetzt, dann weiß ich, daß sie den Abend allein ist. Ich meine ganz allein —"

Und nach einer kleinen, zögernden

Pauſe, in der ſich ſeine Augenbrauen noch etwas tiefer geſenkt hatten, und als ob es ihm ein plötzliches, unwiderſtehliches Bedürfnis wäre, dies eine Mal den Druck der Empfindung ein bißchen zu lüften, ſetzte der Kommerzienrat hinzu: „In anderer Art iſt ſie, wie ich fürchte, ſehr viel und wirklich allein! . . . Sehen Sie, Birkholz! Dies war einer jener Fälle, womit man doch nicht im voraus rechnen kann. Das Unvorherzuſehende. Das dann wie das Schickſal ſelber kommt. Das zum Schickſal wird . . . Oder — trifft auch mich eine Schuld?“

In Birkholz' blaſſe Wangen war eine verlegene Röte geſtiegen. Er war überraſcht und ein bißchen faſſungslos.

„O!“ rief er. „Dies dürfen Sie nicht denken! — Nein, — nein . . . ich bin überzeugt . . . Sie ſehen zu düſter, viel zu düſter! Und der Lauf der Zeit wird alles in die richtige Bahn leiten . . .“

Aber der Kommerzienrat ſchüttelte den Kopf. —

Den Abend verbrachte er bei ſeiner Tochter. Er hatte richtig geraten, ſie war allein. Abſichtlich überhörte Winter, wie ſie erzählen wollte, weshalb Gaſton nicht zu Hauſe war. Er war auf ein paar Tage verreiſt, mußte aber morgen wieder hier ſein, denn ſie hatten eine Einladung für den Abend angenommen. Nach Tiſch bemühte ſich Elinor, wie ſie konnte, ihren Vater von Dingen ſprechen zu machen, die ihm nahe lagen, die ihn intereſſierten. Es gelang ihr jedoch nicht recht. Auch machte es ſie ein wenig verlegen, daß ſie gar keine Handhabe zu einem ſo ungewohnten Geſpräche fand.

Der Kommerzienrat ſah etwas blaß und müde aus. Elinor ſprach eifrig davon, daß er ſich Erholung gönnen müſſe, Bewegung machen. Allein er lächelte darauf bloß begütigend und meinte, daß er ja ſo viel auf den Beinen ſei. Nur habe er heute ſo viel zu ſprechen gehabt. Und dann ſagte ſie, er müſſe ſie doch einmal mit ſich nehmen, in die Fabriken. Sie ſchäme ſich, daß ſie niemals in Winterfelden geweſen. Könnte es morgen ſein? — Gut, gut, morgen! meinte der Kommerzienrat, und die Verwunderung, die ſie auf ſeinem Geſichte bemerkte, verurſachte ihr wirkliche Beſchämung. Gleich darauf errötete ſie. Denn ſie erinnerte ſich wieder der Einladung für den morgigen Abend.

„Verzeih, verzeih!“ rief ſie ein bißchen verwirrt. „Weil wir morgen dieſe Einladung haben, Herberswillers Feſt. Du weißt ja, wie es dann geht. Es gibt noch ſo viel zu tun . . .“ und ſie war verlegen, wie ein Mädchen.

Der Kommerzienrat lachte.

„Mach Dir nichts daraus! — So wird es dann eben ein andermal ſein. Wir haben beide nicht überlegt. Auch mir würde es morgen nicht ganz paſſen. Denn da haben wir Sitzung und Beſprechungen . . .“

Und ſo verſchoben ſie es auf eine ſpätere Zeit.

12.

In Elinors Boudoir waren die ſeidenen Fenſtervorhänge herabgezogen, um das Licht des grellen Wintertages zu dämpfen. Unter dem glänzend polierten, violettfarbenen Marmorbogen des offenen Kamines brannte, nur zur Augenweide, gleichmäßig flammend ein Holzfeuer.

Halb ſitzend, halb liegend ruhte Elinor auf einer Chaiſelongue vor dem Kamine, mit dem Rücken gegen die Fenſter.

Am Abend von Herberswillers Feſt hatte ſie ſich erkältet. Der Arzt verurteilte ſie dann, im Bette zu bleiben. Das hatte ein paar Tage gedauert.

Das Feſt, das der arme Herberswiller ſeinen Freunden gegeben, war glänzend ausgefallen. Zwar war es ſicher, daß er damit Unfrieden geſtiftet hatte, aber er machte ſich nichts daraus, und ſeine Gäſte waren unſchuldig daran. Herberswiller wollte nämlich einen harmoniſchen Abend, ein Feſt mit wirklicher Feſtfreude und feſtlicher Ungezwungenheit. Ein „Jugendfeſt“, wie er ſagte.

Er hatte dazu die paar Säle im Hotel an jenem Abende geradezu feenhaft geſchmückt. Aber ohne Ehrgeiz wie er war, erzählte er jedermann, daß dies Bärnwarts Verdienſt ſei. Er hatte dem Maler bloß beiläufig ſeine Ideen gegeben. Und die waren ebenſo ſchön als koſtſpielig geweſen. Blumen von allen Farben, überall, an Wänden, Decken, an den Möbeln, an den Spiegeln. Senkbach, der alles gerne abſchätzte, behaup-

tete, daß die Blumen allein so und so viel Tausende gekostet hätten.

Die Königin des Abends war Elinor gewesen. Sicherlich keine andere. Man hatte ihr förmlich gehuldigt. Vielleicht lag in der Art, wie die Herren dies taten, ein klein wenig Mangel an Zurückhaltung, ein bißchen zu viel Unverblümtheit, ein bißchen zu viel Freiheit. So, als ob es wirklich nicht nötig wäre, sich zu erinnern, daß sie eine verheiratete Frau war. Und der Reiz, der sie umgab, war so groß. Er lag nicht bloß in der Schönheit ihrer Augen, in ihrem leuchtenden Teint, in der vollendet reizenden Profillinie, in dem Ausdruck ihres Mundes, dessen Schwung und Farbe ihr Temperament verriet. Manchmal erschien ein kleiner Zug von Herbheit darauf, der so rätselhaft war und etwas sinnlich Verlockendes hatte. Auch nicht in der Schönheit ihrer Gestalt, ihrer ausdrucksvollen Hand, ihrer tadellosen Arme, mit den dünnen Gelenken, oder in der Vollkommenheit ihres zarten Fußes. Es war die große Harmonie ihrer ganzen Erscheinung. Wie pikant, daß dieses Wesen dennoch von einer Disharmonie umschwebt war, die man ahnte, nein, von der man bestimmt wußte! — Denn durch das Leben dieses schönen, jungen und begehrenswerten Weibes klang ja der gellende Mißton einer unglücklichen, von tiefen Gegensätzen durchspalteten Ehe.

Das Zimmer war so wohlig warm; das Kaminfeuer knisterte sanft und heimlich. Durch die festschließenden, dreifachen Fenster kam das Geräusch der Straße nicht herauf. Und sie lag so behaglich auf dem weichen Ruhebette und ließ ihre Blicke ab und zu über die Bilder, die Möbel und die vielen Blumen hingehen. Diese stammten alle von Herberswillers Fest. Und sie waren beinahe frisch geblieben. Hermine hatte die schönsten aus den Drähten befreit und mit liebevoller Sorge gepflegt. An dem Abend hatte man Elinor beinahe auf Blumen gebettet. Gaston war dann doch nicht von seiner Reise zurückgekommen, sondern erst tags drauf heimgekehrt. Als sie allein, spät nachts, nach Hause gefahren, hatten die Herren alle diese Blumen in ihren Wagen geladen. Sie hatte beinahe drauf sitzen müssen. Bei einigen erinnerte sie sich noch, von wem sie stammten. Herberswillers immenser Strauß war zerpflückt. Es waren lauter seltene, märchenhafte Blüten gewesen, die der Hauch der einen Nacht getötet hatte. Von Bärnwart waren jene kopfgroßen, phantastischen Chrysanthemen. Aber die schönen, samtgelben Rosen an den ellenlangen Stielen waren von Enwelaar. Es waren lauter Knospen gewesen, erst jetzt hatten sie sich geöffnet. Mit Maiglöckchen hatte Hermine eine große Porzellanschüssel gefüllt, und dort standen sie im Moose, frisch, wie just im Walde gepflückt. Die hatte Paul ihr verehrt. Und sie erinnerten an die Schwestern, die der Frühling im Walde von Essenbach wecken wird. Dort gibt es deren so viele ...

Enwelaar hatte sie an jenem Abend mit seiner größten, angelegentlichsten Aufmerksamkeit umgeben. Übrigens verstand sie seine Art so gut! Die Macht ihrer Schönheit, ihres Reizes kannte sie ja. Man hatte ihr so vielfach, so deutlich dazu verholfen! Sie wußte, daß ein Wink, ein Wort von ihr genügte, alle wohlerzogene Zurückhaltung in tollste Entfaltung aufzulösen. Ein Wink, ein Wort, um dies Leben vielleicht mit romanhaften Schicksalen zu füllen. Darin lag ein gewisses Interesse. — Wie seltsam Enwelaars Art! Dennoch war etwas Eigenes an ihm. Er wußte in dem, was er sagte und tat, einen kleinen Unterschied zu den anderen zu betonen. Immer suchte er die Voraussetzung vorzurücken, daß er ihr näher stand. Etwas absichtlich Knappes, Ungeschminktes, als ob ihm keine Umschreibung natürlich gelegen wäre, brachte er zustande. Es war ein Spiel der Annäherung und Entfernung. Vielleicht war dies eine Taktik der Überraschung, der Verwirrung, der Ermüdung. Dies alles konnte Eindruck machen, konnte verwirren, anziehen, gewinnen. Es *konnte*. Sie aber wäre imstande gewesen, jedes Fünkchen solcher Hoffnung, wenn es bestand, zu erdrücken. Denn sie wußte, wie gemacht, *wie* gemacht, wie durchsichtig, schwach, flach, ja unbeholfen es ihr vorkam! Wie sie es durchschaute!

... Nein, auch jetzt dachte sie ohne jeden Aufwand von Interesse daran.

Sie nahm die Zeitung wieder zur Hand, die neben ihr auf dem Tischchen lag. Auf einmal fesselte sie eine kleine Notiz. „Winter, Simonsen & Co." Eine kleine Geschäftsnotiz, die sie nicht verstand. Aber die Überschrift sah sie lange an, als ob eine eigentümliche Anziehung darin läge. Es war doch etwas ganz Bekanntes und nahm sich merkwürdig aus zwischen lauter gleichgültigen, unbekannten Dingen. Sie las die paar Worte, als ob sie ihr etwas Besonderes sagen müßten.

Ein langer Nachmittag, und kurzes Tageslicht.

Sie streckte sich ein bißchen und blickte an ihrer Gestalt hinab.

Sie trug ein loses, weites Morgengewand aus leichtem, hellrotem Stoffe. Ihr Hals war bloß, und die weitoffenen Ärmel sanken bei der geringsten Bewegung über ihre Ellenbogen zurück und entblößten ihre weißen Arme. Jetzt streckte sie die eine Fußspitze ein wenig unter dem Rocksaume hervor und sah darauf hin. Sie trug alte, mit Gold gestickte Pantöffelchen. Dann streifte sie beide Ärmel hoch gegen ihre Achseln empor, hielt eine Weile ihre beiden Hände in dem Schoße und betrachtete mit einer Art von Neugierde ihre mattglänzenden Arme. Dann klingelte sie dem Mädchen. Hermine sollte einmal das Kleid herüberbringen, das sie neulich abends getragen. Hermine mußte es mit beiden Händen in die Höhe halten, und Elinor betrachtete es nachdenklich. Endlich sagte sie: „Nein! Es ist mir nicht recht. Ich wußte ja, daß es mir nicht recht wäre. Ich will es gar nicht mehr tragen."

Dies geschah wegen einer bestimmten Erinnerung, die sie beschäftigte.

Auch Paul war unter Herberswillers Gästen gewesen. Er kam dies Jahr wieder viel in die Welt. Gewöhnlich war er schon da, wenn sie selbst kam. Aber es geschah auch, daß sie sich verspätete, und dann vermißte sie ihn. Es war bloß ein undeutliches Gefühl, daß er ihr fehlte. Es wurde ihr erst klar, wenn er erschien. Dann sah er vergnügt, zufrieden, wohlaufgelegt zur Unterhaltung aus. Vieles in seinem Wesen unterschied ihn von den andern. Sein Gang, seine Haltung, seine Gesten, seine Stimme, seine Gespräche waren nicht gleichsam für die Gelegenheit geregelt, was man nachher daheim wieder ablegen konnte. Sein Gesicht war dunkler und ernster als früher. Seine Gestalt kräftiger, seine Schultern breiter. Er lachte nicht sehr oft, doch sein Lachen verjüngte sein Gesicht und brachte in seine braunen Augen, die sonst gar nichts Ungewöhnliches an sich hatten, einen ganz hellen, beinahe leuchtenden Ausdruck, wie bei jugendlichen, anspruchslosen Menschenkindern. Er kam mit dem Gefühle, sich eine kleine Unterhaltung verdient zu haben. So brachte er etwas Feierabendstimmung mit sich. Elinor wußte, welch ehrlicher, fleißiger Arbeiter Paul geworden war. Es kam ihr vor, als brächte er auch etwas von der Stille und Frische und Weite des Landes mit sich; wie jemand, der aus dem Walde kommt und noch etwas Duft und Luft davon in die abgeschlossene Atmosphäre des Hauses bringt.

Es kam übrigens vor, daß sie an einem solchen Abend gar nicht recht zum Plaudern gelangten. Dann überraschte sie einen Ausdruck von unverhohlener Enttäuschung in seiner Miene. Hin und wieder verständigten sie sich mit einem Blicke über irgend etwas. Dies kostbare Gefühl des vertrauten Verständnisses mit Paul war ihr geblieben. Oder sie konnte einmal ganz deutlich sehen, daß er eifersüchtig sei; eifersüchtig in dem scherzhaften Sinne, wie Jane Simonsen und sie selbst in früheren Zeiten manchmal von ihm gesprochen hatten, als ob er dem einen oder dem andern den Verkehr mit seiner schönen Cousine nicht gönnte. Neulich, an jenem Abend, hatte sie ihn ein paarmal entdeckt: Pauls verwunderten, vielleicht ein wenig mahnenden Blick. Einmal war sie ganz allein dagesessen, bis Envelaar die Gelegenheit natürlich erspäht hatte, sich zu ihr setzte und eifrig auf sie einsprach. Auf einmal, irgendwo traf sie dabei abermals auf Pauls Augen. Und es war ihr im Momente klar, was sie ihr sagten. Eine kleine Betroffenheit wandelte sie darüber

an. Und doch gleich wieder eine große Ruhe. Sie wußte eigentlich nicht weshalb; aber sie nickte ihm zu, sie hatte das ganz deutliche Gefühl, als ob sie ihm sagen könnte: ‚Ja, ja, ja! Ich verstehe vollkommen, was Du meinst! Aber sei nur ganz und gar außer Sorge!‘ — Der alte Prinz Schauenstein hatte neulich etwas gesagt. In der Welt, — in der gro—ßen Welt, wie Bärnwart sagte! — schleifen sich alle Charaktere ab. Nur ganz wenige, die ganz fest sind, behalten ihre eigenartige Gestalt. Die anderen werden weich und glatt und immer glätter, immer polierter. „Ich habe eine große gläserne Tasse zu Hause. Die hab' ich mir eigens machen lassen; sie ist aus dem feinsten Spiegelglas. Darauf liegen eine Menge von steinernen Bällen, von der Größe einer Walnuß. Lauter schöne, mitunter seltene Steine. Von meinen Reisen. Alle sind ganz gleich groß, fein und glänzend abgedreht. Sie liegen still, aber die geringste Bewegung der Spiegelscheibe beunruhigt sie. Kaum zittert eine Kugel, so zittern sie alle. Kaum rückt die eine um ein Härchen von ihrem Platze, so rücken sie alle. Neigt sich die Bahn, so laufen alle der einen nach, keine einzige vermag still zu stehen, keine einzige einen eigenen Weg zu gehen. Dabei glänzen und schimmern sie; es ist ein lebhaftes Farbengemenge. — Wenn wir lange genug leben, dann sind wir alle so, wie meine schönen Bälle aus Onyx, aus Achat, aus Labrador und Chrysolith. Wir rollen sanft über die Spiegelfläche dahin, stoßen einander nicht, tun uns nicht weh, weil wir so fein abgeschliffen sind, und müssen zusammenhalten, weil wir alle nur den einen Weg machen wollen ..."

Ein andermal war es ein anderer Anlaß gewesen, wo sie jenen Blick aufgefangen. Sitzend hatte sie ihren Fuß gewiegt und gedankenlos drauf hinabgesehen. Sie hatte weit ausgeschnittene Ballschuhe aus Silberleder getragen und durchbrochene Strümpfe von dünnster Seide. Senkbach, der neben ihr gestanden, hatte sich mit seinen kurzsichtigen Augen weit über ihren Fuß gebeugt und irgendeine seiner albernen Redensarten gesagt. Da hatte sie Pauls Blick gesehen und wirklich sofort ihren Fuß zurückgezogen, als ob man sie bei einer Unart ertappt hätte! —

Um Mitternacht war man zu Tische gegangen. Sie hatte den Prinzen und Stahlhof zu Nachbarn. Paul selbst saß bei Jane und Senkbach, Envelaar und Heim waren anderswo. Es war heiter zugegangen. Da machte der Prinz ein persönliches Kompliment zu ihr; ein wenig mit der Freiheit des alten Galans, und doch ohne die geringste Zweideutigkeit in der Miene, wie seine Gewandtheit es eben traf. Sie hatte ihn unversehens mit der Schulter gestoßen. Der Prinz warf einen Blick unverhohlener Bewunderung über ihren Arm, nickte und sagte bedeutungsvoll: „Dies ist feinster Samt —!" In diesem Augenblicke bemerkte sie, daß Paul sie betrachtete, mit jener Aufmerksamkeit, wie wir schauen, wenn wir nicht voraussetzen, dabei überrascht zu werden. In seinem Gesichte lag eine kleine Verstimmung, etwas Strenges, Unzufriedenes. Da verstand sie plötzlich seinen Blick und errötete. Es war, daß sie auf einmal mit schamhafter Empfindung die Nacktheit ihrer Schultern, ihrer Brust, ihrer Arme fühlte, daß sie sich mit einem Male beinahe vorwurfsvoll erinnerte, wie ihr dies Kleid, schon als sie es probierte, zu tief ausgeschnitten geschienen. Und in unbegreiflicher Weise, wie eine Verwirrung, wie eine berufene Zurechtweisung empfand sie Pauls Blick. Dem Prinzen entging das rasche Ausdrucksspiel dieser Minute nicht. Und er dachte, daß die seltsame Prüderie oder Schamhaftigkeit, oder was es sein wollte, die Reize dieser viel umworbenen Frau von Haußmann noch bedeutend erhöhte ...

Jetzt trat Hermine ins Zimmer. Herr von Essenbach habe angefragt, wie es gehe. Er sei soeben zum Kommerzienrate hinüber.

„Herr von Essenbach? — Er soll mir die Freude machen und herüber kommen —!"

Hermine flog davon. Elinor richtete sich etwas höher an der Rückenlehne der Chaiselongue auf. Sie strich über ihr Haar und über ihr Kleid hinab.

Paul kam. Er entschuldigte sich, denn

er trug einen groben Rock und Reitgamaschen. „Ich hätte nicht gedacht, Dich sehen zu können. Aber mit Deiner ausdrücklichen Erlaubnis —“

„Ja, doch selbstverständlich! — Hast Du Papa getroffen?“

„Glücklicherweise. Er war eben im Begriffe auszugehen. Ich hätte sonst nach Winterfelden hinaus müssen —“

„Nach Winterfelden . . .“ sagte sie. „Erzähl' mir etwas — Ich habe tagelang niemand gesehen, außer Papa —“

Zu erzählen wußte er nicht viel. Eigentlich gar nichts. Er sieht so wenig Menschen, kennt ja auch nur einen kleinen Kreis. — Ja, ist denn der ihrige größer? meinte sie. Man glaubt etwas zu kennen von der Welt. Mindestens viele Menschen. Und eigentlich sind es nur ein paar. Vielleicht ein halbes Dutzend. Von allen anderen sieht man bloß den Schatten. Schatten an der Wand, im Konzertsaal, im Theater, im Ballsaal — Sind denn diese Blumen noch von Herberswillers Fest? Wirklich! sagte er. Er erzählte, daß er im Zuge mit dem Prinzen zusammengetroffen sei. Der Prinz kam soeben von einem Besuch bei Herberswillers Vater zurück. Er habe es für seine Pflicht gehalten, dem Alten ganz reinen Wein einzuschenken. Trotzdem er sich wenig Erfolg davon versprach. — Ja, um was handelte es sich denn? Elinor wußte von nichts. — Es handelte sich darum, daß Herberswiller am Morgen nach dem Feste einen Blutsturz gehabt hatte. Natürlich wollte er es verheimlichen, aber Watts, sein Kammerdiener, hat es dem Prinzen hinterbracht. Übrigens ist es nicht das erstemal. Herberswiller lebt sich einfach zu Tode. Der Alte hat sich die Haare gerauft. Von der großen Liebe zu seinem einzigen Sohne gesprochen und schließlich gefragt, ob der Prinz glaube, daß er ihn besuchen, oder was er sonst tun könne? Das ist aber nun nicht so einfach. Herberswiller hat den ganzen furchtbaren Eigensinn, den Trotz und die Leidenschaft seiner Krankheit in sich. Wenn er merkt, daß man Sorge um ihn hat, wird er erst recht nicht zu halten sein. Vielleicht, wenn jemand einen wirklichen, tiefen Einfluß auf ihn hätte . . .

„Jemand, den er liebt,“ sagte Elinor. Sie hatte aufmerksam, in schmerzlicher Verwunderung zugehört.

„Du glaubst in allen Fällen an Wundertaten der Liebe?“ fragte Paul.

„Gewiß!“ entgegnete sie. „Übrigens habe ich einmal von dem Romane Herberswillers etwas gehört. Er hat sich in England leidenschaftlich in ein schönes Mädchen verliebt, das seine Neigung nicht erwiderte. Kurz darauf hat sie einen Landsmann geheiratet, einen Pair, ich habe den Namen vergessen . . .“

Verwunderlich, daß sie nicht gehört hatte, was mit ihm geschehen war. Gaston könnte doch davon erzählt haben.

„Gaston?“ wiederholte sie lächelnd. „Ich habe ihn alle diese Tage nicht gesehen. Vermutlich scheut er mich noch wie das Feuer. Du weißt gar nicht, was für eine kindische Sorge Gaston vor jeder Krankheit hat . . .“

Sie brach ab; sie war ein wenig errötet bei diesen Worten. Und da auch Paul schwieg, wurde sie verlegen.

„So hast Du Gaston auch jetzt eigentlich gar nicht gesehen?“ fragte er nach einer Pause. Und dann setzte er hinzu: „Du bist sehr viel allein, Elinor —“

Wie eine heiß aufquellende Sehnsucht kam es über sie, einmal völlig aufrichtig, ohne Angst und Zurückhaltung herauszusprechen. Sie streckte ohne aufzusehen den Arm gegen Paul aus. Er ergriff ihre Hand, hielt sie zwischen seinen beiden still und fühlte ihre Finger beben.

„Ja, ja, — ja, Paul! Ich bin viel allein —!“

Er schwieg, neigte seinen Kopf ein wenig tiefer und strich über ihre Hand hin, wie um sie zu beruhigen.

Daß er dies tat, und daß er schwieg, weil er alles fühlte, was sie meinte, und daß es wirklich unabänderlich so war; und daß jedes Wort, womit sie von sich selber sprach, ein Stück öder, trostloser Wirklichkeit entblößen mußte, die man beständig zu verstehen bemüht ist . . . dies alles versetzte ihr einen Stoß, der sie förmlich innerlich schwanken machte. Vielleicht war es auch die ganze Stimmung dieser Stunde, das Licht, das kraftlose, gedämpfte Licht, das durchs Zimmer rann; der süßliche Duft der

General von S.

Gemälde von Prof. M. Slevogt.

Blumen; dieses traurige Gespräch über Herberswiller; vielleicht auch die matte Schwäche, die sie in sich fühlte ... Plötzlich sank eine schwermütige, trostlose, fremde Weichheit über sie nieder. Sie schloß die Augen. Es zuckte brennend unter ihren Lidern.

Sie kämpfte diese Anwandelung nieder. Aber der Augenblick lagerte sich tief in ihr Herz. Beredter als irgend mit Worten begegneten und begriffen sich im Schweigen ihre Gedanken. Ihre Herzen klopften Schlag um Schlag nieder auf dasselbe Stück harter, ungefüger Schlacke aus der Esse ihres Lebens.

Noch einmal drückte Paul ihre Hand und gab sie dann frei.

„Erzähl' mir von Essenbach, vom Walde," sagte sie sich überwindend. „Wie sieht es dort aus? Weißt Du, wie es der Frau des Jägers geht?"

Er sah, daß es sie zerstreute, und erzählte, was ihm einfiel. Doch nun war seine Zeit herum.

„Ich komme aber bald wieder," sagte er. „Wenn ich weiß, daß man Dich sehen darf —"

„Komm bald!"

Er erhob sich, sie reichte ihm wieder die Hand, und er küßte sie.

„Nimm eine von den Blumen dort an Deinen Rock; willst Du?" sagte sie.

„Warum nicht?" Er lächelte.

Er streifte an das große Rosenbukett Envelaars, und von einer der Blüten fielen alle Blätter zu Boden, auf den Teppich hinab.

„Nein, nicht von denen!" rief Elinor. „Sie sind ohnehin schon verwelkt —"

„Da sind ja wahrhaftig noch meine Maiglöckchen," sagte Paul.

„Ja, es sind die Deinen. Nimm vielleicht von den Veilchen dort —"

Von denen nahm er, dankte und ging.

Elinor blieb noch ein Weilchen liegen, nachdem sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte. Nun war beinahe Zwielicht im Zimmer. Halb erloschen waren alle Farben. Das Feuer im Kamin knisterte nicht mehr. Aus einem Häuflein Kohlen stieg ein silberweißer Rauchfaden zitternd in die Höhe.

Dann stand Elinor auf, ging geradeaus auf das Rosenbukett zu, nahm die Vase in beide Hände und schüttelte sie ein wenig, wie um die Blumen zu versuchen. Ein Regen von Blättern fiel von den weitgeöffneten Blüten, fiel auch über ihr Kleid und bedeckte den Boden. Zerstreut blickte sie die welken Blumen an und schüttelte sie gedankenlos, bis der Strauß völlig zerstört war. Dann setzte sie die Vase mit einem harten Ruck wieder fort, kreuzte die Arme über der Brust und begann langsam im Zimmer auf und niederzugehen.

Man braucht nur *einen*, nur einen einzigen Menschen, ganz nahe dem Herzen, ganz vertraut unserm eigensten Wesen. Die Welt ist kleinwinzig, wenn wir den einen Menschen nicht getroffen haben, wenn wir ihn verfehlt, übersehen, in der Menge verloren haben.

Wie seltsam, jetzt zu denken, was sie einmal vom Leben erwartet hatte! Auch das große, erschütternde und jauchzende Ereignis der Liebe; der Liebe, ja! Und die Liebe, hatte sie gedacht, müsse daherkommen, wie ein machtvolles, stürmisches, unerwartetes, festliches Erlebnis. Etwas Plötzliches, Überwältigendes. Es war beinahe demütigend sich zu erinnern, welch kindische, phantastische, unwahre Erwartungen das Herz gekannt hatte. Und dann, wie man sich selbst Lügen gestraft hatte, und wie kalt und gleichgültig das Leben schließlich Vergeltung übte ...

Jahrelang war es eine beinahe natürliche Erwartung gewesen, daß Paul Essenbach der Mann sein würde, der ihr antragen werde, sein Leben mit dem ihren zu teilen. Vielleicht war diese Erwartung zu ruhig, gleichsam zu selbstverständlich gewesen, um ihre Empfindung so stark zu beschäftigen, wie ihre lebhafte, anspruchsvolle Natur es zu erleben begehrte. Dann hatte ihr eigener, plötzlicher Entschluß entschieden.

Wie armselig ist es, daran zu denken! — Ja, demütigend. Wie die Erinnerung eines schweren, in leichtsinniger Hast begangenen Fehlers, maßlos verwunderlich, daß wir imstande gewesen, uns seiner schuldig zu machen —

Wäre nicht sicherlich der Tag gekommen, der sie und Paul vereint hätte? Hätte es nicht geschehen *müssen* —?

13.

Der Karneval gaukelte seinem Ende entgegen, der Galgenfrist, wo Flöten und Geigen wilder werden und die Lustigkeit ein bißchen an Anstand verliert. Vielleicht war es wirklich der lustigste Karneval, den man seit langem erlebt hatte. Herberswiller wenigstens hatte einmal solche Erwartungen gehegt. Nun hatte ihn eine schreckliche Mahnung heimgesucht. Allein er verstand sie nicht, oder wollte sie nicht verstehen. Auch war es sehr wahrscheinlich, daß niemand darum wußte, als Watts, sein Kammerdiener, und der Prinz, sein Onkel. Manchmal, bloß hie und da, hatte Herberswiller ein dunkles Gefühl, als streckte ein Feind die Hand nach ihm aus. Aber man muß aus diesem bißchen Leben etwas machen, so lange es da ist. Herberswiller hatte einstweilen für den letzten Tag des Karnevals noch etwas Schönes auf dem Programme. Ein Picknick.

Der Prinz dachte, er müsse doch etwas dagegen tun, wenn sein Neffe daran war, mit verhängten Zügeln ins Verderben zu jagen. Der letzte Herberswiller! — Der Prinz überlegte und fand die Situation äußerst seltsam. Die Sorge, die ihn plagte, war ihm völlig neu. Der alte, hagestolze Kavalier hatte sein Leben lang niemals für ein anderes Menschenkind zu sorgen gehabt. Ein klein wenig empfand er auch, daß dieser Neffe in einer Gesellschaft heimisch war, wo er selbst nur gelegentlich einmal zu Gast war, denn Herberswiller verkehrte meist bei Senkbach, diesem leichtsinnigen Spieler, im Hause Winter, bei dem Maler Bärnwart, in den lockersten Offizierskreisen und bei der guten Frau von Stahlhof, die jedermanns Freund war. Und doch war diese Gesellschaft das Übel. Diese jungen Leute, die nicht schnell genug leben konnten, die paar schönen, jungen Frauen, von denen sie sich regieren ließen. Vielleicht war es doch nur eine unsinnige Selbstquälerei, wenn er vorbeugen zu können dachte, daß der arme Junge sein Dasein so vergeudete. Gelegentlich, im Vertrauen, sprach er einmal Frau von Stahlhof seine Besorgnisse aus. Und am selben Tage besuchte er Frau von Haußmann. Es war ihm nicht ganz leicht gefallen, sich dazu zu entschließen. Übrigens war der Prinz mit Gastons Vater viel in geschäftlichen Beziehungen gestanden, die Papa Haußmann allerdings nicht uneigennützig verwertet hatte.

Nun erzählte er von seinem Neffen. Er hatte nämlich die feste Absicht, wenigstens ein kleines Komplott zu schmieden, wenn schon nichts anderes zu machen war. Vielleicht kann Frau von Stahlhof einen unauffälligen Einfluß ausüben. Paul von Essenbach ist davon unterrichtet. Nun möchte der Prinz auch Elinors Mithilfe erbitten. Er ist sich bewußt, daß dies alles wenig ausmacht. Allein vielleicht kann man doch einiges verhindern, wenn die Freunde so lieb und vernünftig sind, zusammenzuwirken. Nachher wollte der Prinz schon Sorge tragen, daß Herberswiller fortkomme.

Elinor berührte es ganz seltsam, den Prinzen in dieser Art sprechen zu hören, als ob er auf einmal eine Seite seines Wesens zeigte, die man bei dem alten Kavalier nicht zu sehen gewohnt war.

Am nächsten Tage erschien Herberswiller selbst bei ihr. Er wollte von dem Picknick sprechen. Es mußte etwas Besonderes werden, etwas Glänzendes. Er kam, Elinor um ihre Unterstützung zu bitten. Seine Lebhaftigkeit, sein Enthusiasmus machten den schmerzlichsten Eindruck auf sie. Mehr Feuer als sie je darin gesehen lag in seinen Augen. Aber seine Wangen waren weiß, beinahe durchsichtig, seine Stimme heiser, und er räusperte beständig.

„Ich bin erkältet," sagte er, „ich war ein wenig unwohl. Gerade in den Tagen wie Sie. Essenbach hat mir gesagt —"

„Sie husten noch, — ein wenig," meinte Elinor. „Mit dem Tanzen wird es schlecht aussehen —"

Er sah mit dem Mißtrauen der Kranken auf sie und entgegnete: „Ja, vielleicht. Daran liegt mir auch das wenigste. Wenn es bloß sonst sehr lustig, ganz lustig ausfällt —"

Eines Abends speiste der Kommerzienrat wieder bei seiner Tochter. Dabei hing immer eine leise, nicht auszudrückende Spannung in der Luft, wenn sein Schwiegersohn da war. Und den ganzen Abend wußte sie, welchen Zwang

sie sich auferlegte. Den Zwang, der dem Vater etwas verhüllen sollte, und mithelfen mußte, einen Schein aufrecht zu erhalten. In ganz kleinen Nuancen gab ihr dann Gaston zu merken, daß er ihr gezwungenes Betragen verstehe, und daß er selbst etwas voraus habe, weil er sich nicht eben so bemühte. Mochte sie nur fühlen, daß es eine Rolle war, die sie spielte, und daß er sich zu gut dafür dünkte ... Ab und zu ließ er sie das merken, mit einem unmißverständlichen Blicke oder mit einem unmißverständlichen Lächeln: Bitte, bitte, bemühe Dich doch nicht! Du weißt, daß es Komödie ist. Ich merke es Deinen erzwungenen Worten, Deinen nervösen, unsicheren Blicken an. Es ist beinahe komisch, wie Du Dich bemühst; ja, beinahe komisch! —

Es gab lange Pausen in den Gesprächen. Zufällig kam auch darauf die Rede, daß Gaston in diesem Jahre zum ersten Male zwei Pferde zu einem großen Rennen genannt hatte. Gaston lächelte gezwungen. Nun, man sollte es nicht einmal erwähnen, was er eben sagen wollte. Er habe heute einen anonymen Brief erhalten, dessen Schreiber es für gut befunden, ihm alles mögliche zu sagen. Sogar über seine Pferde! Übrigens habe er gehört, daß mehr derartige Briefe herumflögen. Es ist lächerlich. Er für seine Person hat den Wisch einfach in den Papierkorb geworfen. Hier sah er Elinor an und fragte: „Hat man vielleicht auch Dir geschrieben?"

„Mir? Nein!" entgegnete sie unbefangen.

„Nun," sagte er, „es ist gewöhnlich so. Es ist gleichgültig —"

Der Kommerzienrat ging, wie es seine Gewohnheit war, um Schlag zehn Uhr. Danach leistete Gaston Elinor merkwürdigerweise noch Gesellschaft, und sie merkte durch die belanglosen Äußerungen, die er machte, hindurch, daß er das Gespräch auf einen bestimmten Punkt zu bringen wünschte. Sie kannte dieses unentschlossene, langsame Lavieren. Sie wußte auch, daß es sich in der Regel um etwas handelte, was einen Gegensatz abgeben würde. Sie waren ja niemals imstande über verschiedene Meinungen eine Brücke zu schlagen, mit ein bißchen Nachgiebigkeit und Gerechtigkeit. Mit beschämter und ohnmächtiger Einsicht wußte sie auch, daß immer der Moment kam, in dem sie, aufgestachelt und gereizt, schließlich die Herrschaft über sich selbst ein wenig verlor. Das waren immer Gelegenheiten, wo sie einander in verblendeter Zerstörungslust klar machten, wie weit sie sich voneinander entfernten, wie hoffnungslos die Erwartung geworden war, sich zu verständigen.

Gaston stand mit dem Rücken gegen den Kamin und streichelte ab und zu die atlassenen Aufschläge seines Smoking oder er stippte in kurzen Zwischenräumen die Asche seiner Zigarre fort. Dann warf er sie ins Feuer.

„Ich habe, als Dein Vater hier war, diesen anonymen Brief erwähnt," sagte er jetzt. „Man sollte kein Wort darüber verschwenden. Ich hätte nicht einräumen sollen, daß es mich dennoch beschäftigt —" Da ihm nun selbst der kleinliche Widerspruch in dieser Äußerung bewußt werden mochte, setzte er heftig hinzu: „Es ist in der Tat eine beneidenswerte Lage für einen Mann, wenn seine Frau Anlaß gibt, daß man ihm Dinge mitteilt, wie man sie mir geschrieben hat —"

Dieser Anlaß schien Elinor gefahrlos. Er schien ihr im ersten Augenblicke sogar lächerlich. „Möchtest Du Dich vielleicht klarer ausdrücken?" sagte sie endlich. „Du wirst uns doch nicht in die Lage bringen wollen, daß wir einem Unbekannten, der eine schmähliche Handlung begangen, die Ehre antun, uns damit auch nur eine Minute lang zu beschäftigen?"

„Es handelt sich nicht um diesen Unbekannten!" erwiderte er erregt. „Es handelt sich nicht darum, daß ein alberner anonymer Brief die zufällige Veranlassung bietet. Es ist alles das, was in Gedanken und Empfindungen schlummert, was vorhanden ist, was durch irgend etwas aufgewühlt wird. Vielleicht ist es für mich ganz gleichgültig wodurch. Es handelt sich darum, daß ich Empfindungen kenne, die sich stets so regen, wie sie es jetzt tun. Sie sind stets bereit, meine Zurückhaltung zu durchbrechen. Ob zufällig ein anonymer Brief daran rührt, oder nicht."

Er schien sich nun zu sammeln und seine Gedanken einem einzigen Punkte zuzuwenden. In diesem Augenblick war es ja auch gewiß ehrliche Empfindung, die ihn zu einem Ausdruck trieb.

„Du weißt, was ich meine: Wie müssen wir geirrt haben, als wir dachten, daß wir zueinander paßten, Elinor! — Hätten wir nicht ehrlicher gehandelt, wenn wir den Mut gefunden, es uns früher einzugestehen? —"

„Vielleicht —" sagte sie.

„Nein, gewiß!" fuhr er erregt fort. „Ganz gewiß ehrlicher, wenn wir den Mut dazu gefunden hätten ..."

„Vielleicht hätte ich den Mut —" sagte sie.

Allein ihre Art und Weise, diese knappe, ruhige Antwort, stachelte ihn. Er verlor die geringe Sammlung des einen Augenblickes; seine Gedanken zerflossen wieder. Und schließlich klammerte er sich an die geheimnisvollen Anklagen, die ein namenloser Feind ihm wie eine vergiftete Lockspeise hingeworfen hatte.

Elinor wurde aufgebracht, erregt und ungeduldig. War auch dies wieder die zufällige Gelegenheit, eine jener armseligen Gelegenheiten, bei denen sie in fieberhaftem Verlangen Hartes, Schmerzliches, Kränkendes gegeneinander vorbringen mußten? Nützte es nichts, wenn sie den tiefsten Wunsch hatte, auszuweichen? Sie flohen Unendlichkeiten weit voneinander und benutzten das gezwungene Verbundensein nur zu dem schmerzreichen, kaum verhüllten Geständnisse, wie unnatürlich, unerträglich es war, vereint zu sein. Und endlich, — endlich, als sie schwiegen, schwebte vor Elinors trüber Seele nur das erschöpfte, müde gerungene Gefühl, daß sie eine halbe Stunde lang Redensarten ohne sichern Inhalt gewechselt hatten, daß sie den armseligen, bettelhaften Punkt, von wo sie ausgegangen, längst verlassen hatten.

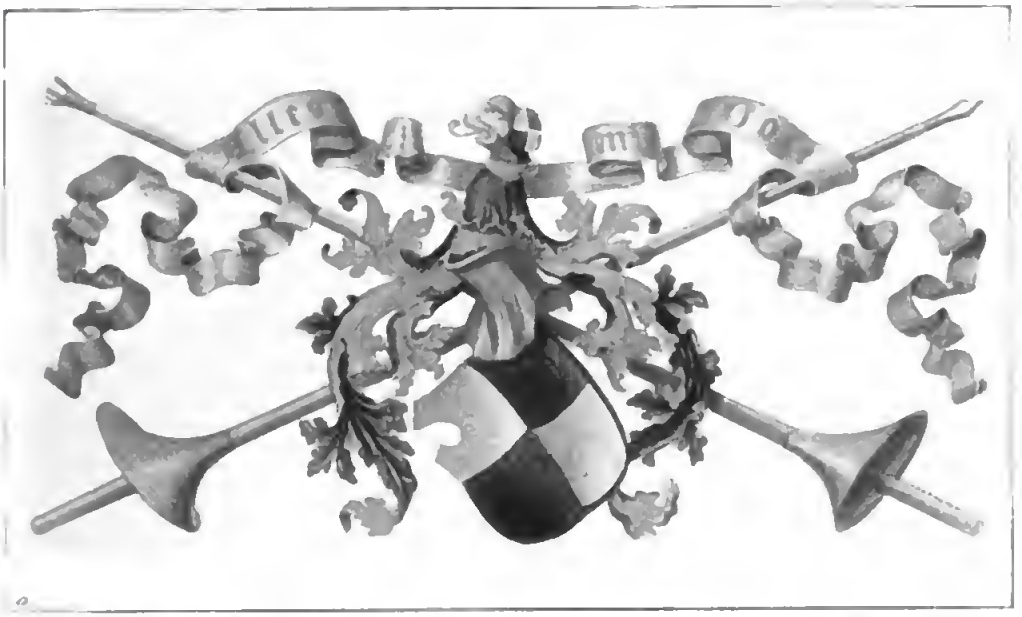
Auch heute war sie es, über die Reue und plötzliches Erwachen hinstürzte, als sie dort angekommen waren, wo sie sich nichts mehr zu sagen hatten, wo sie mit abgewendeten Blicken und klopfenden Schläfen dasaßen, und an ihnen beiden nur die Qual glühender Schande nagte über ihr wahnwitziges Beginnen. Die nichtigsten Umstände der Umgebung verschärften die Bitterkeit, als ob sich die tote Umgebung selbst höhnisch gegen sie kehrte, herab bis zu Gastons tadelloser Toilette und der glänzenden, ruhig vornehmen Beleuchtung des Zimmers; herab bis auf das leise Knistern an Elinors seidenem Kleide und dem Funkeln der Ringsteine an ihren unruhigen Händen; herab bis auf die prunkhaften Möbel und kostbaren Bilder an den Wänden und herab bis auf den dicken Teppich, den ihre Füße lautlos betraten. Alles, alles klang zusammen in greller Disharmonie. Und wieder war sie es, in deren Brust voll namenlosen Wehes eine Stimme schrie, daß sie sich so klein machten und so weit vergaßen, nur weil sie nach dem rangen, was kein Wort umschreiben, kein Wort erschöpfen konnte, — die tiefe, ohnmächtige Empfindung des Fremdseins. Wenn sie wenigstens die Kraft hätten und den ehrlichen Willen, sich nicht noch tiefer hineinzustoßen in die trübe Flut des Leides! Wieder kam das Mitleid über sie, wieder das Verlangen, es gut zu machen, einen Ausweg zu finden. Desto höher und heißer drängte es, je tiefer ihre Hoffnung gleichzeitig verstummte. Und trotzdem, als Gaston sich nun erhob, hätte sie vielleicht den Mut gefunden, ihm die Hand entgegenzustrecken, ihm zu sagen: ‚Laß uns zur Besinnung kommen! Wir fehlen beide. Vergib mir und ich vergebe Dir. Laß, daß wir uns gegenseitig aus dem Wirrsale emporhelfen. Vielleicht finden wir den Weg, wenn wir ehrlich und gerecht sind. Laß uns wenigstens das eine nicht verletzen, laß, daß wir uns achten können —'

Sie hob ihre Stirne; in diesem Augenblicke glaubte sie, sie müßten imstande sein, sich wenigstens so weit zu verstehen, wenn sie beide es ehrlich meinten.

Aber enttäuscht kehrte ihr Blick zurück.

Gaston hatte ihr den Rücken gekehrt. Unschlüssig stand er da. Dann ging er nach der Tür und verließ ohne Gruß das Zimmer. — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)



Aus Hans Burgkmaiers dem Grafen zu Hohenzollern gewidmeten Turnier-Buch.
Herausgegeben von J. v. Hefner-Alteneck, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Die ritterlichen Turniere.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Die Turniere wurzeln in dem geſchichtlichen Umſtande, daß durch das militäriſche Bedürfnis der fränkiſchen Monarchie der alte germaniſche Fußheerbann fortſchreitend umgebildet wurde in ein Reiter- oder Ritterheer. Schon aus den älteren Jahrhunderten des mittelalterlichen Imperiums hören wir hier und da von feſtlichem Reiterſpiel. Allerdings nur ſpärlich und in knappen Worten. Die Quellen dieſer Zeit werden ſo gut wie ausſchließlich von Geiſtlichen und aus deren Intereſſenkreiſen heraus geſchrieben. Deshalb dürfen wir auch annehmen, daß es ſolche Übungen und Veranſtaltungen doch häufiger gegeben haben wird, als Anlaß gefunden wurde, davon zu berichten. Die eigentlich ſportmäßige Ausbildung beginnt mit dem XII. Jahrhundert, und nun auch das vielfältige Erzählen und Sagen. Hier war die Zeit, da alles Ritterweſen durch den allgemeinen Umſchwung von asketiſch-weltverneinender Geſinnung zu kraftbewußtem Leben und durch die Gunſt eines weltlich zielvollen Kaiſertums ſich reich und farbig entfaltete. Nun erblühten im ganzen abendländiſchen Europa weltliche, in der Laienſprache geſchriebene Literaturen, die ſich mit allem bunten und phantaſtiſchen Inhalt dieſes neuen höfiſch-weltlichen und rittermäßigen Treibens erfüllten. In der beſonderen deutſchen Geſchichte vollzog ſich die Ablöſung der bisherigen kirchlich-lateiniſchen Kultur durch eine weltlich-franzöſiſche. Die deutſche Bildung fühlt nun einmal in einer Weiſe, die es keinen Zweck hat zu leugnen, ſich am wohlſten und ſicherſten, wenn ſie ſich auf ein anerkanntes fremdes Vorbild ſtützen und nach dieſem richten kann. So verſtehen wir es, wenn die ritterliche Sitte in allem ſich franzöſiſche Formen zu geben, courtois zu ſein beſtrebt iſt, und wenn uns im beſonderen in der Ausbildung der ritterlichen Spiele das franzöſiſche Muſter und die zurechtgemachten wälſchen Benennungen begegnen. Iſt doch der Ausdruck „Turnier“ ſo gut franzöſiſch wie alles einzelne, das dazu gehört.

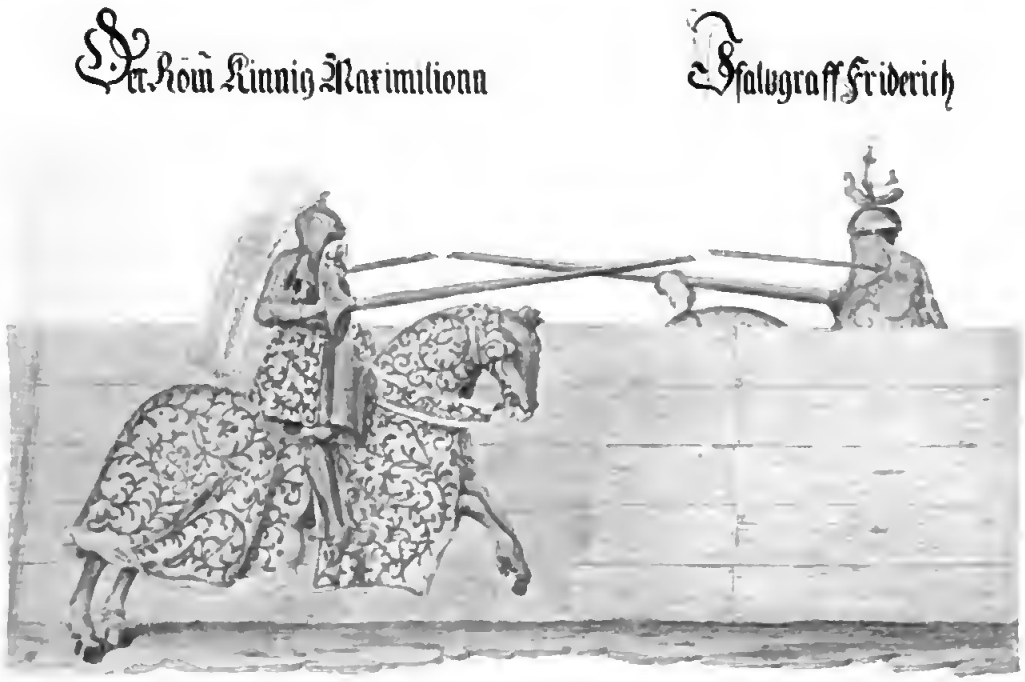
Ausgang des Turnierweſens bleibt, wie geſagt, die ernſthafte Vorübung für den Krieg. Sie umfaßt die Probe ſowohl auf das Können des Einzelnen, wie auf die Ordnung und Geſamtdisziplin

der im dichten Anprall aufeinander stoßenden Reiterscharen. Der Kampf zweier einzelner Reiter, ihr Anrennen gegeneinander ist der Tjost; dagegen ist Buhurt das Manövrieren in der Schar, das zunächst ohne eine aufgestellte feindliche Abteilung geübt wird. Auch diese feinere, kunstmäßige Art des einseitigen Buhurts ist oftmals bei Festlichkeiten geübt worden. Hauptsächlich im staufischen Zeitalter, in der Zeit der großen Epen, welche denn auch diese Bilder in ihre Erzählungen einflechten. Aber das rechte Turnier im engeren Sinne, so wie es sich spätmittelalterlich entwickelt hat, das ist die zusammenfassende Steigerung vom Tjostieren Einzelner zu dem Anreiten und Kämpfen zweier einander gewachsener Scharen, also das glänzende, regelhaft ausgestattete Friedensbild eines wirklichen Reitergefechts.

Ihrem ganzen Wesen nach war die staufische Zeit darauf gestimmt, aus allen, auch den ernstesten Dingen, immer zugleich ein Fest zu gewinnen. Ein Lebensgefühl sondergleichen, ein wahrhafter Taumel weltlicher Lust und Freude geht durch diese Zeit, die den jahrhundertelangen Bann der hierarchischen Dumpfheit, der Verzichte auf alle freiere Lebensbetätigung abgeworfen hat und die nach so tiefem Ausruhen aller frohen Regungen nun diesen um so stärker und triumphierender sich überläßt. Diesen Sinn ermuntert, nährt und beschäftigt das staufische Kaisertum, das im weiterwährenden Kampfe gegen die fremde Obergewalt der kirchlichen Kräfte verharren muß. Mit voller Absicht pflegt sie den neuen weltlich-ritterlichen Sinn und mit vollem, reichem Erfolge. Bis dahin hatte das Kaisertum, außer gegen die Kirche, auch gegen die heimischen fürstlichen Gewalten und deren bewaffnete Aufgebote zu ringen gehabt. Nun, indem es über alle anderen Zeitgedanken das Standesbewußtsein eines umfassenden und einigenden Rittertums erhöhen hilft, zieht es zum erstenmal wieder nach langer Zeit die ganze Lehnswelt unter die direkt empfundene kaiserliche Führung zu sich herüber.

Am durchschlagendsten müssen eine solche Politik und Psychologie Friedrich Barbarossas und seines Sohnes Heinrich VI. ihre Wirkung auf die einfachen Ritter üben. Für sie, die ehemaligen berittenen Dienstknechte, ist eine ganz andere Lebenswelt aufgegangen, seit das neue Standesbewußtsein ihnen vergönnt, zum Kreise des Lehnsadels, wenn auch in unterster Stufe, zu gehören, seit sie sich dazu erheben dürfen, den Kaiser selber als den ersten von ihnen allen zu betrachten. Und gar, seit sie sehen, wie der in Italien ordnende und umformende Kaiser den erprobtesten seiner staufischen Ritter, einfachen Ministerialen, die weder Grafen noch Freiherren sind, ganze Markgrafschaften und Herzogtümer zu verwalten gibt. Ein jeder kleine Reisige hält sich in seinen letzten Gedanken wie ein direkter staufischer Ministerial, auch wenn sein besonderer Dienstherr dieser oder jener Reichsfürst oder Graf ist. Der Kaiser ist schlechtweg der Herr aller Ritter, und keinem Stande gehört wie diesem die Welt, stehen so alle Möglichkeiten offen; nur tapfer und voll aufstrebender Kühnheit braucht man zu sein, dann winken Ehren und Glück und Lohn, dann muß sich zeigen, daß immer, so sagt das Sprichwort dieser Zeit, „wer ein goldenes Roß am Zügel hält, es schon besitzt".

Das ist dieses Stauferjahrhundert — rund gesagt von 1150 bis 1250 — mit seiner sich überbietenden ritterlichen Wageluft, seiner bunten Aventiurefahrt, seinem heißen Begehren nach Hervortun und Auszeichnung, und daher auch dem ehrgeizigen Wettsinn von Kampfspiel und Turnier. Dann aber kommt eine andere Zeit. Das Kaisertum der Staufer steigt ins Grab, und nach dem Interregnum ist die lebendige kaiserliche Spitze eines sich einheitlich, ungeschieden fühlenden Rittertums ein für allemal dahin. Desto bedachtsamer sorgt die Landesherrlichkeit der einzelnen Fürsten, ihre Ritter in geengtem und gänzlich phantasielosem Gehorsam zu halten. Jeder einzelne Ritter spürt es, wie der alte Mittelpunkt der Freigebigkeit und des Karrieremachens ersatzlos verloren ist. Lebensmühsal und Sorge, hochgebürdete Verpflichtungen und Schulden gehen in den Burgen der Ritter um, Glück und Gedeihlichkeit haben sich



Stechen übers Tiel. Aus Hans Burgkmaiers Turnier-Buch.
Herausgegeben von J. v. Hefner-Alteneck, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

von dem landsäſſigen Adel abgewandt. Die ſind jetzt vielmehr bei den Städten, die gleichfalls, wie die Fürſten, erſt durch den Untergang des höfiſch-ſtaufiſchen Imperiums ſo machtvoll und zukunftſicher geworden ſind. Der Bürger, auf den der Ritter mürriſch herabſieht, der hat in vollen Maßen, was dieſem fehlt; vor dem liegt nunmehr die verwandelte Welt offen, jetzt ſieht der die Länder und befiehlt wie ein großer Herr, hat Reichtum und Gewinn. Bei ihm in der Truhe dauert allzumeiſt der mit ſchwerem Zins belaſtete Schuldzettel des Ritters, und wenn der Städter es braucht, ſo ſchätzt ſich der trotzig tuende Ritter noch heimlich froh, unter dem Fähnlein der Stadt zu reiten.

Aber das Beluſtigende dieſer ſozialen Wandlung iſt, der reiche Bürger möchte nun am liebſten den Ritter ſpielen, über den er doch höhnt und lacht. Der Deutſche iſt einmal kein Demokrat. Sobald er emporkommt, als einzelner oder als Stand, ſtreift er die geringere Haut ab, will von nichts weniger als von allgemeiner Gleichheit wiſſen und tut vielmehr genau wie die Schichten, die bisher für ihn die oberen waren. Die Geſchlechter oder Patrizier in den ſpätmittelalterlichen Städten ſind wohl teilweiſe, aber keineswegs alle, urſprüngliche Ritter, die vorzeiten unter den Bürgern anſäſſig geworden. Im ganzen ſind ſie eine eigene, aus den ſtädtiſchen Tatſächlichkeiten, nämlich aus den Ratsfamilien zurechtgewachſene Schicht. Aber nun haben ſie ihre Feſthäuſer, ſo ſtattlich wie nur je ein Palas in den alten Fürſtenburgen war, und die Geſchlechterſöhne halten eifrig ihre „Grale", wie ſie ihre Feierlichkeiten und ſtädtiſchen Turniere — unter ſich — benennen. Gerade ſie, während der Ritter verbauert und nur in Ausnahmen leſen und ſchreiben kann, leſen jetzt die ritterlichen „Aventiuren" und „Romane" der höfiſchen Zeit und laſſen ſich dieſe Handſchriften von ſtädtiſchen Meiſtern der Kunſt mit Miniaturbildern auszieren. Sie ſelber dünken ſich jetzt den reichen König Artus und die Tafelrunde geworden, und weithin im Oſten bis Thorn und Danzig nennen ſie ihre Kaſinos direkt den Artushof.

Nur an eines kommen ſie doch nicht recht heran, nämlich an die großen öffentlichen Turniere der älteren Kreiſe. Natürlich verſuchen ſie es. Aber hierin ſind Kaiſer, Landesfürſten und Herrenadel

einig, hierin bleiben sie schwierig und unzugänglich, so klug sie sonst verhüten müssen, daß die Stadtherren ihrerseits zugeknöpft werden, nämlich mit ihrer Tasche. Wohl lesen wir in städtischen Chroniken von Turnieren einzelner, den Patriziern verpflichteter Fürsten mit deren Söhnen. Wäre solches Gelegenheitsturnieren mit den reichen Städtern nicht eingerissen, so hätten die alten Kreise auch keine Gegenmaßregeln getroffen. Zu diesen gehört es, daß sich erstlich im XV. Jahrhundert zahlreiche Turniergesellschaften des Landadels bildeten, unter mannigfaltigen, von irgend einem Abzeichen genommenen Namen. Sie waren ausdrücklich zu dem Zweck organisiert, den Turnieren wieder einen exklusiveren Charakter zu geben und auf strenge Ahnenprüfung zum Erweis der Turnierfähigkeit zu halten. Ferner wurden bei Gelegenheit größerer Adelsfeste, wo zahlreiche Fürsten anwesend waren, Verabredungen und Bestimmungen getroffen, wie 1481 auf einem Turnier zu Heidelberg, wo die pfälzischen Kurfürsten residierten: daß niemand, der irgendwo Stadtbürgerrecht habe, zum Turnier zugelassen werde, wenn er sein Bürgerrecht nicht zuvor aufsage; wenn er dieses dann nachträglich wieder aufnähme, so habe er für künftig seine Turnierfähigkeit dauernd verwirkt. Die Turniere des Kaisers und der Fürsten sollen dem hohen Adel und den um die Höfe gruppierten burgsässigen Rittern vorbehalten bleiben; um ihretwillen wird ein Querstrich durch die soziale Gliederung hindurchgezogen, der nicht ganz dem sonstigen Verhalten entspricht, indem er radikal nach Land und Stadt unterscheidet. Offenbar war ein wesentlicher und kein übler Beweggrund auch der, daß man eben das viele Geld fernhalten wollte, welches sonst nicht bloß die selbständig auftretenden Ritter, sondern am Ende sogar die veranstaltenden und mittuenden großen Herren überboten haben würde. Aber der Kampf gegen Tatsächlichkeiten bleibt immer ein schwieriger, auf die Dauer aussichtsloser. Als im XVI. Jahrhundert die hochgeborenen Herren sich glücklich priesen, eine Fuggerin oder Welserin zur Ehe zu erlangen und schon damals die Wappenschilder aus bürgerlichen Mitgiften vergoldet wurden, da war es nicht mehr möglich, bei den zu diesen Hochzeiten veranstalteten Turnieren die engverkettete Gesippschaft der Patrizierfamilien fernzuhalten.

Ihre späte Blütezeit erreichen die Turniere unter dem Kaiser Maximilian. Aus dieser Zeit kennen wir sie auch am besten, können in all die subtilen Differenzierungen hineinsehen, die sich allmählich herausgebildet hatten. Gerade diese, so verschollen sie uns heute sind, wurden zu jener Zeit hochwichtig genommen und waren den zugehörigen Kreisen des Turniersports genau so eingeprägt, wie etwa ein neuerer Verbindungstudent mit Mensurpraxis und mit Farben und Zirkeln Bescheid weiß. Denn reiner Sport, und zwar sowohl Prunksport wie Gewinnsport, war nun längst das ganze Turnierwesen geworden. Mit der sachlich aufgefaßten Waffenübung für den Krieg hatte es gar nichts mehr zu tun. Im Gegenteil: eben durch die allzu einseitige Ausbildung für das Turnier sind verschiedene mit Rittern geführte Feldzüge jämmerlich zuschanden geworden, überall dann, sobald ihnen ein Feind gegenübertrat, der, wie die Eidgenossen oder die Osmanen, nicht gleichfalls an die beschränkte und vielbehinderte Kampfweise der Ritter gebunden war. Das Turnierwesen hat den erheblichsten Anteil daran, daß von der Zeit Maximilians ab das alte Rittertum überhaupt berufslos ward, daß es mehr denn je in die sorgenvollste Lage von allen Ständen geriet und daß der große Krieg so gut wie gänzlich an die neuen Waffengattungen überging. Man hat Maximilian I. den letzten Ritter genannt, und er ist dies auch mit dem phantasievollen und dekorativen Teil seines Wesens; wenn man aber diesen vielspältigen Kaiser in seiner tüchtigeren, moderneren und wichtigeren Bedeutung bezeichnen will, so steht er gerade im Gegenteil als der Durchbildner des Landsknechtstums in der deutschen Geschichte, als der erste königliche Soldat.

Mit besonderem Nachdruck möchten wir alle kulturgeschichtlich sich interessierenden Freunde des Turnierwesens aufmerksam machen auf die schönen authentischen Bildermaterialien nebst wissenschaftlichem Text, welche seit Jahrzehnten in dem

Aus Hans Burgkmaiers Turnier-Buch.
Herausgegeben von J. v. Hefner-Alteneck, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt erschienen und höchst geeignet sind, eine Zierde vornehmer Privatbibliotheken zu bilden. Dahin gehört vor allen Dingen Hans Burgkmairs (des jüngeren) Turnierbuch, ein koloriertes Pracht-Manuskript im Besitz des Fürsten von Hohenzollern, das der vielverdiente, kürzlich im hohen Alter gestorbene v. Hefner-Alteneck in Kupferstich und sorgfältiger farbiger Handmalerei 1853 herausgegeben hat. Ferner das mittelalterliche Hausbuch, wie es mit gutem neuen Titel bezeichnet wird, aus dem Besitz des fürstlichen Hauses Waldburg-Wolfegg, eine schöne Handschrift des XV. Jahrhunderts, worin mit zeitgenössischem Text und stattlichen Bildern ungefähr alles behandelt wird, was eben zu Kultur und Praxis ritterlicher Hauskunde und Lebensführung in jeder Zeit gehörte, von Latwergen und Rezepten bis zur Büchsenmeisterei. Sein Herausgeber (1887) ist Essenwein, der vieltätige frühere Direktor des Germanischen Museums. Essenwein hat auch den großen Holzschnitt des Hans Tirol herausgegeben (1887), worin die Belehnung König Ferdinands I. mit den österreichischen Erblanden durch seinen Bruder Kaiser Karl V., 1530 auf dem Felde bei Augsburg, nebst den bei dieser Gelegenheit gehaltenen Kampfspielen und Turnieren, dargestellt ist. Endlich sei ergänzend auf das letzte Hefner-Altenecksche Werk hingewiesen: Waffen, das 1903, wie alles genannte gleichfalls bei Heinrich Keller, erschienen ist. Zu diesen Materialien gesellen sich dann noch mancherlei Einzelblätter der zeichnenden und reproduzierenden Künste. Zwar in bildlicher Beziehung werden unsere Quellen erst reichlich zur Zeit der Turnierpflege unter Maximilian. Es war dies eben die Zeit, da selbständig eine von den Bestellungen andächtiger und frommer Stifter, also von dem kirchlichen und legendarischen Darstellungskreise sich ablösende Kunst erblühte und, weil sie weltlich auf eigenen Füßen stehen wollte, entsprechend nach weltlichem Brote suchen gehen mußte. Das taten diese Augsburger und sonstigen Meister auf die Weise, daß sie fürstlichen Teilnehmern bedeutender Turniere ihre handschriftlichen und handgemalten Prachtdarstellungen der betreffenden Festlichkeit oder auch der verschiedenen Gattungen des Turnierens widmend überreichten, mit dem Ziel einer anständigen „Verehrung", die im Fall der Annahme vorausgesetzt werden konnte.

Zur Einführung für heutige Leser und Betrachter dieser Prachtwerke der deutschen Renaissance erscheint es wichtig, zunächst ein Bild des Turnierwesens im ganzen zu geben und die geschichtlichen Züge darin deutlich zu machen.

Im XII. Jahrhundert finden wir die großen höfischen Festspiele in ihren hauptsächlichen Formen bereits geregelt, und zwar so, daß Formen und Bedingungen bei den verschiedenen westlichen Nationen die ungefähr gleichen, nämlich die französischen, waren. Ein Turnier kam dadurch zustande, daß ein großer Herr brieflich oder durch mündliche Botenmeldung einlud, die erheblichen Kosten auf sich nahm und Preise aussetzte. Die Märchen in den Volksbüchern und die Dichter erzählen dann wohl, wie des Königs holdseliges Töchterlein den Preis mit ihrer Hand und natürlich mit dem Königreich gebildet habe, oder in anderen Fällen, daß ein Kuß der allerschönsten Königin oder Prinzessin der süße Lohn des Siegers gewesen sei. In der geschichtlichen Wirklichkeit begegnen statt dessen schöne Falken oder Windhunde, seltene Tiere, ein Gürtel, eine Tasche, oder auch Preise, die noch deutlicher reiner Ehrenpreis sind, etwa ein Kranz, den vornehme Hand geflochten hat. Neben solchen Zierlichkeiten nimmt es sich recht seltsam aus, aber paßt darum nicht minder zu dieser verkünstelten und französelnden Zeit mit ihrem beständigen Durcheinander von überzärteltem Schmachten und begehrlicher Sinnlichkeit, wenn schlankweg eine schöne hörige Dirne für den Sieger ausgesetzt wird. Derlei mag vielleicht, in Vermengung mit jenen Kränzen, den immer idealisierenden und immer am alleranständigsten denkenden Volksdichtungen Anlaß zu dem Erzählen von den Königstöchtern gegeben haben, die der Sieger erringt. Die nüchterne Prosa des Geldes ward also bei diesen Preisen vermieden; sie kam aber anderweitig zu ihrem Recht. Die Teilnehmer ihrerseits hatten ein nach ihrem Range abgestuftes Einkaufsgeld als Kostenbeitrag zu entrichten. Z. B.

zahlen nach König Richard Löwenherz' Festsetzung in England am Ende des XII. Jahrhunderts die Grafen zwanzig Mark Silbers, die Barone zehn, die Ritter mit allodialem Eigengut vier und endlich die armen Ritter, die nur Dienstlehn haben, zwei. Bei derart beträchtlichen Einsätzen ahnt der Leser schon die Wahrscheinlichkeit eines materiellen Gewinns. Er bestand darin, daß dem Sieger Roß und Rüstung des Überwundenen zufielen oder zu anderen Malen auch wohl der Besiegte in leiblicher Person, der sich dann durch Lösegeld freikaufen mußte; wenn er das nicht konnte, so durfte er sich doch darauf verlassen, daß es mit saurer Miene sein Lehnsherr für ihn tat.

Anreiten der Ritter und Spielleute. Aus einer mittelalterl. Bilderhandschrift des XV. Jahrhunderts. Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Ob diese schwere Buße des Unterliegenden von Anfang an dazugehört hat, wissen wir nicht genau. Denkbar wäre es wohl; sie würde nur jener naivkonsequenten Denkweise — wer unterliegt, hat verspielt — entsprechen, die allgemein durch die alten Rechtsanschauungen geht und die, abgesehen vom gerichtlichen Zweikampf, auch zum Ausdruck kommt durch die Tötung der Freier im Epos und im Märchen, wenn sie ihre Probe unglücklich bestehen. Etwas für sich ist eine Erscheinung, die sich kulturgeschichtlich fast immer aus dem Sport entwickelt, sowohl aus dem althelleniſchen und römischen, wie aus dem ganz modernen: daß relativ früh aus dem Turnierwesen eine Gattung von Spezialisten entsteht, die dasselbe zum gewinnbringenden Lebensberuf machen und als rastlose Kämpen von einem Festplatz zum andern ziehen. Die Redewendung von den Handwerksburschen, die sich von Ort zu Ort „fechten", hängt mit dem gelinden Spott über diese reisenden Turnierritter von Beruf noch zusammen. Aus der Buße und Lösung des Besiegten erklärt es sich ferner, wenn wir die Turnierritter es darauf anlegen sehen, mit möglichst vornehmen Herren stechen zu dürfen und diese zu Fall zu bringen. Gar den Herrn König recht königlich zahlen zu lassen, daraus macht man sich selbstverständlich keine

Aus Hans Burgkmaiers Turnier-Buch.
Herausgegeben von J. v. Hefner-Alteneck, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Bedenken feinerer Selbstachtung in einer Zeit, die so offenherzig auch die klingenden Geschenke hoher süßer Frauenliebe und vieledler milder Herrinnen preist. Des Königs Mißgeschick im Turnier wird daher von den Chroniken mit geziemendem Vergnügen erzählt, und die bildlichen Schilderungen versäumen nicht, das Ereignis mit einer Plastik darzustellen, um welche die neuzeitlichen, photographischer Tageskultur gewidmeten Unterhaltungsblätter kummervollen Neid empfinden müssen.

Aber wie alles seine Überwindungsform in sich selber trägt, so gibt sich ebenso leicht der starke Impuls dieser ursprünglicheren Naturen eine unbekümmerte und gefallsüchtige Generosität, die man heute in solchem Maße höchstens noch bei geringeren Leuten und Verliebten findet. Mancher, der es gar nicht nötig hatte, verzichtete hochmütig auf Beute und Lösung eines gleichgestellten Gegners oder warf sie mit lachender Geste den Spielleuten hin. Und wiederum gab es jene Spezies von Romanhelden mit den ewig rosenfarbenen Herzen, die den Besiegten ziervoll vor die Dame ihrer heimlichen oder auch unheimlichen Gedanken brachten, damit sie die Lösung hinnehme oder allenfalls den großmütigen Verzicht ausspreche. Die Damen aber saßen mit erwartungsvoll geröteten Wangen und „spielenden Augen" da und kochten in ihren Herzen vor Enttäuschung und Ärger, wenn einer Rivalin in Schönheit und Bewunderung ein derartiger Triumph in den Schoß geworfen ward.

Als Turnierort bestimmt wurde seit dem XII. Jahrhundert, gerade wie für Reichstage und sonstige Versammlungen auch, immer schon eine Stadt, also kein ländlicher Pfalzort mehr. Nur die eigentlichen Festlichkeiten wurden draußen auf dem grünen Plan abgehalten und dort die nötigen Zelte und Tribünen errichtet. Auf die empfangene Ansage zogen Fürsten und große Herren mit ihren Rittern, Edelknechten, Knappen, Pagen und sonstigem Gefolge herbei und pflanzten vor ihrer Herberge in der Stadt ihr Wappenbanner auf. Aber auch sonst kam viel Volk von auswärts, Kaufleute, Budenhändler und Geschäftemacher aller Art.

Und namentlich kamen die Spielleute, die zu allem, was es in dieser Zeit gibt, Poetisches und Banales, Hohes und Kleines, Kaiserliches und Lokales genau so dazu gehören, wie heute die Journalistik, deren rechte Vorläufer sie zu einem Teil ihres vielseitigen Berufs und Wesens sind. Die Spielleute sind die eigentlichen Stimmungsmacher der Turniere. Von vornherein kommt es für das Auftreten der Herren in der Feststadt darauf an, ob die Spielleute in geräuschvolle Bewillkommnung des Einzelnen ausbrechen oder ob sie in eisiger Verleugnung nie von ihm gehört haben. Denn damals wie heute hat das Wort „der ‚bekannte' so und so" die Zauberwirkung, bei dem Hörer die Bildungspositur aufzurichten. Und wenn der Betreffende, mit dessen Vortrefflichkeit und Ruhm man wichtig tut, es geschickt angefangen hat, so pflückt er noch das Lob der persönlichen Bescheidenheit und Unschuld obendrein. Nach alledem bekamen nicht bloß die unbemittelten Ritter oder die von ihrer Beute nichts hergeben mochten, sondern auch solche, die mit einer vornehmeren Sachlichkeit glaubten ohne die Spielleute fertig werden zu können, ihre Lage bald sehr fühlbar zu merken.

Aber die Beteiligung der Spielleute an den Turnieren ist damit bei weitem nicht erschöpft. Sie sind nicht bloß das feinempfindliche Mundstück der Fama, sondern auch die wirklichen Musikanten, die Bläser und Pfeifer bei den abendlichen Lustbarkeiten und am Turniertag. Sie sind die Ausrufer, die man bestellt, die Krigierer oder Kroijierer, Kroyer (vom französischen crier), die als solche das gedruckte Programm und Namensverzeichnis ersetzen, das man heute an die Zuschauer verteilt. Mit dieser gewissermaßen amtlichen Funktion verträgt es sich zu jener, immer noch viel mehr humoristisch als feierlich aufgelegten Zeit ganz wohl, wenn sie die Possenmacher bleiben, die mitten zwischen dem Rennen herumlaufen und ihre formelhaften Redensarten vorbringen, ganz wie die Clowns im Zirkus. So wenig wagte man diesen Leuten auf die Finger zu klopfen, daß man, bei aller sonstigen Regelrechtigkeit und allem ritterlichen Anstand der Turniere, es doch duldete, daß die Spielleute

Turnier auf einem städtischen Markt (Münchener Marienplatz). Kupferstich (1500) von Martin Zasinger. Der dunkle Belag des Platzes, der sich deutlich von den einmündenden Straßen abhebt, ist, wie immer, aus dichtgestreutem Mist gebildet, wodurch Fall und Sturz gemildert wurden.

zugunsten ihres Helden den anreitenden Gegner anschrieen: „Wichä, Hère, wichä!", um ihn womöglich zu verwirren. Beständig sind sie in ihren Hanswurstttrachten um die Kämpfer herum, bald wie ärgerliche Fliegen, bald wieder als rasch beispringende Helfer. Ganz ungefährlich war das natürlich für sie nicht. Nicht selten sind versehentlich verwundete oder getötete Spielleute aus den Schranken getragen worden, auch wohl dadurch, daß im Massengefecht, im sogenannten Feldscharmützel, wovon wir noch zu sprechen haben, der im Helm steckende Ritter den zu ihm haltenden Spielmann, der an Sattelung oder Rüstung etwas zurechtrücken wollte, für einen von hinten kommenden Gegner hielt und nach dem Ungeschützten schlug.

Aber auch mit dem erschöpft sich die Betätigung der fahrenden Leute bei den Turnieren noch nicht. Durch ihre vielfältige Praxis wußten gerade sie mit den Turnierregeln und allen Personalien hervorragend gut Bescheid, nicht anders, um das gute studentische Analogon noch einmal heranzuziehen, wie die Diener der Verbindungen in einer kleinen Universitätsstadt, die sich von Kindesbeinen an um „die Herren" gekümmert haben und immer bei allen Mensuren dabei gewesen sind. Wie sich manche Ritter aus den Turnieren ihren besonderen Beruf, ihre Spezialität machen, ganz ähnlich auch manche Spielleute. Sie werden die echten „Persevanten" (poursuivants) der Turnierplätze und bringen ihre Fachkenntnis geschickt zur Geltung. Daher gehen aus ihnen im Laufe der Zeit, durch die Typisierung alles Drumunddran, die Wappenherolde und die „Wappendichter" hervor. Als letztere sollen sie den anwesenden vornehmen und geringen Zuschauern in sachlicher und amüsanter Weise die Wappen und namentlich die willkürlich gewählten Abzeichen erklären, welche sich die Wettkämpfer beilegen; die Dienstleistung als Theaterzettel, die sie zuerst auf eigene Faust geübt haben, empfängt damit eine amtliche Stilisierung.

Ehe der eigentliche große Turniertag anhob, tummelten sich an den Tagen vorher die Ritter im Einzelstechen, im Tjostieren, herum. Altertümlich klingen die dabei verwendeten Rufe, nicht nur,

weil man auf das hergebracht Formelhafte hielt, sondern besonders deswegen, weil die Rufe aus dem nahezu gänzlich geschlossenen Turnierhelm herauskamen und man daher starke klingende Vokale brauchte; diese sind es, die den formelhaften Ritterrufen des späten Mittelalters eine ungesuchte Verwandtschaft mit der ungebrochenen Tonfülle des verschollenen Althochdeutsch geben. Mit langhin hallendem

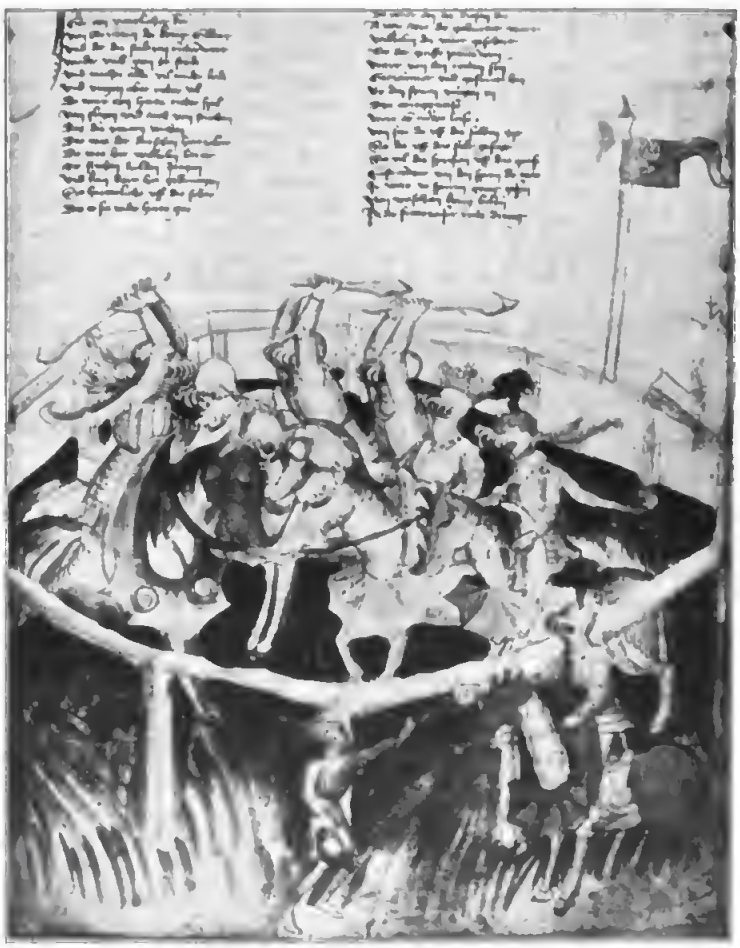
Wânu—, wânu—wâ
Ein Ritter der Tjostierens gêêre?
Der sol komen hêrahêêre . . . .!

forderte der in die Schranken reitende Kämpfer seinen Gegner heraus, und wie er sich stellte, sprengten die beiden zum „Puneiz", zum Zusammenprall, aufeinander los. Ursprünglich war das Ziel, den Gegner durch richtig geführten Stoß auf die Schildnägel (nämlich dort, wo die inneren Haltriemen des Schildes vernietet waren) oder auch durch den Stoß unters Kinn, wo der Helm fest auf den Brustpanzer aufgeschraubt war, aus dem Sattel zu werfen. Sodann aber gesellten sich allmählich die mehr spielerischen Rennen hinzu, bei denen man begnügt war, den entweder runden oder auch tartschenförmigen, d. h. eckigen Schild des Gegners zu zersplittern. Zu diesem Zweck, um den Reiter selber vor dem Fallen zu sichern, wurde der Sattel hochgeschlossen gemacht, auch wohl noch mit einer deckenden hohen Vorderwand versehen. Bei dieser verstärkten Widerstandsfähigkeit der beiden Gegner wurde in der Regel eine ganze Anzahl von Lanzen verstochen, ehe es zu einem Ergebnis kam. Überhaupt brachten die Ritter einen größeren Vorrat von Speeren mit, und die es am eifrigsten vorhatten, führten ganze Wagenladungen heran. Während des Rennens waren die Diener und die zumeist noch besser geübten Spielleute zu Fuß in der Nähe und brachten auf den lauten Ruf des Herrn: Spêrâ hêêre! neue herbei. Durch diese Art von Sattel und Rüstung kamen die Ritter zu Gewöhnungen, die im ernsten Gefecht des Krieges versagen mußten. In der gesunderen staufischen Zeit hatte man für das Turnier noch die feldmäßige Ausrüstung gebraucht; im späteren Mittelalter aber wurde eine sachliche und gemäß den Zeitverhältnissen fortschreitende ritterliche Waffentechnik mehr und mehr über dem Interesse für die komplizierten Turnierrüstungen und über der dekorativen Zutat vernachlässigt. Aus Frankreich kam im XV. Jahrhundert die Sitte des Stechens „übers Diel" — auf oder über die Diele. Das bedeutet, über eine feste Schranke

Schwertturnier. Handzeichnung im Münchener Kupferstichkabinett.

hinweg, gegen die die Ritter von beiden Seiten anstürmten, schräg, einander die rechte Seite zukehrend, so daß also der Moment des Stoßes mit einem geschickten Weglenken zusammenfallen mußte. Die Lanze hatte, wo die Hand sie hielt, vor dieser einen breiten, scheibenartigen, kegelförmig nach vorn verlaufenden Aufsatz. Ferner wurde die Lanze, in der Spätzeit der Turniere, in zwei Haken eingelegt, die vorn und hinten an der Rüstung befestigt waren, und zwar so, daß bei dem schrägen Einlegen der hintere Haken den Schaft von unten und der vordere ihn von oben aufnahm. Bei dem starken vorderen Übergewicht der Lanze lag diese dann von selber wagerecht. Durch alles jenes zusammen, durch die schwere, von der Brust zum Helm vernietete Rüstung, den gewaltigen Sattel und seine Erweiterungen, die fest „eingelegte" Lanze entstand ein unbeweglicher Reiter, der nur durch die Richtung des Anlaufs, nicht mehr durch ein freies Zielen den Stoß führen konnte. Die Pferde waren starke, feurige Hengste. Ihnen wurden in der späteren Zeit auch die Augen durch die panzernde Stirndecke geschlossen, abgesehen von der gewöhnlich über den ganzen Kopf und Leib des Pferdes wallenden prächtigen Decke.

Darauf aber müssen wir verzichten, den modernen Leser noch wieder näher einführen zu wollen in alle die verwickelten Unterschiede des Tjostierens und Turnierens, wie sie sich bis zur Zeit Maximilians herausgebildet haben. Da gibt es, um nur einiges zu nennen, das „gemain Scharffrennen" (mit kurzer Spitze der Lanzen), das Buntrennen, das Offenrennen, das geschift Scheibenrennen, das geschift Tartschenrennen, das wälsche Rennen in dem Armetin (einer bestimmten Helmart), das löblich gemain deutsch Stechen (mit dem Krönlein, der stumpfdreizackigen Lanze), das Stechen im hohen Zeug und im geschlossenen Sattel, und noch anderes mehr. Nur so viel sei gesagt. Bei dem „gemeinen deutschen Stechen" handelte es sich schlechtweg darum, den Gegner aus dem Sattel zu werfen; das „Krönlein" ist die hauptsächlich deutsche Turnierlanze. Bei dem Scharfrennen kam es darauf an, daß von der diesmal spitzen Lanze die Tartsche richtig gefaßt wurde und der Reiter zu Boden stürzte. Das Scharfrennen steht also in der Mitte zwischen dem Stechen und dem Rennen, da es bei letzterem auf das Wegstechen des Schildes ankam. Das Geschiftrennen ist wie-



Kolbenturnier. Aus einer Handschrift des Germanischen Museums von 1441.

Aus Hans Tirols Holzschnitt, darstellend das Turnier bei der Belehnung König Ferdinands I. mit den österreichischen Erbländern durch Kaiser Karl V. zu Augsburg am 5. September 1530. Nach dem Original herausgegeben von Dr. A. Essenwein. Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

der eine Abart hiervon, da es die Tartsche oder auch den kleinen runden Schild so treffen mußte, daß gewisse Teile davon absprangen.

Auch wenn eine Reihe von Tagen mit Einzelrennen und Einzelstechen verbracht wurde, so wurden doch diese Tjoste als Wettspiel schon ernsthaft genommen und waren keineswegs bloß ein Vorüben oder Trainieren. Man muß die große Anzahl von turnierfähigen Rittern veranschlagen, die sich zu solchen Gelegenheiten einstellte und die dem Einzelnen keineswegs möglich machte, allzu häufig in den Schranken zu erscheinen. So wird, um nur eine Ziffer herauszugreifen, die Zahl der zu dem stattlichen Heidelberger Turnier vom 18. August 1482 anwesenden „Helme" auf 520 angegeben, Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte; und die Angaben dieser Art sind zuverlässig, weil die Meldung und Prüfung der sich zum Kampf Stellenden genau innegehalten wurde. Seinen Abschluß aber und Höhepunkt fand das Fest mit dem Tage des feldmäßigen oder richtiger, einst feldmäßig gewesenen, nun stilisierten Massenturniers.

Zwar auch dieser Tag ließ vorausgehende Einzeltjoste unter den Augen der ganzen festlichen Versammlung zu, die Hauptsache war aber die Darstellung eines wirklichen Reitergefechts, eines Feldstechens oder Feldscharmützels. Mit allem Prunk erschienen die Herren und Ritter, mit blanker Rüstung, farbigem Helmschmuck, mit den buntgestreiften oder mit Mustern ornamentierten Decken über der Rüstung der Pferde, die sich gegen Maximilians Zeit hin immer mehr vervollständigte. Die Farben der Pferdedecken entsprachen wohl zuweilen, aber nicht immer den Wappentinkturen der Familie des Reiters. Hier hatte der einzelne Herr, ähnlich wie es bei den modernen Farben seiner Jockeis der Fall ist, Spielraum, die Farben und Abzeichen selber zu wählen. Wir erkennen, daß man gerne auf hellere, freudigere und grellere Farbe bedacht war, als die Wappen sie hergaben, und daß man allerhand Symbolik trieb. Namentlich begegnen als Schmuckmotiv ein und derselbe immer wiederholte, oder auch zwei abwechselnde Buchstaben auf den Decken, was offenbar auf Wahlsprüche und Wappendevisen zu deuten ist. Wie nirgends, wurde gerade beim Deckenschmuck nicht gespart; die besten Künstler der maximilianischen Zeit,

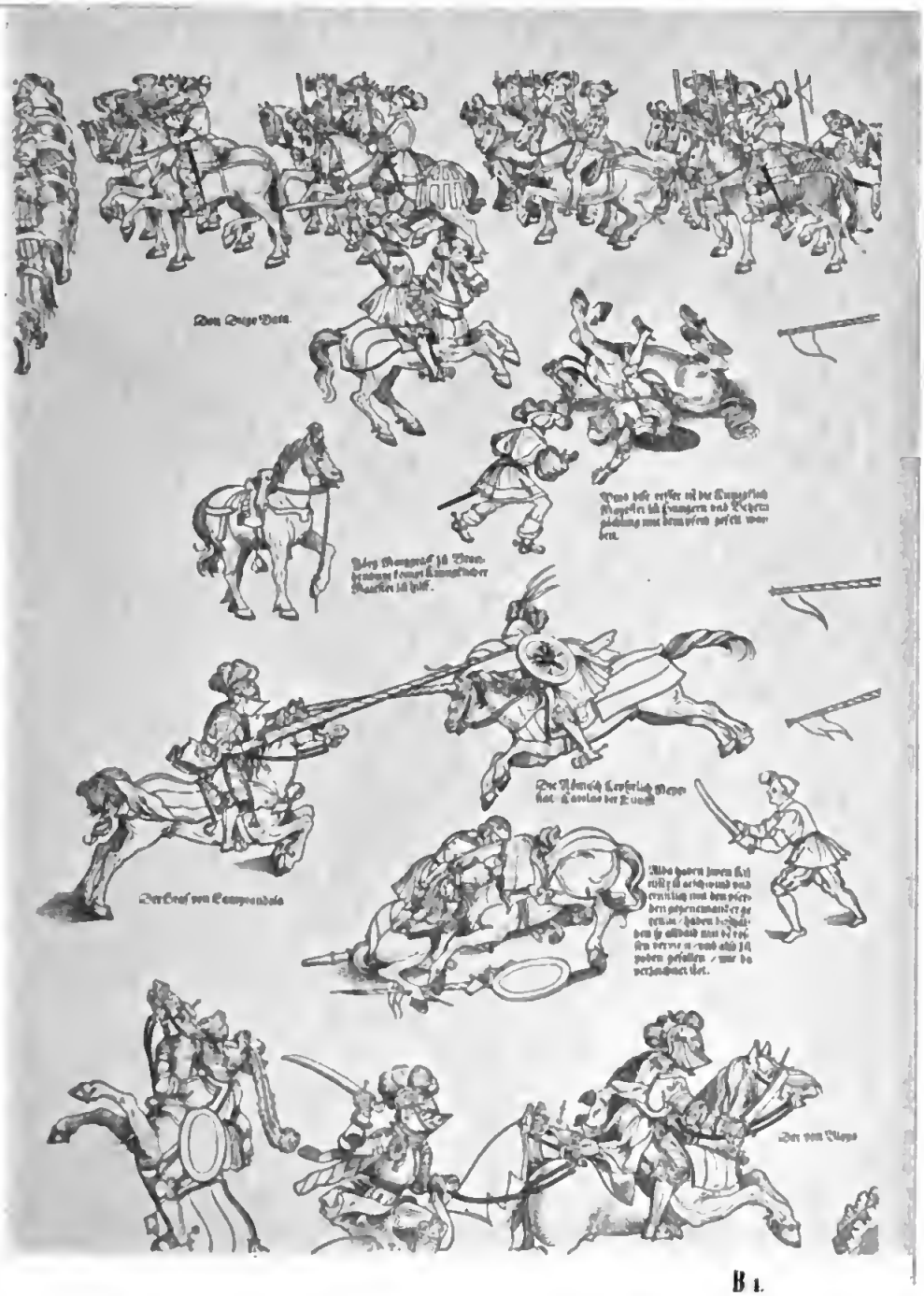
darunter Burgkmair und Cranach, sind zum Entwurf solcher Bilder zugezogen worden. Da erblicken wir über den Weichen des Rosses einen zierlichen Amor in das Tuch oder die Seide eingewirkt, ganz so gefesselt, wie sonst die Gemälde zahllos den heiligen Sebastian darstellen, oder wir finden das Bild einer Frau mit der bekannten thüringisch-hessischen Rückenkiepe. Andere wählen Darstellungen aus dem Turnierwesen selbst; die einen entfalten Humor und setzen zum Abzeichen ihren Amor wieder auf ein Steckenpferd, an der Lanze, womit er anreitet, flattert vorne eine Papierwindmühle, wie sie sich die Kinder machen; wieder andere kokettieren mit Herzen und ähnlichen Anspielungen eines sentimentaleren Gemüts. Eine Zeit, der die Ritterspiele noch immer die höchste Augenweide blieben, hat aus dem lebhaften Humor heraus, der sie zu den Tagen Maximilians noch allgemein durchdrang, die Turniere selber schalkhaft parodiert, und durch derlei entschädigten sich auch die nichtadeligen Kreise. So gibt es hübsche Malereien auf Tischen und Truhen, wo auf der einen Seite die Ritter in aller Zier und Feierlichkeit tjostieren und auf der anderen die Bauern mit Harken gegeneinanderreiten, oder wo Wäscherinnen, auf einer runden Tonne im Boot sitzend, mit Waschkorbschildern und Besenstielen, vorn mit einem Scheiben-„Krönlein" daran, gegeneinanderfahren, während der Krojierer am Steuer sitzt und sich schon auf die umpurzelnde Tonne freut.

Aus der zum Feldscharmützel antretenden Schar, um dahin zurückzukehren, wurden nach getroffener genauer Voraus-bestimmung zwei Parteien unter ihren „Hauptleuten" gebildet. Ein geflochtener Zaun umgab das Kampfgelände; hinter ihm drängte sich das geringe Volk, wovon wir noch den Ausdruck Zaungast in Pflege haben; in anderen Fällen richtete man auch fester gerammte Gelände und Balustraden auf. Die Damen und vornehmen Gäste saßen auf Tribünen. Außer den Marketenderbuden befanden sich solche Zelte in der Nähe, wo die Kämpfer bandagiert und gewappnet wurden.

Ganz wie im Kriege brachen dann die beiden Scharen durcheinander durch, und jeder suchte den Gegner, der ihm nach Maßgabe der Aufstellung in den Weg kam, aus dem Sattel zu stechen. Nach dem ersten Anreiten folgte, wie beim Ernstgefecht auch, die „Widerkêre", der nochmalige Durchbruch mit umgekehrter Front. Dieses Hin- und Widerreiten wurde nach Belieben wiederholt. Im Gegensatz zum Tjost war man übrigens bei diesem Massenreiten nicht gebunden, sich an einen bestimmten Gegner zu halten, sondern konnte Freunden zu Hilfe kommen. Außer den Dienern und den Hanswursten mit ihren bunten, schellenbenähten Trachten befanden sich innerhalb der Schranken am äußeren Kreise auch die Spielleute, und auf manchen Darstellungen zeigen sie sich, um der Stattlichkeit willen sogar beritten gemacht, mit ihren Pfeifen, Klarinetten, Trommeln und stickereibehangenen Trompeten.

Mit dem Massen-Puneiz brauchte das Turnier keineswegs zu Ende zu sein. Wenn das Scheinbild des wirklichen Gefechts bis zu Ende abgewickelt werden sollte, wurde es noch durch den Schwertkampf in Gruppen fortgesetzt. Natürlich wurde auch dieser turniermäßige Massenschwertkampf zu anderen Zeiten von einzelnen Paaren geübt. Da es nicht auf Verwundungen abgesehen war, formte man die Schwerter zu kurzen, schweren und stumpfen Schlagwaffen um, durch die zuerst die Franzosen das gute scharfe Schlachtschwert eigens für den Turnierzweck ersetzt hatten, und schließlich war es die Konsequenz, daß man noch wieder zu der ältesten aller Waffen, dem Kolben griff. Das besondere Ziel dieser Schwerter- oder Kolbengefechte war, dem Gegner die Helmzier wegzuschlagen. Die Helme waren hierbei andere, als der nur eine schmale Augenspalte übrig lassende Stechhelm; man mußte etwas ausgiebiger um sich sehen können, daher war für dieses Prügelturnier der Helm weit nach vorn vor den Augen ausgebogen und die Öffnung mit starken Spangen übergittert.

Unglücksfälle gab es in Menge; außer dem König Heinrich II. von Frankreich, der durchs Auge gestoßen wurde, sind eine ganze Anzahl von fürstlichen Herren in solchen Reiterspielen getötet worden. Hieraus nahm die Kirche die Begründung zu Verboten der Turniere, welche ihrer



Ausſchnitt aus Hans Tirols Holzſchnitt. Herausgegeben von Dr. A. Eſſenwein, Verlag von Albert Keller in Frankfurt a. M.

ſtrengeren Auffaſſung, namentlich wie ſie aufkamen, überhaupt als Betätigung der Weltluſt ſehr anſtößig waren; ſie iſt ſogar bis zur Verweigerung des ehrlichen chriſtlichen Begräbniſſes gegangen. Aber noch niemals iſt einem Modeſport, der in Mut und Tapferkeit wurzelt und eben aus ihnen ſeine Luſt erhöht, Einhalt getan worden durch den Hinweis auf Gefahr oder durch Verbote und angedrohte Stra-

„Turnier" oder Reiterspiel zu Schwerin, veranstaltet 1879 zu Ehren der Vermählung des Erbgroßherzogs Friedrich Franz mit der Großfürstin Anastasia. Als Zuschauer in der vorderen Reihe die dritte von links Großherzoginmutter Alexandrine, dann Großherzogin Marie, Großherzog Friedrich Franz II., Erbgroßherzogin Anastasia und der Erbgroßherzog. Nach Zeichnung von Prof. C. Suhrlandt.

sen; solche Dinge leben sich nur aus sich selber zu Ende. — Trotz der guten Einübung der Ritter auf die ganz bestimmte, von der jedesmaligen Turnierart erforderte Stoßweise kamen natürlich zahlreiche Verfehlungen des Zieles vor, und dann hat nicht immer der eiserne Schutz seine Schuldigkeit getan. Es sind Ritter von den konischen Lanzenspitzen des Stechrennens durchbohrt worden, unter anderen wurde ein Landgraf von Thüringen in den Unterleib gestoßen; viele sind, obwohl man in den Städten das etwa schon vorhandene Pflaster des zum Turnierplatz umgewandelten Marktes dick mit Strohmist belegte, durch den schwer niederprasselnden Fall in der steifen Rüstung oder durch Sturz mit dem Rosse und dessen Überschlagen zu Schaden gekommen; andere sind in der engen Hitze der unbeweglichen Polsterung und Panzerung erstickt oder vom Schlage getroffen worden. In einem einzigen Turnier zu Neuß sollen sechzig — wenn man auf die weitergehende Angabe hundert verzichtet — — ritterliche Herren umgekommen sein. Die Zahl der Todesfälle im ganzen ist außerordentlich hoch, und wie ein Chronist sich ausdrückt, umkreisten die lüsternen höllischen Geister, die mit den beichtlosen Seelen dahinfuhren, wie Geier und Raben die Plätze der Turniere.

Das vorhin erwähnte Fest bei Augsburg von 1530, dessen Schilderung Hans Tirol in Holzschnitt gegeben hat, war ein großes Feldscharmützel, ein Stechrennen mit deutschen Krönlein, dem ein Schwerterkampf nachfolgte. Außer den Vornehmen und ihrem ritterlichen Gefolge, gutenteils Spaniern, Italienern und Burgundern, die der fremdländische Kaiser auch gern in Deutschland um sich hatte, war die neue Truppe, die wirklich maßgebende Waffengattung der Zeit, durch Landsknechtsfähnlein vertreten, und zum Salutschießen waren Geschütze herbeigeführt. Zahllos waren Bürger, Gewerbtreibende, neugieriges Volk herzugeströmt; verschiedentliche lebendige Kuriositäten waren zu der großen Schaustellung mitgebracht worden. König Ferdinands Hofzwerg ritt auf einem Kamel; an anderer Stelle sah man den langen Bauer von Salzburg, der im Stehen so groß war wie ein Reiter, und neben ihm war der besseren Wirkung wegen der Nickel aus der Pfalz zu Augsburg aufgestellt, ein mit Turban und Krummsäbel türkisch herausgeputzter Zwerg.

Die beiden jungen Majestäten machten selber in den Rotten oder Geschwadern des Feldscharmützels mit. Der Kaiser rannte hierbei gegen den Grafen von La Mirandola; der König, der gegen den Don Diego Vaco stach, stürzte mit dem Pferd, und der Markgraf von Brandenburg kam ihm zu Hilfe. Zum Schluß folgte auf das mehrmals wiederholte Stechreiten ein hitziges Schwertgefecht, bis

endlich, nach zweistündiger Dauer einschließlich der notwendigen Ordnungspausen, das Ganze durch die unteren Überwachungsbeamten, die Grieswärtel, geschieden und in gewohnter Weise mit Trompeten abgeblasen, auch zum andernmal das Geschütz gelöst wurde. Nach dem Turnier zog man nach Augsburg zurück, wo die vornehmsten Teilnehmer Mahlzeit hielten, die nach welscher Manier geordnet war. Zum allerletzten Ende wurde die „Tanzfreude fürgenommen", nach höflichem Gebrauch und mit gebührlichem Gepränge, bei fast großem Gedränge des zusehenden Volks.

Die Opfer dieses Turniertages bei Augsburg hielten sich in bescheidenen Grenzen. Einer ward unter dem Scharmützel erschlagen; bei den Salven der Landsknechte schoß einer den andern aus Versehen durch den Kopf, ein Büchsenmacher kam durch unvorsichtiges Laden des Geschützes um, noch einer ward vom Geschütz tödlich verwundet, ein zuguckender Bauer fiel vom Baum und blieb tot, „also daß bei fünf oder sechs Personen die Schuld der Natur bezahlt haben, dero Seelen Gott gnädig sein wolle".

Jahrhundertelang hat das Turnierwesen die über den Werktag hinausgehenden Lebensgedanken der vornehmeren und ritterlichen Welt erfüllt, auch wohl ausgefüllt. Und zwischen aller Mühseligkeit und Verschuldung hat man dafür die Mittel aufzubringen gewußt, wie das ja bei allen sogenannten Standespflichten immer der Fall ist. Was der bekannte Ulrich von Lichtenstein als Schlußmotto eines Friesacher Turniers von 1224 hinzugefügt: da mußten sie zu den Juden fahren, das gilt auch von großen Herren, welche die späteren Turniere veranstalteten, und von vielen, die sich an ihnen beteiligten. Aber es ist ein kulturgeschichtliches Gesetz, daß einschneidenden Umwandlungen der sozialen, beruflichen und der Vermögensverhältnisse immer auch nach gewisser Zeit — wir müssen es heutzutage durch die Automobile mit Augen, Ohren und allen Sinnen wahrnehmen — die äußerliche Dokumentierung des eingetretenen Umschwungs nachfolgen muß, trotz allen sich dawider stemmenden und oft wirklich vornehmer empfindenden Gegenströmungen. Noch im Jahrhundert der Landsknechte, im XVI., kamen die Turniere zu Ende. Dagegen gelangte nun der alte Buhurt noch wieder zu gewissen Ehren, in den Ringelremen, Karussells und Reiterquadrillen der alten Stände, welche im höfischen Brauch wohl auch als Turniere fortbezeichnet wurden.

Wohl das großartigste „Turnier" dieser Art, tatsächlich ein Ringelstechen, aber in Tracht und Schmuck des XVI. Jahrhunderts, wurde im August 1800 von dem schlesischen Adel bei dem Schlosse Fürstenstein, bei der alten Burg veranstaltet, als Friedrich Wilhelm III. mit der Königin Luise nach Schlesien kam, um an den großen Manövern bei Schweidnitz und Neiße teilzunehmen.

Die in vier Geschwader (Quadrillen) geordneten Teilnehmer stachen nach auf der Stechbahn aufgerichteten Figuren, nämlich vier Römern, die den Ring in der Hand hielten, vier Bären, die ihn in der Nase trugen, und danach schlugen sie mit den Schwertern vier Mohren die Köpfe weg und nahmen vier hölzernen Jungfrauen, gleichfalls mit den Schwertern, die Kränze weg. Als am Schluß der König und die Königin die Stechbahn zu Wagen verließen, bildeten die zu beiden Seiten haltenden Ritter des Festes mit ihren schräge gehaltenen Lanzen einen Baldachin über den hohen Gästen, und am Abend fand in dem illuminierten Schlosse ein Maskenball statt, zu welchem die Ritter auf besonderen Wunsch der Königin wieder in ihren prächtigen Kostümen erschienen.

Ausführlich erzählt hiervon das von den reichsgräflich v. Hochbergschen (fürstlich Pleßschen) Besitzern der Herrschaft Fürstenstein angelegte Familienbuch, aus dem mir auf meine Bitte freundlichst eine Abschrift zur Verfügung gestellt wurde. Es hat einen eigenen Reiz, die Ranken altdeutscher Wendungen, nach denen man für die Ansprache der Bannerherren suchte, übergrünt zu sehen von der Sprache der jungen neuen Romantik jener Tage, und aus der schlichten, mehr aufzählenden Schilderung des Festes die huldigende Ehrerbietung vor der jungen Königin nachzuempfinden, einer so edlen und holdseligen, wie niemals eine den knieenden Siegern der alten Turniere den Preis aus ihrer Hand gespendet hatte.

Das Haus der hundert Sorgen.

Von Otto von Gottberg.

The House of Hundred Sorrows steht an der wogenumspülten Südspitze der Halbinsel Manhattan und New Yorks. Tiefer geht es aus der Oberstadt den hier zum Batteryplatz sich weitenden Broadway nicht hinab. Dann kommt das Wasser, das Ende und das Nichts. Das Haus der hundert Sorgen ist ein Sprungbrett in alle drei.

Nicht als ob die im Sorgenhaus wohnenden, zahnlosen alten Vetteln zähe am Leben hingen! Sie trödeln und rasten nur am letzten Meilenstein, ehe sie, zögernd und mit Vorbedacht, zur Flutzeit, den Sprung in die Tiefe tun. Ins Wasser zu springen dünkt ihnen leicht, aber scheußlich, von der Polizei an zerlumpten Röcken wieder herausgezogen zu werden. —

Pforte und Insassen des Sorgenhauses hütet „Mutter Shipley", mürrisch, zänkisch und nahezu taub. Gästen, denen es gelingt, sie nachts durch Zerren an der Klingel aus dem Schlaf zu wecken, gibt sie Scheltworte, Lager, Wolldecke, und für Billiges eine Art Bett. Gering freilich ist die Zahl solcher Aristokratinnen des Megärentums, deren morsche, steife Knochen noch nicht der Matratze entwöhnt sind.

Männer dürfen das Asyl nicht betreten, und nie hat das einer bedauert.

Der Weg zum düsteren Haus der grauen Sorge, das ähnlich mancher seiner Bewohnerinnen aus trüben und halbblinden Fensteraugen auf das Treiben im Hafen blinzelt, beginnt im hellen, grellen Lichterglanz des oberen Broadway, in Weinstuben und Tanzhallen. Tiefer und tiefer geht's von dort, zwischen lockenden Schaufenstern, die gleißende Lichterschlange der Versuchung entlang, zur Whiskyspelunke, zum Tombsgefängnis, zum Krankenhause, zum Alter, Elend und — ganz unten endlich — zum Sorgenhaus!

Strebens- und Lebenslust sind auf der weiten Wanderung verloren gegangen. Abgestreift sind sogar Schwächen — Begehren und Eitelkeit! Nur ein Verlangen wohnt noch im endlich elend am Hafen gestrandeten müden Menschenwrack — der Wunsch zu trinken! Nicht mehr Wein, Bier oder selbst Schnaps feuchten welke Lippen im Sorgenhaus. Auch der ätzendste Fusel kann dort keine Kehle mehr reizen und wärmen. „Holzalkohol", ein Getränk, das normalem Blut etwa so zuträglich wie der Biß der Klapperschlange ist, fließt im Sorgenhaus, wenn seine bettelnden Hände den offenen gutmütiger Matrosen begegneten.

Zum Sorgenhaus ging, nach sechs Uhr abends von der Arbeit kommend, alltäglich Lizzie Mac Call, — groß- und gutgewachsen, breitschulterig und breithüftig, rothaarig und sommersprossig, Fabrikmädchen und neunzehnjährig. Ein bißchen weniger mürrisch als ihren Pflegebefohlenen öffnete Mutter Shipley wohl Lizzie die Tür. Scheu sich umblickend, ob auch niemand sie sehe, huschte die hinein, legte zwei kleine Silbermünzen in der Wärterin schon ausgestreckte Hand, trat mit kurzem Grußwort wieder ins Freie und ging, aufatmend, mit weit ausgreifendem, federnden Schritt den Broadway hinauf.

Daß Lizzie bei diesem Besuch nur selten die Mutter zu sehen verlangte, war ihr nicht zu verargen. Jede Frau hätte, der Alten gegenübertretend, gleich der Tochter die Augen in Scham vor den Brandzeichen verlorener Weiblichkeit im aufgedunsenen, rotnasigen Gesicht niedergeschlagen. Aber das Scherflein von ihrem kärglichen Tagelohn gab Lizzie gern. Die ... Mutter ... — das Wort kam stets mit merkwürdigem Zögern von des Mädchens Lippen — sollte nachts ihr Bett haben. Essen gab die Stadt.

Wieder kam Lizzie vom Sorgenhaus, und wieder stand, wie nun schon seit Wochen, der junge Mann an der Ecke der Libertystreet. Lizzie mochte seinen

auch heute mit fast andächtiger Bewunderung auf sie gerichteten Blick nicht zurückgeben und sah nach der Turmuhr auf der anderen Straßenseite. Da geschah Unerwartetes. Die schwerfällige, derbe Arbeitergestalt des jungen Mannes löste sich von dem Laternenpfahl, mit dem sie, soweit Lizzie wußte, seit Wochen verwachsen sein konnte. Der junge Mann vertrat ihr mit unsicherem Schritt den Weg, fingerte mit in Verlegenheit zitternder Hand am Hut über feuerrotem Gesicht und fragte stotternd: „Kann ich Sie begleiten?"

„Unverschämtheit!" schmollte Lizzie und blieb stehen wie jemand, der vom eben getroffenen Bekannten das Ende der neulich begonnenen, interessanten Geschichte hören will.

Aber der junge Mann blickte in nur vermehrter Verlegenheit wortlos auf seine plumpen Stiefel. Das amüsierte Lizzie, und wohl darum schritt sie so langsam weiter, daß jener sich zum Mitgehen aufgefordert glauben konnte. Auf dem ganzen langen Wege zum Hause, in dem Lizzie als Kostgängerin wohnte, redete er kein Wort. Einmal hüstelte er, wie im Versuch die Lippen zum Sprechen zu öffnen, aber stolperte auf glattem Asphalt und wäre beinahe gefallen. Lizzie verbarg ein Lachen. Sie wußte nicht, wie des anderen Glücksgefühl über das ersehnte Zusammensein mit ihr ihn kniesschwach machte. Erst als sie schon ihre Haustür hinter sich schloß, öffnete er den Mund und schrie, den Hut vom Kopfe reißend, laut, damit sie es auch sicher noch höre: „Danke!"

Von nun an gingen die beiden täglich nach der Arbeit zusammen nach der Oberstadt. Gesprochen wurde wenig mehr als am Tage der ersten Bekanntschaft. Aber während der ganzen vollen Stunde wußte Lizzie die schüchternen braunen Augen Johns auf sich gerichtet. Manchmal war ihr, als ob der Blick dieser gutherzigen Augen ihre Wange streichelte. —

Schließlich kam John ihr auf dem Broadway immer weiter entgegen. Lizzie verbot ihm das. Sie fürchtete, er könnte sie aus dem Sorgenhaus treten sehen. Eines Tages blieb sie länger als sonst aus. Während des Wartens fielen Johns Augen auf die bunten Blüten im Korb einer Blumenverkäuferin. Daß er daran nicht schon früher gedacht hatte! Schnell kaufte er für Lizzie ein Sträußchen, und in seiner Ungeduld, ihr dies erste Geschenk zu geben, vergaß er ihre Weisung. Er lief fast den Broadway hinab. Erst am Batteryplatz, ganz unten, blieb er stehen. Dort mußte ja ihre Arbeitsstelle sein, da sie immer so spät kam.

Während John mit den Augen die Häusertüren ringsum absuchte, hörte er drüben vom nahen Kai her lärmendes Johlen und Schreien. Er blickte hinüber. Ein Schwarm von Kindern folgte einer schwankenden Frauengestalt und ... Lizzie!!

John rannte über den Platz. Den Kindern mit lautem Zuruf Ruhe gebietend, war er schon dicht hinter Lizzie. Da faßte sie die lallende und taumelnde Alte in schmutzigen Lumpen beim Arm und zerrte die Widerstrebende mit festem, aber nicht unsanftem Griff zum Sorgenhaus. Eine Wärterin trat aus der Tür und half die Verwahrloste hineinziehen.

Jetzt erst, als Lizzie sich umblickte, sah John zwei große Tränen auf ihrem brennend roten Gesicht. Ehe er sich von Staunen und Schreck erholt hatte, fuhr sie ihn an: „Lassen Sie mich, lassen Sie mich. Kommen Sie nie, nie wieder!"

Er stand starr, unfähig, der Davoneilenden zu folgen. —

Dann hörte er sich von Mutter Shipley angeredet. Wie von jenseits der weiten Wasserfläche, aus unendlicher Ferne, klangen ihm ihre Worte ins Ohr. —

Am Abend regnete es, platschend, gleichmäßig, ohne Unterlaß. Aber obwohl schon naß bis auf die Haut, konnte John sich nicht entschließen, vor Lizzies Haustür die Klingel zu ziehen.

Endlich tat er es, und nun gab's kein Zurück.

„Zu Miß Mac Call," sagte er der öffnenden Wirtin und schritt wie jemand, der weiß, was er will, mit hartem Fußfall die Stiege hinan. Die Lage von Lizzies Zimmer war ihm durch ihre Beschreibung bekannt. Schwer fielen seine Handknöchel an die Tür.

Keine Antwort von drinnen. Und

wie eine Herausforderung klang sein lautes: „Lizzie!“

„Was wollen Sie noch?“ kam es trotzig zurück.

Minuten, die ihm Stunden schienen, vergingen, und dann flog plötzlich die Tür auf. Im Lampenlicht sah John, wie Lizzies Augen verweint waren. Er wurde wieder der schüchterne junge Mann vom Broadway, der die eigenen Stiefel musterte, während er das Gewicht des Körpers von einem Fuß auf den anderen schob.

Lizzie wiederholte: „Was wollen Sie noch?“

„Nichts,“ entschuldigte er sich leise. „Ich ... ich weiß nicht, ich dachte ... vielleicht könnten wir ausgehen. Ich wollte was sagen!“

Unbeweglich stand sie im Türrahmen, in der Rechten die Klinke, in der Linken den winzigen tränenfeuchten Ballen des Taschentuchs. Endlich trat sie ins ärmliche Stübchen zurück. John folgte zögernd. Nicht weicher als vorher klang Lizzies Stimme: „Haben Sie mit der Wärterin gesprochen?“

„Was hat sie Ihnen gesagt?“

„Einerlei, Lizzie! Es ist nicht Ihre Schuld.“

Quer schritt sie durchs Zimmer zum Fenster, lehnte die Stirn an die Scheibe und preßte wie in qualvollem Kopfschmerz beide Hände gegen die Schläfen. Ihr Körper bebte in unterdrücktem Schluchzen.

„Denken Sie, daß ich wie *sie* bin?“ Mit plötzlichem Ruck wendete sich Lizzie zu John.

Er trat ihr einen Schritt näher, stieß täppisch an den Tisch mit der Lampe, fing diese mit unbeholfenen Händen im Fallen auf und stockte. Wie hart er auch schluckte, er konnte nicht sprechen. Es steckte ihm wie ein Klumpen in der Kehle.

Sie ließ ihm die Hand, die er mit harthäutigen Fingern faßte, und unter dem streichelnden Blick der guten, braunen Augen wurde ihr Schluchzen lauter und lauter.

Ihr Kopf sank in krampfhaftem Weinen tiefer und tiefer. Auf Johns breiter Schulter fand er einen Halt. —

— — — — — — — — — — —

Zwei junge Menschen gründeten ihr eigen Haus der hundert Sorgen.

Mütterchens Dank.

Ein rotes Mohnblatt lag im alten Brief,
Die Tinte blaß, die Zeilen stehen schief —
Kraus ist die Schrift und kraus der Worte Sinn,
Und stand so viel, ach so viel Liebes drin —
Die Mutter sandte ihrem Sohn
Den roten Mohn.

Die Mutter schrieb: O, weißt Du noch, mein Kind?
Du warst ein Knabe — wild, wie Knaben sind,
Doch weil beim wilden Spiel ich Kummer litt,
So brachtest Du mir abends Blumen mit.
Noch heute dank' ich Dir, mein Sohn,
Den roten Mohn!

Und stille wird's. — Ich stütze in die Hand
Den wilden Kopf und starre unverwandt
Auf diesen Brief. Da geht mir durch den Sinn,
Was sie mir gab — wie undankbar ich bin —
Sie dankt noch heute ihrem Sohn
Den roten Mohn! —

Hermann Strauß.

Eleonora Duſe. Von E. Zabel.

Die große Künſtlerin, die den Ruhm der italieniſchen Schauſpielkunſt durch die Alte und Neue Welt getragen hat, lernte ich zum erſtenmal im Frühling 1899 bei ihrem Auftreten in Palermo perſönlich kennen. Das edle Bild der ſizilianiſchen Hauptſtadt war von weichem, warmen Sonnenlicht umflutet. Auf der Strandpromenade entwickelte ſich im Anblick der Paläſte und Gärten, die ſich am Ufer aneinander reihen, ein fröhlich bewegtes Volksleben. In den Gartenanlagen der Villa Giulia ſchienen die Männer, Frauen und Kinder im Schatten von Palmen, Myrten, Lorbeern und Orangen, die dort wie Eichen und Linden in unſern Gegenden wachſen, zwiſchen den blühenden Zweigen wie im Traum einherzuwandeln. Die Gedanken ſchweiften hinüber zu dem von Paläſten und Säulen umgebenen Platz Quattro Centi, wo ſich das Murmeln und Plätſchern von vier Brunnen mit dem Geplauder der redſeligen Bevölkerung vereinigt, zu der ehrwürdigen Pracht des Doms, wo der große Hohenſtaufe Friedrich II. in ſeinem Porphyrſarg ſchlummert, zur Capella Palatina und Kathedrale von Monreale, bis ſich zwiſchen der Stadt und dem Monte Pellegrino, den Goethe das ſchönſte Vorgebirge der Welt genannt hat, die Sonne langſam zum Horizont hinabneigte.

Niemand außer einer Künſtlerin wie Eleonora Duſe konnte daran denken, während dieſer Frühlingstage ins Theater zu locken. Und doch wurde die ganze Bevölkerung durch die Nachricht, daß die gefeierte Schauſpielerin in Palermo eingetroffen ſei und ein neues, noch nirgends geſpieltes Drama von Gabriele d'Annunzio aufführen wolle, in Spannung und Aufregung verſetzt. „Gioconda" hieß das Stück, wie aus den Straßenanſchlägen zu erſehen war. Obwohl von dem Inhalt dieſes Werkes niemand etwas wußte, hatten ſich die Studenten der Univerſität Palermo doch das Wort gegeben, den Dichter bei dieſer Gelegenheit niederzuziſchen. Frau Duſe ließ ſich dadurch aber in keiner Weiſe abſchrecken, für die jüngſte Schöpfung ihres Lieblingsdramatikers die ſiegreiche Kraft ihrer von allen bewunderten Kunſt einzuſetzen. Sie hatte als Mitſpieler einen der größten Künſtler Italiens, Ermete Zacconi, gewonnen, um für die Hauptperſonen das künſtleriſche Gleichgewicht herzuſtellen, das den Erfolg des Abends verbürgen ſollte. Ein paarmal ſah ich die Künſtlerin, wie ſie mit flammenden Augen, erregtem Geſicht und haſtigen Schritten in das Hotel kam, wo ich wohnte, ihren Impreſario herausrufen ließ und ihm eine Standrede hielt, deren raſendes Tempo und wenig freundlicher Inhalt den Armſten wie ein Waſſerſturz zu betäuben ſchienen.

Zacconi hatte mir ein Exemplar der „Gioconda" beſorgt, das in den Buchhandlungen von Palermo vergriffen war, und mir erlaubt, einer Probe im Teatro Bellini beizuwohnen. In den prächtigen Anlagen des Giardino Garibaldi ſaß ich unter üppigen Laubkronen und las das merkwürdige Stück, in dem Frau Duſe einen ihrer größten Triumphe und d'Annunzio, ganz mit Unrecht, eine ſeiner ſchwerſten Niederlagen auf der Bühne erleben ſollte. Zwei Stunden darauf mußte die Probe beginnen. Der Impreſario empfing mich an der Kaſſe, öffnete eine ins Theater führende Tür und ſchob mich ſanft in eine Loge unmittelbar an der Bühne hinein, wo ich der Probe beiwohnen wollte, ohne von der Künſtlerin erkannt zu werden. Es war ein wunderbares Schauſpiel, ſie im Dämmerlicht der Kuliſſen in dem menſchenleeren Hauſe zu beobachten, wie ſie ihre Szenen noch einmal durchging, ihre Mitſpieler anfeuerte, dann, wenn ihr Auftritt zu Ende war, ſich an den Souffleurkaſten ſtellte und das

Eleonora Duſe als Francesca da Rimina in dem Drama von d'Annunzio. (Aufnahme von Sciutto in Genua.)

Eleonora Duse. Gemälde von Eduardo Gordigiani.
Copyright 1897 by Braun, Clément & Cie., Dornach i. Els., Paris and New York.

Ganze wie ein Orchesterdirigent mit leicht hingeworfenen Bemerkungen, Blicken und Gebärden leitete. Alle suchten ihr nachzueifern und waren entzückt, wenn sie eine dunkle Stelle erläuterte, eine falsche Auffassung berichtigte, den Wechsel des Tempos bestimmte oder dem einzelnen die Situation vorspielte. Sie hatte das Drama, dessen fein verschlungene Fäden sie in der Hand hielt, völlig im Kopf und erschien dabei wie die Muse der modernen Tragödie.

Während der Pause wurde sie durch Zacconi auf den fremden Gast in der Prosceniumsloge aufmerksam gemacht. Sie blickte zuerst erstaunt um sich, kam dann aber auf mich zugeschritten und reichte mir mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln und einigen freundlichen Worten über die Orchesterlampen die Hand. Sie sprach von Berlin, wo sie sieben Winter vorher zum erstenmal im Lessingtheater aufgetreten und wie ein Wunder der Bühnenkunst angestaunt worden war. In ihren Augen leuchtete das Gefühl der Freude darüber auf, daß man das Eigenartige und Einzige ihrer Menschendarstellung sogleich verstanden und so warm anerkannt hatte. Ich merkte, wie sie ganz in der Welt der Dichtung lebte, die sie mit ihrer Gesellschaft in Leben und Anschauung umsetzen wollte und sich um die Drohungen der akademischen Jugend gegen d'Annunzio nur wenig kümmerte. Was sie am Abend der ersten Aufführung aus der liebenden Frau machte, die ihrem Gatten, dem Bildhauer, nur die schöne Seele, nicht aber die Schönheit des Körpers bietet und infolgedessen von der Majestät der Kunst überwältigt und zum Krüppel entstellt wird, gehörte zum Ergreifendsten und Rührendsten, was man auf der Bühne jemals sehen konnte. Als diese unglückliche Silvia zum Schluß, nachdem ihr von der herabstürzenden Statue die Hände zerbrochen waren, mit den Armstümpfen ihr Kind vergebens zu umklammern versuchte, schwieg selbst der Lärm, den die Musensöhne auf den oberen Rängen des Theaters mit Pfeifen, Stöckeschlagen und Fußscharren ausgeführt hatten. Frau Duse konnte im Hochgefühl eines neuen künstlerischen Triumphs auf die Schar ihrer Getreuen lächelnd herabblicken. Bei den Wiederholungen legten sich die Wogen der Entrüstung, die dem Dichter wegen seines seltsamen Privatlebens galten, und die Künstlerin durfte das Drama auf allen ihren Gastspielreisen als einen ihrer sichersten Trümpfe ausspielen. —

Eleonora Duse steht innerhalb des modernen Bühnenlebens auf einsamer, von niemand sonst erreichter Höhe, weil sie das ganze Gebiet der theatralischen Technik mit unfehlbarer Sicherheit und Vollendung beherrscht, aber in alledem nur das Mittel sieht, das Ausstrahlen seelischer Kräfte in der denkbar tiefsten und feinsten Weise den Zuschauern zu Gemüt zu führen. Mit ihrer geistigen Schärfe vermag sie wie mit einer Fackel in die dunkeln Abgründe der Seelenkämpfe hinabzusteigen und mit ihrem schauspielerischen Genie alles, was sie will, so überzeugend darzustellen, daß wir Publikum und Theater, Vorhang und Kulissen, Kostüm und Schminke völlig vergessen und in den Situationen der Dichtung aufgehen, als ob wir in deren Mittelpunkt versetzt wären. Der Schein schwindet mit den bunten Flittern und Täuschungen, die uns vorgegaukelt werden, und die Wahrheit des Wirklichen zieht uns mit eisernen Klammern unwiderstehlich an sich. Eleonora Duse schüttet durch Spiel und Vortrag eine unabsehbare Fülle von Anregungen für Auge und Ohr vor ihrem Publikum aus, aber sie verschmäht alles Grobe, Äußerliche und Übertriebene. Sie weiß ihre Kunst auf das feinste mit der Natur und ihrem reichen Farbenspiel auszugleichen, bei dem es kein zu viel und kein zu wenig gibt.

Eleonora Duse als Francesca da Rimini.
(Aufnahme von Sciutto in Genua.)

Für jeden Schmerz und für jede Freude hat sie einen Ton, der nur ihr gehört und uns in Mitleidenschaft zieht, eine Art des Spiels, die mit dem Leben auf das genaueste übereinstimmt. Oft hat man bei ihr das Gefühl, daß sie mit ihrer Gestaltungskraft aus dem Wesen der hergebrachten Menschendarstellung herauswachse, daß sie die Werke, in denen sie auftritt, weiter dichte, seelisch reicher ausgestalte, als es der Dichter zu tun vermochte, und dadurch recht eigentlich schöpferisch wirke. Die Schauspielkunst, wie sie Frau Duse ausübt, ist nicht mehr die gehorsame Dienerin, sondern eine selbständige Genossin, Mitstreiterin und in nicht seltenen

Fällen Führerin der Dichtkunst. Sie entnimmt den dramatischen Werken die Worte und die Situationen, aber die Menschen, die sie schafft, sind ihr Eigentum, von ihrem Geiste durchleuchtet, von ihrem Blute genährt, von ihrer Leidenschaft durchzittert. So ist Eleonora Duse die größte lebende Bühnendarstellerin geworden.

Ein unbegreifliches Wunder schien sich zu vollziehen, als die Natur ein armes Würmchen von Kind, das in der Nähe von Venedig im Eisenbahnzuge zur Welt kam, für die glänzendste theatralische Laufbahn bestimmte. Die Eltern der kleinen Eleonora waren unbedeutende Schauspieler, die von Stadt zu Stadt zogen und während der Fahrt von dem Familienglück überrascht wurden. In Vigevano, einem Ort zwischen Mailand und Alessandria, wurde das Mädchen getauft. Als man es nach damaliger Sitte in einem gläsernen, goldverzierten Schrein zur Kirche trug, glaubten die Soldaten, daß es sich um eine kostbare Reliquie handle, die vorbeiziehe, und präsentierten das Gewehr. Der glückliche Vater, der so arm war, daß er der Wöchnerin nichts schenken konnte, erzählte ihr davon unter Freudentränen und sprach die Erwartung aus, daß ihre Kleine zu hohen Dingen berufen sei. Zunächst lief sie freilich mit schmalen, bleichen Wangen wie alle Theaterkinder zwischen den Kulissen umher und mußte auf der Bühne mittun, wenn es sich um eine Kinderrolle handelte. Von ihrem vierten Jahr ab lernte sie das Wanderleben der italienischen Schauspielertruppen mit all seinen Entbehrungen und Enttäuschungen kennen. Sie war der Verzweiflung nahe, als sie mit vierzehn Jahren ihre Mutter verlor. Für das Trauerkleid, das sie sich anschaffte, gab sie ihre letzten Soldi hin.

Aber die Not lieh ihr die Kraft, auszuharren, zu überwinden und zu siegen. In Verona erlangte sie zuerst als Julia in Shakespeares unvergänglichem Trauerspiel der Liebe einen großen Erfolg. Ihre Begabung war zur Selbständigkeit erwacht, sie fühlte, daß eine Meisterin in ihr steckte. In allen nur denkbaren Rollen bildete und dehnte sich ihr Talent, bis sie mit der ihr verliehenen Kraft, die Situationen zu durchgeistigen und seelisch zu vertiefen, in eine erste Stelle vorrückte. Anfang der achtziger Jahre war sie bereits in Turin ein Liebling des Publikums und konnte bei der Darstellung moderner französischer Gesellschaftsdramen Sarah Bernhardt zu einem Wettbewerb herausfordern, aus dem sie mit vollen Ehren hervorging. Sie heiratete den Schauspieler Checchi, mit dem sie ihre Künstlerfahrten bis nach Spanien, Portugal und Ägypten ausdehnte. Aber die Ehe, die keine glückliche war, wurde in Südamerika getrennt, und das Töchterchen, das ihr entstammte, deutscher Erziehung anvertraut. Im Jahre 1892 erfolgte das erste Auftreten der Duse in Wien und Berlin mit stetig wachsendem Erfolg, der, wenn sie wiederkehrte, immer nur aufs neue voll bestätigt wurde. Schon früher war sie in Petersburg und Moskau vom russischen Publikum mit Begeisterung aufgenommen worden. Nun erschien sie auch in Paris, London und den Vereinigten Staaten von Nordamerika als leuchtendster Stern unter den Bühnengrößen, die in neuerer Zeit dort aufgetaucht waren.

Eleonora Duse unterscheidet sich wesentlich von den reisenden Virtuosen, die jeden Abend eine Rolle spielen. Nur einen Teil des Jahres nützt sie für ihre Gastspielfahrten aus und muß selbst dann längere Pausen machen, die sie für ihre innere Erholung und Sammlung, für die Erfrischung und Kräftigung ihrer Nerven, sowie für die Vorbereitung neuer Aufgaben braucht. Sie bringt die größten Opfer, um ihre Kunst rein zu halten und dem Publikum immer nur das Edelste und Tiefste zu bieten, was sie vermag. Ihre Leistungen bauen sich keineswegs auf dem Untergrund einer starken und nie versagenden physischen Kraft auf, die jedem Ansturm von Wind und Wetter im Bühnenhandwerk, jeder Überraschung und Aufregung, jedem Kampf und Widerspruch ohne weiteres gewachsen ist. Ihre Schöpfungen bilden vielmehr die feinste Blüte weiblichen Empfindens in unendlich zarten Übergängen und einer rastlosen, bis zum Fieberhaften gesteigerten geistigen Betätigung, die aus allen Gebieten menschlichen Wirkens und Schaffens Anregung und Begeisterung schöpft. Sie, die als Kind so gut wie gar keine Erziehung genossen hatte, war schon als heranwachsendes Mädchen von einem Durst nach Erkenntnis erfüllt, der nur durch das liebevolle und andauernde Versenken in die Schätze der Poesie und Kunst befriedigt werden konnte. Mit den dramatischen Schöpfungen aller Zeiten ist sie aufs innigste vertraut und hofft einen neuen Aufschwung der theatralischen Kunst zu erleben. Es gibt keinen erleseneren Genuß, als in ihrer Gesellschaft durch die Museen der europäischen Hauptstädte zu wandern und ihren Betrachtungen über die Werke großer Maler und Bildhauer zu folgen. Sie verliert sich dabei in das Erhebende und Befreiende einer Weltanschauung, für die kein Ziel zu weit, kein Geheimnis zu tief, keine Frage zu verwickelt ist. In diese Ideen und Träume spinnt sie sich immer fester ein, bis der Schaffenstrieb sie wieder auf das Theater treibt, ihre Phantasie im Innersten aufwühlt, ihre Willenskraft aufs schärfste anspannt und sie durch eine Menge schwieriger, unerfreulicher, aber unvermeidlicher Situationen hetzt, bis das strahlende Gebilde ihres Genies in voller Schönheit vor den Augen der Zuschauer lebendig wird.

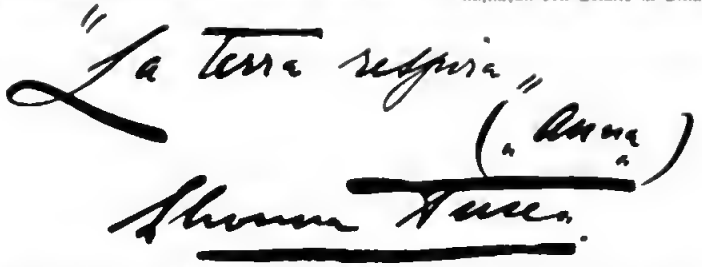
Sie braucht zu ihrem Schaffen völlige Ruhe und Zurückgezogenheit. Oft verläßt sie tagelang nicht ihr Zimmer, sieht niemanden außer ihrer nächsten Umgebung um sich, beobachtet die strengste Diät und lebt nur

im Verkehr mit den Gestalten, die sie auf den Brettern darstellen will. Während allen andern Virtuosen der Verkehr in der Gesellschaft eine besondere Stellung gibt und ein Hauptziel ihres Ehrgeizes bildet, geht Eleonora Duse jeder Berührung mit dem Publikum außerhalb der Bühne unerbittlich aus dem Wege. Die Gunst der Großen, die andere als eine besondere Auszeichnung empfinden und mit beglücktem Lächeln entgegennehmen, erscheint ihr als Anmaßung und Aufdringlichkeit, die sie mit höflicher Bestimmtheit zurückweist. Sie will die Freiheit ihrer Persönlichkeit genießen, um ganz sich selbst, ihrer Kunst und ihren Träumen von Glück leben zu können.

Aber sind solche Naturen wie Eleonora Duse überhaupt dazu bestimmt, glücklich zu werden? Es verbindet sich in ihnen mit der rastlosen Tätigkeit der Phantasie ein so glühender Wunsch nach dem Höchsten in der Kunst, daß sie mit ihren verfeinertenEmpfindungen bei jeder derben Berührung mit der Außenwelt schmerzhaft zusammenzucken, sich in das Innerste ihres Seelenlebens ängstlich zurückziehen möchten. Und doch können sie wieder den Lockungen der Welt nicht widerstehen, um sich auf dem Kampfplatz des Lebens zu bewähren. — Frau Duse hat in ihrer Entwicklung verschiedene Stilrichtungen durchgemacht, als junges Mädchen alles dargestellt, was im Spielplan vorgesehen war, als reife Künstlerin die Pariser Dramen eines Dumas und Sardou bevorzugt, denen sie eine zum Teil völlig neue Seelenstimmung gab, und sich später den Dramen d'Annunzios zugewendet, in denen sie zwar eine schwache theatralische Bewegung, aber eine Menge fesselnder, origineller Situationen fand. Wie niemand sonst wußte sie aus anscheinend undankbaren Aufgaben, wie aus „Francesca da Rimini" und „Tote Stadt", ganze Quellgebiete frischen Lebens aufsprudeln zu lassen. Aber von Shakespeare und Goldoni bis zu Sudermann, Ibsen und Maeterlinck ist sie jeder Stilrichtung gerecht geworden.

Ihren ersten Erfolg errang sie in Deutschland mit der Darstellung der Marguerite Gautier in Dumas „Kameliendame", dem weltbekannten Pariser Sittenbild, das damals bereits vierzig Jahre hindurch die Zu-

Aufnahme von Schultz in Genua.



schauer zu Tränen gerührt hatte. Ein meisterhaft aufgebautes, in allen Rollen glänzend ausgeführtes Stück, dessen Inhalt auch in der Verdischen Oper „La Traviata“ fortlebt! Die schöne Sünderin, die zum ersten Male von reiner Liebe erfaßt wird, aber ihrem Glück mit dem Todeskeim in der Brust großmütig entsagt und vor unsern Augen langsam stirbt, drohte auf der Bühne in feststehender Überlieferung, breitem Pathos und schwerer Spielweise künstlerisch zu erstarren. Bereits Sarah Bernhardt lieh der Figur neue Gefühlstöne und größere Einfachheit. Frau Duse aber umgab die Rolle mit einer ebenso zarten wie leuchtenden Charakteristik und hob das Stück zur Höhe einer so feinen Gefühlsstimmung, daß dies allmähliche innere Zusammenbrechen in Spiel und Vortrag, in Sehnsucht und Selbstaufopferung, in seelischem und körperlichem Leiden das ganze Werk neu zu beleben schien. Als Clotilde in „Fernande“ und als Fedora in den Stücken von Sardou war sie ganz Dame mit all dem Unbestimmten, Schwankenden und Überreizten, das wie ein elektrischer Strom diese Rollen durchzuckt. Als Cyprienne erschien sie als übermütige kleine Frau, die sich von ihrem Mann scheiden lassen will und bald darauf die liebe Dummheit ihres Benehmens einsieht. Als Francillon konnte man bemerken, wie ihr in bitterer Selbstquälerei die hellen Tränen über die Wangen liefen. In dem Dumasschen Stück „Das Weib des Claudius“ hatte sie im Ausdruck ihres Gesichts und ihren Bewegungen etwas von einem Raubtier, das auf seine Beute springen will. An einem und demselben Abend konnte sie die verliebte Wirtsfrau in Goldonis „Mirandolina“ mit ihren Neckereien und Schelmereien und die unglückliche Santuzza in Vergas „Cavalleria rusticana“ mit dem Herzbrechenden ihres Wehs und ihrer Verzweiflung spielen. Sudermanns Magda in der „Heimat“ verwandelte sich bei ihrer Spielweise in den Triumph der Persönlichkeit, die sich selbst Gesetz ist. Wenn Frau Duse die Ibsensche Nora spielte, sah man das innere Wachsen dieser Figur in einem unerschöpflichen Reichtum von Stimmungen, Erleuchtungen, Anspannungen des Intellekts und Willens, bis schließlich ein ganz anderer Mensch vor uns erschien, der das frühere Zusammenleben zwischen Mann und Frau zur völligen Unmöglichkeit machte. Hart bis zum Grausamen und Unnatürlichen stand dagegen die Figur der Hedda Gabler vor uns da, während die Darstellung einiger Szenen aus Shakespeares „Antonius und Cleopatra“ einen Ausflug zu dem ganz anders gearteten Gebiet der Shakespearischen Charakteristik bedeutete. Die Gestalt der Monna Vanna war das Rührendste, was man sich als freie Tat vertrauender Liebe dem Unverstand der Welt gegenüber denken konnte. Und auch innerhalb dieser so verschiedenen Rollen, Gefühlsarten und Weltanschauungen gibt es für die Künstlerin kein Erstarren, weder im innern Durchleben noch in der technischen Ausführung. Alle ihre Gestalten sind in ununterbrochenem Fluß begriffen und spiegeln das Werden und Wachsen ihrer Persönlichkeit in allen Phasen der Entwicklung wider. Ihre Kunst ist wie ein Kristall, der aus seiner Umgebung alles Licht auffsaugt und in buntem Farbenspiel wiedergibt.

So ist Eleonora Duse trotz ihrer beispiellosen Erfolge immer eine Suchende geblieben, für die es kein ruhiges Glück, sondern nur ein immer höheres Ersteigen schauspielerischer Vollendung gibt. Wer in diese unsagbar tiefen, ernsten, klugen und gütigen Augen geblickt, dem bezaubernden Klang dieser weichen, rührenden Stimme gelauscht, das geheime Zucken und Aufflammen dieses Temperaments beobachtet und den unwiderstehlichen Eindruck dieser hohen Weiblichkeit an sich erfahren hat, muß die Überzeugung gewinnen, daß die an Duft und Farbe so reiche Blüte der Kunst von Eleonora Duse ihren Nährboden in den tiefsten menschlichen Eigenschaften findet, bei deren Entstehung und Entwicklung alles Süße und Schmerzliche, alle Wonnen und Bitterkeiten des Lebens im rastlosen heißen Kampf mitgewirkt haben.

Vier Sprüche.

Es muß die großen Schmerzen geben,
Den heißen Brand, die bittre Not! —
Wir können nicht das ganze Leben
Verlangen wie ein Abendrot!

Es gibt Klänge im Innern, darunter die Stimmen
Das, was uns ängstigt und härmt und reut,
Zu einem tröstenden Frieden verschwimmen,
Wie unter schönem Glockengeläut.

In deinem Herzen ist dein Leben!
Du schaffst um andre dir den Schmerz.
Und Frieden, den dir andre geben,
Gibt dir ja doch dein eignes Herz!

Schön strömt das Reine nur zum Reinen! — —
Wenn Seelen, mit sich selbst nicht eins,
Mit andren Seelen sich vereinen,
Das gibt nur Glut, Glück gibt es keins!

Frida Schanz.

Der preußische Alcibiades.

Von Dr. Albert Pfister-Stuttgart
Generalmajor z. D.

Wir leben in den Tag hinein in einer Art von Erstarrung, die unbegreiflich ist, wenn man die Mächtigkeit des Augenblicks bedenkt — — Bonaparte muß unzweifelhaft, ehe er seine Sprache gegen uns ändert, erst mit Österreich fertig werden, und das lassen wir in aller Ruhe geschehen. — Man läßt Franz II. in den Händen Bonapartes und seines macchiavellistischen Ministers, die mit der einen Hand streicheln und nachgeben, mit der anderen drohen, die sich der Freundschaft Preußens rühmen, um Österreich noch mehr zu isolieren, den Österreichern Zugeständnisse machen, um Preußen zu verderben, während sie beide verhöhnen und beide vernichten wollen." — „Der ärgste Schwachkopf kann uns ja durchschauen. Ohne Willen, ohne Entschluß, ohne den Mut das Wort ‚Krieg' auszusprechen, haben wir viel Geld ausgegeben, Zeit verloren —"

In diesem widerspruchsvollen Berlin, in dieser Mischung von Strenge und Frivolität, von Sparsamkeit und Luxus taumle man vergnügt dem Verderben entgegen, während man vor einem gefährlichen Krieg stehe oder einen Frieden schließen müsse, der den Keim neuen Krieges in sich trage. Alles sei widerspruchsvoll. Alle militärischen Maßnahmen tragen notwendig den Charakter der Unentschlossenheit.

Wenn jetzt, im Dezember 1805 und Januar 1806, König Friedrich Wilhelm III. die Umwälzung Deutschlands gutheiße, — „dann wird Preußen mit Demütigungen überhäuft, bis der Augenblick kommt, wo nach Bonapartes Willen seine letzte Stunde schlägt. Dann wird der Krieg unter noch ungünstigeren Aussichten wiederum ausbrechen, und, einsam und ohne Alliierte, wird Preußen fallen, ohne daß jemand für sein Schicksal Teilnahme haben wird, da es selbst für niemands Schicksal Teilnahme gezeigt, und da seine feige und schwächliche Politik Europa ins Verderben gestürzt hat. Dann werden die Tränen und Klagen — —"

„Ich erinnere an die Worte, die Hannibal den Karthagern sagte, als sie nach dem Friedensschluß mit den Römern dem Brand ihrer Schiffe zuschauten: ‚Nicht jetzt solltet Ihr weinen, sondern damals, als Ihr mich ohne Truppen und ohne Schiffe in Italien ließet.'" —

Der in solchen Worten seiner Verbitterung, seinem Ekel vor der Gegenwart, seinem trüben Blick in die Zukunft Ausdruck verleiht, in Briefen vom 13. Dezember 1805 und vom 9. Januar 1806, ist Prinz Louis Ferdinand von Preußen. — Ja, man hatte in der Tat versucht, Freund und Feind durch Truppenaufstellungen zu imponieren, um das Glückseligkeitseiland hinter der preußischen Demarkationslinie zu schützen, um den Groll zu zeigen wegen Verletzung Ansbachschen Gebiets; mit halbem Herzen gedachte man Österreich und Rußland zu unterstützen; im November 1805 war eine Armee aufgeboten worden, wie sie so zahlreich und schlagfertig das alte Preußen nie mehr sehen sollte. — Indessen war Austerlitz geschlagen am 2. Dezember 1805; Österreich unterhandelte um den Frieden; tiefste Niedergeschlagenheit herrschte in Berlin, und der preußische Abgesandte, Graf Haugwitz, fühlte sich glücklich, in Schönbrunn ein Abkommen schließen zu können, nach dem sich Preußen zum Freund Frankreichs bekannte.

Statt der für einen Vormarsch erhofften Anordnungen traf am 24. Januar 1806 der Befehl ein, die preußische Armee auf den Friedensfuß zu setzen. „So sind," klagt Prinz Louis, „elf Jahre geheimer und glühender Wünsche vernichtet oder doch vertagt! Mein Herz ist voll Kummer und Bitterkeit. Könnte ich nur meine Uniform ablegen und diesen ganzen verwünschten militärischen Prunk!" Kleinmütig schlichen die Regimenter in ihre Kasernen zurück; die Seele voll böser Ahnungen und leidenschaftlicher Anklagen zog Prinz Louis wieder nach seiner alten Garnison Magdeburg.

Der als Neffe Friedrichs des Großen am 18. November 1772 geborene Prinz Louis war 1792 in seinen ersten Feldzug gerückt, der im Tag von Valmy gipfelte. Dem ruhmlosen Rückzug folgte die Belagerung von Mainz, über deren greisenhafte Systematik der Prinz schreibt: „Wenn der König allein befehligte, wie die ganze Armee es wünscht, so würde alles gut gehen" — „aber diese verwünschten Generale, die einen übel erworbenen Ruf zu verlieren fürchten, tun bei ihrer Furchtsamkeit und bei ihrem Mangel wahrer Kenntnis tausend Dinge, die einen Menschen von Ehrgefühl rasend machen können". — Und Freiherr vom Stein berichtet nach einem Besuch im Lager vor Mainz: „Nur beim Prinzen Louis fand ich eine mit Bildern großer Tätigkeit angefüllte Einbildungskraft, ein lebendiges und sich lebhaft äußerndes Gefühl vom Großen." Im übrigen hält sich auch Stein auf über „die planlosen, alle Tätigkeit erschlaffenden Klagen der meisten, ihre zentnerschwere Langeweile".

Bei jedem Zusammenstoße mit dem Gegner zeigte der Prinz, wie sehr ihm Gefahr zum Lebensbedürfnis geworden wor, wie er sich eigentlich nur im Strudel des hin und her wogenden Gefechts frei fühlte von den Beengungen, die ihm sein sonstiges Leben verekelten. Stets dachte er nur doran, dieser schrecklichen Öde des Daseins zu entfliehen.

Sein eigenwilliges, selbstherrisches Wesen fand hier keine einzige Tat, keine einzige Persönlichkeit, die vorbildlich gewirkt, die ihn erzogen hätte. Eine lahmgewordene, abgebrauchte Schulmethode vermochte einem feurig angelegten Soldatengeist nichts zu bieten als dürre Regeln, leeren Formenkrom, ous dem der Geist löngst entwichen war. Jeder Zug von Unternehmungslust, von Romantik, wie er noch dann und wann zutage trot in dem Kompf ums Leben, den der große König geführt, alles das, wonoch der junge Prinz sich so heiß sehnte, fehlte der vorsichtig tastenden Kriegführung jener Zeit, die sich nicht eingestehen mochte, daß es um die Existenz des Staotes ging.

Einzelne technische Fertigkeiten mochte Prinz Louis nach Houfe trogen. Aber kein den Geist befriedigender Beruf, keine storke Persönlichkeit hot die Herrschaft über diese suchende Seele sich erobern können; noch weniger war dies weiche Zeitalter danach angetan, Waffen zu liefern, um dem eigenen Ich, dem persönlichen Charakter Herrschaft zu gewinnen über die selbstische Pflichtlosigkeit, über den Kultus des individuellen Glückseligkeitsgefühls, wie das alles vom Geist der Zeit gepredigt wurde. So blieb Prinz Louis der Führung seines eigenen feurigen, ungeduldig oufwollenden Temperaments überlassen, abgestoßen von dem Philistergeist des Elternhouses sowohl als von der sonstigen Umgebung, dann und wann nippend an den Erzeugnissen der Schöngeister, die selbst ziellos umherirrten; — ein wilder, saftiger Schößling in einem greisenhaft verkrüppelten Wald, der freilich sich zum duftenden Märchenhain zu wandeln begonn, ungesehen und unverstonden von Politikern und Kriegsmännern.

Im Frühling 1795 endigte ein unwillkommener Friede den ohne rechten Ernst an der Seite Österreichs geführten Krieg. Die preußischen Regimenter zogen vom Rhein in die norddeutsche Heimat zurück, der durch den Frieden von Basel ein friedsames Stillleben gesichert war, während die Welt droußen brodelte und krachte. — Eine eigentümliche Lage für alle empfänglichen und im Geist mithondelnden Herzen. Die einen, zu denen der Hauptmonn Gneisenau in seiner abgelegenen schlesischen Garnison und der Oberstleutnant Scharnhorst gehörten, lasen und studierten, begeisterten sich an den Feldzügen der Revolution und Napoleons; andere waren mit ganzer Seele auf die Exerzierplätze zurückgekehrt und labten sich an den alten Kunststücken, des frommen Glaubens lebend, durch sie die ganze Welt besiegen zu können; wieder andere bouten sich ein militärisches Luftschloß, von dem aus sie vernichtende Schläge zu führen gedachten dadurch, daß sie in dem klugen Rechnen mit Winkel und Moß, in dem Herousfinden günstiger Bodenformen sich einen scheinbor überwältigenden Kräftezuschuß gewannen. Eine kleine Gruppe endlich befleißigte sich, dem alten Gefüge durch Reformen etwas mehr Geschmeidigkeit und Beweglichkeit zu geben.

Prinz Louis, der das in sich verkörperte, wos man zu allen Zeiten unter einem flotten Kriegsmonn verstonden hat, zählte sich, obwohl ein Vorwärtsstürmer, mit Entschiedenheit zu keiner der ongeführten Gruppen. Sein ruheloser Geist, seine ungezügelten Leidenschoften führten ihn bald ouf diesen, bald ouf jenen Schouplatz.

Die zehn Friedensjahre, in die jetzt der Prinz mit seinem 23. Lebensjahre eintrat, hätten für ihn, für dos Vaterland zu unendlichem Segen ausfallen können, wenn es überhoupt im Geist der Zeit, im Sinne der tonangebenden Männer gelegen hätte, erzieherisch und reformierend zu wirken. Nichts ober lag diesen Menschen, diesen Zeiten ferner. Ein geistreich ousehendes Tändeln mit den modischen Schlagwörtern unter galanten Damen und Herren, französische Lektüre, das war es, was Abwechslung brachte in die Öde und Langeweile des Dienstes, in Spiel und Gelage, in Jagen und wilde Ritte.

Im Feld wor Prinz Louis der Liebling von Offizieren und Soldaten gewesen; jetzt wurde keiner so willkommen geheißen, so ousgezeichnet wie er in der lebenslustigen, geistreichen Gesellschaft bei prickelndem, launigem Ploudern, bei sich jagenden Witzen; der schöne Mann mit seiner in jugendlicher Frische prongenden Erscheinung, der mit seiner Selbstzuversicht die Sterne vom Himmel glaubte holen zu können, der olle Herzen bezauberte durch die offene Art seines Wesens und Redens.

Es ist ja richtig, Prinz Louis los und studierte, trot dem Freiherrn vom Stein und dem Obersten Schornhorst nohe; beide blickten mit der größten Hoffnung ouf den hochbegabten jungen Mann; die neugegründete Militärische Gesellschaft hielt einzelne Vorlesungen in seiner Wohnung. Hätte er sich mit ganzer Seele und voller Hingabe mitten ins militärische Leben hineingestellt, wäre er als Haupt der Reformer ouftgetreten, wohrhaftig, der Prinz hätte Großes leisten können. So aber, wie in Wirklichkeit die Sache log, hatte das Soldatenleben zu wenig Inhalt und Reiz für ihn, um ihn douernd und nutzbringend zu fesseln. Freilich war ihm ein Regiment zu Fuß in Magdeburg übertrogen worden, doch er gewann damit nur ein ungewöhnlich dürres Feld für seinen jugendlichen Tätigkeitstrieb. Denn der öde Formalismus jener Zeit kannte als Seelenerhebung nur die ewige Wiederholung der verwickelten Kunststücke auf dem Exerzierplatz mit den alten Berufssoldaten. Die schwere Aufgabe, Soldoten

Friedr. Christ. Ludwig
Prinz von Preußen.

Prinz Ludwig Ferdinand.
Kolorierter Kupferstich von W. Aster.

aus dem Rohstoff der Rekruten herauszubilden in gewissenhafter, jedes Jahr wiederkehrender Arbeit, die militärische Volksschule, der rechte Lebensinhalt für denkende Offiziere, diese Aufgabe fehlte fast gänzlich. Alljährlich wurden ja nur vier bis fünf preußische Rekruten aus dem Aushebungskanton in jede Kompagnie eingestellt, die so frühzeitig als möglich, nach wenigen Monaten, wieder zur Entlassung kamen. Oberflächliche Einübung hatte der Unteroffizier beigebracht.

Es ist das preußische Offizierkorps jener Zeit oftmals geschildert worden als abgeschlossene Adelskaste, die den Fehlern ihrer Zeit noch manche besondere, aus Abgeschlossenheit und Selbstüberhebung hervorgehend, hinzugefügt habe; allein der durchgehende wesentlichste Zug ist wohl darin zu finden, daß das Veredelnde des Erziehungswerks fehlte, daß der Offizier von damals nicht seine Schüler, nicht die den Stempel seiner Einwirkung tragenden Mannschaften auf den Exerzierplatz, ins Manöver, ins Feld führte, sondern einen Haufen von Leuten, an deren geistigen und seelischen Zustand er nie Hand angelegt hatte, eine Schar, die zur größeren Hälfte aus preußischen Landeskindern bestand, aus altgewordenen Rekruten, zur etwas kleineren Hälfte aus Ausländern, alles verbunden in ein stramm geordnetes Räderwerk, dessen Spielen zu gewissen Zeiten angestaunt werden sollte.

Beraubt sah sich der Offizier der großartigsten Leistung: von seiner eigenen Seele, von seinem eigenen Denken und Können etwas hinüberleiten zu dürfen in die Seele eines Schülers. Folgerichtig blieb er damit auch der Gegengabe beraubt: etwas in die eigene Seele zurückempfangen zu dürfen aus dem Innersten des Schülers heraus — Vertrauen, Liebe, Hingabe.

Es ist ja bekannt, wie unsere großen Geister, angeekelt von der unerquicklichen Wirklichkeit, hinausflüchteten und sich ein Reich ästhetischen Genusses bauten, in dem sie lebten, ungestört und niemand störend. Ähnlichen Drang mag Prinz Louis in sich verspürt haben, wenn er von Magdeburg aus die geistreichen Kreise in Hamburg und Altona besuchte. Zu jenen anregenden Kreisen zog es ihn hin, die sich aus Deutschen und Franzosen zusammensetzten, in denen es ihm möglich war, den Geist zu weiten und zu vertiefen; Kreise, in denen Frau von Vaudemont, die Freundin Talleyrands, Larochefoucauld, Montmarency und ihre Geistesverwandten eine Rolle spielten. Hier fühlte er sich wohl, entkleidet aller militärischen Würde und prinzlichen Ansprüche. Allein der Byzantinismus und der herrschende unbedingte Respekt vor Äußerlichkeiten urteilte anders: der Prinz trage eine gewisse Geringschätzung gegen Rang und Stand zur Schau, überliefere dem Spott Althergebrachtes und Geheiligtes, hege demnach demokratische Gesinnungen; dazu vernachlässige er seine militärischen Pflichten, gerate durch Verschwendung in Schulden. — In seiner ungemein gutartigen, weichen Weise, schon der von ihm besonders verehrten Schwester, der Fürstin Radziwill, zuliebe, fügte er sich, kehrte zu militärischen Studien, vielleicht auch zu Plutarch zurück, den ihm Stein besonders empfohlen hatte, und füllte manche Stunde durch die heißgeliebte Musik aus.

In seinem eigentlichen Beruf aber wußte er sich keinen maßgebenden Platz zu erobern. Wie das Vaterland keine Wege gefunden hatte, einen so hochbegabten jungen Mann zu erziehen, so fand es auch keine Stelle für ihn, um aus seiner Eigenart Nutzen zu ziehen, aus einer seiner Eigenschaften besonders, die damals selten war und Prinzen stets gut ansteht: aus seiner Aufrichtigkeit. Er wäre der rechte Mann gewesen, um in der Welt der Vogel Strauß-Politik die Wahrhaftigkeit, den Wirklichkeitssinn, raschen Entschluß und tapfere Tat wieder auf den Thron zu setzen, den Reformern in Armee und Staat die Wege zu bahnen. Aber gerade diese mattherzigen Menschen der Alten Welt mit ihren langen Westenschößen, denen es nur wohl war in gewundenen Reden und Selbsttäuschungen, sie durften ungestüme Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit nicht zum Wort kommen lassen, sie mußten den zurückhalten, der sich als Feind des Zopfes bekannt hatte, ihn, auf den zurückblickend Freiligrath singt:

Wie er's in der Schlacht getrieben,
Wie bei Saalfeld er geblieben,
Solches wißt Ihr allesamt!
Doch kein Teufel weiß jetzunder,
Wie sein Säbel, Gottes Wunder,
In die Zöpfe einst geflammt!

Seit dem Jahre 1800 pflegte der Prinz längere Zeit in Berlin zuzubringen und die Kreise zu besuchen, in denen Johannes Müller, E. M. Arndt, Metternich und Clausewitz, F. v. d. Marwitz, Frau v. Staël verkehrten, Kreise, die es sich zur Aufgabe machten, Preußen und ganz Norddeutschland aus dem Schlaf der Ermattung aufzuwecken und ihnen die Gefahren selbstsüchtiger Isolierung zu zeigen. Mit Eifer beteiligte sich des Prinzen empfänglicher Geist; alle ohne Ausnahme bewunderten ihn, den stürmischen jungen Mann, dessen geistreiche Auffassung der Lage, dessen Idealismus und schwungvolle Begeisterung unwillkürlich mit sich fortrissen. — Marwitz, sonst so schonungslos, sagt in Erinnerung an diese Zeiten vom Prinzen:

„Er war ein Herr, wie es sonst, namentlich in Frankreich, mehrere gegeben hat, aber wie wohl, seit die Welt sich so ganz ins Flache gewendet, keiner wieder geboren werden wird. Er war groß, schön wie Apollo, geschickt in allen Leibesübungen, ein gewandter und dreister Reiter, einer der stärksten Schläger im Fechten, im Ringen und Voltigieren außerordentlich stark. — Wenn er erschien in der prächtigen Uniform seines Regiments, sei es zu Fuß, sei es zu Pferde

(und nie auf einem anderen als dem allerschönsten), so war es nicht anders, als wenn der vornehmste Herr der Welt, der schönste und der Kriegsgott selbst sich sehen ließ."

Reich sei er an Kenntnissen aller Art gewesen. „Es lag Außerordentliches in ihm, und es wäre Außerordentliches aus ihm geworden, wenn der Krieg nicht durch den Frieden von Basel beendet worden wäre." Seine Bitten, die Feldzüge in den Reihen der Österreicher oder Russen mitmachen zu dürfen, mußten bei der heikeln politischen Lage stets abschlägig beschieden werden. Nichtstun, Drang nach Zerstreuung sei das Ergebnis gewesen. Darum habe es auch seinem Streben und Studieren, seinen ernsthaften Unterhaltungen an Stetigkeit und Zusammenhang gefehlt. „Kurz, es war jammerschade um diesen Herrn; er war körperlich und geistig begabt, wie man keinen gesehen, und ging durch die Zeitverhältnisse zugrunde."

Ein noch eingehenderes Charakterbild hat uns Clausewitz hinterlassen: „Er war der preußische Alcibiades." Dieser Vergleich mit dem glänzenden Athener trifft bei dem von glühender Vaterlandsliebe getragenen Sprößling des preußischen Königshauses doch nur zu einem Teile zu. — „Sein Mut war keine brutale Gleichgültigkeit gegen das Leben, sondern ein wahres Bedürfnis nach Größe, ein wirklicher Heroismus. Er liebte das Leben und genoß es nur zu sehr —" Ähnlich Varnhagen von Ense. — „Wie ein richtiger Schwimmer," sagt P. Bailleu, der Biograph des Prinzen, „behielt er doch stets den Kopf oben" ... „Den guten Kern seines Charakters hat er durch alle Verirrungen hindurch gerettet." —

Prinz Louis hatte indessen das 30. Lebensjahr überschritten. Die Flamme seines Geistes, bisher unstet flackernd, begann eine bestimmte Richtung anzunehmen und Wärme zu entwickeln. Noch immer sieht er sein Vaterland wie einen müßigen Träumer stehen und schläfrig zuschauen, wie sich draußen eine neue Welt baut. Da zucken Pläne durch seine Seele, wie man zur allgemeinen Rettung handeln könnte, um nicht immer in passivem Zuwarten zu verharren. Ein aufrichtiges Bündnis zwischen Österreich und Preußen müsse zu dem Ende angebahnt werden. Mächtig fühlte sich der Prinz von diesem Gedanken erfaßt, der in seiner Brust wuchs und immer mehr Gestalt annahm.

Und auf diesem Felde, nicht in den Rheinfeldzügen, nicht im Saaletal, liegt die geschichtliche Bedeutung des Prinzen. „Von wem kann Rettung kommen für Deutschland? Von Österreich *und* Preußen." Denn einzeln sei keines dieser beiden der Übermacht gewachsen. —

Im Herbst 1804 hatte der Prinz bei seinem Besuch in Wien den besten Eindruck gemacht und solchen empfangen. Was seine Seele bewegte, vertraute er einer für den König bestimmten Denkschrift an, von der Gentz schrieb: „Ich bin entzückt, ich bin stolz, sagen zu können, daß dasjenige, was E. K. H. mit so viel Feuer wünschen, mit so viel Eifer und Genie empfohlen haben, auch der Gegenstand meiner Forschung, kurz alles dessen ist, was ich seit fünf Jahren gesagt und getan habe; — das Bündnis zwischen Österreich und Preußen ist die einzige und letzte Hilfsquelle, welche die Vorsehung uns in all unserem Elend gelassen hat."

Der Zeit vorauseilend, erheben sich die Gefühle des Prinzen, zunächst auf Eindämmung Frankreichs gerichtet, zu einem nationalen deutschen Gedanken, wie er damals nur wenigen Auserlesenen eigen war. Alle feurige Beredsamkeit aber verhallte ohne Wirkung zu einer Zeit, der nichts so fern lag als aufrichtiges Zusammenstehen für einen gemeinschaftlichen Zweck, in der die preußische Politik vor jedem Entschluß, mochte sein Ziel sein, welches es wollte, zurückbebte.

In Preußen, dieser dem Frieden vorbehaltenen Scholle, hatte man wie aus einer vergitterten Zuschauerloge den Weltereignissen zugesehen. Als Tourist wenigstens wollte Prinz Louis die Schauplätze besuchen. Das führte ihn im Sommer 1805 nach Italien und Süddeutschland. Eben zu rechter Zeit kehrte er nach Berlin zurück, um Zeuge der Entrüstung zu werden, die infolge der Verletzung des Ansbachschen Gebiets durch Napoleon zum Ausbruch gekommen war. Es folgten Mobilmachung, Heeresaufstellung in Westfalen und Thüringen; es folgte der Besuch des Kaisers von Rußland.

Das alles reihte sich unmittelbar aneinander; man schien das Aufflammen des Nationalgefühls endlich ausnützen zu wollen. Zu gleicher Zeit aber mischte sich soviel bedächtige Vorsicht, ja Schüchternheit in die Maßnahmen, die wie Kriegsdrohung aussahen, daß Halbheit, Unentschlossenheit, Straucheln, bald unbedingte Friedenssehnsucht herauszulesen waren. — Währenddem hatte Napoleon mit wenigen Sprüngen sein Ziel erreicht: Ulm und Austerlitz!

Was nützte es, daß Prinz Louis „eine siegende Gewalt ausübte, wo er sich nur zeigte?" — „Nichts kam seiner hochherzigen, frei erhabenen Weise gleich, die ihn zum Liebling des Heeres machte, auf den sich aller Augen richteten." — Schon eingangs haben wir gehört, in welche Worte grad damals Prinz Louis seine Enttäuschungen und sein verbittertes Herz gegossen. „Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte," fügt er noch bei; „so muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schönen menschenbeglückenden Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet?" —

Es ist außerordentlich schwer, über den welthistorischen Wert der Zeit ein Urteil zu fällen. Diese zehn Jahre preußischer Geschichte seit 1795, ja auch das Jahr 1805, sind arm an Ereignissen, noch ärmer an

preußischen Taten. Und doch findet sich in ihnen eine unablässige, geräuschlose Arbeit, deren Ergebnisse sich erst viel später zeigen sollten.

Klares Bewußtsein arbeitete sich noch nicht an die Oberfläche, aber man fing doch an, mißtrauisch auf die alten Künste zu blicken, auf Reformen zu sinnen, sich innerlich von dem zäh verteidigten eigensüchtigen Neutralitätsgedanken loszulösen; Empfindungen wurden wach, die vorwärts trieben, aber zugleich das Vertrauen in die eigenen Kräfte untergruben. —

Der Prinz saß im Frühjahr 1806 wieder in Magdeburg; nicht selten besuchte er Berlin. Der Regierungsweisheit, der es gelungen war, den Frieden zurückzuführen, wurde offiziell nicht geringes Lob gespendet. Anders in den Kreisen der Denkenden und Patrioten: zwischen den König und die Minister, hieß es bei diesen, haben sich die Kabinettsräte (Beyme, Lombard), zunächst nur mit dem formalen Geschäft des Vortrags betraut, eingedrängt, bringen ihre persönlichen Ansichten zum Ausdruck und seien in äußerer und innerer Politik zu Lenkern geworden. Stein und Prinz Louis stellten sich an die Spitze dieser auf eine Umgestaltung des Staatsmechanismus lossteuernden Partei, die ein wirkliches Staatsministerium herzustellen und die Kabinettsräte auszuschalten gedachte.

Der erste Anlauf scheiterte; der zweite, im September 1806 unternommen, fand den Staat schon halb im Kriegszustand. König Friedrich Wilhelm III. geriet in heftigen Unwillen und verbat sich für alle Zeiten derartige Einmischungsversuche. So mußte Prinz Louis seinen letzten Versuch, dem alten Preußen neue Lebenskraft zuzuführen, scheitern sehen; der erste Versuch, die Allianz mit Österreich, war nach Austerlitz ja doch hinfällig geworden. Die Seele einer oppositionellen Bewegung aber, neben Stein, gewesen zu sein, einer Bewegung, welche den Grund zur Bildung einer öffentlichen Meinung gelegt hat, sichert dem Prinzen den Ehrenplatz eines Vorläufers jener großen Reformbewegung, die neuen Ideen Platz schaffte, sobald durch Wegräumung alten Schuttes freie Bahn gebrochen war.

Schon am 8. August 1806 hatte der König, um für alle Fälle gerüstet zu sein, einen Teil des Heeres ins Feld gerufen. Es wäre auch mehr als naiv gewesen, wenn man in Preußen geglaubt hätte, Napoleon werde die Drohung vom Ende des Jahres 1805 vergessen. Immer offenkundiger traten seine feindseligen Absichten hervor. — Noch lagerten die französischen Armeekorps in Süddeutschland. Gerade die Zurückziehung dieser Truppenteile aufs linke Rheinufer verlangte jetzt Preußen; Napoleon dagegen forderte die Zurückführung der preußischen Armee auf den Friedensfuß. So mußte es zum Bruch kommen.

Dem heutigen Geschlecht klingt es schwer faßbar, wie man bei der Stellung von Forderungen an Napoleon nicht von Anfang an zum Krieg entschlossen sein konnte, wie man immer noch zwischen Kriegsentschluß und Friedenshoffnung taumelte, wie man auch nach dem Bruch nicht an einen Kampf auf Leben und Tod glauben mochte, daß man nicht einmal alle Streitkräfte zur Entscheidung heranzog.

Prinz Louis ging sofort zu dem Teil der Armee ab, der sich unter dem Befehl des Fürsten von Hohenlohe in Thüringen sammelte und aus sächsischen und preußischen Truppen bestand. Das Kommando der Avantgarde war ihm zugedacht. In gedrückter Stimmung hatte er ungefähr folgende Abschiedsworte an die Königin Luise gerichtet: „Ich scheide mit dem festen Entschluß, mein Blut für den König und mein Vaterland zu vergießen, doch ohne Hoffnung, es retten zu können.“ Erst der Aufenthalt im Lager gab ihm Selbstvertrauen zurück. Als die Regimenter sich in der Nähe der Saale sammelten, war der junge General allerorten gefeiert als ritterlicher „Paladin“, als die Hoffnung des Landes. Goethe schreibt in den „Annalen“: „Es war am Freitag den 3. Oktober 1806. Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach seiner Art tüchtig und freundlich.“ —

Neben diesem Heer an der Saale bildete sich ein anderes in der Gegend von Erfurt, die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig. So hatte man von Anfang an zwei Armeen, die sich wohl zuweilen einander näherten, aber sich nie vereinigten; Front zunächst nach Süden, nach dem Thüringer Wald. Man sprach von der Offensive nach Franken hinein. Vom 27. September 1806 schreibt der Prinz aus Chemnitz: „Ich habe alle Ursache, zu hoffen, daß wir angriffsweise verfahren, was immer Erfolg sichert, da Bonaparte sicher nicht darauf gefaßt ist. — — Es ist nur zu wünschen, daß man mehr Einheit und Schnelligkeit bei dem zeigt, was man unternimmt.“ — In demselben Brief trauert der Prinz über die Isoliertheit des preußischen Staates, der es versäumt habe, zur richtigen Zeit den Bund mit Österreich zu schließen: „Erst wenn Preußen Beweise seiner Zuverlässigkeit, seiner politischen Bekehrung gegeben hat, darf es hoffen, Verbündete zu finden — —.“

Zu Anfang Oktober verlegte Hohenlohe sein Hauptquartier nach Jena. Der Gedanke an Offensive war auch schon aufgegeben; bald in dieser, bald in jener Stellung gedachte man den Angriff des Feindes abzuwarten. Auf dem linken Saaleufer sollten die Heere nach der Meinung des Herzogs von Braunschweig versammelt werden; nach einer Stellung auf dem rechten Saaleufer bei Neustadt a. d. Orla und Mittelpöllnitz zielte Oberst v. Massenbach hin und wußte auch den Fürsten Hohenlohe, unter dem er als Chef des Generalstabes stand, dafür zu gewinnen.

So lagen die Dinge am 9. Oktober. Erst tags zuvor hatte Prinz Louis das Kommando der Avantgarde (11 Bataillone, 2 Jägerkompagnien, 13 Schwadronen, 28 Geschütze) übernommen; in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober befand er sich in Rudolstadt, seine Vorposten standen 9 Kilometer südlich davon in Saalfeld. — Sobald der Prinz am 9. Oktober in Rudolstadt angekommen war, meldete er abends 9 Uhr an den König, daß er seine Avantgarde in Rudolstadt konzentriere, „um nach der Idee des Fürsten gegen Neustadt a. d. Orla vorzurücken". Zu jener Zeit dachte der Prinz nicht daran, südwärts auf Saalfeld zu marschieren; nein, ostwärts sich zu schieben nach Neustadt über Pösneck, wie ihm aufgetragen war. — Nun kamen Nachrichten, daß der Feind auf der Koburger Straße über Gräfenthal gegen Saalfeld vorrücke. Demnach meldete er dem Fürsten Hohenlohe, daß er zunächst in Rudolstadt bleibe und hier Befehle erwarte.

Die Berichte an den König und an Fürst Hohenlohe scheinen schon abgegangen gewesen zu sein, als der Prinz erfuhr, daß es einen direkten guten Weg von Rudolstadt über Pösneck nach Neustadt a. d. Orla überhaupt nicht gebe, daß man über Saalfeld marschieren müßte, um die gute Straße zu gewinnen. So erst ist Saalfeld zu der Wichtigkeit eines Postens aufgerückt, den man in der Hand behalten mußte, um überhaupt die befohlene ostwärts gerichtete Bewegung nach Neustadt ausführen zu können.

Demnach ging während der Nacht der Befehl hinaus: Am 10. Oktober mit Tagesanbruch steht die Avantgarde im Rendezvous auf der Straße nach Saalfeld zwischen Rudolstadt und Schwarza. — Um 8½ Uhr Aufbruch vom Sammelplatz; nach allen Entsendungen: 5 Schwadronen, 6 Bataillone, 1 Batterie. Es wird die nördliche Umgebung von Saalfeld erreicht. Zwischen den Füsilieren und Jägern, die als Vorposten hier stehen, und den aus Berg und Wald eben heraustretenden französischen Tirailleurs entspinnt sich ein Gefecht; es ist vormittags 10½ Uhr. Nördlich von Saalfeld läßt der Prinz aufmarschieren, hat nun vor seiner Front die Dörfer Beulwitz und Crösten, Berggehänge und ausgedehnte Wälder, auf seinem linken Flügel Saalfeld. Die Ungunst, auf ziemlich schmaler Talsohle zu stehen, wurde noch vermehrt durch den Umstand, daß die Rückzugslinie nach Rudolstadt vollständig auf dem rechten Flügel, in Verlängerung desselben, lag. In dieser Gefechtsordnung empfängt der Prinz einen viel zu spät eintreffenden Befehl: er solle bei Rudolstadt stehen bleiben und nicht angreifen.

Gegen die preußische Front entwickelte indessen Maschall Lannes, hier an der Spitze der Division Suchet seines Korps, immer stärkere Schützenschwärme und Massen in der Richtung von Schwarza, um den Rückzug im Saaletal zu verlegen. Dem Prinzen blieb nichts übrig, als sich durch einen Vorstoß der drei Bataillone, die er gesammelt hatte, auf der Talebene Luft zu verschaffen und dann den Rückzug nach Rudolstadt anzutreten. Der Vorstoß brachte einigen Erfolg, und der Befehl zum Rückzug wurde gegeben. In ruhigster Haltung bestimmt der Prinz Maßregel um Maßregel. Allein jetzt nahm überlegene feindliche Infanterie das Dorf Crösten weg, auf das es am meisten ankam.

Immer enger sah der Prinz seinen Weg eingeschnürt; da wickelten sich auch zwei französische Husarenregimenter aus den Gehölzen heraus. Die Bedeutung des Augenblicks erfassend, warf sich der Prinz ihnen mit fünf sächsischen Schwadronen entgegen. Zu gleicher Zeit jedoch wußte der Feind seinen Vorteil wahrzunehmen und mit seinem zweiten Treffen dem Prinzen in die Flanke zu fallen. Alles flutete vor dem Anprall der feindlichen Übermacht zurück. Der Prinz, dessen Pferd beim Überspringen eines Zaunes hängen geblieben war, wurde eingeholt und im Kampfe mit einem französischen Sergeanten erstochen.

Nach dem Siege ihrer Reiterei fiel es der Division Suchet leicht, die fast zusammenhanglos stehenden Gefechtslinienstücke der Preußen und Sachsen auf Rudolstadt zurückzutreiben, wo sich ihre Trümmer sammelten, darunter auch der verwundete Hauptmann Gneisenau, der an der Spitze seiner Füsilierkompagnie auf dem Lerchenhügel bei Saalfeld gestanden hatte, der Mann, der in gewissem Sinn das Erbe des Prinzen Louis antrat und nicht wenige von dessen Ideen zur Wahrheit machte.

In Jena vereinigten sich die Trümmer der Avantgarde mit dem Heerteil Hohenlohes. Denn der Plan, diesen bei Neustadt a. d. Orla und Mittelpöllnitz aufzustellen, war, so rasch er gefaßt war, so rasch auch mit dem anderen vertauscht: Stellung auf dem linken Saaleufer bei Jena. Hätte der Prinz das zur richtigen Zeit erfahren, so wäre ihm der Kampf um das Defilee von Saalfeld erspart geblieben. Jetzt lag der preußische Anführer, der als erster auf den Feind eingeritten war, aufgebahrt in der Schloßkapelle von Saalfeld, wo die Herzogin von Koburg einen Lorbeerkranz niederlegte.

Daß Versprengte im Lager Hohenlohes ankamen mit der Kunde von Saalfeld, das war an sich nichts Schlimmes; viel schlimmer wirkte der Umstand, daß diese Kunde schon mit trüber Stimmung, mit schwankenden Entschlüssen zusammentraf.

Trauer zog ein bei der gesamten Armee, die ihren Liebling beweinte, bei der königlichen Familie, in der bescheidenen Stube derjenigen, die dem liebenden Suchen seines Herzens Heimat und Halt gegeben. — — —

Auf die Nachwelt aber ist Prinz Louis gekommen als eine Figur, in der sich Schönheit der Erscheinung mit einem hochstreben-

den edlen Charakter zu einem unvergleichlichen Ganzen vereinigte, als ein Held, der in vollkräftigem Mannesalter gewissermaßen als Vorbote hinabstieg, um den Untergang seines Vaterlandes anzukündigen; als ein Kriegsmann, dessen frischem Geist es versagt blieb, verjüngend auf sein Vaterland zu wirken. —

Jahre mußten tief sinken, um auf die Bahnen, die Prinz Louis von 1804 ab gewiesen, zurückzuleiten: Sechs Jahre sind verflossen seit seinem Tode; im Kreml in Moskau scheint im Herbst 1812 Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht zu stehen. Zu derselben Zeit sitzt in Berlin Minister Hardenberg an seinem Schreibtisch und fragt bei Metternich in Wien an: „Könnte denn nicht bei diesem ungeheuren Ringen das Genie Napoleons den kürzeren ziehen? Welche Mittel könnten angewendet werden, um uns selbst zu retten?“ Und Metternich darauf: „In unseren eigenen Mitteln müssen wir die Hebel unseres Heiles suchen. Ich sage: unseres Heiles; denn die Interessen unserer Staaten trenne ich nicht.“ — Richtig, so hatte Prinz Louis geraten in den Jahren, da er nach Johannes Müller immer trefflicher geworden war, da sein ganzes Sehnen auf Befreiung der Deutschen ging. Damals hatte er gefordert: Abstreifen der selbstsüchtigen, von der Nation abschließenden Neutralität, Zusammengehen Preußens mit Österreich.

Nun endlich wiesen Leiden ohne Zahl die beiden deutschen Großmächte auf engen Anschluß hin, und jetzt lohte auch die Flamme auf, die Prinz Louis, vaterländischen Geistes und froher Zukunftshoffnung voll, zu schüren versucht hatte. Jetzt trat Preußen, unbewußt der geistigen Aufrüttelung des Prinzen folgend, aus seiner Abschließung heraus und ließ ein Feuer zum Himmel aufsteigen, an dem sich alle deutschen Stämme wärmen konnten.

Diddi.

Ein stiller Roman.

Die Freundin sprach: Ich kenn' ein armes Kind,
Zart, schön und jung, mit blondgewellten Haaren,
Und Augen hat es, die gleich Veilchen sind,
Gefüllt mit Sehnsucht, blau und unerfahren!
Das lacht noch lieb und kennt doch Not und Schmerz,
Glaubt noch an Glück und trägt doch bittre Lasten.
Die säh ich gern an Ihrem Herde rasten,
Denn früh verwaist, wie Ihres, ist ihr Herz! —
Wie heißt sie? — Diddi! — Aus der frühsten Zeit
Blieb ihr des Namens süße Kindlichkeit. — —

Klein-Diddi heißt sie ... Diddi, wie das klingt!
Als ob im Tanz sich Kinderfüßchen schwingen,
Als ob ein feuchtes Mädchenmäulchen singt
Von ersten Blüten und von Schwalbenschwingen!
Tagtäglich malt ich nun ihr Antlitz mir,
Des Körpers Anmut und die feine Stimme,
Und meine Sehnsucht sog wie eine Imme
Sich süßen Honig aus dem „Traum von Ihr“.
Und heimlich dacht' ich: „Vöglein ohne Nest,
Wenn wir uns fänden, hielten wir uns fest!“ — —

Doch sie war fern. Und als sie heimgekehrt,
Mußt' ich hinaus, bevor ich sie gesehen.
Und dennoch träum' ich noch von einem Herd,
An dem wir beide engverschlungen stehen!
Die Woge höhnt mich, die ans Ufer zieht,
Der Seewind höhnt mich, der die Düne plättet;
Doch tiefer stets in meinen Traum verkettet
Klingt Tag für Tag sehnsücht'ger nur mein Lied:
Ich sah sie niemals, doch ich hab' sie gern!
Mein' Sehnen küßt sie, selber bleib ich fern!

Georg Busse-Palma.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Zwischen zwei Spielzeiten.

Bühnenerinnerungen von ***.

Also ich soll wirklich ausplaudern? Von „vor“ und „hinter“ den Kulissen?

Aber Sie gestatten, daß ich mir dazu eine Zigarre anzünde. Und vielleicht darf ich mir das Tischchen mit der Schale türkischen Kaffees ein bißchen näher rücken.

Wir sitzen natürlich am Kaminfeuer.

Ein Kaminfeuer gehört dazu. Ich kann mir eine richtige Bühnenplauderei ohne Kaminfeuer einfach nicht denken. Wir kennen in Deutschland das Kaminfeuer zwar nicht — in meinen sämtlichen Hotel- und Bürgerquartieren hab' ich bloß Kachelöfen, Cadés und Luftheizung gehabt — aber das tut nichts zur Sache. In den modernen deutschen Salonlustspielen spielt ja auch regelmäßig eine der Liebesszenen „au coin du feu“. Und die modernen deutschen Salonlustspieldichter — nun, die werden doch wohl das Leben kennen.

Ihre etwas indiskrete Frage, was und wie wir's zwischen zwei Engagements treiben, ist natürlich nicht in ein paar Worten zu beantworten. Die Mehrzahl von uns zehrt von Erinnerungen, lebt von Hoffnungen — und pumpt. Wohlverstanden, wir sind natürlich bedeutend solider geworden als zu Holteis Zeiten, wo es in den Dörfern beim Herannahen der Wohnwagen einer Schauspielertruppe noch hieß: „Die Wäsche weg, die Komödianten kommen!“ Seitdem wir Geheime Hofräte, Doktoren beider Rechte, Reserveoffiziere und sogar Exzellenzen zu unseren Kollegen zählen, hat sich unser Stand wesentlich gehoben. Einige von uns haben Jahreseinnahmen, die den Zinsen von mehreren Millionen Mark gleichkommen. Wieder andere sind nebenher Villen-, wenn nicht gar Rittergutsbesitzer. Und sie sind es in den meisten Fällen nicht durch spekulative Heiraten mit Goldfischchen geworden, sondern durch ihr Spiel auf den heißen Brettern und ihre gutbürgerliche Ökonomie im Hause. Aber das Gros hat oft schwere Zeiten durchzumachen. Sparsamkeit zur rechten Stunde könnte dem wohl vorbeugen, ja, darin haben Sie recht. Aber dazu muß einem eben der Kanzleirat und der Kalkulator im Blute sitzen. Manchen der Kollegen sitzt er im Blute. Denen fehlt dann aber gewöhnlich ... Ja, wie soll ich's ausdrücken? ... Ich will ein Bismarcksches Wort anwenden: Die halbe Flasche Sekt fehlt ihnen, die der Franzose vor dem Deutschen voraus hat. Und darin sind wir uns doch einig: der Franzose ist unbedingt ein besserer Schauspieler als der Deutsche. Wenigstens im Leben. Und — in der Diplomatie.

Wenn ein Landgerichtsdirektor oder ein Oberstleutnant vernimmt, daß ich mit tausend Mark Monatsgehalt ans Stadttheater in N. engagiert bin, so multipliziert er das mit zwölf und nennt es eine ungeheure Gage. Und wenn er dann gar hört, daß ich in mein nächstes Engagement mit einem Barbestand von — na, sagen wir plus minus Null eingerückt bin, so schlägt er die Hände zusammen und meint: „Ein zu leichtlebiges Völkchen ist das doch so beim Theater!“

Aber er tut uns unrecht. Zunächst begeht er nämlich einen kolossalen Rechenfehler. Das Jahr des Landgerichtsdirektors und des Oberstleutnants hat zwölf Monate; es beginnt nach dem Julianischen Kalender am 1. Januar und endet Silvester. Anders das unsrige. Das beginnt im September oder im Oktober — und endigt zu Ostern.

Dabei sind unsere Verwaltungskosten viel, viel höher. Der Landgerichtsdirektor gibt für seine Kleidung — zudem nur, wenn er eine geschmackvolle Frau besitzt, die auf seine Garderobe mit ein Auge hat, was nicht die Regel ist — im Jahre durchschnittlich dreihundert Mark aus. Wir müssen dafür die fünffache Summe in unserem Etat auswerfen. Das Publikum verlangt von den Darstellern beiderlei Geschlechts eine tadellose Gewandung, es will die neuen Moden, von denen die Zeitungen „unterm Strich“ schreiben, auf der Bühne sehen. Ferner unsere Reisespesen! Nun ja, die jüngsten Herrschaften von der Bühne können ihren Umzug vom einen zum andern Engagement in vielen Fällen wohl auch noch so leicht und billig wie der Bruder Studio bewerkstelligen. Aber wer sich schon einen kleinen Haushalt zugelegt, gar wer Familie hat, — o weh, der spürt's im Beutel, wenn der Agent seine „Versetzung“ von Straßburg oder Basel nach Danzig oder Königsberg erwirkt hat. Daß man sich verbessert hätte, merkt man trotz der etwas höheren Gage im ersten Jahre meistens nicht. — Ach, Herr Oberstleutnant, wie wir Sie in solchen Fällen um den Kilometertarif Ihres Herrn Zahlmeisters beneiden, um die „Ab- und Zugänge“!

Ein witziger Kopf hat einmal mit Bezug auf die Damen vom Theater das Wort geprägt: Der Grabstein ihrer Tugend wird gewöhnlich beim Juwelier gekauft. Aber das — ich glaube recht traurige — Witzwort trifft das Richtige nicht. Wenn sie

bereits bei den Brillanten angelangt sind, braucht ihre Tugend längst keinen Grabstein mehr. Das Amgoldehängen, Nachgoldedrängen bringt die Bühnennovizen viel weniger in Gefahr als andere Arme. Das macht: für die Bühne tun die Similibrillanten völlig ausreichende Dienste.

Aber die Bühnentoiletten —!

Das ist ein großes Thema für sich. Es ist in den letzten Jahren auch in Kreisen, die dem Theater sonst ganz fernstehen, viel darüber gesprochen, gestritten und geschrieben worden. Ein wohltätiger Ausschuß hat sich sogar gebildet, der für ärmere Schauspielerinnen und Sängerinnen abgelegte, aber noch ansehnliche Garderobenstücke von „Damen der Gesellschaft" — wie es so geschmackvoll in den Zeitungsnotizen heißt — zu sammeln begann. Geld-, Kunst- und Moralfragen wurden da in bester Absicht aber zwecklos als italienischer Salat durcheinandergerührt. Das Elend der hungernden Phryne läßt sich nicht durch strenge Debatten, nicht durch milde Gaben aus der Welt schaffen. Und auch bei der Bühne wird es nach wie vor zertretene Pflänzchen geben, solange eben § 16 des zumeist noch üblichen Theaterkontraktes lautet: „Die weiblichen Mitglieder haben außer dem Männerkostüm sich alles nach Anordnung der Regie selbst zu stellen." Die Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger strebt wenigstens das eine an, daß den Damen gleich den Herren die erforderliche historische Tracht geliefert wird (neben einer etwa vorgeschriebenen modernen Männertracht). Wer die Preise eines Stuart-, eines Elisabeth-, Elsa-, Jungfrau von Orleans-Kostüms kennt, wird den ungeheuren Fortschritt einsehen. Aber es bleiben noch immer genug, übergenug Ausgaben übrig, die bei 125 Mark Monatsgehalt — das Jahr zu sieben Monaten gerechnet — verflixt schwer zu bestreiten sind. Artikel 8 des Vertrages der Bühnengenossenschaftler besagt nämlich: „Im übrigen hat das Mitglied die moderne Tracht, alle Hand- und Fußbekleidung, Trikots und Leibwäsche zu jedweder Tracht, insofern hierbei nicht außergewöhnliche Anforderungen hinsichtlich der Farbe, der Form und des Stoffes gestellt werden, desgl. Schminke sich auf eigene Kosten anzuschaffen." — Und hierzu kommen dann noch die Ausgaben für den Perückenmacher, für die Hut-, die Putzmacherin!

Eine glänzende Lösung dieser „Staats"-Frage gibt es. Sie liegt in einer einzigen Zeile, die ich auf ein paar Pariser und Londoner Theaterzetteln gesehen habe. Dieser Passus lautet ungefähr so: „Der Dreß von Madame A., Madame B., Madame C. und den Mesdemoiselles X., Y. und Z. stammt aus den Modesalons der Firma Frères Telettel & Co."

Frères Telettel & Co. liquidieren für ihre Nadelmeisterwerke bei den Damen, die sie in dem neuesten Lustspiel von Lavedan oder Shaw Abend für Abend vor entzückten Frauenaugen (hierbei kommt's zunächst wirklich nur auf die Frauenaugen an) zur Schau tragen, natürlich nicht den Sou. Sie bekommen ja auf die Toilette, die Mademoiselle Z. im zweiten Akt in der etwas gewagten, aber entzückenden Liebesszene getragen hat, binnen drei Tagen sechs feste Bestellungen.

Das Ei des Kolumbus, nicht wahr?

Nur — daß die deutschen Frauenrechtlerinnen, die sich unserer Kolleginnen mit so gutem Herzen annehmen, gerade bei jenen Pariser Attrizen (die hiernach von keinen Toilettensorgen gequält werden) das leuchtende Beispiel der von ihnen gewünschten Unnahbarkeit leider auch nicht finden dürften. Im Gegenteil.

Doch nur keine Indiskretionen.

... Ratsch, ein ander Bild.

Sie müssen nicht etwa annehmen, daß wir den Zeitunterschied zwischen dem Bühnenjahr und dem Kalenderjahr verträumen, vertrödeln, verschlafen. O nein. Wir nehmen auch Sommerengagements an. Unter Umständen für ein Minimum von Gage. Denn fast alle Sommerbühnen zahlen schauderhaft niedrige Gagen. Erstens hat der Direktor eine zu große Auswahl unter den sich beim Agenten für die Sommerspielzeit meldenden Kräften, zweitens spielt er nur aus Idealismus, denn er verdient ja doch nichts, weil das Theater im Sommer meist hundeleer bleibt, und drittens — ja drittens muß man doch auch in Betracht ziehen, daß man in dem himmlischen Kurort X. so vorzügliche Gelegenheit findet, Molken zu trinken oder irgendeine Heilquelle, zu baden ohne Kurtaxe ... Und dann die Luft, die herrliche, unverfälschte Landluft!

Ist man erst an Ort und Stelle, dann kommt man zum Genuß all der Herrlichkeiten ja nur in sehr beschränktem Maße. Das Publikum, das die Sommertheater besucht, ist nicht sehr groß. Es muß ihm also reiche Abwechslung geboten werden. Am liebsten bringt der Direktor jeden Abend ein neues Stück heraus. Und das gibt Arbeit. Artikel 5 des Genossenschaftsvertrages besagt zwar nur: „Bei neu zu lernenden Rollen ist je ein Bogen üblicher Rollenschrift in einem, bei Gesangspartien in drei probe- oder spielfreien Tagen zu leisten", — aber die Sache hat einen bösen Haken. „Die in dem eingereichten Rollenverzeichnis angeführten Rollen," so heißt es im Artikel vorher, „müssen von dem Mitglied bereits vollkommen einstudiert sein." Das ist aber — sagen wir's ehrlich — in den weitaus meisten Fällen doch wohl nicht der Fall. Der Direktor wünscht vor dem Vertragsabschluß ein umfangreiches Rollenverzeichnis. Gut, das kriegt er. Es fehlt eigentlich keine Rolle darin, die zum Fach gehört. Aber der Schreck, der Brummschädel, wenn's dann plötzlich heißt: „Lieber N., am Sonntag können wir die ‚Fledermaus' nicht geben, wir haben das Orchester nicht, die Abonnementsgesellschaft will dafür das ‚Glas

Wasser', — Sie haben doch den Bolingbroke auf dem Repertoire?" — „Gewiß, gewiß, Herr Direktor!" — Und dann geht das Büffeln los. Jawohl, Landluft! Dieser Bolingbroke ist ein zu erbärmlicher Schwätzer. Nein, diese Suada. Der spricht ja das ganze Stück allein. Man lernt, man lernt. Er ist geistreich, fraglos, Mr. Scribe, der Autor. Aber Kadelburg ist doch weitaus bequemer, — gemütlicher; denn bei dem wird's doch nicht gleich gemerkt, wenn man 'mal „extemporiert". Und bloß wegen dieser einmaligen Aufführung zehn, zwölf, vierzehn Bogen neu lernen müssen. Es ist um auf die Bäume zu klettern. Natürlich haben wir am Sonntag 'ne Brüllhitze, und es sind abends keine drei Parkettreihen besetzt. In den Garderoben tuscheln die alten Theaterhähne: „Kinder, Kinder, so 'ne Kateridee. Der Alte ist komplett verrückt geworden." Aber es hilft nichts: es wird gelernt. Jeden Abend bis weit über Mitternacht. Und dabei — kommt dann doch die Lust: das Theaterblut regt sich. Die Proben beginnen. Es ist eine Bombenrolle. Nicht umzubringen. Man freut sich doch mächtig, nach all dem neuen, kraftlosen, bleichsüchtigen Quark 'mal wieder in 'ner guten, alten, echten, rechten Theatersache 'rausgestellt zu werden. Die Partie „liegt" einem; man fühlt's. Nun regnet's am Samstag. „Kinder, Kinder, so ein Dusel! Die italienische Nacht im Stadtgarten wird zu Wasser, und wir kriegen morgen ein gutes Haus. Am Ende kommt aus Langerweile gar noch Exzellenz von X. zu uns." — „Was, der Hoftheaterintendant weilt hier?" — „Freilich, der trinkt doch hier Brunnen! Ach Kinder, und wenn der mich als Bolingbroke sähe — was meint Ihr?" — „Engagement todsicher!" — „Himmel, Himmel! Aber in der großen Rede im dritten Akt fehlen mir noch ein paar Lichter: da kommt alles noch nicht saftig genug heraus ... Und die Souffleuse ist ja so miserabel, ich muß die ganze Nacht lernen, sonst werf' ich das Stück, und was soll sich dann Exzellenz von X. von mir denken!" Also geht man nach Hause, büffelt weiter, setzt Lichter auf, ist begeistert, schließlich todmüde ...

Aber am anderen Tage scheint ja doch wieder die Sonne. Diese schreckliche, liebe Sonne. Unsere Todfeindin. Und Exzellenz kommt nicht.

* * *

Nicht nur auf der Jagd nach dem Mammon, sondern auch auf dem steilen Weg zur Kunst arbeiten und schwitzen wir im Sommer.

Zwischen zwei festen Engagements geben unsere großen und kleinen Ehrgeize allerlei Gastspiele.

Es ist viel belacht worden, als gelegentlich bekannt ward, daß einer unserer besten Wiener Hofburgkomiker keine größere Sehnsucht im Busen hegte als die: bloß einmal in seinem Leben den König Lear spielen zu dürfen. Es gibt auch Leute, die Stein und Bein darauf schwören, sie hätten ihn in einem obskuren Sommertheater im Salzburgischen in dieser Rolle gesehen: er wäre da als ein „Herr Tobias Karwendel, vom Landestheater in Graz a. G." auf dem Theaterzettel aufgeführt worden. Halb Wien wollte sich ausschütten vor Lachen bei diesem Gedanken. „Ja, wie war er denn als Lear? Hören's, gengan's, sagen's, das hat doch a Hetz g'geben, nit?" — Ach nein, gar so lustig war die Sache nicht. Aber tragisch auch nicht. Es war eben eine anständige Mittelleistung, mehr ließ sich darüber nicht sagen.

Ist's verwunderlich, wenn einem Schauspieler, den vielleicht der Kassenerfolg eines Zugstückes gar dazu verurteilt, einen ganzen Winter hindurch Abend für Abend dieselbe öde Rolle herunterzuspielen, die Sehnsucht packt, sich in der Ferienzeit wieder um ein paar künstlerische Stockwerke seinem Olymp näherzubringen?

Bei vielen schläft das ja mit der Zeit ein. Großstadtschauspieler werden durch die Zugstücke langsam aber sicher zu Spezialitäten. Manche verlieren in einem Zeitraum von mehreren Jahren völlig die Wandlungsfähigkeit. Sie sind immer dieselben — vielmehr sie kopieren sich immerzu in ihren am meisten wirksam gewesenen Rollen. Und was noch schlimmer ist: sie verlieren das Gedächtnis. Der Provinzschauspieler, der in der Übung bleibt, bringt geradezu Erstaunliches fertig. Die Übung trainiert. Das Gedächtnis, selbst wenn es sich in der Schule keines besonderen Rufes erfreut hat, schärft sich derartig, daß es oft ganz unglaubliche Leistungen zuwege bringt. Eine Rolle von fünf, sechs Bogen „von heute auf morgen" zu lernen, das bringt — wenn es sein muß — fast jeder fleißige Provinzschauspieler fertig. Freilich — vergißt er die Rolle, sobald er sie nicht mehr spielt, auch ebenso rasch, und bei einer späteren Aufführung muß er sie zu seiner hellen Verzweiflung erst wieder Wort für Wort lernen. Die Schauspieler, die ein schwerfälliges Gedächtnis haben und mit jeder neuen Rolle zunächst einen wahren Kampf kämpfen, sind wieder darin glücklicher: daß sie das einmal Erlernte selten vergessen. Noch nach Jahren genügt ein einmaliges Memorieren, um wieder „sattelfest" zu sein.

Natürlich ist's auch grundverschieden, ob man Shakespeare oder Philippi auswendig lernt, ob Lessingsche Prosa, Fuldasche Verse oder Schönthansche Dialog.

Am gefürchtetsten sind von dem einen die Schillerschen Verse wegen der vielen Adjektiva. Die andern finden die Lessingsche Sprache am gefährlichsten für den Schauspieler. Bei Lessing ist alles so knapp gesagt, daß ein einziges fehlendes Wort den Sinn stört. Am allerschlimmsten aber ist das „deutsche Oberlehrerdrama", das ent-

weder Catilina oder Theoderich oder Otto den Großen oder Napoleon verherrlicht. Ich will mir's nicht mit der klassischen Philologie verderben — manche der Herren schreiben im Nebenamt Rezensionen (manchmal tun's auch die Frau Gemahlinnen) — aber wer schon einmal für einen solchen Fünfakter dreiundzwanzig Meter Jamben hat auswendig lernen müssen, der trägt einen Groll im Herzen gegen das geschichtliche Drama, ob es auch den edelsten Beweggründen entsprossen sein mag. Während des Studiums und während der Proben denkt und fühlt man nur noch im Jambenrhythmus. Es ist entsetzlich. In der Garderobe wird mit dem Friseur nur noch in Jamben gesprochen. Wir sagen von diesen Stücken respektlos: sie sind mit der Jambenspritze gedichtet.

Doch zurück zum Thema. Wenn ich nicht irre, sprachen wir von der Sehnsucht des männlichen Mimen. Von der „künstlerischen".

Die Sehnsucht der Kolleginnen ist in erster Reihe dieselbe wie bei den Kollegen. Es ist die nach guten Rollen.

An allen Theatern finden sich sogenannte Fachfaller. Besonders seitdem die Fachgrenzen nicht mehr so genau wie früher beim Vertragsabschluß festgesetzt werden. Wir werden heute nicht mehr als erste Bonvivants, Charakterkomiker, jugendliche Sentimentale, Intriganten, komische Alte und Naturburschen engagiert, sondern § 3 unseres Kontraktes lautet: „Das Mitglied ist verpflichtet, alle Rollen darzustellen, welche in dem eingereichten Rollenverzeichnis enthalten oder denselben gleichartig und gleichwertig sind." Besonders das Vorgehen Adolph L'Arronges, des Begründers des Deutschen Theaters zu Berlin, hat in dieser Beziehung in den Herzen alter Theaterleute Verwirrung angerichtet. L'Arronge stellte seinen ersten Don Carlos — Joseph Kainz — im Lear in der Rolle des Narren heraus. Das ward damals als eine dramaturgische Kühnheit sondergleichen angestaunt. Und die auf Fachbegrenzung eingeschworenen Mimen schüttelten die Köpfe. Sie schüttelten sie auch jetzt wieder, wo Rudolf Rittner bald als Dienstmann Krause im Kollegen Crampton, bald als Armer Heinrich und als Waldschratt auftrat. Die großen Tragöden des Auslands haben sich — ebenso wie z. B. unser unvergeßlicher Mitterwurzer — auch niemals sklavisch an eine ganz bestimmte Kategorie von Rollen gehalten. Sie spielten heute den Romeo (jugendlicher Liebhaber), morgen Richard III. (Intrigant), übermorgen den Falstaff (Charakterkomiker), dann den Othello (Held) und den Lear (Heldenvater). Das Fach von fünf ersten Darstellern also. Die moderne Literatur hat unbedingt den einen Vorzug, neue Menschen auf die Bretter gestellt zu haben, Menschen, die mindestens schauspielerisch so originell sind, daß sie sich in kein bestimmtes Fach einreihen lassen.

Bei den Damen vom Theater gibt es eine Grenzlinie, die unsichtbar — ihnen selber freilich nicht ganz unmerklich — die Fächer scheidet. Die Altersgrenze. Bei den großen Schauspielerinnen merkt man vielleicht das Alter nicht. Man wird von dem großen Talent, der reifen Kunst eingefangen. Oder man suggeriert sich's selbst, daß man von dem Alter nichts merkt. Aber zuweilen ist's doch eine Geste, ein Tonfall, ein Augenaufschlag, der die „Mache" verrät. Und dann — schämt man sich für die Darstellerin.

In den deutschen Mittelstädten haben's unsere Schauspielerinnen am schlimmsten. Dort sieht man sie alle Tage auf der Straße, wenn sie zur Probe gehen, von ihr kommen. Jedes Fältchen im Gesicht wird kritisiert. Besonders vom weiblichen Logenpublikum.

Da heißt's dann nach Ostern beim Agenten in Berlin: „Ja, liebe Z., Kätchen und Wildfeuer — die gehen nicht mehr."

Und das ist wohl die traurigste Stunde im Leben der Schauspielerin. (Sie ist übrigens darauf schon seit mehreren Jahren vorbereitet gewesen.)

Aus der Maria Stuart wird eine Elisabeth, aus der Emilia eine Orsina. Noch schmerzlicher ist der Übergang vom Hannele, von der Grille und vom Lanzelot Gobbo zu den „Vertrauten", den „komischen Müttern" und den „Ammen".

Das Glück, das ein festes Engagement nicht mehr bietet, wird daher heimlich genossen. Man geht „auf die Bierdörfer". So heißt der profane Kulissenausdruck dafür.

An allen Bühnen finden sich während der Sommermonate gleichgesinnte, gleichgestimmte Seelen zusammen. Die Verkannten rächen sich, indem sie ein Ensemble zusammenstellen. „Gesamtgastspiel von Mitgliedern des Residenztheaters — des Landestheaters — des Hof-, Stadt-, Bürger-, Nationaltheaters" — oder woher sie sonst stammen.

So kommen sie in die Bäder, ins Gebirge, in die verlorensten Sommerfrischen und spielen ihre lieben alten Rollen. Am liebsten jeder das Fach, das er nicht mehr oder noch nicht spielen darf.

Und der Triumph hinterher, in der Garderobe, der Stätte, an der man die Frau Alwing oder Emilia Galottis Mutter spielen muß, von Francillon, von der Magda, von der Kameliendame berichten zu können. „Kinder, ich sag' Euch, 'rausgejubelt haben sie mich, und Kränze und Blumen — und ‚Wiederkommen!' geschrien . . . Ja, übers Jahr geh' ich sicher wieder nach Luckenwalde! So ein feines, verständnisvolles Publikum! Ach Kinder —!"

* * *

Wenn man nicht mehr ganz unbekannt ist, dann werden einem nicht nur Rollen, sondern auch ganze Stücke „auf den Leib" geschrieben.

Dichter senden ihre Manuskripte. Das ist noch das Ungefährlichste. Gefürchtet sind diejenigen, die darauf bestehen, sie einem selbst vorzulesen. Sie schwitzen dabei gewöhnlich; und als Zuhörer kriegt man kalte Füße.

Natürlich wollen die Dichter nicht unser Urteil. Sie wollen nur unsere Unterstützung bei der Direktion.

Nun muß ich offen gestehen, daß ich's niemand übel nehme, wenn er den Schauspielern das literarkritische Talent abspricht. Ich will sogar das nicht einmal in Abrede stellen: wenn die Schauspieler sich von einem neuen Stück, das sie einüben, viel versprechen, so ist das selten ein gutes Zeichen. Der „Bombenerfolg" kommt meistens unerwartet. Und zwar entfesselt gerade das den Beifallssturm, was den Mitwirkenden noch in der Generalprobe bedenklich, wenn nicht gefährlich erschien.

Das erklärt sich daraus, daß die Routiniers eben nur solchen szenischen Situationen dramatische Kraft zutrauen, deren Wirkung aufs Publikum sie in ähnlicher Gruppierung schon einmal selbst erprobt haben. Sie wissen nicht anders zu prophezeien, als indem sie Parallelen mit Dagewesenem ziehen.

Ich warne daher alle jüngeren Bühnenautoren, uns Mimen ihre Dramen einzureichen. Ja, ich gehe noch weiter. Ich verrate ihnen, daß sie in steter literarischer Bedrohung sind, wenn sie den ersten Proben ihres Stückes hoffnungsgeschwellt beiwohnen und als Neulinge etwa vor dem überlegen gegebenen Rat der Fachleute noch Respekt haben sollten. Mancherlei, das am Schreibtisch hübsch, vielleicht sogar stimmungsvoll ausgeheckt ist, muß ja aus ökonomischen Gründen dem Blaustift des Regisseurs zum Opfer fallen. Hilft da keine gesunde Einsicht die Eitelkeit des auf jedes Wort eifersüchtigen, immerzu herzblutenden Dichters überwinden, dann wehe ihm und seiner Arbeit.

Aber es gibt einen bösen Schlendrian der Bühnenroutine, der ihm noch viel gefährlicher werden kann. Weil in der „Fedora" dies, im „Veilchenfresser" das zu größerer Wirksamkeit des Aktschlusses beigetragen hat, glaubt mancher erfahrene „alte Theaterhahn" einem Neuling, der ganz, ganz anderes bezweckt hat, beweisen zu können: die dramatische Steigerung lasse sich auch in diesem neuen Fall nur nach dem alten bewährten Rezept erreichen. Der Dichter schweigt schließlich erschöpft — und es entstehen jene schablonierten Ähnlichkeiten, die es zwar zu augenblicklichem Galeriebeifall bringen, hinterher aber den Tadel der Kritik mit Recht herausfordern.

In alten und neuen Stücken kann man tagtäglich in Berlin und draußen im Reich auf Bühnentypen stoßen, die nachgerade zu Masken erstarrt sind, die nichts anderes vorstellen als den aus dem Flammentod der Neuberin wiederauferstandenen Hanswurst.

„Wir brauchen kräftige Farben — Kontrastwirkungen —, das Publikum merkt es sonst ja gar nicht!" sagt der Durchschnittsregisseur. Er hält das Publikum nämlich für strohdumm. Und so wird denn dem Verständnis nachgeholfen.

Haben Sie je auf der Bühne einen Offiziersburschen gesehen, der nicht polnisch radebrecht? Hat es z. B. Beyerlein gewagt, in seinem „Zapfenstreich" mit diesem alten, billigen Possenmittel zum Zweck der Galeriewirkung zu brechen? Offiziersbursche hat dummes Gesicht, radebrecht polnisch und ist komisch. Schrumm!

Und der Leutnant näselt. Wenigstens im Lustspiel.

Ich habe auf Gastspielfahrten an mancher Table d'hôte die Entdeckung gemacht, daß die Kommis und Handlungsreisenden beiderlei Glaubens viel mehr und weit stärker näseln als die preußischen Offiziere. Sie haben sich diesen angeblichen Leutnantston aus dem „Rosenmontag" und dem „Krieg im Frieden" vom jugendlichen Bonvivant angeeignet.

Wenn ich mir unsere Offizierskorps ansehe, so kann ich feststellen: auf hundert Leutnants kommen fünf, die einen Kneifer, und zwei, die ein Monocle tragen. Auf der Lustspielbühne aber tragen von hundert Offiziersdarstellern neunundneunzig das Monocle.

Verzichtet der Autor von vornherein auf diese feststehenden Karikaturen, diese ehrwürdigen Masken aus der Kotzebue-Zeit, dann hilft ihnen die Regie sicher noch nachträglich auf die Beine. Nebenfiguren, die vielleicht aus bewußter Taktik vom Autor farbloser gehalten worden sind, werden mit ein paar billigen alten Possenablegern ausgerüstet. Lacht am Abend irgendein harmlos Gemüte über eine der uralten Nuancen, dann sagt der Regisseur: „Ja, ja, wir haben aus der Sache noch 'was herausgekitzelt, sonst wäre es ganz faul geworden!" — und der Generalanzeiger schreibt: „Der Verfasser mag sich bei der glänzenden Regie, die selbst die wenig originellen Nebenrollen wirkungsvoll besetzt hatte, für die günstige Aufnahme bedanken."

Ich nehme jede Gelegenheit wahr, die Autoren, wenn sie bei den Proben zugegen sind, aufzuhetzen. Aber ich weiß auch: oft kostet sie's geradezu einen Kampf, die Unterlassung eines solchen eigenmächtigen Aufputzes durchzusetzen.

Sie bringen z. B. in einem Stück einen Komponisten, einen Maler, einen Schriftsteller vor. Ich gehe eine Wette mit Ihnen ein, daß der betreffende Darsteller in der Generalprobe mit einem wilden Lockenkopf und einer phantastischen Krawatte angerückt kommt. Diese Requisiten sind seit einer Generation aber viel eher für Friseure bezeichnend denn für Künstler.

Haben Sie Veranlassung, einen Kommerzienrat auf die Bretter zu stellen, so bereite ich Sie schonend darauf vor: auf der deutschen Provinzbühne — jedenfalls in den Sommertheatern! — trägt seit den siebziger Jahren jeder Kommerzienrat goldblonde Bartkoteletten. Seine Kleidung besteht aus hellgrauer Hose, weißer Weste und dunkelm Gehrock. Dieser Zusammensetzung begegnet man sonst im Leben nur noch selten. Sehe ich Sonntag nachmittags einmal auf der Promenade einen würdigen Kanzleibeamten also

angetan, so weiß ich gleich, daß er die Anregung zu dieser „Uniform für gesetzte Bonvivants“ aus einem Moserschen Lustspiel geschöpft hat.

Und nun die vornehme alte Dame. Die vornehme alte Dame gilt auf dem Theater ja allerdings meistens für hoffärtig, kalt und gefühllos und wird im letzten Akt dafür bestraft, indem man ihr ganz bedeutend die Wahrheit sagt. Gewöhnlich ringt sie dann nach Worten, ohne welche zu finden, zuckt höhnisch mit der Achsel und rauscht ab, wozu der, der den Sieg behalten hat, eine frohlockende Geste macht. Alles jubelt dann. Sie werden zugeben, daß diese Situation für die vornehme alte Dame nicht gerade beneidenswert ist. Ob nun die komische Alte oder die bürgerliche Mutter die vornehme alte Dame spielt: seit Hackländers „Der geheime Agent“ ist es Gesetz, daß die vornehme alte Dame sich auf der Szene fortgesetzt einer Lorgnette bedient. Dichtungsmanko und Regieschlendrian reichen sich da zu holdem Verein die Hand, um eine bis ins Detail lebenswahre Gestalt zu schaffen. — Oder haben Sie je in Ihrem Leben schon einmal eine vornehme alte Dame gesehen, die sich keiner Lorgnette bediente?

Nein, nein, meine verehrten Kollegen, verschonen wir das Publikum mit Neuerungen. Kommerzienrat — Bartkoteletten; vornehme alte Dame — Lorgnette; Leutnant — Stocksschnupfen; Künstler — Flatterkrawatte.

Sehen wir uns dann einmal das ältliche Fräulein an. Es ist prüde — so will es jeder deutsche Dichter. Und jede Darstellerin ist mit dem Regisseur sofort darin einig: man wird dem ältlichen Fräulein Korkzieherlocken geben.

Auf der ganzen zivilisierten Welt — einige Teile von Australien mit eingeschlossen — mögen ja kaum mehr als ein paar Dutzend ältliche Fräuleins existieren, die heutzutage noch Korkzieherlocken tragen. Aber das ist nun einmal seit Benedix so eingeführt, so war's auch in der „Großstadtluft“ und so wird's im nächsten Stück von Max Dreyer oder Georg Hirschfeld sein, wenn die sich's nicht ausdrücklich verbitten.

Und selbstverständlich trägt sie eine Mantille. Eine schwarze Mantille.

Einen geheiligten Brauch will ich auch noch preisgeben, der in verschiedenen französischen Sittenstücken des letzten Vierteljahrhunderts mir stets unendlich viel Vergnügen bereitet hat.

Wenn nämlich die ebenso verführerische wie lasterhafte Heldin im letzten Akt den Helden in seinem Junggesellenquartier aufsucht, um ihm eine Gefahr zu verraten, in der sie beide schweben (gewöhnlich werden sie dabei in flagranti ertappt), oder um ihm ihren großmütigen, wenn auch schmerzlichen Verzicht auf seine Liebe anzukündigen, so daß er nun ihre glücklichere Nebenbuhlerin, ein ungemein sittenreines junges Mädchen, das meistens Blanche heißt, heiraten kann, so kommt sie nicht im Hut, sondern — „mit einem flüchtig übergeworfenen schwarzen Spitzentuch“.

Ibsen und Hauptmann haben in ihren Stücken dem Kulissenschlendrian schon einen argen Stoß versetzt. Aber — das Publikum läßt sich im Theater nicht gern um das bringen, was ihm eben Theater ist.

* * *

Artikel 4 des Kontrakts lautet: „Das Mitglied ist verpflichtet, auf Verlangen vier Tage vor Beginn des Vertrages am Erfüllungsorte einzutreffen und die Proben unentgeltlich mitzumachen.“

Hoffnungsgeschwellt, nicht selten mit Vorschuß versehen, mit den besten Vorsätzen erfüllt, spielwütig — so stellt man sich ein.

Man ist braun gebrannt und trägt einen Ferienschnurrbart. Ich meine: wir männlichen Mitglieder. Und man ist fest davon überzeugt, daß einem kein Mensch das Theater ansieht. Denn leider fehlt's noch vielen Kollegen an Standesbewußtsein. Sie genieren sich. Und dabei begrüßt einen doch schon der Piccolo, der stets ein Theaterschwärmer ist, mit der Mitteilung: „Heut nachmittag sind schon mehrere von Ihren Herrschaften eingetroffen.“

Auch der Schnurrbart verhilft zu keinem Inkognito. Er fällt übrigens schon am Tage der ersten Generalprobe.

Rasch ist man eingerichtet. Es werden ein paar Kollegen von früherer gemeinsamer Wirkungsstätte her erkannt und begrüßt. Mit einigen steht man auf Du. Das hatte man ganz vergessen.

Und in diesen ersten paar Tagen findet man immer Zeit, sich auch ein bißchen in der landschaftlichen Umgebung der neuen Musenstadt umzusehen.

Die ist zumeist ganz entzückend. Da gibt es z. B. ein liebes, versteckes, trautes Weindörfel — oder einen herrlichen Angelplatz — oder den Iberg, die malerische Mühle am Teufelsmoor — die Amorkapelle ... Man verbringt dort nach der sehr anstrengenden Probe einen wunderbaren Nachmittag. Am Schenktisch macht man eine Bekanntschaft. Es ist ein Sparkassenbeamter aus der Musenstadt. Man stellt sich vor und bringt das Gespräch auf die Theaterverhältnisse. Natürlich möchte man doch erfahren, wie der Vorgänger abgeschnitten hat. Nun, der Sparkassenbeamte kann es einem nicht sagen, denn der geht überhaupt nicht ins Theater, er botanisiert oder hat Trauer.

Tut nichts. Sprechen wir von etwas anderem. Und es wird ein wirklich stimmungsvoller Abend. Man fühlt: hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Dann geht's heim. Am andern Abend ist die Eröffnungsvorstellung.

„Sobald Du 'mal ein Stündchen Zeit findest und Sammlung brauchst, dann suchst Du Dir das liebe, versteckte, traute Plätzchen da draußen wieder auf!“

Das gelobt man sich.

Aber man kommt nie wieder hin.

Das Leben.

Es flutet durch das große All
Ein tiefes, urgeheimes Sehnen,
Es leuchtet aus der Tropfen Fall
Und blitzt im Silber unsrer Tränen.

Der rätselstumme, dunkle Bann,
Der aus der Blüte Schönheit schauert,
Die Frage, die nicht fragen kann
Und groß im Menschenauge trauert ...

Der Wunsch, den keine Sprache kennt,
Der keine Worte je gefunden,
Der sehnend in der Seele brennt
In ruhetiefen Feierstunden:

Er wird bewußt in stummer Nacht,
Wenn alle fremden Triebe schwanden,
Was in uns träumte, ist erwacht
Und segenleuchtend auferstanden.

Da lockt und ruft und glüht und lebt
Das Ewige, das leise Ahnen,
Das dunkel unsre Träume webt
Zu letzten ungewußten Wahnen,

Da werden Tod und Leben eins,
Die wachsend sich zusammendehnen
Zum letzten Urgrund unsres Seins —
Es ist ein einzig großes Sehnen.

Heinz Westen.

Madonna della Neve.

Skizze von Frida Schanz.

Ich sah sie in einem schmalen, dunklen Durchgang, dem Nebengäßchen eines Gäßchens im alten Salò, in dessen dem Licht und dem See abgewendeten Innern alles dunkel ist, wie in einem Geheimnis: die tiefen, engen Läden, die nur ein Fenster haben, das zugleich die Tür ist, nach dem feuchtschattigen schwarzen Sträßchen hinaus, die spaltschmalen Durchgänge zwischen den kastellhaften hohen Häusern, die sich durch edle Steinbogen scheiden und zugleich gegenseitig stützen; dunkel jedes Treppchen, jeder Hauseingang. — —

Ein sonneahnendes, nach Sonne lechzendes Dunkel ist's, in dem jeder hereinfallende Lichtstreif einen Dunstkreis hat, in dem jede Farbe tiefer glüht, von den roten Lampen vor den Heiligenbildern, den Kupferkesseln und Zinnleuchtern bei den Kupferschmieden, den gelben Tüchern und roten Röcken der Mädchen und Frauen bis zu den gelben und grünen Schnittflächen der großen Käse, den roten der Schinken und Salamiwürste, den mit dem frischen Gezweig an den Türpfosten baumelnden Limonen, den Fässern voll goldgelbem Mais, den Orangen, den grünvioletten Salat- und Broccoliköpfen.

Sie leuchteten auch, wie aus sich selber heraus, die beiden in ihrem dunklen Schlupf, die ein Liebespaar waren; auf zwanzig Schritte sah man das; denn sie zankten sich. Sie zankten sich mit wahnwitziger Heftigkeit, und aus ihren heißen schwarzen Augen sprühte der Haß wie Diamantengefunkel, der wehe, tränennahe, den die erschütterte Liebe gibt.

Mit jedem ihrer zehn Finger standen sie einander gegenüber, wie zum Augenauskratzen, der Bursch noch wilder und verwegener als das Mädchen, die in aller Wut und Empörung etwas Stolzes und Königliches hatte, das ihn freilich erst recht bis zum Verstandverlieren reizen mochte.

Das blauschwarze, großwellige Haar mit dem Silberpfeil, der große Schnitt der edlen Augen, das leichte Rot auf dem Wangenbraun, das granatfarbene des mit allen weißen Zähnen leuchtenden Mundes standen diesem empörten Stolz gefährlich schön.

Der ganze Streit stand dem leidenschaftlichen Paar. Und ein großer Henkelkorb voll weißer Schneerosen, ganzer Massen, der sich zwischen den Kampfhähnen als klar bemerkbares corpus delicti ihrer Meinungsverschiedenheiten aus dem Schatten hob, stand dem Zank und dem schwarzen tristen Durchschlupf, in dem er stattfand, gleichermaßen.

Schneerosen! — —

Wer sie nur in grünlichem Weiß, in tauenden deutschen Frühlingsgärten oder in Treibhauszartheit unter den deutschen Weihnachtsbäumen sah, kennt sie nicht!

Man muß sie unter den kurzen braungoldenen Stieleichen der Schluchten gepflückt haben, in die sie der gleißende Winter des Monte Boldo hinabgeworfen zu haben scheint oder der von Dezember bis März sich hinträumende Frühling der Gestade hinauf auf die halben Höhen: als Tupfen und Flecken, weißer als Schnee, leuchtender als Sonne, jede Blüte ein Wunder von Licht, mit den fünf talergroßen Blättern auf glasartig zerbrechlichem Stiel und dem gelblichen, sparrigen, schöngebreiteten Staubbeutelkranz! Die reinen, unschuldigen Blumen, die Kinder von Sonne und Schnee, hatten sie geschürt, dieses Streites Glut.

Ich erfuhr es genau.

Denn nachdem sich das Paar mit gegenseitiger Verabschiedungsgebärde, wie ich sie weder im Leben noch auf der Bühne energischer und dramatischer gesehen, auseinandergerissen, habe ich das Mädchen mit ihrem weißen Schneerosenkorb noch einmal wiedergetroffen.

In dem Lädchen, wo es die — antiken

Lämpchen gleichenden — Veilchenväschen zu kaufen gab, die eigentlich grüntönerne Saufnäpfchen waren für die Bauer der Lockvögel, welche kleinen Märtyrer überall in den dunkelsten Schlüpfen der dunklen Häuser gehegt werden für die Roccoli droben auf den Bergen, — da saß die Schöne, vom Kampfe erschöpft. Und doch noch voll Grazie, trotz verweinter und noch überflutender Augen!

Ich müsse die Klingel ziehen, wenn ich die Padrona herbeizurufen wünsche, bedeutete sie mich müde und melodisch. Ich sah keine Klingel.

Da, unter dem Blechtopf am Eingang! unterwies sie mich sanft.

Sie zeigte traurig und hoheitsvoll mir auch noch, unter welchem Topf; denn wohl zwanzig gleiche hingen dort. Und mit edelstem Kopfnicken quittierte sie meinen Dank.

Der galt einer eigenartigen Überraschung. Aus einem viereckigen Loch in der Decke der düstren Geschirrniederlage fuhr auf den schrillen Klingelruf mit noch schrillerem: „Commanda, Signora?" der graue zerzauste Pudelkopf der alten Padrona heraus.

Die klassischen Veilchenvasen waren auf dem Wege des Abhandelns von dreißig bis zehn Centesimi nicht so bald gekauft.

Es gab auch noch andre begehrenswerte Dinge im Lädchen, die sich erst langsam aus dem Dunkel lösten und dem Auge darboten: Ölkrüglein, schlank und schöngehenkelt, kapislazuli-blau; großschnauzige Milchtöpfe, blau und orangefarben beschnörkelt wie alte umbrische Majolika; kupferne Kesselchen und Kännchen von klassischer Form.

Und zwischen diesen Funden, die die Blicke taten, erhaschte das Ohr nebenbei den Schlüssel des Dramenakts, der sich im kleinen Passeggio ein paar Hänser davon eben abgespielt hatte.

„Madonna della Neve," erklang's. —

In leidenschaftlicher Mitteilsamkeit warf das Mädchen — Marietta nannte sie die zahnlose Alte, die ihre Zia war — der ihren Gram ans Herz.

Sie hatte die Schneerosen vom Berge heruntergeholt, dem höchsten über der Bucht von Salò, der nach seinem zypressenumstandenen Wallfahrtskirchel unter dem Schneegipfel eben wie diese Kirche, Madonna della Neve heißt.

Für den jungen Straniero in der deutschen Sonnenburg auf halbem Wege zwischen Salò und Morgnaga hat sie sie gepflückt. Zehn Lire hat ihr der Tedesco versprochen für einen ganzen großen Korb voll, frisch zum Verschicken in die Heimat, als er sie neulich mit einem großen Strauß der weißen Blumen auf der Straße getroffen hatte. Warum sollte sie so viel Geld nicht verdienen? Was war dabei, daß der Straniero sie manchmal anhielt, um sie lustig zu necken, oder daß er sie in der Osteria mit Moscato bewirtet hatte, „per fare la fotografia," — einzig und allein?

Der ging doch bald auf und davon!

Wahrhaftig ja!

Ich hätte es ihr bestätigen können, hätte ich gewagt, mich in das Gespräch zu mischen, und hätte Marietta mich als mehr betrachtet, denn als Luft allein!

Während ich die gekauften grünen und blauweißen Töpfchen mittels eines Bindfadens, den ich durch die Henkel zog, zur Traube schlang, war es in mir klar geworden, wer der Straniero, von dem die Rede ging, war!

Der Ausgelassenste, der Lustigste aus unsrer Pension, einer, dem der Tod sein Wort gesagt hatte, energisch und klar, und der nun heiter mit den Tagen seines Lebens spielte, wie der Wind im hellen Herbst mit dem goldenen Laub! Der sah und würdigte, was schön war.

Das meinte Marietta auch — mit anderen Worten.

Aber der Bartolo, der eifersüchtige Tor, der grobe Bauer, der gönnte ihr das nicht. Schon ein paarmal hatte er ihr und dem Tedesco aufgelauert, geflucht hatte er ihm, ihn zu erschießen gedroht.

Ja, und heute — und eben — als er sie auf dem Heimgange vom Schneerosensuchen hier getroffen hatte in der strada larga (so heißt die Gasse, in der eine vettura, wenn sie einmal durchfährt, die Fußgänger zur Rechten und Linken in die Lädchen drückt, wirklich!) drohte er den Tod auch ihr.

Ihren Ring hatte er ihr wiedergegeben mit gotteslästerlichen Worten.

Da war auch ihre Liebe zerriſſen. Heute noch wollte ſie ihm die roſa Glaskette wiederſchicken mit dem ſilbernen Kreuz, die Stöckelſchuhe, die ſilbernen Ohrringe —

Ihre Stimme bebte wie eine klirrende Saite. —

Ihr letztes, ihr allerletztes Addio hatte ſie ihm geſagt. Und nun war's aus. — Sein Schaden! — Was verlor ſie an ihm? Dem Narren, vor deſſen Hand ihr Leben nicht ſicher war!

O, ſie konnte ihn miſſen!

Und auf ihrem Geſicht lag, nachdem ſie derartig ihr Herz entladen, in Wirklichkeit die ſtolzeſte, eiſigſte Ruhe.

Mit Erhabenheit in jeder Gebärde nahm ſie ihren mit Blumenſchnee gefüllten Korb auf und ging davon.

* * *

„Madonna della Neve" — —

Ein Kirchlein in einem der in dieſer Berggegend dicht um den Seerand geſcharten Neſter hat ein Marienbild, das ich liebte und auf eigne Rechnung und Gefahr mit dem Namen der Bergmadonna unter dem ewigen Schnee benannte.

Das Bild war weiß, unendlich reizvoll und anziehend für meinen Geſchmack. Keine Farbe darin, außer dem fahlgoldnen Braun eines niedrigen Eichengebüſches in der Mitte.

Die Mutter Gottes ſteht dem zur Rechten, ſchlank und hoch, im flutenden weißen Kleid voll reizenden Faltenſpiels, einen weißen, durchſichtigen Schleier ums milde Geſicht, aus dem wunderbare Augen ſchauen, zwingend, bedeutend, zu einem Knaben hin, der von jenſeits des Eichbüſchchens mit dem hilfloſen Ausdruck der Stummen ängſtlich fragend zu ihr herüberblickt.

Das Bild iſt die Kopie eines Votivbildes aus der Kirche eines kleinen Orts da irgendwo in den Bergen.

Wo der Eichbuſch wurzelte, fand die Himmelskönigin die Stelle lieblich für ein Kirchlein zu ihrem Preis.

Das ſollte der ſtumme Knabe in ſeinem Heimatorte laut verkünden, bedeutet ſie ihm. Und ſo iſt's geſchehen. Der Knabe ſprach und ſprach von dieſer Zeit an wahrſcheinlich wie jeder andre der zungenfertigen ragazzi, — ſtaunenswert!

So ungefähr ſagt's die Legende.

Und die Kirche wurde gebaut. Sie bekam nach einiger Zeit das eigentümlich hübſche weiße Gründungsbild, das im Laufe der Jahre viele Wunder tat, Gebetserhörungen, Heilungen von Gebrechen.

Sogar ſein Ableger, die Kopie in der kleinen Kapuzinerkirche am See, meine Madonna della Neve, hatte von dieſer Kraft etwas abbekommen.

Es war mehr als Andacht, was die Beter verzückt zu ihr aufſchauen ließ, wenn an den Tagen einer Feſta der grüne Seidenvorhang, der ihre Zartheit vor der Sonne und der feuchten Schattenkühle des Raumes ſchützte, ſich teilte, wenn die weiße Mariengeſtalt mit dem Wunderblick über die Menge ſah.

Das Bild lebte mit den Leuten, denn faſt jeder ſtand in irgendeiner Beziehung zu dem Bild.

So war mir von dem Frater, der es mir zuerſt enthüllte, erzählt worden.

Seitdem hatte ich es manchesmal geſehen; ein Wunderbild erſchien es auch mir, wunderbar lieblich; andächtig nahte ich mich immer ſeiner feinen Schönheit.

So auch heute.

Ein paar Heimatfreunden, die ich zufällig auf der kleinen Piazza getroffen hatte, wo die Carabinieri mit den ſcharlachgefütterten Mänteln der Ankunft der Schiffe beiwohnen, wollte ich's zeigen.

Wir hatten uns aus dem Kloſter den gefälligen Frater geholt, leiſe traten wir mit ihm in den weißgekalkten Raum, den feuriger, goldroter Schein durchlohte. Purpurne, ſtark ins Gelbliche verſchoſſene Kattunvorhänge vor den hohen Fenſtern gaben dieſes eigentümlich wirkungsvolle Licht. Es glühte, wie ein ſeliges Abendrot, wie eine Segnung über Tauſenden. Aber das Kirchlein war leer. Nein, doch nicht. Eine einzige tiefgeneigte, ſchwarzverſchleierte Frauengeſtalt lag wie gebrochen in einer der vorderſten Reihen auf den Knien. Nie habe ich ſolch eine Haltung der Abgeſchloſſenheit geſehen, der Verſunkenheit ins Gebet! In ſcheuer Ehrerbietung blieben wir unbeweglich von ferne ſtehn, alle, außer dem beherzteren Frater, der unhörbar auf den bloßen Füßen nach dem Seitenaltar ſchritt, die Schnur zu ziehen, die das Kleinod ſeiner

lieben Chiesa unsrer Bewundrung freigeben sollte.

Ja, was hat er uns da enthüllt!

Das weiße Bild wie in Alpenglühn!

Aber das noch viel Schönre sahen unsre Augen zu Füßen des Votivbildes in einem lebenden Menschengesicht.

Die Kniende, die aus ihrer gebückten Stellung mit leidzerquälten Zügen aufzuckte, staunte nun wie erwachend auf das lichtumflossene Bild.

Da ging ein Adel auf in ihrem Gesicht, die Verzückung eines Menschen, der eine übernatürliche Erscheinung schaut.

Daß das selbst zu höhrer Schönheit verklärte Weib Marietta war, Marietta, die Rasende, die Zornsprühende aus dem schwarzen Gassenschlupf in Salò, Marietta, die sich herabgelassen hatte, mir die Klingel unter dem blechernen Kochtopf zu zeigen, sah ich nun wohl, und doch schien mir's unglaublich.

Sie stand nach einer Weile auf, sie schritt an uns vorbei zur Kirche hinaus, ohne uns zu sehen, — wie auf Wolken über unsren Köpfen hin; Staub zu ihren Füßen waren wir.

Es war zu schön, als daß wir's nicht hinreichend hätten besprechen sollen; — sie konnte wohl stolz sein.

Die Madonna war ihr erschienen, ihr persönlich, in dem Moment, da sie die innigste und intimste Zwiesprache mit ihr hielt. Der Vorhang wurde außer an hohen Festen äußerst selten gezogen. Für die Betende war es das Wunder. Ihr galt der Wunderblick.

Erhörung! Erhörung! stand in jubelndem Triumph auf ihrem Gesicht, als sie aus der Kirche ins Tageslicht schritt.

* * *

Und Erhörung ist ihr auch geworden.

Ich habe es am selben Abend noch erfahren; ich habe Marietta noch einmal gesehen; nicht allein; und ich dachte auch erst nicht, daß sie es sein könnte.

In den Vignen war's, in den Terrassenäckern, wo unter den silbernden Oliven die Reben die kahlen gekreuzigten Zweige in die Dämmerung reckten. Eine Dämmerung so zauberzart! Die Luft war weich und fein wie Seide, mit einem Hauch entzückender Kühle vom Monte Baldo her; der Sichelstreif des wachsenden Mondes sah aus tiefdunklem Blau, wie Demant so scharf.

Eine Amsel schlug. Es war die Zeit, wo die Leute ihre Vogelnetze flicken und die Flinten putzen zum beginnenden Sport in den Roccoli.

Und in den Vignen war es die Veilchenzeit!

Unter den Hecken, zur Seite der kleinen Wege, wo Schlehen, Lorbeer und Ruskus in liebevoller Verwilderung einander umschlingen, suchten die Kinder tagsüber Veilchen, haufenweise.

Commanda viola? klingt's von kläglichen Schmeichelstimmen aus lauter Schelmengesichtern, allüberall.

Jeder der zerrissenen wunden Ölbäume, denen der Olivenbauer das kranke Mark mit dem blanken Messer bis aufs Gebein herausgeschnitten hat, umklammert mit den harten Wurzelarmen ein Veilchennest. Die ganze Luft ist von ihrem Wohlgeruch erfüllt. Viola, Viola! —

Und dazu ging ein Singen durch die Abendluft, ein melodisches Trällern und Kichern zu zwein, traulich und fröhlich. Hinter einer Hecke aus einem Olivengarten, wo die Veilchen am dichtesten standen, kam's her.

Und mit Veilchen geschmückt brachen zwei dann hellachend durch eine Lücke in der Hecke auf den Lorbeerweg heraus.

Sie sahen mich nicht auf meiner Bank im Tujabaumschatten.

Aber ich sah ihre Gesichter jetzt genau, Marietta war's, eine ganz andre wieder, jung und keck und ausgelassen; und der andre, der mit den lachenden Augen und blitzenden Zähnen, war der, der ihr über den Korb mit den weißen Schneerosen hinweg mit dem Tod gedroht hatte.

Singend und scherzend umfaßten sie sich, wie zu einem Reigen, mit übermütigem Lachen.

Und im hüpfenden Tanzschritt schwebten sie den dämmernden Weg entlang, an den schwarzen Zypressen, die da oben unheimlich thronen, vorbei. —

Ein Bild von vollendeter Grazie und vollendetem Glück!

Auf der Blumenwiese. Gemälde von Josse Goossens.

Der Markt am Hof.

Wie Wien ißt und trinkt. Von Julius von Ludassy.

Vielleicht gibt es Städte, die dem Irdischen abhold sind und sich in frommer Kasteiung gefallen. Vielleicht wohnen irgendwo Menschen, die in ihrer Gier nach Gewinn des eigenen Leibes vergessen. Vielleicht wird der Bürger der Zukunft, lediglich geistigen Genüssen ergeben, darauf bedacht sein, den Körper mit einem winzigen Eiweißkügelchen, das die chemische Fabrik verfertigt hat, abzuspeisen. Der Wiener ist nicht so; sein Erwerbssinn ist nicht allzu rege, auch seine Weltflüchtigkeit ist nicht übermäßig gediehen. Darum darf man wohl, ohne ihm irgend nahezutreten, behaupten, daß er tüchtig esse und trinke. Es kommt ihm dabei vornehmlich auf die Quantität an, wofern die Qualität erlesen ist. Amtliche Ziffern, ernst und gediegen, denen überdies der Vorzug eigen ist, noch nicht veröffentlicht zu sein, mögen den pantagrueliſtiſchen Appetit, den Frau Vindobona betätigt, verdeutlichen. Im Weichbilde der österreichischen Metropole wurden im vorigen Jahre nicht weniger denn 72 Millionen kg Rindfleisch verzehrt, dazu $11^1/_2$ Millionen kg Kalbfleisch, 622 000 kg Schaffleisch, 350 000 kg Lammfleisch wie auch 36 399 200 kg Schweinefleisch, im ganzen also 121 Millionen Kilo des Fleisches, das von Haustieren gewonnen wird. Das feine, vornehm aristokratische Wesen, das norddeutsche Reisende oft an der alten Kaiserstadt bewundern, drückt sich in diesen Gewichtseinheiten wohl nicht aus. Aber gemach! Wir sind mit den authentischen Zahlen noch nicht zu Ende. Wien hat neben-

Würstlmann am Hof.

Auf der Fahrt zum Markt.

bei auch während des Jahres 3031 Hirsche verzehrt, 415 Wildschweine, 13356 Rehe und Gemsen, 441873 Hasen, 52000 Fasanen, Auerhühner und Birkhühner, 15460 Haselhühner, Wildgänse, Trappen, Waldschnepfen und Wildenten, 282997 Rebhühner, Schnee- und Steinhühner, Moos-, Heide- und Wiesenschnepfen, 19770 Krammetsvögel und Wachteln. Dieser röhrenden, quiekenden, schnatternden, balzenden, gackernden und kollernden Gesellschaft schließen sich an: 175771 Truthühner, Kapaune und Junggänse, 1349558 ältere Gänse und Enten, 4476209 Hühner und Tauben.

Und doch, das alles genügt dem anspruchsvollen Magen der Stadt nicht. Das zeigt sich an der Teuerung des Fleisches. Seit einem Menschenalter ist dessen Preis um etwa 200 Prozent gestiegen. Sachverständige behaupten, daran sei der Export nach Deutschland schuld; er habe im Jahre 1903 279901, im Jahre 1904 211921 Tiere umfaßt. Der gesamte Wiener Auftrieb von Schlachtvieh betrug im Jahre 1899 280721 Stück; im Jahre 1904 wurden nur mehr 251371 Rinder auf dem Zentralviehmarkte begrüßt. Dieser liegt in St. Marx, abseits vom Getriebe der Großstadt und doch mit dieser verbunden; er setzt sich aus Gebäuden und freien Plätzen zusammen: weiten Verkaufshallen, Amtsgebäuden, Ställen. Montag und Donnerstag geht es hier bunt zu. Denn an dieser Stelle versammeln sich Mäster, Agenten, Viehtreiber und Fleischhauer. Der eine mit rotem, derbem Antlitz, einem goldenen Knopf am Ohrläppchen, das Schläfenhaar dreist zum Auge hervorgekämmt, angeschwemmt, dick, spießbürgerlich; mit falscher Eleganz angetan, läßt er die Bügelfalten an der Hose und die schwere Silberkette auf der Weste bewundern. Der andere kommt vom Lande; er hat ungeschlachte Stiefel an den Füßen, eine blutige Schürze, das Messer neben dem Streicher an der Lende und ein blutiges Wams; auch die Kappe trägt die Spuren seines grausamen Handwerks; gleichmütig raucht er seine „Virginia", deren Stroh er hinter das

Auf dem Fischmarkt.

Ohr gesteckt hat. Aus weiter Ferne sind kroatische, serbische, ungarische Händler hergereist; stolz, mit herausfordernd aufgedrehten Schnurrbärten stehen sie da, in ihre weiten Schafpelze gehüllt, die mit roten Lederstreifen aufgeputzt sind; und abseits halten sich, zaghaft und gedrückt, polnische Juden im langen, schmierigen Kaftan. Sie bilden den Übergang zum Proletariat des Viehmarktes; es sind zahllose zerlumpte Gestalten, die sich bei den Tieren irgendwie nützlich machen, um dafür einige Heller zu erhaschen. Brüllend drängen sich die Rinder aus den Stallungen hervor, aus den heranbrausenden Eisenbahnzügen; sie füllen die Verkaufsstände, lauter zum Tode Verurteilte. Die Mastochsen lassen es stumpfsinnig geschehen. Die Stiere aber sind nicht so gutwillig. Der Mensch fürchtet ihre Wildheit, ihr Ungestüm, ihre Kraft; er verbindet ihnen die Augen, er fesselt ihre Füße mit Stricken und Riemen. Aber gelegentlich gelingt eine rasche Bewegung. Dann reißt sich das gewaltige Wesen los. Mit einem dumpfen Schrei des Triumphes rast es dahin. Hinterdrein die Treiber. Schnaubend, stöhnend, pustend wirft sich das Tier endlich zu Boden. Und einen Augenblick später ist es wieder unschädlich gemacht. Von Tauen umschnürt, wird es über ein schiefes Brett in einen Wagen gezogen. Die Fahrt geht ins Dunkle, in die Vernichtung . . .

In viel ruhigeren Formen entwickelt sich die Tragödie der Fische. Wien verzehrt deren 464 075 kg und 1 578 284 kg Krebse, Schnecken, Austern, Meerschnecken und Meerkrebse. Fische bilden im allgemeinen den Gegenstand der Einfuhr,

Die Großmarkthalle.

denn die Gewässer Oberösterreichs können sich nicht rühmen, außer den minderwertigen Weißfischen, diesem Mob des Wassers, bemerkenswerte Bewohner zu beherbergen. Sogar der Karpfen, dem gewissermaßen eine nationale Bedeutung eigen ist und der daher „Donaukarpfen" genannt wird, gedeiht nur dort, wo dieser Strom wirklich blau ist, das heißt nirgends. Er wird in den fürstlich Schwarzenbergschen Teichen gezogen. Wer zur Zeit, da nach den Forderungen der Kirche der Leib kasteit werden soll, auf Tafelfreuden nicht ganz verzichten will, der muß tief in die Taschen greifen. Denn 15,6 Heller sind für das Kilogramm Fischfleisches an Zoll zu entrichten; und dazu sind noch 7,8 Heller als Verzehrungssteuer zu rechnen. Leute, die des Opfermutes genug besitzen, erschreckt das freilich nicht. Und so kommen denn der Barbone und der Branzin, die Langusten und die Scampi aus der Adria, der Turbot wird aus der Ostsee hergebracht, die feine weiße Seezunge aus der Nordsee, der Lachs aus den Gegenden des Niederrheins. Österreich-Ungarn trägt sein Scherflein bei; die wohlschmeckendsten Krebse gedeihen in Galizien, in Krain, in Ungarn; die lieblichsten Forellen in Oberösterreich, in Steiermark. Besonders fischreich ist die untere Donau. In ihren Fluten tummelt sich der Schill, der Sterlett, der Schaiden, auch der Hausen.

Obstlerinnen.

Bei den Fischen tritt eine scharfe soziale Scheidung zutage; die oberen Zehntausend lassen sich Seefische schmecken, ge-

Der Naschmarkt.

wöhnliche Sterbliche begnügen sich mit Süßwasserfischen. Ähnlich verhält es sich mit den Gemüsen. Spargel, Artischocken, Karotten, Schwarzwurzeln, Stachis, englische Sellerie haben etwas ausgesprochen Aristokratisches an sich; Karfiol, Sprossen, Champignons und Kürbis gemahnen an die oberen Schichten des Bürgertums. Rotes Kraut, weißes Kraut, Kohlrüben, Kohl, Kochsalat, Spinat, Rüben und Erbsen bilden den Mittelstand des Grünzeugs; Erdäpfel, Bohnen und Linsen gehören zum Proletariat des Tisches und zum Tische des Proletariats. Wiens Umgebung weist vorzügliche Gemüsegärten auf; in Simmering, Nußdorf und Kagran beschäftigt sich ein großer Teil der Bevölkerung damit, die schmucken Beete zu pflegen, denen die Wiener Vegetarianer die Anlässe zur Völlerei verdanken. Aber das hindert nicht, daß besonders leckre Bissen geradenwegs aus Paris kommen, und im Winter müssen auch Fisolen und grüne Erbsen aus Italien bezogen werden.

Mädchen mit Butte.

Fleisch und Fische, Gemüse und Obst, auch manches andere dazu findet die wirtliche Hausfrau auf dem offenen Markte. Die Stadtväter hat es große Mühe gekostet, Großmarkthallen ins Leben zu rufen; sie haben auch in den einzelnen Bezirken kleinere Hallen gebaut, damit die Leute, die ihre Waren feilhalten, bei nassem oder kaltem Wetter nicht Schaden leiden. Aber das Neue bricht sich bei uns nur schwer Bahn. Die eisernen Geländer, die abgeteilten Räume, vielleicht auch die leichte Übersicht, die dem Marktkommissar gegönnt ist, das alles sagt den Persönlichkeiten, die sich unter freiem Himmel auszuleben gewohnt sind, nicht zu. Und so kommt es denn, daß heute manch schöner Bau seinem eigentlichen Zwecke entzogen ist. In der Nähe der Stadtbahnstation Michelbeuern befindet sich ein solches verwunschenes Schloß. „Fleischmarkt“: so lautet die Devise auf der Stirnseite des Palastes. Blickt man durch die trüben Scheiben, so gewahrt man, daß der weite Raum in zwei Teile geteilt ist. In dem einen befindet sich ein Magazin für Säcke, die Tuchabfälle, in der Schneidersprache „Schmuh“ genannt, enthalten; in dem anderen waltet ein Kistentischler mit Würde seines Amtes.

Ernster ist die Großmarkthalle in der vorderen Zollamtsstraße zu nehmen. Hier kann man täglich eine ganze Stadt von Fleisch sehen. Längsgassen werden von

Die Kapäunlerin.

Beim Milchverkauf.

Quergassen durchschnitten. Und so weit das Auge reicht, blutige Schenkel, blutige Rücken, blutige Schulterblätter; nur die Schweine üben einen friedlicheren Eindruck: sie sind säuberlich entzweigeschnitten, wie durch einen Schwabenstreich. Das eigentliche Marktleben, in dem sich ein guter Teil Wiener Wesens ausdrückt, wird in geschlossenen Räumen freilich nicht rege. Am Hof aber, auf der Freyung, auf dem Naschmarkt, vor dem Freihause, da sind noch urwüchsige Gestalten tätig. Und hier ist die Stelle, an der ich mich verpflichtet fühle, eine Träne zu zerdrücken. Sie ist dem „Schanzl" gewidmet, einem Markt, der den Weg allen Fleisches gegangen ist. In den goldenen Tagen meiner Jugend befand er sich auf einem mit alten Bäumen bepflanzten Platze auf der Böschung des Donaukanals. Oft war ich als Kind mit der Mutter da. Neugierig schaute ich die Fische an, die im Kübel umherzappelten, bestaunte ich die Berge von rotbackigen Äpfeln, die in den oberösterreichischen Zillen aufgehäuft lagen. Und gelegentlich ergötzte mich auch der „Pudelscherer", der immer am Rande des träge hinströmenden Wassers saß und einen seiner vierfüßigen Klienten zwischen den Knien hielt, um ihn zu säubern. Ach, dieser Markt des Lebens ist gestorben. Wo er seine farbenfrohe Mannigfaltigkeit spielen ließ, dort befindet sich heute ein langweiliges Stationsgebäude der Stadtbahn. Am 29. September 1900 war es, da wurde ein Teil des Schanzelmarktes in die Nähe der Augartenbrücke verlegt; Ende November des Jahres 1903 siedelte er ganz in die Obere Donaustraße über.

Beim Heurigen in Nußdorf.

Aber dort beſchatten ihn die alten Linden nicht mehr; die Zillen können nicht wie einſt heran; und ſogar dem Pudelſcherer iſt durch den leidigen Kulturfortſchritt die Baſis ſeiner Exiſtenz entzogen.

Als ich ein junger Mann geworden war und das Wiener Leben von der vergnüglichen Seite kennen lernte, führte mich der Weg oft des Nachts durch die ſtillen Straßen. Da ſah ich Frauen und Mädchen raſchen Schrittes dahineilen, Behälter und Körbe auf den Schultern. An der Ecke der Häuſerreihe gewahrte ich lange Züge von Wagen, die mit Gemüſe oder Obſt beladen waren; ganz geſpenſtiſch bewegten ſie ſich durch das Dunkel fort; und beſonders unheimlich ſchien es mir, daß jeder der Männer, die neben den verſchlafenen Gäulen einhergingen, eine Laterne trug. Manchmal geſchah es auch, daß ich, von einem Ball heimkehrend, mit flotten Geiſtern meines Schlages ins Kaffeehaus „Zur blauen Kugel“ ging. Ein bißchen müde, ein bißchen verſchwelgt, ſahen wir lächelnd auf die Marktweiber, die ſich hier, in ihre Kopftücher eingemummt, zuſammendrängten, um ihren vielgeliebten Morgenkaffee zu ſchlürfen. Und gelegentlich traf dann uns Nachtvögel im Frack ein Blick aus hellem Auge. Ja, ich muß es geſtehen, es waren hübſche, junge Hexen darunter, ſchlank und üppig

Salzſtangen- und Brezelfrau.

Im Wurſtlprater.

Wiener Bierwagen.

zugleich, blond und rosig, voll von schwellender, biegsamer Kraft. Viele der herrlichen Geschöpfe mögen zu jenen widerborstigen Gestalten geworden sein, die mit von Frost und von der Hitze gerötetem Antlitz auf dem Naschmarkte thronen, den ungeheuern Schirm aus grobem Zwilch über sich, Pyramiden von Rüben, Salat oder Zwiebeln vor sich, Hügel von Melonen und Kürbissen zu den nicht gerade kleinen Füßen. Das Wiener Hökerweib wird „Fratschlerin" genannt; einen besonderen Stand unter den Damen vom Stand nimmt die „Kapäunlerin" ein, die nicht, wie ihr Name es vermuten ließe, ausschließlich mit Kapaunen, sondern mit jeder Art von Geflügel handelt. Niemand ist so tief in die Seele dieser Kraftnaturen hinabgestiegen, wie der humorvolle Vincenz Chiavacci, der mit seiner „Frau Sopherl" einen unsterblichen Typus geschaffen hat. Sie herrscht über Topfen, Honig, Butter, Schmalz; sie hantiert mit Brot, Eiern, Würsten. In der ihr eigenen Sprache preist sie ihren „Kölch", ihre „Umurken", ihren „Kohlrabi", ihren „Andivi" an, worunter sie Kohl, Gurken, Kohlrüben und Endiviensalat versteht; sie spricht die Hausfrau mit „Euer Gnaden", die Köchin mit „Schatzerl" an und füllt den weiten Raum mit ihrem dröhnenden Gelächter. Frau Sopherl schlürft noch immer im Morgengrauen ihren Milchkaffee; aber die Farben, die auf ihrer kugligen Nase spielen, deuten an, daß sie gelegentlich auch anderen, geistig höher stehenden Getränken hold ist. Wein oder Bier — ihr ist es gleich: sie huldigt dem lockenden Bacchus, sie neigt sich vor dem schläfrig winkenden Gambrinus. Und manchmal, an kalten Wintertagen, wenn der Frost ihre mächtigen Füße erstarrt, dann zieht sie auch aus dem Busentuche ein Fläschchen, in dem ein Wärme und Behagen verheißendes Naß blinkt.

Wien trinkt 514425 Hektoliter Wein, der in Gebinden, 2840 Hektoliter, der in Flaschen eingeführt wird. Sein Durst vertilgt ein Meer von Bier; 3166716 Hektoliter dieses Getränkes werden von dem Brauherrenverein für Wien und Umgebung erzeugt, 1314459 Hektoliter werden eingeführt; da die Ausfuhr gering ist und kaum mehr als eine halbe Million Hektoliter umfassen dürfte, wird man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß unsere Stadt etwa vier Millionen Hektoliter durch die Gurgel jage. Ein bedeutsamer Unterschied tritt uns da entgegen: der Konsum von Wein spiegelt Unterschiede innerhalb der Gesellschaft

Fiaker-Quartett am Standplatz.

wider; er verſinnbildlicht die Ungleichheit zwiſchen den Menſchen; das Bier iſt demokratiſcher; es predigt ſozuſagen die Gleichheit aller Staatsbürger. Die Wiener Ariſtokratie iſt nicht bierfreundlich geſinnt. Sie führt in der Regel einen einfachen Tiſch; und ſeltſam — gerade in den beſten Kreiſen wird nicht gerade immer vom beſten getrunken. Freilich, alter Bordeaux, mittlere und höhere Gewächſe des Rheingaues finden in den vornehmen Palais immerhin noch ihre Kenner und Schätzer. Aber oft müſſen die goldbetreßten Lakaien den erlauchten oder gar durchlauchtigen Herrſchaften gute und billige inländiſche Marken kredenzen. Kognak erfreut ſich beim Adel nicht mehr lebhaften Zuſpruchs; Chartreuſe, Curaçao, Benediktiner, Cordial-Medoc und die wohlſchmeckenden ruſſiſchen Liköre ſind dagegen ſehr geſchätzt. Die reiche Bourgeoiſie hat ſich allerdings durch den Sport engliſchem Weſen, engliſcher Art genähert; ihr Durſt iſt aber den franzöſiſchen Fechſungen geneigter geblieben. Gilt es, in dieſem Milieu eine feſtliche Gelegenheit zu begießen, ſo werden zahlreichen Champagnerflaſchen die Hälſe gebrochen. Im guten Bürgerſtande dagegen fühlt man auch auf dem Gebiete des guten Tropfens patriotiſch. Da weiß man den Rebenſaft, der in der Umgebung gedeiht, mit gebührender Andacht zu genießen. Nußberger, Gumpoldskirchner, Weidlinger, Vöslauer, das ſind Deviſen, die das Herz jedes Öſterreichers höher ſchlagen laſſen. Es wird allerdings auch dem roten Tiroler zugeſprochen; ſogar der Dalmatiner findet Freunde. Im allgemeinen iſt aber weißer Wein beliebter; insbeſondere bei dem kleinen Bürger. Dieſer iſt auf die wohlfeilen Erzeugniſſe inländiſcher Zucht angewieſen. Sie gedeihen am linken Donauufer. Bis in das Herz Mährens ziehen ſich die grünen Gelände, die mit Reben bepflanzt ſind. Nichts Erquickenderes in heißen Sommertagen als ein Schluck des leichten Öſterreicherweins. Mit Sodawaſſer oder mit einem Säuerling gemiſcht, bildet er den weithin berühmten „G'ſchpritzten". Der Landwein wird, ſolang er die ſtürmiſche Gärung noch nicht hinter ſich hat, „Sturm" genannt; iſt er noch nicht ein Jahr alt, ſo wird er als „Heuriger" in Hunderten von Schenken geſchlürft. Aus der Zeit der großen Kaiſerin Maria Thereſia haben die

Im Backkeller.

„Weinbauer" das Recht, ihre Erzeugniſſe ſelbſt feilzubieten. Wo ein „grüner Buſchen" an einer langen Stange im Winde ſchwankt, dort mag der gewiegte Zecher getroſt einkehren; dort findet er den leichten Sinn und die Gemütlichkeit, die das Wiener Naturell auszeichnen. In Nußdorf, beim „Heurigen", da gewahrt man, wo die „Schrammeln" ihre Lieder erklingen laſſen, den ehrſamen Arbeiter, der ſich einen beſonderen Tag antun will, und den bürgerlichen Gewerbsmann, der ſein Prinzipal iſt. Viele hochgeborene Herren und Damen empfinden vor dieſem Quartett, deſſen muſikaliſche Meiſterſchaft alles, was in der Wiener Seele jubelt und ſchluchzt,

in weiche Akkorde zu fassen weiß, den Drang, in die Niederungen hinabzusteigen und unter Menschen menschlich zu fühlen. Wenn aber der letzte Ton verhallt ist, dann ist der Zauber vorbei, dann suchen sie die Equipagen, die Automobile auf, die draußen vor dem weiten Hofe harren, und sie kümmern sich nicht weiter um den Troß der „Enterbten", die zu Fuß zur Straßenbahn eilen, um heim zu gelangen.

Das bajuvarische Geblüt, das im Österreicher noch lebendig ist, bringt es mit sich, daß er dem Bier innig zugetan ist. Aus verschiedenen Quellen sprudelt die ungeheuere Flut süffigen Stoffs. Wie lieblich rauscht das wohlschmeckende Naß in Pilsen! Zwei fürstlich Schwarzenbergische Brauereien sind in Wittingau und Protivin tätig, das Schetelauer läßt sein nicht spotten; vergnüglich murmelt das Bächlein von Pilsenetz; Olmütz will nicht zurückbleiben; Brünn gesellt sich mit dem Hannabräu und dem Moraviabier hinzu. In Wien und seiner Umgebung dampfen nicht weniger als fünfzehn Braukessel. Man muß zugestehen, daß das Bier rings um den alten Steffel mit Verständnis erzeugt wird.

Lange Zeit standen die Wiener Brauherren im Vordergrunde. Aber die Pilsner sind ihnen gefährlich geworden; sie haben sich der neuen Generation fast vollständig bemächtigt. Diese liebt es, einem leichteren Trunke zuzusprechen, und wendet sich daher von dem einst vielbegehrten Schwechater Lagerbier ab. Besonders verruchte Menschen genießen auch Spatenbräu oder Ansbacher Bier. Und noch andre Ursachen wirkten mit, um den Bedarf einzuschränken. Die Landesbierauflage hat den Hektoliter um 1,70 Kronen verteuert. Darüber entrüstet, enthielt sich vier Monate hindurch fast die gesamte Arbeiterschaft des Biers; sie ist heute allerdings reuig zum „Krügel" zurückgekehrt, aber die Nachfrage zeigt sich immer noch erheblich eingeengt. In derselben Richtung ist die Abstinenzbewegung tätig. Schwer empfinden die Wiener Brauer zudem die Konkurrenz des Wiener Brauhauses, das der Gemeinde gehört. Im jüngsten Jahre ist überdies der Wein mit dem Bier in Wettbewerb getreten; die Ernte war vortrefflich, die Weinpreise sind gefallen; dadurch ist in den Kreisen jener Pfahlbürger, die sich bisher vom Bier nicht trennen konnten, der Wein zur Anerkennung gelangt. Im ganzen und großen huldigen die untern

Beim Sacher im Prater auf dem Constantinhügel.

Schichten nach wie vor dem billigen Abzugbier, das im Volksmunde „Fensterschwitz“ genannt wird. Es wird von allen Wiener Brauereien verfertigt, aber, wie ich mir sagen ließ, gedeiht es im St. Marxer Brauhause am besten. Alles, was sonst an braunem Gerstensaft erzeugt wird, weist im jüngsten Jahr einen bedeutsamen Rückgang in der Beliebtheit auf: der Konsum ist um 10 bis 14 Prozent geringer geworden. Das Brauen kann daher füglich nicht mehr zu den glänzenden Geschäften gerechnet werden. Das zeigt sich am klarsten an den Aktienbrauereien, die ja zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichtet sind. Sie verzinsen das investierte Kapital in schlicht-bürgerlicher Art. Das Brünner Brauhaus trägt 4 Prozent, das Liesinger 5 Prozent, das Hütteldorfer bei 6 Prozent. Große Vermögen sind bei solchem Gewinn nicht mehr zu erwerben.

Eine Ecke beim Sacher im Prater.

In Pilsen wird das Bier in drei berühmten Brauereien erzeugt: die eine benennt sich „Pilsner Urquell“, die zweite „Genossenschafts-Brauhaus“, die dritte „Aktien-Brauhaus“. Der Geschäftsgang dieser Unternehmungen ist glänzend. Denn das Pilsner Bier ist nun das Lieblingsgetränk des Wieners. Viele Brauereien haben versucht, den blonden Trank nachzuahmen. Aber alle List, alle Kunst, alle Wissenschaft war vergebens. Man hat Leute von Pilsen weggelockt, man hat sie auf niederösterreichischem Boden walten lassen, man hat ihnen alle erforderlichen Rohprodukte in der gewünschten Güte und Menge zur Verfügung gestellt. Das Gebräu, das sie zuwege brachten, schien, für das Auge wenigstens, in der Tat Pilsner zu sein; es wies auch dasselbe Quantum Alkohols auf; aber der Geschmack ließ sich nicht übervorteilen; wer einen Schluck des hellen Gebräus zu sich nahm, der wußte genau, daß er kein Pilsner Bier genossen hatte. Woran das lag? Die Sachverständigen ziehen die Brauen hoch, sie wissen es sich nicht zu erklären. Es heißt, daß das verwendete Wasser den Ausschlag gebe. Aus diesem Grunde haben unternehmende Männer es wiederholt versucht, in der Nähe der drei Pilsner Quellen eine vierte aufsprudeln zu lassen. Aber auch das war bisher unmöglich. Denn die böhmischen Brauherren sind gewiegte Kaufleute; als solche haben sie es verstanden, sich den Wettbewerb vom Leibe zu halten.

Das langsame Absterben der alten Brauerherrlichkeit zieht bestimmte soziale Wirkungen nach sich. Zunächst muß hervorgehoben werden, daß die Wiener „Bierversilberer“, einst ein gar vermöglicher, lebenslustiger Stand, aussterben und verschwinden; es gibt nur mehr drei derartige Kaufleute in Wien. Sie sind selbständige Verschleißer ihrer Waren; sie kaufen das Bier und verkaufen es auf eigne Gefahr. Sie sind, als die Verhältnisse trübseliger wurden, allmählich von den Kassierern der Brauhäuser verdrängt worden, die feste Gehalte beziehn und sich mit einer geringen Provision von dem Umsatz, den sie erzielen, begnügen.

Überhaupt — sollte man es glauben? — bei den meisten der gemütlichen Leute, deren Beruf es ist, die Menschen zu atzen und zu tränken, hat sich die graue Frau

Künstlersaal im Restaurant Hopfner, vom Architekten Urban erbaut.

Sorge eingenistet! Einmal, da träumte ich in einer miselsüchtigen Stunde davon, mir ein tolles Gasthaus zu eröffnen. „Zur Austria", so sollte es heißen. Zehn Säle. Jeder sollte einem Volke des Reiches gewidmet und in den Landesfarben ausgeschmückt sein. Hübsche Kellnerinnen, denen die Sprache jeder Abteilung hurtig von den frischen Lippen spränge, müßten Nationalspeisen kredenzen. Und in einer Ecke, da sollten auf einer Estrade heimatliche Musikanten heimatliche Lieder erklingen lassen. Ich habe den wunderlichen Gedanken aus Furcht, daß man in ihm eine politische Bosheit finden könnte, bald an den Nagel gehängt. Und wahrlich, heute könnte man die schönste Krida erleben, wollte man ihn verwirklichen. Zins und Einkauf, beides ist teuer geworden. Sobald aber die Preise steigen, werden die Kunden unwirsch, sie sind sogar imstande, anderwärts hinzugehn. Es ist eine fürchterliche Enge, in welche die Wirte eingekeilt sind. Schon gibt es mittlere Wirtschaften, die an den Speisen verlieren; und so geschieht es, daß die magre Kuh der Küche die fette Kuh des Verschleißes von Getränken bis zum letzten Härchen auffrißt. Kleinere Wirte klagen auch über den Wettbewerb, den der Rathauskeller entwickelt. Dieser schädige das Geschäft, zunächst beim Einkauf, indem er die Preise des Weins in die Höhe treibe; auch beim Verkauf sei er störend, da er Getränke auch an solche Kunden abgebe, die sie nicht an Ort und Stelle genießen. Der größte Teil der Gasthäuser ist durch so widrige Umstände gezwungen worden, vor dem Exekutor bei der Oberhoheit einer zahlungsfähigen Brauerei Schutz zu suchen.

Das gilt natürlich nicht von den vornehmen Gasthöfen. Dorthin kommen nur elegante Leute, Könige, Fürsten, Grafen, Barone, sogar Bankiers. Die haben Vermögen oder — Kredit. Gleichviel, sie beachten es nicht, wenn der Hotelier

die Preiſe ins Blitzblaue wachſen läßt. Er mag ſich das Kühnſte erlauben, ihm ſchadet es nicht. Die Herren kommen mit ſchönen Damen hin, ziehen ſich in kleine Gemächer zurück, die ſeparierte Kabinette genannt werden, und laſſen ſich den perlenden Schaum wohl ſchmecken. Ganz anders mutet das Leben und Treiben im eigentlichen Wiener Gaſthauſe an. Tritt man in ein ſolches ein, ſo gelangt man zunächſt in einen Raum, wo hinter einem mit Blech beſchlagenen Pulte Bier aus Fäſſern verzapft wird. Rings herum Tiſche, die nicht mit weißen, ſondern mit gemuſterten Tüchern bedeckt ſind. Das iſt die „Schwemm", der Raum für minder Bemittelte. Hier findet ſich der wackre Mann aus dem Volke ſchon morgens zum zweiten Frühſtück ein. Der Kleingewerbetreibende, der Hausbeſorger, der Kutſcher, da ſitzen ſie wohlgemut beiſammen. Der eine verzehrt ſein „Gulyás", Brocken von Rindfleiſch, die in einer mit rotem Pfeffer gewürzten Sauce mit „Nockerln", kleinen Klößen, aufgetiſcht werden; auch „ſaure Nierndln" oder ein „Tellerfleiſch" mit „Eſſigkren" ſind nicht gerade zu verachten. Wer minder beſcheiden iſt, läßt ſich einen Roſtbraten mit Zwiebeln munden, der auf einem ſtattlichen Hügel von geröſteten Kartoffeln thront; er nähert ſich um ſo mehr der Vollkommenheit, je weiter er über den Rand des Tellers hinausragt. Auch ein Wiener Schnitzel iſt zu ſolcher Stunde willkommen. Dazu werden unterſchiedliche Gläſer Biers oder mit Sodawaſſer verdünnten Landweins getrunken. Man nennt dergleichen zwar nur einen „Stehpfiff" oder ein „Stehſeidel". Aber das hindert nicht, daß man ſich doch ein wenig hinſetzt, um zu „ſchnapſen", um „Angehn" oder „Tarok" zu ſpielen, wobei der Kellner und der Bierjunge, hier „Bierеſel" genannt, als Kiebitze wirken. Angenehm verrinnt ſo die Zeit bis zum Mittageſſen. Dieſes wird mit einer heißen Suppe eingeleitet. Dann wird gekochtes Rindfleiſch genoſſen, das eine öſterreichiſche Eigentümlichkeit iſt. Sonntags tritt an ſeine Stelle ein Kalbſchlegel; zu feſtlichen Gelegenheiten, Hochzeiten oder Kindtaufen, wird ein Indian vorgezogen. Wenn der Wiener auch als Deutſcher fühlt und denkt, des Ungarn gefülltes Kraut, des Italieners Maccaroni, des Böhmen mit Pflaumenmus beſtrichene „Dalken" verſchmäht er nicht. Aber ſein Lieblingsgericht iſt das „Backhuhn", dem in ſeiner braunen Hülle etwas gradezu Poetiſches eigen iſt. Ich wüßte ihm nur einen Walzer von Strauß an die Seite zu ſetzen . . . oder eine ganz junge Gans, welche die Kunſt einer drallen Köchin hübſch knuſperig gebraten hat. Beſonders ſorgfältig wird dergleichen für die Stammgäſte zubereitet, denen das erſte „Extrazimmer" eingeräumt iſt; in manchen Gaſthäuſern gibt es auch ein zweites „Extrazimmer", in dem

Vor dem Kurſalon im Stadtpark.

Schank in der Schwemme des Rathauskellers.

jenen Gasthäusern, in denen Volkssänger auftreten, gibt es keine Sonderungen, keinen Kastengeist; vor der Kunst sind alle Menschen gleich. Da ist jeder ein „Bitz". Was ein „Bitz" ist? Das ist schwer zu sagen. Der „Bitz", das ist der Wiener Bürger, sofern er eine anscheinend unphilisträse Philistrosität entwickelt. Seine Naturgeschichte hat der feinsinnige Eduard Pötzl in klassischer Form geschrieben.

Auch andere Städte haben Wirtsstuben; die Honoratioren einkehren. Die Tischtücher werden zuerst im zweiten Extrazimmer ausgebreitet; wenn sie ein bißchen fleckig sind, kommen sie in das erste Extrazimmer. Dadurch drückt sich die soziale Rangordnung genügend aus. In aber nur Wien hat das Wiener Kaffeehaus. Hierin haben wir einen unleugbaren Vorrang, denn das erste Kaffeehaus des Abendlandes hauchte seine Düfte bekanntlich in die Wiener Luft aus. Es ist schwer, über das Kaffeehaus etwas zu

Die Rathauskeller-Kommission im Herrenstübchen des Rathauskellers.

Aus einer Wiener Kochschule. (Photographie von Charles Scolik sen., Wien VIII.)

sagen. Denn eigentlich könnte der Stimmung, die es gibt, nur Musik gerecht werden. Heute morgen fegte ein herbstlicher Wind schnaubend durch die Straßen; es regnete dazu, und die boshaften Lüfte schlugen einem die kalten Tröpfchen ins Gesicht, daß es eine Art hatte. Aber im Kaffeehause, da ist es wohlig. Ein großer Füllofen steht würdevoll in einer Ecke des gewölbten Raumes und gibt von Zeit zu Zeit einen eigentümlich seufzenden Ton von sich, der angenehm ins Ohr klingt. Ich setze mich nieder, und mir ist's, als überzöge ein leichtes Schmunzeln mein Gesicht. Aus der Küche dringt der Wohlgeruch, den die frisch zermahlenen Kaffeebohnen ausatmen. Und auf dem Grün des Billardtisches ein Blühen und Treiben sondergleichen. Alle Arten von Gebäck entfalten sich dort, runde Kaisersemmeln, schlanke Salzstangeln, Kipfel, Brezel, Baunzerl und Hörnchen. Daneben liegen in ihres Lebens junger Schönheit die Morgenblätter. Ach, die armen Zeitungen! Wenn nachmittags der „kleine Schwarze" in der Schale dampft, sind sie veraltet, wenn die „Mélange" zur „Jause" geschlürft wird, sind sie vergessen. Auf ihrem hoch aufragenden Throne aber sitzt die blonde Kassiererin und legt mit zartem Finger je drei Stückchen Zuckers auf ein kleines Nickelschälchen. Es hat einmal Zeiten gegeben, in denen ich für eine solche Schöne lyrisch schwärmen konnte; heute aber denke ich anders. Heute weiß ich, es ist besser, in eine einsame Ecke träumerisch geschmiegt, dazusitzen, durch das Fenster zu blicken und das bunte Leben vorbeifluten zu lassen . . .

Der Koch beim Zerlegen von Wild in einem aristokratischen Hause. (Photographie von Charles Scolik sen., Wien VIII.)

In unserm Wien

Küche eines bürgerlichen Hauſes. (Photographie von Charles Scolik ſen., Wien VIII.)

iſt es nicht ſo groß, nicht ſo ungeſtüm, nicht ſo ſtürmiſch wie in Berlin, es hat nicht den Schwung, nicht die zugreifende Jugendlichkeit, nicht die zielbewußte Kraft. Aber in ihm liegt etwas Gehaltenes, Innerliches, Vornehmes. Wir haben eine ſtolze und heitere Art, abwärts zu wandeln. Wir blicken mit neidiſchen und entſagungsvollen Gefühlen in die Ferne, überlegen lächeln wir ob des tollen Dranges, der im hellen Sonnenlichte nach allen Genüſſen langt... Und ſo ruhen wir im Schatten und ſterben ...

Aus einem Gruppenbilde „Beim höchſten Heurigen".

Parforcejagd im Walde. Gemälde von Prof. G. Koch.

Digitized by Google

Zum Streit über die Laiengerichte.

Von Landgerichtsdirektor Heinrich Rosenthal-Danzig.

Die in Vorbereitung befindliche Reform des deutschen Strafprozesses hat die Frage der „Beteiligung der Laien an der Rechtsprechung" wieder einmal in den Vordergrund der öffentlichen Erörterung gebracht. Wieder einmal! Zum ersten Male war es, als die Gesetzgebung der großen französischen Revolution den ersten Anstoß zur Aufnahme der englischen Geschworenengerichte in das Recht der Festlandvölker gab. Sodann, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den verschiedenen deutschen Staaten die Einführung der Schwurgerichte nach und nach erfolgte. Zum dritten Male bei den Vorarbeiten zu einem einheitlichen Strafprozesse für das Deutsche Reich, der durch die gegenwärtig geltende Strafprozeßordnung vom 1. Februar 1877 geschaffen wurde. Der Kampf der Meinungen war und ist noch heute oft ein leidenschaftlicher; eine ganze Literatur gibt davon Kunde. Da die Frage jetzt wieder „brennend" ist, wird ein kurzer Überblick über die Hauptpunkte von allgemeinem Interesse sein.

I.

Seit dem Inkrafttreten der deutschen Strafprozeßordnung am 1. Oktober 1879 sind Laien bekanntlich in zwei wesentlich verschiedenen Formen an der Rechtsprechung in Strafsachen beteiligt. Bei den schwersten Straftaten geschieht die Mitwirkung von Laien in der Form der Schwurgerichte. Zwölf Geschworene haben — völlig *abgesondert* von dem aus drei Berufsrichtern bestehenden Gerichtshofe — die ihnen vom Gerichtshofe vorgelegte *Frage* zu beantworten, ob der Angeklagte des ihm zur Last gelegten Verbrechens „schuldig" ist. Z. B. „Ist der Angeklagte schuldig, am 1. April 1906 vor dem Amtsgericht zu K., einer zur Abnahme von Eiden zuständigen Behörde, wissentlich ein falsches Zeugnis mit einem Eide bekräftigt zu haben?" — „Ist der Angeklagte schuldig, am 13. November 1905 im Walde des Rittergutes K. einem von dem Waldeigentümer Z. bestellten Aufseher B. in der rechtmäßigen Ausübung seines Rechtes durch Gewalt Widerstand geleistet zu haben, und zwar so, daß durch den Widerstand eine Körperverletzung des B. verursacht worden ist?"

Auch der nicht juristisch gebildete Leser sieht aus der Fassung vorstehender Fragen, daß die „Schuldfrage", äußerlich eine *einheitliche Frage*, begrifflich *zwei* Fragen enthält, nämlich erstens: ob bewiesen ist, daß der Angeklagte die ihm zur Last gelegte *Tat* begangen hat, und zweitens: ob die bewiesene Tat diejenigen *juristischen* Merkmale zeigt, die das Gesetz als Voraussetzung der Strafbarkeit fordert. Rein juristische Fragen sind es z. B.: ob die Behörde, vor der der Angeklagte wissentlich ein falsches Zeugnis mit einem Eide bekräftigt hat, zur Abnahme von Eiden „zuständig" war, ferner, ob im obigen Beispiele der Aufseher B. sich in der „rechtmäßigen" Ausübung seines Rechtes befand, was zu entscheiden unter Umständen Kenntnis verschiedener Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs und der Gesetze betreffend Forst- und Jagdrecht fordert, — ferner: ob die vom Angeklagten in der Absicht, sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen, gefälschte Urkunde eine „öffentliche Urkunde" ist, — ob der wegen „betrüglichen Bankerutts" Angeklagte zu denjenigen Personen gehört, denen „Handelsbücher zu führen gesetzlich oblag".

Häufig ist in der „Schuldfrage" noch eine *dritte* Frage stillschweigend enthalten, nämlich, ob ein „die Strafe ausschließender Grund" vorliegt. Wenn z. B. der Angeklagte sich zur Zeit der Tat in einem Zustande „krankhafter Störung der Geistestätigkeit" befand oder in der „Notwehr", — nach dem Gesetze sind dies Strafausschließungsgründe —, so ist die „Schuldfrage" von den Geschworenen zu verneinen. Nun ist aber z. B. die Frage, ob „Notwehr" vorliege, nicht bloß tatsächlich, sondern juristisch oft nicht einfach. Nach dem Strafgesetzbuch ist „Notwehr diejenige Verteidigung, die erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem anderen abzuwehren". Wenn der Handwerksmeister seinen Gesellen, weil er sich über ihn ärgert, schlägt, und der Geselle diese Schläge, die er sich nach dem Gesetze nicht gefallen zu lassen braucht, nach Lage der Umstände nicht anders abwehren kann, als dadurch, daß er den Meister gewaltsam zu Boden wirft, und wenn der Meister dabei so unglücklich auf einen spitzen Gegenstand fällt, daß er sich eine tödliche Wunde zuzieht, so hat der Geselle den Meister „vorsätzlich körperlich mißhandelt, und zwar mit Todesfolge"; er ist aber für „nicht schuldig" zu erklären, weil er in der „Notwehr" gehandelt hat. Anders läge derselbe Fall gegenüber einem Lehrling. Diesem gegenüber hat der Meister das „Recht der Züchtigung", sofern sie nur nicht übermäßig ist. Der Lehrling hat also — nach obigem Begriffe der „Notwehr" — gegen eine mäßige Züchtigung, da diese kein „rechtswidriger" Angriff ist, nicht das Recht der Notwehr; wehrt er sich dennoch und handelt er ebenso wie im vorstehenden Beispiel der Geselle, so muß er der „vorsätzlichen Körperverletzung mit Todesfolge" für schuldig erklärt werden.

Schon diese ganz einfachen Beispiele — und die Zahl schwieriger Fälle ist in der Praxis der Schwurgerichte häufig — lassen erkennen, in welcher Weise die Geschworenen über die Anwendbarkeit von Rechtsbegriffen, d. h. über die Auslegung der Gesetze zu entscheiden haben. Gegen diese ihre Entscheidung gibt es — sofern nur die ihnen vorgelegte Frage den Worten des Gesetzes entspricht — keinerlei Rechtsmittel, selbst wenn die vereinigten Strafsenate des Reichsgerichts und alle angesehenen Lehrer der Wissenschaft das Gesetz anders auslegen. Niemand wird leugnen können, daß dies ein merkwürdiger Zustand ist in einer Zeit, in der man sonst darüber einig ist, daß Fragen der Wissenschaft durch Sachverständige entschieden werden sollen.

Ferner haben die Geschworenen in den Fällen, in denen das Strafgesetz für eine Straftat dem Richter verschiedene Strafarten und Strafmaße zur Auswahl stellt, z. B. entweder Zuchthaus oder Gefängnis, entweder Gefängnis von drei Jahren bis zu fünf Jahren oder schon von drei Monaten bis zu fünf Jahren, auch die Frage zu beantworten, ob „mildernde Umstände" vorhanden sind.

Wenn die Geschworenen die „Schuldfrage" mit mindestens acht Stimmen bejaht (bei geringerer Stimmenzahl wird der Angeklagte freigesprochen) und die Frage nach „mildernden Umständen" beantwortet haben, entscheiden die drei Berufsrichter allein über die „Höhe der Strafe", obgleich ihnen die Gründe, aus denen die Geschworenen den Angeklagten für „schuldig" erklärt und aus denen sie die Frage nach „mildernden Umständen" bejaht oder verneint haben, nicht bekannt sind. Daß diese Einrichtung ein großes Hindernis für eine sachgemäße „Strafzumessung" ist, kann nicht bezweifelt werden.

Während die Aburteilung der Straftaten von mittlerer Schwere ohne Zuziehung von Laien durch die lediglich aus fünf Berufsrichtern bestehenden Strafkammern der Landgerichte erfolgt, sind die leichteren Straffälle den Schöffengerichten überwiesen, in denen ein Berufsrichter (Amtsrichter) als Vorsitzender und zwei Laien (Schöffen) gemeinsam beratend in völlig gleichberechtigtem Zusammenwirken über die „Schuldfrage", die „Höhe der Strafe", sowie alle prozessualen Fragen nach Stimmenmehrheit entscheiden, so daß die beiden Schöffen den Amtsrichter auch in reinen Rechtsfragen überstimmen können.

Eine Beteiligung von Laien an der Strafrechtspflege sehen wir ferner in der Militärstrafgerichtsbarkeit, wo in allen Instanzen rechtsgelehrte Richter (Kriegsgerichtsräte usw.) und Laien (Offiziere) in gemeinsamem gleichberechtigten Zusammenwirken entscheiden, und zwar nicht nur bei rein militärischen Straftaten, sondern auch bei allen gemeinen, nach dem Strafgesetzbuche strafbaren Handlungen einer Militärperson des aktiven Heeres.

Auch auf dem Gebiete der Zivilrechtspflege findet, neuerdings zunehmend, eine Beteiligung von Laien statt, namentlich in den „Kammern für Handelssachen" bei den Landgerichten, in den „Gewerbegerichten" zur Entscheidung gewerblicher Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, in den „Kaufmannsgerichten" zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Kaufleuten und ihren Handlungsgehilfen oder Lehrlingen aus dem Dienst- oder Lehrverhältnisse, ferner in den „Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung" (Unfall- und Invalidenversicherung), ja sogar bei der höchsten Instanz hierfür, dem „Reichsversicherungsamte"; endlich nach manchen Landesrechten, z. B. in Preußen, in den Verwaltungsgerichten (Kreis-, Stadt- und Bezirksausschüssen) zur Entscheidung streitiger Verwaltungssachen, z. B. in gewissen Steuer-, Gewerbe-, Wege-, Jagdpolizei- usw. Angelegenheiten.

Alle diese Gerichte beruhen auf demselben System wie die Schöffengerichte, das heißt rechtsgelehrte Berufsrichter und die immer die Mehrzahl bildenden Laienrichter wirken mit völlig gleichen richterlichen Befugnissen als einheitlicher Gerichtshof zusammen.

II.

Wer den bevorstehenden Verhandlungen über die Strafprozeßreform mit Verständnis folgen will, muß naturgemäß zuerst zu der Frage Stellung nehmen: Ist in der heutigen Zeit eine Mitwirkung von Laien bei der Rechtsprechung überhaupt gerechtfertigt?

Als die Völker noch in den einfachsten Verhältnissen lebten, als das Recht noch das im täglichen Gebrauche jedes einzelnen entstandene Gewohnheitsrecht war, damals konnte jeder erwachsene Mann wissen, was in jedem Falle Rechtens war. Damals verstand aber auch jeder, sich sein Haus allein zu bauen, seine Kleider, Waffen, Gerätschaften selbst zu fertigen. So wenig nun aber heute verlangt wird, daß jeder Mensch, der eine Depesche absendet, das Wesen und die Erscheinungen der Elektrizität, jeder, der mit der Eisenbahn fährt, die Zusammensetzung der Dampfmaschine genau kenne und die Einrichtungen des Telegraphen- und Eisenbahnwesens selbst handhabe, so wenig ist es in dem durch tausendfältige Arbeitsteilung gegliederten, in schnellem Flusse befindlichen Leben der Gegenwart, dessen staatliche Regelung jedes Jahr „Bände" von Gesetzen und Verordnungen erfordert, möglich, daß jedermann wisse, was in jedem einzelnen Falle Rechtens ist. Wer dies als richtig anerkennt — und wer wollte es bestreiten? — kann leicht zu dem Schlusse kommen: „Die Heranziehung von Laien zur Rechtsprechung ist durchaus verfehlt und bedenklich." Das spricht z. B. Professor Beling in „Kohlers Enzyklopädie der Rechtswissenschaft" freimütig aus und fährt fort: „Dies ist heutzutage auch die Meinung nicht nur weitaus der meisten Juristen

(Theoretiker und Praktiker), sondern auch zahlreicher gebildeter Laien, die unumwunden bekennen, daß sie den gestellten Aufgaben nicht gewachsen seien und nicht gewachsen sein können." Die Übertragung der Entscheidung der vollen „Schuldfrage" an die Geschworenen, d. h., wie oben gezeigt, nicht bloß der „Beweiswürdigung", sondern auch der Frage, ob die Tat des Angeklagten die vom Strafgesetz als Voraussetzung der Strafbarkeit geforderten „juristischen Merkmale" hat, bezeichnet derselbe Rechtsgelehrte als „eine Auslieferung der Justiz an den Zufall; denn Zufall sei es, ob die gerade herangezogenen Laien das Gesetz voll erfassen, Zufall, ob sie überhaupt gewillt seien, ihrer Pflicht gemäß lediglich das Gesetz zugrunde zu legen. Sei doch die irrige Meinung verbreitet, als habe sich der Laienrichter überhaupt nicht nach dem Gesetze, sondern danach zu richten, ob er nach seinem subjektiven Empfinden die Tat für strafwürdig halte, eine Auffassung, die geradezu zur Anarchie und Rechtsunsicherheit schlimmster Art führe." Daß die Rechtsprechung von Laienrichtern in der Tat „chancenreicher" sei als die der Berufsrichter, war auch die Meinung jenes vielbestraften und infolgedessen mit dem Rechtsgange vertrauten Verbrechers, der auf eine gelegentliche Frage seines Untersuchungsrichters, ob er lieber vor dem Schwurgericht oder vor der Strafkammer stehe, erwiderte: „Herr Rat, wenn ich unschuldig angeklagt bin, komme ich lieber vor die Strafkammer, wenn ich aber schuldig bin, lieber vor die Geschworenen." Der genannte Rechtslehrer kommt zu dem Schlusse: „Dem Gesetzgeber der Zukunft ist der Weg klar vorgezeichnet. Die Rechtsprechung muß dem berufsrichterlichen Element in vollem Umfange zurückgegeben werden."

Diese schroffe Ablehnung der Mitwirkung von Laien an der Rechtsprechung erscheint nicht gerechtfertigt. Auch ist es wohl nicht richtig, daß die meisten Juristen jener Meinung seien. Zahlreiche literarische Veröffentlichungen von Juristen sprechen dagegen; namentlich aber spricht dagegen, daß die vom Reichsjustizamt eingesetzte, von 1903 bis 1905 tätig gewesene, aus einundzwanzig Richtern, Staatsanwälten, Rechtsanwälten und Rechtslehrern aus allen Teilen des Reichs zusammengesetzte „Kommission für die Reform des Strafprozesses" einhellig der Meinung war, „daß die Mitwirkung von Laien an der Strafrechtspflege in hohem Grade nützlich sei und daß angesichts der allgemeinen im Volke herrschenden Rechtsüberzeugung diese Mitwirkung nicht entbehrt werden könne".

Die, wie nicht geleugnet werden kann, verbreitete Gegnerschaft gegen die Beteiligung von Laien an der Rechtsprechung hat anscheinend zum Teil darin ihren Grund, daß man die Rechtspflege allzu sehr für eine technische Einrichtung des Staates hält. Wäre sie das, so müßte sie selbstverständlich den Technikern, d. h. den rechtsgelehrten Berufsrichtern ausschließlich überlassen werden, ebenso wie z. B. das staatliche Eisenbahn- und Bauwesen den Eisenbahn- und Bautechnikern, obgleich übrigens manchmal auch für diese Gebiete die ketzerische Ansicht laut wird, die Zuziehung von Laien in gewissen Grenzen würde dem gemeinen Wohle dienlich sein. Die Geschichte lehrt aber, daß die „Gerichtsverfassung" und die „Prozeßordnungen", deren Zweck es ist, die Technik der Rechtspflege zu regeln, immer auch ein politisches Gepräge tragen. Wägbare und unwägbare Stimmungen der Volksseele, bewußt und unbewußt im Volke herrschende Anschauungen über Recht und Gerechtigkeit, über das Wesen und die Aufgaben des Staates, über das Verhältnis des einzelnen zur Staatsgewalt und über sein Recht zur Teilnahme an ihrer Ausübung kommen in den Einrichtungen der Rechtspflege stets zum Ausdruck. Zur Zeit des Tiefstandes des politischen Lebens in Deutschland bei und nach Aufnahme des römischen Rechtes geriet die Rechtspflege ausschließlich in die Hände der Rechtsgelehrten; mit dem Wiedererwachen des politischen Lebens unter dem Einflusse der französischen Revolution begannen die Bestrebungen nach Beteiligung von Laien an der Rechtspflege. Die Richtigkeit vorstehender Bemerkungen aus der Geschichte im einzelnen darzutun, ist nicht schwierig, würde aber hier zu weit führen und ist auch nicht notwendig — die Gegenwart ist Zeuge. Rechtsgelehrte selbst kämpfen zurzeit dagegen, daß der Richter das im einzelnen Falle anzuwendende Recht lediglich im Wege „logischer Konstruktion" suche und finde; sie verwerfen eine rein „technische" Rechtspflege und verlangen, daß der Richter bei der Rechtsfindung auch die „Interessen abwäge", d. h. sie reden der Zulässigkeit von rechtspolitischen Erwägungen in der Rechtspflege das Wort. Vor allem aber sei auf die Tatsache hingewiesen, daß Ausgangs- und Zielpunkt der gegenwärtigen Reformbewegung auf dem Gebiete des Strafprozesses wesentlich die Frage ist: Welche Änderungen unserer Rechtseinrichtungen sind nötig, um unserer Rechtspflege das „Vertrauen" des Volkes zu erhalten, oder wenn — wie ein oft wiederholtes, dadurch allein aber nicht wahr gewordenes Schlagwort sagt — dieses Vertrauen erschüttert ist, um es wieder zu gewinnen? Daß im Meinungskampf um die bestmögliche Rechtspflege die „Vertrauensfrage" gestellt wird, beweist, daß bei der gesetzlichen Ordnung der Rechtspflege politische Erwägungen den gleichen Anspruch auf Berücksichtigung haben, wie die juristisch-technischen. „Das Vertrauen des Volkes zur Gerechtigkeit und Unabhängigkeit der Gerichte ist beinahe ebenso wichtig wie die Gerechtigkeit und die Unabhängigkeit selbst."

Wenn die Frage, ob Laien bei der Rechtsprechung mitwirken sollen, bejaht wird, so kommt es darauf an — und das ist die

zweite Frage —, in welcher Form das am besten geschehen kann. In dieser Beziehung steht, wie jeder Zeitungsleser weiß, fest, daß sich bisher kaum irgendwo eine Stimme gegen die „Schöffengerichte" erhoben hat. In den Protokollen der erwähnten Kommission für die Strafprozeßreform heißt es: „Die Schöffengerichte haben sich seit ihrem Bestehen überall bewährt und sich das Vertrauen der Bevölkerung in besonderem Maße zu erwerben gewußt. Überall wird betont, daß sich die Schöffen in Rechtsfragen der Belehrung seitens des rechtsgelehrten Richters nicht unzugänglich erweisen, jedoch keineswegs ihm gegenüber ihre Unabhängigkeit preisgeben." Ganz dasselbe gilt, wie jeder Kenner der Verhältnisse weiß, von den auf dem gleichen Systeme wie die Schöffengerichte, nämlich auf dem Grundsatze gleichberechtigten Zusammenwirkens von Laien und rechtsgelehrten Richtern, beruhenden Kammern für Handelssachen, Gewerbe- und Kaufmannsgerichten, Schiedsgerichten der Arbeiterversicherung und Verwaltungsgerichten. Vielfältige Erfahrung lehrt also, daß das „Schöffengerichts-System" sich auf zahlreichen Gebieten der Rechtspflege bewährt hat. Der neben und mit dem Berufsrichter zur Entscheidung berufene Laie bringt in die Beratung des Gerichtshofes Erfahrungen aus vielen Lebensgebieten, Kenntnisse der geschäftlichen Gewohnheiten und Auffassungen, der persönlichen und örtlichen Verhältnisse, des Charakters und der Mundart der Bevölkerung, die dem Berufsrichter, namentlich dem jüngeren, oft fehlen. Die Mitwirkung von Laien bewahrt anderseits den in langer Amtstätigkeit geübten Richter vor handwerksmäßiger, schablonenhafter, übereilter Behandlung der Sachen. Endlich — und hierin liegt ein besonderer Vorzug des Schöffengerichtssystems — durch die Tätigkeit von Laien neben und mit dem Berufsrichter dringt auch in die Beratungszimmer der Gerichte das Licht einer gewissen Öffentlichkeit, wodurch das Vertrauen des Volkes zur Rechtspflege gestärkt und diese vor Verdächtigungen geschützt wird.

Aus Erwägungen dieser Art ist die Kommission für die Strafprozeßreform zu dem Schlusse gekommen, die Beteiligung von Laien in der Form des „Schöffengerichts" für alle Stufen der Gerichtsbarkeit zu empfehlen, so daß die Strafkammern und die Schwurgerichte wegfallen und an ihre Stelle Schöffengerichte treten sollen. Gegen die Ersetzung der Schwurgerichte durch „große Schöffengerichte" (die Kommission schlägt vor: drei Berufsrichter und sechs Schöffen) hat sich nun aber bereits lebhafter Widerspruch in den Parlamenten und in der Presse sowie auch von Rechtslehrern und Praktikern erhoben. Man bestreitet zwar nicht das Vorhandensein größerer und geringerer Mängel der bestehenden Schwurgerichtseinrichtung, ist aber der Meinung, daß sie durch einige Änderungen des Gesetzes beseitigt oder wenigstens sehr gemildert werden können.

Die hauptsächlichsten Mängel der Schwurgerichte beruhen darauf, daß die Geschworenen abgesondert von den rechtsgelehrten Richtern, allein in ihrem Beratungszimmer, ohne juristische oder auch nur geschäftskundige Leitung oft schwierige Rechtsfragen zu entscheiden und nicht selten einen in langen Prozeßverhandlungen angehäuften umfangreichen und verwickelten tatsächlichen Stoff zu würdigen haben, dessen Sichtung nur unter der Führung praktisch geschulter Juristen möglich ist. Zwar haben die Schlußreden des Staatsanwalts und Verteidigers den Zweck, den Geschworenen das tatsächliche Material in geordneter Weise (wenn auch von verschiedenen Standpunkten) vorzuführen und die Rechtsfragen zu erörtern. Auch hat am Schlusse der Verhandlung der Vorsitzende, ohne in eine Würdigung der Beweise, d. h. der Tatfrage, einzugehen, die Geschworenen über die rechtlichen Gesichtspunkte zu belehren, die sie bei Lösung der ihnen gestellten Aufgabe in Betracht zu ziehen haben. Aber abgesehen davon, daß diese Rechtsbelehrung für die Geschworenen nicht bindend ist, besteht, wie jedem einleuchten muß, in allen nicht ganz einfachen Fällen gar keine Sicherheit dafür, daß zwölf meist dem Vorsitzenden fremde Männer von verschiedenem Bildungsgrade, ohne das Hilfsmittel gegenseitiger Aussprache und unmittelbaren Gedankenaustausches, durch einen „Vortrag" am Schlusse oft langwieriger, ermüdender Verhandlungen plötzlich so viel Rechtskenntnisse erwerben, wie notwendig sind, um die gestellten Rechtsfragen richtig zu beantworten. Und was die Schlußreden des Staatsanwalts und des Verteidigers betrifft, so bestätigen zahlreiche vertrauliche Bekenntnisse aus dem Geschworenenzimmer, daß mancher nach ihrer Anhörung sich in derselben Geistesverfassung befindet, wie jener, der am Schlusse der das „Schuldig" beantragenden Rede des Staatsanwalts ausrief: „De Kirl hat recht", während ihm, nachdem der Verteidiger seine ergreifende Rede mit dem Verlangen des „Nichtschuldig" geschlossen hatte, der ebenso begeisterte Ausruf entfuhr: „De Kirl hat ok recht!" Die in diesen Scherz eingekleidete ernste Wahrheit liegt auf der Hand.

Soviel bekannt geworden, wollen auch die Regierungen — abweichend von der Kommission — in ihrem dem Reichstage vorzulegenden Gesetzentwurf die Schwurgerichte beibehalten. Sie gehen dabei, wie angenommen werden darf, hauptsächlich von der politischen Erwägung aus, daß man in unserer ohnedies schon so viele Keime der Gärung und Auflösung enthaltenden Zeit nicht ohne zwingende Not, gegen den zum Teil leidenschaftlichen Widerspruch weiter Volkskreise, eine in Deutschland etwa ein halbes Jahrhundert bestehende und von allen Kulturstaaten — allerdings mit Abweichun-

gen unter sich — angenommene Einrichtung beseitigen soll. Eine Einrichtung, gegen die jedenfalls aus dem Volke heraus bisher keine nennenswerten Angriffe erhoben sind und die ihren Anhängern — ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt — als ein Schutz der Gerechtigkeit gilt. Ob nicht vielleicht eine Anhörung der in den letzten fünf bis zehn Jahren als Geschworene tätig gewesenen Männer durch eine wohl ohne große Umstände und Kosten vorzunehmende „Enquete" zu einer wesentlichen Berichtigung der öffentlichen Meinung führen würde, sei eine hier nur angedeutete Frage. Wenn man die öffentlichen Stimmen hört und liest, hat man manchmal den Eindruck, daß sie von solchen herrühren, die, wenn überhaupt je, nur sehr selten einen Schwurgerichtssaal betreten haben.

Die Anhänger des Schöffengerichtssystems werden sich also voraussichtlich mit dem Worte jenes alten Praktikers trösten müssen: „Es geht auch so!" — namentlich wenn, wie sicher zu hoffen, der Versuch gemacht wird, den beobachteten Mängeln des heutigen Schwurgerichtsverfahrens nach Möglichkeit abzuhelfen. Für eine die richtige Anwendung der Gesetze sichernde Rechtspflege wäre großes gewonnen, wenn in irgendeiner Form und mit allen von den Anhängern der Schwurgerichte irgend gewünschten „Kautelen für die Unabhängigkeit der Laien" ein rechtsgelehrter Richter mit der Leitung der Beratung und Abstimmung der Geschworenen betraut würde; ein Verlangen, dem stattzugeben selbst ein so begeisterter Anhänger der Schwurgerichte wie der bekannte Strafrechtslehrer v. Liszt unter gewissen Vorbehalten bereit ist.

Es bleibt als dritte Frage: Nach welchen Grundsätzen ist die Auswahl der zur Rechtsprechung zuzuziehenden Laien zu treffen? und, hiermit in engstem Zusammenhange stehend, die vierte Frage: Haben die Laienrichter ihr Amt als Ehrenamt unentgeltlich auszuüben, oder ist ihnen Entschädigung für Aufwand und Zeitversäumnis zu gewähren?

Nach dem gegenwärtig geltenden Gesetze kann grundsätzlich jeder über dreißig Jahre alte Deutsche zu dem Amte eines Geschworenen oder Schöffen berufen werden, ausgenommen, wer mit Zuchthaus oder Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bestraft, in Konkurs oder als Verschwender oder Trunkenbold entmündigt ist, aus öffentlichen Mitteln Armenunterstützung empfängt, wegen geistiger oder körperlicher Gebrechen nicht geeignet ist; auch sollen gewisse Beamten- und Personenklassen, z. B. Minister und andere zur Disposition der Regierung stehende Beamte, Richter, Staatsanwälte, Geistliche, Volksschullehrer, Militärpersonen, Dienstboten usw. nicht berufen werden. Das Amt der Geschworenen und Schöffen ist nach dem gegenwärtig geltenden Gesetz ein Ehrenamt; sie erhalten lediglich Vergütung der Reisekosten zum Sitze des Gerichts, nicht auch ihres sonstigen Aufwandes und auch nicht für Zeitversäumnis in ihrem Berufe. Da hiernach namentlich den Geschworenen, die zu Sitzungen von ein bis zwei Wochen Dauer einberufen werden, bedeutende Geldopfer erwachsen, und da durch die notwendige Rücksicht hierauf die zur Auswahl der Geschworenen berufenen Organe bei ihrer Wahl, wenn auch nicht gesetzlich, so doch tatsächlich, auf die „besitzenden" Klassen beschränkt sind, wird neuerdings von vielen Seiten das Verlangen gestellt, den Geschworenen und Schöffen außer den Reisekosten auch Entschädigung für Aufwand und Zeitversäumnis aus Staatsmitteln zu gewähren. Ein dahin zielender Antrag ist z. B. im vorigen Jahre in der bayerischen Kammer der Abgeordneten einstimmig angenommen worden. In der bereits erwähnten Kommission für die Strafprozeßreform wurde ausgesprochen: „Es könne unbedenklich mehr als bisher auf die unterrichteten Elemente des Arbeiterstandes zurückgegriffen werden, die auf anderen Gebieten der staatlichen und kommunalen Verwaltung vielfach reges Interesse und großes Verständnis für die ihnen zugewiesenen Aufgaben gezeigt haben." Hierfür spricht auch eine aus Anlaß der letzten Pariser Weltausstellung vom Reichsversicherungsamt herausgegebene Schrift, in der „die Unparteilichkeit, Pflichttreue, Sorgfalt und Bereitwilligkeit der zur Mitwirkung in den Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung berufenen Arbeiter anerkannt" und hervorgehoben wird, wie durch die Mitwirkung von Arbeitern das sonst vielfach gehegte „Mißtrauen gegenüber der Verwaltung und Rechtsprechung geschwunden und Rechtszufriedenheit eingekehrt ist". Ähnliches wird von den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten mitgeteilt.

Daß die Vorschriften über die Auswahl der Laienrichter von der allergrößten Wichtigkeit sind, muß jedem Einsichtigen klar sein; denn die Geschichte lehrt, daß die besten Staatseinrichtungen wertlos sind, wenn unfähige oder schlechte Männer sie verwalten.

Herbst.

Wie die Tage schnell vergingen!
Herz, halt die Erinn'rung fest!
Denn schon regt der Storch die Schwingen,
Schwarzen Schwingen,
Reisefertig überm Nest.

Deine blütenreichen Locken,
Sommergott, kann ich noch sehn,
Doch schon hör' ich leise Glocken,
Totenglocken,
Über Herz und Erde gehn ...

Georg Martell.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Heinrich Hansjakob, Sonnige Tage (Stuttgart 1906, A. Bonz & Co.). — Anna Croissant-Rußz, Die Nann (Stuttgart 1906, Deutsche Verlagsanstalt). — Heinz Tovote, Hilde Vangerow und ihre Schwester (Berlin 1906, F. Fontane & Co.). — Georg Freiherr von Ompteda, Normalmenschen (Berlin 1906, E. Fleischel & Co.).

Als sich die katholischen Frauenvereinigungen der guten Stadt Freiburg „mit Rücksicht auf die stets wachsenden Aufgaben der Frau in der Gesellschaft“ ein paar Vorlesungen über Dante, die Kultur des Mittelalters und andere Themata halten ließen, bemerkte der Stadtpfarrer dazu wörtlich: „Mir kommt das vor, wie wenn man einer Herde Schafe Vorlesungen halten wollte über den Gesang der Nachtigall, oder wenn man einer Schar junger oder alter Ziegen die geheime Offenbarung des heil. Johannes erklären würde.“

Muß das ein ausgetragener Grobian sein, wird mancher dabei denken, und es läßt sich leicht vorstellen, welch heimliches Entzücken diese Worte auf der einen, welche lodernde Empörung sie auf der anderen Seite ausgelöst haben und auslösen. Nur bei denjenigen wird es ein vergnüglich Schmunzeln geben, die den katholischen Stadtpfarrer von Freiburg, der Heinrich Hansjakob heißt, näher kennen und ihn lieb haben, weil er kein glattgeleckter Allerweltsmensch, sondern eine knorrige Persönlichkeit ist, in der viel gutgermanische Volkskraft steckt. Dieser Schwarzwälder Grobian, der an Magenverstimmung und Schlaflosigkeit leidet, deshalb noch galliger knurrt und poltert und sich gleichsam gesund schimpft, ist eines Bäckers Sohn und ist zeitlebens ein strammer Demokrat geblieben. Aber er zuckelte nicht als ein aufs Programm eingeschworener Parteifuchs hinter der großen Herde drein, sondern er gehört zu jenen Edeldemokraten, deren Aussterben jeder vernünftige Mensch bedauern muß; zu den trotzigen Dickschädeln mit steifem Nacken und störrigem Freiheitsgefühl, die, grunddeutsch, sich selbst vom lieben Gott ihr Recht nicht verkümmern ließen, geschweige denn daß sie vor den Mächtigen dieser Erde zurückwichen; zu den kernigen Eigenbrödlern, die viel zu scharfkantig und eigensinnig sind, als daß sie zu einer „Partei“ zusammenbacken könnten, die man mit Recht beschränkt, verschroben, verbohrt nennen kann, die aber doch wenigstens „Kerle“ sind. Es wäre schrecklich, wenn sie das Deutsche Reich regierten, aber es wäre doch gut, wenn es heut ein wenig mehr von der Sorte gäbe. Ich stimme mit den Ansichten von Heinrich Hansjakob nur selten überein, doch in unserer knechtseligen, liebedienerischen, denkmalswütigen, uniformen Zeit wirkt solche Persönlichkeit, die weder nach oben noch nach unten einen krummen Buckel macht, wie eine Wohltat und Erfrischung. Das müssen gottlob! auch viele andere Leute empfinden, denn der Freiburger Pfarrer ist in zahlreichen Familien des Reiches, in katholischen wie protestantischen, ein lieber Hausfreund, und jedes neue Buch von ihm wird mit Spannung erwartet. Allerdings ist er auch ein Volksschriftsteller, wie wir wenige besitzen.

Das Werk des Jahres 1906 heißt „Sonnige Tage“ (Stuttgart 1906, A. Bonz & Co.) und enthält bunte Aufzeichnungen von einer Fahrt durch Bayern. Anders wie andere Menschen reist Heinrich Hansjakob. Er klettert nicht in die Eisenbahn, sondern in einen bequemen Landauer und läßt davor zwei gute Pferde spannen, die sein treuer Joseph zügelt. Da alle Stationen der Reise sorgfältig schon ein halbes Jahr vorher festgestellt werden, ist überall ein stilles Nachtquartier vorhanden, und so können der Pfarrer und sein Kutscher denn getrost in die schöne Gotteswelt hineinfahren. Etwa vierzig Tage sind sie unterwegs, und zwar geht die Reise an der Donau hinab bis Passau und am Alpenrand zurück zum Bodensee. Bedächtig traben die Pferde die Landstraße lang, hin und wieder darf der Joseph eine Maß des verlockenden bayerischen Bieres trinken, und wenn das Tagesziel erreicht ist, spannt er im Gasthof aus, dieweil sein Herr im Pfarrhaus oder Kloster die geliebte Dickmilch und ein stilles Nachtquartier findet. Je nach Lust und Laune sieht sich Hansjakob dies und das an, läßt anderes am Wege liegen und fühlt sich am wohlsten, wenn sein Wagen auf offener Landstraße dahinrollt zwischen Wald, Saatfeldern, Kartoffeläckern. Treulich berichtet er in Tagebuchblättern dann, was ihm begegnet ist, durch welche Flecken und Dörfer er kam, wie sie liegen und wie die Kirche aussieht, was ihm an Volkssitten und -trachten auffiel, welche Menschen er kennen gelernt, was ihn gefreut und geärgert hat, wo die Dickmilch gut war und wo er schlecht schlief, wo er zu viel Wein getrunken und wo ein Automobil ihn überholt hat. Man wird fragen, ob das auf die Dauer so ergötzlich sein kann, insonderheit, wo das Buch über 600 Seiten stark ist. Und gewiß ist es ziemlich gleichgültig, daß jemand Passau fast so schön findet wie Venedig, oder die bayerischen Landstraßen staubfreier als die badischen. Aber das ist hier auch völlig Nebensache. Die Hauptsache ist und bleibt das Temperament des geistlichen Herrn, das sich in diesen losen buntscheckigen Aufzeichnungen viel ungebundener austoben kann,

als in den eigentlichen Erzählungen. Wie der alte Knurr- und Streithahn trotz seiner zwei Zentner plaudert und predigt, ächzt und stöhnt, segnet und flucht, poltert und sich aufregt, das ist das Interessante und Erfrischende. Er schimpft — schimpft, daß es eine Freude ist; links und rechts fliegen die Jagdhiebe, bald wird er ironisch und wirft einen Seitenblick auf die geliebten „Preußen", das deutsche „Herrenvolk"; bald donnert er grob und gerade gegen das „Viehvolk der Engländer", bald tobt er gegen die Automobile, die neumodischen Teufels-, Mord-, Lumpenfuhrwerke, bald knurrt er gegen den „Jugendstil" und den bacillus antialcoholicus, der heute so viele infiziert hat, und so geht's in dulci jubilo weiter, und im Vorübergehn kriegt die offizielle Gerechtigkeit unsrer Justizlöwen und die Zentrumspartei im deutschen Reichstag noch etwas ab. Ganz in seinem Fahrwasser ist Hansjakob jedoch erst dann, wenn er gegen die Fürsten und die „Wibervölker" loslegen kann. Diese beiden Themata sind für ihn unerschöpflich. Vor jeder Stadt, jeder Baulichkeit, jedem Denkmal, das er auf der Reise berührt, hält er gern ein historisches Privatissimum, und den Mächtigen dieser Erde geht's dabei mordsmäßig schlecht. Der alte Demokrat schäumt, wenn er an die Bauernschinder früherer Zeiten denkt, und preist die blutigen Revolutionsmänner selig, die dem Absolutismus den Garaus gemacht haben. Noch mehr allerdings kränkt ihn die Eselsgeduld der Völker, die gutmütig alles ertragen, denn die Sklaven sind es ja, welche die Tyrannen machen, und schlimmer noch als die Fürsten sind die Fürstenknechte, die die menschliche Würde in sich selber nicht achten. Bitter räsonniert er über die Norweger, die den Mut hatten, einen König abzusetzen, aber „die unaussprechliche Schwachköpfigkeit", sich gleich ein anderes Prinzlein für den Thron zu holen; bitter über die „unwürdige" Tatsache, daß ein Land wie Bayern „alleweg einen blöd- und schwachsinnigen König" habe und sich das ruhig gefallen lasse; und gallig spricht er über die knechtseligen Untertanen, die für nichts und wieder nichts den Herrscher anhochen, während die hohen Herren sich zwar gegenseitig feiern oder allenfalls ihre Armee antoasten, niemals aber das dumme Volk. Wenn es nach ihm ginge, sagt er, so müßten alle Fürstenhäuser heute noch alljährlich einen Buß- und Bettag halten und öffentliche Abbitte leisten allen Bürgern und Bauern ihrer Länder für das grausame Unrecht, welches ihre Ahnen deren Vorfahren zugefügt haben. Es sind aber nicht nur die weltlichen Würdenträger, die so aufs Korn genommen werden, auch die geistlichen werden im gleichen Fett gebraten, und wenn dieser katholische Pfarrer für den Kaiser keine Fahne heraushängt, so tut er's ebensowenig für den Papst. Gegen die „geistlichen Zopfmandarinen in Regensburg", denen das Buch eines Freundes nicht fromm genug war, vertritt er seine Meinung und „forcht sich nit", über den von Rom verliehenen „Monsignore"-Titel spottet er manch liebes Mal, und über das Verhalten der Päpste dem Protestantismus gegenüber sagt er manch Wörtlein, das nach Lage der Dinge überrascht. Im Grunde ist dieser Mann, dessen gutkatholische Gesinnung an sich nicht bezweifelt werden soll, durchaus eine Protestantennatur, ein Stückchen Rebell, der mit knurrigem Behagen daran denkt, daß auch in der Zukunft eine große soziale Revolution kommen wird und kommen muß, wobei dann die staatlichen und kirchlichen Oberbonzen ihr blaues Wunder erleben werden. In dem schwarzen Priesterrock steckt also ein eigentümliches Menschenexemplar, eine Persönlichkeit, der man es gern glaubt, wenn sie versichert, daß sie weder staatlich noch geistlich „korrekt" sei, ein Mann, der in höheren Regionen als enfant terrible gilt und sich auf gar keine Weise das Maul verbieten läßt. Sein Demokratentum muß man auch recht verstehn: es ist nichts weniger als ein aufklärerisch-liberales, das in Humanitätsideen wurzelt und den Kulturfortschritt will — es ist im Gegenteil ein sozusagen bäurisch-konservatives, das unter Umständen direkt kulturfeindlich ist und heut gegen Automobile ebenso wettert, wie vor 60 Jahren gegen Eisenbahnen. Deshalb ist nicht Frankreich und Nordamerika für diesen „Demokraten" ein Ideal, sondern die Schweiz. Deshalb liebt er die Bauernbünde, preist er die Bauernaufstände und verehrt er die großen Bauernnaturen, wie Luther eine war. Man sieht den direkten Gegensatz zum Liberalismus, der sich noch schärfer ausprägt in Hansjakobs Stellung zur Frauenfrage.

Die „Wibervölker" — das ist ja sein zweites ewiges Thema. Und von welchen holdseligen Liebenswürdigkeiten sein Mund da träuft, zeigt die am Anfang dieses Berichtes zitierte Stelle zur Genüge. Ihm ist schon der bloße Versuch, weiblichen Gehirnen ein wissenschaftliches Thema „mundgerecht" zu machen, ein Wahnsinn; ihm ist das Emanzipationsstreben eine Verrücktheit, eine Seuche, ein Vorbote der Revolution, in der die Weiber wieder zu Hyänen werden; und nach seiner Meinung hat keiner das langhaarige Geschlecht besser erkannt als der Doktor Möbius, der die bekannte Broschüre über den physiologischen Schwachsinn des Weibes schrieb. Die Donau erscheint ihm im Verhältnis zum Rhein zahm und langsam — je nun, es ist kein Wunder, „sie zählt eben zu den Wibervölkern, denen anhaltendes Ungestüm und stetige Energie meist fremd ist". Würde dieselbe Donau reißend schnell fließen, so gäbe der Freiburger Stadtpfarrer ein kräftig Sprüchlein über die sich ewig vordrängenden Frauenzimmer zum besten, die nie zur Ruhe und Besonnenheit kämen. Das beste ist aber, daß diesem Widerfresser die Wibervölker am meisten nachlaufen und daß gerade sie, wie er selber gestehen muß,

seine treuesten Leserinnen sind. Ob sie merken, daß all sein Poltern nicht gar so schlimm gemeint ist, oder ob jede das nicht unebene Gefühl hat, selber die Ausnahme zu bilden, sei dahingestellt.

Aber gerade hier wird man etwas stutzig. Man fühlt, daß sich Hansjakob ein wenig in die Rolle des Polterers und alten Grobians hineingespielt hat und daß er sie, weil sie ihm liegt und weil's die Leute freut, fortspielt. Gewiß ist der ganze Ton seiner Natur gemäß, gewiß hat er eine wirkliche Wut auf Automobile, Potentaten und Kulturfineſſen, aber er übertreibt nicht ohne Absicht im Ausdruck und drückt für sein Publikum immer Trümpfe drauf. Und auch er entgeht jener besonderen Eitelkeit nicht, die sich auch bei dem verwandten Rosegger manchmal fühlbar machte: der Eitelkeit auf das Naturburschentum, auf seine Urwüchsigkeit, auf sein ungeniertes Aussprechen alles dessen, was er denkt, auf seine Bedürfnislosigkeit und Freiheit. Wie andre eitel darauf sind, daß sie Orden und Titel und vornehme Bekanntschaften haben, so ist Hansjakob ein bißchen eitel darauf, daß er alles dies *nicht* hat — das ist die feine und versteckte Diogeneseitelkeit, die aus den Löchern des alten Mantels schaut und von Alexander nichts Besseres zu fordern wußte, als daß er ein wenig aus der Sonne ginge. Sie lugt mir auch aus manchen Sätzen der „Sonnigen Tage" entgegen.

Jedenfalls möcht' ich alle diejenigen auf den Freiburger Stadtpfarrer aufmerksam machen, die ihn als Schriftsteller noch nicht kennen. Er hat naturgemäß im heimatlichen Süden seine Hauptgemeinde, aber der eigensinnige Dickschädel wird auch vielen Malefizpreußen gefallen, die Gottes Ebenbilder gern recht verschieden und eigentümlich ausgeprägt sähen. Vielleicht kommt dann der Hansjakob, obwohl er das Reisen endgültig verschworen hat, doch einmal über die Mainlinie ins „Land der ersten und mächtigsten Deutschen". Daß er sich die Siegesallee in Berlin ansieht, wird ja niemand von ihm verlangen ...

In den Tiroler Bergen, die Hansjakob vom Wagen aus grüßen konnte, spielt ein Roman von Anna Croissant-Rust: „Die Nann" (Stuttgart 1906, Deutsche Verlagsanstalt). Schon vor mehr als fünfzehn Jahren war diese unstreitig begabte Schriftstellerin in engen oder engsten Literaturkreisen beachtet worden. In den Modernen Musenalmanachen, die Otto Julius Bierbaum damals herausgab, war sie ebenso vertreten wie in den vielen emporwuchernden jüngstdeutschen Zeitschriften; in der Münchener „Moderne" spielte sie eine Rolle, und kürzere Novellen bewiesen ihr Talent. Aber es schien, als sollte auch aus ihr wie aus so vielen Begabungen der Zeit nichts Rechtes werden. Jede neue Bewegung hat ja eine Unzahl von Mitläufern, die sich als solche erst recht erweisen, wenn „das Kampfgeschrei verstummt" ist und der Tag „richtbar" wird. Haben sich die Leidenschaften etwas beruhigt, wird nicht mehr nach Gesinnungen, sondern nach positiven Leistungen gewertet, dann sinken diese Mitläufer mit der Welle, die sie emportrug, auch wieder zurück und verschwinden schnell. Wie gesagt: zu denen, die den Kampf aufgaben, schien auch Anna Croissant-Rust zu gehören. Immer seltener brachte sie ihren Namen in Erinnerung. Da überrascht es, jetzt einem großen Roman von ihr zu begegnen, den sie ihrem „lieben Kameraden Otto Julius Bierbaum" zugeeignet hat. Sie nennt das Buch extra einen „Volksroman", und es scheint fast, daß diese Bezeichnung eine gewisse captatio benevolentiae bedeutet und ein ungeschriebenes Vorwort zu ersetzen hat — ein Vorwort, in dem etwa dieses stände: Wundert Euch nicht, liebe Freunde, wenn ich hier einen Roman geschrieben habe, wie ihn besser oder schlechter die „Alten" auch fertigbringen, einen Roman, in dem das Gute siegt, die Tugend sich an den reichbesetzten Tisch setzt, das Laster mit langer Nase abzieht, halsstarrige Väter im Handumdrehen zum Einlenken gebracht werden und sich alles in Wohlgefallen und Hochzeiten auflöst. Deshalb nenne ich ja das Ganze eben einen „Volksroman", an den ihr nicht mit bloß literarischem Maßstabe herantreten dürft.

Dieses oder ein ähnliches Vorwort, will mir scheinen, birgt sich in der sonst wenig üblichen Bezeichnung „Volksroman". Anna Croissant-Rust hat wohl eben auch ihren Frieden mit der Welt gemacht, hat den naturalistischen Theorien den Laufpaß gegeben und ist auf die grüne Weide ringsum hinausgegangen. Ihr ist, als ob sie sich noch halb entschuldigen müsse, als wäre es ihr vor diesem oder jenem genierlich. Aber zum Schämen und Grämen ist da gar kein Grund. Sie erzählt die Geschichte der Kuchlerkinder, besonders die des jüngsten Kindes, der Nann, die wie eine Blume inmitten einer schmutzigen, verlotterten Wirtschaft aufblüht. Die Gestalten sind fest angepackt und kräftig modelliert, vor allem die beiden Geschwister Anderl und Juli, und Szenen entwickeln sich, die sich sehen lassen können. So bald am Anfang jene, in der die Kinder, eingeschneit, von der Welt abgeschieden, im lähmenden Grauen der Todeinsamkeit fast sterben und verderben. Sie gehen auch, so oder so, beinah alle um die Ecke: die beiden ältesten Mädels laufen in die Welt und werden schlecht, die Juli vegetiert in Geistesdumpfheit in der tristen Hütte, der Anderl mit dem gekrümmten Rücken des verfolgten Katers, der Schläge erwartet, behält das Scheue, Verschüchterte, Langsame zeitlebens und hat nur *ein* Ideal, sich den Magen immer recht voll schlagen zu können, und so ist es, wie gesagt, nur die Nann, die, von einer anderen Mutter stammend, auch von anderem Schlage ist und die Ehre der Familie rettet. Sie geht früh in den Dienst, säubert, als sie erwachsen nach Haus kommt,

Der Potsdamerplatz in Berlin bei Wintersonne.

Gemälde von Paul Hoeniger.

ihr „Hoamatl“ von einem fremden Weibsbild, das sich da eingenistet hat, und kriegt am Ende wirklich ihren Hansi, den schlanken Buben vom reichen Malseinerbauern, so daß das Mädel aus der ärmlichen und erbärmlichen Kuchlerhütte schließlich auf dem schönsten Hof der Gegend sitzt. Und alles, weil sie nicht nur schön ist, sondern sich auch so wacker und tüchtig gehalten hat.

Aber wenn man sich das Ganze genauer überlegt, kommt man darauf, daß die Nann doch eigentlich mehr vom Glück begünstigt wird, als daß sie durch eigene Kraft sich die Lebenskrone erringt. Und hier liegt der Fehler des Romans. Die Nann ist nicht aktiv genug. Sie selbst klettert nicht in heißem Mühen den Berg empor, sondern als sie davor steht, beginnt die Erzählerin den Berg abzutragen und ihr den Weg zu ebnen. Eigentlich sind es stets die anderen, welche die Hauptarbeit tun, und die Nann kommt gerade immer zurecht, um den Preis einzustreichen. Es ist direkt auffällig, wie zahm die sonst doch recht kräftig ansetzende Anna Croissant-Rust sich den Konflikten gegenüber benimmt, die auf dem Wege der Nann liegen. Nicht ein einziger wird wirklich entwickelt und herzhaft durchgeführt, sondern jeder billig umgangen oder gedämpft oder sonstwie beiseite geschafft. Gerade von einer Schriftstellerin, die aus der Schule des Naturalismus kommt, hätte man das nicht erwartet. Sie hat sich die Arbeit in dieser Beziehung gar zu leicht gemacht und uns psychologische Entwicklungen unterschlagen. Als ob sie fürchte, daß ihre Kraft den großen leidenschaftlichen Szenen nicht gewachsen sei, vermeidet sie die. Man macht sich auf einen bösen Zusammenstoß zwischen der Nann und ihrem Vater, zwischen der Nann und der sogenannten Haushälterin, zwischen der Nann und dem Malseinerbauern gefaßt. Und man staunt und schüttelt den Kopf, wie fix sich alles in Frieden und Wohlgefallen auflöst und mit welchen alten Hausmittelchen die Erzählerin da arbeitet. Als der Hansi seinem Vater, dem reichen Bauern, sagt, er wolle keine andere wie die Kuchlerdirn heiraten, gibt's zwar einen kurzen Zusammenprall zwischen zwei Dickschädeln, doch da der Alte nach dem berühmten Rezept sterbenskrank wird, so bahnt sich bald die Versöhnung an. Aber die Bekehrungen und Versöhnungen auf dem Sterbebett stehen nicht mit Unrecht im Geruche, wohlfeil zu sein.

Erfreulich ist, daß sich hier und da schon ein Stück Humor vorwagt. Er ist noch nicht ausgewachsen, traut sich noch nicht ganz und lächelt noch ein wenig schüchtern, aber er ist da und wird, will's Gott, mit der Zeit mehr Speck ansetzen. Die beiden „sinnierigen“ Helden auf der Malseiner Alm geben gute Hoffnung für die Zukunft: Anderl, der große Rauchwolken ausstößt, nach dem Kuchlerhaus schaut und darüber sinniert, weshalb es doch „an anderes Ding in Tirol drein“ ist, und vor allem Blasi, der „unwissentliche Vater“, der stets vor sich hinmurmelt: „Naa, naa, i glaub's nit!“ Nämlich, daß *er* an dem Kind der Moidl schuld sein soll. —

Heinz Tovote, den niemand mehr literarisch ernst nahm und dessen letzte Bücher eine Besprechung nicht lohnten, scheint sich allmählich wieder auf sich selbst zu besinnen. Sein eben erschienener Roman „Hilde Vangerow und ihre Schwester“ (Berlin 1906, F. Fontane & Co.) ist kein Meisterwerk, aber doch wenigstens ein Buch, über das sich reden läßt, eins, das endlich einmal von der pikanten Erotik loskommt und nach einem matten, wenig versprechenden Anfang auch diejenigen Leser fesseln kann, die sich sonst für die Arbeiten des Berliner Erzählers höflichst bedankten. Es ist die Geschichte zweier armen Offizierstöchter, die uns da erzählt wird. Der Alte ein pensionierter Oberst, knurrig, vor der Zeit abgesägt und seitdem fremd und hilflos dem Leben gegenüberstehend. Daß seine älteste Tochter Hilde malt, besonders aber, daß sie ausstellen und Bilder *verkaufen* will, geht ihm ganz gegen den Strich. Schließlich jedoch fügt er sich, Hilde wird von einem Kritiker entdeckt und wird eine frühe Berühmtheit. Als der Oberst endlich stirbt, tritt eine gute Tante auf den Plan, die sich der beiden Mädels annimmt. Hilde zieht zu ihr nach Sandhoop, einem als Malerkolonie bekannten Ostseebade; Susi darf auf ihren Wunsch Chemie studieren und in eine große Charlottenburger Fabrik eintreten. Der Kritiker, dem Hilde Erfolg und künstlerische Förderung verdankt, wird nach manchem Hin und Her endlich ihr Mann, ein Kindlein trifft ein, aber nicht ohne Schuld der Frau löst sich die Ehe wieder und wird geschieden. Ein Bildhauer, der Hildes Weg kreuzt, scheint ihr noch einmal gefährlich werden zu wollen, aber er wird am Ende nicht *ihr*, sondern ihrer Schwester Susi Schicksal. Und die fröhliche Susi gibt sich seinetwegen im Laboratorium den Tod.

In dieser kurzen Andeutung scheint der Stoff etwas zusammenhang- und ergebnislos. Aber in psychologischer Beziehung läßt sich gegen den Roman nichts einwenden: da ist er festgefügt und enthält manche Feinheit. Wenn man zum Schlusse doch keine rechte Freiheit verspürt, so beruht das darauf, daß man den Zweck der ganzen Übung nicht recht einsieht. Ist Hilde Vangerow durch ihr Erleben eigentlich gewachsen und reifer geworden? Wer will das bejahen? Und die jüngere Schwester, die Susi, geht sie nicht wegen eines Mißverständnisses in den Tod — wegen eines Mißverständnisses, das sich ein paar Stunden später aufgeklärt hätte? Muß nicht eine ganze Reihe blinder Zufälle mitwirken, um den Entschluß zu sterben in ihr zu reifen? Es ist erklärlich, daß diese Lösung, die keine Erlösung ist und zu viel trübe Erdenreste mitschleppt, eine reine Stimmung nicht aufkommen läßt.

Der Tovotesche Roman scheint vollständig

Modellroman zu sein. Daß Sandhoop Ahrenshoop ist, merkt ein Blinder; der einzige Mensch, den ich aus dem Örtchen kenne, ist auch naturgetreu hier abkonterfeit. Sehr amüsant ist der Neid der alteingesessenen Maler gegen die neuen Ankömmlinge geschildert: gegenseitig vernichtet man sich malerische Motive. Hervorhebung verdient ferner eine Episode, die für sich eine schöne Novelle abgäbe: das Ende des alten Reimers und die Rache an seinem Mörder. Hier hat Tovote zum erstenmal in seinem Leben mit wenigen Worten viel gesagt. Denn sonst ist das wahrlich nicht seine Art. Er gehört zu den Schriftstellern, die flott und ohne viel Kopfschmerzen drauflosschreiben. Ich glaube, sein erster und bekanntester Roman, „Im Liebesrausch", ist in drei bis vier Wochen entstanden. Das hat manches für sich, aber daß von einer Schönheit und Feinheit der Sprache dabei nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. —

Stil und Sprache bieten auch in den Werken Georg von Omptedas die meisten Angriffspunkte. Aber der einstige Kavallerieoffizier fegt so vorwärts, daß man gar nicht darauf achtet. Sein neuer Roman „Normalmenschen" (Berlin, Egon Fleischel & Co) ist in erzählerischer Hinsicht wieder erstaunlich. Ompteda hat viel packendere, von viel mehr menschlicher Wärme durchglühte Bücher geschrieben, als dies letzte es ist. Aber selbst dem literarischen Laien muß gerade vor diesem letzten die eminente Fähigkeit des Dichters, lebendig zu erzählen, aufgehn, denn hier wird Ompteda weder von einem interessanten Stoff noch von interessanten Gestalten unterstützt, sondern hier muß seine Kunst gegen beide eigentlich triumphieren. Der Stoff .. ach, beinah möcht' ich sagen: er existiert nicht. Ein Offizier, ein Normalmensch, der zur Kriegsakademie nach Berlin kommandiert ist, dann aber nicht in den Generalstab kommt, heiratet, Kinder zeugt, dick wird, als Frontoffizier schlecht und recht seinen Dienst tut und wahrscheinlich mal an der Majorsecke scheitern wird ... ein im Grunde eintöniges, kleines und kleinliches Leben mit den üblichen Stationen, das alltäglichste und gewöhnlichste. Man möcht' am liebsten schon gähnen, wenn man diesen Offizier mit dem tadellosen Scheitel sieht. Dabei ist er uns in seiner Tadellosigkeit und Kleinlichkeit fast direkt unangenehm, er fällt auf die Nerven, er ist der Typus der Mittelmäßigkeit. Dreizehn solcher Leute gehn auf ein Dutzend, und ohne Grund wird sich so leicht niemand mit diesem ängstlichen Philister beschäftigen, dessen Gehirn klein und dessen Herz matt ist, den niemals freiere Lüfte angehaucht haben und der mit dem Bewußtsein sterben wird, eine tadellose Ordnungsstütze gewesen zu sein. Unwillkürlich fragt man sich, was Ompteda aus diesem Menschen, in dem nichts drinsteckt, herausholen, wie er es fertig bekommen will, uns ein paar hundert Seiten lang mit diesem langweiligen Duckmäuser zusammenzuspannen, ohne daß wir einschlafen oder uns empören. Aber er bringt es eben doch fertig, er triumphiert über den Stoff, triumphiert über die eigne Hauptgestalt und beweist, daß ein guter Erzähler uns die Öde interessanter machen kann, als ein schlechter das Paradies. Das Alltägliche und Gewöhnliche wird, ohne daß es sich verändert, so ganz lebendig, es kommt auf uns zu, zieht uns in seine Kreise. Jede Situation, so nebensächlich und wenig eigentümlich sie an sich ist, wird eigentümlich und mit ganzer Kraft ausgeschöpft, so daß sie in dem Augenblick, wo sie sich vor uns entfaltet, eine Hauptsache zu sein scheint. Mit dieser durchhaltenden Energie zwingt und fesselt uns der Erzähler bis zum letzten Wort, was gerade bei dem neuen Roman kein kleines Kunststück ist. Dieser biedere Normalmensch, der im Mittelpunkt steht, wäre auf die Dauer unerträglich, wenn über seiner Geistlosigkeit nicht der Geist seines Erzeugers schwebte, wenn seine Temperamentlosigkeit nicht angeschaut und geschildert würde von der Temperamentskraft Omptedas, wenn seine geringe Intelligenz sich nicht eben spiegelte in einer höheren. Es zuckt um die Mundwinkel seines Schöpfers zuweilen höchst ironisch, und die Ironie wird manchmal fast leiser Hohn, doch aber ist Ompteda viel zu sehr Künstler, um jemals in die Karikatur zu geraten. Der Schluß zeigt den ruhig abwägenden Dichter deutlich: der kleine Leutnant, aus dem inzwischen ein beleibter Batteriechef ward, „meinte, daß er das Leben gepackt und überwunden habe. Er fühlte sich als Schöpfer seines Geschickes. Er ahnte nicht, daß er sich nur von ihm hatte treiben lassen; nicht auf die Höhe, wo die Zugreifer, die Riesen wachsen, die mit eiserner Faust das Leben meistern, die ihr Volk, eine Welt lenken; nicht in die Mittelschichten, wo die Bedeutenden wohnen, die großen Talente, die da hin und her geworfen, hoch kommen oder ganz zerschmettert werden, je nach Schicksal und Zufall; sondern in die beschaulichen Ebenen, wo der breite Strom der Menschheit sich wälzt, ehrlich und brav, nicht zum Sternenfluge befähigt, aber auch nicht bedroht vom Sturz in unterirdische Tiefen. Die Menschen, die mit all ihren Schwächen, all ihrer Spießbürgerlichkeit, ihrem belächelten und bespöttelten Normaldasein doch darstellen: den Grundstock, den Stamm, die Gesundheit, die Kraft ihres Volkes."

Illustrierte Rundschau.

Ferdinand v. Saar †. — Das neuaufgefundene Altarbild von Lukas Kranach d. Ä. im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. — Von der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung: Festraum von Bernh. Pankok; Herrenzimmer von Heinrich Wieynk; Wohnzimmer von Fritz Schumacher. — Stoffe und Teppiche von R. Riemerschmid. — Zu unseren Bildern.

Ferdinand v. Saar †.

Ein müder Greis, fast schon bei Lebzeiten vergessen, ging kürzlich Ferdinand von Saar in den Tod. Uns Norddeutschen ist er nie so recht nahe gekommen. Woran das lag, ist nicht ganz leicht zu sagen. An seinem spezifischen Österreichertum kann es nicht gelegen haben, denn die Dichterin, die mit ihm so oft zugleich genannt wurde, Frau v. Ebner-Eschenbach, hat sich trotz der gleichen Eigenschaft ganz Deutschland erobert. Die Ursache wird doch wohl in ihrer ungleich stärkeren dichterischen Kraft gesucht werden müssen. In Österreich aber wurde Saar ungemein hoch geschätzt, und man darf ehrlich bedauern, daß sein Ruf und Ruhm nicht weiter drangen, denn er war ein feinsinniger Gestalter, dann und wann auch einmal in der Tiefe schachtend, immer aber geschmackvoll. Geboren am 30. September 1833 zu Wien, trat er im Jahre 1849 in die Armee, der er zehn Jahre angehörte; nach dem italienischen Feldzug von 1859 nahm er seinen Abschied, um sich ganz der Literatur zu widmen. Kein geringerer als Grillparzer interessierte sich lebhaft für den jungen Dichter, gab sogar dessen erstem Drama ein warmes Geleitwort mit auf den Weg. Es zeigte sich jedoch bald, daß Saar die dramatische Gestaltungsgabe fast ganz fehlte, seine Dramen — Hildebrand, Heinrichs Tod, Die beiden de Witt usw. — konnten auf keiner Bühne Fuß fassen. Besser gelang es mit der Novelle; gleich der erste Band, „Novellen aus Österreich", 1877 erschienen, brachte einen schönen Erfolg, und als Schilderer, zumal der Wiener Gesellschaft, hat Saar auch weiterhin sich bewährt und behauptet. Am stärksten aber war er wohl als Lyriker. In einem schönen, von jeder übertriebenen Bewertung, wie sie sich leider zu oft in Nekrologen ausspricht, freien Nachruf, den Franz Servaes-Wien dem Dichter im Tag widmete, heißt es treffend: „Saar war der Typus des liebenswürdigen, bestrickenden Alt-Österreichers. Ein feuriges, leicht aufloderndes, zu jederlei Enthusiasmus bereites Temperament. Doch in ebensolchem Maße auch Stimmungen zugänglich und, wenn einmal verdrießlich geworden, ein bitterer und galliger Rauner ... Vielleicht dürfte man ihn mit Fontane vergleichen; nur daß er ebenso österreichisch ist wie dieser preußisch. Gleich Fontane hatte Saar eine Vorliebe für die Jugend und ein warmes, neidloses Anerkennen für ihr Streben. Auch als Plauderer und Erzähler hatte er etwas Verwandtes, und man könnte recht wohl Saars Novellen mit den Romanen des Märkers in mancherlei Parallele bringen. Sie leben mehr von der Stimmung als von der Handlung, mehr von der Farbe als von der Linie und (doch dies ist nicht mehr Fontanisch) mehr vom Gefühl als von der Gestaltung. Wie Saar Personen einführt und namentlich die Art, wie er die

Altarbild von Lukas Kranach im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. Photographie aus dem Verlage von C. Böttcher, Photographische Kunstanstalt in Frankfurt a. M.

Teil vom Altar des Lukas Kranach.

Einwirkung von Frauen fühlen läßt, zeigt noch den Schüler Goethes ... Seine Menschen stellen sich niemals dem Schicksal gegenüber. Sie lassen es an sich herankommen, sich vielleicht davon beglücken, aber ebenso auch sich davon niederringen." — — —

Dem neuerdings von besonderem Glück begünstigten Städelschen Institut, der prächtigen Galerie zu Frankfurt a. M., ist wieder ein seltener Schatz zugefallen, ein Gemälde von Lukas Kranach d. Ä., das zudem eine ganz merkwürdige Geschichte hinter sich hat. Im Jahre 1505 bestellten Friedrich der Weise und Johann der Beständige bei dem wittenbergischen Meister, der damals auf der Höhe seines Könnens stand und noch nicht der rastlose Bilderfabrikant späterer Tage geworden war, ein Altarbild zum Gedächtnis an die kurz vorher im Wochenbett verstorbene Gemahlin Johanns. Das Gemälde wurde 1509 vollendet und ist nachweislich bis 1694 in der Stadtkirche von Torgau, damals sächsische Residenz, gewesen. Dann verschwand es spurlos. Vor einigen Jahren aber fand der frühere Direktor des Louvre-Museums, der als feinster Kenner bekannte, leider inzwischen verstorbene Em. Molinier, in einem spanischen Kloster ein Gemälde, an dem er alle Merkmale Kranachscher Kunst entdeckte; es stellte sich sogar heraus, daß das Werk den vollen Namen des Meisters, auf einem an eine Säule aufgehängten Täfelchen trug: Lucas Cranus faciebat Anno 1509 —, was um so bemerkenswerter ist, als Kranach sonst nie so, sondern erst mit seinen Anfangsbuchstaben, dann mit der geflügelten Schlange signierte. Molinier gelang es, das Gemälde für sich zu erwerben; als nach seinem Tode seine Kunstschätze versteigert wurden, erstand es ein Pariser Kunsthändler für 100 000 Mark für das Städelsche Institut. Ein Zweifel, daß wir in diesem Werk das Torgauer Altarbild vor uns haben, ist ganz ausgeschlossen: Die Balustrade im Hintergrunde des Mittelbildes zeigt das sächsische Wappen, die beiden männlichen Gestalten der beiden Flügelbilder tragen unverkennbar die Züge der Stifter; rechts sitzt Johann der Beständige mit einem Buch in den Händen, links steht, auf die Madonna hinabblickend, Kurfürst Friedrich der Weise. Weniger sicher ist, ob in der Heiligen Anna, in deren Schoß auf dem Mittelbilde das Jesusknäblein ruht, die verstorbene Sophie von Mecklenburg, die Gattin Johanns wiedergegeben ist, und noch zweifelhafter, ob der mittelste der drei Männer, die plaudernd hinter der Balustrade sitzen, wie man gemeint hat, Kaiser Maximilian sein soll. Auf alle Fälle muß man dies Altarbild den besten der auf uns gekommenen Werke Kranachs anreihen; es dürfte mit der schönen, kurz vor ihm vollendeten „Ruhe auf der Flucht", die sich jetzt im Besitz des Berliner Kaiser Friedrich-Museums befindet, und dem fast gleichzeitig entstandenen Gemälde „Venus und Amor" in der Eremitage in Petersburg gleich bewertet werden müssen. —

Wir geben wie im vorigen Hefte einige Abbildungen nach Vorwürfen aus der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung, auf die wir alle Leser, welche sich für die Entwicklung

Teil vom Altar des Lukas Kranach.

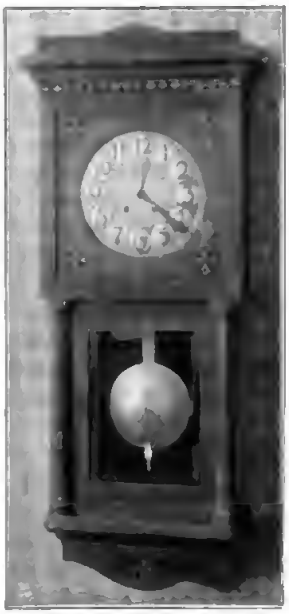
Festraum. Entworfen von Prof. B. Pankok.

unseres deutschen Kunstgewerbes interessieren, nicht warm genug hinweisen können. Bei jeder neuen Wanderung durch diese Ausstellung findet man neue fesselnde Darbietungen, scheidet jedesmal aus ihr mit neuen Eindrücken. Freilich darf man sich einige Mühe nicht verdrießen lassen; die Übersicht ist nicht ganz leicht und die Gliederung nicht immer ganz glücklich. So will mir wenigstens scheinen, als ob die Trennung in die zwei großen Abteilungen „Kunst und Kunsthandwerk“ und „Kunstindustrie“ im einzelnen manches Willkürliche hätte: ich möchte so manche Einrichtung, die in der zweiten Abteilung untergebracht wurde, künstlerisch höher stellen, als andere, denen die Ehre wurde, in der ersteren aufgenommen zu werden; wie denn überhaupt die Begriffe Kunsthandwerk und Kunstindustrie heut wohl kaum ganz zu scheiden sind, so viele und vielerlei Berührungspunkte gibt es zwischen ihnen.

Glänzend ist Professor Bernhard Pankok

mit seinem „Festraum" vertreten, der, famos im Entwurf, in würdigster Anordnung eine treffliche Zusammenstellung Stuttgarter Möbel, Beleuchtungskörper, Kunstglasereien, Handarbeiten, einen schönen Schiedmayerschen Flügel usw. vereinigt: in der Einrichtung im wesentlichen also durchaus Kunstindustrie, aber trotzdem unter Kunsthandwerk einrangiert. Fein, ganz allerliebst ist das Herrenzimmer des Berliner Kunstgewerblers Heinrich Wieynk, das die Möbelfabrik von Marby & Gesch in Kirschbaumholz, Zitronenholz, Ahornholz ausführte: Entwurf und Ausführung tragen durchaus künstlerischen Charakter, und die Maschine hat bei der Herstellung gewiß grad soviel und nicht mehr mitgewirkt, als bei tausend Stücken in der Abteilung für Kunsthandwerk: trotzdem rangiert dies allerliebste Zimmer unter Kunstindustrie. Ganz vortrefflich erschien mir endlich, im sächsischen Hause, das urbehagliche Wohnzimmer von Professor Fritz Schumacher-Dresden, ausgeführt in dem jetzt wieder sehr beliebten Kirschbaumholz — hier naturfarben, poliert — von der Tischlerei Göbel in Freiberg i. S. Das ist auch eine erfreuliche Gewißheit, die man von der Ausstellung mit heim nimmt: solides Arbeiten haben unsere besseren Tischlereien wieder gelernt. —

Nicht direkt von der Dresdener Ausstellung stammen, obwohl R. Riemerschmid auch auf ihr mit ganz ähnlichen Stücken vertreten ist, Muster seiner Teppiche und Stoffe, die wir auf der letzten Seite der Rundschau wiedergeben. Riemerschmid ist einer von denen, die mit großer Entschiedenheit mit den grellen Farben, dem aufdringlichen Ornament gebrochen haben und, selbstverständlich, mit den naturalistischen Zweigen, Blüten, Tieren und ähnlichem Unfug. Gewiß, auch Riemerschmids Ornamentik ist ganz der blühenden Natur entnommen, aber in diesem Linienspiel von Ranken, Blättern und Dolden erinnert nichts an den organischen Zusammenhang, dem die einzelnen Formen entstammen. Es ist etwas Eigenes voll Lebendigkeit und Frische daraus geworden, das ebensoweit abliegt von den fein säuberlich gewebten Rosenmustern, wie von dem doch etwas gedankenarmen rein geometrischen Ornament. Auch die Schmuckmotive seiner zahlreichen Bespannstoffe sind von Pflanzenformen abgeleitet und kommen dem Wunsche nach einer künstlerischen Belebung der Wandflächen entgegen, dem die Tapete allein nicht mehr genügt. Alle diese Arbeiten sind in vollendeter Tech-



Uhr aus dem nebenstehenden Herrenzimmer.

Herrenzimmer. Entworfen von H. Wieynk in Berlin, ausgeführt von Marby & Gesch in Kottbus.

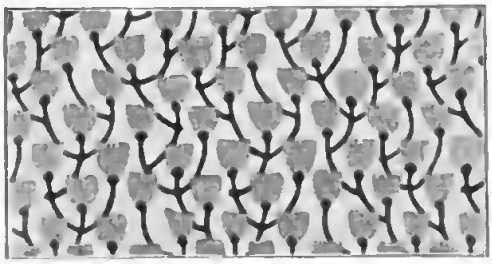
nik von den „Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst“ ausgeführt, deren Förderung der modernen Bestrebungen auch die Jury der Dresdener Ausstellung durch Verleihung der Ehrenurkunde anerkannt hat. —

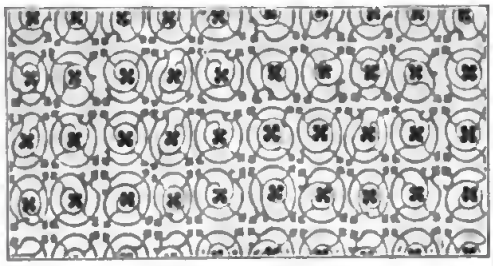
* * *

Das Titelbild unseres Heftes, ein glänzendes Porträt von F. László, ist nach einem ganz neuen Verfahren für uns reproduziert worden, auf das wir besonders aufmerksam machen: in dem sog. Intaglio-Druck. Das Verfahren, noch ein Geheimnis der bekannten Hofkunstanstalt von J. Löwy in Wien, kommt in seiner Wirkung der besten Heliogravüre äußerst nahe. Die Handschrift des Künstlers ungemein klar wiedergebend, verbindet diese überraschende Reproduktionsart erstaunliche Weichheit mit großer Kraft. Wir freuen uns, noch eine Folge dieser entzückenden Blätter in Aussicht stellen zu können. Überhaupt: auf unsere heutigen Reproduktionsmethoden können wir stolz sein. Wo gab es bisher im Buchdruck farbige Reproduktionen wie die Dachauer Bildchen, die den ersten Artikel unseres Heftes begleiten? Wo Ätzungen von der Tiefe, die des Fürsten Trubetzkoy

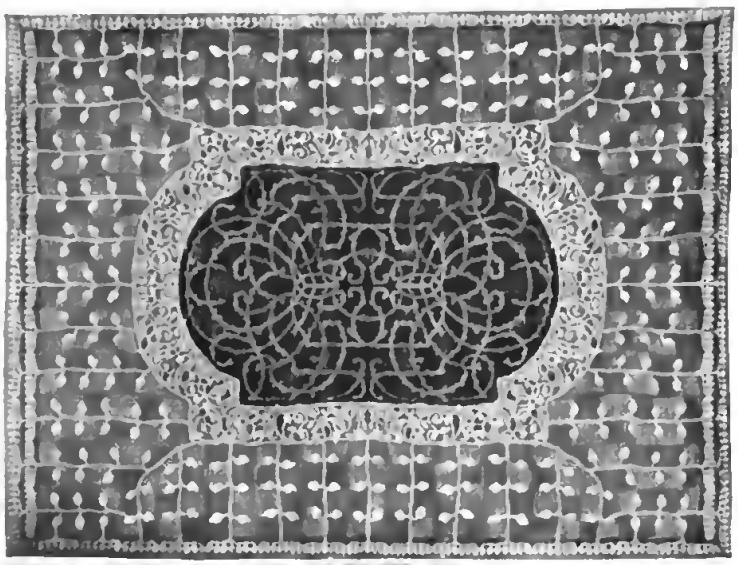
Bücherschrank, entworfen von H. Wieynk, ausgeführt von Marby & Geisch, Kottbus.

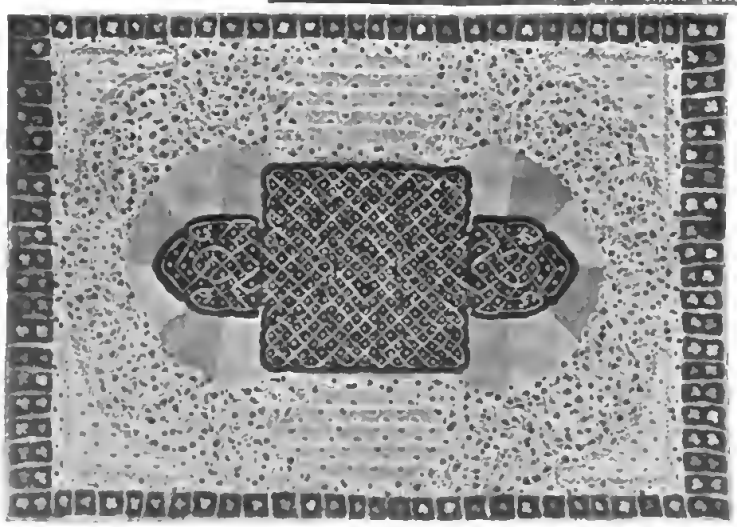
Erker aus einem Wohnzimmer. Entworfen von Prof. Fritz Schumacher in Dresden, ausgeführt von Bernh. Göbel in Freiberg i. S.





Athleten (zw. S. 160 u. S. 161) oder die Porträtstudie von F. v. Uhde (zw. S. 168 u. S. 169) auszeichnen! Fast jedes unserer Einschaltbilder zeigt ähnliche Fortschritte der graphischen Kunst. — Äußerst mannigfaltig ist wieder die Auswahl dieser Einschaltbilder. Wir finden da, außer den genannten, eine Marine von Prof. C. Saltzmann (zw. S. 176 u. S. 177), ein famoses Tierstück (zw. S. 184 u. S. 185) von W. Tiedjen, ein ganz modern aufgefaßtes Genrebild (wenn man's so nennen darf?) „Auf der Blumenwiese" von Josse Goossens (zw. S. 240 u. S. 241), ein Jagdstück des trefflichen G. Koch (zw. S. 256 u. S. 257) und ein lebendiges Großstadtbild von Paul Hoeniger (zw.





Stoffe für Wandbespannung und gewebte Teppiche. Entworfen von R. Riemerschmid, ausgeführt von den Dresdener Werkstätten f. Handwerkskunst, Dresden.

S. 264 u. S. 265). Und endlich, für künstlerische Feinschmecker, (zw. S. 192 u. S. 193) das erstaunlich scharf erfaßte, virtuos gemalte Porträt des Generals „v. S." von Prof. M. Slevogt. Man mag sagen, was man will: mich hat's ehrlich gefreut, daß ein deutscher General sich so malen ließ, anstatt in der glatten, geleckten Art, die bisher bei Familienbildern usw. bevorzugt wurde. Ich denke, dieser tapfere Reitersmann wird Schule machen.

H. v. Sp.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

INTAGLIODRUCK J. LÖWY, WIEN.

Birken und Föhren im Moor. Gemälde von Ludwig Dill.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber:
Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 | Heft 3. November 1906

Sonnensplitter. Roman von Otto v. Leitgeb.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft, die sich am Fastnachtsabende vereinte, um den Karneval zu begraben, wurde durch eine kleine Schar von Dominos überrascht. Es war nicht zu erraten, wer hinter den Masken steckte. „Gott sei Dank!“ seufzte Angelus von Brand, „man sieht doch noch lustige Menschen.“ Malkiewicz stand neben ihr. Sie hatte den göttlichen Künstler entdeckt und vermochte sich ihm für eine Zeit an die Ferse zu heften. Denn er erinnerte sich, daß sie ihn schon einmal interviewt hatte. Es wäre schließlich nicht übel, wenn die Zeitungen wieder einmal einiges von ihm brächten.

Unter den Masken gab es eine, die verschiedenen Leuten gewagte Dinge zuflüsterte. Nicht einmal die Staatsrätin von Wieke verschonte der Domino. Er raunte dieser abweisenden Dame zu: „Nehmen Sie sich in acht! Man vermutet, daß Sie um die anonymen Briefe wüßten ...“ Frau von Wieke suchte nach Herrn von Heim. Er war der einzige, auf den sie sich im Notfalle verlassen konnte und der aus irgendeinem Grunde ihre Protektion annahm. Sie sagte ihm, daß die Herren die heilige Pflicht hätten, die Damen vor Beleidigungen zu schützen. Die Musik hatte längst zu spielen begonnen. Eine nach der anderen verschwanden die Masken. Bloß Graf Herberswiller gefiel sich noch in seinem langen Talare. Er hatte die Maske abgelegt und die Kapuze seines Dominos zurückgeschlagen. So, in dem schleppenden Gewande, ging er umher und sah an diesem Abende nachdenklich, beinahe ernst aus. Jane Simonsen fand ihn sogar geisterhaft. Sein dichtes, etwas krauses Haar und das geschlossene schwarze Kleid hoben sein schmales, fast weißes Gesicht seltsam hervor. Ab und zu machte er vor bekannten Damen gravitätische Bewegungen, die nicht recht spaßhaft gelangen. Elinor fesselte ihn eine ganze Weile an ihrer Seite. Herberswiller sagte, daß er ihr dankbar sei. Sie blickte ihn fragend an. Ja, sie verstehe es, meinte er, eine wohltuende Atmosphäre um sich zu schaffen, und er habe viele schöne Stunden in ihrer liebenswerten Gesellschaft verbracht. Er erinnere sich aller Menschen, denen er solche Stunden zu verdanken habe. Jedenfalls war Herberswiller an diesem Abende sehr vernünftig. Übrigens sagte er unverhohlen, daß er sich zu wenig wohl fühle, um zu tanzen, aber er freute sich, daß das Fest so gelungen war.

„Ach!“ rief Jane Simonsen. „Wenn Sie bloß diesen häßlichen Domino ablegen wollten! Man könnte sich beinahe fürchten vor Ihnen.“

Und wirklich ließ er den Talar fallen und warf ihn über eine Stuhllehne.

Jane hatte ſchon viel getanzt. Ihre zarten Wangen waren rot, und Herberswiller zuliebe ſchlug ſie zunächſt ein paar Tänze aus. Bis Envelaar kam und fragte, ob ſie noch eine Françaiſe zu gewähren habe? Er entſchuldigte ſich mit Emphaſe, daß er ſich nicht früher gemeldet habe. Als Envelaar wieder gegangen war, ſagte Herberswiller: „Sie ſehen heute ſo glücklich aus, Fräulein Simonſen!“

„Glücklich?“ Sie lachte und wurde noch um einen feinen Schatten röter.

„Ja, eben jetzt, als Sie mit Envelaar ſprachen —“

„Natürlich!“ rief ſie lebhaft. „Denken Sie, wenn ich bei der Tour ſitzen geblieben wäre!“

Drauf ſagte er: „Nun! Scherz beiſeite — unter Umſtänden kann einen etwas ganz Kleines glücklich machen. Darf ich Ihnen etwas erzählen? Denn dies erinnert mich an das ſonderbare Erlebnis eines Freundes. Stellen Sie ſich vor: Dieſer Mann war ſterblich verliebt in eine ſehr ſchöne Dame. Da war ein Ball. Er bat ſich einen beſtimmten Tanz aus, und da ſie ihn vor Eiferſucht beinahe von Sinnen gebracht hatte, ließ er ſich hinreißen und ſagte, recht geſchmacklos ſcherzend, daß er ſich das Leben nehmen müßte, wenn ſie ihm dieſen Tanz nicht ſchenke. Aber ſie hat ihm den Tanz nicht gegeben. In jener Nacht fragte er ſie: ‚Aber um Gotteswillen, erinnern Sie ſich denn nicht, was ich geſagt habe? Ich werde es tun!‘ Sie lachte ihn aus. Tags darauf erhält er ein Päckchen in roſa Seidenpapier und verſiegelt. Es enthielt eine reizende kleine Piſtole, mit Silber eingelegt. Denken Sie!“

„Und dann hat er ſich das Leben genommen?“ rief Jane und lachte wieder.

„Gott bewahre!“ ſagte Herberswiller. „Außerdem war die Waffe ſo klein, daß ſie dazu am Ende nicht getaugt hätte. Nein, ich glaube, das ſollte ihn kuriert haben. Wie unſinnig, wenn jemand wegen unglücklicher Liebe ſterben wollte! Nicht? Allein aus unglücklicher Liebe? Nein —! — Es iſt mir bloß eingefallen; es war ſo ſonderbar. Denn trotzdem muß dieſe Dame doch ganz unmenſchlich hart und ſorglos geweſen ſein, — nicht wahr?... Nein, — länger dürfen Sie ſich nicht um meinetwillen zurückhalten laſſen. Guten Abend, Eſſenbach! — Ich ſelbſt will ja heute nicht tanzen —“

Er erhob ſich und ſchlenderte wieder durch den Saal.

„Finden Sie Frau von Haußmann ſchön?“ wollte Ali Senkbach von Heim wiſſen.

„Doch, gewiß —“

„Die Schönſte?“

„O —! Die Schönſte!“ hauchte er mit heißem Atem faſt in ihr Ohr.

„Sagen Sie, Heim, — glauben Sie eigentlich, daß ihr Envelaar in heiligem Ernſte den Hof macht, oder daß ſie es möchte? Ich bitte Sie, beobachten Sie die zwei doch ein wenig. Aber Sie haben kein Verſtändnis —“

„O!“ ſeufzte Heim.

„Das Schönſte dabei iſt,“ fuhr ſie fort, „daß er nebenher alles aufbietet, um der kleinen, ſchmachtenden Jüdin, Jane Simonſen, den Kopf zu verdrehen. Ich bitte Sie, ſehen Sie hin, wenn er ſich mit ihr abgibt. Und die Geſichter, die Gaſton Haußmann ſchneidet! Halb Wüterich, halb Märtyrer . . . man kann ſich wirklich unterhalten!“

Heim ließ ſie in einer Ecke aus dem Arme. Er ſuchte ſich dafür immer ein möglichſt zurückgezogenes Plätzchen aus. Diesmal ſtieß Senkbach zu ihnen. Er war ſehr aufgeregt.

„Eine Infamie!“ ſagte er. „Dieſe infamen Briefe! Es wird ein Skandal —“

„Du auch?“ Heim fragte ein wenig verblüfft und unſicher.

„Ich ſchwöre aber, daß ich auf die Spur komme,“ beteuerte Senkbach.

Ali zuckte die Achſeln und machte eine höchſt gleichgültige, gelangweilte Miene. „O, lala!“

„Du auch?“ wiederholte Heim.

„Nein, ich nicht!“ entgegnete Senkbach. „Aber an Tante Brohl haben ſie geſchrieben. Sie hat mir den Wiſch heute geſchickt. Iſt das nicht infam? Sie hetzen die Tante gegen uns auf. Auch gegen Dich, Ali. Wegen Schmuck . . . Toiletten, was weiß ich? Daß ich ein Spieler bin, daß ich tagtäglich Geld verliere, — zehnmal mehr, als die Wahrheit iſt. Aber ich werde dem

Schreiber auf die Spur kommen, dieser Canaille!"

Es wurde spät und heiß. Herbers-willer wanderte müde und planlos umher. Frau von Stahlhof hatte sich von ihm zu Tisch führen lassen. Jetzt aber wollte er wirklich aufbrechen. Nur noch ein wenig mit ihr plaudern.

„Sie kommen mir vor wie ein Pflegemütterchen," sagte er. „Ein junges, schönes Pflegemütterchen! Glauben Sie denn, ich weiß nicht, daß mein Onkel Sie zu meinem Schutzengel erbeten hat? — Ich will Ihnen etwas gestehen, gnädige Frau! Ich weiß, es ist viel ärger, als mein guter Onkel glaubt. Viel ärger! Ich weiß es. Im Vertrauen gesagt, mir ist, als hätte ich nicht mehr viel zu verlieren —"

Frau von Stahlhof wurde sehr rot und erregt. Zugleich packte sie ein unaussprechliches Mitleid. Die Äußerung Herberswillers erschreckte sie.

„Was Ihnen einfällt! Was Ihnen einfällt! — Nur ein bißchen Ökonomie, Herberswiller. Ein bißchen guten Willen. — Was für Gedanken! Sie sind wie ein Kind!"

„Kind!" wiederholte er und lächelte. „Pflegemütterchen!"

Sie drohte mit dem Finger und sagte gutmütig: „Machen Sie mich bloß nicht zu alt!"

Herberswiller blickte nachdenklich durch den Saal. „Wenn ich die Menschen da ansehe, kommen sie mir alle doch fürchterlich fremd vor. Nur Sie machen eine Ausnahme. Wie gut ich mich Ihrer noch erinnere, als Sie ein Mädchen waren! Damals lebte meine Mutter noch. Ich war neun oder zehn Jahre alt. Sie waren eine große, schöne, junge Dame. Einmal habe ich Ihnen Blumen gebracht, und dafür küßten Sie mich. Ich erinnere mich ganz genau. Dann, ich glaube, es war das letztemal, denn Mutter starb bald darauf, da hörte ich sagen, daß Sie Braut seien. Es kam mir sehr merkwürdig vor —"

„Ja!" rief sie. „Mein Kurt ist sechzehn Jahre. Werde ich nicht alt?"

„Wie die Zeit vergeht —!"

Sie blickte ihn an. Er saß ein bißchen zusammengesunken neben ihr, aber er merkte ihren Blick, richtete sich auf und lächelte wieder.

„Hier sitzt es sich sehr gemütlich," meinte er. „Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir etwas Zeit schenken. Ich weiß nicht, ob sonst alle Welt zufrieden ist. Sehen Sie dort Frau von Wieke. Mit ihren drei Töchtern und Horn bildet sie ein Karree. Beim Souper, bildeten sie eine Insel. Alle die Stunden lang hat sie jeden einzelnen mit dem Lorgnon gemustert. Glauben Sie, daß sie wirklich imstande wäre, einen zu beißen?"

Sie gingen ins Büfettzimmer. Dort nötigte sie ihn in einen bequemen Fauteuil. Ihre Rolle schmeichelte ihr doch ein bißchen. Nun aber doch nur ein einziges Gläschen! Sie stießen an. Auf ihre gute, alte Freundschaft.

„Sie haben mir eine Freude gemacht," sagte Herberswiller. „Man fühlt manchmal, daß viel daran gelegen sein kann. Vielleicht bemüht man sich zu wenig, andere Menschen zu erfreuen? — Ach, das wollte ich nicht sagen; sondern —"

Da trat aber gerade eine kleine Gesellschaft ins Zimmer. Ali Senkbach an Heims Arm, Elinor, Senkbach, der fürchterlich laut und lustig war, Paul und Jane Simonsen; zuletzt auch Gaston Haußmann. „Hier seid Ihr?" rief Elinor. „Ihr waret rein verschwunden —"

„Sie trinken Sekt, Herr von Heim!" schrie Ali. „Ich möchte auch! Ich bin halbtot —"

Im Saale spielte die Musik die letzten Tanzstücke in übermütigem Tempo. Frau von Stahlhof verabschiedete sich. Herberswiller bestand darauf, sie hinauszugeleiten. Im Vestibül küßte er ihre Hand und wünschte gute Nacht. Dann ging er wieder die Treppe hinauf.

Nun blieb man im Büfettzimmer natürlich noch beisammen, bis sonst alle Welt nach Hause gegangen war.

Endlich brachen sie auf.

Es wurde leer und still. Von der ganzen Gesellschaft war nur noch Paul Essenbach draußen. Da Herberswiller unschlüssig stehen blieb, klopfte ihm Paul auf die Schulter.

„Es war ein schöner, lustiger Abend," sagte Herberswiller.

„Der weiſe Mann darf die Luſt nicht zu Tode ſchinden," erwiderte Paul, halb ernſtlich. „Die Freuden ſind am ſchönſten, wenn ſie nicht ganz ausgeſchöpft werden —

„Je! Du ſprichſt ja wie ein Profeſſor," rief Herberswiller. „Na, und — wenn ſie aber ausgeſchöpft ſind?"

„Dann legt er ſich ſchlafen!" replizierte Paul, während er in ſeinen Mantel fuhr. „Wir ſind am Aſchermittwoch —"

„Katzenjammertag, Aſchentag! Alſo — man lege ſich ſchlafen. — Hören Sie, Fräulein?" Eines der Mädchen, welche in der Garderobe bedient hatten, kam ſoeben durch das Foyer daher. Eine hübſche Brünette in ſchwarzem Kleide, mit einem weißen Schürzchen. Sie hatte tiefe Schatten unter den ermüdeten, übernächtigen Augen. Aber ſie wurde ſofort wach und lebendig, als der galante, ſchöne, reiche, junge Graf Herberswiller ihr den Weg vertrat und ſie anſprach. Sie machte einen Knicks und zeigte lachend ihre perlenweißen Zähne.

„Jawohl, Herr Graf!"

„Kennen Sie mich etwa?" fragte Herberswiller und muſterte ſie mit etwas ſtarrem Blicke.

„O ja —"

„Soo—o?" Er räuſperte und hüſtelte. „Alſo der weiſe Mann lege ſich nun ſchlafen . . . Natürlich auch das weiſe Mädchen! — Mein Gott, ſeien Sie nicht allzu weiſe, Fräulein — wie heißen Sie, Engel mit den brennenden Augen?"

Sie lachte. „Friederike, Herr Graf!"

„Potz tauſend, Friederike! Wiſſen Sie, daß der große Goethe — ach nein, was geht uns der nun an! — Alſo, hören Sie mich an, Fräulein Friederike. Man ſoll die Freude nie ganz ausſchöpfen! Dieſer Herr, mein Freund, ſagt es. Er hat recht. Ein verſtändiger, liebenswürdiger Mann . . . Geben Sie acht, daß Ihnen ſolches nicht paſſiert. Denn ſonſt . . . Sie haben noch ſo viel zu genießen im Leben, ſo viel! Wie kommt es, daß Sie zu dieſer unmenſchlichen Stunde noch ſo fröhlich dreinſchauen? Und jetzt blühen Sie wie eine Roſe!"

Das Mädchen blickte Herberswiller verlegen an. Plötzlich regte ſich in dem jungen Dinge, deſſen geſundes Blut warm durch die Adern lief, jener echt weibliche Inſtinkt für den ſchwachen, leidenden Menſchen. Wie ſchwach, wie elend und ruhebedürftig ſah dieſer junge Mann aus! Wie kraftlos und heiſer klang ſeine Stimme, ging ſein Atem! Sie warf einen Blick auf den andern Herrn hinüber. Paul fing dieſen, ein wenig hilfloſen Blick auf. Und es war wirklich, als verſtände er, was er ihm ſagte.

„Ja, lieber Herberswiller," mahnte er deshalb, „wenn wir mitſammen gehen wollen, mußt Du Dich nun entſchließen —"

„Ihr Mantel, Herr Graf!" Friederike brachte Herberswillers Pelz.

Herberswiller fuhr langſam in die Ärmel. Es fröſtelte ihn.

„Ich hab' mich erkältet," ſagte er dabei keuchend. „Danke vielmals, ſchöne Friederike! — Aber, warten Sie! Ich möchte Ihnen gerne eine Freude machen. Warten Sie, ich habe hier einen kleinen Ring —. Gewiß paßt er Ihnen, trotzdem Sie ſo wunderhübſche, feine Hände haben. Sehen Sie! Er iſt klein, denn ich habe ſcheußlich magere Spinnenfinger."

Damit hatte er einen ſchmalen Reif von ſeiner Hand gezogen, an dem ein ſchöner Stein blitzte, ergriff des Mädchens Finger und ſteckte ihr den Ring an. Sie wurde über und über rot und ſperrte ſich. Nein, was ihm denn einfiele! Das könne ſie doch nicht annehmen. Aber Herberswiller ſagte mit dem größten Ernſt: „Ich bitte Sie, ich bitte, machen Sie mir die Freude, Fräulein Friederike —!" Ehe das Mädchen recht zur Beſinnung gekommen, waren ſie gegangen. —

Die beiden fuhren durch die froſtige Nacht, und als ſie bei Herberswillers Hotel ankamen, ſagte er: „Mich ſchüttelt die Kälte. Komm, Eſſenbach — ich weiß, hier im Hauſe iſt heute ein Feſt. Alſo ſind auch noch die Leute munter. Ich möchte einen Grog trinken, um mich ein wenig zu erwärmen —"

Im Speiſeſaal ſprang ein Kellner auf die Beine. Im Zimmer brannte eine einzige Flamme. Aber der Kellner drehte noch eine ganze Menge auf und zeigte ſich ſehr geſchäftig. Für Herberswiller, der die fürſtlichen Trinkgelder gab, konnte man tun, was er wollte.

Sie nahmen an einem Tiſche Platz.

„Nun aber — flott!“ rief Paul. „Mir einen Tee —“

„Flott!“ wiederholte Herberswiller. „Mir einen Grog — heiß wie die Hölle. Und bitte, lassen Sie Watts herunterkommen —“

Watts kam. Es handelte sich um eine warme Weste. Und Watts brachte eine, eine wunderschön gestickte. Herberswiller warf ungeniert seinen Frack ab, zog die Weste an, und Watts half ihm wieder in seinen Rock.

„Diese Weste,“ sagte Herberswiller, „hat mir die schöne, unvergleichliche Herzogin von Melton gestickt, — vorigen Herbst, als ich sie in Baden-Baden wiedersah. Diesen menschenfreundlichen Gedanken hatte sie für mich. — Watts!“

Der Kammerdiener drehte sich an der Türe um.

„Watts, ist mein Zimmer warm? Bitte, sehen Sie nach! Ich brauche wirklich ein warmes Zimmer, ich friere.“

„Zu Befehl, Herr Graf —“

„Watts! Wa—atts!“ rief Herberswiller nochmals. „Wollen Sie einen Grog trinken? Lassen Sie sich doch einen geben! Nein, warten Sie, Watts! — Eigentlich wollte ich sagen, daß Sie schlafen gehen sollen. Sie brauchen nicht auf mich zu warten. Haben Sie gehört? Ausdrücklich: ich wünsche und befehle, daß Sie augenblicklich schlafen gehen!“

Der Diener machte eine Verbeugung.

„Watts! — Go to bed, directly! — Gute Nacht, Watts, gute Nacht!“ Er sah dem Diener mit starrem Blicke nach.—

Herberswiller schlürfte an seinem Glase. Dann begann er wieder zu schwatzen. Wie es nur gekommen ist, daß er sich diesmal so kindisch auf den Karneval gefreut hat! Freilich, die Krankheit hat ihm einen bösen Strich durch die Rechnung gezogen. Im Vertrauen gesagt: Er weiß ganz gut, wie krank er ist. Viel kränker, als die hyperklugen Doktores ahnen. Es kommt ihm vor, als sei sein Korpus wie eine Hütte gewesen, in der Feuer ausgebrochen ist. Die Bohlen allein haben noch zusammengehalten. Denn die stammen aus einem Walde, wo kraftvolle, eisenharte Bäume gewachsen sind. Die lange, viele Jahrhunderte durchschreitende Reihe der Herberswiller! Raubritter, Kreuzfahrer, Kirchenfürsten, Feldherren, Minister, Kanzler waren darunter. Lauter Kraftmenschen. Und allesamt galante Herzen. So viel Liebe hat es gegeben bei allen den Herberswiller —! Auch er ist nicht aus der Art geschlagen. Aber weiß der Teufel, wie sich ein Wurm von Krankheit in seine Wurzeln einfressen konnte! Er war krank, krank. Eigentlich hatte er doch das Gefühl, daß nichts mehr zu holen ist.

Paul kam es jetzt vor, als hätte er den ganzen Abend nicht bemerkt, wie verfallen Herberswiller aussah. Er legte die Hand wieder auf Herberswillers Schulter und sagte herzlich: „Nun aber genug, lieber Alter! Hat man das schon erlebt, daß ein Mensch im Handumdrehen so viel Asche auf sein Haupt streut, kaum daß der Fasching abgezogen? Hörst Du? Da drüben fiedeln sie wahrhaftig noch!“

„Haben recht!“ nickte Herberswiller. „Tanzen, springen, leben!“

Paul erhob sich.

An der Tür besann sich Herberswiller. Er hatte wieder einen seiner drolligen Einfälle. Er hielt Paul am Arme zurück und sagte: „Eigentlich hätte ich das Glas zerbrechen sollen! Damit niemand mehr daraus trinkt. Wenn schon Aschermittwoch ist!“

Aber Paul zog ihn mit fort, und an der Treppe verabschiedeten sie sich.

„Also wirklich? Schon?“ rief Herberswiller. Und Paul ging. —

Dennoch ging Herberswiller nicht zur Ruhe. Er konnte nicht. Er hatte noch einiges zu tun. Oben in seinem Zimmer zündete er sich eine Zigarette an, rückte seine Schreibmappe zurecht, warf die Zigarette fort, als sie ihn zum Husten reizte, damit Watts nicht darüber aufwachte, und begann einige Briefe zu schreiben, an denen ihm gelegen war. Je länger er saß, desto wacher und ruhiger wurde er. Er hatte gedacht, die Briefe ganz kurz fassen zu können; aber einige wurden recht ausführlich. Endlich lag ein ganzer Stoß davon da. Er legte sie sorgfältig zusammen, genau in die Mitte der Schreibmappe, lehnte sich dann im Sessel zurück, kreuzte die Hände und blickte eine Weile nachdenklich in die Kerzenflammen. Tiefe Stille umgab ihn. Nur ein Holzwürmchen klopfte im Tür-

pfosten manchmal leise, in gleichmäßigen Zwischenräumen.

Nach einer Weile trat Herberswiller leise an das Fenster. Er schob den Vorhang etwas beiseite und staunte, daß schon graue Dämmerung draußen war.

Einige Zeit darauf fiel ein Schuß im Zimmer, mit kurzem, gedämpften Knall. Herberswiller glitt von dem Sessel vor dem Tische hinab und sank auf dem Teppich zusammen. Eine kleine, blinkende Waffe fiel aus seiner Hand.

Watts, der im Nebenzimmer schlief, hatte wie im Traume den Eindruck eines Geräusches. Vielleicht wurde er gerufen. Gewohnheitsmäßig sprang er aus dem Bette, taumelte schlaftrunken ein paar Schritte weit in die Dunkelheit, stand still und horchte. Aber nichts regte sich mehr; es war eine Täuschung gewesen. Und so tappte Watts nach dem Bette zurück, zog sich die Decke über die Ohren und setzte den unterbrochenen Schlaf sogleich wieder fort. —

14.

Wie wenn ein vielstimmiges Orchester, das eben noch im schönsten Zusammenspiele geklungen, plötzlich mit einem dumpfen Schlage endete — ähnlich wirkte der gewaltsame Tod, womit der junge, vom Leben verwöhnte Graf von Herberswiller hinweggegangen war.

Allein Tag um Tag, Stunde um Stunde bringt das Leben Neues, das einen Anteil, einen Aufwand von uns erheischt. Die Spuren des Ereignisses werden verwischt, das Rad der Zeit rollt darüber hinweg. —

Es dauerte nicht einmal gar so lange, bis man wieder mit Gleichmut von Herberswiller sprechen konnte. Das Erschütternde war überwunden, das ganz Natürliche kam.

Auch war es ganz müßig zu erörtern, was ihn eigentlich zu dem traurigen Entschlusse getrieben hatte. Ali Senkbach, für die der Tod ebenso uninteressant war, wie Krankheit, sprach es unverblümt aus, wie überflüssig es sei, sich weiter über Herberswiller den Kopf zu zerbrechen. Im Grunde sagte sie nur, was viele andere dachten. —

Wieder schmolz der Schnee von den Dächern; durch die Gosse floß das Wasser, lange Regentage kamen. Dann war es beinahe Frühling vor den Toren.

An einem Theaterabende saßen zwei Herren nebeneinander, in einer der vordersten Reihen des Parketts. Sie sprachen über Politik, über Tagesgeschichte. Der eine war der ehemalige Student Wennig. Nachdem er bei der Ingenieurprüfung durchgefallen, hatte er seinen früheren Beruf aufgegeben, war unter die Journalisten geraten und nun in der Redaktion einer kleinen Zeitung angestellt. Bei der sitzenden Lebensart und dem vielen Bier, das er zu trinken pflegte, war er unförmlich dick geworden.

Wennig hatte für diesen Abend zwei Freiplätze zur Verfügung gehabt, weil man eine alte, schlechtbesuchte Oper gab. Einen davon hatte er seinem ehemaligen Kommilitonen, dem Ingenieur Ecker überlassen, den er zufällig getroffen. Wennig entdeckte nun im Laufe des Abends, daß das Leben ihnen grundverschiedene Interessen zugeschanzt hatte.

Ihr politisches Gespräch kam ins Stocken. Ecker war ja ein begabter Kopf, ein feiner Kerl, von jeher. Es ärgerte aber den ehemaligen Kommilitonen eine gewisse Reserve, die er verriet.

Im letzten Zwischenakte gingen sie zum Büfett. Wennig, den fürchterlich dürstete, trank zwei Gläser Bier, und nachher war er wieder frischer. Übrigens dachte er, daß Ecker sich vielleicht doch den Teufel um ernste Gegenstände kümmern mochte. Auch aus ihm wird schließlich bloß ein gewinnsüchtiger Geldverdiener werden. So brachte Wennig nun ein anderes Geplauder in Gang. Er machte Ecker auf die schönen Frauen und Mädchen in den Logen aufmerksam und erzählte Klatsch über alle Welt.

„Ich bin ja nämlich gezwungen," sagte er zu seiner Rechtfertigung, „auch im lokalen Teil zu arbeiten. Es ist unglaublich, was einem da, ohne daß man will, alles zugetragen wird!" Plötzlich sagte er: „Sieh einmal dort oben, in der Proszeniumsloge!"

Ecker richtete sein Glas dahin. Und sein Blick fiel gerade Elinor Winter ins Gesicht, Frau von Haußmann. Ein halb verlegenes Lächeln flog durch seine Miene.

„Alte Bekannte," sagte Wennig. „Erkennst Du sie?"

„Ach ja, freilich!"

Nun fiel Wennig ganz flüchtig etwas ein. Er stand in zärtlichen Beziehungen zu Gustchen, der Tochter der alten Quartiersfrau Faerber. Gustchen nähte Kleider, kam in viele Häuser und erfuhr mancherlei durch die Zofen und Kindermädchen. Gustchen hatte einmal behauptet, sie wisse todsicher manche saubere Geschichten von dem schönen Fräulein Winter; zum Beispiel, daß sie sich einmal in den Studenten Ecker verschaut hatte.

„Nette Gesellschaft!" sagte er jetzt. „Der außerordentliche Herr Gemahl ist zu Hause geblieben oder wieder abwesend. Sie sind froh, wenn sie nicht zusammen zu sein brauchen. Die kleine Jüdin, die Simonsen, hat sie bloß mitgenommen, um nicht im tête-à-tête zu sein; selbstverständlich!"

„Im tête-à-tête?" fragte Ecker.

„Nun, den andern kennst Du ja auch noch," fuhr Wennig fort. „Herr von Envelaar, Rittmeister, lobesam. Gegenwärtig der Günstling. Jeder kann es hören, der es wissen will. Eine stadtbekannte Geschichte. Ja, ja! Die gnädige Frau ist sehr — bekannt geworden. Es ist ganz rasch gegangen —"

„Der Tausend! Ach was!" sagte Ecker.

„Es ist ganz gut so. Auch das hilft dazu, richtige Erkenntnisse zu verbreiten. Es hilft in seiner Art mit, den Trödel von Vorurteilen, von sklavenmäßigen Rücksichten zum Wackeln zu bringen."

Hiermit war Wennig in das richtige Fahrwasser geraten. Er wußte wahre Sensationskapitel zu erzählen und badete sich mit Wollust in dieser trüben Flut. Ja, so ist es, lieber Freund! So sieht es bei den „Herrschaften" aus. Übrigens, nur weil Ecker sich in so unverständlicher Prüderie zu sträuben schien, dies alles für Tatsachen zu nehmen: gerade Frau von Haußmann wieder, in der Tat, ein sehr dankbares Thema —! Als junger, unverdorbener Mensch sieht und hört man nichts. Wie ein Kalb! Später gehen einem die Augen auf. Es war kein Zufall, daß die schöne Elinor Winter, — nun, wie soll man sich gleich ausdrücken? In der Zeit, wo man so schönen Mädeln mit aller Hitze der Jugendeselei nachrannte, — hat sie einem da nicht eigentlich einen so wenig mädchenhaften Eindruck gemacht? Wenn man jetzt, als sündenharter Mann, daran denkt? Einfach gar keinen mädchenhaften Eindruck, sondern den einer lebenslustigen, feurigen, jungen Frau. Das hat aber seine guten Gründe gehabt.

„Bah!" machte Wennig wegwerfend. „Ja, — es hat seine guten Gründe gehabt. Du kennst den Maler Bärnwart. Er war ihr Lehrer, hat jahrelang im Hause dort verkehrt, wie daheim. Das heißt, doch ein bißchen anders, sagen wir angenehmer. Ganz einfach — ich habe behaupten hören, daß sie schon als Mädchen sehr intim mit ihm verkehrt hat . . ."

Ecker rückte auf seinem Sitze. Es war ihm verlegen, beinahe unbehaglich zumute. Und diese Geschichten klangen doch sehr unglaublich.

Wennig zuckte die Achseln. „Mir sind solche Geschichten herzlich gleichgültig. Was aber Frau von Haußmann betrifft: die Sachen werden eben ein bißchen gar zu unverblümt erzählt. Man hat auch von dem Regierungsaffen, diesem Herrn von Heim, gesprochen. Dem Rittmeister aber ist es vorläufig gelungen, die Konkurrenten auszustechen. Nebenbei gesagt, ist von ihm zu erwarten, daß er demnächst in seinen Schulden ertrinken wird. Dann hat es außer den Komödien in diesem Kreise unlängst auch eine Tragödie gegeben. Davon hast Du auch nichts gehört?"

„Kann mich nicht entsinnen —"

„Hm, ja, — ein schönes Wesen! Eine hübsche Maske. Nicht zu leugnen," sagte Wennig, der nun seinerseits mit dem Glase in die Loge hinaufgesehen hatte. „Wenn man sie ansieht, kann man sich wahrhaftig wundern, daß man in ihrem Gesicht keine Spur von dem allen entdeckt. — In der Fastnacht hat sich in einem Hotel hier ein junger Graf Herbersswiller erschossen. Liebenswürdiger, harmloser Tagedieb. Einziger Sohn und Majoratserbe. Ich will ja gewiß nicht behaupten, daß sie auch in diese Angelegenheit verwickelt gewesen sei. Man hat nur erzählt, daß er sehr viel bei ihr verkehrt hat. Mutmaßungen.

Er hat Briefe zurückgelassen. Soll ein ganzer Roman sein. Kurzum — nein, ich bin ja keine Klatschbase! Man hat alles vertuscht. So weit es eben möglich war! Und der junge Mensch, hübsch, reich, blühend vor Leben, geht hin und jagt sich eine Kugel durch den Kopf ... Das klingt doch schon anders, als einfacher Tratsch, ha? ... Nach dem Drama kam natürlich wieder die Posse. Der alte Graf war selbstverständlich außer sich, kommt, holt die Leiche seines Einzigen, bestattet sie pomphaft in der Familiengruft. Aber der Alte ist ein unersättlicher Lebeonkel. Neulich hab' ich gehört, vollkommen verbürgt, daß er eine seiner Maitressen heiraten will. Er braucht jetzt einen Leibeserben und kennt keine andern Frauenzimmer mehr ..."

Zum Schlusse hielt es Wennig doch für angezeigt, wieder zu etwas Ernsterem zurückzukehren. „Der alte Kommerzienrat Winter wird von dem Renommee seiner Tochter höchstwahrscheinlich keine Ahnung haben."

„Der Alte ist ein tüchtiger Mann," warf Ecker ein.

Das konnte Wennig nicht ableugnen. „Er ist wenigstens ein Arbeiter," sagte er. „Nichtsdestoweniger aber doch ein Blutsauger wie alle seines Schlages. Übrigens sollen in seinen Fabriken gegenwärtig schwierige Verhältnisse herrschen. Reibungen mit der gewaltigen Arbeiterschaft, von der er schließlich abhängig ist. Darunter sind sehr viele Leute vom Anhange Borings. Und auch was den Betrieb überhaupt betrifft —"

Der Vorhang ging für den letzten Akt auf, und sie brachen ab.

Ecker hatte sich ganz gut unterhalten. Als sie das Theater verließen, schlug er vor, daß sie sich bei der Anfahrt anstellen sollten. Es sei hübsch, die Leute vorüberdefilieren zu lassen und alle die Damen in die Wagen steigen zu sehen. Das taten sie also. Frau von Haußmann und die kleine Simonsen kamen durch das Foyer daher. Der Rittmeister half den Damen in ihren Wagen, schlug die Hacken zusammen und verabschiedete sich. Ein Lakai warf den Schlag zu und schwang sich zum Kutscher hinauf. Die unruhigen Pferde hieben Funken aus den Pflastersteinen. Dann zogen sie an. Darauf sagte Ecker: „Also — gehen wir!" Und Wennig lotste ihn in seine Stammkneipe. — —

Heute hatte sich Envelaar bei Elinor verabschiedet und gebeten, die Damen noch im Theater aufsuchen zu dürfen. Unversehens war ihm eine Dienstesbestimmung zugefallen, die ihn auf Monate hinaus von hier entfernte. Seit acht Tagen war er von Pontius zu Pilatus gelaufen, um sich diese widerwärtige Pflicht vom Halse zu schütteln. Es war zum Teufelholen, daß sie just ihn ausgesucht hatten, daß er gerade jetzt von hier fort sollte! Dann, später, kamen ohnehin die Manöver. Allein seine Bemühungen schlugen fehl. Nun war sein Koffer gepackt, und morgen früh hieß es abrücken. Daran dachte er, als er unter der Einfahrt des Theaters etwas zögerte und den blinkenden Lichtern des davonrollenden Wagens nachsah. Der Gruß eines Bekannten scheuchte ihn auf. Es war Hesselroth, der ein Börsengeschäft führte und sich für Sport interessierte. Heute morgen hatten sie wegen eines Pferdes verhandelt, das Hesselroth dem Rittmeister gern abgekauft hätte. Nur verlangte Envelaar einen unerhörten Preis, trotzdem der Bankier erwartete, daß er ihm aus guter Freundschaft doch ein bißchen entgegenkommen sollte. Wollten sie nicht nochmal darüber reden, weil der Zufall sie zusammenführte? Dies lenkte Envelaars Gedanken in eine andere Bahn. Denn es war ihm dringend erwünscht, das Geschäft zu machen. Das Pferd brauchte er jetzt nicht, wohl aber das Geld. Schon heute morgen hatte er lebhaft bedauert, daß er allzu hartnäckig gewesen. Jetzt faßte er Hesselroth freundschaftlich unter den Arm, und sie schlenderten miteinander weg.

* * *

Nachdem der Weg über das Land mit zarten, wilden Blumen bestreut war, schritt nun der Frühling auch durch die Tore herein.

Gaston Haußmann bereitete sich wieder einmal zu einer Reise vor. Es war Mai. Er wollte nach Wien. Es war nötig, daß er die Rennen dort besuchte.

Eines Tages hatten sie ein paar Besuche gemeinsam zu machen. Diese Fahrt

Letzte Sonnenstrahlen.

Ölstudie von Prof. Carl Marr.

war eine unbehagliche kleine Aufgabe, weil sie fast keine Unterbrechung erfuhr, da sie niemand zu Hause trafen. Zuletzt hatten sie bei Frau von Brandau Karten abgeworfen.

Als sie wieder auf die Straße traten sagte Gaston: „Nun endlich nach Hause! Ich werde Dich dort absetzen. Ich fahre dann noch zu den Eltern —"

In diesem Augenblicke stieß er beinahe mit einem Herrn zusammen, der sehr eiligen Schrittes daherkam.

Sie stiegen in den Wagen, und Elinor sagte unwillkürlich: „Das war Ecker!"

Gaston wurde dunkelrot.

„Nun —!" sagte er. „Den Namen dieses Menschen dachte ich doch nie aus Deinem Munde zu hören —!"

Elinor schwieg in ihrer ersten Betroffenheit. Der Zusammenhang seiner Empfindung schien ihr augenblicklich klar. Allein trotz des hilflosen Gefühles regte sich in ihr rasch und sicher das Bewußtsein, wie unschuldig die Erinnerung war, die sie damit streifte. Nicht der leiseste Schatten eines Vorwurfes klebte für sie daran. Nichts davon war in ihr zurückgeblieben, als ein paar Stäubchen armseliger Erinnerung. Sogar die Kränkung hatte sie vergessen, die Ecker ihr angetan.

Während sie schweigend im Wagen nebeneinandersaßen, dachte sie mit stolzem Trotz: Wie erbärmlich mußte das Leben werden, wenn man sich so weit demütigen wollte, für jede Wahrheit um Gehör zu betteln! War es nicht schon armselig genug?! —

Sie trennten sich am Hause.

Oben aber, in ihrem Zimmer, stellte sie sich an das Fenster und blickte mit einem fast wehen, herben, hartnäckigen Gefühle in die Gasse hinab. Die Dämmerung begann. Zögernde, weichgestimmte Frühlingsdämmerung.

Ja, so hat sie oft hinabgesehen. Hinaus auf den Platz, wo die Statue des Königs mit dem ausgestreckten Arme steht, in einer Gruppe von Bäumen, deren Laub immer ein wenig staubig ist. Wenn das Fenster unten offen stand, hatte sie hin und wieder Ecker singen hören, den fröhlichen, ungezogenen, dreisten Menschen.

Dann war es ein Lied gewesen. Ein altertümliches, hübsches Lied. Sie besaß es sogar. Es war auf einen Fächer geschrieben. Sie wollte ihn hervorsuchen und die Strophe jenes unschuldigen Liedes wieder einmal lesen.

Warum scheint nun dies alles in so weite Ferne entrückt? Und doch ist es eigentlich gar nicht lange her —

Aber in der Zwischenzeit ist zu vieles geschehen, sie hat vieles erlebt, vieles ist anders geworden, als sie jemals gedacht. —

15.

Maienregen, Maienregen,
Mach' dem Kind die Augen klar,
Tränke meine Vöglein,
Tropfe golden in mein Haar,
Maienregen! —

Maiensonne, Maiensonne,
Bleiche mir das Linnen fein!
Komm' in meine Kammer,
Komm' bis in mein Herz herein,
Maiensonne! —

Es war ein Frühjahrsmorgen. Über Nacht hatte es leise geregnet. Auf dem Grase blitzten die Wassertröpfchen wie Kristalle. Ein ganz feiner, weißlicher Dampf hauchte über die Waldwiese fort und zog hinein in die Tiefe zwischen den Stämmen, in den Schatten, durch den hie und da grelle, goldrote Lichtflecke brachen, Stücke vom fernen Horizont, der durch das Dunkel des Waldes schimmerte. Im Gärtchen drin, auf einer hohen Stange, hing ein Starenhäuschen. Dort schrie und schwätzte und zankte ein Paar, bis einer der Gefährten davonflog; da saß der andere still und stieß nur noch einige verlegene, enttäuschte Rufe aus. Über den Fußpfad hüpfte ein Rotkehlchen heran. Es hielt die kleine Brust stramm und sah mit schwarzglänzenden Augen erwartungsvoll nach den Menschen. Aber auf einmal erschrak es und huschte davon.

Die Frau des Jägers Kaspar saß auf der Bank vor dem kleinen Waldhause und summte ein Lied vor sich hin. Sie hielt ihr Kindchen auf den Knien und wiegte es, ganz leise. Neben ihr saß der alte Mann, unbeweglich. Er hielt einen langen Stab und stützte darauf seine gefalteten Hände.

Das junge Weib sah dem forthuschen-

den Vögelchen nach und dann ſchaute ſie wieder drüben in den Wald hinein. Die weißen Dunſtſtreifen hatten manchmal das Ausſehen kleiner Geſtalten, mit ſpitzigen Kapuzen, die ſich in nichts auflöſten vor dem Sonnenlicht. Vielleicht waren es Heinzelmännchen, die ſich unſichtbar machten. Sie war ſicher, daß ſolche des Nachts da herumſtrichen und auch ins Haus kamen. Geſtern hatte ſie noch ſpät an einem blauen Strumpfe für Kaſpar geſtrickt. Da war ſie zuletzt ſo müde geweſen, daß ihre Gedanken ganz dumm und ihre ſchlaftrunkenen Augen trübe wurden. Sie hatte ſich aber in die Pflicht hineingeredet, das Paar fertig zu machen; an dem einen Strumpfe fehlten nur noch einige Nadeln. Aber der Schlaf hatte geſiegt. Des Morgens aber war der Strumpf dennoch fertig! Beide lagen glattgeſtrichen auf dem Fenſtertiſchchen. Und doch hatte ſie ſelbſt es nicht getan. — Kaſpar jedoch hatte gezankt, weil ſie ihm das von den Heinzelmännchen erzählte.

Jetzt kam er heraus, kniff ſie in die Wange und ſagte, daß er heute erſt ſpät zurück ſein werde. Dann ſahen ſie ſich an und lachten. Kaſpar ging mit langen Schritten davon und ſetzte ſeine Pfeife in Brand.

Plötzlich rief ſie ihm nach: „Glaubſt Du's wirklich nicht, daß die Heinzelmännchen das getan haben?"

Er ſchüttelte die Hand durch die Luft und ſchrie zurück: „Ja, wenn es Heinzelweibchen geweſen wären!"

„Du, ich möchte Dir noch was ſagen —!"

„Schon gut —!"

„Warte!"

Er ging aber weiter.

„Warte!" rief ſie noch einmal.

Da beſchleunigte er ſeinen Schritt.

„Nimm das Kind, Großvater!" rief die Jägersfrau, ſetzte dem alten Manne das Kleine auf den Schoß und erhob ſich.

Nun begann Kaſpar beinahe zu laufen. Sie ließ die Pantoffel von den Füßen fliegen und lief in den Strümpfen. Kaſpar drehte ſich um, ſah dies und blieb ſtehen. Er fing ſie in ſeinen Armen auf und ſchalt.

„In bloßen Strümpfen auf dem feuchten Wege —!" rief er und hielt ſie feſt.

„'s iſt Maienregen!" Sie rang um loszukommen.

„Du biſt eine Hexe!" ſagte er.

„Und Du biſt ein gottloſer Mann!"

„Und Du biſt ein Heinzelweibchen!"

Er hob ſie auf, und ſie rang wieder mit ihren ſchwachen Händen und lachte, daß es durch den Wald klang. Kaſpar trug ſie auf den Armen zurück und ſchalt dabei die ganze Zeit. Ja, und die Pantoffel! Hatten ſie denn ſo viel Geld, daß ſie das Schuhzeug nur immer ſo auf den Weg fortwerfen konnten? Ach, ach, ach! Wie ſoll es doch nur gehen mit dieſer Frau! So nahmen ſie die Pantoffel unterwegs mit, und am Hauſe ſetzte Kaſpar ſeine Bürde ab.

„Nun biſt Du aber vernünftig! Und über die Heinzel ſprechen wir heute abend —!" Dann kniff er ſie nochmals in die Wange.

„Au! Du Grobian!" ſchrie ſie auf.

Kaſpar ging. Die Jägersfrau aber ſtieß die Pantoffel vor ſich her, um mit den Füßen hineinzufinden. Dabei trällerte ſie wieder:

„Maienſonne, Maienſonne,
Komm' bis in mein Herz herein —"

Sie brach jedoch ab, da ihr von dem Streite der Atem kurz geworden war.

Da ſaßen ſie nun beide, Großvater und Enkel, und ſahen in die ſtille Sonnenluft.

Strahlend ſtieg der Tag über dem Walde in die Höhe. — — —

Auf dem Lande deuchte ſich Elinor jetzt wie aus einer Einöde gerettet; jetzt wenigſtens war es, als gehörte ſie ſich wieder ſelbſt. Es war köſtlich, den Tag planlos zu verbringen. Ohne Ziel umherzuſtreifen. Wieder lange Wanderungen zu machen, von denen man in wohltuender Müdigkeit heimkehrte. Am Jägerhaus kam ſie oft vorüber.

Auch heute kam ſie. Kaſpars Frau ſah, wie ſie drüben aus dem Walde trat, und blickte ihr mit Neugierde entgegen.

Dann ſaßen ſie wieder auf der Bank und plauderten. Später konnte ſich die Jägersfrau nicht enthalten, Elinors Schuhe zu bewundern. Dieſe kleine Freiheit durfte ſie ſich erlauben. Dann kamen ſie natürlich wieder auf Kaſpar zu ſprechen, auf das Kind, auf den alten

Vater und alles, was der Jägersfrau diese wunderliche Zufriedenheit verlieh, und ihren Augen diese klare, leuchtende Helle. Sprach sie aber in seiner Abwesenheit von Kaspar, so lobte sie ihn, wurde auch etwas überschwenglich und behauptete, daß er sie auf Händen trage.

„Ich habe von jeher gar wehleidige Füße gehabt," erzählte das junge Weib. „Deshalb trage ich daheim immer diese häßlichen Pantoffel. Einmal brachte mir Kaspar ein Paar neue Schuhe. Aber sie waren zu eng und taten mir weh. Es war der rechte, der am ärgsten drückte. Da bekam Kaspar einen hellen Zorn auf die Schuhe.

„Wir kamen einmal von Essenbach. Da hab' ich wohl viel gejammert. Ich mußte mich alle Augenblicke hinsetzen. Plötzlich einmal kniet Kaspar vor mir nieder und beginnt mir den Schnürriemen zu lösen. Ja, wahrhaftig, er zog mir den Schuh aus! Dann warf er ihn auf den Weg fort. Ja gewiß —. Nun, und jetzt wollte er mich tragen. Ach, niemand kann es glauben, so närrisch ist's gewesen. Wir haben hundert Stationen gemacht. Aber doch hat er mich so nach Hause gebracht. Und diese Geschichte ist wirklich wahr!"

Nun war die Jägerin sehr rot; ihre Augen glänzten vor Verlegenheit. Elinor blickte nachdenklich vor sich hin. Sie schwieg ein Weilchen, und dann sagte sie: „Mir kommt vor, als ob ich etwas gewußt hätte von dieser Geschichte, — als ob ich den Schuh gekannt hätte, den Kaspar weggeworfen hat, weil er Sie so drückte —"

Die Jägersfrau lachte.

„Jetzt erinnere ich mich!" fuhr Elinor fort. „Das war, als ich zuerst nach Wied gekommen bin. Ich fand einen Schuh am Wege liegen. Ich erinnere mich so deutlich. Es war ein rechter Schuh aus schwarzem Tuch, mit einer Kappe von glänzendem Leder —"

Kaspars Frau schlug die Hände leise zusammen und blickte Elinor höchlich verwundert an.

Und lange Zeit, nachdem Elinor gegangen war, beschäftigte es die Gedanken der Jägersfrau, wie es denn nur kommen mochte, daß sich die gnädige Frau an so etwas erinnerte! —

Als Elinor an diesem Tage nach Hause kam, fand sie zwei Briefe vor. Der eine war von Gaston. Er teilte ihr nur mit, daß er seine Rückkehr verschoben habe. Der andere war von Envelaar. Ein eigentümlicher, mehrere Bogen langer Brief. Zuerst überflog sie ihn. Ein zweitesmal las sie ihn aufmerksam, etwas befremdet, etwas belustigt, nicht ganz überrascht.

Denn was Envelaar schrieb, kam ihr jetzt vor wie das notwendige Ergebnis ihres Verkehres, wie eine notwendige Summe aller Momente darin. Diese Auslassungen und Andeutungen, diese Versicherungen der Selbstverständlichkeit, diese Erklärungen, die sich in nebensächliche Sätze verhüllten und dem Briefe alle mitsammen doch nur einen Inhalt gaben; diese Sicherheit, womit er den Standpunkt einnahm, daß sie jede Offenheit von ihm erwartet haben müsse. Hier schrieb ein Mann, der sich ein bestimmtes Ziel gesetzt hatte, an eine Frau, von der er wußte, daß sie, vom Leben enttäuscht, unter ein Joch gebeugt, von tausenderlei Widerwärtigkeiten umgeben, von Widersprüchen gepeinigt, kein Genügen fand; daß es deshalb die richtige Zeit geworden, sich ihr als der getreue, verständnisvolle und bereite Freund zu zeigen. Alles das fühlte sie heraus. Sie konnte beinahe verfolgen, wie es „gemacht" worden. Vielleicht, ja gewiß, wollte dies alles nichts anderes sagen, als daß ihr dieser Mann gestand, daß sie sein Herz gefesselt, daß er um Liebe flehend sich ihr zu Füßen werfen wollte. — Aber kein einziges Wort sprach dies geradezu aus. Nein. Vor allem bäumte sich wieder ihr Gefühl auf, wie unverhüllt die Armseligkeit ihres Lebens vor den Blicken aller dastehen mußte.

Am nächsten Tage, im Gespräche mit Paul wollte sie beinahe schon von diesem eigentümlichen Brief erzählen.

Manchmal, mit einem flüchtigen Worte, mit irgendeiner Beziehung, die er schuf, schien Paul strenge abzuurteilen. Seine Offenheit war so groß, daß es ihr ja oft ein einziger Blick verriet. Jedesmal verstand sie es. Kam etwas zur Sprache, das nur sie oder Gaston betraf, so bemerkte sie eine Veränderung an Pauls

Verhalten. Früher war er immer ausgewichen eine Äußerung zu tun, die sie hätte nahe treffen oder aufrütteln können. Er hatte es so absichtlich vermieden, daß sie es merkte. Sie hätte den Tag bezeichnen können, seit welchem sich das geändert hatte. Es war von jenem Besuche an, den ihr Paul nach ihrer kleinen Krankheit gemacht hatte.

Alles innere und äußere Erleben hatte gewissermaßen das lyrische Gewand mit harten Händen von seinen Gefühlen abgestreift. So vielerlei schob und formte an seiner Seele. Früher, im Dienste, hatte er nur eine Pflicht gekannt; nun war es ein Leben voller Pflichten geworden. Er mußte sogar als guter Hauswirt in die Wirtschaftsbücher gucken. Bei Mariannens Erziehung konnte er nicht ganz gleichgültig bleiben. Zum Landwirt hatte er sich schulen müssen. Mit der Ziegelbrennerei war er sogar ein bißchen in die Industrie geraten, hatte jüngst erst Neues begonnen und war mit Onkel Winters Rat gar zu einem Stück Kaufmann und Unternehmer gediehen. Arbeit um ihrer aller Existenz!

Sonderbar! Drüben in der Stadt, in der wechselvollen und dennoch eintönigen Umgebung, an fremden Orten, unter fremden Menschen, in den Gelegenheitsstimmungen, da war es doch so viel leichter gewesen, sich mit allem abzufinden. Jetzt aber, seit Elinor hier war, wurde er mit Leidenschaft inne, daß seine wahren Empfindungen nur gewaltsam zum Schweigen gebracht gewesen waren, daß sie nun mit gespannter Kraft emporschnellten, wie eine starke, elastische Klinge, die man zu beugen versucht hat.

Unverblümt sagte er ihr seine Freude darüber, daß Gastons Rückkehr hinausgeschoben war. Er beobachtete Elinor, während er dies sagte, und glaubte eine schweigende Übereinstimmung in ihr zu bemerken. Alle diese kleinen Beobachtungen waren Tropfen von Öl, die in das Feuer fielen, das er neu angefacht hoch in seinem Herzen lodern fühlte. — Manchmal faßte es ihn an, als könnte alle seine Besonnenheit darunter zersplittern. Sie waren viel beisammen. Paul kam nach Wied oder Elinor nach Essenbach. Sie machten miteinander lange Spaziergänge, sie verabredeten sich am Jägerhause, sie streiften durch den Wald oder plauderten stundenlang auf der Terrasse, die gegen den See blickte. Die Schönheit und Stille der Zeit spann einen seltsamen Zauber von Freiheit und Nahesein auch um sie.

Einmal sagte Paul: „Hier gibt es nur einen ganz kleinen Kreis von Menschen, und ihr Leben ist sehr einfach. Da sehe ich Schicksale kommen und gehen. Es geschehen ganz kleine Dinge. Das Herz lernt verstehen, daß manchmal große Schicksalszüge darin liegen. Ich will sagen, daß uns der kleinste Eindruck manchmal stillestehen und uns besinnen heißt. Man kann hier ebensoviel erleben, wie in der großen Welt — —"

„Die große Welt —!" wiederholte Elinor. Sie dachte dran, wie ironisch einmal Bärnwart ihr gegenüber dies Wort gebraucht hatte.

Plötzlich sprach sie von Herberswiller. Sie sprach etwas traumhaft davon, daß es unbegreiflich sei, was ihn aus dem Leben getrieben habe. Jedoch man kann sich denken, daß in jeder Lage einmal einem Menschen das Leben zu viel wird!

Dann lächelte sie ein bißchen mühsam und sagte: „Du hast recht! Es gibt ganz kleine Ereignisse, die sich fest in die Erinnerung klammern, man weiß nicht warum. Denke Dir zum Beispiel dies! Erinnerst Du Dich?"

Und sie erzählte ihm die Geschichte vom Schuh der Jägersfrau. Erinnerte er sich noch? Nun, es ist nichts anderes gewesen, als daß etwas der Jägersfrau unerträglich war, und daß sie so glücklich war, es einfach fortwerfen zu können, weil jemand ihr dazu verhalf, der sie liebte. Einer wirft einen Schuh fort, der ihm zu eng ist. Der andere wirft gleich das ganze Leben von sich. —

„Wieviel Auslegung Du daran gewendet hast!" sagte Paul.

„Die Jägersleute haben etwas an sich, das mich fesselt. Sie sind so merkwürdig glücklich. Vielleicht sind es die ersten Menschen, bei denen ich das wirklich sehe. Es ist etwas an ihnen, worum ich sie beneide —"

Unwillkürlich sagte sie dies mit fast heftigem Ausdrucke.

Eine Pause entstand.

Dann sagte Paul: „Arme Elinor —“

Sie schüttelte den Kopf, zog die Augenbrauen zusammen und sah schweigend vor sich nieder.

Die beiden Worte rissen ein weiteres Stück des Walles zu Boden, der sie noch trennte. Ein Damm war es. Wenn er stürzte, stürmte die ganze Flut, die Elinors Herz überschwemmte, über den frei gewordenen Weg. Sie dachte, daß sie sich Paul eröffnen wolle. Sie wollte einen Menschen kennen, vor dem sie die geheimste Kammer ihres Herzens aufschließen konnte. Mit heftiger und rücksichtsloser Sehnsucht dachte sie sich in dies hinein. Wie ein Sturm kam es manchmal über sie. Am öftesten in den Abendstunden, wenn sie allein war und draußen auf der Terrasse lange grübelnd auf und nieder ging. —

Eines Tages gingen sie miteinander an der alten Badehütte vorbei.

Sie wies darauf hin und sagte: „Sonderbar, daß gerade Du Dich manchmal zwischen mich und eine Gefahr stellen kannst —“

Er sah sie fragend an.

„Ich denke daran,“ fuhr sie fort, „wie ich damals hier im See beinahe am Ertrinken gewesen —“

„Ja so, deshalb!“ rief er. „Du wolltest nicht gestehen, daß es wirklich so war —“

„Doch, so war es! Ich habe Dir gegenüber ein eigenes Gefühl. Immer denke ich, ich könnte zu Dir kommen, wenn ich einmal so recht rat- und hilflos bin. Du würdest mir beistehen —“

Er wußte ja, was sie meinte. Mit einem ernsten Blicke auf sie sagte er: „Fühlst Du das ganz sicher? — Dann sprich! Ich will mein Bestes daran setzen, Dir so zu dienen, wie Du's erwartest —“

„Danke!“ ... Und nach einer Pause: „Vielleicht komme ich einmal —“

Schweigend gingen sie eine Weile nebeneinander. Hier, hier an seiner Seite ging sie, voll des Elends, das sie trug! — —

Einmal sagte er: „Es quält mich oft, daß ich Dich nicht begreife, Elinor —“

Und sie entgegnete sofort: „Ja, Du begreifst mich nicht. Du hast dies alles nicht begriffen ... Ich habe es von Anfang an gewußt. Auch habe ich vorausgesehen, daß Du's mir einmal sagen würdest, — nein, daß Du es sagen müßtest! Dennoch —“

Das sagte sie rasch und sicher. Allein, als ob sie die schmerzhafte, tiefe Wunde nicht lange auf einmal berühren dürfte, brach sie wieder ab. Alles dies jedoch waren hohe, weit sichtbare Zeichen, wie tief sie sich verstünden, und die wenigen Sätze, die sie bisher gewechselt hatten, änderten alles zwischen ihnen. —

Jetzt zeigte Gaston seine Rückkehr an. Da mußte ihr Paul einmal noch die Gewißheit geben, daß er ihre ganze Lage begriff.

„Ich denke oft und oft daran. Mit brennendem Mitleid. Trotzdem kann ich mir nicht helfen: manchmal packt es mich wie zorniger Unmut. In Gedanken schleudere ich schwere Anklagen gegen Euch. Gegen Euch beide! Gar nichts möchte ich beschönigen. Du weißt, wie wenig Zuneigung ich zu ihm habe ... Und auch gegen Dich wende ich mich, Elinor! Du sollst es nur wissen: öfter mit bitteren und harten Vorwürfen. Ich empfinde, wie grauenhaft die Ohnmacht ist, von der zwei Menschen unter solchem Unsterne zusammengehalten werden —“

Ihre Wangen glühten, tiefe Beschämung lag in ihrer Miene, und sie entgegnete mit unsicherer Stimme: „Und wenn man denkt, daß wir beide diesen Unstern, diese Ohnmacht ebenso fühlen ...! Weißt Du, kannst Du Dir vorstellen, daß wir so weit gekommen sind, es uns zu sagen? In kalten und unverblümten und manchmal auch in gehässigen Reden ...“

Es zerriß sein Herz, ihre Worte zu hören ...

16.

Diesen Abend verbrachte Elinor trotz allem in einer Stimmung, die etwas undeutlich Glückliches an sich hatte, obwohl sie so einsam war. Was war mit dem langen Abende zu beginnen? Es war zu schwül, um zu lesen oder zu schreiben. Also sie schlenderte hinab, an den See. Sie ging auf dem Stege hinaus, bis an sein Ende, und setzte sich auf die Stufen, die ins Wasser hinabführten.

Dort gegenüber, ein sanft geschwun-

gener Rücken, dessen Saum ein klein wenig heller ist, als die Umgebung: das ist der Hügel, den sie kennt, und ein schwarzes, massiges Etwas darunter ist die alte Badehütte. Zu ihren Füßen, auf den seichten hölzernen Stufen, deren zwei oder drei sich wie bleicher Stein in das Wasser senken, scheint das fast durchsichtig, und ein bißchen bewegt es sich auch hier.

Gewiß war weit herum kein Mensch in der Nähe. Es wandelte sie die Lust an, das Wasser zu berühren. Dann hatte sie einen sonderbaren Einfall. Sie löste ihre Schuhe, streifte die Strümpfe ab und tauchte die Füße in das Wasser. Es war ein bißchen gespensterhaft, auf die bleichen Füße hinabzusehen, über die das Wasser sanft hinwegkoste. Übrigens hatte sie das Bewußtsein, sie tue etwas, vielleicht wie ein armes Weib aus dem Volke ... Vielleicht hat es ihres Vaters Mutter einmal so getan; — die war ja ein armes Mädchen aus dem Volke gewesen ... Nein, was wollen diese Gedanken? — Es gibt ein schönes Gedicht, von einem Mädchen, das sich vor dem Himmelstore die Füße gewaschen. „Was badest Du Dich hier mit tränennassen Wangen?“ ... „Weil ich im Staub mit Dir, so tief im Staub gegangen — —“

Sie schauerte ein wenig zusammen, zog ihre Füße aus dem Wasser und legte ihre Strümpfe und Schuhe wieder an. Dann blieb sie doch, zusammengekauert, noch ein wenig still hier sitzen. Und es geschah etwas Unbegreifliches, wovon sie fühlte, wie schwer und gewaltsam es zu ihr paßte. Eine große Träne quoll plötzlich heiß in ihre Augen, ein schwerer Tränentropfen fiel aus ihren Wimpern auf ihre Hand herab. Doch der kleine Verrat ihrer Schwäche rüttelte auch sofort wieder ihre Kraft auf. Sie erhob sich, lächelte und schüttelte den Kopf. Es war sicher, daß sie diesen Abend unbegreiflich kindisch war!

Nun verließ sie den Steg und ging durch den Hof planlos in den dunklen Garten hinein, tief hinab in die einsamen Wege, und setzte sich auf eine Bank. Unwillkürlich begann sie nach einiger Zeit zu horchen. Da wurde es lebendig in der Stille; die tiefen Schatten fingen an sich zu regen. Oder es rauschte im Gebüsche, ganz plötzlich, als drängte sich ein Körper hindurch, etwas Verfolgendes, Fliehendes. Man hörte ganz gewiß leise, lauernde, schleichende Schritte. Zuletzt horchte sie beinahe atemlos auf dieses Treiben der Geheimnisse in der Nacht. Dann wieder erinnerte sie sich, wie sie einmal mit Envelaar hier im Garten gesessen. Als sie ins Haus zurückkehrten, war Gaston unerwartet gekommen. Da hatte sie zum ersten Male und untrüglich an seinem Wesen erraten, daß es kein Mißtrauen gäbe, dessen er sie nicht für wert gehalten hätte. Vielleicht war es jener Augenblick gewesen, der gleichsam ihre innerste Sicherheit, den Kern ihres Selbstgefühles mit einem Schnitt entzweigetrennt hatte; vielleicht war es für sie beide ein Wendepunkt geworden ..... Und doch empfing sie jetzt die Briefe jenes Mannes. Seit kurzem überschüttete Envelaar sie mit seinen wahnwitzigen Briefen, die gewiß eine tiefe Beleidigung für sie bilden könnten, wenn sie ihr nicht so unsäglich gleichgültig wären.

Am nächsten Morgen brachte Hermine einen Brief an ihr Bett, der sie in Aufregung versetzte. Herr Birkholz schrieb in seiner kaufmännisch stilisierten Art, daß der Kommerzienrat, gewiß wegen seiner allzu ruhelosen Tätigkeit, einen Anfall plötzlichen Unwohlseins erlitten habe.

Elinor erschrak heftig. Mit fliegender Hand warf sie ein paar Zeilen aufs Papier, da es ihr selbstverständlich schien, daß sie Paul von dieser Botschaft Nachricht gab. Dann kleidete sie sich hastig an und konnte eben noch den Vormittagszug zur Stadt erreichen.

Paul aber war nicht daheim, als ihr Billett in Essenbach abgegeben wurde. Er fand es erst nachmittags. Zeitig war er auf der Station und erwartete sie. Als sie seiner ansichtig wurde, flog der Ausdruck unverhohlener Freude über ihr Gesicht. Es war ja wirklich notwendig, Paul zu sehen und zu sprechen, nachdem sie einen Tag voller Sorge durchgemacht hatte. Gott sei Dank, es war nichts Ernstes gewesen. Sie hatte den Vater vielleicht sogar ein bißchen frischer und

besser angetroffen, als sonst. Herr Birkholz, der in allem ängstlich ist, hatte unnötige Sorge gehabt. Dennoch bemerkte Paul, daß die Erregung eine tiefe Spur in ihren Zügen zurückgelassen hatte. Während sie in Elinors Wagen heimfuhren, beobachtete er sie ein paarmal verstohlen von der Seite. Sie hatte den Charakter, der sich fügt, wenn es nicht anders geht, und schweigend ausharren kann. Wenn ein gewaltsamer Anstoß kommt, schnellt seine verborgenste Kraft empor. Sie ist so stark und feurig, und zugleich so kalt und entschlossen, wie das Blitzen ihrer klaren Augen ...

Sie bat darum, und so fuhr er noch mit nach Wied. Er konnte ihr ja noch etwas Gesellschaft leisten. Auch sollte morgen Gaston zurückkehren, und dann war alles wieder geändert.

Ja, hier lagen Briefe, die untertags eingetroffen waren. Hier schrieb Gaston, er wollte morgen kommen.

Und einen andern Brief zur Hand nehmend, der in einem länglichen, blaßlila Umschlag stak, blickte Elinor die Adresse eine Weile nachdenklich an und sagte dann: „Sieh, da hab' ich wieder einen Brief von Envelaar — —"

Absichtlich sagte sie „wieder". Und da Paul nichts erwiderte, fragte sie geradezu: „Willst Du ihn lesen?"

Gedankenlos antwortete Paul: „Ach nein —! Von Envelaar?" Dann wunderte er sich doch: „Steht Ihr im Briefwechsel? Ich wußte es nicht —"

„O ja!" entgegnete sie. „Er schreibt mir hin und wieder, — eigentlich recht oft —"

Gleichsam blitzartig ließ ihre Phantasie eine Vorstellung an ihr vorüberfliegen. Was sie noch sagen könnte: ‚O ja, er schreibt mir, oft, ungeheuer viel. Er tritt mir nahe mit seinen Briefen. Das weiß ich. Nimm sie, alle! Dann kannst Du gleich selbst alles sehen, alles Entsprechende denken. Und dann ist diese Geschichte abgeschüttelt und ausgetilgt. Verhilf mir dazu!'

Jetzt, in diesem Augenblicke, würde sie möglicherweise wirklich so gesprochen haben, wenn ihr Paul nur eine kleine Handhabe dazu gegeben hätte. Warum hatte er nicht ein bißchen wachsame Aufmerksamkeit, warum regte sich nicht manchmal etwas Heftiges oder Mißtrauisches in ihm? Wieviel Grund zu Mißtrauen mußte sie geben, wenn Gaston seinen Verdacht nicht einmal aus den eigenen Blicken hatte fernhalten können, bloß deshalb, weil er sie einmal unvermutet mit Envelaar angetroffen?

Aber Paul schwieg. Und die Spannung des Augenblicks versank in ihr, wie sie gekommen. —

Sie verließ ihn auf eine Weile.

Und als sie zurückkehrte, hatte sie ihr Reisekleid gegen ein leichtes Gewand vertauscht. Durch den Gazeschleier schimmerten ihre weißen Arme, und ihr schöner Nacken war bloß.

„Du mußt es mir nicht verargen, wenn ich gehe," sagte Paul widerstrebend. „Meine Leute fühlen sich gar so vernachlässigt, wenn ich am Familientische fehle. Ich bemühe mich, ihre Gewohnheiten zu respektieren, damit wir uns mit ungetrübten Eindrücken trennen, wenn sie in die Stadt übersiedeln. — Sie bewegen sich schon in Abschiedsgefühlen —"

Elinors Empfindung war so geschärft und aufmerksam, daß die letzten Worte genügten, um dasselbe Gefühl wachzurufen. Als hinge jetzt etwas über ihren Köpfen in der Luft, wodurch die Gegenwart wie von einem Raubvogel davongetragen werden mußte. Als klänge es ringsumher von einem seltsamen, geheimnisvollen Abschiednehmen.

So heftig, ja leidenschaftlich erlitt sie diesen Eindruck, daß darunter ihr Herz physisch zuckte und das Blut aus ihren Wangen zog. „Mein Gott!" sagte sie schmerzlich. „Soll ich nun überall ans Abschiednehmen gemahnt werden?" Ihre Stimme zitterte, und sie machte eine kleine Pause, weil sie fühlte, daß eine Art Haltlosigkeit über sie kommen wollte. „Siehst Du denn nicht, daß ich selbst dies überall herausfühle? Warum tust auch Du so, als ob es notwendig wäre, daß wir einen Wendepunkt nahen fühlen? Ich weiß ja, ich weiß — aber wo ist er denn gelegen? Was soll geschehen?"

Gleich Funken fielen diese Worte Paul ins Herz. Jawohl, auch für ihn war es an der Zeit, einen Abschied zu nehmen. Gastons Rückkehr allein würde allem ein

verändertes Aussehen geben. Beinahe taumelig faßte es ihn an.

„Einen Wendepunkt —!“ wiederholte er. „Kommt denn Gaston morgen nicht zurück? Brauche ich Dich zu erinnern, Elinor?“

„Nein, Du sollst mich nicht erinnern!“

Ja, aber mein Gott, er wollte doch! Er wollte sie mit aller Absicht daran erinnern, denn sie sollte wissen, daß es seine höchste Glückseligkeit war, sie hier allein zu wissen. Sie sollte erkennen, daß er knapp am Rande der Kraft angekommen war, womit er sich zurückhielt. Sie sollte wissen, daß eine Berührung ihrer Hand ihn manchmal wie Feuer durchzuckte, daß ihre Schönheit ihn betörte, daß unter der Decke seiner Zurückhaltung der Gedanke, daß ein anderer ihr näher stehe, ihn bis zur Raserei marterte. Dies alles sollte sie wissen. Und da er jetzt fühlte, es müßte seine Seele durch seine Augen entfliehen, wandte er sich etwas ab. Es ging über Menschenkraft, ihrem Blicke zu begegnen, so wie sie ihn jetzt ansah. Die ehrlichste Kraft, der beste Wille zur Beherrschung und die strengste Besinnung auf die Blankheit der Ehre, — sie alle waren wie gebrechliches Rohr, waren wie gewichtlose Stäubchen vor dem Sturme, wenn er kam, wie er jetzt vielleicht kommen wollte. Ein Blitz, der die Seele durchfährt, ein Schrei, der von den Lippen bricht, die Ahnung, die wie eine Flamme emporschlug, die Ahnung, daß sie in diesem Augenblicke beide dasselbe in sich erlebten, ein und dasselbe. Ja, Elinor blickte mit unfaßbarer Spannung oder Erwartung in sein Gesicht. Als erwarteten ihrer beider Herzen den Stundenschlag umwälzender Geschicke.

Dann ergriff Paul ihre Hand.

Und sie ließ ihn gehen. So rätselhaft war die Fülle des Erlebens in diesen Minuten, daß sie seinen Gruß nicht gleich erwiderte.

An der Tür zögerte er einen Augenblick. Er griff in die Tasche, holte ein Papier hervor, und legte es auf ein Tischchen nieder.

„Das Volkslied, um das Du mich neulich gefragt hast,“ sagte er. „Ich habe es für Dich herausgeschrieben.“

Elinor bewegte sich langsam gegen die Tür. Ihr Kopf war erhoben, ihre Blicke gleichsam auf einen einzigen Punkt des Lebens gesammelt, von allem übrigen losgetrennt.

„Nein, nein, nein!“ sagte sie tonlos, fast träumend. „Niemals will ich von Dir das Wort Abschied hören, — niemals könnt' ich es verstehen — —“

„Elinor —!“ rief er flehend.

Stumm senkte er den Kopf und ging.

Elinor griff nach dem Papierblättchen, das er auf den Tisch gelegt hatte. Auf ihre Bitte hatte er sich die Mühe genommen, ein altes Lied ausfindig zu machen, wovon sie bisher nur eine Strophe gekannt hatte. Er hatte ihr gesagt, daß es ein Volkslied sei. Man weiß nicht von wem sie stammen. Wie im Walde die wilden Blumen, so sprießen sie. Sie wachsen empor, wie die Liebe im Menschenherzen — — —

Sieh, da stand:

„Sollt' meinen Buhlen aufgeben
Als oft ein andrer tut;
Sollt' führen ein fröhlich Leben,
Dazu ein leichten Mut.
Das kann und mag doch nicht so sein! —
Gesegn'n Dich Gott im Herzen!
Es muß geschieden sein —“

Auf einmal war es, als liefen unendlich viele Fäden einer aufs äußerste gespannten, für jede Aufnahme empfänglichen, weichen, warmen, wehen Empfindung in ihrem Herzen zusammen.

Denn in dieser Stunde, ja erst in dieser Stunde rauschte heran wie eine brausende Woge und umschlang ihr ganzes Ich die Erkenntnis, daß der Mann sie liebte, der eben von ihr gegangen war.

Und diesmal lehnte sich kein Trotz, keine Scham in ihrem Herzen dagegen auf, als löste sich darin die ganze Schwere, alle Bedrängnis dieses Lebens, fortschmelzend und zu einem Strome sich ergießend, auf dem die Seele dahintreiben konnte, in Luft und Sonnenlicht.

17.

Gaston kam zurück.

Auf einmal schien eine andere Atmosphäre das Haus und alles zu umgeben.

Elinor schrieb an Bärnwart, ob er

Sommernachmittag.

Ölstudie von Prof. Carl Marr.

jetzt kommen wolle, ihren Plan einer Veränderung der Halle auszuführen. Nichts hielt ihn in der Stadt zurück; so kam er ohne Verzug und richtete sich ein, eine ganze Weile dazubleiben. Gaston tat, als ginge ihn dieses Unternehmen nicht im geringsten an. Es war dies nur ein erwünschter Anlaß für ihn, sich nicht mehr hier sehen zu lassen.

Es machte Elinor betroffen, um wie vieles sich das Gefühl ihrer Entfremdung während dieser Trennung wieder verstärkt hatte. Kein Schmerz mischte sich in diese Einsicht, sondern oft nur eine jähe Wallung beschämenden Erkennens.

„Die ganze Luft ist voll von Elektrizität!" sagte Bärnwart eines Tages zu Paul. „Es muß zu imposanten Entladungen kommen. Ich meinerseits liebe diese heftigen, reinigenden Schauspiele —"

Es waren heiße Sommertage. In der Luft hing matte Schwere, die sich bis ins Blut senkte, träge und erregt, wie zitternde Sommermittagshitze. Gewitter kamen, auf kurze Zeit mit wildem Beben den Himmel von Rauch und Dunst, von heißem Qualm und lastenden Sturmwolken säubernd. Auch durch die Herzen zuckte das Wetterleuchten.

Envelaar wurde nicht müde an seinen Briefen. Darüber beunruhigte sich Elinor eine Zeit lang. Es war ja sogar möglich, daß ihr Verlegenheiten daraus erwuchsen. Sie erwartete, daß Gaston, in dessen Hände die Post gelangte, einmal Anlaß zu einer Frage finden könnte. Wie, wenn dies geschähe, in der Spannung, in der sie sich befanden? Seit geraumer Zeit legte sie übrigens Envelaars Briefe ungelesen in ihre Schreibtischlade.

Doch erhellte ihr selbst ein zufälliger Umstand mit unerwartetem Streiflichte die Lage, in der sie sich befand.

Eines Tages traf wirklich Prinz Schauenstein in Wied ein. Watts, der Kammerdiener Herberswillers, begleitete ihn. Der Prinz hatte ihn nach dem Tode des Neffen in seine Dienste genommen.

Die Abendstunden, die der Prinz in Wied verbrachte, verliefen still, beinahe ein klein wenig gedrückt.

Es traf sich indessen auch, daß nach Tische, als man rauchend auf der Terrasse saß, Gegenstände berührt wurden, die auf Elinor seltsame Wirkung übten. Dies lag in Deutungen und Nebensinnen der Worte, die gebraucht wurden.

Bei einem Anlasse sagte der Prinz zu ihr: „Es gibt Menschen, die sich das Glück vorstellen wie einen Zierat, der zum Vergnügen am festlichen Himmel aufgehängt ist."

Elinor meinte: „Alles was in der Schöpfung lebt, hängt doch von der Sonne ab. Glück ist für die Herzen genau das, was die Sonne für das Leben ist —"

„Vergessen Sie dabei nicht etwas?" entgegnete der Prinz. „Denn dann muß ja das Glück so unerreichbar sein, wie die Sonne —"

„Es schickt uns aber seine köstlichen Strahlen hernieder, auch wie die Sonne!" antwortete sie.

Und der Prinz rief nun, etwas bitter: „Lassen Sie diesen goldenen Himmelskörper nur einmal derb an unsere kühle Erde stoßen. Nein, Glück ist der starken, großen, unüberwindlichen Sonne verzweifelt wenig ähnlich. Die Menschen sind zu grob, um mit dem Götterspielzeug umzugehen. Sie lassen es zu Boden fallen, und es zerspringt in Splitter!"

„Selbst dann wäre es noch immer etwas!" sagte Elinor so beharrlich, als läge ihr daran, einen Rest der Illusion zu retten. „Es wären nicht ganz gewöhnliche, es wären doch Sonnensplitter —!"

„Jetzt denken Sie," meinte Bärnwart, „daß von einem Juwel von solcher Größe und solchem Wert auch noch jeder Splitter seinen Preis haben müßte —"

Der Prinz schüttelte abwehrend den Kopf. „Nein, nein!" sagte er. „Sie alle sprechen wie jugendliche, zuversichtliche Menschen. Und alle Ihre kostbaren Juwelensplitter, ja selbst Sonnensplitter, wie Sie sie nennen, meine Gnädigste, — alles wird schließlich Staub, grauer Sand im Flußbette des großen Stromes. Vielleicht da und dort Goldsand, ja, aber wir haben zu harte, unvorsichtige Hände dafür. Wer Sand ergreifen will, darf nicht die Faust machen —"

Es war eine kleine Pause.

Dann sagte der Prinz, der den früheren Gedanken gefolgt war: „Wie traurig ist es, ein Glück so zu Sand geworden

zu ſehen. Ich erinnere mich, daß im vorigen Jahre Weſtorffs hier bei Ihnen waren. Damals hielt ich ſelbſt ſie noch für glückliche Menſchen."

„Weſtorff?" rief Gaſton. „Erſt vor wenigen Tagen hat mir ein Agent ſein Automobil zum Kauf angeboten."

„Er löſt ſeinen ganzen Haushalt auf und geht zunächſt ins Ausland," antwortete der Prinz.

„Aber was heißt dies alles?" fragte Elinor lebhaft.

„Ja, wiſſen Sie denn von nichts?" ſagte der Prinz verwundert. „Weſtorffs trennen ſich. Es war eine lange, ſtumme Tragödie, ehe es ſo weit kam, daß ſie ſich entſchloſſen. Sie gehen einzig und allein deshalb auseinander, weil ſie erkannt haben, daß ſie gemeinſam kein Glück zu finden vermöchten. Sie gehören zu den ſeltenen, mutigen Seelen, die ſich einen Irrtum lieber freimütig eingeſtehen, als durch ſeinen Fortbeſtand eine große Lüge zu ſchaffen —"

Dann war es Gaſton, der ein Wort fand. Es mochte ihm einfallen, daß er den Grafen Weſtorff allerdings als einen guten Bekannten zu betrachten pflegte. Er erwähnte deshalb verſchiedene Anläſſe, bei denen ſie ſich getroffen hatten, auf den Rennplätzen, oder an der Riviera — „Du wirſt Dich ja auch entſinnen, Elinor!" — und ſchließlich ſchien er etwas von dem Geſpräche, dem er unbeteiligt zugehört, damit in Verbindung zu bringen, indem er meinte: „Sie haben früher ein ſehr wahres Wort gebraucht, verehrter Prinz! Wer Sand anfaſſen will, darf nicht die Fauſt machen —"

Bald, nachdem ſich der Prinz zurückgezogen, machte ſich auch Paul auf den Heimweg. Bärnwart bot ſich an, ihn ein Stück weit zu begleiten. Sie ſchritten durch die laue Nacht, die auf dem Wege nun ſo ſtockfinſter ſchien. Aber der Himmel ſtand voller Sterne. Beide waren ſchweigſam. Endlich warf Bärnwart das glimmende Stümpchen ſeiner Zigarre von ſich. Er tat es ſo heftig, daß die Funken aufſtoben.

„Gute Nacht!" ſagte er. Und während er Pauls Hand feſthielt, ſetzte er hinzu: „Können Sie ſich denken, daß jemand, der wahres Glück kennt, darüber philoſophieren würde, wie man ſich's vorſtellen kann? — Denken Sie doch einmal an die eiskalte Unmöglichkeit, ſich das Glück vorzuſtellen! — Von unſerm trübſeligen Abendgeſpräche hat mir nichts ſolchen Eindruck hinterlaſſen, wie dieſes Wort aus dem Munde einer Frau, der man echtes Glück gewünſcht hätte —"

Er ließ Paul keine Zeit, irgend etwas zu erwidern, ging vielmehr mit raſchen Schritten zurück. Und ſeltſam berührt ſetzte der andere ſeinen Weg fort.

Elinor ihrerſeits konnte lange in die Nacht hinein ihre Gedanken nicht zum Schweigen bringen. Sie glaubte aus den fremden Worten lauter Andeutungen und Ähnlichkeiten mit ihrer eigenen Lage herausgehört zu haben. Und es war vielleicht das erſtemal, daß ſich hart und unverhüllt die Frage an ihr Herz drängte: worauf ruhte ihr eigenes Leben? Wie hatten ſie dazu den Grund bereitet? Welche Saat konnte daraus gedeihen?

18.

Alles was nun geſchah und alle ſeine Gedanken erhöhten Pauls Spannung. Oft mußte er ſich gewaltſam von Erinnerungen trennen, die ihm Elinors Stimme, ihre Züge, die Bewegung ihrer Hand, der Ausdruck ihres Blickes gelaſſen hatten. Oft war es irgendeine beſtimmte, kleine Nuance, eine zufällige Beobachtung, von der er ſich nicht zu befreien vermochte, — ein Schimmer in ihrem Haar, eine Berührung von ihrer Hand, irgendein Zug ihrer Schönheit, ihr nackter Arm, ihr entblößter Nacken. Vorſtellungen, die etwas Berückendes und Verwirrendes an ſich hatten. Die zu Träumen verführen wollten, das Herz mit Süßigkeit tränkten und doch wieder alle Luſt aus ihm verbannten. Der Sommer braute ſeinen heißen Trank. —

Eines Morgens kam Elinor nach Eſſenbach gefahren, um Marianne abzuholen.

Während ſie, ohne den Wagen zu verlaſſen, auf Marianne wartete, leiſtete ihr Paul Geſellſchaft. Er ſtand neben dem niedrigen Korbwagen, und neigte ſich unter ihren großen, grellroten Sonnenſchirm. Und weil ſie ſich ihm, als er ſo hinter ihrem Rücken ſtehen blieb, nicht ganz zuwenden konnte, mochten ſeine Augen ungeſtört auf ihr ruhen. Ahnungs-

los über den starken und betörenden Zauber, den diese Minuten auf ihn auswirkten, hielt sie den Kopf lässig hintenübergeneigt, so daß der Rand ihres breiten Sommerhutes Pauls Stirne berührte und der zarte Duft aus ihrem Haare sein Gesicht einhüllte. Blitzartig, gleich einem leisen, scharfen Schlage, faßte Paul das wahnsinnige Verlangen an, sich vorzubeugen und ihren Hals zu küssen. Es war ein Augenblick tiefer und stürmischer Verwirrung.

In diesem Momente kam Marianne aus dem Hause gelaufen, und gleich darauf fuhr der Wagen davon.

Nachmittags, in Wied, fand Paul niemand als den Maler, der in der Halle an seiner Arbeit war. Er ritt eben hoch oben auf der Leiter und schwamm in seinen Wölkchen, die er an den Himmel malte. „Sie suchen Ihre Cousine und Ihr Schwesterchen," sagte er. „Ich will auch Feierabend machen. Wenn es Ihnen paßt, wollen wir schauen, daß wir die Damen finden."

Bärnwart turnte von der Leiter herunter, stellte sein Arbeitszeug beiseite, atmete tief auf und ließ dann Paul für ein Weilchen allein, während er sich säubern wollte. Indessen sah sich Paul in der Halle um. Neulich abends, als der Prinz hier gewesen, war man auf Elinors Bitte nur hindurchgegangen, ohne Bärnwarts unfertiger Arbeit durch Betrachtungen vorzugreifen. Der Maler hatte dem großen Raum durch Wandmalereien in blau und weiß eine weite, helle Luftigkeit verliehen, die durch den Blick auf das schimmernde Wasser des Sees noch erhöht wurde. Von den alten Dekorationen war nichts übrig geblieben, als der barocke Kamin, der in Bärnwarts Phantasien sehr wohl hineinpaßte. Vor ihm stehend, gedachte Paul jetzt jenes Winternachmittags, an dem die fröhliche Gesellschaft gekommen war, das Eis des Sees zu versuchen; — der Musik, des Tanzes, des Übermutes, wovon die Wände widergehallt; — wie er neben Elinor hier, vor dem Kamine, im warm flatternden Scheine des großen Feuers gesessen.

Bärnwart kam wieder. „Wollen wir gehen?" sagte er. „Die Damen dachten über eine gewisse steile Wiese zurückzukommen, die Sie ja kennen werden; dort wollte Ihre Schwester Blumen pflücken."

„Sie ist in dem glücklichen Alter," meinte Paul, „wo die Freude daran noch ganz rein ist, weil noch so viel Platz dafür da ist."

Und später sagte Bärnwart: „Sommerwald und eine blühende Wiese; ein junges lächelndes Menschenkind, das darin auf den Knien liegt und sich nicht genug tun kann, recht viele von diesen merkwürdigen Gebilden der Natur zu sammeln, duftende Kelche, märchenhafte Blütengestalten mit träumerischen, ahnungsvollen Namen —"

Hier blieb Bärnwart ein wenig stehen, um sein Pfeifchen in Brand zu setzen.

„So lange wir die Menschenblüte, das Weib, wie eine Blume im Lebensgarten betrachten," fuhr er fort, „so lange lebt auch der alte Zauber. Und so lange können die Frauen sicher sein, daß ihre alte Herrschaft, ihr schönes, süßes und seliges Reich noch besteht — trotz aller Gewalttätigkeiten der Gleichberechtigung. Und wenn uns Männern gelegentlich der volle Glanz dieses Mysteriums in die Augen fällt, stehen wir geblendet, und alle unsere großen Gebärden werden klein und demütig —"

„Als warteten wir auf eine Gnade!" setzte Paul hinzu. „Oder als müßten wir das Leben einsetzen, sie zu erobern —"

Bärnwart streifte ihn mit einem Blicke.

„Bravo! Ein gut passendes Schlußwort zu den ästhetischen Betrachtungen —"

Im Weitergehen sagte Bärnwart: „Apropos, Sie waren jetzt wohl lange nicht mehr in der Stadt. Haben Sie davon gehört, daß in Winters Fabriken wiederholt Reibungen mit den Arbeitern vorgekommen sind, und daß man sonst noch von Schwierigkeiten munkelt?"

Paul verneinte erstaunt.

„Ich war erst unlängst bei Onkel Theodor. Sie wissen, unser Ziegelofen, mein Stolz! Es hat sich darum gehandelt, die Lieferungen für den Neubau des Maschinenhauses zu besprechen."

„Ja, der große Neubau, hm!" machte Bärnwart. „Für wen plagt sich der alte Herr eigentlich? Papa Simonsen hat mir von diesen Neuerungen erzählt. Der ist freilich eine ängstliche Natur. Er meinte, daß dies unter den gegenwärtigen

Verhältnissen selbst für Winter ein allzu gewaltiges Unternehmen sein könnte —"

Bärnwart blieb plötzlich stehen und wandte sich mit einer unvermittelten Frage zu Paul herum. Er blickte ihn in seiner forschenden Art an.

„Ich habe früher gemeint," sagte er jetzt, „daß Frau von Haußmann, wie Sie und auch ich die Verhältnisse kennen, oft eine wahre Sehnsucht haben muß, nach einer echten, freundschaftlichen Anlehnung. Hier und da habe ich etwas reden gehört; wie es schon so geht. Ich habe mich weidlich gewundert und geärgert, wenn ich mir einen Augenblick vorstellte, daß sie die Annäherungsversuche eines Laffen annehmen könnte. Ich meine die Bemühungen Envelaars. Man hat manchmal hämisches Zeug darüber flunkern gehört —"

„Wie?" rief Paul. Danach lachte er. Vielleicht klang es ein klein wenig gezwungen. „Envelaar! — Wo denken Sie hin, Bärnwart! — Kommt der Gedanke Ihnen selbst nicht drollig vor?"

„Na also, eben!" sagte Bärnwart. „Ja, in der Tat lächerlich zu denken, daß ein Fant dieses Schlages auf Frau Elinor Eindruck machen sollte —"

Sie traten jetzt unter die Bäume, auf einen schmalen Waldstreifen am Fuße des Hügels. Durch die Stämme sah man die steile Wiese.

„Da sind sie!" rief der Maler. „Dort vorne oben blinkt ein helles Kleid —"

Ganz von langem, blumendurchwirkten Grase war die Wiese überwachsen. Hier und da ragte aus diesem einer der Felsblöcke empor. Sonne und Regen hatten sie in blendender Weiße gebleicht.

Als Paul emporsah, erblickte er Elinor und auch Marianne. Mariannen war es gelungen, einen der höchsten Steine zu erklimmen. Dort saß sie müßig und schwenkte Elinors Hut hin und her. Elinor stand in der Blumenwiese; sie hatte einen riesigen Strauß von langstieligen Nelken, goldgelben Kamillen, schwankenden Glockenblumen und schneeweißen Margaritensternen gepflückt. Es sah seltsam schön, ein wenig märchenhaft aus, wie sie aus den hochwogenden Halmen emporzuwachsen schien und sich mit feinen Linien vom Blau des Himmels ganz lichtumflossen abhob.

Als sie der zwei Männer ansichtig wurde, lächelte sie, und zwischen ihren Lippen sah man die weißen Zähne blinken. Jetzt schritt ihr Paul entgegen. Er trat dicht auf sie zu. Er streckte beide Hände aus und mit dem Gefühle als flöge sein Herz ihr mit den Blicken entgegen, sagte er: „Du standest so hoch und frei da! — Ich sah in diesen Augenblicken nichts als Dich! Deine Gestalt hob sich in Licht getaucht vom Himmelsgrunde ab ... Welch eine Sonnenstunde ist doch diese —"

Sie fühlte, wie seine Hände die ihrigen berührten. Er dachte wohl, ihr den schweren Strauß abzunehmen. Aber doch war es einen Augenblick, als wollte er nur ihre Hände berühren. Darüber durchlief ein leises Beben ihre Arme.

„Willst Du mir Deine Blumen anvertrauen?" sagte er. Und mit beiden Armen reichte sie ihm die blühende Bürde hin.

— — — — — — — — — — —

Am Abend saß Paul bis zu später Stunde über den Wirtschaftsbüchern und dringenden Geschäftsbriefen. Aber als sie fertig waren, waren seine Gedanken auch nicht mehr dabei —

Nein! Was war dies? — Ein Gedanke, den er abschütteln mußte. Wie ein Gespenst kam er durch die Nacht. Oder gleich einem Raubvogel kam er, herabgeschossen aus hoher Luft. Heute, im Gespräch mit Bärnwart. Es war die Rede gewesen von dem natürlichen Verlangen nach Freundschaft und Anschluß. Ja, und von einem Manne, der sich ihr näherte. Man besprach es, man hatte seinen Namen genannt, Envelaar. Envelaar —! Seltsam, wie seltsam dies alles! Erhielt sie nicht Envelaars Briefe? Stand sie nicht im Verkehr mit ihm? —

Immer wieder kamen die schleichenden Gestalten, Hohn und Schadenfreude in den Zügen. Das Gift des Argwohns war in sie gemischt.

Lange hinein in die stille, friedliche Sommernacht rang er mit diesem Feinde. Bis sein Kopf wüst und müde war, und sein Herz gespalten von unergründlichen Zweifeln.

19.

Der Sommer braute seinen heißen Trank. Er mischte ihn so stark, daß er würzig wurde, gleich dem Dufte der betäubenden Blüten, und feurig, gleich überschäumender Herzenslust und schwer wie tiefe Traurigkeit.

Einsam, seltsam verwirrend, schien Elinor diese Zeit. Sie kam und ging, wie ein warnender, schreckhafter Traum, und doch wieder war es, als wollten alle Gedanken erwachen zu nie gewesener Klarheit.

Zwischen ihr und Gaston schien der Verkehr dennoch gleichmäßig, ruhig. Zwar wechselten sie nicht oft Reden miteinander, und was sie äußerten, brachte keine Gefahr, einander zu verletzen. Sie behandelten sich mit Höflichkeit und gemessener Zurückhaltung. Vielleicht gingen sie darin sogar zu weit. Bis nichts mehr im Leben übrig schien, als die Notwendigkeit, diese Rolle so vollendet wie möglich zu spielen. Und die furchtbare Last dieses endlosen Spieles sank bloß von ihnen herunter, wenn der Abend sie trennte.

Allein Elinor hatte viele schlaflose Nächte. Übrigens hatte sie das Gefühl, daß alles so sein müsse, daß eine unbestreitbare Macht es so lenke und daß es nichts nützen könne, wenn jemand sie an der Schulter fassen und aufrütteln wollte. So wenig nützen wie der Anruf, mit dem man Traumwandler weckt. Daher kam es, daß etwas Abgekehrtes, nach innen Blickendes in ihren Augen zu lagern begann. Ihr Ausdruck wurde etwas starr und fremd. Nur in einzelnen Augenblicken reichte ihr Blick weiter hinaus, und die Ahnung umfaßte mehr als nur den Inhalt der fließenden Stunde. So ein Blitz leuchtete vor ihr auf, als Bärnwart Abschied nahm. Da stürmte, fragend und sehnend und verlangend, das Gefühl auf sie ein: Warum war niemand da, dem sie ihr Herz ausschütten konnte? Der sie vielleicht beraten, sie stützen konnte? Und als Bärnwart, seinen großen weißen Hut schwenkend, aus dem Hofe hinausfuhr, während sie auf den Torstufen stand, krampfte der Schmerz ihre Gedanken zusammen: sie stand allein, ganz allein, sie mußte aller Zweifel, aller Wirrnisse allein Herr werden, ganz allein!

Paul —?

— — — — — — — — — — —

Während der folgenden Tage dachte sie öfter an die Bitte, die Paul einst ausgesprochen, an das Anerbieten, das er ihr gestellt hatte. Vielleicht wäre dies der Augenblick gewesen, es anzunehmen. Möglicherweise handelte es sich darum, daß Entschlüsse nahten, die ihr ganzes Leben veränderten .... Aber unerklärliche Instinkte drängten sie davon zurück. Immer wieder sagte ihr die innere Stimme, Paul dürfe es nicht sein, gerade er nicht.

Diese unsicheren Überlegungen schwiegen, nachdem ein neuer Gast in Wied eingetroffen war. Dieser Gast war der alte Haußmann. Wie das erstemal, da er hier gewesen, konnte man ihn nach dem Frühstücke auf einer Promenade durch Garten und Hof sehen, während welcher er alles zu prüfen schien, obwohl er diesmal mit ernsteren Gedanken beschäftigt war, mit geschäftlichen Gedanken. Andere Menschen hätten sie kaum so genannt. Für diesen ergrauten und gewiegten Praktikus jedoch hatte das ganze Leben schließlich das Aussehen eines verwickelten Geschäftes angenommen. Elinor versetzte ihn übrigens gar nicht in die Notwendigkeit, seine Fähigkeiten ganz zu entfalten. Es konnte durchaus bei der diplomatischen Höflichkeit bleiben. So konnte er das Schwierige mit einer gewissen Herzlichkeit umkleiden.

Das Schwierigste war gewesen, den Gegenstand überhaupt anzufassen. Doch Elinor half ihm, wie sie konnte, indem sie ihn ganz ohne Widerspruch anhörte. Sobald man den speziellen Fall erreichte, ging es leichter, da konnte Papa Haußmann aus dem Nebel seiner Phrasen auf festen Boden treten, Dinge und Menschen beim Namen nennen. Es handelte sich ja um Gaston und Elinor selbst.

Wie seltsam war es, aus dem Munde dieses alten Mannes, der ihr doch so ungeheuer fremd war, Worte zu hören, womit die heikelsten Zwiespälte, die empfindlichsten Wunden berührt wurden, die ihr Herz in sich trug!

„Ja!“ sagte er. „Mein Herz windet sich vor Weh, wenn ich daran denke:

Ihr beide tragt einen Kranz von Dornen in den Händen. Er verwundet Euer Fleisch, er zerreißt Eure Herzen — — Wenn es dabei in Euren Herzen rief, daß Ihr nicht für einander seid, daß nur der Abschied Eure Qualen enden könne, so mußtet Ihr Ruhe und Besinnung abwarten, um so traurige Entschlüsse auszusprechen. Sie scheinen mir aber unabwendbar. Zu Euer beider Wohl. Ich weiß, daß die große, mutige Ehrlichkeit, die Ihr beide habt, nichts anderes mehr verlangen kann —"

Dennoch führten alle diese Auseinandersetzungen eine Art Betäubung mit sich, die sich über Elinor ausbreitete. Aber schneidend wurde ihre Empfindung, wenn sie überlegte, daß der Anwalt, dessen Gaston sich bediente, trotz allem recht hatte. Blitzartig schwebte vor ihrer Seele, daß das Unerträgliche und doch unlösbar Geschienene eine Lösung finden sollte. Und mit dem Augenblicke, da sie den ganzen Sinn erfaßte, der in dieser Vorstellung lag, fielen alle Zufälligkeiten, alle Kleinlichkeiten gleichsam von ihr ab.

Am Tage, da ihr Schwiegervater wieder abreiste, suchte Gaston Gelegenheit zu einer Aussprache.

Soweit er überhaupt fähig war, die tiefe Erschütterung zu begreifen, in der ihrer beider Leben jetzt schwanken mußte, soweit brachte er es in dieser Stunde wirklich zustande. —

Über dem See lag die tiefe Stille des Sommerabends. In den Baumwipfeln regte sich kein Blättchen. Langsam sank das Abendrot von den Giebeln herab. Ein paar tieftönende Schläge auf den Gong hallten durch das Haus und rollten weit fort über den See. Drinnen stand der Tisch für die Mahlzeit bereit. Gewöhnlich ließ der Hausherr auf sich warten. Heute war er es, der sofort erschien. Er trat zerstreut an ein Tischchen, nahm ein Buch auf und blätterte darin, um die Minuten auszufüllen, ehe Elinor kam. Es war ein Band von Maxim Gorki. Gaston dachte sehr gering von dem russischen Dichter, der keine anderen Gestalten kannte, als Bettler, Taglöhner, Vagabunden und Gesindel.

Als Elinor eintrat, ging er ihr entgegen. Er hatte sie an diesem Tage noch nicht gesehen. Ihre Hand berührend, machte er eine kleine Verbeugung. Und die besondere Förmlichkeit seines Grußes weckte in ihr sofort alle bereitgelegene Spannung.

Beinahe in Schweigen verlief das Mahl. Während aber Gaston sonst das Zimmer zu verlassen pflegte, nachdem er den letzten Bissen genossen hatte, war er heute sichtlich bemüht, gegen Ende eine Art von Gespräch anzuknüpfen. Er fragte, ob er seine Zigarre anzünden dürfe, er begann, Bärnwarts Wandmalereien anzusehen. Er sagte, daß er neugierig sei, welchen Erfolg Bärnwart mit dem Bilde haben werde, das er nach Paris geschickt hatte. Mühsam zog sich ihr Gespräch hin. Jeder Satz kostete eine fühlbare Anstrengung.

Die Diener räumten indessen den Tisch ab. Und dann sagte Gaston: „Der Sommer ist weit vorgeschritten. Wir wollen, wie Du weißt, Wied demnächst verlassen. Wenn ich zu den Rennen fahre, wolltest Du Deinen Vater besuchen. Ich glaube, daß wir uns jetzt darüber verständigen sollten, ob Du dann nach Wied zurückkehren willst, oder — vorläufig — in der Stadt zu bleiben gedenkst."

„Du wirst es einrichten, wie Du meinst," entgegnete sie. „Es sind keine Schwierigkeiten —"

Er faßte den kleinwinzigen Wink in ihren Worten sofort auf. Seine Stimme klang ganz verändert, als er fragte: „Papa war hier. Er war, wie Du denken kannst, nur darum hier. Habt Ihr über alles gesprochen, Elinor?"

„Über alles!" wiederholte sie. Er erhob sich von dem Tischchen, an das er sich gesetzt hatte. Die Erregung, so groß, wie er nie im Leben eine ähnliche gefunden, schnürte ihm beinahe die Kehle ab.

„Verzeih mir," sagte er, fast bewegt, „wenn ich in diesem Augenblicke die Worte nicht zu wählen vermag. Daß sie mir unaussprechlich scheinen. Aber wir empfinden sie. Es ist nötig, daß wir eines Willens sind —"

Eine kurze, lautlose Pause entflog zwischen ihren pochenden Herzen.

„Wir sind eines Willens —" entgegnete Elinor langsam.

In dieser winzigen Spanne Zeit aber

lag so Großes, so Schweres, daß, für einen Moment, alle errungene Bereitschaft der trostlosen Aufgabe kaum gewachsen war.

„Nein, ich kann keine Worte finden," begann Gaston wieder mühsam. „Wir sind dabei, uns zu sagen, daß wir den Irrtum unseres Lebens bekennen müssen, Elinor. Daß wir unsere Wege wieder trennen wollen, da es keine andere Hilfe gibt, nicht für Dich, nicht für mich —"

„Wir wollen uns auf die einfachsten, kürzesten Worte besinnen, Gaston," sagte Elinor. „Damit sie uns nicht schwerer fallen, als unumgänglich ist, und damit wir uns nicht allzu wehe tun. — Als wir uns fanden, als wir damals den Glauben hatten, wir hätten uns gefunden — wie rasch haben wir uns da entschlossen! Wie wenig Worte haben uns genügt — wie einfach, keiner Überlegung bedürftig, schien uns der Schritt in ein neues Leben. — In dieses Leben —"

Klar und schneidend, ein Mal der Beschämung und des untilgbaren Vorwurfes, standen jene Momente der Vergangenheit vor ihrem Gedächtnisse.

„Werde nicht bitter!" rief Gaston.

„Nein, nein! Ich will es nicht werden. Wir wollen uns gegenseitig helfen, es nicht zu werden. Und nun — was brauchen wir uns weiter zu sagen? — Ich bitte Dich, alle Schritte zu tun." —

„Ich danke Dir, wenn Du es mir erlaubst," sagte Gaston.

„Es muß uns beiden erwünscht sein, daß es so rasch geschieht als möglich."

„Wir können uns die großen Aufregungen ersparen, Du weißt, daß auch derartige Angelegenheiten ganz und gar von Dritten besorgt werden —"

„Ja, ja! — Ich verstehe Dich. Wir sind ganz eines Willens, Gaston —"

Er saß wieder in dem Fauteuil an dem kleinen Tischchen. Die ganze Zeit über hatte er nervös an seinen Fingerspitzen gezogen und mit ziellosen Blicken immerfort über das Bändchen von Maxim Gorki geschaut und auf ein und denselben Fleck an der Wand. Hier hing, in einer Ecke der Malerei, ein Fliederzweig, der unter dem Gewichte eines Vögelchens leise zitterte. Der Vogel hatte den Kopf erhoben und schien mit aller Kraft seiner kleinen Lunge ein Lied in die Lüfte zu singen.

Mit einem Male hatte Gaston die Empfindung, als wäre es ein Unrecht, diese Szene zu verlängern. Weil ja ihr Ziel auch vollkommen erreicht war.

Er erhob sich. Und beide streckten sie einander gleichzeitig die Hände entgegen.

Dann war Elinor allein.

— — — — — — — — — — —

Es war eine echte Sommernacht. Von märchenhaftem Glanz, wie nur Sommernächte ihn zaubern. Alles fließt von zartem Lichte, von Heimlichkeit, Duft und schweigender Erwartung. Als ob die Herzen in der Hitze des Tages schlummerten und nachts ihr entzücktes Erwachen feierten. Machtlos prallt die Härte des Lebens an die Seelen. Etwas glückselig Unbekümmertes ergreift sie. Wie das lichtsickernde Dunkel über der Erde Gestalten und Linien verwandelt, wie es Berge zu Tälern macht, den rauhesten Weg glättet, Dornenhecken in Rosensträucher verzaubert und alles Häßliche verbirgt. Frei fliegt die Seele durch ihre Träume; nirgends strauchelt der Fuß; nirgends zögert die Hand, nichts hemmt ein pochendes Herz . . .

Mitten in der tiefen Stille der Nacht kam ein Mann an den See hinab. Nach kurzem Besinnen machte er das Boot los, das vor der Hütte am Stege festgebunden lag, ließ die Kette möglichst leise im Stern zu Boden gleiten und fuhr mit langsamen Ruderschlägen hinaus, hinüber. Von dieser Stelle konnte man gerade auf Wied hinübersehen. Sein Herz begann tiefer zu schlagen, je länger er schaute. Denn das kostbarste von seinen Gedanken stand leibhaftig vor ihm. Man sah, daß die Halle völlig beleuchtet war. Und vor der Tür, die einen grellen Ausschnitt in der Dunkelheit bildete, ging jemand auf der Terrasse auf und nieder. In regelmäßigen Zwischenräumen tauchte die Gestalt in das Licht und verschwand wieder im Schatten.

O Elinor! — Was hält Dich wach?

Mit äußerster Vorsicht ruderte er im Schutze der Uferbäume noch etwas näher. Plötzlich wurde sein Verlangen fast unwiderstehlich, zu ihr zu eilen, mit ihr zu sprechen — alles übrige, das ganze

übrige Leben hatte keinen Wert. — Er war jetzt so nahe, daß er, wenn sie in das Licht trat, die Weiße ihres Gesichtes und den Schimmer ihres Haares wahrnehmen konnte. Aber plötzlich blieb sie mitten in der Tür stehen, erhob den Kopf und blickte auf den See hinaus, als horchte sie auf ein Geräusch. Jetzt trat sie auf einmal über die Schwelle hinein und schloß die Tür.

Paul wartete noch eine ganze Weile. Dann wendete er den Kahn und kehrte zurück.

20.

Sein Herz war voll der Ahnungen, daß Elinor Erschütterndes durchmache.

Ein paar Tage lang hatte er sie jetzt nicht mehr gesehen. Dann fiel es ihm plötzlich aufs Herz, daß Haußmanns Eltern dagewesen, und er stellte sich vor, Elinor sei dabei einsam und sich selbst überlassen zwischen fremden Menschen gewesen, tagelang.

Heute mußte er hinüber. Gleich nach Tisch ging er fort, an den See.

Und während er nun über das gleißende Wasser hinüberruderte, erinnerte er sich der nächtlichen Fahrt. Heute aber war es Tag, heller Tag. —

Drüben versorgte er das Boot. Und als er die Treppe zur Terrasse hinaufging, trat Elinor unter die Tür.

„Ich habe Dich schon vor einer Weile gesehen," sagte sie. Mit dem ersten Blicke glaubte er an ihr die Spur von etwas Ungewöhnlichem zu entdecken. Wenn er früher gedacht hatte, daß sie tagelang allein irgendwelchen Aufregungen ausgesetzt gewesen, — in diesem Augenblicke schien es ihm bestätigt. War etwas vorgefallen? Was? —

Das junge Weib, dessen Seele über so vielerlei Empfindungen Herr zu werden hatte, hätte ihm viel Unerwartetes zu sagen gehabt. Merkwürdig und aufschreckend hätte es klingen müssen, welch drängendes, seltsames Abschiedsgefühl sie soeben in sich genährt. In wenigen Tagen sollte das Schloß sich leeren. — Und dann, mit der Zeit, mußte etwas geschehen, das ihnen allen den Mißton erklärte, den sie fühlten. Es mußte ein Ereignis eintreten. Dann wird eine Woge von Unruhe die kleine Welt bewegen, der sie angehören. Ähnlich, wie bei Herberswillers Tod . . .

„Du bist ganz allein —" sagte Paul.

„Alle anderen schlafen," entgegnete sie. „So habe ich erst versucht zu lesen —"

„Und das ging doch nicht recht?" fragte er und griff nach den Büchern auf dem Tischchen. „Maxim Gorki, den ich nun schon den ganzen Sommer hier liegen sehe. Und ein neues: ‚Le Prison de l'âme,' ein trübseliger Titel!"

„Aber ein lustiges Buch!"

„Lustig? Mit diesem Namen?"

„Wie man es eben nimmt. Die Menschen darin spielen unglaubliche Komödie miteinander. Traurig ist daran nur, daß sie unfreiwillig Komödianten sind. Der Kerker, in dem wir uns allesamt selbst gefangen halten —"

„Du aber meinst, daß man unter allen Umständen ein Recht auf die Wahrheit hat?"

„Durchaus nicht unter allen Umständen," antwortete Elinor. „Aber bei zwei, drei Menschen, die vielleicht unser Schicksal verkörpern. Dann ja, immer, unbedingt!"

Eine leichte Röte flog über seine Stirne. „Und doch, wer weiß!" sagte er nach einer Pause. „Schweigen ist doch Pflicht, Schweigen ohne Lüge —"

Sie fiel rasch ein: „Ich meine ja nicht Wahrheiten, die sich ohnehin roh genug und dreist verkündet haben, ohne daß wir den Mund zu öffnen brauchen —"

Er glaubte sie zu verstehen. Darum machte er unwillkürlich eine abwehrende Bewegung.

„Nein, nein!" sagte sie lebhaft. „Sei nicht etwa besorgt. Ich will Dich nicht mit dem geringsten Herzensergusse heimsuchen."

Eine kurze Pause.

Beinahe gewaltsam verstellte er seine Empfindung, indem er ruhig sagte: „Du meinst doch nicht, daß es mir jemals schwer fiele, Dich anzuhören. Gebe Gott, es fiele mir ebenso leicht, Dir zu Rate zu sein. Ob Du nahe bist oder ferne, mußt Du Dich meiner Freundschaft erinnern und daß ich Deinen Ruf immer höre und ihm folge."

Sie benahm sich so eigentümlich, wäh-

Am See.

Ölstudie von Prof. Carl Marr.

rend er dies sagte. Sie hatte ihre Hände ineinander gelegt, verschränkte ihre Finger und trennte sie wieder, mit einer beinahe heftigen Gebärde. Ihre großen, weißen und schönen Hände! In den Türausschnitt ragend, war ihr Kopf von einem kleinen Lichtkreise von Goldäther umgeben, und der Glanz ihrer Augen hatte etwas leidenschaftlich Strahlendes.

Als Elinor jetzt groß zu ihm aufsah, wollte das Wort sich auf seine Lippen drängen: Ja, Du sollst die Wahrheit wissen, dieses Stück von der Wahrheit eines Menschenlebens! Es ist nicht meine Freundschaft — sag, daß Du es ohnehin weißt, daß Du es immer gewußt hast! Dies eine Mal aber sollst Du es auch hören, von der Stimme getragen, von meiner lebendigen Stimme, einmal, zwischen Sonne und Tag —

Es mochten nur Augenblicke fehlen, daß er ihr diese und viele andere Worte gesagt hätte. Da öffnete sich die Tür, Ali Senkbach trat herein. Sie und ihr Mann waren noch einmal zu Besuch gekommen.

„Ich dachte, Du wärest allein, Elinor," rief sie und kam langsam näher. Sie trug einen schleppenden seidenen Schlafrock von nilgrüner Farbe und sah müde und gelangweilt aus. „Lieber Himmel, Herr von Essenbach, wie kommen Sie zu dieser unmenschlichen Stunde hierher?"

„Arme Arbeitsmenschen, wie ich, verlernen allen Respekt vor den Unbequemlichkeiten. Ich bin auf dem Wege zum Ziegelofen hinüber. Darum auch die Bitte, daß Sie mir nicht verargen, wenn ich sogleich aufbreche —"

„Nicht als ob ich Sie vertriebe?" fragte Ali.

„Im Ernst, ich stand im Begriffe zu gehen —"

Er fühlte die Unmöglichkeit, jetzt auch nur ein paar Minuten lang gleichgültige Konversation zu leisten, und erhob sich.

„Wann reist Ihr, Elinor?"

„Ich denke übermorgen," antwortete sie.

Er verabschiedete sich.

Elinor erhob sich gleichfalls und folgte ihm ein paar Schritte. Es sah aus, als ob sie noch etwas zu sagen hätte. Sie fühlte sich innerlich bewegt. Vielleicht sah sie Paul hier niemals wieder.

Plötzlich sagte sie, und die Worte klangen wie voll bestimmten Gehaltes: „Vergiß nicht, Paul! Vergiß nicht!"

„Ich scheine Euch dennoch gestört zu haben," bemerkte Ali.

„Willst Du nicht morgen zu Tisch herüberkommen, Paul?" fragte Elinor.

„Also gut, danke!" sagte Paul. Dann nahm er noch einmal ihren Blick mit sich fort.

Er schlug den Fußweg durch den Wald ein, durch den stillen Wald, der von sommerlichem Dufte strömte. So leicht, fast froh, ging er dahin, als ob ihm ein Glück widerfahren wäre. Unendliche Dankbarkeit für etwas, das er selbst nicht zu nennen vermochte, regte sich in seinem Herzen. Wofür wollte er nur danken? Wofür? Nur für einen Blick? Was dachte er, in ihm gesehen zu haben? Oder für die Mahnung, die sie ihm zugerufen, er möge nicht vergessen? — Trotzdem war es so; wie Dankbarkeit floß es in seinem Gemüte.

21.

Bei allem Aufruhre, dem sie verfallen war, fand Elinor einen Halt, der von außen kam. Die Aussprachen, die nun geschehen waren, hatten, mit wenigen Sätzen, die Zweifel von einem ganzen Stücke Leben geendet. Zwischen ihr und Gaston schien von da an ein anderes Verhältnis einzutreten. Die Art und Weise ihres Verkehrs sah beinahe natürlich aus. Ja, es kam unter dem Einflusse des erlebten tragischen Wendepunktes fast die Bereitwilligkeit in ihnen zustande, sich gegenseitig anzuerkennen, einander volle Gerechtigkeit zu erweisen. Der gewaltsame Schritt, zu dem sie sich entschlossen hatten, hob eine Last von ihren Seelen.

Gaston aber suchte mit gewundenen Überlegungen immer noch nach eigener Rechtfertigung, und er spannte die Erinnerung zu schnöder Arbeit an, um sich selbst recht zu geben. In einzelnen Augenblicken flackerte es wie Blitze in ihm auf, und das Gedächtnis peitschte ihn mit Geißelhieben.

So mußte es kommen, daß die Nichtigkeit eines Zufalles Elinors Besonnenheit noch einmal ins Wanken bringen sollte.

Die Frau des Jägers kam nach Wied,

um sich zu verabschieden. Einer der großen Hunde, die im Hofe lungerten, fiel sie an und riß das schwache junge Weib, das zu Tode erschrak, zu Boden. Zufällig war Elinor, vom Hausflure aus, Augenzeuge der Szene, die sich blitzschnell abspielte. Doch sah sie zugleich, daß Gaston, jenseits bei seinem Automobile stehend, sie sehr wohl hätte verhüten können. Wie die tiefste Empörung durchzuckte sie plötzlich der Gedanke, daß er es nicht tat, weil es die Frau des Jägers war. Er hatte so oft übelwollend von den Leuten gesprochen ... Hermine war gleich zur Stelle und nahm Kaspars Frau mit sich, um ihr Gelegenheit zur Erholung zu geben.

Elinor war empört über Gastons Verhalten, der die bissigen Hunde kannte, der alles gesehen und sich nicht gerührt hatte. Als er die Halle betrat, klangen ihre Worte scharf und vorwurfsvoll; es konnte sein, daß ein verletzender Ton darin klang. Anfangs hörte Gaston stumm zu. Dann aber wies er ihren Vorwurf zurück. Und er setzte hinzu, er hätte nie für möglich gehalten, daß sie zu ihm noch einmal in dieser Art sprechen würde.

„Als ob nicht auch ich mir den Zwang auferlegte, nichts mehr zu sagen," schloß er.

„Es sollte Dich nichts daran hindern," entgegnete Elinor, etwas einlenkend. „Eben jetzt nicht mehr. — Ich wollte Dir niemals auferlegen, Deine Meinungen zurückzuhalten —"

Ja, er hatte ihr doch noch etwas zu sagen. Dies eine grub so oft an ihm. Es mußte ausgesprochen werden. Auch hatte er, ohne es sich einzugestehen, eigentlich immer darauf gewartet.

„Übrigens, bitte, Elinor!" sagte er nun mit heftiger und ungeduldiger Betonung. „Weil es so ist, möchte ich Dich nur mit einem Worte etwas fragen. Es muß das einmal zwischen uns ausgesprochen werden. Ich denke, niemand kann mir dies zum Vorwurf machen, auch jetzt nicht. Einfach, ich möchte, ich muß endlich wissen ... Ist es wahr, daß Du — kurz bevor ich um Dich angehalten, diesen Studenten Ecker besucht hast, — daß Du zu ihm in seine Wohnung gegangen bist —? Ist da Wahrheit daran oder nicht? — Es darf nicht ein Schimmer von Wahrheit daran sein, — nicht der leiseste Schimmer —"

Hier kam unerwartet ein harter Streich, der sie tief treffen konnte. Sie mußte ihn hülflos empfangen. Aber sie konnte einstehen für alles, was sie getan. Und sie war bereit dazu. Langsam entgegnete sie: „Und doch, es ist wahr —"

Er sah sie einen Moment wie geistesabwesend an.

„Es ist wahr!" rief er. „Bei Gott, es ist wahr! — Mir kommt es vor, als träumte ich! Man hat mir dies einmal in anonymen Briefen mitgeteilt, und ich war nicht imstande, es zu glauben —"

„Ich hatte diesem Manne eine Kränkung zugefügt," sagte sie, „und wollte sie gut machen. Ich war verwirrt und wußte kaum, was ich tat. Sicherlich habe ich gefehlt, aber —"

Er wollte sie unterbrechen, doch sie ließ es nicht zu.

„Nein!" fuhr sie scharf fort. „Du hast, wie ich sehe, eine fremde Erzählung auf Dich wirken lassen und mußt mir nun einräumen, daß ich Dir sage, wie es sich verhalten hat. Ich hörte, daß Ihr Euch geschlagen hättet, daß Ecker sehr schwer, ja tödlich verwundet worden. Ich konnte annehmen, daß ich die Veranlassung dazu gegeben —"

„So?!" Gaston lachte krampfhaft auf. „Pardon! Du sagst mir eigentlich mehr, als ich mir erlaubte zu fragen. Ja, gewiß, dies ist mehr, viel mehr! Wie? Du hättest ihm eine Kränkung zugefügt? Du warst überhaupt in der Lage, ihn zu kränken? Und Du fühltest Dich verpflichtet, ihm Trost zu spenden? Hat er sich vielleicht ungerechterweise zurückgesetzt gefühlt —?"

„Eben dies mußte ich glauben," sagte Elinor kalt. „Vielleicht erinnerst Du Dich, daß ich Dir für jenen Ball den Kotillon zugesagt hatte. Das hatte ich vergessen und Eckers Bitte um denselben Tanz willfahrt, so daß ich nachträglich, als ich mich eben erinnerte, ihm wieder absagen mußte. Da mag er sich zurückgesetzt gefühlt haben. Und zugleich gegen Dich aufgebracht gewesen sein, als ob wir es mitsammen abgemacht —"

„Wie einfach!" rief Gaston. „Dies war nun freilich für eine junge Dame ein hinreichender Anlaß, um den Stu-

denten in Person zu besuchen und sich bei ihm zu rechtfertigen —!"

„Gaston —!"

„Ja — nun erinnere ich mich. Man kann Umstände, die bestimmend auf uns gewirkt haben, doch nicht ganz vergessen. Du warst an jenem Abende von so außerordentlicher Liebenswürdigkeit zu mir, daß — daß meine Überlegung dadurch beeinträchtigt wurde. Natürlich ahnte ich auch nicht, daß ich es mit einem nicht zu unterschätzenden Nebenbuhler zu tun hatte."

Elinor erhob sich. Ein Gefühl empörten Schmerzes, beinahe ein Gefühl des Ekels würgte sie. „Es ist genug, denke ich —," brachte sie mühsam hervor.

Er sagte gleichfalls: „Genug, gewiß, genug —"

Dann schwiegen sie beide.

Elinor schritt langsam an ihm vorüber und aus dem Zimmer.

22.

Gegen Mittag kam Herr von Heim nach Wied.

„Envelaar hat mich gebeten, seine schönsten Empfehlungen auszurichten. Er wird morgen herauskommen," berichtete er. „Er ist erst heute zurückgekehrt."

Zu Tische erschien Paul.

Heim erzählte wieder mancherlei. Übrigens: Ob Elinor wisse, daß es in den Fabriken ihres Vaters einen Streik gäbe? Man spreche viel davon. Heim war aus dem Ministerium genau unterrichtet. Es steckten ein paar von den ärgsten Agitatoren dahinter. In erster Linie Boring. Das Ganze richtet sich gegen Minister Sturz und bereitet diesem große Verlegenheit. Ja, ja, meinte Gaston. Wo viel faules Holz liegt, beginnen die Pilze zu wuchern. „Es hat schon seit einiger Zeit gegoren," sagte er bedeutungsvoll. „Mein Papa ist sehr gut informiert. Ich weiß es durch ihn —"

„Und so wußten auch Sie —?" wandte sich Heim an Elinor.

„Nein," entgegnete sie kurz.

Als das Dessert serviert wurde, brachte ein Diener mehrere Briefe und übergab sie Gaston. Das Postfräulein ließe sich entschuldigen; diese Briefe wären heute morgen irgendwie liegen geblieben.

Gaston sah die Adressen nachlässig durch. Einen der Briefe reichte er über den Tisch hinüber Senkbach; die übrigen legte er neben den eigenen Teller.

Senkbach machte ein verdutztes Gesicht.

„Von Tante Brohl —," sagte er gegen Ali gewendet und steckte den Brief in die Brusttasche.

Ali lachte gezwungen.

„Mein Gott, wenn Du nicht immer diese Angst vor Tante Brohl hättest —"

„Ja! Wie? — Nämlich, sie erwartet uns," schnappte Senkbach.

Elinor hatte einen Blick auf die Briefe hingeworfen. Sie errötete heftig. Sie sah ganz genau, daß einer von Envelaar darunter war. Eine fremdartige Unruhe bemächtigte sich ihrer. Warum übergab ihr Gaston nicht den Brief? Sie konnte ja gleich fragen, ob keiner der Briefe für sie sei. Aber sie fragte nicht. Und nach einer Weile schien es ihr zu spät dazu. Als man sich vom Tische erhob, nahm Gaston die Briefe zusammen und steckte sie in die Tasche.

Man trennte sich.

Paul saß in der Halle. Er rauchte und blätterte in dem Bande von Maxim Gorki.

Elinor wußte nicht was tun. Sie glaubte bestimmt zu wissen, jenes sei ein Brief Envelaars an sie. Dann war es etwas Unmögliches, etwas Monströses, daß Gaston ihn etwa lesen sollte. Das durfte nicht geschehen! Um keinen Preis! — Einen Atemzug später sagte sie sich zwar wieder: nein! Im Grunde ging es sie nicht einmal etwas an. Sie hatte sich nichts vergeben; nicht ein einziges Wort. Man braucht bloß die Wahrheit zu kennen!

Ja, die Wahrheit! Wer sollte sich denn um die Wahrheit kümmern?!

Plötzlich dachte sie auch daran, daß sie keinen Augenblick zu verlieren habe, und eilte in die Halle hinab.

Ihre Wangen brannten, und ihre Augen blitzten. Es war nicht Angst; es war vielleicht im Gegenteil der Mut, sich zu verteidigen, wenn es nötig sein sollte. Aber dennoch — —

Rasch trat sie auf Paul zu. Er sah auf und erkannte sofort, daß es sich um etwas Besonderes handeln müsse.

Sie sagte: „Ich bitte Dich, hilf mir, Paul! — Gestern erst, hier an demselben Flecke hast Du mir angeboten, daß ich mich im Notfalle dessen erinnern soll. Die Zeit drängt. Später werde ich Dir alle Aufklärungen geben, die Du wünschst. Bitte, hör mich an ... Unter den Briefen, die man Gaston übergeben hat, — er hat sie alle zusammen in seine Tasche geschoben, — ist einer an mich. Es ist ein länglicher, violetter Umschlag. Vielleicht kennst Du Envelaars Schrift? Er ist von ihm. Der Brief könnte mir eine große Unannehmlichkeit verursachen, wenn Gaston ihn lesen sollte. Eine sehr große. Bitte, trachte das zu verhindern! — Nein, nein, Du siehst mich so tief verwundert an! — Später alles. Es ist ja keine Zeit zu verlieren. Ich dachte, Du könntest zu ihm gehen; vielleicht beschäftigt er sich gerade in dem Augenblicke mit den Briefen, oder Du weißt es sonstwie zu machen. Ich bin ganz sicher, daß Du mir helfen kannst. Bitte, geh —"

Paul stand wie versteinert. Er war sehr bleich geworden. Aber er nickte bloß, ohne sie anzusehen, und ging nach der Tür.

„Ich erwarte Dich auf meinem Zimmer —" sagte Elinor.

Er ging durch den kühlen Flur, die Treppe hinan. Ganz mechanisch dachte er nach, was er wohl mit Gaston zu sprechen haben könnte.

Gaston, in seinem Zimmer, hatte den Rock abgelegt und wusch sich die Hände. Pauls Blicke fielen sofort auf den Tisch. Hier lagen die aufgerissenen Briefumschläge. Die Briefe selbst waren also schon gelesen.

Mit Überwindung begann er nun seine Rolle zu spielen. „Ich war gestern auf dem Ziegelplatze," sagte er, „und muß heute wieder hinüber. Da wollte ich fragen: glaubst Du, daß Ihr uns das Stück Wiese abtreten könntet? Du weißt, den Zwickel, der an die unsrige stößt —"

„Ja, mein lieber Freund, ich kenne ja die Wiese gar nicht," entgegnete Gaston. „Nein, ich habe keine Ahnung! Du mußt Dich schon zu Scheib bemühen —"

„Nun also, wenn Du nichts dagegen hast," sagte Paul zerstreut. „Ach, da hast Du eine ganze Menge von Briefen! Es liegt Dir gewiß nichts an den Marken? Marianne sammelt ..."

Nein, Gaston war nichts daran gelegen, und Paul begann die Marken abzureißen. Er sah eine Adresse nach der andern an. Keine war an Elinor, keine von Envelaars Hand.

„Danke!" sagte er nun. „Also werde ich mit Scheib sprechen —"

Und Paul ging nach dem Zimmer, wo Elinor ihn erwarten wollte.

Die Erwartung hatte sie unruhig gemacht. Sie ging auf und nieder, die Hände auf dem Rücken. Dann öffnete sie die Schublade ihres Schreibtisches und zog sie hervor. Da lagen alle Briefe Envelaars. Einige davon waren noch nicht einmal geöffnet.

War es nicht allzuviel, was sie Paul zugemutet hatte?

Gewiß war es viel. Aber es war einfach das tiefe und sichere Gefühl, daß sie ihm vertrauen konnte. Nicht einen Augenblick erhob sich die Sorge in ihr, als könnte Paul einen Zweifel an ihr haben. Trotz der Aufregung, in die sie unwillkürlich geraten, hätte sie vielleicht zu lachen vermocht bei der Vorstellung, daß Paul an ihr irre werden könnte. Das war eine Unmöglichkeit.

Paul klopfte an die Tür und trat in das Zimmer. Er streckte den Arm gegen sie aus. In seiner Hand hielt er den vermißten Brief. „Ich konnte nichts dazu tun, Deinen Wunsch zu erfüllen. Dieser Brief war nicht mehr bei Gaston. Eben wollte ich Dir melden, daß meine Bemühung erfolglos gewesen. Da lag der Brief hier vor der Tür auf dem Marmortischchen —"

„Dann hat Gaston seinen Irrtum zeitig bemerkt und den Brief selbst dorthin gelegt, damit er mir in die Augen fällt. Ja, es ist ganz einfach —"

„So war es ganz einfach," sagte Paul. Sie warf einen dringenden Blick in seine Augen und sagte plötzlich: „Bitte, Paul, willst Du selbst den Brief öffnen?"

„Ich verstehe kaum, Elinor —"

„Ach ja, Du verstehst nicht! — Gut, siehst Du! — Sieh nur einmal —"

Und entschlossen an den Tisch tretend, zog sie die Lade wieder hervor, nahm

den ganzen Stoß von Briefen heraus und schüttete ihn auf die Platte.

„Siehst Du!“ rief sie ein wenig erregt. „Dies alles sind Briefe von derselben Person. Ich möchte, daß Du alle diese Briefe liest — — Es ist nicht meine Schuld, daß ich sie erhalten habe. Ich habe niemals ein Wort drauf erwidert. Es sind sogar einige darunter, die ich nicht einmal geöffnet habe. Zufällig erinnere ich mich des Tages, seit welchem ich keinen mehr geöffnet habe. Es ist seit dem Tage, wo Du mir das alte Volkslied gebracht hast. Sieh nur her — da!“

Aber Paul entgegnete nichts.

„Gewiß, dies wundert Dich!“ fuhr sie unsicherer fort. „Ich sehe ja, wie es Dich über die Maßen wundert. Bitte, möchtest Du mir nicht ein Wort sagen?“ schloß sie beinahe fordernd.

„Was sollte ich sagen, Elinor —“

Ihre Augen leuchteten, sie blitzten beinahe. Immer hielt sie ihren Blick fest auf ihn gerichtet.

In diesem langen, leidenschaftlichen Blicke lag etwas Erwartungsvolles, beinahe Hungerndes. Ihr Herz verlangte danach, daß Paul seine Ruhe und Beherrschung verlöre, daß seine Enttäuschung, sein Unwillen, sein Zorn vielleicht durchbrechen möchte; daß er heftige Worte finden sollte, fortgerissen von seiner Erregung.

Doch Paul erwiderte nun mühsam: „Bitte, Elinor, führe dies nicht zu weit! Ich habe mich bemüht, Dir einen Dienst zu leisten. Zufällig war es überflüssig. Nun möchte ich Dich bitten, daß wir nicht mehr darüber sprechen und daß Du mich gehen läßt —“

„Gut, Du wirst ja gehen, wann Du willst,“ entgegnete sie. „Und dann wirst Du über dies nachdenken. Ich aber kann fordern, daß Du nichts anderes denkst, als was Du von mir gehört hast. Ja, das fordere ich von Dir — Wir haben uns ja sehr gut kennen gelernt, glaube ich, seit wir so viel miteinander verkehren! So gut habe ich Dich kennen gelernt, daß ich in Deinen Augen, auf Deiner Stirne zu lesen verstehe. Ich weiß, daß Du längst erkannt hast, wie es um mich steht — siehst Du! Denke Dir nun, daß jemand sich einer Frau nähert, der ebenfalls verrät, daß er dies weiß. Und er bietet alles auf, ihre Freundschaft zu gewinnen. Nimm an, er habe genug Geist und Witz; vielleicht hat er ein paar Eigenschaften an sich, die eine Frau zu interessieren vermögen. Weil Du weißt, wie es steht, kann es Dir nicht einmal schwerfallen, Dir ein solches Frauenherz vorzustellen. Nicht wahr? Du bist ja vollkommen überzeugt, daß jedes solches enttäuschtes Herz unfehlbar die Beute werden muß? Bist Du so weit gelangt? Du scheinst Deines Urteils so sicher! Du kennst mich so genau, daß Du weißt, gerade so eine Frauenseele sei die meine?!“

An Pauls Herzen arbeitete eine große Erschütterung. Er hörte und fühlte wohl, welche Anklage sie ihm vor die Füße warf. Die schwere namenlose Anklage, daß sein Herz nicht fähig war, in diesem Augenblicke seine ganze Sicherheit zu bewahren, daß es wie vor einem Anprall des Sturmes schwankte und erst wieder einen Augenblick der Ruhe brauchte, um sich zu besinnen.

Er beherrschte sich und sagte: „Liebe Elinor, ich bitte Dich nur um ein wenig gütiges, menschliches Verstehen! Dies alles hat sich unerwartet, verwirrend ereignet. Laß mir ein bißchen Zeit! Ich fühle, daß wir beide gut tun, wenn wir jetzt nicht mehr über dies sprechen. Habe ich denn auch ein Recht dazu? Bei Dingen, wie Du sie jetzt sagst, nicht einmal das Recht, Dich anzuhören — —“

Eine kleine Pause.

„Gut, Paul!“ entgegnete sie dann etwas ruhiger. „Ich sehe wohl, daß wir uns im Augenblicke nicht verständigen. Denn nicht einmal das Recht, sagst Du ... ich verstehe dies nicht! — Laß Dich nicht mehr zurückhalten, Paul. Ich danke Dir.“

— — — — — — — — — — —

Noch lange danach saß Elinor regungslos an ihrem Schreibtisch. Sonderbare Überlegungen kamen und gingen durch ihr aufgeregtes Herz.

Es geht über Menschenart und Menschenkraft, blindlings zu vertrauen. Vielleicht ist es keinem Menschenherzen gegeben, ganz zu vertrauen; vielleicht ist

auch das ein Nichts, ein Traum, ein lebloſes Schemen . . .

Wie? — Aber das iſt ja nicht möglich, nicht möglich, nicht möglich —!

Es war nicht möglich, daß ſie Paul verloren hatte. Sie ſprang auf, lief an das Fenſter und ſtieß es auf.

Dies verſchloſſene, freudloſe, enttäuſchte Leben hatte ihr doch eines gegeben und nun empfand ſie, daß das eine in tiefer Stille immer größer, immer reicher geworden war, bis zur Unentbehrlichkeit.

Einen Menſchen wenigſtens wußte ſie, der ſie verſtand, der ihr ergeben war, der ſie liebte. All das bißchen armſelige Sicherheit, das ſie gerettet, ſchien nur deshalb aufrecht geblieben, weil er dageweſen. Weil es eine unermeßliche Beruhigung war, dieſen verſchwiegenen, treuen Bund beſtehen zu wiſſen. Und weit, weit über das Gewöhnliche des Tages reichte er hinaus in ſeiner Reinheit, in ſeiner Kraft und Einfachheit. Niemals hatten ſie ein Wort bedurft, um es ſich zu ſagen, um ſicher zu ſein. Aber nun erſt ſtrömte die ganze Erkenntnis davon in ihr Herz.

Vielleicht wäre es ihre Pflicht geweſen, die fragloſe Sicherheit, womit ſie ſein Vertrauen zu beſitzen meinte, nicht mit Trotz und gereizter Härte auf die ſchwankende Schneide erregter Worte zu ſtellen. Vielleicht hätte ſie ihn feſthalten und bitten ſollen, um ihn zu bewegen, daß er ſie anhörte. In wenigen Minuten wußte er dann alles, mit wenigen Worten war das ganze Trugbild vernichtet, das ſeine Seele einen Augenblick lang in verſtörte Verwirrung geſtoßen.

Oder . . .?

Oder — —

Dennoch konnte es ſein! Dennoch, daß es über Menſchenkraft geht, ganz zu glauben, ganz zu vertrauen.

Es ſank etwas in ihrer Seele zuſammen. Ihre Gedanken wurden müde.

Warum hat man uns danach erzogen und belehrt, an vollendete Gaben im Menſchenherzen zu glauben, warum haben wir Namen dafür erfunden, für Freundſchaft und Vertrauen, für den Mut, für die Wahrheit, wenn ſie vielleicht nicht exiſtieren, wenn das, was wir wirklich finden, weit unter dem Begriffe ſteht, — wenn es nur Zwerge ſind nach Menſchenmaß, vor den Rieſen, die jene gottvollen Namen tragen . . .

Ihr Herz ſchloß ſich in kalter, verſtummter Empfindung.

Vielleicht zerfließt einmal vor unſeren Augen alles, was uns ſchön und gut geſchienen. Was wir hoch gehalten, fällt achtlos aus unſeren Händen. Was wir beſeſſen haben, erweiſt ſich als Tand. Dann ſind wir Bettler, die keinen Raub mehr fürchten.

23.

Es war der letzte Tag, an welchem man noch in Wied beiſammenblieb. Am nächſten wollten ſie alle abreiſen. Man mußte an dieſem letzten Tage doch noch etwas unternehmen!

„Wir ſoupieren im Forſthauſe," ſagte Gaſton. „Wir gehen durch den Wald dahin. Elinor ſchickt alles hinaus. Dann laſſen wir uns von den Wagen abholen —"

Er ſagte dies nicht gerade zu Elinor, ſondern gewiſſermaßen unperſönlich, als wendete er ſich mit ſeinem Vorſchlage an niemanden oder an alle.

Um den ſchwarzen Kaffee zu nehmen, waren ſie alle in Elinors kleinem Eckzimmer beiſammen. Ali Senkbach hatte ſich mit Heim auf den türkiſchen Diwan zurückgezogen, in eine Ecke, die eine große Palme über einer niederen Stoffwand aus altfranzöſiſchem Brokat wie einen traulichen Winkel abſchloß. Elinor ſaß in einem der großen Lehnſtühle und Senkbach ſo niedrig auf einem Taburett vor ihr, daß er ſeine langen, mageren Beine auf dem Teppich abwechſelnd in die unwahrſcheinlichſten Stellungen brachte, damit ſie ihm nicht einſchliefen. Envelaar hatte ſich mit einem Album an ein Fenſter abgeſondert und ſchien vollkommen losgelöſt und ſtumm. Gaſton lag wie ein Paſcha, mit ausgeſtreckten Füßen, in ſeinem Seſſel und rauchte eine dicke Zigarre.

Und Ali hätte darauf geſchworen, daß Elinor an Envelaar eine Eroberung gemacht. Aber ſie fühlte nicht den geringſten Neid, denn ſie fand ihn ſchrecklich unintereſſant.

Als der Nachmittag ſich etwas abgekühlt hatte, machte man ſich auf den Weg. Dabei war nichts nach Alis

Wunsch. Der Weg war einmal staubig, dann war er sumpfig. Anfangs ließ sie ihren Unwillen an ihrem Manne aus. Dann beklagte sie sich fortwährend, daß Elinor zu schnell vorausgehe. „Und Envelaar! Muß er denn auch so rennen, Haußmann?“ Gaston zuckte gleichgültig die Achseln. An einem schmalen Graben in einer feuchten Wiese brach sie schließlich in Gejammer aus.

„Wenn Sie wüßten, wie schön man hier reitet!“ versicherte Gaston.

„Ja, ja! Mir kommt vor, als hätten Sie für nichts mehr ein Auge, als für Ihre Pferde!“ entgegnete sie spitz.

Senkbach blieb mit Gaston immer weiter zurück. Er war nervös und brummte von Alis ‚dummen Geschichten‘. Gaston bohrte ihm spöttische Bemerkungen in die Seite. So wandelten sie durch den Wald, von dem sie nichts sahen. Heim aber hielt mutig bei Ali aus.

Indessen war Elinor an Envelaars Seite soweit vorausgekommen, daß sie zeitweise stille stand, bis sie die Stimmen der anderen wieder zu hören bekamen.

Manchmal dachte Elinor: ‚Nun wird er sprechen. Er wird anfangen, von seinen Briefen zu sprechen. Warum habe ich eigentlich nicht einen einzigen beantwortet?‘

Sie dachte an all das mit einer grausamen Zwiespältigkeit, über sich selbst staunend, unsicher, beinahe neugierig auf sich selbst. Diese Empfindung des Augenblicks schien eine plötzliche weite Unsicherheit über sie auszugießen. Alles war zwecklos, nutzlos. Nichts hatte den Wert, den man sich einbildete. Dies ganze Leben ist nicht wert, daß man viel ehrlichen Aufwand daransetzt. Für was, für wen will man es tun? Wer anerkennt es, wer dankt dafür, wem wird es Nutzen bringen? Eine leidenschaftliche, nach irgendeiner Vergeltung verlangende Bewegung zitterte in ihrer Brust.

Eine Art von Haßgefühl stieg in ihr auf. Und darüber hin redete nun auch sie gleichgültige, inhaltleere Sachen.

Ihre Stimmung entging ihm nicht. Er dachte, daß er die Stimmung an ihr sah, die er wollte.

Endlich lichtete sich der Wald.

„Warten wir,“ sagte Elinor. „Wir sind zu weit voraus —“

Ali schrie: „Da seid Ihr ja endlich!“

Dann traten sie auf die Wiese hinaus und gingen zum Forsthaus hinüber, ohne weiter ein Wort zu wechseln. —

Der Förster, der ein Junggeselle war, hatte sich nach Möglichkeit bemüht, die Wohnstube für diesen Besuch behaglich zu machen. Er hatte über der Tür einen Kranz von frischem Laub angenagelt und einen großen Strauß von wilden Blumen auf den Tisch gestellt. Die Lampe brannte schon, und das weiche, verdämmernde Tageslicht lag mit dem rötlichen Schein der Petroleumflamme im Streite. Alle sagten, daß sie hungrig wären, und man setzte sich sogleich zu Tische. Ali hatte ihren Jammer von der Fußwanderung glücklich vergessen. Gaston und Heim, die ihr zur Seite saßen, stachelten ihren Übermut, und nach dem ersten Glase Sekt war sie ganz in ihrer gewöhnlichen Laune.

Durch die geöffneten kleinen Fenster fächelte die Nachtluft herein und schwang ein paar Ranken hin und her, die draußen von der Wand herabhingen. Der Förster, der vor der Türe saß und seine Pfeife rauchte, wunderte sich dabei über den großen Lärm, den die sechs Menschen zuwege brachten, und über die Geschwindigkeit, womit die Flaschen geleert wurden. Ein ganz kurzer Zwischenraum von einem Pfropfenknall bis zum nächsten. Jedesmal, wenn Gaston eine Flasche hernahm, schrie Ali, er solle es knallen lassen, und wenn der Kork krachend an die niedrige Decke flog, kreischte sie auf, hielt die kleinen Hände an die Ohren und machte eine Bewegung, als ob sie an Heims Brust Schutz suchen wollte.

Der Wein hatte allen die Zunge gelöst. Nun war auch Envelaar gesprächig geworden. Und Elinor hatte mit einer Art trotziger Verzweiflung getrunken. Sie fühlte, daß es in ihren Schläfen klopfte. Auf einmal dachte sie: ‚Alle trinken —‘ und sah sie verwundert der Reihe nach an. Heims Gesicht flammte, und Envelaars Mund hatte einen so merkwürdig herben, übermütigen, entschlossenen Ausdruck angenommen. Senkbach aber krähte

verworrenes Zeug. Er schien betrunken. Sie starrte eine Weile vor sich hin. Ekel würgte in ihrer Kehle. Dann stieß sie plötzlich ihr Glas so heftig zurück, daß es umfiel, stand auf und stellte sich an eines der Fenster.

Envelaar erhob sich fast gleichzeitig und trat an ihre Seite. Gaston warf einen flüchtigen Blick zu ihnen hinüber.

In der Ferne hörte man das Rollen der herannahenden Wagen. Und ebenso plötzlich, wie sie sich erhoben, kehrte Elinor wieder an den Tisch zurück und setzte sich. Drei Wagen kamen und fuhren in einem Bogen über den Platz vor dem Hause; Gastons Break, Alis russische Schimmel und der Jagdwagen, den Elinor zu benützen pflegte.

Aber trotz der großen Lustigkeit schienen nun alle bereit, sogleich aufzubrechen.

„Scheint der Mond heute, wie?" rief Senkbach und blinzelte zu Gaston hinüber, dem Ali soeben ein paar feuerrote Steinnelken ins Knopfloch befestigte.

„Ich weiß nicht —"

„Wie verteilen wir uns nun eigentlich in die Wagen?" fragte Heim.

„Ja — gewiß — wie der glückliche Zufall es fügt," rief Senkbach und blickte auf einmal gefühlvoll nach Elinor.

„Herr von Heim," sagte Ali und spitzte ihr Mündchen, um einen Befehl zu verkünden, dem niemand zu trotzen wagen sollte. „Ich fahre mit Ihnen; ich lade Sie ein — ich habe ja meinen eigenen Wagen —"

Senkbach schluckte und sah zu Boden. Er dachte indes seiner Frau noch einen kleinen Ärger zu bereiten und schlug vor, überhaupt auch zurück zu Fuß zu gehen. Niemand hörte auf ihn. Gaston machte Ali Vorwürfe, daß sie nicht mit ihm fahren wolle, während Heim nach ihrem Blumenstrauße suchte und Elinor aufatmend ins Freie getreten war.

„Ach —!" machte sie. „Ich hätte es nicht länger da drinnen aushalten können. Haben Sie meinen Schirm?" fragte sie, ohne sich umzusehen. „Sie haben gehört, — wir fahren so, wie es der Zufall fügt. Kommen Sie, geben wir ein gutes Beispiel, sonst dauert es noch eine Ewigkeit, bis man sich entschließt. Soll ich voraus, Gaston?"

Sie war bereits mit Envelaar in den Wagen gestiegen.

„Bitte, nein — nein!" rief Gaston herüber. „Laß mich —"

„Meine Blumen!" hörte man Ali. „Herr von Heim, meine Blumen! Geben Sie doch —"

„Halt! Halt!" zeterte Senkbach, noch unter der Türe. „Ich muß doch auch mit — wo seid Ihr denn eigentlich?"

Er kam an Alis Wagen, machte aber sofort kehrt, als er ihn erkannte, suchte, geblendet von dem Laternenschein, die anderen, fand bei Elinor enttäuscht den zweiten Platz schon besetzt und schwang sich endlich auf Gastons ungeduldiges Rufen zu diesem hinauf, wobei ihm seine große Zigarre aus dem Munde glitt und funkensprühend unter den Rädern zu Boden fiel. Die drei Jucker bäumten sich in den Sielen, dann fuhr der Wagen ab und die anderen; Elinor zuletzt.

Auf dem Walde lag die Nacht.

Aber plötzlich, an einer Stelle, wo man freier sehen konnte, in der Richtung des Sees, bedeckte sich der Horizont mit grellem Feuerscheine. Die Wagen hielten an. Man rief von einem zum andern: „Seht Ihr den Schein? Das ist Feuer!"

„Ist es nicht die Richtung von Wied?" schnarrte Senkbach und schleuderte damit ein plötzliches Angstgefühl in die Gemüter.

„Um Gottes willen!" kreischte Ali. „Vor nichts fürchte ich mich so, als vor Feuer!"

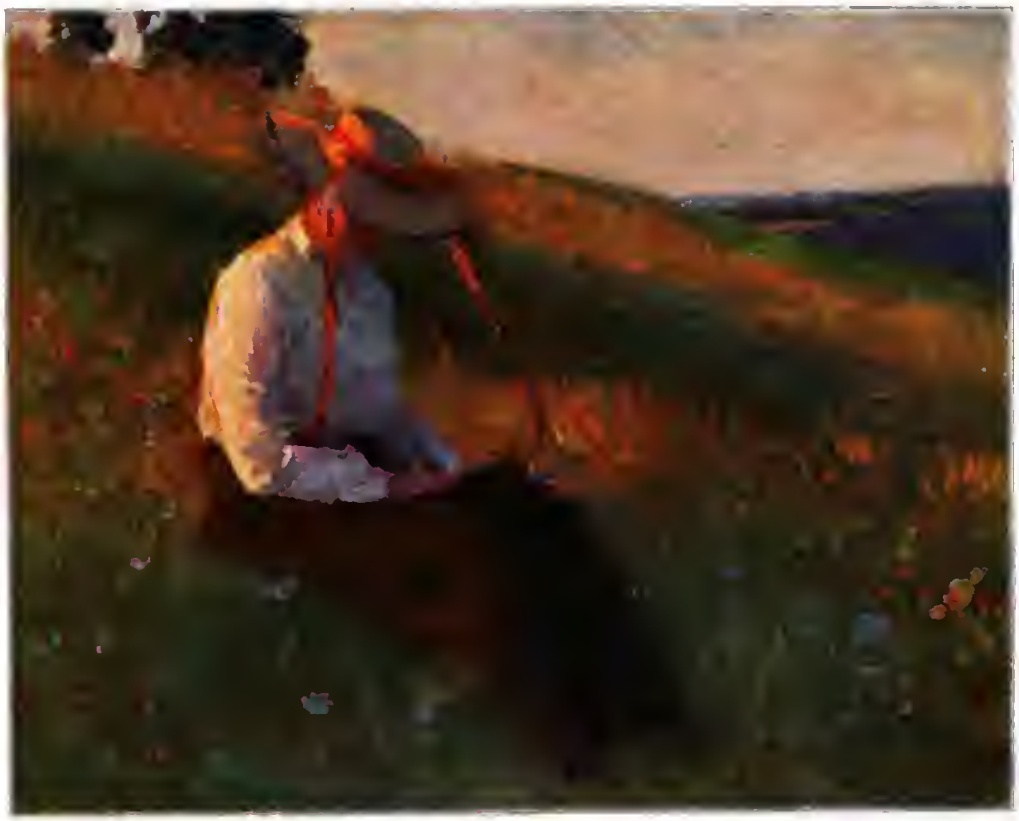
Envelaar erhob sich im Wagen und sah sich um. „Nein! Wied liegt weiter rechts; es muß unmittelbar am See sein —"

„Könnte es Essenbach sein?" schrie Senkbach.

Nun schauerte Elinor zusammen. Das konnte sie gar nicht denken. Essenbach! — und als hinge es damit zusammen, mit diesem ganzen Tage, mit diesen verzweifelten Stunden, hinterher blitzartig die Frage: warum war Paul nicht dennoch heute gekommen? Warum war er an diesem Abende nicht in ihrer Nähe?

„Ich werde schneller vorausfahren!" rief nun Gaston.

Dann fuhren sie wieder. Der starke Atem der Tiere flog links und rechts an den Laternen wie Nebelstreifen vorbei. Der Wagen rollte dumpf über den weichen Waldboden.



Im Abendrot.

Ölstudie von Prof. Carl Marr.

Nun sagte Envelaar: „Man spürt manchmal etwas voraus. Man hat ein Gefühl, als müßte irgend etwas eintreten ... Ich hatte heute den ganzen Tag dieses Gefühl ..."

Sie antwortete nicht.

Da links lag die Anhöhe. Wäre sie nicht gewesen, so hätten sie mit einem Blicke den ganzen See überschauen und das Feuer entdecken müssen. An der Stelle, wo sie sich eben befanden, konnte nur diese niedrige Anhöhe die Waldstraße und das Seeufer voneinander trennen. Jetzt erinnerte sich Elinor noch deutlicher. Sie war seither schon mehrmals vorüber gekommen an dem kleinen Hügel, den sie einmal mit Paul von der anderen Seite her bestiegen. Danach waren sie hinunter an den See gegangen; sie hatte gebadet und wäre beinahe ertrunken ... Sie wußte, daß sie nun sogleich an zwei kleinen Hüttchen vorüber kommen mußten, in denen die Heuraufen für die Hirsche standen, und zwischen den zwei Hüttchen ging der Pfad den Hügel hinauf. Sie hatte einmal Kaspar, den Jäger, gefragt.

W e n n es nun Essenbach wäre!

Jetzt sagte sie entschlossen: „Es kommt ein kleiner Weg, der führt auf den Hügel hinauf. Man überblickt den See ... Ich bin voller Unruhe zu wissen, wo es ist! Ich werde dort hinaufgehen. Oben sieht man frei um sich ..."

Hier waren die zwei Hüttchen.

„Halten wir!" sagte sie.

Es war ganz dunkel auf dem schmalen, steilen Wege.

Sie beeilten sich und sprachen nicht.

— — — — — — — — — — —

Paul war nach dem Nachtessen von Essenbach fortgegangen. Es litt ihn nicht daheim. Er kam in den Wald und schlug den Weg nach dem See ein. Die Sterne funkelten im Wasser. Leise rauschten die Halme am Ufer. Als er an die Badehütte kam, setzte er sich auf den schmalen Steg, an dem das alte Boot festgebunden war. Dann starrte er auf die schwarze Wasserfläche hinaus, und begann nun doch nach einem Lichtschimmer zu suchen, der von Wied herüberdrang.

Nach und nach gewöhnten sich Pauls Augen an die Dunkelheit. Er sah, daß man unter das weit vorspringende Dach der Hütte einen kleinen Schober Blätter und Heu zusammengebracht hatte, um ihn vor Regen zu schützen. Dorthin setzte er sich und lehnte seinen Rücken müde in die knisternden Halme. Er fühlte den feinen Duft von Wald und Wiese, der von seinem Lager aufstieg, schloß die Augen und dachte, hier könnte man in dieser Sommernacht bleiben, auch schlafen vielleicht und sich von der Sonne wecken lassen. Er suchte in seinen Taschen nach einer Zigarre, zündete sie an und warf das Streichhölzchen ins Wasser hinab, wo es zischend erlosch. Danach war einen Augenblick tiefschwarze Finsternis rings umher. Er strich noch ein Hölzchen an; es brach an der Schachtel mitten entzwei. Das brennende Stück fiel zwischen seinen Beinen ins Heu; er haschte schnell danach, aber im Nu schlug eine Flamme heraus. Heftig erschrocken sprang er auf die Füße und starrte einen Moment wie von Sinnen in die Flamme hinein, die jäh wie ein Blitzstrahl den ganzen dürren Haufen ergriff und daraus hoch emporschlug. Als er sah, wie auch das mürbe Dach sofort zu brennen begann, rieselte es ihm wie Grauen über den Körper. Gleich darauf jedoch packte ihn eine tolle Laune. Die alte Hütte brennt, an der so gar nichts gelegen ist, die ebensogut der erste Sturm über den Haufen werfen mochte! Was brauchte man die alte Hütte noch! Es kam über ihn wie wilde Freude und Zerstörungslust. Er faßte nach einer Latte, die auf dem Boden lag, sprang auf das Feuer los, holte mit beiden Armen weit aus und führte einen Streich in das stiebende Heu hinein, warf die Latte in die Flammen und sprang mit glühendem Gesicht zurück. Einen Augenblick hatte er gedacht, die Flammen ergriffen seine Kleider. Schon krachte das brennende Dach. Nun aber mußte er das Schauspiel von einem besseren Standplatze aus beobachten. Von dort oben, dort oben! Er begann den Hügel hinauf zu laufen; das Feuer leuchtete ihm dazu. Er mußte die Höhe erreichen, ehe es unten zu Ende war. Keuchend stand er endlich oben, warf sich auf den Boden nieder und schaute hinab. Da war es, als ob der Anblick der Flammen ihm die Ruhe wiedergab. Er verschränkte seine Hände

über den Knien und beobachtete den Brand. — —

Elinor dachte kaum daran, daß Envelaar sie begleitete. Sie hatte nur den einen entsetzlich quälenden Gedanken: sie mußte Gewißheit haben, daß es nicht Essenbach war, das brannte —!

Der See unten funkelte. Sein Spiegel gleißte, als wäre in einem Riesenbecken schwarzes flüssiges Metall ausgegossen. Die Flammen stiegen auf, schmal und gerade, und glutrot zuckte ihr Bild in dem schwarzen Wasser. Hinter dem See war der Wald grell beleuchtet, und der Feuerschein zuckte über sein tiefes Grün.

Der Flammenschein lief auch an dem Hügel empor. Er glitt vergoldend über die Wipfel der Bäume, quoll durch die Äste, bohrte sich in das Dunkel zwischen den Stämmen und rollte seinen rotgelben Teppich über Heidekraut und Farne auf. Er hing sich auch an die beiden Gestalten, die auf der Lichtung standen, und umsäumte ihre Köpfe, ihre Schultern.

Sie hatten die Höhe erreicht und waren beide eine ganze Weile überrascht stillgestanden.

Plötzlich hörte Paul eine Stimme in seiner Nähe, und er schrak heftig zusammen, so deutlich hatte er sie erkannt. Er hielt den Atem an und regte sich nicht. Aber leise, ganz leise und langsam wendete er den Kopf nach dieser Stimme hin. Da sah er die beiden Gestalten. Und wäre der fauchende Brand da unten wie mit einem Zauberschlage verschwunden gewesen und alles rings umher finsterste Tiefe, kein jäherer Schatten hätte sich auf seine Augen werfen können. Das Herz hämmerte ihm laut in der Kehle, er öffnete die Lippen, als müßte er ersticken, er fühlte, wie sein Gaumen verdorren wollte. Im gleichen Augenblicke dachte er aufspringen, einen Schrei ausstoßen zu müssen, damit sie wüßten, daß jemand in ihrer Nähe sei, damit er nicht die erbärmliche Rolle des Lauschers auf sich zu nehmen brauchte. Aber bleiern, wie Ohnmacht, senkte es sich in seine Glieder, und willenlos blieb er stumm.

„Das ist alles!" sagte nun Envelaar, nachdem sie beide eine Weile geschwiegen. „Ein alter, hölzerner Schuppen oder so etwas brennt ab, das hat alle die schönen stürmischen Lichter geweckt!"

Elinor stand ein wenig vor ihm, so weit, daß sie frei über den Abhang hinabzusehen vermochte. Von Feuer umflossen.

Ja, bloß dieser alte Schuppen da unten brannte. Es war die alte Badehütte; sie kannte sie wohl. Plötzlich sank die Spannung, die sie auf den Hügel heraufgetrieben, matt in ihr zusammen. So wie ihr angestrengter Atem wieder ruhig und gleichmäßig wurde.

Nun kauerte sie auf einem Baumstumpfe, legte die Hände im Schoße ineinander, blickte immerfort hinab und schwieg.

Envelaar trat dicht an ihre Seite.

„Ich wußte, daß dieser Tag nicht zu Ende gehen könne, ohne daß ich Sie allein zu sehen vermöchte," sagte er. „Sie haben alle meine Briefe erhalten. Ich habe es sofort in Ihren Augen gesehen — ich kenne Ihre Augen. Ich kenne Sie selbst; Sie werden es nun wissen und glauben. Auch wenn Sie alle diese Blätter ungelesen verworfen hätten. Was vermag man auch zu schreiben? Es ist Wahnsinn und elendes Gestammle gegen das, was wir fühlen."

„Nein —" entgegnete sie sofort, als hätte sie nichts anderes erwartet, wie daß er sprechen werde. „Ihre Briefe habe ich erhalten — ja, es ist Wahnsinn —"

„Und —" preßte er hervor. „Und Sie schwiegen —! Sie haben sich keinen Augenblick gefragt, ob Sie das Recht hätten zu schweigen —? Es gibt zwischen Menschen höherer Ordnung eine andere Sprache als die von Umgang und Mode erfundene. In dieser andern Sprache habe ich Ihnen geschrieben und gesprochen, damals wie jetzt. Weil ich wußte, daß Sie auf der Höhe stehen, wo man mit Mitleid auf das Babel um uns horcht, mit Geringschätzung. Weil ich wußte, daß Ihre Seele eine andere Sprache spricht. Niemand um Sie her versteht sie ... Und doch hungert Ihre verschwiegene Seele, die eigene Sprache zu hören, in ihr zu sprechen, nicht mit den kalten, fremden Lauten ... Da bin ich gekommen, einer der Sie versteht ... Und dann glauben

Sie, das Recht gehabt zu haben, Schweigen als Antwort zu geben? — Nein! Sonst durften Sie nicht hören, was ich hinausschreien mußte, so weit und so tief, bis es an Ihr Ohr und in Ihr Herz gedrungen ... Sprechen Sie Ihr Urteil ... Sprechen Sie —!"

Sie blieb noch immer regungslos. Aber sie hörte aufmerksam auf ihn.

Es war sonderbar. Er erklärte ihr nicht seine Liebe, er bat sie nicht, ihn anzuhören, ihn zu verstehen. Er erwartete, daß das, was er tat, sie zwingen müsse. Lag darin Kraft oder war es auch nur wieder Berechnung und Spiel? Sie glaubte ja, daß er sie erkannt haben mochte. Sie fühlte jetzt in diesem Augenblick, daß alles durch ihr Herz hindurchtrieb, dürstend förmlich, einen Abschluß zu erreichen. In diesem Augenblicke war es ihr klar, klarer als das Flammenlicht dort unten ... Und nur als Augenblicke senken sich die stärksten Lebenspunkte in unsere Seele. Augenblicke sind es, in denen wir unsere Schicksale erleben; was in ihnen wurzelt, wächst hinaus über die Jahre. Augenblicke sind die wahren Herrscher der Zeit ...

Ein Mensch, der dies alles zu sagen weiß — und von dem Du jetzt glaubst, daß er Dich erkannt hat, steht neben Dir — Wie sieht er aus? Wie heißt er mit Namen? Woher ist er gekommen? Was will er mit Dir? — Was liegt an dem Namen, an dem Ziel, an dem Bild, an dem Weg? ... Kommt hier ein Erlebnis? Ist es das, was Du geahnt, woran Du geglaubt hast, aus der Ferne Deines Herzens? Ist es das, was Dir die Freiheit geben könnte, den Sturm, der die Luft säubert, die Vergeltung ... Erschließt sich nun Dein Herz? ..... Und die Macht eines Augenblicks blitzt wie ein leuchtender Funke durch alles Gewölk der Nacht und verwischt die Jahre —?

Er, — weshalb schweigt er nun?

Ja, er schwieg.

Er sah auf sie herab. Vielleicht hätte er sich vor ihr auf die Knie werfen, sie umschlingen können, die Worte sprechen können, die er noch nicht gesagt —

Sein Herz schlug mächtig. —

Sie aber fühlte sich dem Geiste dieser Stunde plötzlich tief entfremdet.

In ihrer Brust erhob sich ein geheimnisvoller Widerspruch dagegen. Nur als ein ganz schwaches, nichtssagendes Flämmchen zuckte eine seltsame Neugierde hindurch. Eine spannungslose, ziellose Neugierde. Sie erhob sich. Sie standen sich gegenüber.

„Vielleicht sind Sie ein Freund —" sagte sie.

Er empfand, daß seine Arme sie umfangen mußten, ehe das nächste Wort gesprochen wurde, und daß dies nächste Wort seine Lippen versengen werde —

Ein Zweig knackte, in ihrer nächsten Nähe. Da wich Elinor einen Schritt zurück, wie erschrocken.

„Es ist jemand hier —" sagte sie. Sie trat noch weiter von ihm fort, wandte sich wieder dem Abhang zu und warf einen verwirrten Blick hinunter.

Und auf einmal fühlte sie unschön und beschämend die Notwendigkeit, ihre Stimmung plötzlich zu verlassen, sich einen Schein zu geben, und damit etwas Unwahres zu begehen. Wie ein Blitz flog es über ihre Seele hin, daß sie sich verstellen müsse. Wie etwas Feindseliges.

Mit harter Stimme sagte sie nun laut: „Sehen Sie! Wie schnell es geht ... Nur mehr wie ein brodelnder Gluthaufen sieht es aus. So rasch! — Gleich ist alles zu Ende. Und wir stehen in der Dunkelheit —"

„Wir finden den Weg," entgegnete er kurz.

„Nein, vielleicht finden wir ihn nicht!" rief sie unruhig.

Jetzt wandte sie sich eilig um und lief fast über das Heidekraut hin.

„Warten Sie doch!" rief er. „Sie müssen mich beinahe führen — Sie kennen den Weg —"

„Nein, nein! Folgen Sie mir nur."

Sie schien ganz verwirrt. Oder als ob sie ihn vergessen wollte.

Sie wartete gar nicht, daß er in ihre Nähe kam; sie blieb voraus — —

In sich gesunken, den Kopf auf die Brust gesenkt, kauerte Paul auf seinem Platze. Er wartete. Hatte er nicht sogleich bekannt, daß er in ihrer Nähe war, dann durfte er es überhaupt nicht

und hatte kein Recht, ihren Weg zu kreuzen. Jetzt hatte sich seine ganze Spannung in stumpfe Empfindung aufgelöst. —

Aber plötzlich fuhr er auf. Wie ein Blitz zuckte es durch sein Hirn, durch alle Wellen seines Blutes. Er vergaß jede Vorsicht; ein paar Schritte weit stürzte er ihnen blindlings nach. Durch seinen Körper lief ein heftiges Zittern. Er preßte die Zähne aufeinander; sein wilder Herzschlag drückte ihm beinahe den Atem ab.

Er durfte sie nicht aus dem Auge lassen ... er mußte sie bewachen ...

Er fühlte, wie sein Gesicht sich verzerrte, daß sich in diesem Augenblicke ein Zug um seine Lippen eingegraben haben mußte, wie ein krampfhaftes, von Hohn und Verzweiflung und auch von Selbstverachtung vergiftetes Lächeln ... Denn die Empfindung durchfuhr ihn, daß jetzt ein niedriger, wahnwitziger Dämon ihn trieb; daß er in diesem Augenblicke Elinor und sich selbst eine tiefe Wunde beibrachte, und daß ein Qualm in seiner Seele emporstieg, aus dem brodelnden Sode gemeinen, sinnentrunkenen Mißtrauens.

Atemlos, mit pochenden Pulsen, wie ein Jäger mit der mordbereiten Waffe in der Faust, schlich er ihnen nach. Er sah ihre Schatten. Er konnte unterscheiden, daß Elinor voraus war, daß der andere unsicher und langsamer folgte. Sein Gehör spannte sich. Aber kein Wort schlug an sein Ohr. Endlich sah er, daß die Gestalten den Wagen erreichten. Dann verschwanden mit einem Rucke die glühenden Lichtflecke, die Wagenlaternen. Ein rasch verstummendes Rollen war hörbar. Und wieder stille lag die Nacht ...

Das Feuer war erloschen. Tiefe Dunkelheit hing zwischen den Bäumen.

Und Paul ging langsam den Steig zurück, hinauf. Etwas war zerbrochen in ihm. Es war vorbei ... Seine Gedanken, seine Sprache schien sich keines anderen Wortes mehr entsinnen zu können. Vorbei, vorbei, vorbei ...

— — — — — — — — — — —

Unmutig und schweigend hatte Enwelaar Elinor erreicht.

„Warum ...?“ sagte er halblaut, als sie schon am Wagen war. „Ihr Freund! Gut denn. Danke! ... Doch läßt man Freunde nicht wartend an der Schwelle stehen, gleich Bettlern ... hören Sie mich? — Denn Sie fühlen, daß ich weiß — — Sie sind zu groß und selbständig für eine gewöhnliche Rolle. Es wäre eine sehr gewöhnliche Rolle, es ist ein abgenütztes Bild, wenn ein Mann vor einer Frau auf den Knien liegt. Es gibt mehr! Und ich warte — —“

Doch schwieg sie auch jetzt.

Nach einer Weile sagte er beinahe heftig: „Endlich werden Sie mir ja Ihre Antwort geben!“

Es rang und kämpfte etwas in ihr. Dann entgegnete sie zögernd: „Ich werde antworten ...“

Die Lichter von Wied blinkten vor ihnen auf. Nur die ruhigen Lichter aus den beleuchteten Zimmern und die paar Laternen. Die übrigen Wagen mußten längst zurückgekehrt sein.

Einen Augenblick, bevor sie an die Rampe heranfuhren, ergriff Enwelaar Elinors Hand, drückte seine Lippen auf den Handschuh und sagte leise: „Ich weiß — ich muß Ihnen danken!“

Sie zog ihren Arm rasch zurück, sie war so in sich versunken gewesen, daß sie seine Bewegung nicht bemerkt hatte.

Oben auf der Rampe stand Senkbach, mit unbedecktem Kopfe. Er rief ihnen etwas entgegen, es war ihm im Zimmer so heiß geworden, daß er noch ein bißchen ins Freie herausgekommen war. Gaston hatte heute so ganz verteufelt starke Zigarren bei sich gehabt, und dann diese Masse Sekt! Er hatte zu schnell getrunken.

„Also — endlich!“ rief er und lief über die Treppe hinab. „Nämlich wir haben gedacht, es sei Ihnen etwas zugestoßen! — Nein? — Ich bin noch ein wenig spazieren gegangen. Das ist hübsch! Und das Feuer — schade, daß wir uns so unnütz geängstigt haben. Ali hat Migräne bekommen.“

In ihrem Zimmer lehnte Elinor noch eine Weile im Fenster und sah gegen den See hinaus. Längst war jede Spur des Feuers vom Himmel verschwunden. Ruhig und dunkel lag die Nacht.

Die alte Badehütte ...

Damals, vor Jahren, war sie ganz nahe daran gewesen, im See zu ertrinken.

Oder Paul hätte sie gerettet.

24.

Ihr aufgeregtes erschüttertes Gemüt fand in den langen Stunden dieser Nacht keine andere Ruhe, als daß die Ermüdung sie schließlich in eine Art von Betäubung senkte. Aber sie erwachte schon, als das Morgenlicht draußen durch die Dünste zu zittern begann. Wie ein wirrer Traum erschien nun die Erinnerung der letzten Stunden. Ein häßlicher, abstoßender Traum, von dem sie sich befreien mußte. Jemand, der keinerlei echten Anspruch auf ihre Freundschaft genoß, hatte einen Augenblick ihre Schwäche und tiefe Ratlosigkeit benützt, um ihr nahezutreten. Was für ein demütigender, beleidigender Gedanke war es, sich zu erinnern, daß Envelaar eine Antwort von ihr erwartete! Daß sie ihm diese nicht sogleich gegeben hatte! Durch welchen Sturm waren in ihrer Seele alle guten Kräfte gebeugt und durcheinander gewirbelt worden, daß sie gleichsam die Besinnung verloren? Das Bewußtsein, daß es nichts anderes als eine unsägliche, frivole Verletzung war, deren Gefahr sie aufgesucht hatte, und die sie nun erlitten, erfüllte sie mit quälender Unruhe. Ihre Gedanken wurden jetzt vollkommen wach, und ihr Stolz peitschte sie dahin, mit schneidenden Hieben. Welch widerliches Gaukelspiel, welch lächerliche Lüge! Es konnte ja nicht früh genug geschehen, daß sie diesem Manne, der Spiel und Ernst daran wagte, jede Illusion benahm.

Sie schob die Decke zurück, sprang auf und ging an eines der Fenster, das sie weit aufstieß.

Eine ziellose Sehnsucht hinaus ins Freie, in die weite, unberührte Luft, faßte sie an, drängend, unwiderstehlich.

Wenn sie sich beeilte, mochte sie noch eine oder zwei Stunden vor sich haben, ehe das Haus lebendig wurde, ehe sie jemand andern sah und bevor die Unruhe des Aufbruches begann.

Sie beschleunigte ihre Toilette, schlüpfte in ihre Kleider, legte ihre Schuhe an, öffnete die Tür und schritt etwas zögernd die Treppe hinab. Kein Laut regte sich noch im Hause, als sie es verließ.

Sie schritt durch den Garten, über den sich noch schwer vom Taue die Zweige neigten und ihr Haar streiften. Die Luft war köstlich, frisch und still. Ganz dünne Dunststreifen hafteten hie und da noch an den Sträuchern. Hoch oben aber mußte der blaue Himmel schon geläutert stehen. Vielleicht erreichte ihn schon die Sonne mit einem Strahle. Denn weit jenseits des Waldes, jenseits der Berge, ferne, aus fremden Meeren, mußte sie bald ihren blanken Feuerschild über den Horizont heben, — die Sonne —

Traumhaft war es dennoch, hier zu gehen.

Wohin?

Durch die alte, dicke Gartenhecke drängt sich ein kleiner Fußsteig. Ihre Schuhe wurden naß vom Grase.

Durch die Wiese schlängelt sich ein seichtes Bächlein. Und dort vorne bewegt sich plötzlich ein Geschöpf und flieht vor dem nahenden Menschen. Ein Reh!

Da, vor dem Waldsaume, wie eine Schildwache, steht eine uralte, vom Blitz entzwei gespaltene Eiche. Jetzt flattert eine Krähe aus ihrem dürren Gipfel auf.

Wohin noch? Wohin?

Sie weiß es nicht, sie denkt nicht daran.

Sie sieht wohl, daß sich der Pfad im Grase verloren hat. Ihre Füße treten auf das samtweiche Moos des Waldbodens. Farnkräuter, Waldgräser, silbertauend, wischen an ihrem Kleide. Mit leise umflorten Blicken sieht sie in den geheimnisvollen Waldgrund hinein.

Doch plötzlich fuhr sie erschreckend zurück. Ihr Schritt zögerte. Noch ein anderer Mensch war hier.

Dort vorne, an dem Stamme einer frisch gefällten Fichte, der auf den starken Ästen wie eine Schranke querüber auf der Erde lag, lehnte, halb stehend, halb sitzend, ein Mann, der ihr starr entgegenzublicken schien. Der Mann sah aus, als hätte er eine mühsame Wanderung hinter sich, durch Gestrüpp und Tannenbruch. Elinor kannte das Gesicht, und doch schien es ihr so verändert. Sie kannte diese Augen, und doch dünkten sie ihr fremd. So dunkel schien der finstere Blick sie zu machen.

Jählings ergriffen, erhob sie beide Hände und preßte sie auf ihre Brust.

„Paul — ! Wie kommst Du hierher — ?“

Er richtete sich auf und kam auf sie zu.

„Ich bin hierher gekommen, weil ich

so sehr wünschte, Dich noch einmal zu sehen," sagte er beinahe tonlos. „Zwar wußte ich nicht recht, wie es sollte geschehen können — aber so habe ich es mir ausgedacht während der langen Zeit, heute nacht, da ich in Deinem Zimmer die Lampe brennen sah. — Ich wollte es versuchen. — Mir kam vor, als dürfte ich den gestrigen Tag nicht zu Ende gehen lassen, indem ich fühlte, daß es Nacht wurde. Ich fürchtete mich beinahe vor der Nacht. Als ob sie ein ganzes Leben verlöschen könnte."

Elinor blickte ihn erstaunt an. Seine Stimme klang fremd, zurückhaltend und suchend. „Ja," fuhr er fort. „Eigentlich mußte ich mir sagen, daß dies doch ein aussichtsloses Unternehmen wäre ... Aber, weißt Du, später hätte ich mich näher ans Haus gewagt, irgendwie hätte ich Dich vielleicht doch gesehen —"

„Wie sprichst Du, Paul?" sagte sie ängstlich. „Ich verstehe Dich nicht."

„Ach, Du verstehst mich nicht!" Seine bleichen Lippen verzogen sich zu einem bittern Lächeln. „Ich will Dir alles sagen ... Ich wollte Dich also auf diese Weise sehen —"

„Auf diese Weise —" wiederholte sie. „Es wäre ja möglich, daß mich ein Zufall in Deinen Weg geführt hätte."

Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Dies Wort hasse ich!" erwiderte er, beinahe heftig. „Es war eine lange, geduldige Mühe meines Lebens, dem Zufalle seine Herrschaft zu entwinden. Nein, nicht der Zufall — eine innere Stimme, die niemand von uns kennt, hätte Dich geführt. Deshalb bist Du jetzt hierher, gerade hierher gekommen."

„Darum bin ich gekommen —" sagte sie ratlos.

„Elinor!" fuhr er fort. „Muß ich nicht glauben, daß es eine geheime Kraft war, die Dich führte? Wir konnten uns damals nicht zuletzt gesehen haben."

In seinen Zügen arbeitete tiefe Erregung. Und sie sah es. Aber ihre Gedanken waren hilflos.

„Immer noch verstehe ich Dich nicht," sagte sie mit leiser, bewegter Stimme.

„Ach! — Haben nicht wir beide — Du und auch ich — uns gebeugt gefühlt unter schwerer Last? — Und hat es nicht dennoch für uns beide ein Licht gegeben, an das wir glaubten und das sich hoch über das Leben erhebt? Die Wahrheit, die Freiheit?"

„Ja, die Wahrheit," wiederholte sie. „Das einzige, was befreit —"

„Wenn aber selbst das Lügen gestraft würde?" sagte er leidenschaftlich. „Wenn es schreckliche Momente gäbe, in denen die Wahrheit nicht befreit, sondern nur den wildesten Widerspruch wachriefe, — wenn wir Sklaven geworden wären, die die Wahrheit fürchten, weil sie zu stark ist für unser Herz?! — Hast Du nicht gesagt, daß Du mich nicht verstündest? — Hör nur, was ich fortwährend in meinem Herzen vernehme, all diese endlos langen Stunden! — Höre: Nun wirst Du bald in der Ferne für mich verschwinden. Ganz in unbegreiflicher Ferne. Als ob ich nicht mehr fähig sein sollte, Dich wiederzuerkennen. Welch ein furchtbarer Abgrund kann den einen Tag vom andern trennen! Verstehst Du mich jetzt? — Einmal noch hast Du gekämpft, hast Dich besonnen. In dieser jetzigen Stunde liegt Deine Seele wohl noch im Streite mit Scheu und mit Zweifeln und mit allem Guten, dessen sie fähig war. Morgen oder irgendwann kommt es, daß Du Dich nicht mehr besinnst."

Ihr Herz zuckte zusammen. Was wußte Paul?

„Vielleicht habe ich mich schon besonnen!" sagte sie. „Vielleicht besonnen, daß es Lasten abzuschütteln gilt, Ketten zu brechen, um zur Wahrheit zu gelangen und frei zu werden."

Er faßte ihre Hände und zog sie näher an sich heran. „Soll ich Dich zwingen, die Wahrheit zu bekennen?" fragte er schneidend, und das bittere Lächeln lag wieder auf seinem Munde. „Weißt Du, daß mir zumute ist, als sei ein Gift in mein Blut gedrungen, das mir das Herz aus dem Leibe frißt? Denn so ist es, wenn wilde Zweifel wie Furien über einen kommen. Beginnst Du, mich zu verstehen?"

Sie besann sich. Ihre letzte, unselige Unterredung stand ihr im Gedächtnis — Envelaars verlegter Brief —

„Also kennt auch Dein Herz den Fluch unreinen Mißtrauens?" sagte sie. „Oder

steht Dein Glaube auf so schwachen Füßen, daß Du ihn nur bewahren könntest, wenn Du mich bewachst?"

Da sauste die letzte Erinnerung auf ihn nieder, voll sinnverrückender Deutlichkeit, als ob das eine Wort ihm jählings klar machte, woran seine Leidenschaft alles zu hängen schien. Sie fühlte also selbst, was das zu sagen hatte! Doch mußte Wahrheit zwischen ihnen sein. Wenigstens sollte sie von ihm nur Wahrheit erfahren. In sein Blut stieg es wie Rausch, die Wollust des Schmerzes stieg hinauf in sein Herz und umflorte, gleich heißem, atemlosem Dunst, seine Fähigkeit, zu denken, zu überlegen. Alles ballte sich in seiner Seele zusammen, — eine Freundschaft, die Nähe, in der sie beide Schritt um Schritt gerückt schienen, seine Liebe, die geknechtet, verleugnet, in unnatürlichem Zwange unter einer gleichmütigen Maske ihr Leben gefristet hatte; die schreckliche Vorstellung der nächtlichen Stunde, in der er sie ahnungslos belauscht und sie für ewig zu verlieren geglaubt hatte: das alles vermengte sich zu wildem Schmerz, ringender Sehnsucht, zorniger Leidenschaft, Mitleid und Härte! Zum Verlangen in Verzweiflung aufzuschreien, und doch an ihr, die ihm solches Leid zugefügt hatte, Vergeltung zu üben — und gleichzeitig sich ihr zu Füßen zu werfen und sie um Erbarmen anzuflehen.

Er umschloß ihren Arm fest und zog sie nun ganz nahe zu sich.

„Ja!" rief er in maßloser Erregung. „So kleinlich, so ängstlich, so unsicher ist mein Glauben. So schwer geprüft ist er worden, so zerbrochen ist seine Stärke. Du sollst es wissen, Du mußt es wissen. Auch das war kein Zufall, als ich den Hügel hinaufeilte, als der Feuerschein die Nacht zerriß und ängstlich und blendend über unseren Köpfen zuckte. — Ich habe die nahenden Schritte gehört — ich horchte nach Deinen Worten hin ... Jedes einzelne war wie ein Dolchstoß für mich ... Ich grub meinen Blick in die Nacht, um Deine Gestalt zu erkennen ... Ich war in Deiner Nähe, um Dich zu bewachen, zu bewahren —"

Ein Blick auf das erbleichte Gesicht, das sich ihm mit dem unnennbaren Ausdrucke von Schmerz und Gebrochenheit zuwandte, schnitt ihm das Wort ab. Es ging wie eine plötzliche gewaltsame Bewegung durch Elinors Züge. Ihre Lippen zuckten. In ihren weit gewordenen Pupillen schien der Glanz erloschen. Vielleicht war es die Nähe ihres Gesichtes, die ihm den Rest von Besinnung raubte. Sein Herz hämmerte. Er neigte sich tief zu ihr. Als ob seine Seele an diesem weichen, schmerzgenetzten, großen, fragenden, heißen und bangen Blicke tränke. Niemals hatte er sie so nahe gesehen. Nicht ihre Gestalt, nicht ihr Antlitz; alles war es, was ihr ganzes Wesen ausmachte, ihre Persönlichkeit, ihre Fähigkeit, zu denken, zu empfinden, zu überwinden oder — überwunden zu werden. Denn niemals war er so gemahnt worden, daß auch sie trotz alles ihres Stolzes, ihrer Selbständigkeit und ihres Mutes, ein Weib war, mit jeder Feinheit und Empfindlichkeit, mit aller Rührung und Berückung, mit aller Demut, aber auch mit aller königlichen und bewußten Überlegenheit des Weibes. Zehnfach überlegen, wo sie begehrt und geliebt ist, hundertfach überlegen, wo sich die Leidenschaft vergessen hat, sie zu kränken. Unermeßlich überlegen, wo sie hilflos am Ende ihrer Kräfte scheint. Vielleicht schien sie ihm jetzt fremder als je, weil diese Eindrücke sie mit einem neuen, nicht bekannten Reize umkleideten. Und indem es laut in ihm rief, wie er dennoch schweres Unrecht an ihr begangen, statt sie wahrhaft zu schützen, versank alles andere in nichts, und nur die eine, niemals zu brechende Macht, nur seine Liebe, war da. Er umfing ihren Leib und zog ihren Kopf an den seinen. Mit sanfter Hand richtete er ihr Gesicht ein wenig empor, trunken von seinem Anblicke. Nur das eine Wort vermochte er zu sagen: „Vergieb mir, wenn Du kannst, — vergieb mir —"

Und er küßte ihr duftendes, weiches Haar; er küßte es behutsam und leise, auf ihren Scheitel und wo es ihre Schläfen bedeckte. Er küßte ihre Stirne, deren Ausdruck er so wohl kannte. Bebend küßte er die heißen Augen, deren Lider sich vor seinen Lippen schlossen. Regungslos hing sie in seinem Arme, das Haupt ein wenig zurückgeneigt. In leisem, betörendem Schauder und zugleich in

einer Verzückung, die beinahe das Leben zu hemmen schien, küßte er ihre kühlen Wangen. Und er küßte die Hand, die sie mit kraftloser Gebärde gegen ihn ausstreckte. Er küßte die schlanken Finger und die weiße Haut, dort, wo er langsam und stark den Schlag ihres Pulses an seinen Lippen fühlte. Aber einer langen Woge von Leben glich es, als er seinen Mund auf ihre brennenden Lippen neigte. Nicht mit der leisesten Regung erwiderten sie seine leidenschaftliche und betörte Liebkosung. Er aber küßte von ihnen ihren Atem, ihre Wärme, ihre Weichheit und ihren Duft; es schien ihm, als küßte er von ihnen Elinors geliebte Sprache und ihr Lachen, ihren Trotz und ihre Tränen, alle ihre Gedanken und ihre ganze Seele. Seine eigene war im Begriffe, in einem Wirbel zu versinken.

Endlich zerbrach eine entschiedene Bewegung Elinors den Bann. Sie neigte ihre Stirne tief, um ihr Gesicht vor ihm zu verbergen, schüttelte stumm den Kopf und wehrte ihn mit beiden Armen ab. Es lag etwas Flehendes und Unwiderstehliches in ihrer Bewegung. Er gab sie frei und trat einen Schritt von ihr weg.

Da standen sie, wortlos, mit erbleichten Wangen, mit stürmendem Herzschlage, zitternden Lippen.

Langsam strich sich Elinor über die Schläfen, als müßte sie sich der Wirklichkeit erst zu entsinnen suchen. Dann wandte sie ihren unergründlichen Blick von ihm ab. Ihrem ringenden Willen gelang es endlich, notdürftige Fassung wiederzufinden.

„Ich weiß," sagte sie, „daß viele meiner Schwestern in einer Lebensstunde wie diese jede Kraft verlieren würden. Aber wie wollt Ihr wissen, wie nahe an den Grenzen der Kraft die Erschütterung liegt, die Ihr bereitet? — Ich wollte, ich wäre allein, Paul! — Ja, ich wollte, ich wäre jetzt allein ... Vielleicht ist all das bißchen Mut und Frische, das ich besitze, nur die Angst, nein, der Abscheu vor der Schwäche. Wenn ich selbst einmal fühlte, daß sich alles in mir auflöst, daß mein Ich nichts mehr vermag, als sich in Tränen auszugießen ... Sie machte eine kleine Pause. Ihre Stimme war kräftiger und leidenschaftlicher, als sie dann fortfuhr:

„Nein, sprich nichts! — Und sieh nun, es ist eine wohlgemeinte Fügung — schau durch den Wald hin — ich muß zurück — der Tag ist völlig gekommen. Dort draußen liegt die Sonne — wir müssen uns trennen —"

Sie machte einige unentschlossene Schritte von ihm fort. Ihre Haltung, ihr zaghafter Gang, der Klang tiefster Bewegung in ihrer Stimme rüttelten an ihm.

„Und Du?" sagte er. „Du, Elinor? Verlangt es Dich nicht, zu sprechen? Mir zu sprechen — von allem?"

„Von allem —!" wiederholte sie versonnen. „Aber hier nicht. Und jetzt noch nicht — Geh! Versteh mich! Geh! — Sei auch jetzt der, für den ich Dich immer gehalten. Geh!"

Er zögerte noch einen Augenblick. Dann schien er ihren Wunsch zu begreifen. Und daß er ihn erfüllen mußte, wenn er ihn begriff. Entschlossen trat er zu ihr und faßte ihre Hand zum Abschiede. Er hielt sie eine Weile stumm in der seinen, ließ sie dann sinken und wandte sich fort.

Sie lauschte.

Eine ganze Weile noch konnte sie hören, wie seine Schritte sich entfernten, das Knacken eines dürren Zweiges, das Rauschen von ein paar trockenen Blättern, auf die er trat.

Sie lehnte an dem Stamme des gefällten Baumes, horchte und sah mit ziellosem Blicke vor sich nieder auf den Waldboden. Ferne und ferner verloren sich die schwachen Geräusche.

Dann, mit einemmal, schien es unendlich still, als regte sich im ganzen Walde nichts mehr, als ihr eigenes pochendes Herz. Als wäre ihr nun nichts, nichts anderes mehr geblieben — —

Da zuckte sie zusammen und verbarg ihr Gesicht schluchzend in den Händen.

(Schluß folgt.)

Siegfried. Skulptur von Rudolf Maiſon †.

Giorgione. Von Max von Boehn.

Sagen wir Giorgione, so ſprechen wir von einem Rätſel. Der beſtrickende Wohllaut, der weiche Klang dieſes Namens wirkt wie ein Zauber, er beſchwört eine längſt verſunkene Welt, er umweht uns wie ein Hauch von Frühling, Schönheit und Jugend: zu ahnen nur, nicht zu faſſen, wie ein holder Traum, wie die Roſenwolke am Morgenhimmel. Seltſames Geheimnis! Wir kennen ſeinen Namen, ſeine Stellung in der Geſchichte der Kunſt, ſeinen Einfluß auf Zeitgenoſſen und Nachfolger, von dem Menſchen aber wiſſen wir nichts, von dem Künſtler wenig. Vaſari, Ridolfi und andere haben ihm eine Biographie erfunden; faſſen wir ſie aber feſt ins Auge, ſo entſchwindet er uns mehr, als daß wir ihn greifen. Das Jahr ſeiner Geburt iſt ungewiß, ſeine Abſtammung von einer vornehmen Familie ein Märchen, das Sterbejahr, welches Vaſari angibt, falſch. Seine Fresken waren ein Menſchenalter nach ihm ſchon zerſtört, und von ſeinen Staffeleibildern ſind uns ſicher nur drei überliefert, alle drei verputzt, übermalt, reſtauriert. Unſere ganze Kenntnis baut ſich auf dieſen Ruinen auf, aber ſie genügen, um den Künſtler zu bewundern, den Menſchen zu lieben. Die Sonne iſt hinter Wolken verborgen, ferne Gipfel aber vergoldet ihr Glanz, das Blühen ringsum verkündet ihre Kraft. Am Ausgange des Mittelalters ſteht er als der Herold, der in einer neuen Kunſt eine neue Zeit verkündigt; auf ein Jahrhundert glänzender Verſprechen ſchickt er ſich an, die herrliche Erfüllung folgen zu laſſen, aber er geht dahin, kaum daß er ſein Werk begonnen, flüchtig wie die Morgenröte; das Geſtirn, welches den leuchtenden Tag heraufführt, heißt Tizian. Wie ihren Lieblingen allen, gab die Natur ihm zu dem Genie auch Schönheit und Anmut und von allen Loſen das beneidenswerteſte, einen frühen Tod. Bedeutenden Leiſtungen folgen große Aufträge, einer ſchönen Gegenwart leuchtet eine glänzende Zukunft, da wird er abgerufen und vollendet ſein Leben jünger als Raffael oder Mozart; im Alter, in dem andere beginnen, hört er auf. Er hat die Schwelle des Mannesalters nicht überſchritten, ſein Leben aber, ſein Werk war vollendet. Er hat der Kunſt ſeiner Zeit ſeinen Namen gegeben, nicht er allein, ſein Lehrer, ſeine Schüler, Freunde und Feinde malten „Giorgione", war es doch ein Bekenntnis zur Natur, zur Farbe, zur Freude.

Die Beſchreibung ſeines Lebens beginnt mit einem Fragezeichen. Wir wiſſen nicht, wann er geboren wurde, wahrſcheinlich aber im Jahre 1477. Er war der Sohn oder Enkel eines gewiſſen Giovanni Giorgione (im venezianiſchen Dialekt zu Zorzone verkrüppelt), der aus Vedelego ſtammte und in Caſtelfranco wohnte. Hier verlebte der Künſtler ſeine Kindheit. Caſtelfranco, eine kleine, damals mit betürmten Mauern umgebene Stadt, liegt in einer hügeligen Ebene; der Horizont, begrenzt im Norden durch die fern im Duft aufſteigende Kette der Alpen, ſenkt ſich nach Süden zur Adria; zieht er dort den Blick in die Höhe, ſo lockt er ihn hier in unermeßliche Weite. Die anmutige Umgebung der ſtillen, kleinen Stadt mit ihren grünen Auen und rieſelnden Waſſern, dem kühlen Schatten ihrer Bäume und Büſche pflanzte in des Kindes Gemüt die Liebe zur Natur und öffnete ſeinen Sinn für die Seele der Landſchaft. Er mag ſtarke Eindrücke auch in der Nachbarſchaft empfangen haben, lebten doch bedeutende Menſchen dort gerade zur Zeit, als er ein Knabe war. Caſtelfranco liegt nahe bei Aſolo und nur ebenſoweit von Treviſo, zu deſſen Gebiet es gehört. Hier aber reſidierte damals Graf Bernhard, ein Forſcher von legendärer Berühmtheit, ein Gelehrter, der ſeiner Wiſſenſchaft für Jahrhunderte die Wege wies. Ihm gelang es, nach ſeinem eigenen Geſtändnis, im Jahre 1481 den Stein der Weiſen zu finden, die prima materia, die edel und gut und darum reich und glücklich machte. Er ſtarb 1490, und ſein Geheimnis, das er mit ins Grab nahm, haben Generationen von Alchimiſten vergebens zu ergründen

Abb. 1. Madonna mit Heiligen. Gemälde in Castelfranco.
(Nach einer Photographie von C. Naya in Venedig.)

Abb. 2. Die Madonna mit dem Jesusknaben. Ausschnitt des Gemäldes in Castelfranco.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Digitized by Google

Abb. 3. Die sogen. Familie des Künstlers. Gemälde im Palazza Giovonelli zu Venedig. (Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

versucht. Ob wohl eine Kunde von diesem Manne, der den Kreis des Wissens seiner Zeit vollendet hatte und dessen Ruhm wie ein tiefer Schatten durch die nächsten Jahrhunderte fallen sollte, zu dem Knaben gedrungen ist? Anziehender jedenfalls wird Asolo dem Heranwachsenden gewesen sein, wo eine entthronte Herrscherin Hof hielt, wo Katharina Cornaro der fernen Insel gedachte, deren Schattenkönigin sie kurze Zeit gewesen. Die künstlerisch verherrlichten Feste ihres kleinen Hofes hat uns Bembo beschrieben, vielleicht befand sich unter den Zuschauern oder Mitwirkenden auch der junge Giorgione, der ja schön und klug gewesen sein soll.

Diese Idylle der kleinen Stadt vertauschte der Jüngling bald mit dem größten Schauplatz, den die damalige Welt zu bieten hatte, mit Venedig. Er kam in die Lehre zu Giovanni Bellini und betrat damit den Boden der Weltstadt, die zu seiner Zeit auch noch Weltmacht war. Nicht mehr lange. Schon war der Seeweg nach Ostindien gefunden, eben die Neue Welt entdeckt, der Königin der Meere begann ihr Reich zu entschwinden, aber noch strömten in Venedig die Völker von Ost und West zusammen, der Luxus der ganzen Welt schwelgte hier in prunkenden Festen, in den Genüssen einer alten und raffinierten Kultur. Hier berührten sich die Gegensätze des Orients und des Abendlandes, und den Äußerlich-

keiten eines genußfrohen Daſeins, der Farbenpracht ſeiner Erſcheinung lieh die auf den Wogen ſchwimmende Märchenſtadt den Schimmer ihres goldigen Lichtes, den verklärenden Glanz ihrer leuchtenden Luft, den zitternden Reflex ihrer ruheloſen Wäſſer.

Seit zwei Menſchenleben hatte man im Atelier der Bellini danach geſtrebt, dieſer herrlichen Natur ihr Geheimnis abzulauſchen, die Transparenz ihrer Farben, die Weichheit ihrer Linien, das Verſchmelzende ihrer Umriſſe künſtleriſch zu bewältigen; aber was den Greiſen nach der anſtrengenden Arbeit langer Jahrzehnte kaum gelang, das fiel dem Genius des Jünglings von ſelbſt zu. Giorgione erſcheint und iſt fertig und vollkommen. Das maleriſche und techniſche Können der Bellini erhält er wie ein Erbe, er ſchaltet damit wie ein Verſchwender und vermehrt es wie ein Geiziger. Ihren ſchönen Menſchen ſchenkt er zur Schönheit auch eine Seele, dem Glanz ihres Kolorits gibt er Wärme und Tiefe; ſie ſprechen zum Auge, er ſpricht zum Herzen, ſie ſind Rechner, er iſt ein Dichter. Sie ſchreiben die Natur ab, er ſchafft die Welt neu aus ſich ſelbſt; die Geſtalten, die im Reich ſeiner Kunſt wandeln, leben, denn er gibt ihnen das Blut, den fiebernden Puls des eigenen Herzens, das volle, zitternde Bangen der eigenen Seele. Wo die Bellini überreden, da reißt er fort, und wo ſie überzeugen, da hat er längſt die Seele bezwungen. Die ſeltſame Glut ſeiner Farbe, der rötliche Schimmer des Inkarnats, die Anmut ſeiner Formenſprache, die Jugendfriſche, deren warmer Atem ſeinen Schöpfungen entſtrömt, ſind die Elemente, durch die er die überkommene Kunſt bereichert und ſteigert; aber erſt durch die Empfindung, welche er ihr mitteilt, vertieft und verfeinert er ſie. Und dieſe Wirkung erzielt er durch die Landſchaft. Sie war vor ihm, und doch ſcheint er ſie erſt entdeckt zu haben. Aber das iſt nicht mehr die Landſchaft pittoresker Hintergründe, ſondern die Landſchaft im modernen Sinne als Vermittlerin der Stimmung, die Landſchaft als

Abb. 4. Die drei morgenländiſchen Weiſen. (Aneas, Evander und Pallas.)
Gemälde in der Kaiſ. Gemäldegalerie zu Wien. (Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.)

Abb. 5. Das Moſes-Ordal. Gemälde in den Uffizien.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Echo der Empfindung, welche den ihr zugerufenen Schmerz als Sehnſucht zurückgibt. Giorgiones Kunſt iſt Muſik. Zwiſchen dem Chroniſtenſtil der Bellini und dem hochdramatiſchen Pathos Tizians ſteht Giorgione als Lyriker, der mit ſeinen leiſen, weichen Lauten das Gefühl unwiderſtehlich gefangen nimmt, der die Seele vom Drucke der Gegenwart befreit, um ſie in ferne, nie geweſene Traumländer zu entführen. Aber aus der Fülle ſeiner maleriſchen Schönheiten, aus dem Brauſen der reichorcheſtrierten Farbe klingt der Unterton verhaltener Seufzer; dieſe glühenden Viſionen, die wie in einem Rauſch von Purpur und Gold empfangen ſcheinen, löſen ein quälendes Grübeln, eine unerklärliche Wehmut aus. Giorgiones Bilder geben ſo unendlich viel, weil der Maler ihnen ſo viel aus ſeinem Eigenen mitgab; ihr Gehalt iſt kaum auszuſchöpfen, haftet ihnen allen doch etwas

Abb. 6. Das Urteil Salomos. Gemälde in den Uffizien.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Unerklärliches, Unaussprechliches an, dessen Reiz der Beschauer immer aufs neue erliegt.

Sein Hauptwerk, die Madonna mit den Heiligen Franziskus und Liberalis in der Kirche zu Castelfranco, ist 1504 oder kurz vorher entstanden, wie man annimmt, als ein Auftrag des Condottiere Tuzio Costanzi. Das Schema, welches er anwendet, ist das Überkommene der Belliniſchen Conversazione sante, aber die sakral feierlichen Typen der älteren Kunst sind zu Individuen geworden. Auf einem erhabenen Thron die Mutter mit dem göttlichen Kind, ihr zur Seite zwei jugendliche Heilige. Allen dreien eignet in ihrer holden Jugend eine unvergleichliche Anmut und Natürlichkeit in Stellung und Haltung. Der Hintergrund zieht den Blick in eine Landschaft von sonniger Heiterkeit, in unabsehbar weite

Abb. 7. Bildnis eines jungen Mannes. Gemälde im Museum zu Berlin. (Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

symbolisieren? Wer wollte es sagen, wer wollte all die Rätsel lösen, die der Künstler sich von der Seele gemalt, als er dies Bild schuf, oder jene im Palazzo Giovanelli in Venedig und in der Belvedere-Galerie in Wien? An der Deutung beider haben die Biographen sich die Köpfe zerbrochen, aber was hilft es uns, ob wir jenes „Die Familie des Künstlers" oder „Adrast und Hypsipyle", dieses die drei Geometer — oder „Aneas, Evander und Pallas" nennen? Es sind Seelenzustände, die der Künstler hier in Farben bannte, Stimmungsbilder aus dem Traumland, sie offenbaren ihre Geheimnisse dem Gefühl, sie verschließen sie dem Verstand.

Dort sehen wir in einer duftigen Landschaft einen Jüngling, schön, reichgekleidet, in der Haltung die Kraft in der Anmut verratend, von ihm durch einen Wasserlauf getrennt ein junges kaum bekleidetes Weib mit einem Kind; über beiden verkündet der grelle Blitz ein Gewitter. Wo aber weilen die Gedanken der beiden? Ihre Blicke achten nicht der Natur um sie her, noch des Unwetters, auch treffen sie einander nicht; wie über Raum und Zeit hinweg scheinen sie das Unendliche zu suchen, sie verkünden eine unbewußte Trauer, wie sie der Jugend, die ein frühes Ende erwartet, so oft eigen ist. Wollte der Künstler hier ein Bekenntnis aussprechen oder war es wirklich nur die Illustration einer Erzählung des Statius, um die es ihm zu tun war? Das Bild ist wie ein Gesang, dessen Töne der Wind entführt, ohne Zusammenhang,

Fernen, und doch haftet dem Bilde ein Zug von Melancholie und Trauer an, der die Seele ganz still macht. Auf dem jungen Weib liegt die Mutterschaft wie ein schweres Schicksal, das sie noch nicht ganz fassen kann, und ihr zur Rechten und Linken die beiden Jünglinge sind hier nebeneinander vereinigt, während nichts sie miteinander verbindet als der Raum. In tiefes Sinnen verloren, hängt jeder seinen eigenen Gedanken nach, wie versunken in eine schmerzliche Gewißheit; sie rufen uns zu: Es gibt nur ein Nebeneinander, kein Miteinander, jedes Menschen Schicksal ist es, immer so ganz allein zu sein. Hat der Künstler das ausdrücken wollen, oder sollten die Gestalten des h. Franz, „des großen Liebenden", und des h. Liberalis, der so stolz und fest in seiner schimmernden Rüstung dasteht, die streitende und die triumphierende Kirche

aber voll Schönheit und Schwermut und durch das Geheimnisvolle nur von um so tieferer Wirkung.

Auf dem Wiener Gemälde sehen wir drei Männer in einer Gegend, über die der Abend hereindunkelt. Ein Greis und ein Mann in sinnendem Gespräch; von ihnen abgewandt, tätig der dritte, ein Jüngling in der Blüte der Jahre. Fördert es wirklich unser Verständnis oder sagen wir lieber unser Verhältnis zu diesem Kunstwerk, wenn wir jetzt wissen, daß die drei Aneas, Evander und Pallas darstellen, welche den Platz des Kapitols besuchen? Das allgemein Menschliche, das ewig Gültige, was der Künstler so feierlich vorträgt, packt uns ja viel mehr. Der ehrwürdige Greis, der reife Mann, beide so nachdenklich, fast kummervoll; der Jüngling, der die Arbeit, welche sie lassen, aufnimmt, und dazu die Abendstimmung der sinkenden Sonne, welche das Dunkel des Felsens koloristisch zur Dominante des Bildes macht, das alles gibt einen Klang von tragischem Ernst, den die darüber gebreitete Schönheit nur um so eindrucksvoller macht.

Abb. 8. Der Malteserritter.
(Nach einer Photographie von G. Bragi in Florenz.)

Diese drei Bilder sind die einzigen, deren Authentizität von des Künstlers Tagen an bis heute nie bezweifelt wurde, sie müssen den Maßstab hergeben für alles, was außer ihnen in den Galerien auf den Namen Giorgione getauft wurde. Seine Hauptwerke, seine Fresken sind untergegangen. Er hat die Fassaden der Paläste Soranzo, Loredano, Flangini, seines eigenen Hauses am Campo di S. Silvestro und des Fondaco de' Tedeschi mit großen Kompositionen al fresco geschmückt. Die Bilder der am Canal grande gelegenen Wand des Kaufhauses der Deutschen galten für sein Meisterwerk, sie sind außerdem die einzige seiner Arbeiten, deren Datum urkundlich feststeht. 1504 brannte das Gebäude ab, und 1508 waren mit dem fertiggestellten Neubau auch die Malereien beendigt, welche Giorgione in Gemeinschaft mit Tizian 1507 bis 1508 an den Außenwänden ausgeführt hatte. Ihre Schönheit rühmen selbst die noch, welche sie kaum ein Menschenalter nach des Künstlers Tode schon halb zerstört sahen, ja der Tadel des pedantischen Vasari, dem diese Bilder nicht genug „erzählten", erscheint uns heute als Lob.

Erhalten ist nichts von alledem.

Daß er gerade an der deutschen Börse gearbeitet, deren Sensale Giovanni und Gentile Bellini waren, hat für uns noch

einen eigenen Reiz. Hat doch für die Kapelle des gleichen Gebäudes Dürer damals sein berühmtes Rosenkranz-Bild gemalt, und wir dürfen uns nun vorstellen, wie die beiden Künstler, der deutsche Grübler und der welsche Träumer, hier einander begegnet sind!

Der Beifall, den gerade diese Fresken fanden, verschaffte Giorgione einen großen Staatsauftrag: er sollte den Audienzsaal des Gran Consiglio im Dogenpalast ausmalen, aber die Ausführung war ihm nicht beschieden, er starb im Herbst 1510, ein Opfer der Pest. Ein Massengrab verschlang, was sterblich an ihm war, keine Grabschrift, kein Denkmal kündet seinen Ruhm, kein Zeitgenosse nennt seinen Namen. Als Vasari ein Menschenalter später Stoff für des Künstlers Biographie sammelte, da bestand seine ganze Ernte aus Gerüchten vagen Charakters oder aus jenen Anekdoten, die töricht oder sentimental dem Philister um so willkommener sind, als sie ihm die Genugtuung geben, auch das Genie in den Bereich seines Alltags, seiner eigenen Trivialität hinabziehen zu dürfen.

Giorgione selbst war gegangen, sein Stil blieb. Alles, was in Venedig malte, malte giorgionesk; was Wunder, daß seine Werke bald mit jenen von Schülern oder Nachahmern verwechselt wurden oder daß man ihnen, in einer Zeit, der er selbst zur Mythe geworden, die Namen bekannter und beliebter Künstler beilegte! Der Kunsthandel der späteren Zeit, zumal des XVIII. Jahrhunderts, das die großen Galerien außerhalb Italiens entstehen sah, tat das Seine. So sehen wir die Namen Tizian, Palma, Cariani, Sebastiano del Piombo, Lorenzo Lotto, Dosso Dossi, Domenico Caprioli, Pietro Vecchia u. a. seine Stelle einnehmen. Die Kunstforschung der letzten Jahrzehnte hat sich bemüht, in dieses Labyrinth absichtlicher und unabsichtlicher Verwechslung hineinzuleuchten und dem Meister wiederzugeben, nicht was sein ist, sondern was man dafür hält. Es gibt keine objektiv zuverlässigen Kriterien für das Urteil, es gibt nur subjektive Meinungen, die je nach der Bedeutung der Person von größerem oder geringerem Gewicht sind; auf einige zwanzig Bilder insgesamt haben sich indessen die Kritiker so ziemlich geeinigt. Unter diesen Bildern beansprucht den ersten Platz die herrliche schlummernde Venus in Dresden, deren Entdeckung Morelli verdankt wird. Marc An-

Abb. 9. Jesus, das Kreuz tragend. Gemälde der Gardner-Galerie in Boston. (Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Abb. 10. Madonna mit Heiligen. Gemälde in der Galerie des Prado in Madrid. (Nach einer Photographie von Laurent in Madrid.)

tonio Michiel, der die künſtleriſchen Schätze der Paläſte Venedigs im dritten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts beſchreibt, und Ridolfi, der in der Mitte des XVII. Jahrhunderts ſchrieb, erwähnen das Bild unter Giorgiones Namen. 1721 aber wurde es als „Tizian“ nach Dresden verkauft, wo es wieder ein Jahrhundert ſpäter als „Saſſoferrato“ erklärt ward, bis endlich der große italieniſche Kenner und Kunſtfreund ihm den Namen ſeines Schöpfers wiedergab. Dieſe Venus iſt die erſte nackte, weibliche Figur der venezianiſchen Malerei, zugleich das Urbild eines Typus, dem die Wiederholungen Tizians, Palmas, ihren Urſprung danken. Aber neben dem keuſchen Zauber, der um dieſe ſchöne Schlafende weht, erſcheinen die Späteren, ſelbſt Tizian, niedrig und lüſtern. An dieſe Entdeckung reiht ſich würdig jene, welche D. Penther und Fritz Harck in der Galerie der Kaiſerlichen Eremitage in St. Petersburg machten. In einem Bilde, welches dort erſt Raffaels, ſpäter Morettos Namen getragen, erkannten ſie ein Werk Giorgiones. Es iſt eine Judith, welche in einer Modellierung von höchſter Zartheit und einem Kolorit goldiger Wärme (wie der Entdecker ſich ſo hübſch ausdrückt) „das Wunderzeichen eines großen Meiſters an der Stirne trägt“. Zwei köſtliche Bilder bewahrt die Galerie der Uffizien in Florenz: das ſogenannte Moſes-Ordal, deſſen Vorwurf einer Legende des Talmud entſtammt, und das Urteil Salomos. Beide Gemälde wirken durch die poetiſch konzipierten Landſchaften, die von ſchlanken, graziös bewegten Figuren in anmutigſter Weiſe belebt werden, wie Idyllen.

Die Porträts des Künſtlers waren berühmt. Dem jugendlichen Meiſter ſaßen Caterina Cornaro, Don Gonzalvo de Cordova, die Dogen Lorenzo Loredano, Agoſtino Barbarigo u. a. Seine Bildniſſe ſind untergegangen oder ſie ſind vielleicht noch unter fremden Namen verloren.

Das ſchöne Porträt eines Unbekannten in der Berliner Galerie aber gibt uns einen vorzüglichen Begriff dieſer Seite ſeiner Kunſt. Die Jugend des Dargeſtellten bildet mit dem unergründlichen Ernſt des Ausdrucks einen frappanten Kontraſt, der maleriſch durch den wunderſamen Gegenſatz der ſchweren Maſſe

dunklen Haares zu dem hell beleuchteten Antlitz herausgearbeitet ist. Die seltsame Schwermut, die um die Augen und den Mund dieses schönen Jünglings liegt, fasziniert den Beschauer; es ist eines jener Porträts, die so unendlich viel zu sagen haben, die uns nicht wieder loslassen.

So denkt man sich den Maler selbst. Diesem Bilde verwandt in der Kraft der Charakteristik und der Weichheit der Modellierung ist das Porträt des Malteſers in den Uffizien. Diesem Kopf, der trotz des Wustes von Haar und Bart, in den die Züge vergraben sind, so wenig männlich, so haltlos und träumerisch anmutet, begegnet man im Werk des Künstlers wiederholt; er scheint auch das Modell des kreuztragenden Christus abgegeben zu haben, von dem es mehrere Wiederholungen gibt, unbedeutend verschieden, aber alle mit dem gleichen todestraurigen Blick, der das Leiden des Heilandes so ergreifend offenbart. Der Madonna in Castelfranco steht das Bild im Prado in Madrid sehr nahe, welches die h. Jungfrau mit dem Kind, S. Franziskus und S. Rochus darstellt. Mit dem Gemälde im Palazzo Giovanelli ist das berühmte Konzert im Louvre verwandt, das trotz gewisser Schwächen in der Modellierung in seinem poetischen Gehalt doch so unverkennbare Züge von Giorgiones Kunst aufweist.

Das herrliche Konzert in der Galerie des Palazzo Pitti, von den alten Katalogen in

Abb. 11. Das Konzert im Freien. Gemälde im Louvre zu Paris.

ihrer Freude am Fabulieren auch „Luther, Calvin und Katharina von Bora" genannt, ist in neuester Zeit von berufenen Kennern wie Morelli, Gronau u. a. Giorgione abgesprochen und in Tizians Werk eingereiht worden, während andere, und zu ihnen gehört ein Bode, in ihm nach wie vor ein Werk Giorgiones sehen wollen. Wem immer es nun auch seinen Ursprung verdankt, es bleibt trotz Verputzung und Übermalung in seiner wundervollen Modellierung, in dem verinnerlichten Ausdruck musikalischen Empfindens ein Meisterwerk.

Das Konzert.

Gemälde von Giorgione in der Galerie des Pittipalaſtes.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie in Dornach i. E.

Der Stimmungszauber, der über allem liegt, was Giorgione geſchaffen, iſt es, der ſein Werk kenntlich macht, weil er ihm ewige Jugend verleiht. Die Wunder ſeiner Farbe und ſeines Lichtes haben Zeit und Unverſtand antaſten können, ſie waren vergänglich, ſie gehörten der Erde; der innere Gehalt ſeiner Schilderung aber blieb unberührt und dringt zu uns wie eine Stimme der Trauer, welche die Seele mit Wehmut füllt, mit der unſtillbaren Sehnſucht nach der verlorenen Heimat, der Welt ewiger Wahrheit, unvergänglicher Schönheit.

Abb. 12. Bildnis des Mönches aus dem Konzert. Gemälde in der Galerie des Palazzo Pitti. (Nach einer Photographie von G. Brogi in Florenz.)

Das Tor der Träume.

In ſanften Angeln geht das Tor der Träume;
Mit Fingern eines Blinden taſteſt Du
Dem leichten Riegel an dem Tore zu
Durch lange Gänge und durch weite Räume.

Im offnen Tor der Wunder und der Träume
Wird leicht Dein Fuß, als trüg' er Flügelſchuh',
Und auf beglückten Sohlen wandelſt Du,
Verwirrt und klar, im Schatten heiliger Bäume.

Der Garten winkt; das Paradies! Und hier —
Eva, biſt Du's? Mein Wunſch, mein Traum, mein Glück,
Im ſchlanken Ebenmaß der jungen Glieder? —

„Ich bin's!" — Ein Wirbelſturm reißt Dich zu ihr
Und hebt Dich hoch und ſchleudert Dich zurück, —
Und vor dem Tor der Träume ſinkſt Du nieder!

Hugo Salus.

Die Aufbewahrung der Sprachen.

Von Dr. Bernhard Schädel.

Der ernste Laie mag hie und da mißbilligend den Kopf schütteln, wenn er von den großen Anstrengungen und Kosten liest, unter denen man heutzutage mit allerhand Apparaten, vor allem Phonographen, die lebendige Rede exotischer Völker, die elegante Diktion einer Pariser Diseuse, das schlichte Volkslied der Schwarzwaldbäuerin oder auch die pathetisch rollenden Tiraden eines namhaften Bühnengewaltigen auf der Platte fixiert, um daheim diese Dinge beliebig oft zu reproduzieren. Wozu das alles? Ist es nicht eine unwissenschaftliche Spielerei ähnlich dem Sammeln von Briefmarken oder von Unterschriften berühmter Männer? Ist es nicht vernünftiger, sich eine phonographische Kollektion von Armeemärschen nach dem Vortrag einer Kapelle des Gardekorps anzulegen, als die ekelhaft fettigen, schnalzenden und krächzenden Laute irgendwelcher Südseeinsulaner auf langweiligen, mühevollen Forschungsreisen zusammenzutragen? Vermag ein Phonograph denn mehr zu liefern als der Kinematograph: etwas Amüsement beim Kehraus des Spezialitätentheaters? Und ist es nicht ein ganz absurdes Unterfangen, wenn gelehrte Gesellschaften der Kulturländer sich daran machen, fremde Idiome, die doch schon alle schwarz auf weiß gedruckt den Interessenten zugänglich sind, mit ungeheuren Kosten systematisch zu sammeln und in Gestalt von Phonogrammen aufzustapeln?

Die Aufbewahrung der Sprachen, nach der unsere Zeit strebt, erscheint dem, der alle Arbeit nur nach ihrem greifbaren Nutzeffekt zu bewerten vermag, nicht mehr als ein Sport für Sonderlinge. Sie ist sogar als Spezialzweig planmäßiger Sammlungen von geistigen Erscheinungen noch zu jung, um überall da, wo sonst für den Kulturfaktor „Sprache" Verständnis vorhanden ist, schon richtig eingeschätzt worden zu sein. Und doch ist die Zeit gekommen, wo sie schon das Interesse und die Unterstützung weiterer Kreise verdient. Nicht der Sprachforscher allein ist daran interessiert.

Daß unsere Zeit, die eine gewaltige Summe geistiger Arbeitskraft darauf verwendet, die unvollkommen überlieferte Rede früherer Jahrhunderte und Jahrtausende zu erforschen und damit einer Erschließung des Kulturlebens der Vergangenheit die Wege zu ebnen, Sorge tragen muß, nicht nur die Sprachen der Gegenwart, in denen die Menschheit ihre Bücher druckt, sondern auch die Idiome in ihrer gesprochenen Form, d. h. auch die Mundarten, der Zukunft zu erhalten und zu überliefern, ist eine Erkenntnis, die man erst seit einigen Jahrzehnten gewonnen hat.

Gewiß hat man schon seit langem Sprachen in Gestalt von Wörterbüchern und Grammatiken auf dem Papier fixiert, jeweils den praktischen Lernbedürfnissen der Zeitgenossen entsprechend, und damit ungewollterma̧ßen auch der Nachwelt manch kostbares Sprachgut überliefert. Im XIX. Jahrhundert ging man in der Niederschrift und Drucklegung sprachlicher Dinge einen wichtigen Schritt weiter. Auch die zur praktischen Verwendung ungeeigneten Idiome, an deren Ausbreitung auf dem Wege des Sprachunterrichtes niemand gelegen war, an deren Kenntnis nur die Wissenschaft interessiert war, die Mundarten der Heimat oder die Rede unkultivierter Völkerschaften anderer Erdteile schrieb man auf.

Man ließ den schwäbischen Bauer ein Märchen erzählen und schrieb es im Dialekt auf. Man benutzte zu solchen Sammlungen volkstümlicher Rede, die in fast allen Ländern Europas entstanden, die graphischen Zeichen der zugehörigen oder nächstliegenden Schriftsprache und versuchte es, die lautlichen Nuancierungen der dialektischen Rede, so gut es eben ging, in dieser Weise auf dem Papier zu fixieren. Durch solche Sammlungen mundartlicher Proben, deren Ausbau allenthalben durch das erwachende volkskundliche Interesse weiterer Kreise gefördert wurde, empfing die sprachwissenschaftliche Forschung eine hervorragende Anregung und Erweiterung ihres Forschungsgebietes, freilich kein ganz einwandfreies Studienmaterial.

Denn bald erkannte man die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen schriftsprachlichen Alphabete zur Niederschrift mundartlicher Rede. Der Aufschreiber wußte zwar, wie das alles auszusprechen war, was ihm die Bäuerin am Spinnrad und der Holzknecht in der Kneipe vorgesprochen hatte; nicht aber der Kompilator, der in weiter Entfernung im Studierzimmer den gesammelten Stoff zu verarbeiten suchte.

Durch die Aufstellung und Anwendung sogenannter phonetischer Alphabete suchte man diesem Mangel zu steuern. In den Schriftsprachen — auch in der deutschen — bedeutet bekanntlich ein und dasselbe Zeichen verschiedene Laute oder werden nicht selten verschiedene Zeichen für ein und denselben Laut dargestellt. Wer das Französische dem Buchstaben nach aussprechen wollte, ohne Belehrung empfangen zu haben, welchen akustischen Gebilden das einzelne Schriftzeichen oder die Vereinigung mehrerer entspricht, würde ein entsetzliches Kauderwelsch hervorbringen.

In den wesentlich reichhaltigeren phonetischen Alphabeten nun entspricht jedem Laut und jeder Lautschattierung der aufzuschrei-

benden Sprache nur ein einziges Zeichen. Wer sich klar gemacht hat, welchen akustischen Wert jedes angewandte Schriftzeichen besitzt, und seine Sprechwerkzeuge in der Wiedergabe dieser einzelnen akustischen Gebilde geübt hat, ist dadurch in den Stand gesetzt, einen zusammenhängenden phonetisch geschriebenen fremdsprachlichen Text, z. B. in sizilianischer Mundart, leidlich genau vorzulesen, selbst wenn er in seinem Leben nie das Sizilianische hat aussprechen hören. Da es leider immer noch viele Gelehrte gibt, die über fremde lebende Sprachen wissenschaftliche Untersuchungen anstellen, ohne sie selbst zu sprechen Gelegenheit gehabt, in dem betreffenden Lande mit eigenen Ohren gehört zu haben, ist die phonetische Niederschrift der lebenden Sprachen heute von größter Bedeutung für ihre wissenschaftliche Erforschung. Sie hat sogar da, wo es sich um den rein praktischen Sprachunterricht handelt, namentlich im Selbststudium, zu recht schönen Erfolgen beigetragen.

Freilich ein sehr wichtiger und charakteristischer Bestandteil eines jeden Idioms bleibt auch bei dieser vervollkommneten Art der Aufbewahrung der gesprochenen Rede vollständig unausgedrückt, der „Tonfall". Wer unser deutsches Vaterland durchwandert hat, wer in Memel und in Köln, in Hamburg und in Stuttgart, nicht zu vergessen im schönen Dresden, aufgehorcht hat, wie die Leute reden, weiß, was „Tonfall" ist: nicht nur ein sehr wesentlicher Bestandteil der Sprache überhaupt, sondern in jedem Einzelfalle eines der vorzüglichsten Ausdrucksmittel, die wir beim Sprechen besitzen; in Deutschland, das eine sehr weitgehende Zentralisierung nur der geschriebenen Sprache besitzt, in erster Linie ein Kennzeichen für die Herkunft des einzelnen Sprechenden. Denn wir pflegen unsere Einheitssprache mehr oder minder alle mit der Sprachmelodie der engeren Heimat, des Dialektes, zu sprechen, auch wenn wir die dialektische Aussprache in anderen Stücken zu vermeiden wissen. In Ländern mit älterer und daher fortgeschrittener sprachlicher Zentralisierung, z. B. in Frankreich, sind diese lokalen Sprachmelodien schon viel stärker vor der normalen Sprachmelodie des gebildeten Parisers zurückgewichen. Wer es sich heute also angelegen sein läßt, ein gutes Französisch zu lernen, wird nicht umhin können, auch eingehende Studien über das Ausdrucksmittel der französischen Sprache anzustellen, das man Tonfall zu nennen pflegt.

Hierüber allenthalben eine wissenschaftlichen wie praktischen Zwecken dienende authentische Auskunft zu liefern, ist das leicht transportierbare Phonogramm, mit einem guten Apparat hergestellt, berufen. Erst durch seine Anwendung kann die phonetische Niederschrift der lebendigen Rede nach der musikalisch-rhythmischen Seite hin ihre notwendige Ergänzung erfahren. Die starke Bewegung, die sich zugunsten der Verwendung des Phonographen lebender Idiome geltend gemacht, hat daher ihre volle Berechtigung.

Seit einigen Jahren sind in verschiedenen Kulturländern großartige kartographische Unternehmen in Angriff genommen worden, die mit möglichster Reichhaltigkeit auf zahlreichen Einzelkarten und für eine große Anzahl von Orten die verschiedenartigen mundartlichen Wortformen in genauester phonetischer Darstellung fixieren, vor allem in Frankreich, dessen Regierung die Herausgabe eines gewaltigen „Atlas linguistique de la France" zu sprachwissenschaftlichen Zwecken ermöglichte (Deutschland kann sich einer solchen nationalen Publikation noch nicht rühmen). Erst wenn durch phonographische Aufnahmen die notwendige Ergänzung und Belebung dieses umfangreichen Stoffes mundartlicher Sprachkarten erfolgt ist, wird von den Sprachen, die die Völker heute sprechen, ein vollständiges Bild der Nachwelt überliefert werden können.

Dieses Ziel wurde schon seit längerem in Amerika angestrebt, das bezeichnenderweise in der sprachwissenschaftlichen Forschung die Gebiete mit Vorliebe behandelt, deren erfolgreiche Bearbeitung nur mit Hilfe komplizierter Aparate und kostspieliger Laboratorien, auf Grund weiter, teurer Reisen usw. möglich ist. Hier hatte die planmäßige Sammlung von phonographischen Sprachaufnahmen bereits begonnen, als die ärmlicher ausgestattete europäische Wissenschaft noch nicht daran denken konnte. Die aussterbenden Idiome der Indianerterritorien gaben ein interessantes Objekt hierfür ab. Aber auch bei uns hat man begonnen. In Paris existiert ein Musée phonographique, in Wien ein Phonogrammarchiv, in dem nach und nach Sprachproben der verschiedensten Zungen des Erdballs aufgestapelt werden sollen.

Die Aufbewahrung der Sprachen mit Hilfe des Phonographen, dessen zunehmende Vervollkommnung eine schriftliche phonetische Festlegung der gesprochenen Rede nach und nach überflüssig machen wird, soll kommenden Jahrhunderten und Jahrtausenden noch dienen, wenn das, was wir heute reden, im raschen Flusse sprachlicher Entwicklung längst verschwunden ist. Statt unsolider Wachswalzen, die mit der Zeit zersplittern und verschimmeln, fertigt man daher dauerhafte Metallwalzen an: das flüchtige Gebilde des gesprochenen Wortes wird in eine schier unvergängliche Form gegossen.

Wenn man bedenkt, daß zur systematischen und wirklich gründlichen Aufnahme einer kleinen Landschaft, z. B. Sachsens, ein einzelner Forscher Monate und Jahre gebrauchen wird, kann man das Riesenwerk abschätzen, das die Aufbewahrung der Sprachen überhaupt darstellt. Um so erfreulicher wäre seine indirekte oder direkte Förderung auch durch Fernerstehende, im Zusammenhang etwa mit dem starken Interesse, das volks-

kundliche und darum wahrhaft volkstümliche Sammlungen in unseren Tagen genießen.

Manchen Kreisen freilich ist noch immer die törichte Auffassung von der „Minderwertigkeit" der Dialekte, um die es sich bei der Aufbewahrung der Sprachen in großem Stil vor allem handeln wird, eigentümlich. Man kann vielen Leuten begegnen, die z. B. das Sächsische für ein scheußlich entartetes, verkommenes Schriftdeutsch, das Venezianische für ein schauderhaftes Italienisch, das Südfranzösische für einen ganz verabscheuungswürdigen Bastard des Französischen halten. Die Erfordernisse des schulmäßigen Unterrichts in der Muttersprache und in fremden Idiomen und die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens, die in allen Kulturstaaten einheitliche, möglichst allen bekannte und von allen verwandte literarische Mustersprachen verlangen, vielfach aber auch eine nicht zu knappe Dosis sprachlichen Bildungsdünkels derer, die nach gewaltsamer Ablegung ihres Heimatdialektes sich für ganz hervorragende Redekünstler und Sprachmeister halten, haben dazu geführt.

Diese Mundartantipathie Halbgebildeter gilt es zu bekämpfen.

Man darf gewiß nicht an der Notwendigkeit sprachlicher Einheit und Zentralisierung und an ihrer Bedeutung für das geistige Vorwärtskommen und die nationale Wohlfahrt eines Volkes zweifeln. Aber die Verachtung volkstümlicher Rede im Munde eines, der sonst in allen Stücken den Anspruch erheben darf, für einen gebildeten Menschen angesehen zu werden, braucht nicht Hand in Hand damit zu gehen. Auch wenn man im Besitze einer fast dialektfreien Aussprache ist, sollte man auf die geistigen Qualitäten des sprachlichen Partikularisten nicht ebenso herabsehen, wie der scherengewandte Direktor eines großstädtischen Modeateliers, der Röcke und Hosen nach letztem Pariser Chic kreiert, auf den einfachen Landschneider herabsieht, der seinen Hinterwäldlern die malerischen Sonntagskleider nach ihrer Väter Tracht und Schnitt liefert.

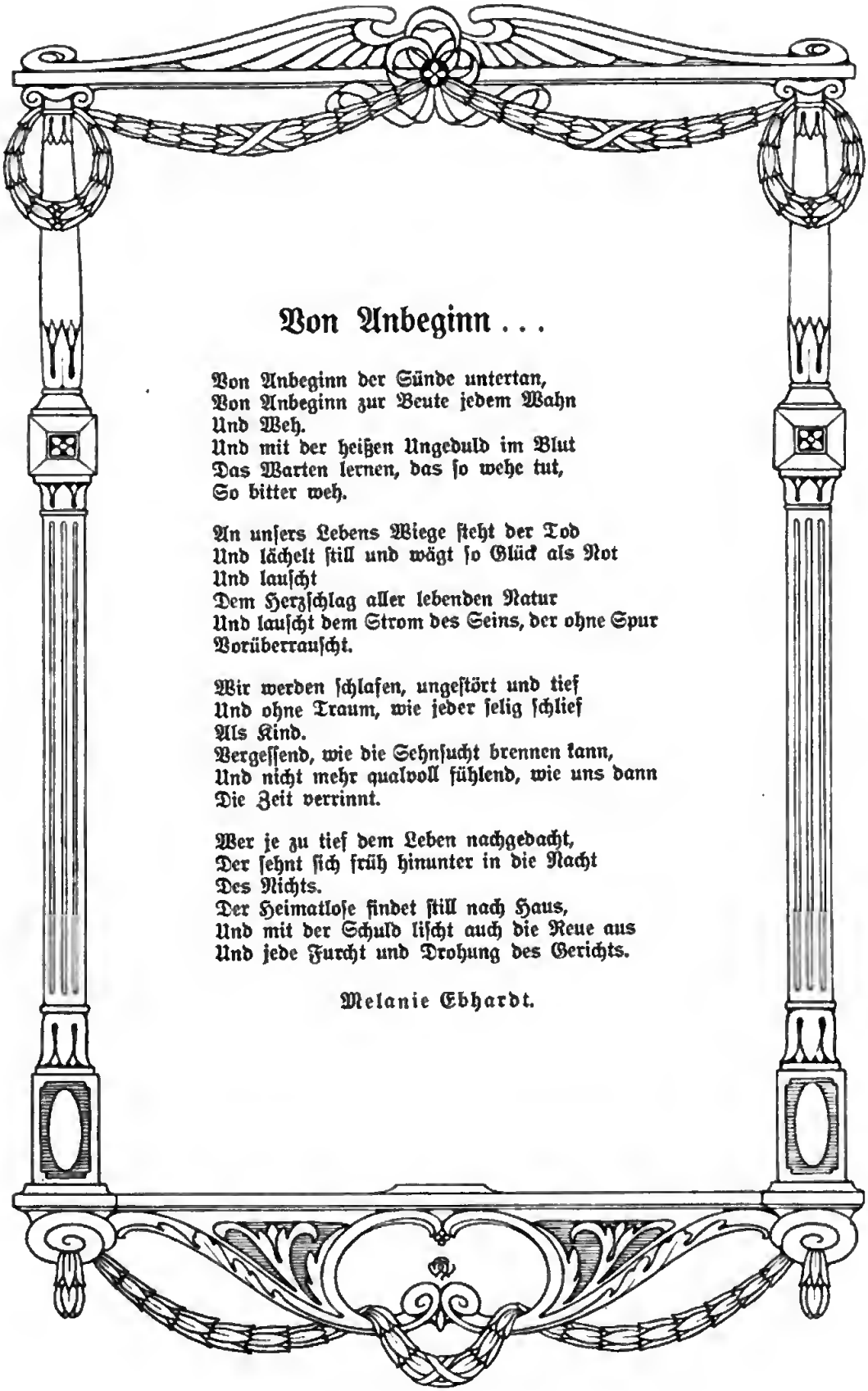
Die Geringschätzung der scheinbar so rohen dialektischen Rede durch den Laien rührt aber endlich auch daher, daß im allgemeinen recht wenig von dem, was die mit den modernen, lebenden Idiomen beschäftigte Philologenschaft an wissenschaftlichen Resultaten erarbeitet, an die Öffentlichkeit dringt. In unserer Zeit der Popularisierung wissenschaftlicher Errungenschaften gehört seltsamerweise die Sprachwissenschaft zu den Dingen, die der gebildete Laie als einen gelehrten, vor allem aber abstoßend trockenen Kram beiseite läßt. Und der Philologe scheut sich davor, in den Geruch der „Unwissenschaftlichkeit" zu kommen, wenn er, wie der Jurist, der Theologe, der Techniker oder der Arzt, es versucht, mit den wichtigeren Problemen und den Ergebnissen seiner Fachwissenschaft auch einmal weitere Kreise bekannt zu machen.

So ist auch die große Bedeutung, die Beobachtung und Studium der dialektischen Rede, als der spontansten und echtesten Tochter der Rede früherer Zeiten, gewonnen haben, der Allgemeinheit noch kaum zum Bewußtsein gekommen; noch immer begegnet man, auch in den Kreisen geistiger Elite, Leuten, denen der Verfasser eines hessischen Mundartenwörterbuches oder ein Sammler von Phonographenwalzen, der in entlegenen Riesengebirgstälern herumsteigt, der beklagenswerte Vertreter einer antinationalen und unsalonfähigen Unbildung zu sein scheint. Törichte Auswüchse eines Sprachchauvinismus, der sogar an dieses bodenständige, kostbare Gut unserer Mundarten die Axt anlegen möchte, sterben zum Glück immer mehr ab.

Gerade in unseren europäischen Kulturländern ist es hohe Zeit, sprachliche Sammlungen von Dauer anzulegen, denen das Verständnis und die Unterstützung Fernerstehender sehr wohl die Wege ebnen könnten. Nicht etwa deshalb allein ist hier gerade die Aufbewahrung der Sprachen dringend, weil die Heimat unseren Interessen am nächsten liegt, sondern weil wir an der Spitze der alles zentralisierenden und nivellierenden Kultur marschieren. Wer nicht gerade in Berlin W. zur Welt gekommen ist, weiß, wie rapidem Verfall die mundartliche Rede der Väter und Großväter auf dem Lande ausgesetzt ist. Für manche charakteristische Stadtdialekte existieren nur noch wenige Kenner, die im Alltagsgetriebe für ihre Person auch schon die „gebildete" Aussprache und den schriftdeutschen Wortschatz verwenden. Viele Lokalmundarten sind ganz verschwunden oder nur noch zahnlosen Greisen bekannt. Ähnlich liegen die Dinge in Frankreich, besonders in der gewaltigen Einflußsphäre der Stadt Paris. Der Volksschulunterricht, die Eisenbahn und die allgemeine Wehrpflicht sind die drei Faktoren, die in den letzten Jahrzehnten in vielen Gegenden Deutschlands eine weitgehende Uniformierung, teilweise auch völligen Untergang der Mundarten herbeigeführt haben.

Englische Gelehrte haben sich kürzlich daran gemacht, die aussterbenden Lokaldialekte der Kanalinseln aufzunehmen; und die amerikanische Bundesregierung läßt traditionelle Indianergesänge mit Hilfe des Phonographen vor dem Untergang bewahren: vergessen wir nicht angesichts dieser lobenswerten Bestrebungen nach Erhaltung untergehenden Sprachgutes in weiter Ferne, daß auch in unserem eigenen Hause, im Schoße germanischer und romanischer Mundarten manch kostbarer Sprachschatz der Vorzeit gerettet werden kann; und daß der Nachwelt, die sich um die Erforschung unseres geistigen und sprachlichen Lebens bemühen wird, ein unschätzbarer Dienst erwiesen wird, wenn sich die Kulturvölker verbinden in dem nationalen Werke der Aufbewahrung der Sprache.

Die Kaiserjacht Hohenzollern. Gemälde von Prof. Zeno Diemer.



Von Anbeginn . . .

Von Anbeginn der Sünde untertan,
Von Anbeginn zur Beute jedem Wahn
Und Weh.
Und mit der heißen Ungeduld im Blut
Das Warten lernen, das so wehe tut,
So bitter weh.

An unſers Lebens Wiege ſteht der Tod
Und lächelt ſtill und wägt ſo Glück als Not
Und lauſcht
Dem Herzſchlag aller lebenden Natur
Und lauſcht dem Strom des Seins, der ohne Spur
Vorüberrauſcht.

Wir werden ſchlafen, ungeſtört und tief
Und ohne Traum, wie jeder ſelig ſchlief
Als Kind.
Vergeſſend, wie die Sehnſucht brennen kann,
Und nicht mehr qualvoll fühlend, wie uns dann
Die Zeit verrinnt.

Wer je zu tief dem Leben nachgedacht,
Der ſehnt ſich früh hinunter in die Nacht
Des Nichts.
Der Heimatloſe findet ſtill nach Haus,
Und mit der Schuld liſcht auch die Reue aus
Und jede Furcht und Drohung des Gerichts.

Melanie Ebhardt.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Meine Erinnerungen an Fritz Reuter.

Von Professor Ludwig Pietsch.

Von Fritz Reuter hörte ich zum erstenmal im Sommer 1861 sprechen. In Heiligenstadt im Eichsfelde, während eines sommerlichen Besuches bei Theodor Storm, geschah es. Wir plauderten beim Tee von künstlerischen und literarischen Dingen. „Hast Du schon was von Fritz Reuter gelesen?“ fragte er mich. Ich mußte es verneinen. „Na, dann sollst Du jetzt eine große Freude haben. Ich werde Dir ein Stück aus seiner Vogel- und Menschengeschichte (Hanne Nüte) vorlesen. Plattdeutsch verstehst Du ja. Das ist von einer so ganz einzigen naiven und großen Schönheit und Wahrheit der Natur! Du wirst Dein Wunder erleben.“

Und Storm nahm das Buch aus seinem Bücherregal und begann zu lesen mit seiner weichen, hellen, leicht gedämpften Stimme und jener vollendet echten Aussprache des Plattdeutschen, die nur solchen gegeben ist, welche von Jugend auf gewöhnt sind, Plattdeutsch zu reden, da es die Sprache ihres Elternhauses war. Ich geriet sehr bald völlig in den Bann des Vortrags und der Dichtung selbst. Meine Freude an ihr, meine Bewunderung, mein Entzücken steigerten sich mit jedem Abschnitt, mit jedem der köstlichen, erquickend frischen Natur- und Lebensbilder, der lieblichen, der ernsten und charaktervollen in ihrer prächtigen Wahrhaftigkeit, wie der phantastisch humoristischen Szenen aus der Vogelwelt, die sich da vor mir entrollten. Was an jenem Abend von der wundersamen Dichtung durch Storm nicht vorgelesen wurde, verschlang ich während der folgenden Tage. Nach Berlin zurückgekehrt, machte ich in dem damals noch ziemlich kleinen Kreise meiner Bekannten mit Feuereifer Propaganda für „Hanne Nüte“ und dessen Dichter. Aber bei nur sehr wenigen außerhalb meiner Familie fand ich zunächst die gleiche Empfindung und das rechte Verständnis für die ganze Schönheit, den originellen Sinn dieser Dichtung. Zu deren vollem Verständnis zu gelangen, verhinderte die meisten schon das nicht jedem geläufige und vertraute Idiom, in dem sie verfaßt ist.

Da machte ich im Herbst 1862 die Bekanntschaft Julian Schmidts, des bekannten Geschichtschreibers der deutschen Literatur, der damals auf der Höhe seines Ruhmes als Kritiker und Literarhistoriker stand; eine Bekanntschaft, die sich nach und nach zu einer innigen, aufrichtigen, bis zu seinem Tode nie gelockerten und erkalteten Freundschaft entwickeln und vertiefen sollte. In Julian Schmidt aber fand ich den, der meine Begeisterung für Fritz Reuter in vollem Maße teilte. In verschiedenen veröffentlichten kritischen Aufsätzen hatte er bereits Zeugnis abgelegt für dessen großes, gesundes, ureigenes Talent und Schaffen. Er machte mich mit Fritz Reuters damals bereits erschienenen ersten Prosaschriften, vor allem mit der prachtvollen Erzählung „Ut de Franzosentid“ bekannt, deren Lektüre meine Bewunderung und Liebe für den Dichter nur noch steigern konnte.

Im März des Jahres 1864 sprach mir in Leipzig ein befreundeter junger Buchhändler mit hellem Enthusiasmus von einem neuen großen plattdeutschen Roman von Fritz Reuter, dessen vor kurzem erschienenen ersten Band er eben gelesen hatte. „Ut mine Stromtid“ wär' er betitelt. Das sei das herrlichste, was der Dichter bisher geschrieben habe; überströmend von erquicklichstem Humor und ebenso reich an heitern, wechselvollen, tief ergreifenden und innig rührenden dichterischen Bildern aus dem Leben des mecklenburgischen Landvolks, der Gutsbesitzer, Bauern und Kleinstädter. Das müsse ich lesen. Er wolle mir sein Exemplar gleich mitgeben.

Und ich nahm und las und las, ohne mich losreißen zu können, gepackt, gefesselt, hingerissen von dieser urwüchsigen Kraft der lebensvollen Menschendarstellung, dieses Humors von strotzender Gesundheit, dieser Schärfe der Beobachtung, Feinheit des Empfindens, Tiefe und Wärme des Gemüts.

Im Lesen aber traten aus den Blättern des Buches heraus die Hauptgestalten der Erzählung so plastisch leibhaftig vor mich hin, daß ich dem Triebe nicht widerstehen konnte, die „mit meines Geistes Augen“ deutlich Gesehenen gleichsam nachzuzeichnen. Ich entwarf zunächst sechs Zeichnungen zu Szenen des Romans in diesem ersten Bande, in denen Hawermann, sein kleines mutterloses Töchterchen Lowising, Onkel Bräsig, das Ehepaar Nüßler, die „lütten Druwäppel“, der alte Herr von Rambow, der Pastor und

die Frau Pastorin in Aktion treten. Diese Zeichnungen, die vorläufig ohne Nebenabsichten, nur um dem eignen Bedürfnis zu genügen, aber doch mit dem innigen Wunsch, mit der Illustrierung des ganzen Werks beauftragt zu werden, von mir entworfen waren, sah Julian Schmidt bei mir. Sie schienen ihm ausbündig zu gefallen. „Die muß Fritz Reuter sehen," sagte er. „Überlassen Sie sie mir auf kurze Zeit. Ich will sie ihm nach Eisenach schicken. Sie sollen sehen, er wird sein herzliches Wohlgefallen daran haben, ebenso wie ich."

Die Übersendung war erfolgt. Eine Woche ungefähr war vergangen. Da erhielt ich gerade am zweiten Pfingstfeiertag einen Brief aus Eisenach, dessen Adresse mir eine klare, schöne, kräftige Handschrift zeigte. In großer Erregung öffnete ich den Umschlag und las die ersten Zeilen des vier Oktavseiten bedeckenden Briefes Fritz Reuters, und mich übermannte ein Froh- und Glücksgefühl, das mir fast die Tränen der reinsten Freude in die Augen trieb. Da schrieb mir der Dichter also:

„Mein verehrtester Herr!

Wie ich schon von früher her dem Dr. Julian Schmidt zum aufrichtigen Dank verpflichtet bin, so muß ich demselben jetzt wieder danken, daß er uns beide Menschenkinder zusammengebracht hat. Obgleich die Bäume blühen, hat er Sie mir gewissermaßen zum Heilchrist in einer Julklappe geworfen. Wie ist es aber nur einmal möglich, daß ein Mensch den anderen so verstehen kann? daß ein Mensch dem anderen Menschen einen solchen Menschen, wie der Mensch Bräsig ist, so mit Haut und Haar aus der Seele herauslesen kann, wie Sie getan haben? — Ich habe früher selbst ein wenig gezeichnet und namentlich viel aus dem Gedächtnis; dies und vielleicht auch natürliche Anlage haben mir die Möglichkeit verschafft, mir Personen, die ich aufführe, in ihren speziellen Eigentümlichkeiten leibhaftig vorstellen zu können; und nun stimmt Ihr Bräsig mit meinem Bräsig auf ein Haar, der seit zwei Jahren und länger hinter meinen Stuhl tritt, bis aufs Haar zusammen. So ist's auch mit Hawermann und den Kindern, und nur eine Figur hätte ich etwas anders gewünscht: das ist unsere kleine Pastorin, die möchte ich runder und frischer haben. Es gibt bei uns Frauen, namentlich solche, die keine Kinder gehabt haben und viel in frischer Luft leben, die Fülle der Glieder und blühende Farben bis ins Alter hinein bewahren, und eine solche habe ich mir bei meiner Frau Pastorin gedacht."

(Der Abdruck dieser ersten Hälfte des Reuterschen Briefes mag hier genügen.)

Kann sich ein Illustrator einer Dichtung einen schöneren Erfolg wünschen, als eine solche Anerkennung seitens ihres Autors, der ihm bezeugt, daß er die von ihm geschaffenen Gestalten in den vom Illustrator gezeichneten, genau wie sie ihm selbst in der Phantasie aufgegangen waren, verkörpert zu sehen versichert?

Mit jenem Brief Reuters an mich war die persönliche Bekanntschaft und Verbindung mit ihm angebahnt. Bald folgte seine, mir durch Julian Schmidt übermittelte Bitte, ihn in Eisenach — wo er damals noch nicht die später von ihm erworbene, bekannte Villa bewohnte — zu besuchen: nicht nur, um mich persönlich kennen zu lernen, sondern auch, um mit mir den Plan einer Illustrierung der ganzen „Stromtid" zu besprechen. Wenn sein Verleger Hinstorff vor dem Unternehmen einer solchen illustrierten Ausgabe zurückschrecken sollte, so wolle er, Reuter selbst, sie veranstalten und die Zeichnungen von mir auf seine Kosten entwerfen lassen.

Wie freudig folgte ich dieser Einladung! Gemeinsam mit Julian Schmidt und seiner liebenswürdigen, feinsinnigen Gattin, fuhr ich, begleitet von meiner Frau, Mitte Juli nach Thüringen. Schmidt beabsichtigte zunächst, seinen Freund Gustav Freytag in Siebleben zu besuchen und von dort nach Eisenach zu Fritz Reuter zu kommen. Da wollten meine Frau und ich, nachdem wir von Gotha aus den Thüringer Wald durchwandert haben würden, mit dem Schmidtschen Paar zusammentreffen. So geschah es denn auch; und nun trat ich dem Dichter, den ich so leidenschaftlich verehrte, in seinem Hause zum erstenmal gegenüber. Dem Bilde, das sich die Phantasie gewöhnlich von einem Poeten macht, entsprach seine Erscheinung freilich ganz und gar nicht. Hoch, breitschultrig und starknochig war er gewachsen; in allen Bewegungen war ihm noch viel von der Schwerfälligkeit des niederdeutschen Landmanns geblieben, der gewohnt ist, schweren, fetten, lehmigen Boden zu treten. Über seinen breiten Schultern saß der blondbärtige große Kopf mit struppigem, aufstehendem, dichtem, rötlich blondem, graumeliertem Haar und dem breiten Gesicht, aus dem die aufgewippte, „staatsche Näs" von stark rötlicher Färbung — der nicht unähnlich, die er seinem Entspeckter Bräsig gegeben hat — keck hervortrat. Von starken, buschigen, gelben Brauen überschattet, blitzten die graublauen Augen mit einem zugleich schlauen, muntern und gutmütig treuherzigen Ausdruck den an, zu dem er sprach. Der dichte Schnurrbart ließ die Form seines Mundes nicht erkennen. Seine Gattin, „sin Lowising", erschien neben ihm von zierlicher Gestalt. Die Augen von der Farbe der seinigen in dem bläßlichen, wohlgeformten Antlitz, von dessen klarer Stirn und Wange die braunen Haare zurückgestrichen waren, blickten mit ruhiger, kühler Freundlichkeit auf die noch unbekannten Gäste, die zum erstenmal das ziemlich bescheiden eingerichtete Reutersche Haus betraten. Es lag nahe an der zum Fuße der Wartburg hinführenden Landstraße, in waldiger Umgebung und gegenüber einem Kirchhof.

Reuter begrüßte mich mit inniger, ich könnte sagen stürmischer Herzlichkeit. Die schönen, schmeichelhaften Dinge, die er mir über meine sechs Zeichnungen zur Stromtid in jenem Brief geschrieben hatte, überbot er noch durch das, was er mir mündlich zum Preise dieser bescheidenen kleinen Bleistiftentwürfe sagte. Das tat mir natürlich sehr wohl; aber einen größeren Genuß noch als das Anhören dieser mir geltenden Worte gewährte es mir, ihm zuzuhören, wenn er erzählte, Erlebtes und Beobachtetes, Vorgänge, Zustände und Menschen, bald erregt und scharf charakterisierend, bald mit köstlichem, harmlos satirischen Humor schilderte. Das geschah dann fast immer in der ihm natürlichsten Sprache, dem plattdeutschen Idiom. Auf weiten Wald- und Talwanderungen, die er an jenem Tage mit uns machte, bei den langen, gemütlichen Sitzungen an dem mit Mosel- und Rheinweinflaschen und den besten nahr- und schmackhaftesten mecklenburgischen Landesprodukten — besonders mit, wie von „Fru Nüßlern" selbst bereiteten — Würsten überreich besetzten Frühstücks- und Abendtisch, und an der Mittagtafel zeigte er sich unerschöpflich in der Lust und in der Kraft dieses Erzählens und der lebendigsten, wahrhaft dramatischen Darstellung erlebter und gehörter Geschichten. Eine ähnlich eminente Erzählergabe habe ich nur noch bei Turgenjew gefunden, mit dem Reuter ebenso auch das Talent und die seltene Kunst teilte, die geschilderten Menschen so sprechen zu lassen, daß der Hörer unmittelbar überzeugt wurde: nur so können sie gedacht, empfunden und gesprochen haben. Mit solchen Erzählungen aus seinem gegenwärtigen Leben, wie aus seiner vor einem oder einigen Jahren gemachten Reis' nach Konstantinopel, von seinen mecklenburgischen Landwirt-Lehrling- („Strom") und Lehrerzeiten, wie aus seinen fernen Festungsjahren, wechselten Mitteilungen über seine ihn beschäftigenden literarischen Pläne. Seltsamerweise vermied er es dabei konsequent, über die Entwicklung der Handlung seines Romans „Ut mine Stromtid", dessen Schlußband noch nicht erschienen war, etwas zu verraten.

Der Tag, den wir diesem Besuch gewidmet hatten, verging in solcher Gesellschaft im Fluge. Wir trennten uns, — meine Frau, um nach Berlin zurückzukehren; ich, um meine Reise nach Baden-Baden zu Turgenjew fortzusetzen, der mich zu längerem Besuch erwartete. Aber beim Abschied mußte ich Reuter das Versprechen geben, auf der Rückkehr nach Berlin im September zu längerem Aufenthalt bei ihm Station zu machen. Ganz erfüllt von der Bedeutung Reuters und der seiner neuesten Schöpfung „Ut mine Stromtid" fühlte ich ein wahres Bedürfnis, auch alle, die mir nahe standen und befreundet waren, so dafür zu erwärmen, wie ich es selbst war. So scheute ich denn auch bald nach meiner Ankunft in Baden-Baden nicht vor dem Versuch zurück, Turgenjew und Pauline Viardot — dem Russen und der Spanierin, die freilich das Deutsche vollkommen beherrschten — ganze Kapitel aus dem mich so begeisternden Werk vorzulesen. Ich hatte die Genugtuung, meine Hoffnung, daß auch diese beiden davon gepackt und gefesselt werden und die Größe dieser menschenbildnerischen naiven Dichterkraft, trotz der ihnen noch so fremden Hülle, erkennen und richtig schätzen würden, in überraschendem Maße erfüllt zu sehen.

Als ich nach den in dem grünen „Paradiese an der Dos" mit den Freunden verlebten Wochen voll ungetrübtesten Glückes heimkehrte, machte ich in Eisenach Halt und eilte zu Reuters Wohnung. Ich fand ihn auffällig lebhaft, erregter, guter, froher Laune. Der Freude, mich wieder bei sich zu haben, gab er einen, wie mir schien, unverdient und unmotiviert starken Ausdruck. „Min Herzenskinding" redete er mich an, schlug mir die Brüderschaft vor und immer wieder schloß er mich an seine breite Brust. Daß ich im Gasthaus zu den Mohren wohnen bliebe, wollte er in keinem Fall leiden. Mein dort gelassenes Gepäck mußte in seine Wohnung geschafft werden. Er teilte mir mit, daß er mit seinem Verleger Hinstorff darüber einig geworden sei, eine von mir mit Holzschnittillustrationen geschmückte Ausgabe von „Ut mine Stromtid" erscheinen zu lassen. Der dritte Band sei eben erschienen, und ich möge denn immer schon jetzt mit dem Entwerfen der Zeichnungen zu den beiden ersten in dem Sinne und dem Größenmaß jener beginnen, mit denen ich mir seine ganze Liebe gewonnen hatte. Und dann begann er wieder zu erzählen in so unaufhaltsamem Fluß und mit so übersprudelndem Humor, daß er mich wahrhaft berauschte. Die Grundzüge seines später herausgegebenen humoristisch satirischen Werks, die „Urgeschichte Mecklenburgs", und ganze Abschnitte daraus trug er mir auf den langsamen Waldspaziergängen an jenem Tage so lebendig und lustig und in seinem echten Niederdeutsch vor, daß ich eine sehr viel stärkere und amüsantere Wirkung davon empfing, als später von der Lektüre des hochdeutsch geschriebenen. Da besprachen wir denn auch die Studienwanderung durch Mecklenburg und Neuvorpommern, die ich für notwendig hielt, um mich mit den von Reuter geschilderten Städten und Landschaften, dem dortigen Menschenschlage und einzelnen noch lebenden Originalen der in der „Stromtid" gleichsam nach der Natur gezeichneten Typen und Charaktere bekannt zu machen. Neu-Brandenburg und sein durch Reuter weltberühmtes Hotel zum goldnen Knopf am Markt, dem „Schloß" gegenüber, müßte ich zunächst aufsuchen und seinen lieben Freund, den Dr. Siemerling. Dort würde ich in „Mohnkes Bierstube" auch noch seinen „Zimmerling Schultz" leibhaftig wiederfinden. Dann aber müßte ich seinen liebsten, alten Freund, der ihn in den trübsten

Zeiten gestützt und aufrecht erhalten hatte, den großen vorpommerschen Gutsbesitzer Oberamtmann Peters auf Siden-Bollentin bei Anklam besuchen, wo ich die gastfreundlichste Aufnahme und die echten Urbilder der männlichen und weiblichen Gestalten aus dem niederdeutschen Landvolk, den Gutsbesitzer, den Landpfarrer und allerlei Typen unter den Gästen aus den nahen Städtchen oder aus dem Bürgerhause finden werde. Zu diesen Städtchen gehöre vor allem Treptow an der Tollense, wo er, Reuter, als Lehrer gelebt und sein erstes Werk, die „Läuschen und Riemels" geschrieben habe.

Aus Mecklenburg waren bei Reuters eben damals große Sendungen jener nahrhaften Landesprodukte in Gestalt von geräucherten Schinken und Würsten von allen Gattungen, aber gleicher Güte eingetroffen. Für diese grundgediegenen, wuchtigen, unverfälschten Heimatgaben hegte er eine wahre Zärtlichkeit, die sich ähnlich äußerte, wie die Leidenschaft Penthesileas für den geliebten Heros: es trieb ihn, sie aufzuessen vor Liebe. Ich sah ihn darin Erstaunliches vollbringen und solche Portionen, besonders von der, wie er nicht mit Unrecht behauptete, idealen Mettwurst vertilgen, daß mir, trotz des Zutrauens in seine Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete, für deren Größe sein ganzes Aussehen Bürgschaft zu geben schien, etwas bange um ihn und die Folgen seines ungeheuern Appetits wurde. Freilich setzte er auf diese festen Speisen auch ebenso unermüdlich die entsprechenden Massen Rhein- und Moselwein. Aber das trug zur Beruhigung über die Folgen erst recht nichts bei. In meinen bösen Ahnungen glaubte ich mich durch die sorgenvollen Blicke, mit denen Frau Reuter ihres Gatten Verhalten beobachtete, nur bestärkt zu sehen. Gegen Abend — er war noch immer nicht müde geworden — schlug er mir vor, mit ihm nach Eisenach hinein zu gehen und den Tag durch eine gemütliche Sitzung mit guten Bekannten, denen er mich vorstellen würde, in einem Vereins- oder Ressourcelokal zu beschließen. Seine freudige Stimmung hatte sich — weit entfernt abzuflauen — immer noch gesteigert. Auf dem Wege im abendlichen, wenig durch künstliche Beleuchtung erhellten Dunkel zur Stadt war er von heiterstem Übermut. In der Erzählung köstlicher Schnurren von der Gattung der „Läuschen und Riemels" und in unschätzbaren humoristischen Schilderungen von Menschen und beobachteten Vorgängen gab er ihm den ergötzlichsten Ausdruck.

Dort im Eisenacher Lokal wurde im Leeren der Rheinweinflaschen tapfer fortgefahren. Mit überschwenglichen Lobeserhebungen, die meine Zeichnungen und meine Person betrafen, stellte er mich seinen biederen Kneipgenossen vor. Spät erst entschloß er sich zum Heimgang durch die schweigende Nacht. Sein fester Gang verriet nicht, daß er sich vielleicht in seiner frohen Erregtheit zu viel zugemutet und des Guten zu viel getan haben könnte.

Der nächste Morgen freilich brachte mir die schmerzlichste Enttäuschung. Frau Reuter erschien allein beim Frühstück. Tief betrübt teilte sie mir mit, daß ihr geliebter Fritz wieder einmal von seinem „Anfall" heimgesucht wäre; daß es so kommen würde, habe sie schon gestern bangen Herzens vorausgesehen. Die Freude sei immer sein gefährlichster Feind. „Wie sich ein solcher Anfall äußere?" Fritz läge dann wie ein ganz verwandelter Mensch auf dem Bett, ohne ein vernünftiges Wort zu sprechen, und verlange beständig, wie von unstillbarem Durst gepeinigt, weißen Wein. Wenn er ihm verweigert würde, wenn man ihm Vorstellungen mache, daß das wahnsinnige Trinken sein Verderben sein müsse, und ihn beschwöre, sich zu beherrschen, bräche er in rasende Wut aus. Er würde alles zerschlagen, falls man sein Verlangen nicht befriedige. Es bleibe keine andere Wahl; man müsse ihm Wein bringen, soviel er verlange. An solchen schlimmen Tagen, die zum Glück höchstens einmal während drei bis vier Monaten einträten, habe er schon bis zu dreißig, ja sechsunddreißig Flaschen ohne Pause hintereinander geleert. Dann aber, gewöhnlich am dritten Tage, beginne die gesteigerte Qual: das Würgen, um sich wieder von dem Übermaß des Genossenen zu befreien. Sei das geschehen, so fühle er sich wie neu geboren, frisch, heiter, aufgelegt zum Schaffen, das ihm nie besser gelänge, als in der Zeit, die etwa eine Woche nach einem solchen Anfall begänne.

Unter diesen bedauerlichen Umständen könne sie mir gar nicht zumuten, mein Versprechen wahr zu machen und noch mehrere Tage bei ihnen zu bleiben. Damit sagte mir Frau Reuter nur, was ich mir selbst gesagt hatte. Ich bat sie, mir noch zu gestatten, ein Andenken an die hier verlebte Zeit mitzunehmen: eine Porträtzeichnung von ihr, zu der sie mir eine Stunde sitzen möge. Sie willigte ein, und ich zeichnete rasch ihren Kopf in mein Skizzenbuch. Noch heute bewahre ich die Zeichnung als ein Erinnerungsdenkmal an jenen frohen Tag und sein trübes Nachspiel.

Dann, nach einem kurzen Aufenthalt auf der Heimreise bei den Freunden in Heiligenstadt, in Berlin eingetroffen, erhielt ich einen Brief von Reuter, der mich wieder vollkommen über ihn und seinen Gesundheitszustand beruhigte. Gedachte er doch darin jenes Anfalls nur als einer Episode ohne Bedeutung, die sehr bald vorübergegangen wäre und nicht die geringsten unliebsamen Folgen zurückgelassen habe. Er wiederholte von neuem, daß alles mit seinem Verleger Hinstorff abgemacht wäre und ich nun meine beabsichtigte Studienwanderung in das Ursprungsland seiner Dichtung antreten und dann mit dem Entwerfen der Zeichnungen und ihrer Ausführung auf dem Holzstock behufs des Schnitts beginnen möge. Empfehlungsschreiben an Siemerling und Peters lagen bei.

Der Spätherbst hatte schon begonnen, als ich meine Reise antrat. Die Eisenbahn führte damals nur bis Prenzlau. Von da nach Neu-Brandenburg brachte mich der dicht besetzte Postwagen. An der Grenze Mecklenburgs, das noch nicht zum Zollverein gehörte, wurde die Fahrt für längere Zeit durch die Zollvisitation unterbrochen. Dann aber war Neu-Brandenburg bald erreicht. Trotz des trüben Oktobertages machte mir die alte Stadt mit ihren malerischen Backstein-Torbauten und Kirchen, mit den von prachtvollen alten Eichen beschatteten Wällen und dem nahen waldumgebenen großen Tollensee in der Stimmung dieser Herbsttage einen ganz wundersamen Eindruck. Ich saß im Gastzimmer des „Goldnen Knopps" beim Rotspon zwischen all den echten „naschonalen Mecklenbörgern", von denen ich jedem einzelnen schon in einer Erzählung, einem „Läuschen" oder „Riemel", Reuters begegnet zu sein glaubte, — so leibhaftig glichen sie in Aussehen, Sprache, Haltung, Bewegungen, Manieren den von dem Dichter gezeichneten Gestalten aus der mecklenburgischen Kleinstadt. Auch den durch Reuter unsterblich gemachten „Zimmerling Schulz" lernte ich in seiner Stammkneipe kennen, wo er seinen Abendgrog zu trinken pflegte. Ein wunderlicher, wohlbeleibter, mürrischer alter Herr mit glattrasiertem Gesicht, mit Doppelkinn und Hängebacken, starken, buschigen, dunkeln Augenbrauen und zurückgestrichenen, durch einen eingesteckten Kamm auf der Höhe des Scheitels festgehaltenen und bis auf den Rockkragen fallenden vollen Haaren. Ich sah ihn beim Whist mit den Genossen seines Stammtisches sitzen, von der Flamme der Stearinkerze beleuchtet, die Karten in der Linken, die Rechte geballt auf der Tischplatte, und hörte ihn sein von Reuter zitiertes klassisches „Rut, rut mit die Trumpfs!" murmeln. So konnte ich ihn in aller Muße porträtieren und sein getreues Bildnis später in den Zeichnungen der Szenen der „Stromtid", in welchen der Dichter ihn persönlich auftreten läßt, im treuen Abbilde darstellen. Bei Reuters Freunde, dem „Apotheker" Dr. Siemerling, fand ich freundliche Aufnahme und liebe Menschen, die einen wahren Kultus mit ihrem „großen Fritz" trieben. Überall in diesem Hause und in der Stadt wies man mich auf Dinge, auf Lokalitäten, die durch Beziehungen geweiht waren, in denen er zu ihnen gestanden hatte; immer wieder machte man mich mit Personen bekannt, die von ihm zu erzählen, Erinnerungen an ihn mitzuteilen hatten oder in dem Ruf standen, von ihm zu — Modellen benutzt worden seien, mit Leuten, die er — den — einen freundlich verherrlichend, oder mit gutmütiger Ironie und harmlosem Humor, den andern aus Abneigung und wohlbegründetem Widerwillen satirisch karikierend — in seinen Dichtungen gezeichnet hatte. Er hatte es durch die Klarheit und Bestimmtheit seiner Schilderung des Charakters und der äußern Erscheinung solcher Modelle dem Illustrator ziemlich leicht gemacht, auch seinerseits ihr Bild zu treffen. Einen hübschen Beweis dafür empfing ich damals in Neu-Brandenburg. Unter den von mir mitgebrachten Entwürfen zur „Stromtid" befand sich auch eine Zeichnung, auf der ich den schlimmen Advokaten Slusuhr mit den „Rattenohren" als Mitverschworenen Davids und Pomuchelskopps nach Reuters Schilderung dargestellt hatte. Da erlebte ich die Überraschung, die meine kleine natürliche Künstlereitelkeit in hohem Grade befriedigte, daß jeder, der dies Blatt sah, mich fragte, ob mir denn der Herr „Advokat" wirklich dazu gesessen hätte. Das sei doch das ähnlichste Porträt des allbekannten, von Reuter so gehaßten, schlimmen Rechtsverdrehers, den er in dieser Figur gezeichnet und gebrandmarkt hätte. —

Die Reise von Neu-Brandenburg nach Siden-Bollentin jenseit der preußischen Grenze in Neuvorpommern machte ich zu Fuß, wobei ich den Reuterschen Heimatboden an meinen Füßen mitnehmen konnte. Wie Heine „das halbe Fürstentum Bückeburg", blieb mir jener vom Oktoberregen aufgeweichte, in zähen Schlamm verwandelte Boden an den Stiefeln kleben. Aber am Ziel wurde ich reichlich belohnt für die Mühen dieser Wanderung. Ich lernte ein großes vorpommersches Landgut kennen, wo von der „Not der leidenden Landwirtschaft" noch nichts zu spüren war, sondern der reichste Segen auf allem zu ruhen schien; ich lernte eine Gutsbesitzersfamilie kennen, deren Mitglieder die größte praktische Tüchtigkeit mit aufrichtiger Liebe für die idealen Güter des Lebens in sich vereinigten. Hier waren tausend Erinnerungen an Reuter lebendig, der in Peters den hochherzigen, helfenden, fördernden, schützenden, erlösenden Freund zu einer Zeit gefunden hatte, in der bittre Not und Sorge ihn tief niedergebeugt und fast schon jede Kraft, sich wieder aufzurichten, gelähmt, selbst die Hoffnung geraubt hatten, noch einmal lichtere Tage zu sehen. Und was mir besonders schätzbar war: von all den Schilderungen Reuters aus dem Leben des niederdeutschen Landvolks, der Gutsbesitzer, der Pastoren, der Bauern, der Inspektoren, der Landarbeiter, der Frauen und Dorfdirnen, von den Schauplätzen des Daseins, der Arbeit, der Freuden und Leiden dieser Menschen, — von alle dem sah ich hier die Wirklichkeit, die ihn dazu begeistert; hier erst lernte ich die ganze Größe seiner dichterischen Kraft und Kunst ermessen, welche ihn befähigt hatte, dies eigenartige Stück Welt und Menschentum im Spiegel der erzählenden Dichtung so klar, rein, wahr und lebensvoll und doch zugleich so poetisch verklärt wiederzustrahlen!

Auch ein Siden-Bollentin nahe benachbarter Schauplatz Reuterschen Lebens aus der Zeit seiner dichterischen Anfänge, das Städtchen Treptow an der Tollense, wurde einigemal besucht und gewährte mir neue Ausbeute

für meine Studien von Land und Leuten. Eine von Reuter in seinen Dichtungen mit verwendete lebendige Persönlichkeit, sein Freund, der „Justizrat Schröder", bot mir, wie in Neubrandenburg Zimmerling Schulz, die erwünschte Gelegenheit, sie zu beobachten, beim Kartenspiel zu belauschen und damit der Galerie mecklenburgisch-pommerscher Menschenbilder, die ich bereits in meinem Skizzenbuch angesammelt hatte, eines der interessantesten und gelungensten hinzuzufügen. So um für mich sehr wichtige Reisefrüchte bereichert, trat ich den Heimweg über Anklam an, um dann zu Hause mit frischem Mut und im Besitz des neu erworbenen Materials, nach der Ausführung der ersten sechs Entwürfe auf dem Holzstock, an das Entwerfen der anderen zu gehen. Die letzten der sechzig Holzzeichnungen wurden im Herbst des folgenden Jahres 1865 vollendet. Leider konnte ich es bei dem Verleger nicht durchsetzen, daß mit ihrem Schnitt ausschließlich die beiden eminenten und ganz auf meine Zeichnung eingearbeiteten Berliner Xylographen Worms und von Steindel beauftragt wurden, welche die ihnen anvertrauten einzelnen Stöcke vollendet faksimile zu schneiden verstanden hätten. Herr Hinstorff scheint die von ihnen verlangten Honorare für zu hoch befunden zu haben. Trotz meines wiederholten Protestes übergab er die große Mehrzahl dem Brend'amourschen Xylographischen Atelier in Düsseldorf, wo der Schnitt sehr viel fabrikmäßiger behandelt wurde, so daß ich meine durch den Stichel der dortigen Holzschneider aller Feinheiten, alles intimen Reizes und individuellen Gepräges beraubten Zeichnungen in den Abdrücken meist nur mit Schrecken und bitterem Ärger wiedersah. Sie standen in schreiendem Kontrast zu den meisterhaften Schnitten jener beiden ersten Künstler. Die Gesamtheit der Illustrationen der damit geschmückten Ausgabe der „Stromtid" hat dadurch etwas in sich Zwiespältiges erhalten.

Während der Arbeit wechselte ich wohl wiederholt Briefe mit Reuter, in denen er sein immer reges Interesse an den nach und nach entstehenden Zeichnungen mit gleicher Lebhaftigkeit bekundete. Persönlich mit ihm zusammengekommen aber bin ich nur noch wenige Male. Und immer geschah das nur bei seinen seltnen, gelegentlichen Besuchen in Berlin, wo er nicht verfehlte, Julian Schmidt und mich aufzusuchen. Sein Erscheinen bei uns war immer ein Fest. Stets konnte man sich an seiner unverwüstlichen Kraftnatur, an seinem Humor, seinen Erzählungen, seinen originellen Betrachtungen über Welt und Menschen, über Kunst und Leben erbauen und erfrischen. Um sich von seinem leidigen Übel zu befreien, hatte er sich wiederholt strengen Kuren unterworfen; auch einer Wasserkur von derselben Art, wie er sie seinen „Unkel Bräsig" so ergötzlich schildern läßt. Er erschien immer gleich rüstig, lebens- und arbeitsfreudig. Aber aus den Andeutungen seiner Gattin ersahen wir doch unschwer, daß die gehoffte völlige Befreiung von dem ihn beherrschenden tückischen Dämon, die unbedingte Sicherung vor der Wiederkehr solcher Anfälle wie der, welcher ihn damals in Eisenach niedergeworfen hatte, durch alle Kuren nicht zu erzielen gewesen war. —

Nach jenem Sommer, in dem ich zuerst seine Bekanntschaft machte und mir seine Zuneigung, seine künstlerische und menschliche Wertschätzung gewann, sind ihm noch zehn Lebensjahre gewährt gewesen. Immer wachsender Erfolge bei allem Volk, aller deutschen, ja selbst der österreichischen Gauen, bei den Besten, Begabtesten, Hochstehensten seiner Nation durfte er sich erfreuen, und mit diesen Erfolgen waren die immer reicheren Erträge seiner Schriften verbunden. Sie setzten ihn in den Stand, sich die Villa bei Eisenach zu kaufen und nach seinem Geschmack und seinen Bedürfnissen einzurichten. Ohne jenes leidige Übel hätten seine sechziger Jahre so glücklich sein können, wie sie je einem Menschen vergönnt gewesen sind. Aber noch eins wurde ihm zur Pein und Plage. Keinem berühmten Manne bleibt sie erspart. Das war die immer wachsende, unvermeidliche Korrespondenz, die er zu führen hatte, das Bestürmtwerden mit Briefen, Zuschriften, An- und Aufträgen jeder Art, die sämtlich Antwort und Bescheid verlangten und häufig auch unabweislich erforderten. Wenn ich zuweilen wegen seines langen Schweigens ungeduldig wurde und ihm einen leisen, freundschaftlichen Vorwurf zu machen mir erlaubte, daß er mich so karg hielt, konnte er ernstlich bös werden. Er polterte dann wohl brieflich einen Zornesguß über seine Freunde heraus, die nicht begreifen wollten, daß ihm gar keine Zeit mehr bliebe, Freundesbriefe zu deren Vergnügen zu schreiben, wenn er überhaupt noch etwas schriftstellerisch schaffen wollte.

Einmal kam er zugleich mit seinem Verleger Hinstorff nach Berlin und zu mir. In den Tagen ihrer hiesigen Anwesenheit wünschte Reuter, sich mit jenem zu einer humoristischen Gruppe vereinigt photographieren zu lassen. Ich schlug ihnen vor, durch eine solche Aufnahme das in Deutschland ziemlich ungewöhnliche Verhältnis zwischen Verleger und Autor veranschaulichen zu lassen, wie es zwischen ihnen beiden bestand: den ersteren, der eifrig um die Gunst des letzteren wirbt, während dieser gelassen und behaglich lächelnd ihn auf sich einreden läßt, den hageren, dürren Buchhändler auf den wohlgenährten, „en beten oülligen" vielumworbenen Dichter. Der Gedanke fand Reuters lebhaften Beifall, und Hinstorff bestellte sofort eine mit Benutzung der Photographie auszuführende große Zeichnung bei mir, die dann vervielfältigt werden sollte. Ich gab beiden die der Situation entsprechenden, sie klar und munter ausdrückenden Stellungen, in denen jeder von ihnen einzeln photographiert wurde. Die Aufnahmen gerieten vortrefflich. Hin-

storff mußte abreisen, ehe sie herausgebracht waren. Reuter aber saß mir noch zu seiner Bildniszeichnung in ganzer Gestalt, nachdem ich die zusammengestellte Gruppe entworfen hatte, und äußerte sein herzliches Gaudium an dem so arrangierten Bilde. Inzwischen aber war des Verlegers Porträtphotographie zu diesem gebracht; und dies durchaus treue und wahre Bild seiner Erscheinung vermochte so wenig seinen Beifall zu erringen, daß er eiligst telegraphisch die ganze Bestellung der Zeichnung rückgängig machte. Um keinen Preis würde er darein willigen, in solcher Gestalt dargestellt zu werden. Ich konnte mich wieder einmal überzeugen, wie weit die Selbsttäuschung der Menschen über ihre Person, über ihr körperliches Aussehen gehen kann. Aber immer muß ich bedauern, daß aus der Zeichnung nichts geworden ist.

Bei jenem Besuch Reuters habe ich ihn zum letztenmal gesehen. Große, überseeische Reisen, dann der französische Krieg und nach dessen glücklichem Ende wieder neue Reisen hielten mich so lange und immer wiederholt fern vom Vaterlande, daß ich nicht mehr dazu kam, den verehrten Mann persönlich aufzusuchen, für den ich eifrig in aller Welt Propaganda machte, aus dessen Werken ich in allen Kreisen vorlesen und immer wieder vorlesen mußte — und nie ohne freudigen Enthusiasmus für ihn und seine erquickenden Schöpfungen bei meinen Zuhörern zu erwecken. Die Nachricht von seinem am 14. Juli 1874 in Eisenach erfolgten Tode traf mich in Bellaggio. Sie kam mir kaum überraschend. Man wußte längst schon, daß seine Gesundheit unheilbar zerrüttet und von ärztlicher Hilfe nichts mehr zu erhoffen war. Aber die Kunde, daß er nicht mehr sei, erschütterte mich darum nicht weniger. Zu nahe war er mir im Leben getreten; zu viele und große Freuden hatte ich seinen Dichtungen und seiner Freundschaft zu danken gehabt. Unauslöschlich bis zu meinem eigenen Erlöschen bleibt, von allen Erdenschlacken befreit, das lebendige Bild des großen Volksdichters meiner Erinnerung eingeprägt, das Bild des warmherzigen, daseinsfreudigen, durch die härtesten Prüfungen nicht verhärteten, lauteren Menschen, dem nichts Menschliches fremd war.

Wär's Winter wieder!

Wär's Winter wieder! Wär' es wieder Nacht,
Und läg' ich wieder auf dem heißen Pfühle,
So wüßt' ich doch nichts von dem Schmerzgefühle,
Das nun im Lenz mir wieder neu erwacht.
Vergessen war's, und daß ich elend sei,
Als mir die Fieberglut den Sinn gebunden,
Wunschlos entflohn mir jene bange Stunden —
Jetzt fühl' ich zwiefach nur die Qual im Mai.

Im Frühling war's, in Duft und Sonnenschein,
Als ich *sie* fand — o wonnevolles Finden!
Es flüsterten geheimnisvoll die Linden;
Es strahlte farbenbunt der Wiesenrain,
Und aus den Lüften scholl's wie Jubelklang —
O Liebesfrühling! O ihr süßen Tage,
An die ich bebend nur zu denken wage,
Wie liegt ihr schon zurück so lang, so lang!

Und wieder war's im blütenreichen Mai,
Als ich am Arm des andern *sie* erblickte.
War's Hohn, als sie vorüberschritt und nickte?
War's Täuschung nur? — Sie hörte nicht den Schrei,
Der marternd mir aus tiefstem Herzen drang,
Sie sah mein Wanken nicht, nicht mein Erbleichen;
Sie schwebte weiter an dem Arm des Reichen —
Fahr hin — Lug war's und Trug, was mich bezwang. —

Wär's Winter wieder! Wär' es wieder Nacht,
Und läg' ich wieder auf dem heißen Pfühle,
So wüßt' ich doch nichts von dem Schmerzgefühle,
Das nun im Lenz mir wieder neu erwacht. —
Und doch — und wenn's auch noch so töricht sei! —
Und doch, ihr zürnen — nein! Ich kann es nimmer. — —
Wenn ich *sie* seh', umweht's mich wie ein Schimmer
Und wie ein Gruß von jenem Blütenmai.

Georg Vogel.

Selbſtbildnis. Gemälde von Prof. W. Trübner.

Menagerien und Tierschaustellungen in früherer Zeit.

Von Julius R. Haarhaus.

Wollen wir den Anfängen unserer Tiergärten nachspüren, so müssen wir in die Ferne schweifen, nach Osten und nach Westen, zu den Orientalen und den Mexikanern. Die behaglich-gemütvolle Weltbetrachtung der Asiaten scheint schon lange vor unserer Zeitrechnung eine Freude an allem, was da kreucht und fleugt, gezeitigt zu haben. Das heilige Liederbuch der Chinesen, Schi-King, erwähnt einen Tiergarten des Kaisers Wen-Wang (1150 vor Chr.), worin Säugetiere, Vögel, Schildkröten und Fische gehalten wurden und der bezeichnenderweise den Namen „Park der Intelligenz" trug.

Auch der Islam war durchaus tierfreundlich, und ein Tiergarten — nicht bloß ein Jagdpark, wie wir ihn schon bei den asiatischen Großen des Altertums finden, — gehörte zum notwendigen Requisit jedes muhammedanischen Fürstenhofes. Als der größte der Omajadischen Herrscher, Abdurrahmann III., die Stadt Az-Zahra bei Cordova errichten ließ, ordnete er auch die Anlage eines Gartens an, wo in umgitterten oder eingezäunten Räumen Vögel und seltene vierfüßige Tiere gehalten wurden. Ein Reisender des XVI. Jahrhunderts, der französische Zoologe Pierre Belon, gibt eine interessante Schilderung der Menagerie zu Konstantinopel. „Neben dem Hippodrom," so schreibt er, „steht eine alte Kirche; in dieser waren an jeden Pfeiler Löwen gebunden, die ziemlich zahm waren und zuweilen durch die Straßen geführt wurden. Ferner fanden sich dort Wölfe, Bären, Luchse, Stachelschweine, Wildesel, Giraffen u. a." Und als am 14. Juli 1683 die Türken vor den Mauern Wiens erschienen, ließ der Großwesir Kara Mustapha sein Prachtzelt in aller Eile mit einem Garten umpflanzen, worin die zu seinem Zeitvertreib mitgebrachte Menagerie seltener fremder Tiere Unterkunft fand.

Alle diese Anlagen muß jedoch an Größe und Reichhaltigkeit die Menagerie übertroffen haben, die die aztekischen Herrscher Mexikos unterhielten. Wenn man den zeitgenössischen spanischen Berichten Glauben schenken darf, so war die Fauna Mittelamerikas hier vollständig vertreten und, wie es scheint, in systematischer Ordnung untergebracht. Da gab es ganze Reihen von Wasserbehältern, Gehegen, Zwingern und Vogelhäusern. Die Verpflegung der Raubvögel allein beanspruchte täglich 500 Truthähne. —

Die Herrschaft des Islam wurde gebrochen, das Reich der Azteken sank unter dem Ansturm der spanischen Abenteurer in nichts zusammen. Aber die Berührung der abendländischen Kultur mit den unterlegenen Mächten war, wie auf so vielen andern Gebieten, auch in zoologischer Hinsicht nicht ohne Einfluß geblieben, und das Interesse an seltenen und merkwürdigen Tieren verbreitete sich an den Höfen und in den Städten des Abendlandes immer mehr.

In den romanischen Ländern erreichte

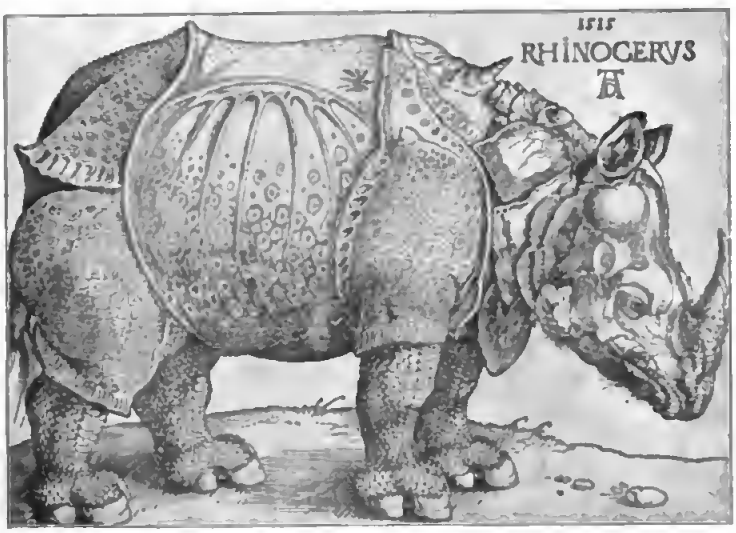


Abb. 1. Rhinozeros. Holzschnitt von Albrecht Dürer. 1515.

Abb. 2. Dromedar und Kamel in der kaiſerlichen Menagerie zu Schönbrunn. Radierung von Joh. Adam Klein.

(Abb. 1). Die Abbildung, bei der man dem Künſtler natürlich die ſtark ſtiliſierte und durchaus der damals üblichen Pferderüſtung angepaßte Panzerung zugute halten muß, iſt naturgetreuer, als ſie auf den erſten Blick erſcheinen mag. Die vielfachen Hornhöcker an Kopf und Hals, vor allem aber das gewundene Horn zwiſchen den Schultern, deuten darauf hin, daß es ſich um ein ſehr altes Exemplar gehandelt hat.

die Tierliebhaberei, hier freilich mehr eine Modeſache, gegen den Ausgang des XV. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Faſt alle die kleinen italieniſchen Fürſten der Renaiſſancezeit unterhielten an ihren Höfen Menagerien fremder Tiere. Am berühmteſten war die des Herzogs Ferrante von Neapel. Sie wies unter anderen bis dahin im Abendlande nie geſehenen Tieren eine Giraffe und ein Zebra auf, die der Herzog vom Kalifen von Bagdad zum Geſchenk erhalten hatte. Aber dieſe Hofmenagerien ſind weder wiſſenſchaftlich noch künſtleriſch ausgenutzt worden. Nur ein Tier hat damals eine gewiſſe kunſthiſtoriſche Bedeutung erlangt: es war das oſtindiſche Rhinozeros, das ein Sultan 1513 dem König Emanuel von Portugal ſandte, und das dieſer zuſammen mit einem Elefanten dem Papſte Leo X. verehrte. Kein geringerer als Albrecht Dürer hat das fremde Wundertier auf Holz gezeichnet

Aus dem Orient gelangte übrigens

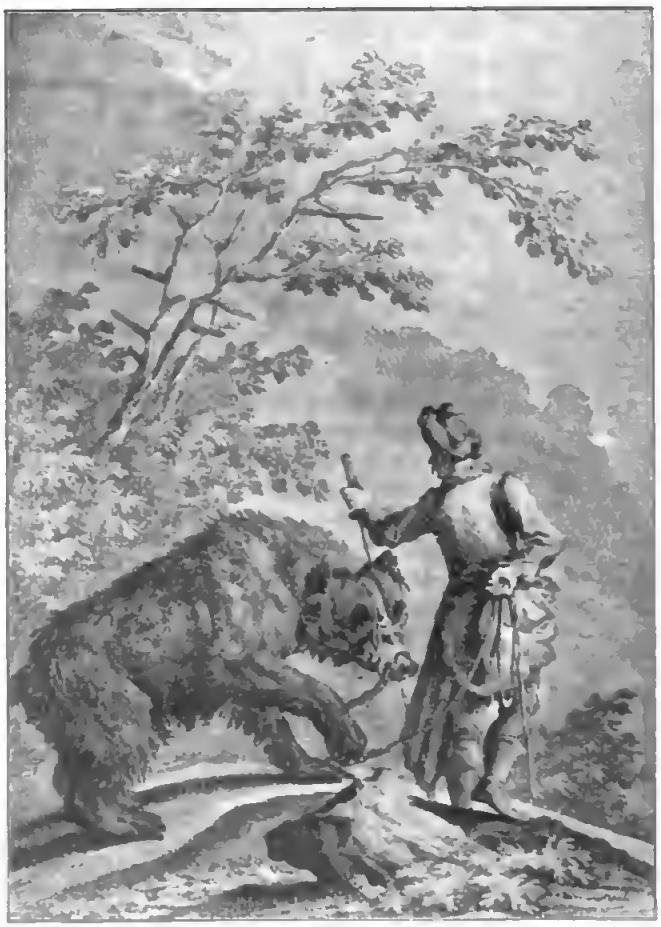


Abb. 3. Ein Bärenführer. Radierung von Joh. Elias Ridinger.

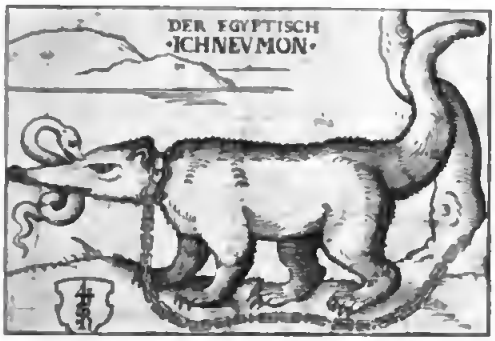


Abb. 4. Straßburger Flugblatt auf einen Ichneumon. Ausgang des XVI. Jahrhunderts. München, Hofbibliothek.

auch der Brauch, gezähmte Raubtiere aus dem Katzengeschlecht als Jagdgehilfen zu benutzen, nach Europa.

Überhaupt hängt die Freude an der Pflege wilder oder sonst merkwürdiger Tiere ursprünglich mit der Jagdpassion eng zusammen, besonders bei den germanischen Völkern. Der Gedanke, ein zufälligerweise lebend in die Gewalt des Jägers gekommenes Tier, einen Wurf junger Wölfe oder Bären, deren Mutter erlegt worden war, mit nach Hause zu nehmen, in der Gefangenschaft zu pflegen und aufzuziehen, lag ja nahe genug. So entstand, namentlich in Deutschland, eine ganze Reihe größerer und kleinerer fürstlicher Tiergärten, zwischen denen sich ein lebhafter Austausch entwickelte. In den trocknen Gräben der Reichsstädte hielt man vielfach Hirsche, was für Frankfurt a. M. 1399, für Solothurn 1448, für Friedberg 1489, später auch für Zürich und Luzern nachgewiesen ist. Regelrechte Tiergärten, meist mit heimischem Jagdwild, aber auch mit einzelnen fremden Tieren ausgestattet, finden sich zuerst bei den Klöstern. So enthielt der „Twinger" von St. Gallen im X. Jahrhundert Bären, Dachse, Steinböcke, Murmeltiere, Reiher und Silberfasanen. Am bedeutendsten aber war der Tiergarten in der Residenz des Hochmeisters des deutschen Ordens zu Marienburg. Der Garten enthielt außer Hirschen, Rehen und kleinerem Wild fünf große Auerochsen, Geschenke des Großfürsten Witold von Litauen und des Komturs von Balga, ferner einen Zwinger mit Bären und Affen, Meerkühe und Meerochsen und seit 1408 auch einen Löwen.

Die begehrtesten Tiere waren für die fürstlichen und die adligen Liebhaber die Auerochsen, Elche und wilden Pferde. Sie sind, namentlich im XVI. Jahrhundert, der Gegenstand eines lebhaften Briefwechsels und besonderer diplomatischer Missionen. Die Hauptlieferanten waren der Hochmeister des deutschen Ordens und der Herzog von Preußen. Schon 1518 sandte der Hochmeister dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg einen Auerochsen, der als seltenes Schaustück gebührend angestaunt wurde. Die Elche waren damals schon nicht mehr häufig und gingen bei dem Transport mitunter zugrunde. So mußte der Pfalzgraf Otto Heinrich vom Rhein dem Herzog von Preußen im Jahre 1533 mitteilen, daß von den ihm übersandten Elchen „das Männle, als es bis auf 64 Meilen Wegs von Königsberg gekommen, und das Fräule bis auf 28 Meilen von hinnen gestorben sei". In den fünfziger Jahren desselben Jahrhunderts war es besonders der Erzherzog Ferdinand von Österreich, der sich zur Bereicherung seines Tiergartens in Prag von Zeit zu Zeit an den Herzog von Preußen wandte. Daß so passionierte Weidmänner und Tierheger wie die Landgrafen von Hessen

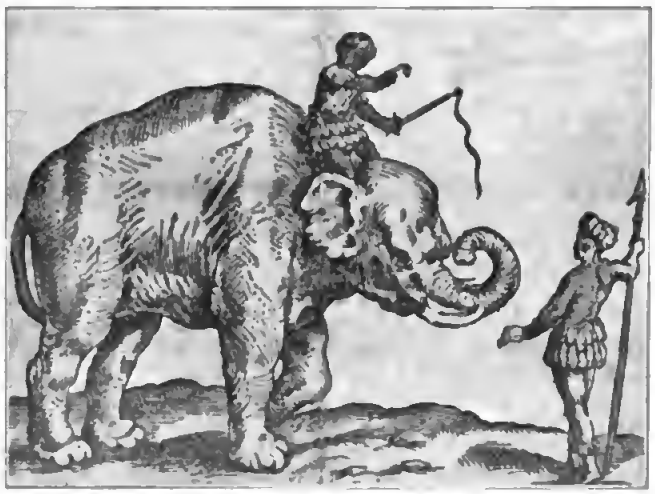


Abb. 5. Abbildung eines im Jahre 1629 in Nürnberg gezeigten Elefanten.

auf die Erwerbung seltenen Wildes bedacht waren, versteht sich von selbst. Wilhelm IV. erhielt auf seine Bitte im Januar 1591 vom Herzog Karl von Schweden einen Elch, der im Tiergarten von Zapfenburg vortrefflich gedieh. Schon im Mai schreibt der Landgraf entzückt: „Das Elend ist so lustig, daß wir ein gutes Gefallen an ihm tragen, denn sobald wir gen Zapfenburg in unsern Tiergarten kommen und es uns reden hört, läuft es zu uns und läuft hinter unserm Birschwäglein."

Zoologische Gärten im modernen Sinne, d. h. Anstalten, die der Belehrung eines größeren Publikums und der wissenschaftlichen Forschung dienen, waren jedoch weder die Menagerien der Orientalen und der Azteken noch die Tiergärten der abendländischen Großen. Und dennoch finden wir sogar schon im Altertum die Keime zu rein wissenschaftlichen Instituten dieser Art. Angeblich hat Alexander der Große seinem Lehrer Aristoteles von den asiatischen Feldzügen alle Tiere gesandt, die für den Gelehrten, der damals seine „Tierkunde" vorbereitete, von Interesse sein mußten.

Überhaupt haben die kriegerischen Unternehmungen Alexanders den Anschauungskreis seiner Zeitgenossen in ähnlicher Weise erweitert und die wissenschaftliche Forschung nicht weniger befruchtet, als seit dem Ausgang des XVIII. Jahrhunderts die Expeditionen Bonapartes. Mochte das Riesenreich auch nach dem Tode des kühnen Eroberers in Trümmer gehen: ein Hauch seines Geistes lebte wenigstens in den Traditionen seiner ägyptischen Nachfolger, der Ptolemäer weiter. Schon Ptolemäos I. gründete wissenschaftliche Institute allergrößten Stils, darunter auch einen zoologischen Garten. Sein Sohn und Nachfolger Ptolemäos II. Philadelphos war auf die Vermehrung des Tierbestandes bedacht und zeigte den erstaunten Alexandrinern zum erstenmal ein Rhinozeros und eine Giraffe. Dann aber erlosch das zoologische Interesse vollständig: für die Römer hatte jedes Tier nur insoweit Bedeutung, als es sich in der Küche, in der Arena oder als Sensationsstück bei Triumphzügen verwenden ließ. Noch ungünstiger für Pflege und Ausbreitung zoologischer Kenntnisse waren die ersten Jahrhunderte des Christentums. Der Niedergang der allgemeinen Bildung traf die Naturwissenschaften am stärksten. So konnte es geschehen, daß viele Tiere, die den Alten bekannt gewesen waren, in Vergessenheit gerieten oder sich in seltsame Fabelwesen verwandelten. Erst im XII. Jahrhundert macht sich ein langsames Wiedererwachen des zoologischen

Abb. 6. Rhinozeros. Radierung von Joh. Elias Ridinger. 1748.

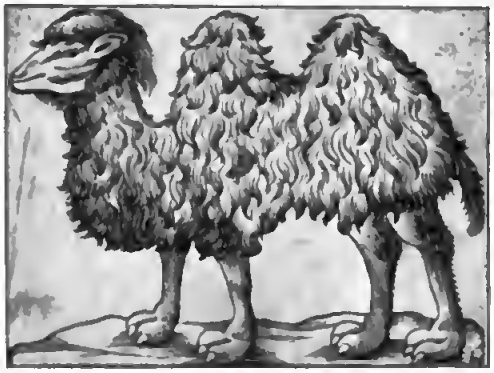


Abb. 7. Zweihöckriges Kamel, fälschlich als Dromedar (Romdarius) bezeichnet. Schaubudenzettel aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts.

Interesses bemerkbar; aber auch das Zeitalter der Entdeckungen, das den Katalog der bekannten Tierformen und -arten in ungeahnter Weise bereicherte, hat die zoologische Wissenschaft kaum gefördert.

Als das Geburtsjahr der modernen Zoologie darf man das Jahr 1635 ansehen, wo ein Edikt Ludwigs XIII. die beiden Leibärzte Hérouard und Guy de la Brosse zu der Gründung des Jardin des plantes ermächtigte, der zunächst nur als ein Versuchsgarten für Medizinalgewächse gedacht war, bald aber mit einer Menagerie verbunden wurde. Während der Revolution wurde auf Veranlassung von Bernardin de St. Pierre die Versailler Menagerie mit dem Jardin des plantes vereinigt, und 1797 wurde sogar eine Expedition nach Afrika entsandt, die neue Tiere erwerben sollte.

Ein Gönner des Gartens war Mehemet Ali, Pascha von Ägypten. Er sandte außer einem afrikanischen Elefanten, Antilopen usw. auch eine Giraffe, die 1827 in Paris anlangte. Sie rief nicht nur eine Hochflut wissenschaftlicher Abhandlungen hervor, sondern wurde auch so populär, daß sich die Mode ihrer bemächtigte. Länger als ein Jahr trugen sich die Pariser Damen und Stutzer à la girafe.

Nicht minder berühmt war die kaiserliche Menagerie zu Schönbrunn, die im Jahre 1742 durch Kaiser Franz I. und Maria Theresia gegründet worden war und die Bestände der älteren kaiserlichen Menagerien in sich aufgenommen hatte. Es waren dies die Menagerien von Ebersdorf (gegründet um das Jahr 1552), von Neugebäu, wo sich das durch Chamissos Gedicht „Die Löwenbraut" bekannt gewordene Ereignis zugetragen hatte, und die vom Prinzen Eugen angelegte Menagerie im Belvedere. Zur Bereicherung der Schönbrunner Menagerie wurden auf Geheiß Kaiser Josephs II. zwei große Expeditionen unternommen, die erste, 1783 bis 1785, nach Nordamerika und Westindien, die zweite, 1787 bis 1788, nach Südafrika, Isle de France und Bourbon. Wie den Forschern, so bot die Schönbrunner Menagerie auch den bildenden Künstlern mancherlei Anregung. Johann Adam Klein, der erste deutsche Tiermaler seiner Zeit, der 1817 zum zweiten Male in Wien weilte, radierte hier das Blatt mit den Kamelen (Abb. 2).

Der erste wissenschaftlich geleitete zoologische Garten in England war ein Privatunternehmen des Earl of Derby in Knowsley bei Liverpool. Nach dem Tode seines Eigentümers ging der sehr bedeutende Tierbestand in den Besitz der Zoolo-

Abb. 8. Indischer Riesenbüffel (?). Schaubudenzettel von 1747. Im Besitz der Antiquariatsbuchhandlung B. Seligsberg (F. Seuffer) in Bayreuth.

Abb. 3. Mönchrobbe aus dem Adriatischen Meere. Nürnberger Schaubudenzettel von 1778. Im Besitz der Antiquariatsbuchhandlung B. Seligsberg (F. Seuffer) in Bayreuth.

telt. Dieses unleugbare Verdienst soll ihnen nicht geschmälert werden, wenn auch nicht verschwiegen werden darf, daß sie hie und da der Sensationslust des Publikums allzu große Konzessionen gemacht haben. Ihre Geschichte ist leider in tiefes Dunkel gehüllt; kein Kulturhistoriker hat es bisher für der Mühe wert gehalten, sich mit ihnen zu beschäftigen.

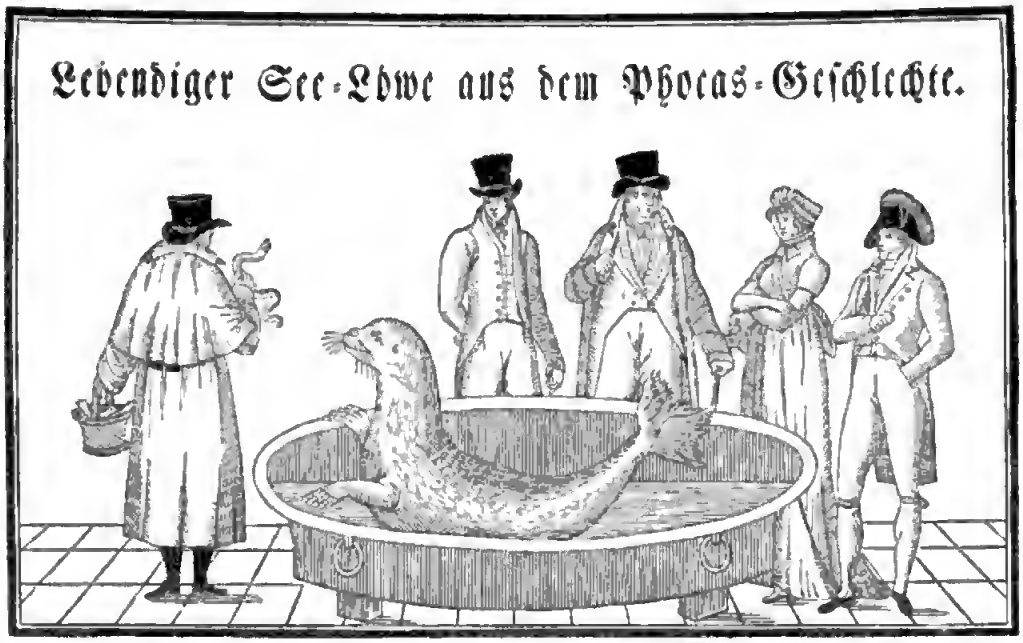
gical Society über, die 1825 gegründet worden war und 1829 im Regent's Park einen zoologischen Garten anlegte. Im Jahre 1830 enthielt der Garten schon mehr als 1000 Arten von Tieren; 1852 wurde mit dem Bau von geräumigen Aquarien begonnen. Der Londoner Garten wurde das Vorbild für die meisten Institute dieser Art, die jetzt auf dem Kontinent in rascher Folge ins Leben gerufen wurden und deren bedeutendste die Gärten von Amsterdam (1838), Antwerpen (1843), Berlin (1844), Brüssel (1851), Rotterdam (1857), Frankfurt a. M. (1858), Kopenhagen (1858), Cöln (1860), Dresden (1861), Haag (1863), Hamburg (1863), Moskau (1864), Breslau (1865) und Hannover (1865) sind.

Wenn die bestehenden Menagerien und die zoologischen Gärten neben ihren rein wissenschaftlichen Zwecken auch der Belehrung eines größeren Publikums dienen, so haben sie damit die wandernden Menagerien, die Tierbuden unserer Jahrmärkte, wenn auch nicht ganz überflüssig gemacht, so doch stark in den Hintergrund gedrängt. Auch diese Institute, die sich einst aus primitiven Anfängen zu großartigen Anstalten entwickelt hatten, haben eine Kulturmission erfüllt. Sie haben zu Zeiten, wo von populären naturwissenschaftlichen Werken, von wohlfeilen Abbildungen ebensowenig die Rede sein konnte wie von Museen, den weitesten Kreisen des Volkes die Bekanntschaft fremder Tiere vermit-

Bärenführer scheinen schon im frühen Mittelalter Europa durchzogen und die Künste ihrer Tiere gezeigt zu haben. Im „Ruodlieb", einem oberdeutschen Epos des XI. Jahrhunderts, werden abgerichtete Bären, Affen und sprechende Papageien erwähnt. Im Jahre 1511 erschienen fremde Spielleute mit zwei Bären in Marburg a. L., 1597 Polen mit Tanzbären in Rothenburg; 1522 tauchten in der rheinischen Stadt Siegburg bei einem Schützenfeste auch schon Zigeuner mit einem Bären auf. Der Typus des Bärenführers wird sich bis zur Gegenwart wenig geändert haben und im großen und ganzen der Darstellung entsprechen, die Joh. Elias Ridinger von einem solchen Nomaden entworfen hat (Abb. 4).

Daß Quacksalber zur Anlockung des Publikums auf den Jahrmärkten Amphibien und Reptilien mit sich führten, darf als allgemein bekannt gelten. Ziemlich vereinzelt dürfte dagegen die Nachricht in der Chronik von Kolmar dastehen, wonach sich ein fahrender Geistlicher im Jahre 1277 mit abgerichteten Schlangen produziert hat. Mit dem Murmeltier, das von den Alpenbewohnern, besonders den Savoyarden, gefangen, zum Tanzen abgerichtet und in Deutschland zur Schau gestellt wurde, dürfte die Zahl der Tiere, die im Mittelalter die Sensationslust des Volkes befriedigen mußten, erschöpft sein.

Erst das XV. und das XVI. Jahr-



Mit allerhöchster Bewilligung

habe ich die Ehre dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum anzuzeigen,

daß ich mit einem

lebendigen See-Löwen

aus dem

Phocas-Geschlechte

von Livorno hier angekommen, und die hohe Gnade hatte von Ihro Majestät dem König und der Königin von Baiern, und der gesammten Königlichen Familie sowohl im Schloße zu Nymphenburg, als auch zu München allen Beyfall zu erhalten.

Das Thier ist 6 Schuh lang und wiegt 250 Pfund; es hat zwey Schnauzen am Maule, zwey Händchen am Vorderleibe, mit fünf Fingern, die mit Nägeln so wie mit Gliedern, deren Zusammenfügungen wie beim Menschen gebildet versehen sind. Sein Leib ist mit einem feinen Haare, wie Sammet anzufühlen, bedeckt, und theilt sich am Ende in drey Schwänze.

Besonders merkwürdig ist die Folgsamkeit und der Verstand dieses seltenen Thieres: Es kömmt zu seinem Herrn auf dessen Ruf, biethet ihm nach Befehl das linke oder rechte Händchen, küßt ihm die Hand, und kehrt sich auf verschiedene Seiten; seine Augen sind ausnehmend schön; er läßt auch, obschon seiner Freyheit beraubt, noch vielen Stolz blicken. Sein Herr thut mehrere Fragen an ihn, von denen er die einen beantwortet, andere nicht, besonders wenn er ihn frägt, ob er einen Vater habe, erwiedert er mit vernehmlicher Stimme, Papa. Dieses lehrte ihn sein Herr in sieben Monaten.

Seine Nahrung besteht täglich in 30 Pfund lebendiger Fische.

Zum Beschluß umarmt er seinen Herrn, macht einen Purzelbaum, und grüßt die Zuschauer.

Der Schauplatz ist

Er ist alle Tage, Morgens von 9½ bis 12 Uhr, und Abends von 2½ bis 7 Uhr zu sehen.

Der Eintritt ist für erwachsene Personen

Kinder bezahlen

Abb. 10. Dressierte Robbe. Schaubudenzettel aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts. Im Besitz der Antiquariatsbuchhandlung B. Seligsberg (F. Seuffer) in Bayreuth.

hundert bringen eine erfreuliche Bereicherung Typisch für die „Aufmachung" einer Tierschaustellung dieser Zeit ist das hier reproduzierte Straßburger Flugblatt auf einen Ichneumon (Abb. 4). Die Abbildung des Tieres ist bis auf die viel zu lange Schnauze nicht übel, aber der dazu gehörige Text verrät deutlich, wie sehr man noch im Banne der antiken Überlieferung stand. Die schon von Plinius nacherzählte Fabel, daß der Ichneumon eine besondere Passion für die Eier des Krokodils habe und diesem ungemütlichen Reptil während der Siesta in den offenen Rachen schlüpfe,

Abb. 11. Allerlei Naturwunder. Schaubudenzettel aus dem letzten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts.

um in seinem Innern eine tödliche Darmverstimmung herbeizuführen, ist von der ernsten Forschung zwar schon lange widerlegt worden, wird vom Volke aber auch heute noch mit unglaublicher Zähigkeit festgehalten.

Größeres Aufsehen machten natürlich Geschöpfe von so bedeutender Körperfülle und so abenteuerlicher Gestalt wie Elefant und Rhinozeros. Der Elefant, und zwar der indische, erscheint zum erstenmal auf der Frankfurter Messe von 1443, dann aber erst mehr als ein Jahrhundert später wieder, so z. B. auf der Breslauer Johannismesse von 1562. In Hamburg wurde wahrscheinlich 1607 ein Elefant gezeigt; das nächste Exemplar kam 1628 über Amsterdam nach Deutschland; es ist wohl dasselbe, das der Schaubudenzettel von 1629 ankündigt, dessen sehr rohe Holzschnittvignette hier reproduziert wird (Abb. 5).

Von den übrigen Dickhäutern scheint bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts nur das indische Rhinozeros in Europa zur Schau gestellt worden zu sein, und auch dieses wohl kaum vor dem Jahre 1741. Das Exemplar, das damals durch den Kapitän Douwemouth von Bengalen nach Holland gebracht wurde und auf den Ankündigungen ausdrücklich als der Behemoth der Bibel (Hiob 40) und das Einhorn des Mittelalters bezeichnet wird, war bei seiner Ankunft drei Jahre alt und erregte ungeheures Aufsehen. In der Ostermesse 1747 erschien es in Leipzig, wo ihm Gellert in dem Gedichte:

„Um das Rhinozeros zu sehn,
Erzählte mir mein Freund,
Beschloß ich auszugehn" usw.

ein literarisches Denkmal errichtete. Im Herbste desselben Jahres kam es nach Nürnberg, im Frühjahr 1748 nach Augsburg. Hier wurde es von Ridinger gezeichnet und radiert; das Bild bedeutet gegen die von Dürer und von Hans Hoffmann gelieferten Darstellungen einen entschiedenen Fortschritt (Abb. 6).

Auffallend spät und selten erscheinen

Kamele in Deutſchland. Die erſte Nachricht, die ſich auf ein Kamel bezieht, datiert aus dem Jahre 1487. Dann aber verſchwindet es wieder, bis im erſten Viertel des XVII. Jahrhunderts der Großherzog Ferdinand II. von Toscana auf dem Landgute San Roſſoro bei Piſa zu landwirtſchaftlichen Zwecken ein Kamel- (Dromedar-) Geſtüt einrichtete, das bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts alle Tiergärten und Tierbuden mit einhöckrigen Kamelen verſorgt hat. Daß beide Arten, das Dromedar und das zweihöckrige Trampeltier (Camelus bactrianus), fortwährend miteinander verwechſelt wurden und meiſt auch heute noch werden, iſt kein Wunder. Natürlich hat ſich auch um das Kamel ein ganzer Kranz von Fabeln und Legenden gewunden, und die Nachricht, daß der „Romdarius“ auch „zu Sommerszeiten 3 Monath ohne Sauffen leben kann“, wird beharrlich weiterkolportiert und dürfte bei unſern trinkfeſten Voreltern gewaltiges Erſtaunen hervorgerufen haben (Abb. 7).

Von den übrigen, heute wohl in jeder größeren Menagerie vorhandenen Tieren iſt das Lama nachweislich zuerſt 1558 in Antwerpen zur Schau geſtellt worden, das Krokodil 1566 in Nürnberg, der Elch 1586 ebenfalls in Nürnberg, das Stachelſchwein, bei dem natürlich die alte Fabel von ſeiner Fähigkeit, die todbringenden Stacheln auf den Gegner zu ſchießen, wieder aufgewärmt wird, 1627, der indiſche Rieſenbüffel (Abb. 8) 1745, der afrikaniſche Strauß ſchon 1450 auf der Frankfurter Meſſe, das Zebra wahrſcheinlich um das Jahr 1670 und das Känguruh ſchwerlich vor dem Beginn des XIX. Jahrhunderts. Der Eisbär muß um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts auf den deutſchen Meſſen und Jahrmärkten noch eine ungewöhnliche Erſcheinung geweſen ſein, denn ein Schaubudenzettel vom Jahre 1754 beſpricht „zwey Crulaniſche (Grönländiſche?) Meer-Löwen oder weiſe Wallfiſch-Baeren, männ- und weiblichen Geſchlechts“, die von zwei holländiſchen Schiffern, Franz Dimmenie, Vater und Sohn, gezeigt werden, als etwas noch nie Geſehenes. Die großen Raubtiere aus dem Katzengeſchlechte ſcheinen zu Einzelſchauſtellungen nur ſehr ſelten — 1584 wurde in Nürnberg ein Löwe, 1611 ein Löwe und ein Tigertier gezeigt — verwandt worden zu ſein, vermutlich weil ihre Ernährung mit friſchem Fleiſch zu koſtſpielig war. Sie tauchen regelmäßig erſt in den ſpäter zu beſprechenden Wandermenagerien auf. Um ſo beliebter und verbreiteter ſind dafür ſeit dem Ausgang des XVIII. Jahrhunderts auf allen deutſchen Jahrmärkten die verſchiedenen Robben, beſonders deren kleinſter Vertreter, der Seehund, deſſen Fähigkeit, allerlei Kunſtſtücke zu erlernen, ſich die Schauſteller mit Erfolg zunutze machten. In der reichen (übrigens verkäuflichen) Sammlung von Schaubudenzetteln aus dem XVII. und dem XVIII. Jahrhundert, im Beſitze der Antiquariatsbuchhandlung B. Seligsberg (F. Seuffer) in Bayreuth, deren Durchſicht und Reproduktion mir in liebenswürdigſter Weiſe geſtattet wurde, finde ich zwei Zettel, die auf Robben Bezug nehmen. Der erſte gibt die Abbildung einer 1778 im Adriatiſchen Meer gefangenen Mönchrobbe, die eigentümlicherweiſe als „Meer-Fiſch, benennet Anfibio“

Abb. 12. Stark vermenſchlichte Abbildung eines Pavians. Erſte Hälfte des XVII. Jahrhunderts.

bezeichnet wird (Abb. 9), der zweite betrifft allem Anschein nach einen der in der Nord- und der Ostsee heimischen gemeinen Seehunde, wenn die Mitteilung, er sei von Livorno angekommen, nicht etwa auch auf eine Mönchrobbe deuten sollte. Über den anatomischen Bau des Tieres scheint sich der Mann, der es zu Anfang des XIX. Jahrhunderts in Nürnberg vorführte, nicht ganz klar gewesen zu sein; seiner Ansicht nach teilt sich der Hinterleib „am Ende in drey Schwänze" (Abb. 10). Wenig Tiere dürften wohl so häufig die unschuldige Ursache des plumpesten Schwindels geworden sein, wie gerade die verschiedenen Robben. Was die Phantasie der Seefahrer und der Poeten an Seejungfrauen, Sirenen, Undinen, Melusinen und ähnlichen Fabelwesen geschaffen hat, wird bis zum heutigen Tage von spekulativen Schaustellern mit diesen harmlosen und nicht einmal seltenen Tieren identifiziert. Ein Zettel aus dem letzten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts (Abb. 11) ist für die „Aufmachung" solcher Schaustellungen typisch.

Bei der Schaustellung größerer Affen, die bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts sehr willkürlich benannt und fortwährend verwechselt werden, macht sich — lange vor Darwin und Häckel — das Bestreben geltend, ihre angebliche nahe Verwandtschaft und Ähnlichkeit mit dem Menschen zu betonen und auf Abbildungen in stark übertriebener Weise zur Anschauung zu bringen (Abb. 12).

Kleinere oder größere Kollektionen von Tieren, also Menagerien im heutigen Sinne, scheinen zum Zwecke der öffentlichen Schaustellung zuerst in den Niederlanden, und auch dort wohl kaum vor der Mitte des XVII. Jahrhunderts entstanden zu sein. Über ihre Anfänge fehlen historische Quellen vollständig, doch geht ihr Vorhandensein in der angedeuteten Zeit unzweifelhaft aus einer Reihe von Werken der gleichzeitigen bildenden Kunst hervor. Während bei den Italienern der besten Zeit von einer Vertrautheit mit den Tieren fremder Länder noch nicht die Rede ist — ihre Tiere sind ebenso entsetzliche Scheusale wie die der deutschen Nazarener des XIX. Jahrhunderts —, verblüffen die Niederländer durch ihre genaue Kenntnis der exotischen Fauna, zu deren male-

Abb. 13. Arche Noah (Menagerie). Nach einem Aquarell von Maas van Altena im Besitz der Kunsthandlung Franz Meyer in Dresden.

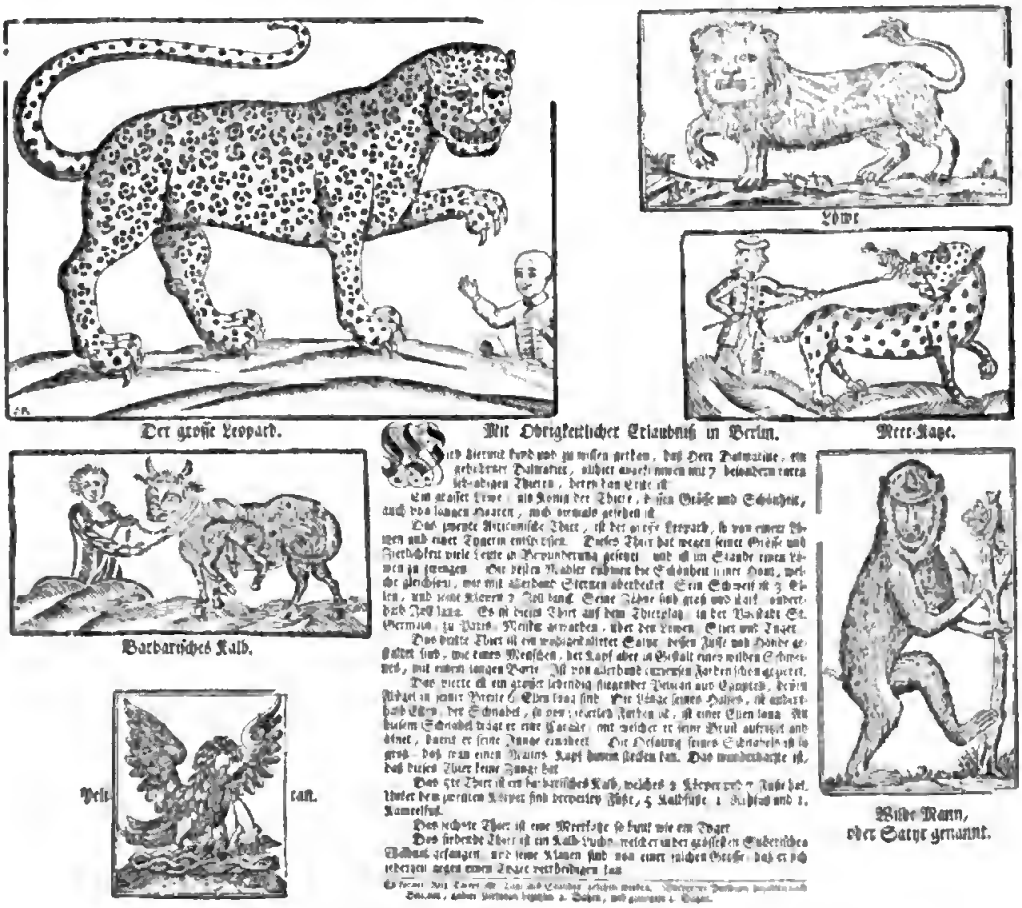


Abb. 14. Zettel der Menagerie Dalmatine (ca. 1750).
Im Besitz der Antiquariatsbuchhandlung B. Seligsberg (F. Seuffer) in Bayreuth.

rischer Verwertung eine Anzahl beliebter Vorwürfe aus dem Alten Testament und der Mythologie erwünschte Gelegenheit bot. Schöpfung, Paradies, Arche Noah und Orpheus sind die Gegenstände, bei deren Darstellung sich die Maler in der Wiedergabe fremder Tiere nicht genug tun konnten, und die Genauigkeit in Form und Farbe, womit alle Bewohner der Wüste, der Steppe und des Urwaldes gemalt sind, beweisen deutlich genug, daß sich die Künstler lebender Modelle bedient haben, die sie natürlich nur in Menagerien finden konnten. Am einleuchtendsten scheint mir dies aus einem sehr fein ausgeführten Aquarell des im übrigen wenig bekannten Maas van Altena hervorzugehen, das hier zum erstenmal nach dem Originale (im Besitze der Kunsthandlung Franz Meyer, Dresden) reproduziert wird (Abb. 13). Vom nautischen Standpunkt betrachtet, erweckt die lange Bretterbude, die zur Bergung der vorsintflutlichen Tierwelt dienen soll, gerade kein besonderes Vertrauen, obgleich die Ventilationsvorrichtung unter dem Dache wenigstens eines unsrer ernstesten hygienischen Bedenken entkräften muß; aber als Menageriebude größten Stils können wir sie wohl gelten lassen. Unter dem Zeltdach auf der linken Seite sitzt Vater Noah mit seiner Gattin „an der Kasse", während daneben die Glanzstücke seiner Kollektion, Elefanten, Bären und Panther „Parade machen". Oben auf dem Zelte sitzen neben Kormoranen auch schon die damals noch seltenen Kakadus und Aras.

Ein literarisches Pendant zu diesem Bilde ist die 1675 zu Amsterdam erschienene Arca Noë des Würzburger Jesuiten Athanasius Kircher. Wir finden hier einen illustrierten Katalog der von Noah in die Arche aufgenommenen Tiere sowie

Abb. 15. Zettel einer ungenannten Menagerie. Ende des XVIII. Jahrh. Im Besitz der Antiquariatsbuchh. B. Seligsberg (F. Seuffer) in Bayreuth.

Abbildungen der Behältnisse, in denen sie paarweise untergebracht waren (Carus, Geschichte der Zoologie). Daß dem Verfasser eine wohleingerichtete Menagerie als Vorbild für seine Arche vor Augen gestanden hat, erscheint jedenfalls als die natürlichste Erklärung dieser sonderbaren biblisch-archäologischen Leistung.

Die Blütezeit der Wandermenagerien beginnt um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts, wo der Geist der Aufklärung, der Schule und Haus zu beherrschen anfing, den für den Anschauungsunterricht so wertvollen Instituten entgegenkam. Der geheimnisvolle Zauber, der ihnen einst anhaftete, und den kein geringerer als Goethe in seiner „Novelle" poetisch verklärt hat, ist für uns Großstadtmenschen freilich dahin. Wollen wir ihn noch genießen, so müssen wir Paul Meyerheims köstliche Bilder auf uns wirken lassen.

Eine der ersten Wandermenagerien, die Deutschland bereist haben, war die des „Herrn Dalmatine, eines geborenen Dalmatiers". Von seinen mit rohen Holzschnitten illustrierten Ankündigungszetteln sind mir mehrere zu Gesicht gekommen, die textlich ziemlich gleichlautend sind und zeitlich etwa in die Jahre 1750 bis 1760 fallen. Einer davon (Abb. 14) ist besonders interessant, weil er den Leoparden für einen Blendling von Löwen und Tigerin erklärt. Hier findet sich auch schon die später bei Gelegenheit der gefleckten und der gestreiften Großkatzen immer wieder gebrauchte und variierte Phrase: „Die besten Maler rühmen die Schönheit seiner Haut." Was die Abbildungen anlangt, so sind sie alles andre als naturwahr und stehen noch unverkennbar unter dem Einfluß heraldischer Anschauungen. Dies ist namentlich bei der Abbildung des Pelikans der Fall. Vermutlich nur diesem alten Holzstock zuliebe heißt es im Text: „Am Schnabel (der, nebenbei bemerkt, eine Elle lang sein soll!) trägt er eine Coralle, mit welcher er seine Brust aufritzet und öfnet, damit er seine Junge ernähret."

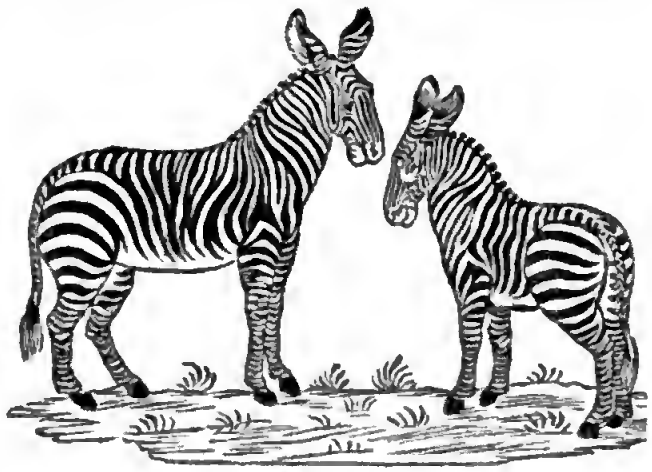
Auch der Leopard und der Löwe sind auf dem Zettel durchaus heraldisch aufgefaßt, und zwar im Geschmack der holländischen Heraldik. Dem Löwen begegnen wir auch heute noch auf holländischen Tabakpaketen. Äußerst komisch wirkt auch der Löwe auf dem nächsten Zettel (Abb. 15). Er ist mit seiner eleganten Taille und der üppigen Mähne ebenfalls heraldisch angekränkelt und wird seinen Stammbaum sicherlich bis auf den Pfälzer Löwen zurückführen können. Das „Amerikanische Tieger-Thier" und den „Pavian aus den Amerikanischen Inseln" wird man dem

Besitzer nicht allzusehr verübeln; mit der Herkunft der Tiere nahm man es damals noch nicht so genau. Die Bezeichnung „Tiger" wird auch noch in der Folgezeit für alle gefleckten Großkatzen angewandt.

Wenn sich die bisher erwähnten Menageriezettel textlich noch durch eine gewisse Knappheit und Sachlichkeit auszeichnen und dem verehrlichen Publikum, das sehr kategorisch in drei Stände eingeteilt wird, nicht mehr versprechen, als die Bude wirklich enthält, so nimmt Herr J. Padoccany, der mit seiner Menagerie die Nürnberger Messen um 1780 besuchte, den Mund entschieden zu voll. Er hat „in den Wäldern Arabiens" einen „gekrönten Löwen" entdeckt, der an Größe alle übertrifft, die jemals in Europa gesehen worden sind. „Das Eisen seines Behälters wägt 19 Zentner; er verzehret täglich 35 Pfund Fleisch." Daß man sich damals auch schon des unlauteren Wettbewerbs zu erwehren hatte, beweist ein Postskriptum, worin Padoccany vor einem Manne warnt, der einen kleineren Löwen zur Schau stellt, „dem er den Namen des gekrönten Riesen-Löwen giebt, sich selbst aber unter dem Namen Padoccany bekannt machet".

Im letzten Jahrzehnt des XVIII. und im ersten des XIX. Jahrhunderts erschien in Nürnberg regelmäßig die Menagerie Anton Alpi & Co. Aus ihr rührt wahrscheinlich der tote Tiger her, der auf Goethes Veranlassung für das anatomische Institut der Universität Jena angekauft wurde und der dem Dichter die erste Anregung zu der „Novelle" gab. Die Alpische Sammlung war reichhaltig, sie enthielt z. B. zwei Elefanten, Eisbären („Eisreiser"), einen „großen breitgestreiften König der Tiger aus Bengalen, wirklich der einzige in seiner Art, der jemals gesehen worden", einen „Pander oder Pardus männlichen Geschlechts oder der gefleckte bengalische Tiger", eine Hyäne, „ein sehr raubgieriges Thier und trachtet am meisten nach dem Menschen", einen großen „Kasoar", einen „Condor aus Afrika, man nennet ihn auch den Lämmer-Geyer", einen „Geyer-König, Vultur Papa, ein sehr raubgieriger amerikanischer Raubvogel, hat sich von Mohren sehr furchtbar gemacht, weil er sogar die Frechheit besizt, ihre Kinder anzugreifen". Vom Elefanten behauptet die Beschreibung, er lebe 250 bis 300 Jahre und trinke außer Wasser „Rum, Arack, Brandwein und Wein, welche starken Getränke ihm in unserm europäischen kälteren Klima unentbehrlich sind". Ein „Eremit oder Einsiedleraffe, Simia Silenus", erhält die Note: „Sein stilles Wesen stimmt mit seinem Namen überein."

Alpi & Co. scheinen darauf bedacht gewesen zu sein, dem Publikum immer etwas Neues zu bieten; einer ihrer Zettel,



Mit hoher und gnädiger Erlaubniß

werden die

Herren Alpi et Compagnie,

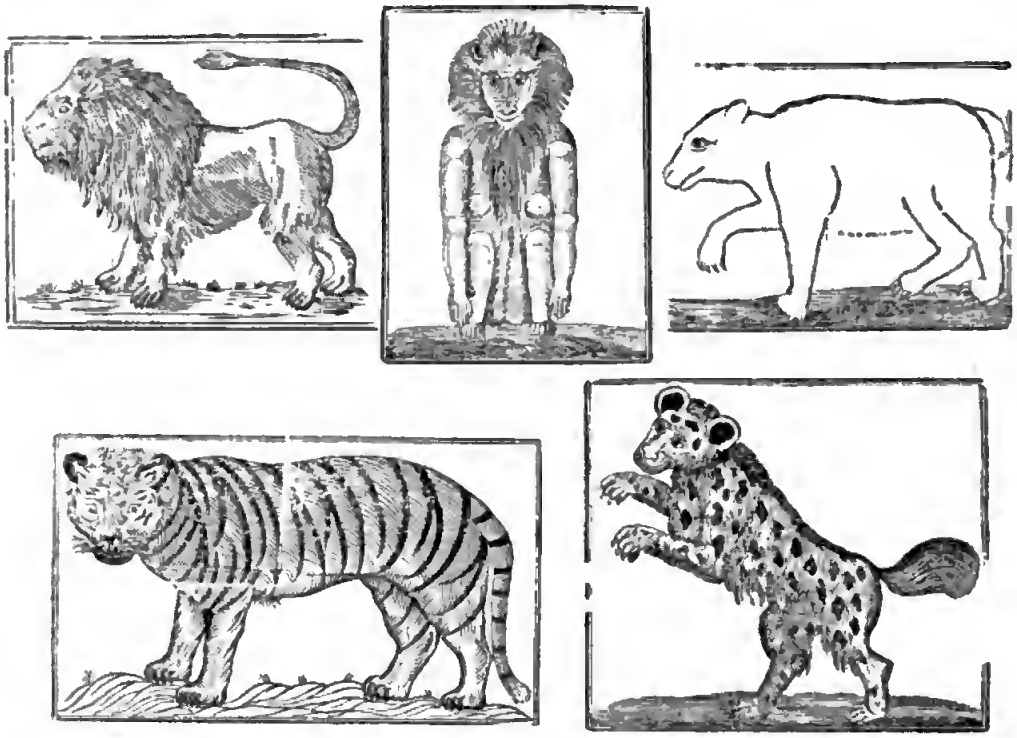
Lieferanten der Kayserl. Königl. Menagerie zu Wien, privilegirt von Sr. Majestät dem König von Preußen, und Lieferanten des Herzogs von Sachsen-Meinungen

die Ehre haben, ihre sowohl zum Vergnügen der Gelehrten, als auch zur Belehrung und zum Unterrichte der Jugend dienende

Menagerie von auserlesenen Thieren

vorzuzeigen:

Abb. 16. Kopf eines Menageriezettels von Anton Alpi & Co. Anfang des XIX. Jahrhunderts. Im Besitz der Antiquariatsbuchhandlung B. Seligsberg (F. Seuffer) in Bayreuth.



Mit Königlicher allerhöchster Bewilligung.

Große Menagerie

von

merkwürdigen und äußerst schönen fremden Thieren.

Der Preis ist auf dem ersten Platz 36 kr. Auf dem zweiten 24 kr. Auf dem dritten 12 kr. Kinder und Dienstbothen bezahlen die Hälfte.

Abb. 17. Zettel der Menagerie Ferrand. Anfang des XIX. Jahrhunderts.
Im Besitz der Antiquariatsbuchhandlung B. Seligsberg (F. Seuffer) in Bayreuth.

dessen mit einer in urwüchsiger „Schwarz-weiß-Kunst" ausgeführten Zebra-Vignette geschmückter Kopf hier reproduziert wird (Abb. 16), kündigt unter anderm einen kanadischen Biber an — „seine Nahrung besteht blos in Holz" —, ferner „zwey junge Cangoru (Känguruhs), welche noch nie in Deutschland lebendig gesehen worden sind; übrigens wird sich jedermann über ihre ganze Beschaffenheit besonders wundern".

Einen merklichen Fortschritt gegen alle bisher genannten Unternehmungen bedeutet die Menagerie Simonelli, von der mir verschiedene Zettel aus den Jahren 1813 und 1815 zu Gesicht gekommen sind. Der Besitzer und später seine Witwe befleißigten sich einer nahezu wissenschaftlichen Gründlichkeit, gaben Kataloge ihrer Sammlung heraus (Abbildung 18) und bemühten sich, mit alten Irrtümern aufzuräumen. So heißt es in der Beschreibung des Stachelschweins: „Ein sehr verrufenes und doch völlig harmloses Thier, das seine Stacheln nicht von sich schleudert, sondern blos in der

Abb. 18. Katalog der Menagerie Simonelli, ca. 1815.

Barbaro kömmt der wahre Orang-Outang oder Waldmann her. Dieser Barbaro, erst 4 Jahre alt, ist bereits 4 und einen halben Fuß hoch, seine vollkommene Größe ist 6 oder 7 Fuß; dieses Thier, das man sehr jung auf der Insel Madagaskar bey dem Cap der guten Hoffnung (!) gefangen hat, ist jetzt gezähmt, jedoch hält man es aus Furcht des Zufalls in einem wohlbehaltenen Käfig an einer guten Kette so, daß es den Zuschauern gar nicht schaden kann." Das Glanzstück der Sammlung war ein Lippenbär (Ursus labiatus), der damals zum ersten Male nach Europa gekommen war und von den Zoologen zu den Faultieren gerechnet wurde.

Seit den zwanziger Jahren des XIX. Jahrhunderts wuchs die Zahl der Wandermenagerien ins Ungemessene. Alle aber übertraf an Reichhaltigkeit des Inhalts und Eleganz der Ausstattung das berühmte Institut der holländischen Familie van Aken, das zwei Jahrzehnte lang alle Tierfreunde des Kontinents in Entzücken versetzte und 1840 an den Zoologischen Garten von Amsterdam überging. Van Aken war der Klassiker des Menageriewesens. Seine Höhe hat kein

Angst sträubt und dann verliert." Besonders reichhaltig war die Affenkollektion, unter der auch Formen der Neuen Welt (siehe Umschlagholzschnitt des Katalogs!) vorkommen. Bei den größeren Arten, besonders bei den Menschenaffen, herrscht hinsichtlich der Klassifizierung und Beschreibung noch große Konfusion. So wird angeführt: „Ein junger großer Barbaro, männlichen Geschlechts, welcher die Negerinnen wegraubt; er ist vom Geschlecht der Waldmänner. Von dem

Abb. 19. Vorführen eines zahmen Löwen in Augsburg, 1760. Radierung von Joh. Elias Ridinger.

andrer wieder erreicht, nicht einmal der berühmte Kreuzberg, auf den Brehm so große Stücke hielt.

Ein wichtiger Nebenzweig der Tierschaustellung wurde im Laufe der Zeit die Tierdressur und besonders die Vorführung dressierter Raubtiere. Wenn auch schon um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts Löwenbändiger auftauchen (Abb. 19 und 20), so scheint die Ausübung dieses gefährlichen Handwerks doch erst um 1830 allgemeiner geworden zu sein. Auch auf diesem Gebiete schoß wieder ein Mitglied der Familie van Aken, „der kühne Anton", den Vogel ab: dem von der Damenwelt vergötterten Waghals gelang sogar die Bändigung eines bengalischen Tigers. Die hier reproduzierte prachtvolle Lithographie von 1831 zeigt ihn, wie er mit echt holländischer Gemütsruhe auf dem bezwungenen Untier sitzt (Abb. 20). Nicht minder berühmt war sein Zeitgenosse Henry Martin aus Marseille, der einzige von der Zunft, der es für der Mühe wert gehalten hat, Memoiren zu hinterlassen. Sein Lieblingslöwe „Coburg", der gewöhnlich das Zimmer mit ihm teilte, fand einen unrühmlichen Tod: er starb an einem verschluckten Pantoffel!

Dressierte Elefanten sah man zuerst auf den französischen und englischen Messen in den siebziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts, dressierte Affen Mitte des XVIII. Jahrhunderts in einem kleinen Theater zu Haymarket, später in Charing Croß (London) und auf den Pariser Messen. Überhaupt sind letztere wegen der Vorführung dressierter Tiere interessant: Im Jahre 1689 sah man hier einen abgerichteten Hasen, etwa um dieselbe Zeit auch Ratten; sie tanzten, wie ein Zeitgenosse berichtet, „mit derselben Gewandtheit, wie Tänzer von Profession. Was aber die Zuschauer vor allem in Erstaunen setzte, war eine Sarabande, getanzt von einer weißen, aus Lappland stammenden Ratte; sie tanzte mit der Sicherheit, mit der Grazie eines spanischen Tänzers, sie tanzte wie — Ludwig XIV.!" (Brazier, Histoire des petites théâtres).

Vorführungen abgerichteter Vögel sind nichts Seltenes. Das Merkwürdigste aber waren vielleicht „dressierte" Bienen, die ein Engländer 1774 ebenfalls auf der St. Germain-Messe zeigte. „Seinem Befehl folgend, verließen die Insekten ihren Korb und setzten sich auf einen ihnen bezeichneten Hut; sie kamen und hingen sich um den Arm ihres Herrn wie ein Ärmel, sie setzten sich auf sein Gesicht, so daß es schien, als trüge er eine Maske, endlich zogen sie sich auf Befehl wieder in den Korb zurück" (Mémoires secrets).

Abb. 20. Anton van Aken auf dem bengalischen Königstiger. Kölner Lithographie von 1831.

Es bleibt mir nur noch übrig, einer Art von Tierschaustellung zu gedenken, die Mutter Natur selbst zuweilen veranstaltet, und bei der sie, nach ihrer bekannten generösen Art, weder Entree erhebt noch auf Trinkgelder rechnet. Ich meine die gelegentliche Strandung von großen Seetieren, namentlich von Walen, an der Küste stark bevölkerter Länder. Schon im Jahre 83 n. Chr. scheint der Fall eingetreten zu

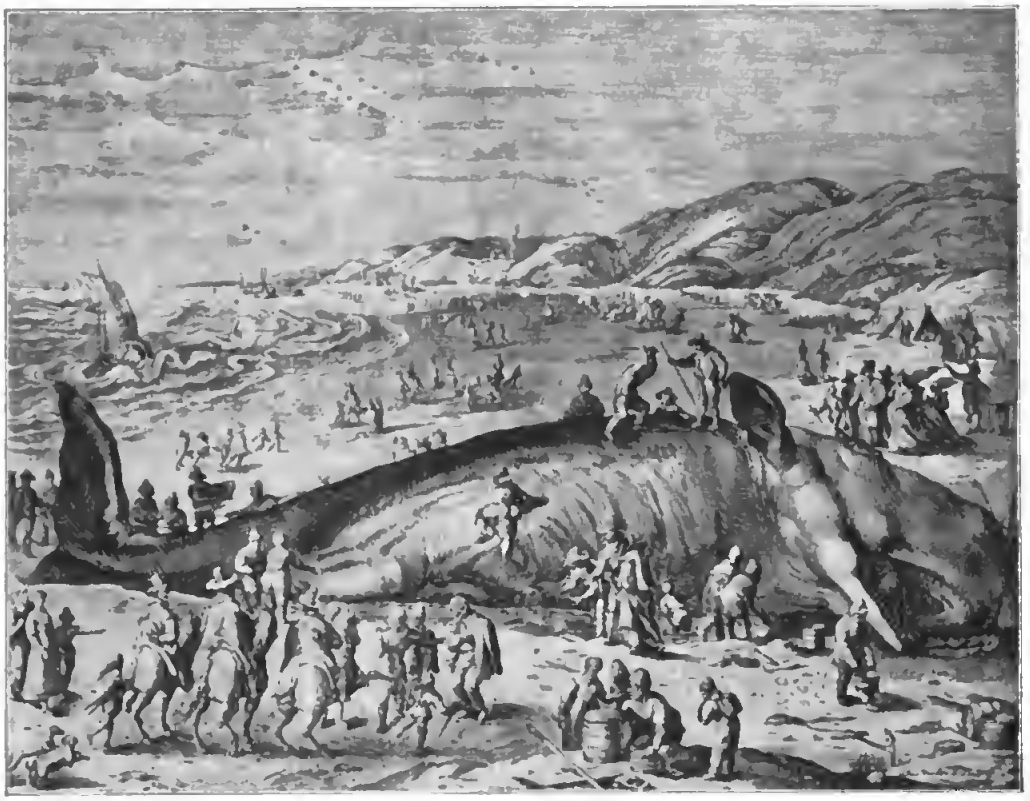


Abb. 21. Geſtrandeter Potwal an der Küſte bei Katwyk. Radierung von G. van der Gouwen 1598.

ſein; jedenfalls können die rieſenhaften Tierknochen, die damals M. Aemilius Scaurus den ſtaunenden Römern zeigte, nur von einem Walfiſch hergerührt haben. In Holland geſchah die Strandung eines ſolchen Ungeheuers in frühern Zeiten verhältnismäßig oft; beſonders vom Potwal wurde behauptet, daß er öfter auf dem Strande als im Meere ſelbſt ſeinen Tod fände. Unſere letzte Abbildung (21) zeigt eine ſolche Szene, die ſich in der Nähe von Katwyk im Jahre 1598 abgeſpielt hat, in der zeitgenöſſiſchen Darſtellung des Gilhow van der Gouwen. Man ſieht darauf, wie ſich ein großes ſchauluſtiges Publikum zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd dem Kadaver nähert, in deſſen Nachbarſchaft ſich eine Art von Jahrmarktsleben entwickelt. Neugierige drängen ſich zu müßigem Staunen herbei, ein Herr, offenbar ein Gelehrter, mißt mit Hilfe dienſtfertiger Fiſcher die Länge des Tieres, während praktiſcher denkende Leute ſchon damit begonnen haben, das willkommene Geſchenk des Meeres materiell auszunutzen. So hat der Künſtler in den bewegten Gruppen trefflich die Gefühle charakteriſiert, die den Herrn der Schöpfung angeſichts ſeiner Mitgeſchöpfe beſeelen: Neugier, Forſchungsdrang und — ſchnöde Habſucht!

Der Sieger.

Aus den Tälern einer Schlacht, an Siegen reich,
Steigt ein Jüngling aufwärts, ſtolz und bleich.

Keiner ſah das Blut, das durch die Finger rann,
Nur die Lorbeern ſahen ſie, die er gewann.

Einſam auf der Höhe bricht er in die Knie;
Tod am Sieg, der ihm die Ewigkeit verlieh.

Friedrich Otto.

Die Pilgerschaft.

Erzählung von A. v. Auerswald.

Über der russischen Ebene stieg die Sonne empor. In den kleinen Dörfern, die vereinzelt in dem weiten Land lagen, begann sich das Leben zu rühren.

Nur in einem Gehöft, das etwas abseits an einem Hügel gelegen war, ruhte die Tagesarbeit noch ganz. Kein Rauch stieg aus dem Schornstein auf, das Vieh brüllte in den Ställen, die Sensen standen unberührt an der Tür. Aber vor dem Muttergottesbild, das draußen am Stamm der Linde hing, kniete ein Mädchen, den Kopf gesenkt, die Hände verschlungen, in unbeweglicher, tiefer Andacht.

Vom Gehöft her kam ein alter Mann. Er hatte ein rosiges, rundes Gesicht, aus dem freundliche Augen schauten und das ein weißer Bart umrahmte. Sein Anzug bestand aus einem langen, leinenen Kittel, um den ein Strick gegürtet war, und aus einem breiten, geflochtenen Hut. An der Seite hing ihm ein gefüllter Brotbeutel, in der Hand hielt er einen langen, weißen Stab. Bei dem Mädchen blieb er stehen, aber das hatte sein Kommen überhört. Ein Weilchen stand er neben ihr und schaute auf sie hin, auf den gebogenen, braunen Nacken, auf dem der warme Sonnenschein lag, auf die wie hilflos herabhängenden Schultern, aus denen Verzagtheit und doch zugleich demütige Ergebung sprachen. Endlich berührte er sie leise und sagte: „Ich gehe, mein Täubchen. Leb wohl."

Sie fuhr herum, schaute einen Moment wie verwirrt nach ihm hin. Dann sprang sie auf, faßte seine Hand, preßte ihre Lippen darauf und rief: „Gott schütze Dich, Vater."

„Er tut es, mein Täubchen," sagte der Alte sanft. „Er tut es. Sei geduldig und getrost. Es wird alles so werden, wie wir es wünschen. Sei fleißig im Haus und halte das Deine zusammen. Leb wohl."

Er schob sie sanft zurück, als sie noch einmal die Lippen auf seine Hand pressen wollte, legte diese runzlige, gebräunte Hand für einen Augenblick auf ihr dunkles Haar, dann wandte er sich um und ging mit gelassenem, etwas wiegendem Schritt in das Land hinein. Sie blieb an der Linde gelehnt stehen und schaute ihm nach, bis er hinter einem Hügel verschwand. Dann senkte sie die Hand und stand in Leid und Gedanken.

Den Pilger aber traf Gruß um Gruß. Und wie ihm jeder Mund das heilige „Gelobt sei Jesus Christus!" zurief, wanderte er immer freudiger vorwärts, nach Osten hin, einem gesegneten Ziele zu. —

An einem düsteren Herbsttag zog durch die sibirische Steppe ein Zug von Gefangenen. Sie gingen in kleinen Trupps schweigsam und verdrossen. Ein dünner Regen fiel, ein hohler Wind seufzte über die Steppe hin, die sich fahl und verwaschen unabsehbar hinzustrecken schien. Die Ketten der Gefangenen klirrten, eintönig erklang das Stampfen ihrer Füße auf den aufgeweichten Wegen. Die bewaffneten Kosaken, die die Züge geleiteten, hingen schlaff auf ihren kleinen, zottigen Pferdchen oder zogen frierend ihre Pelze dichter zusammen. Die Gefangenen hatten weniger Schutz vor Regen und Wind. Ihre dünnen Jacken klebten mit feuchter Kälte an den Körpern. Die häßliche Tracht erschien an solchem Tage noch häßlicher und trüber, die stumpfen und rohen Gesichter noch gleichgültiger und verkommener.

In einer der hinteren Reihen schritt ein ungleiches Paar, ein düsterblickender junger Mensch mit bitterem Schmerzenszug um die Lippen und ein Bursche mit höhnisch kaltem Blick.

„Träumst Du von Deinem Schatz, Brüderchen," fragte er halblaut und spöttisch.

„Komm, ich will die Musik dazu machen.“ Und er schüttelte die Ketten, die an seinen Armen klirrten.

Ein halb wilder, halb verzweifelter Blick traf ihn. „Laß mich in Ruhe. Was geh' ich Dich an? Ich höre dies Kettengeklirr in jeder Minute, ihre Last fühl' ich unaufhörlich — ich sterbe daran.“

„Ach was, das geht nicht so schnell. Freilich, ein scharfes Messer, eine rasche Faust, und es ist bald getan, wie?“

„Bist Du ein Teufel?“ rief der andere entsetzt. „Was weißt Du von mir? Was hat denn Dich hierher geführt? Daran solltest Du denken.“

Über das Gesicht seines Begleiters ging ein Zug von kaltem und leichtfertigem Lachen. „Ei Brüderchen,“ sagte er, „Antwort hab' ich genug. Gestohlen hab' ich, geraubt, Feuer an Häuser gelegt. Getötet hab' ich noch keinen. Darum will ich aber nicht stolz sein gegen Dich. Ein bißchen Schuld, eine harte Strafe, so steht's mit uns allen. Soll einer da den andern scheel ansehen? In denselben Topf sind wir geworfen, wer unterscheidet uns noch? Das Beste ist, gute Kameradschaft zu halten.“

Und dann fing er an zu erzählen von wildem Zigeunerleben, das nicht nach Mein und Dein fragt, schilderte eine Welt, im Kampf mit dem Recht und doch voll eigener Gesetze. Er erzählte roh, aber flott und mit Feuer, so daß sein Genosse, der erst kaum hinhörte, bald gefesselt wurde, schier atemlos dem Ausgang verbrecherischen Wagemutes folgte. Und während er lauschte, vergaß er die Last seiner Gedanken, die Nässe und Kälte, die Ketten, vergaß er, daß er zu den Elendesten der Elenden gehörte.

Allmählich wurde es dunkler. Die schweren, grauen Wolken am Himmel erstickten das letzte Tageslicht, aber ferne schimmerten auch schon die Lichter des Dorfes, in dem sie rasten sollten, und ein leises, feierliches Glockenläuten schwamm durch die Luft. Der Abend wurde eingeläutet. Zu diesem sanften, fernen Schall erhob sich jetzt eine Stimme. Ein alter Mann, der im Zug der Gefangenen ging, hub an zu singen. Schwermütig weich war die Weise, ein altes Pilgerlied, das mancher von ihnen kannte, das arme Wanderer, die zu heiligen Stätten gingen, in ihren Dörfern gesungen hatten, um milde Gaben zu erlangen. Durch die neblige, bedrückte Luft zog der sanfte, klagende Ton voll feierlichen Schmerzes, voll demütiger Ergebenheit. Die Gefangenen schauten auf und lauschten. In manchem zuckte ein jäher Schmerz empor, Erinnerungen standen vor ihnen auf, die süße Schwermut stiller Sommerabende, der unvergeßliche Zauber der Heimat, von der sie fortwanderten, verstoßene, rechtlos gewordene Söhne.

Dumpf und wild erklang ein Schluchzen aus den hinteren Reihen. Der junge Mensch, der Mörder, weinte fassungslos, von dem Zauber schwermütigen Sehnens, das aus den Tönen klang, im Tiefsten getroffen. Er fühlte wieder die Last seiner Ketten, die unbarmherzige Trostlosigkeit seines Schicksals, das öde, starre Grau der herbstlichen Dämmerung.

Wer der Sänger eigentlich war, wußte niemand. Man hatte ihn ohne Papiere auf der Landstraße getroffen, auf jede Frage nach seiner Herkunft hatte er erwidert, er sei ein „Nirgendwer“, das hieß, einer von jenen, die schwere Tat vollbracht haben und nun ihren Namen auslöschen, damit die Strafe sie nicht erreiche. Solche Namenlose wurden dem Zug der Gefangenen angereiht, wanderten mit und arbeiteten jahrelang in der Verbannung.

Jedem andern hätte der Kosakenleutnant das Singen verboten, aber dieser alte Mann erschien ihm gleich wunderlich in seinem Ernst wie in seiner treuherzigen Fröhlichkeit.

Endlich erreichte der traurige Zug das Dorf. Erschrockene Kinder schauten nach den Männern in Ketten mit den finstern Gesichtern, und aus den armen Häusern trat wohl hie und da eine mitleidige Frau, folgte mit ihren Augen dem dunklen Zug, lauschte dem gespensterhaften Gleichklang der müden Tritte und dem unheimlichen Klirren und Rasseln. Und dann wuchs das Dunkel und verhüllte das Elend den Blicken. —

Die Gefangenen wanderten nicht weiter. Sie wußten nicht weshalb, aber sie mußten nun schon seit ein paar Tagen in einer der kleinen Ortschaften rasten.

Damit sie nicht unnütz Brot aßen, mußten sie arbeiten, eine neue Gefängnisbaracke errichten, weil durch die alte der Wind pfiff und durch schadhafte Dachstellen der Regen eindrang. Sie begannen sich in ihr Leben zu finden, in den trostlosen, jammervollen Zustand und wunderten sich mitunter selbst, daß sie es taten.

Peter Iwanowitsch, der jugendliche Mörder, war aus der schweren Betäubung, in der er die ersten Wochen zugebracht hatte, erwacht. Er lernte seine Leidensgenossen, vor denen ihm erst geschaudert hatte, kennen und sah, daß sie Menschen waren, wie er. Er sah, daß er sich einrichten mußte in dem neuen Leben und daß er über die dumpfe Qual im Innern nicht fortkam, wenn er allein blieb. Und er erkannte, daß sich Gewissensqual und Scham ersticken lassen in rohem Scherz und Gelächter.

Nur in der Nacht, wenn sie alle schliefen, wenn das trübe Fackellicht ihre rohen und wüsten Gesichter beleuchtete, die der Schlaf nicht sänftigte, dann auf einmal stand solch ein liebes Bild vor seinen Augen: eine friedliche Stube, in der man warm und behaglich plaudernd saß mit braven und tüchtigen Menschen. Und dann eine schwere Stunde des Rausches, gezückte Messer, wütende Stimmen, und plötzlich brach sein Gegner, von tödlichem Stoß getroffen, blutüberströmt zusammen, und während seine Blicke sich verdunkelten, stürzte um den Mörder die Welt in Trümmer.

Er fuhr empor und hörte die Ketten klirren, sein Herz klopfte wild, seine Augen starrten brennend durch den düstern Raum. Und dann fiel er zurück und fing an zu schluchzen, biß die Zähne zusammen, um nicht Qual und Schmerz den anderen zuzuschreien. Fort mit diesen Gedanken, sie waren die Hölle. Was half es zu grübeln? Man mußte vergessen, was gewesen, sich vorwärts schleppen und sehen, was noch abfiel an spärlicher Freude.

Und die Nächte waren nicht lang. Wenn draußen noch schweres Dunkel über der frostigen Landschaft lag, schallte schon die rauhe Stimme des Aufsehers durch den Raum. Mit schwerem Fluchen reckten sich die Schläfer, deren Glieder von der scharfen Arbeit des Tages noch zerschlagen waren. Und wenn die Sonne rot und trübe aufdämmerte, waren sie schon mit ihrem Werkzeug draußen.

Der alte Sänger — Väterchen Stephan nannte man ihn — betete, ehe er seine Arbeit begann. Demütig nahm er die Mütze vom Kopf, schlug das Kreuz über Stirn und Mund und Brust und küßte mit Andacht ein kleines Kreuz. Einer der Gefangenen rief ein rohes, kränkendes Witzwort herüber, über das ein paar der anderen lachten. Unter denen, die lachten, war auch Peter Iwanowitsch.

Väterchen Stephan betete ruhig zu Ende. Dann faßte er nach dem Karren, stieß ihn vor sich hin und näherte sich gelassen der Gruppe. Sein Blick flog über die wüsten, lachenden Gesichter, an Peters Auge blieb sein Auge hängen.

„Schäme Dich, Peter Iwanowitsch," sagte er sanft und schüttelte leise den weißen Kopf. „Schäme Dich vor Gott und vor Dir selbst."

Und ehe der Jüngling, dem eine flammende Röte in das Gesicht geschossen war, etwas erwidern konnte, war er schon vorübergeschritten. Die andern brachen in ein noch lauteres Gelächter aus.

„Höre, Peter," fragte der Spitzbube, „ist Väterchen Stephan Dein Großpapa, und Du hast es uns niemals gesagt?"

Peter Iwanowitsch antwortete nicht. Er hielt die geballte Faust fest auf die Brust gepreßt und starrte dem Davonschreitenden mit trotzigen Augen nach. —

Die Gefangenen schliefen, die Lichter brannten trübe, kein Laut ertönte als nur das dumpfe Atmen und Schnarchen. Jetzt ein leiser, leiser, klingender Ton, der sofort wieder verstummte, noch einmal. Und nun ein leises Reiben wie von Metall an Metall. Hin und wieder wurde es still, dann begann es wieder, behutsam und sanft.

Väterchen Stephan lag mit offenen Augen und lauschte. Dann stand er unhörbar auf und glitt schattenhaft, katzenartig an der dunklen Wand entlang zur Tür. Hier kauerte er sich nieder, im Schatten des Pfostens. Von außen her tönte das sägende Schnarchen der Wache.

Väterchen Stephans Augen waren scharf. Er sah in dem dämmerigen Raum

zwei Gestalten sich leise bewegen. Nun duckten sie sich und huschten zur Tür, gerade auf ihn zu. Plötzlich sah ihn der erste, erschrak und wich zurück. Aber der zweite drängte ihn vorwärts.

„Väterchen Stephan, verrate uns nicht," flüsterte er hastig.

„Ist es der Alte, dann tut er's gewiß," murmelte der erste. Peter Iwanowitsch war es.

„Bleibt, Kinderchen, bleibt," flüsterte Väterchen Stephan. „Diese Wache schläft, aber vor der Außentür stehen zwei Posten mit scharf geladenem Gewehr. Und was nützt Euch die Flucht? Wenige Jahre nur, dann seid Ihr ja frei, könnt heim. Jetzt seid Ihr geächtet, unstet, verfolgt wie ein Tier im Wald. Habt Ihr's bedacht, wie das ist? Wer Euch ergreift, erhält Lohn. Hat man Euch wieder, kommt Ihr ins Bergwerk. Um der Liebe Gottes willen, bleibt hier."

Er hatte Peter Iwanowitschs Knie umfaßt und sah flehend empor. Der suchte ihn von sich zu stoßen. Sein Begleiter drängte zur Tür.

„Laß Dein Geschwätz, Väterchen Stephan. Hindre uns nicht. Wir wissen gut, was wir tun."

Mit leisem Druck preßte er sich gegen die Tür, öffnete einen Spalt und schlüpfte hindurch. Nun suchte Peter Iwanowitsch sich mit kräftigem Ruck dem Arm des Alten zu entwinden. Aber wie Klammern, wie Schraubstöcke hielten die sehnigen Arme ihn umschlungen.

„Bleib, Peter Iwanowitsch, Brüderchen, bleib, um der Liebe zur Heimat willen!" tönte das flehende Flüstern.

Dem jungen Mann drängte das Blut gewaltsam zur Stirn, seine Faust griff tastend nach der Gurgel des Greises.

„Um des Mädchens willen, das Dich liebt," klang die Stimme leise zu ihm empor. Da sank ihm die Hand. Einen Augenblick stand er wie zaudernd. Dann fuhr er plötzlich zusammen, und auch dem Alten sanken die Arme. Von außen her tönte ein Lärm, dann schnell und scharf, kurz hintereinander drei Schüsse — und gleich darauf ein furchtbarer Schrei, der schauerlich durch die stille Nacht hallte.

Peter Iwanowitsch war in die Knie gesunken, ein von Todesangst verzerrtes, bleiches Angesicht wandte er dem Alten zu. Der schlug ein Kreuz und murmelte: „Gott gnade seiner Seele."

In diesem Augenblick rührte die Wache sich vor der Tür und brüllte verschlafen ein „Werda?" Da schlüpften sie beide schnell an ihre Plätze zurück.

Der wachthabende Offizier trat ein, finster und zornig. Fackeln flammten durch den Raum, Namen wurden gerufen, die Schläfer unsanft gerüttelt. Es fehlte nur einer von ihnen. Der lag im Gang. Peter Iwanowitsch sah in sein bleiches Totengesicht, in dem die grellen Augen weit geöffnet standen, als seien sie im Schreck erstarrt. —

Am nächsten Tag setzte sich die lange Kolonne der Gefangenen wieder langsam in Bewegung. Die Kosaken ritten öfter als sonst den Zug entlang und spähten scharf nach jeder Bewegung. Aber sie spürten nichts Verdächtiges. Träge schritten die Gefangenen, schauten stumpf vor sich hin, und nur wenige sprachen einmal flüsternd von dem Geschehnis der Nacht.

Peter Iwanowitsch hatte einen andern Genossen erhalten. Statt des erschossenen Spitzbuben ging Väterchen Stephan an seiner Seite. Aber noch hatten sie kein Wort zusammen gesprochen. Der junge Mann schaute schwer und verloren in das weite, tiefe Grau des Himmels, sein Gesicht trug einen Ausdruck von Grauen, als fürchte er sich. Auch der Alte schien nachdenklich, aber sein Gesicht trug denselben stillen und heitern Ausdruck wie immer.

Endlich, als sie schon durch Stunden so dahingeschritten waren, wandte Peter Iwanowitsch ihm das Gesicht zu.

„Väterchen Stephan, Du hast mir gestern das Leben gerettet," sagte er leise.

„Ach, red' nicht davon," gab der Alte zurück. „Was ist es viel mit dem Leben? Ein kurzes und böses Ding ist es, wenn man nicht weiß, was daraus zu machen. Daran denke Du jetzt."

Der Jüngling sah ihn von der Seite an.

„Du bist alt genug, Väterchen, um zu wissen, daß wir alle," und er wies mit dem Kopf auf die andern, „nichts mehr daraus machen können. Keine Heimat, keine Ehre, kein Glück. Man muß sich finden und fügen, sein wie die andern,

mit denen man lebt. Sonst ist man einsam."

„Und Gott?" fragte der Alte.

Unwillkürlich blickte Peter Iwanowitsch zum Himmel auf, als suche er ihn, dann murmelte er: „Der hilft nicht. Er läßt uns allein."

„Und Du selbst?" forschte Väterchen Stephan noch einmal.

„Ich?" Peter Iwanowitsch schauderte. „Kennst Du das nicht, daß man Abscheu hat vor sich selbst?" fragte er leise. „Der heiße Zorn, der in den Kopf steigt — man kann ihn nicht bändigen, wilde, böse Gedanken, man kann sie nicht bannen. Und die Hand klebt voll Blut. Oft ekelt es mich, nur zu essen. Fortwerfen sich selbst, seiner nicht achten, bis man stirbt, das denke ich oft."

Der Alte ging mit ernstem Gesicht weiter.

„Freilich, das ist die Schuld, die sich rächt. Dagegen gibt's nur ein Mittel: die Strafe tragen zur Sühne. Darum muß die Strafe größer sein als die Schuld, damit der Mensch sich befreit fühlt. Wie kam es nur, daß Du fliehen wolltest, Peter Iwanowitsch?"

„Wie kam es nur, daß Du ein Nirgendwer wurdest," fragte der mit leiser Verachtung dagegen, „wenn Du so gut redest von Strafe und Schuld?"

„Ein Gelübde tat ich, um alte Sünden zu sühnen. Sieh, denk' ich, was ist denn der Mensch? Lebt er, um im sicheren Hause zu wohnen und sein Glück zusammen zu halten? Oder um Gott zu dienen, sich selbst zu entblößen? Täglich sündigt die arme Seele. Sieh, Brüderchen, jeder Schritt hier im Staub, in Nässe und Kälte, jeder Hieb mit der Peitsche, der Druck der Ketten, die machen mich froh. Am frohsten die Arbeit, ich tu' sie für Gott."

Peter Iwanowitsch sah in das freundliche, rosige Gesicht, das die weißen Haare schimmernd umstanden, auf den guten, herzlichen Ausdruck im Blick. Ein wunderliches Gefühl überkam ihn, er wußte selbst nicht, was es war, fand kein Wort, um sich auszusprechen. Aber ohne daß er selbst es merkte, richtete seine Gestalt sich höher auf, und sein Schritt wurde freier und leichter. Da ging über das Antlitz des alten Mannes ein Zug von herzlicher Freude. —

Sie waren am Ziel. Sie waren in einer der Gefangenenkolonien angelangt, wo ihre Hände, die einst gefrevelt hatten, sich entsühnen sollten, indem sie vernachlässigter, unfruchtbarer Erde Gedeihen und Ernte abtrotzten. Es gab kein Weiterwandern mehr über endlose Schneeflächen oder am Fuße gewaltiger Höhenzüge. Sie hatten ihr Ziel erreicht, und die wenigsten wagten es, an ihre Rückkehr zu denken. Zehn Jahre oft und manchmal noch mehr, galt es, hier zu verbringen. Eine lange Zeit, zu vergessen, eine lange Zeit, sich anders zu gestalten.

Aber seltsam war es, daß das Vergessen hier so schwer war, daß das, worum die Gedanken kreisten, immer wieder, wie scheue Vögel, die Heimat und nur die Heimat war, jene sonnige Heimat, an die das Herz sich mit allem Sehnen und Hoffen klammerte.

Peter Iwanowitsch stand oft regungslos und schaute weit hinaus in das Land, das ihm nicht Sommer und Winter, nicht Herbst und Frühling vertrauter machten. Sein Gesicht war hager geworden und streng, in den Augen stand stille Schwermut, er redete selten und wenig. Deutlicher, farbenreicher und schöner stand mit jedem Tage alles das, was er hatte verlassen müssen, vor seinem innern Auge. Dabei war er still in der Arbeit und fleißig. Aber Väterchen Stephan sah, wie er litt, und half ihm, soviel er vermochte. Eines Tages fand er ihn am Birkenhügel, wie er an der Erde lag, den Körper geschüttelt von Schluchzen.

„Ich habe heut nacht von Tatanja geträumt," erzählte er stoßweise, als er sich beruhigt hatte. „Sie war hierher gekommen, stand von weitem und schaute mich an. Ihr Gesicht war so weiß wie Schnee, ihre Augen ganz weit und ganz dunkel. Ich rief: ‚Tatanja, liebst Du mich noch? Denkst Du an mich, meine Seele?' Da nickte sie langsam, und über ihre Wangen strömten Tränen. Ich aber wachte auf, weil ich bitterlich weinte."

Er barg das Haupt in die Hand und stöhnte.

„Du wirst Tatanja wiedersehen," tröstete der Alte.

„Nie, Väterchen, hier werde ich sterben, wo der kalte Wind über die rauhe Erde streicht. Kehre ich aber wirklich heim, so führt sie Kinder an der Hand, die einen andern Vater rufen, und kennt mich nicht mehr."

„Ich habe auch eine Tochter, die Tatanja heißt," sagte der Alte. „Sie würde auf den Mann, den sie liebt, bis zu ihrem Tode warten."

„Auf einen Verbrecher, der aus der Verbannung heimkehrt?"

„Wie denn, Brüderchen? Was sind wir Menschen, daß einer den andern richtet? Kommt er mit gutem Herzen heim und trägt Gott in der Seele, so ist er willkommen. Wer soll denn vergeben, wenn nicht der, der liebt? Hat Gott die nicht zueinander gewiesen, daß sie sich helfen? Trag Deine Strafe und grüble nicht viel. Denke nur immer, daß wir Menschen Brüder sind, daß jeder leidet, daß jedem ein liebreich Wort nottut."

Peter Iwanowitsch sagte: „Väterchen, einmal hast Du mir das Leben gerettet. Jetzt rettest Du täglich meine Seele."

„Ach wie," wehrte der Alte. „Was weißt Du, ob Du es nicht bist, der der meinen hilft. Nun laß uns nur fröhlich bleiben und kräftig." —

Aber wie die Wochen und Monde schwanden, schwanden die Kräfte des Alten. Als wieder der Herbst mit den schwermütigen, weithinbrausenden Stürmen kam, mit frostiger Nässe und blassen, schleichenden Nebeln wurde er krank. Er lag in seiner Hütte auf dem harten und kalten Lager, den ganzen Tag einsam. Aber am Abend kam Peter Iwanowitsch, saß an seinem Bett, rückte ihm die Kissen und brachte ihm Essen und sorgte so gut für ihn, wie er es vermochte. War es dann spät geworden, so machte er sich selbst ein Lager in dem engen Raum zurecht und versank bald in den tiefen, gesunden Schlaf der Jugend.

Draußen rüttelte der Sturm, der Regen klappte eintönig auf das Dach, manchmal kam ein vollerer Guß, das ging wie ein schweres, laues Rauschen nieder. Dann erstarb der Wind, um auf einmal heulend daherzufahren, an die Fenster zu schlagen, an die Türen zu stoßen, so wild, so unbändig von der weiten Steppe herzufliegen, daß das trübe Licht flackerte und ein Knarren und Ächzen durch die morsche Hütte ging.

Der Alte fuhr von dem Lager empor, Todesangst durchschüttelte seine Glieder. Seine Augen durchspähten den spärlich erhellten Raum, bis sie den Schläfer fanden, der ruhig am Boden hingestreckt lag. Nun tastete die welke Hand und suchte ihn zu wecken.

„Wache auf, Peter Iwanowitsch, ich sterbe. Gott ruft den Pilger heim. Der Weg ist vollendet. Wie kurz ist die Pilgerschaft auch im längsten Leben."

Er flüsterte nur. Der Jüngling, noch trunken vom Schlaf, neigte sich zu ihm, um besser zu hören. Mit schnellem Blick hatte er in den entstellten Zügen die Zeichen des Todes erkannt, wußte, daß Väterchen Stephan sich anschickte zu langer Fahrt. Da stützte er ihn sorglich mit seinen jungen, kräftigen Armen.

„Der Nirgendwer geht," murmelte der Sterbende, „dessen Namen niemand kennt. Aber Du sollst wissen, wer ich bin und wie ich herkam. Manchmal dachte ich, wir kehrten zusammen heim, zu Tatanja."

Peter Iwanowitsch meinte, er fieberte, und sagte nur sanft: „Väterchen, schlafe ein wenig, morgen erzählst Du mir."

Aber der Alte richtete sich auf, sein Blick wurde klarer, seine Stimme kräftig.

„Tatanja kam zu mir," sagte er und richtete den Blick gerade aus, als sähe er sie. „Ich hatte sie in Dienste geschickt zu Fremden, daß sie lerne, gehorsam zu sein. Sie war blaß und verstört. ‚Hilf, Väterchen,' rief sie, ‚ach, hilf mir.' ‚Mein Täubchen,' fragte ich, ‚was fehlt Dir, daß Dein alter Vater Dir helfen kann?' Da weinte sie. Sie war einem jungen Burschen versprochen, der hatte im Rausch einen andern erstochen und war verurteilt zur Deportation."

Peter Iwanowitsch neigte sich vor, hastig, atemlos starrte er in das Greisengesicht, dessen Züge er so lange kannte. Ein seltsames Gefühl ergriff ihn, als sei dies ein Traum, und doch hörte er die gewaltigen Stöße des Sturmes, der an der Hütte vorüberfuhr, und das klatschende Prasseln der Regenmassen, sah er den unsichern Schein des Lichtes hin und wieder schwanken in dem Raum.

„Ich fragte sie: ‚Liebst Du ihn noch?‘ Sie rief: ‚Sein Herz ist gut, nur das rasche Blut riß ihn fort. Aber er wird verloren gehen, wenn er unter Verbrechern lebt, er wird werden wie sie, denn er ist weich und braucht einen Halt.‘ ‚Täubchen,‘ sagte ich da, ‚dann gehe ich zu ihm.‘“

Peter Iwanowitsch glitt zur Erde, seine Stirn legte er an den Bettrand und rührte sich nicht. Wunderlich mischten sich ihm der Sturm und die leisen Worte des Alten. Dem glitt ein Glanz über die Züge, er lächelte fröhlich.

„Als mein Weib krank war,“ sprach er mühsam weiter, „habe ich Gott ein Gelübde getan, wenn er sie gesund werden ließe, wollte ich eine Pilgerfahrt machen zu heiliger Stätte. Sie starb, und ich unterließ es. Später habe ich manchmal gedacht, da aus Gottes Hand nur Gutes kommt, hätte ich in jedem Fall das Gelübde halten müssen, um ihn zu loben. Nun schien's mir, er riefe und wiese mir eine Pilgerfahrt nach seinem Willen. Ich bestellte mein Haus und ging, meine Pflicht zu erfüllen.“

„Deine Pflicht?“ sagte Peter Iwanowitsch leise. Er richtete sich auf, sah in die verklärten, heiter strahlenden Züge.

„Ja, Brüderchen, Deine Seele wußte ich in Not, das ist mehr als das Leben. Dienen sollen wir uns, dazu sind wir auf Erden. Viel tun habe ich nicht können, vergib, was ich fehlte. Nun geh ich, aber das Beste tut Gott. Tatanja wartet auf Dich. Meinen Segen bring ihr und mache sie glücklich.“

Peter Iwanowitsch wollte etwas erwidern, aber er drängte die Worte zurück. Nur die Augen hielt er unverwandt auf den Alten gerichtet, wie Beter auf Heilige schauen, und seine Hände suchten die Hände des andern und umschlossen sie fest. Nun schwiegen sie beide, und der Sturm mit seinen schauerlichen Melodien erfüllte allein die Stille mit sonderbaren Lauten. Der Sterbende lag mit schmerzhaft verzogener Stirn, aber um den Mund spielte ein Lächeln, das kindlich und rührend war. Manchmal suchte sein Blick Peter Iwanowitsch, dann wurde er hell in herzlicher Liebe, aber allmählich wurden die Augen trüber, von Fieber bewegt.

Als Peter Iwanowitsch sah, wie die Lebensgeister zu schwinden begannen, fuhr er plötzlich empor. Weit neigte er sich vor, hinter das Ohr des Kranken, den er emporhob.

„Väterchen Stephan,“ rief er ihm zu, „meinen Dank mit auf die Fahrt, die Du antrittst. Deine Pilgerschaft hat Gott gesegnet. Meine Seele hast Du befreit, meine Pflicht mir gezeigt, mich stark gemacht für mein Leben. Nimm Dank mit, der nicht mehr aufhört.“

Der Sterbende hörte ihn noch. Ein Ausdruck glitt über seine Züge, als wolle er sagen: „Ach, wie denn! Was ist da zu danken?“ Dann aber kam die Todesangst, die die Augen in Entsetzen weitete, das dumpfe, verzweifelte Röcheln des kämpfenden Lebens. Peter Iwanowitsch preßte ihn an sich, stark und aufrecht hielten die jungen Arme den ringenden Körper, bis nach qualvoll langer Zeit die Glieder sich streckten, die Züge sich glätteten und jenen Adel erhielten, den der Tod seinen Kindern gibt. Da legte er ihn sanft zurück.

Er selbst blieb am Bett sitzen und lauschte dem Sturm, der die Nacht durchfuhr. In seiner Seele war kein Grauen, aber während er still am Totenlager saß, lebte er im Innern sein Leben voraus. Nicht zu Tatanja führte sein Weg, wie Väterchen Stephan gemeint hatte, wie er ihn hatte glauben lassen. Er konnte es nicht. Es war ja nicht möglich, daß ein Mensch für den andern sühnte. Er nahm nicht die wilden Gewalten, die in seiner Brust lebten und täglich gegen ihn klagten. Er gab ihm nicht die freundliche Fülle der eigenen Seele. Aber ein Feuer konnte er anzünden, das nun seinen eigenen Weg suchte.

In Peter Iwanowitschs schwermütigen Augen brannten Flammen. Die Gewalt der Liebe war in sein Leben getreten, unerwartet, ungeahnt. Er beugte sich ihr. Sein eigenes Leben verging davor. An Väterchen Stephans Totenbett rüstete er sich zu der langen, demütigen, entbehrungsreichen Pilgerfahrt eines Lebens, das sich hingibt für andere.

Im Walde. Gemälde von Hans v. Hayek.

Die romanische Oper unserer Zeit.

Von Dr. Wilhelm Kleefeld-Berlin.

Seit den Zeiten der Klassiker hatte Deutschland einen ersten Platz im musikalischen Kongreß der europäischen Völker gewonnen. Selbst die Franzosen, die durch politische Komplikationen zu den neidischsten Rivalen der Deutschen gestempelt waren, mußten diesen Erfolg anerkennen. Viktor Hugo schon gesteht: „Musik ist für Deutschland das Losungswort, Gesang ist für Deutschland die Lebensluft, es lebt und webt im Liede. Wie der Ton als Ausdrucksmittel einer primären Universalsprache zu uns redet, so teilt Deutschland seine Gedanken und Empfindungen der Welt auf der harmonischen Grundlage der wunderbaren Klangphänomene mit. Aus den Wolken quillt der Regen, der die Erde befruchtet; aus der Musik quellen die deutschen Empfindungen, die die Weltseele ergreifen."

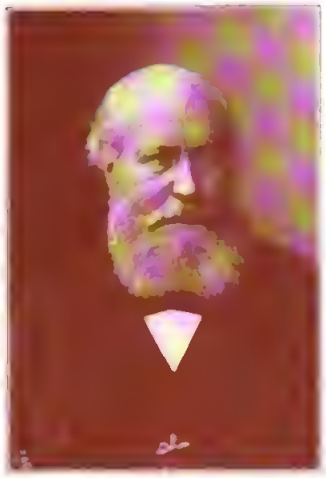
Freilich ist hier nur von der Musik als Klangphänomen die Rede, nicht von der angewandten, der dramatischen Musik. Im Drama beanspruchten die Franzosen seit jeher den Vortritt, und bis in die neue Zeit vielleicht nicht ohne Berechtigung. Der Franzose ist der geborene Schauspieler, die dramatische Kunst liegt seinem Verständnis am nächsten. Schon frühzeitig entwickelte sich eine erstaunliche Reife in dieser Kunstbetätigung, eine Reife und eine Sicherheit im Gebrauch der Mittel, daß der Künstler bald im Bewußtsein seiner Überlegenheit die ganze Gestaltungsarbeit nur noch als ein Spielzeug seines souveränen Willens, seiner tatgewaltigen Laune ansah. So hat sich auf diesem Wege, über die Errungenschaft des Könnens, eine leichte, tändelnde Behandlungsart der Dramatik in Frankreich entfaltet, die für das ganze moderne Kunsttreiben links des Rheins charakteristisch ist. Freilich hat auch dort die Fackel der neuen Musikerhebung in die tiefsten Winkel hineingeleuchtet; aber es ist bezeichnend für den Sinn und das Verständnis des Landes, daß ein Meister wie Berlioz in seiner Heimat lange unbeachtet blieb, als er bei seinem deutschen Nachbar bereits eine hohe, mächtige Position im Kunstreich erlangt hatte.

Hector Berlioz.

Berlioz war von germanischen Ideen angeregt, von germanischen Kunstidealen gelenkt. So wurde bei ihm gerade das spezifisch französische Element, die Dramatik, durch den Ernst und die Sorgfalt der sachlichen Innengestaltung, der Klanggrundlage beschattet. Die Bühnenwerke sind Berlioz' schwächstes Teil. Sein „Benvenuto Cellini" hat ja durch die strahlende Frische des Temperamentes, durch den Glanz der instrumentalen Kräfte so manche Freunde geworben, seine „Beatrice und Benedikt", seine zwei Abende füllenden „Trojaner" aber haben es kaum über vereinzelte Aufführungen, besonders

unter der Leitung des jetzigen Münchener General-Musikdirektors Mottl, gebracht. Neuerdings macht man übertriebene Versuche, die dramatische Legende „Fausts Verdammung“ der Bühne zu erobern, meist mit zweifelhaftem Gelingen.

Und trotz dieser bescheidenen Bühnenerfolge ist Berlioz der Ausgangspunkt für die ganze lebende, französische Opernkunst. Diese teilt sich in zwei Gliederketten, deren eine mehr den altromanischen leichten, spielenden Charakter, deren andere mehr den realistischen Drang der allgemeinen modernen Bühnenbewegung aufgenommen hat. Jene Linie geht über Gounod, Massé, Delibes zu Joncières, Chabrier, Vincent d'Indy, Uhrich und Messager. Diese leitet über Bizet, Saint-Saëns zu Massenet, Reyer, Charpentier.



Charles Gounod.

Gounods „Faust“ ist internationales Gemeingut geworden. Er bedeutet die letzte nervenfeine Ausströmung tändelnden dramatischen Wohlbehagens über eine große, weltbewegende, unvergängliche Idee. In dieser glücklichen Mischung — und nur in einer solchen — konnte die Oper auch dauernd in Deutschland ihren Halt finden. Die großen Mängel vom heimatlichen Standpunkte werden durch die gallischen Vorzüge und Eigentümlichkeiten im Schach gehalten. Freilich konnte die Gounodsche Kunst nur in dieser selten glücklichen Mischung der fremdartigen Elemente dauernd wirksam bleiben. Schon in „Romeo und Julia“ verblaßte der Reiz, um in vielen andern schwächeren Ausflüssen seiner Geistesrichtung ganz zu ermatten. Wie mußte es gar den Tonschöpfern gehen, die in der Nachahmung Gounods ihr Heil suchten! Massé ist trotz seiner zahlreichen Bühnenarbeiten schon völlig vergessen. Seine „Noces de Jeanette“ ringen uns noch ein freundliches Lächeln ab, seine „Galathée“ erinnert uns nur daran, daß ein Deutscher, Franz von Suppé, daraus die Anregung zu einer derb satirischen Operette empfing. Leo Delibes zog die Nutzanwendung aus diesen Erfahrungen; er wandte sich nach mancherlei unausgeglichenen und zurückgewiesenen Opernversuchen immer mehr der reinen Stilisierung der musikalischen Dramatik zu und hat so zuletzt in pikanter, vornehmer Ballettmusik Schönes und Dankenswertes gezeitigt. Seine „Sylvia“, seine „Coppelia“ bezeichnen die Höhepunkte dieser Gattung. Weniger gut beraten war Victorin de Joncières, der nach flüchtiger Berührung mit Bayreuther Ideen sich zwischen zwei Stühle gesetzt hatte. Seine Opern „Sardanapal“, „Pompejis letzter Tag“, „Dimitri“, „La reine Berthe“ und „Chevalier Jean“, die in den sechziger und siebziger Jahren in Paris entstanden, kennt man heute kaum noch dem Namen nach. Etwas freundlicher winkte das Bühnenglück seinem Kollegen Emanuel Chabrier. Freilich hat nur sein „König wider Willen“

d'Andrade als Faust.

Imbart de la Tour als Romeo.

(1889 in Dresden) bei uns Widerhall geweckt. Seine „Gwendoline“ und „Briseïs“ kamen über den Achtungserfolg auch in der Heimat nicht hinaus. Wieder in richtiger Abschätzung seiner Schwungkraft verstand es André Messager im Gebiete der Operette reichere Sympathien zu gewinnen. Seine „Kleinen Michus“, seine „Veronica“ haben die deutschen Ohren umschmeichelt. Wie wunderten sich die lachenden Gemüter, als sie erfuhren, daß der Schöpfer dieser pikant launischen Musik im Profanleben Organist an der St. Pauls-Kirche in Paris ist!

Der echte Gounod-Schüler ist Theodore Uhrich. Ganz verwandte Interessengemeinschaften finden sich bei ihm wie bei seinem Lehrer. Er stammt von elsässischen, also halbdeutschen Vorfahren und bekundet eine Vorliebe für deutsche Gestalten, deutsche Stoffe. Vor neun Jahren wurde er mit einer dreiaktigen Oper, „Der Lotse“, nicht ungeschickt eingeführt. Das Werk ist in Berlin etwa dreißigmal aufgeführt worden und bestach durch frische, liebenswürdige Melodik, die einen Schuß deutscher Sentimentalität aufwies. Gute Chor- und Orchesterbehandlung kennzeichnete den feinen Musiker. Doch zeigte es sich bei seiner zweiten Oper, „Hermann und Dorothea“, daß er dem eigentlich deutschen Wesen im Grunde innerlich fremd geblieben war. Die deutsche Charakterisierung kommt da über notdürftige Ansätze nicht hinaus. Nun war aber auch der Strom der Erfindung sehr zurückgeflaut, die jugendliche Tonfreudigkeit, die im „Lotsen“ mit manchen Schwächen versöhnt hatte, war einem bewußten Tonsinnen und Tonsuchen gewichen. Und damit war der Reiz seiner Kunst erledigt, ihr Schicksal besiegelt. Das „Glockenspiel“ mit seinen salbungsvoll pomphaft äußerlichen Effekten wurde im Berliner Opernhaus rundweg abgelehnt. In der Opernsphäre nur als Gast hat sich bis jetzt Vincent d'Indy bewegt. Er ist ein hochangesehener Sinfoniker, dessen sinfonische Dichtungen einen ersten Platz in den französischen Konzertsälen behaupten. Seine Farbenpalette der Orchesterbehandlung ist reich und individuell. Als Pauker hat er drei Jahre im Orchester von Colonne ganz im stillen seine diesbezüglichen Studien mit sicherem Zielbewußtsein gemacht. Seine Oper „Fervaal“ fand 1897

Fräulein Farrar als Julia. (Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.)

Herr Boyer und Fräulein Baux in „Noces de Jeanette".

in Brüssel, 1898 in Paris vollen Anklang. Die weiteren Beweise seiner dramatischen Begabung ist uns Vincent d'Indy noch schuldig.

Wenn hier mehr oder minder reiche Talente um die Palme rangen, so erstand dem französischen Lande ein lichtspendender Genius in Georg Bizet. Der zu jung verstorbene Meister hat eine unvergleichlich durchschlagskräftigere und lebensvollere Bühnenkunst vorgezeichnet und in seinem Heimatlande angebahnt. Mit neun Jahren ward er bereits Schüler des Conservatoire, und obwohl er Preise über Preise errang, ist seine Laufbahn von geradezu tragischen Begleiterscheinungen durchzogen. Seinen wahrhaft großen glänzenden Erfolg mit der „Carmen" überlebte der Märtyrer seines Strebens nur um wenige Wochen. Als Sechsunddreißigjähriger schied er von hinnen; der Tod begrub — wie Grillparzer einst von Schubert sagte — hier einen reichen Besitz, aber noch viel größere Hoffnungen. Im Jahre 1906 wird die Musik seiner „Carmen" frei; die ungeheure Beliebtheit des Werks, deren Ausbreitung damit keinerlei Schranken finanzieller oder künstlerischer Art mehr gesetzt sind, wird sich dann erst im vollen Strahlenglanze des unvergänglichen Ruhmes zeigen. Bei Bizet ist die stilisierte französische Gesangskunst zu starker Realistik erhärtet, zu einer packenden Dramatik gesteigert, die in den Höhepunkten schon das gesprochene Wort an Stelle des gesungenen setzt. Die blühende Erfindung, die melodische Eigenart, die blind zupackende und stets ins Schwarze treffende Charakterisierungskunst erheben Bizet weit über die Schar seiner Mitstrebenden und sichern ihm einen Platz unter den Unsterblichen.

Leo Delibes.

Ein naher Geistesverwandter ist Camille Saint-Saëns. Freilich nur die Ziele, nicht die Mittel zu deren Erreichung sind ihm die gleichen. Schon der Entwicklungsgang kennzeichnet dies. Saint-Saëns verdankt sein erstes Bekanntwerden seinen für Frankreich neuartigen sinfonischen Gedichten. Liszt ist ihm in dieser Hinsicht Muster und Vorbild, er blickt zu ihm auf wie zu einem Schutzpatron, er ist der erste, der den allerdings zunächst vergeblichen Versuch gemacht hat, dessen sinfonische Schöpfungen in Paris einzuführen. Dann schlossen sich seine formvollendeten Kammermusikwerke an, die mehr auf die klassische Zeit zurückgreifen. Auf der Grundlage dieser Entfaltung türmte Saint-Saëns endlich seine Bühnenwerke auf: „La timbre d'argent", „La princesse jaune",

Frau Bordin in „Coppelia".

„Samson und Dalila", womit er in Deutschland eine fast schon übertriebene Popularität errang. Es folgten: „Etienne Marcel", „Henri VIII", „Proserpine", „Ascanio" (Benvenuto Cellini), „Phryné". In dem Stil dieser Opernmusik geht Saint-Saëns seinen eigenen Weg, nicht indem er alles Frühere ignoriert und aufs Geratewohl neue Pfade sucht, sondern indem er alles Gute und Große, was ihm die Musikgeschichte bietet, in sich aufnimmt, in seiner individuellen Denkweise verarbeitet und weiter spinnt. Er führt so im logischen Gange die Spuren der Großen seiner Kunst fort, erweitert und entwickelt die apollinischen Offenbarungen unserer Bühnenkomponisten getreu dem einmal für Recht erkannten Prinzip, das seine Arbeitskräfte belebt und befruchtet. Die letzte Oper Saint-Saëns', der Einakter „Hélène", trägt Züge an sich, die ihr einen bleibenden Wert sichern. Um seiner feinen Psychologie wegen muß allein schon der Gedanke interessieren, der dem Drama Leben einhaucht: die unvergängliche Gestalt der homerischen Helena aus den zerstreuten Andeutungen der homerischen Gedichte zu einer in sich gefestigten Persönlichkeit zu verdichten, ihr neben dem Zauber ihrer berückenden Schönheit den Reichtum einer starken Frauenseele zu geben, die ihr zwei Völker trennendes Schicksal nicht gedankenlos hinnimmt, sondern von ihm bis ins Mark ihres Wesens getroffen wird. Die Musik des französischen Orchesters ist fein, ist keine Oberflächenmusik; sie bohrt in die Tiefe und sucht mit den reichen Mitteln der Moderne, aber gar nicht laut und aufdringlich, sondern mit zartverschleierten Tönen diese lautlosen Seelenkämpfe der Männerbetörerin zum Sprechen zu bringen. Freilich ist die neue Einheit des Stils noch nicht überall durchgeführt. Saint-Saëns ist eben der geborene Eklektiker, ein Eklektiker, der die verschiedenen Bausteine früher und moderner Kunst zu einem neuen eigenen Gebäude zusammenfügt.

Zu den Eklektikern sind auch Massenet und Reyer zu rechnen. Jules Massenet, heute ein Sechziger, hat sich allerdings zu einer prägnanten Erscheinung erhoben. Er ist unter den am internationalen Musikschatz sich nährenden Komponisten wohl der französischste geblieben. Die

Mariette Sully in „Veronica".

Fräulein Raunay in „Jerval".

Internationalität aber bekundet schon die Wahl seiner Themen: „Cid" weist nach Spanien, „Werther" nach Deutschland. Dazu kommen eine Reihe mehr national gehaltener Werke, die erfolgreichsten „Manon" und „La Navarraise". Während jene mehr pariserisch in Glanz und Pracht, in den beliebten Gegensätzen von Kirche und Sinnenwelt sich ergeht, wird in der „Navarreserin" ein wilddramatisches Gemälde von Blut und Leichen hingeworfen. Trommelschlag, Kanonendonner regieren die Szene, eine einzige dramatisierte Aufregung ist der Zweiakter, der die krassesten Effekte hervorzerrt, aber immer — das muß zugestanden werden — in musikalischem Sinne zu kristallisieren, zu vergolden weiß. In Süddeutschland hat Massenet sich einen größeren Kreis erworben als im rauhen, verstandeskühlen Norden, wo man sein Theatertemperament nicht für ganz echt halten will.

George Bizet.

Obwohl noch in die Epoche der Frühromantiker hineinragend, hat Louis Etienne Ernest Reyer doch als Hauptvertreter der jungfranzösischen Schule zu gelten. Er steht vor den achtzig, — hat 1861 mit „La statue" am Théâtre lyrique sein bestes Werk geboten. Aber durch seine Hinneigung zu Zola und Zolaschen Problemen bekam sein Künstlerporträt erst die rechte und wahre Physiognomie. Mit sechzig Jahren schuf er den „Sigurd", mit siebzig Jahren „Salamboo", die über Brüssel und London nach Paris kam. Seine Bedeutung ist noch umstritten, es fehlt ihm an der Ursprünglichkeit; aber als modern empfindender Künstler weiß er seine Stoffe zu wählen und in phantasievoller Untermalung durch glänzende Tonfarben zu bereichern. So hat er, wenn auch keineswegs eine überragende Persönlichkeit, doch tätigen Anteil an der individuellen Fortentwicklung der französischen Dramenkunst genommen.

Der Abgott der Jungfranzosen ist unstreitig Gustave Charpentier. Und mit Recht, denn die notwendige letzte Konsequenz ihrer Bestrebungen hat er mit kühnem, selbstherrlichem Mute gezogen. Seine „Louise" ist ein durchaus selbständiges, hoch modernes und hoch bedeutsames Werk. Als die ersten kurzen Nachrichten des „Louise"-Erfolges zu uns drangen, war der Name Charpentier in Deutschland noch so gut wie unbekannt. Die Première des Werks fand am 2. Februar 1900 in der Opéra comique zu Paris statt. Albert Carré, der Direktor, hatte sich mit vollster

Hingabe in diese eigenartige Aufgabe versenkt und für eine bis in die kleinsten Details naturwahre und künstlerisch stimmungsvoll abgetönte Inszenierung mit Hilfe seines Regisseurs Vizentini Sorge getragen. Die musikalische Leitung lag in den bewährten Händen von André Messager, der das Orchester zu einer wahren Glanzleistung erzog und die zahllosen Schwierigkeiten, die die Instrumenten- wie die Gesangspartitur bot, so geschickt zu meistern wußte, daß der poetische Duft der Komposition sich nicht über der Arbeit, die zu leisten war, verflüchtigte. Von dem Glanz der Vorstellung konnten sich die zahlreichen Besucher der Pariser Weltausstellung überzeugen, die der allseitig laut diskutierte nachhaltige Erfolg in die Opéra comique lockte, deren Repertoire „Louise" fast vollständig beherrschte. Bis Ende 1901 fanden über 150 Wiederholungen statt. Ein Triumph, der sich dem des „Faust", der „Carmen" an die Seite setzt. Man darf daraus entnehmen, daß auch „Louise" sich als dauernder Opernbestand auf dem Spielplan der Weltbühne behaupten wird.

Jules Massenet.

Mittlerweile sind die Versuche auf deutschem Boden fast überall von gleichem Glücke begünstigt gewesen; überall rang sich im Publikum die Empfindung durch, einer bedeutungsvollen, eigenartigen Künstleroffenbarung gegenüber zu stehen. Es ist für den Deutschen nicht gerade leicht, sich in diese ganz spezifisch pariserische Gedanken- und Lebenssphäre hineinzufinden, sich in dies Milieu zu versenken, um aus ihm heraus für die Bühnenfiguren zu fühlen, sich für ihre kleinen weltentrückten Leiden und Freuden zu interessieren. Man hielt deshalb lange mit den Einführungsversuchen zurück, man diskutierte, ob man nicht das Ganze germanisieren solle — zum Glück aber rieten einsichtige Männer davon ab und haben uns so ein Originalwerk gerettet, das auch dem durch sein Anpassungsvermögen schon so oft bewährten Deutschen hohe künstlerische Befriedigung, hohen musikalischen Genuß gewährleistet.

Charpentier ist beglückt über die Freundschaftsbeziehungen, die gerade durch sein Werk Deutschland und Frankreich verknüpfen. Er ist ein begeisterter Anhänger des künstlerischen Austausches der beiden großen Kulturvölker des Kontinents: er freut sich der Erfolge der deutschen Musik und Dramatik in Paris genau so, wie seiner und seiner Landsleute Erfolge bei uns. Interessant ist, daß in Charpentiers Adern auch deutsches Blut fließt. Er stammt von der deutsch-französischen Grenze, aus Dieuze, und seine Mutter führte den Mädchennamen Wagner. Überraschend wie sein Erfolg ist sein künstlerischer Entwicklungsgang. Er war Angestellter in einem Leinwandhaus und hat bis zu seinem zwanzigsten Jahr keine Musik getrieben; erst in diesem verhältnismäßig späten Alter begann er Violine zu spielen und wußte, getragen durch sein großes Talent, so schnelle Fortschritte zu erringen, daß er bereits wenige Jahre darauf den großen Rompreis erhielt. Jetzt ist er der Stolz, die Gloire der Jungfranzosen; die Neuromantiker an der Seine sehen in ihm ihren Abgott, der das so heiß erstrebte Ideal ihrer phantastischen Jugendträume erfüllen und verwirklichen wird.

Wenn die Oper nicht dauernd in Deutschland Fuß fassen wird, so liegt das in ihrem ausgesprochenen französischen Charakter. Der Wert dieser Pariser Oper ruht in ihren frischen, lebenswahren Volksschilderungen, in den Szenen der Straße und des Hauses, diesen Schauspielen der erwachenden Großstadt, des sich immer lebhafter entwickelnden Volkstreibens, in den Momentbildern von dem Verkaufsmarkt, von der Nähstube, von dem Bohême-Milieu, wie in der Krönung der Muse des Montmartre und den dürren

Ernest Reyer.

Familiengruppen aus der Armeleutewelt des Arbeitertums. Mit welcher Meisterschaft hat hier der Tonpinsel Charpentiers in kurzen Strichen wirkliches greifbares Leben hingezaubert, Leben der Wirklichkeit, des festgehaltenen Augenblicks, dem der Künstler das Recht des Bestehens, den Stempel der freien individuellen Gestaltung aufdrückt. Diese „cri de Paris", diese Rufe der Marktschreier, der hundert verschiedenen fliegenden Händler sind zu einer eigenartigen Straßensinfonie vereint. In den Straßenszenen, wie in dem ganzen Bohêmeleben der Oper überhaupt spielt der Jargon der handelnden Personen, der Pariser Dialekt, eine große Rolle. Der Reiz des Zaubers geht natürlich in der Übersetzung verloren — leider verloren. So ist die Wertschätzung der Charpentierschen Muse auf dem internationalen Kunstwettstreit keineswegs herabgemindert, wenn ihr Schauplatz zunächst auf die französischen Grenzen beschränkt bleibt.

Gustave Charpentier.

In engem geistigen Gedankenkonnex zu den Franzosen stehen die Belgier. Freilich wird dieser Strömung durch die Vlamländer stark entgegengearbeitet. Bekanntlich ist das kleine Land politisch in zwei Parteien zerrissen; aber während im Parlament die Vlamen manche wertvolle Siege zu verzeichnen haben, dürfte in der Kunst den Franzosenfreunden unstreitig die Palme gebühren. Als versöhnende Mittelsperson kann Jan Blockx gelten, 1851 zu Antwerpen geboren, in Brüssel und Leipzig gebildet, der seit 1877 mit einer Reihe von Bühnenwerken hervorgetreten ist, deren erfolgreichstes die „Meeresbraut" geworden. In der allerletzten Zeit machte eine Arbeit von sich reden, die sich an die deutsche Sage anlehnt. F. Gilson hatte sich aus unserem „Dornröschen" durch Fräulein de Mont einen Text zimmern lassen, den er „Feenhafte Legende" nennt und der unser deutsches Volksmärchen in die vorhistorische Germanenzeit zurückverlegt. So ist aus dem deutschen Märchen „Dornröschen" die romantische Oper „Prinzeß Sonnenstrahl" geworden. Mit Namen und Geschichte wird da etwas stürmisch operiert; die Epik soll eben mit Gewalt durch Dramatik ersetzt werden. Daß solchen unglücklichen Versuchen auch die gewandteste Musik nicht aufhelfen kann, liegt auf der Hand.

Weit nachhaltiger als Frankreich hat Italien in den letzten Jahrzehnten mit der deutschen Opernbühne künstlerische Meinungen ausgetauscht und schier beispiellose Erfolge aufzuweisen. „Cavalleria" und „Bajazzo" haben geradezu Sensation gemacht; der Verismus, der bei uns

Atelierszene aus der Oper „Louise".

im Schauspiel Fuß gefaßt, ist hier mit äußerem Glück in das Musikalische übersetzt und hat bei der allerdings nur oberflächlichen Beziehung der ganzen Kunstauffassung eine außergewöhnliche faszinierende Wirkung auf die Massen geübt. Mascagni ließ der „Cavalleria" eine Unmenge weiterer Werke folgen, fast jeder Fasching konnte ein neues Lied seiner Muse begrüßen — aber der Eindruck der „Cavalleria" tötete alles mit unbarmherziger Grausamkeit. Die aufregenden Vorgänge, die hier musikalisch in toller, ans Brutale streifender Wildheit und Unbändigkeit ausgebeutet werden, nahmen die Hörer gefangen und hielten sie wie mit suggestiver Gewalt in dem Banne der Effektszenen. Der Musik fiel nur die Aufgabe zu, diese krasse Entwicklung nicht zu stören und durch einen überraschenden Ruhepunkt die im Innern der Hörer ängstlich verhaltene lyrische Stimmung auszulösen. An solche fremde Gegensätze war man bis dahin nicht gewöhnt. Die Neuheit des ganzen Ereignisses verblüffte und blendete. Die unnachdenkliche Keckheit der melodischen Linienführung tat das übrige. Freilich versuchte Mascagni in den späteren Werken ernster und gediegener zu erscheinen; aber dazu reichte vorläufig noch nicht die Energie der Individualität.

Jan Blockx.

Leoncavallo bot das Seitenstück „Bajazzo". Auch hier mit gewaltigem Raffinement gewählte Gegensätze, aufregende Konflikte und Kämpfe; in der Musik sentimental einschmeichelnde Melodik neben Tonkatarakten nervenerschütternder Art. Viel wurde über diese Arbeit gestritten, die sich unbedenklich den Opernweltmarkt eroberte. Es wäre vielleicht gar nicht zu diesen endlosen Debatten über Leoncavallos Werteinschätzung gekommen, wenn nicht die seit vielen Jahren angekündigte Oper, der „Roland von Berlin", die Gemüter stetig in Erregung gehalten hätte. Es gibt Kunstpolitiker, die Leoncavallo einen Vorwurf daraus konstruieren, daß er sich in dieser Dichtung an einen deutschen, einen brandenburgischen Stoff herangewagt. Hat die wahre Kunst jemals vor nationalen Grenzpfählen Halt gemacht? Nein, nur gedankenloser

Chauvinismus kann aus dem Wagemut Leoncavallos eine Anklage schmieden. Er erhielt vom deutschen Kaiser einen ehrenvollen Auftrag, wie ihn zahllose deutsche Bildhauer jahrein jahraus erhalten, und hat seinen Stolz darein gesetzt, sich dieses Auftrages würdig zu erweisen. Wie er selbst mitteilte, hat er „sein Bestes darin niedergelegt, was er zu geben imstande ist". Die Frage folgt: Ist dieses „Beste" — gut? Nach seinem „Bajazzo" wollte Leoncavallo kein rechter Erfolg mehr blühen. Die „Medici" verschwanden schnell, „Bohême" und „Zaza" konnten nicht recht aufkommen, obwohl die poetische Auswertung in „Bohême" nicht zu unterschätzen ist, ja wohl Puccinis Dichtung überragt. Inzwischen ist man auch dem „Bajazzo" zu Leibe gegangen; hier und dort wurden Stimmen laut, die dem Effektstück jeden Kunstwert absprachen. So mag Leoncavallo mit schwerem Herzen

Raoul Mascagni.

an diesen neuen Stoff herangetreten sein; Jahre und Jahre sind in ernstem Ringen dahingegangen, bis wir endlich die Frucht dieses Strebens kennen lernen, an die wir vorurteilslos und unparteiisch als Kunstfreunde herantreten. Gewiß, es ist keine leichte Aufgabe, aus einem historischen Roman ein gegenwärtig wirksames Tondrama zu gestalten. Die Feinheit der Details, die zarten Züge des Volkslebens, die breiten Fäden sozialer, wirtschaftlicher, politischer Gegensätze — können sie dem Musiker etwas bieten? Der Musiker braucht menschliche, seelische Konflikte. Wie aber soll er sich für die Tragik der Menschen erwärmen, deren knorrigem Heldentum, deren rein internen Interessen er ganz fremd gegenübersteht? Wie sollte Leoncavallo Willibald Alexis gegenübertreten? Ihn getreu zu kopieren, verbot das Drama, ihn neu zu schaffen, vertiefend zu erklären, versagte ihm die Kraft. So ist alles Schattenwerk, was da oben auf der Szene, bald im wilden Volkstreiben, in Mummenschanz und Faschingsspäßen, bald in drohender Gebärde, in starrenden Waffen und krassen Meinungskämpfen vor unseren Augen vorüberrauscht. Der Kopf, das Herz geht dabei völlig leer aus. Was soll uns diese breite Exposition, die über zwei volle Akte von dem jammervollen Zustand der Stadtkasse erzählt, aus deren Mitteln man die Henning versprochenen 20000 Groschen nicht begleichen kann oder will? Kann uns der Barbier, kann uns die Schenke in diesen musikalischen Andeutungen das Milieu der Zeit nahebringen? Das könnten nur einzelne überragende Persönlichkeiten, die aus Typen zu Individualitäten, zu Repräsentanten ihres Geschlechts, ihres Jahrhunderts emporwachsen. Haben wir aus diesem Gewirr der Volkshaufen ein Bild des Jahres 1442 schöpfen können? Niemals; wir freuen uns, wenn sich endlich aus der Masse ein paar Einzelfiguren loslösen, um uns ihre persönlichen Ge-

Gemma Bellincioni in „Bajazzo".
(Aufnahme von Giacomo Brogi in Florenz.)

Ruggiero Leoncavallo. (Aufnahme von F. O. Lundt in Berlin.)

danken zu sagen, um uns das zu vertrauen, was sie über die vielköpfige Menge emporhebt. Schon geben wir uns der Hoffnung hin, der Dichter werde uns ein tieferes Interesse abgewinnen für diesen Henning, den Handwerker, der so königlichen Mut entfaltet. Schon glauben wir, diesen Henning seiner Herzallerliebsten gegenüber treten zu sehen, mit dem kühnen Wort seiner Liebe auf den Lippen, und so den Gang der seelischen Konflikte entfaltet zu finden. Statt dessen werden uns weichliche Szenen aufgetischt in dem Hause des Bürgermeisters Rathenow. Der alte knorrige Recke lamentiert über Erinnerungen, der treuherzige Henning schleicht als Lauscher von Ecke zu Ecke wie ein Ränkeschmied. Nein, der paßt nicht zu den märkischen Kieferstämmen, die so trutzig vor uns aufragen. Die weitere Szenenfolge vermag ebensowenig unser Interesse zu gewinnen; diese Schattengestalten sind uns fremd geblieben. Wir verstehen nicht ihre Leiden, ihre Schmerzen; wir verstehen nicht ihr Lieben und Hassen. Wir sind nicht eingegangen in die Welt, die uns der Dichter eröffnet.

Daß Erfolge, wie sie Mascagni und Leoncavallo errangen, ihren gewaltigen Einfluß auf Mitstrebende übten, war begreiflich. Die italienischen Zeitgenossen beeilten sich um die Wette, mit ähnlichen Stoffen, mit ähnlichen Musikdichtungen auf den Plan zu treten. Nicola Spinelli, der bei der 1890 von Sonzogno ausgeschriebenen Konkurrenz mit seiner Oper „Catilina" den zweiten Preis errang, konnte mit seinem zweiten Werk „A basso porto" bereits einen recht stattlichen Aufschwung erweisen. Vielleicht ist von ihm noch Größeres zu erwarten. Etwas stark im Äußerlichen haftet Alberto Baron Franchetti, dessen Opern „Asrael", „Columbus", „Signor de Pourcaugnac" und „Germania" in krassen Effekten und Ausstattungs-Überraschungen schwelgen. Giacomo Puccini lenkte nach einigen schwachen Versuchen durch „Bohême" (1897) die Aufmerksamkeit auf sich, die auch noch für „Toxa" (1900) und „Madame Butterfly" (1904) rege blieb. Der talentvollste in dieser Reihe ist unstreitig Umberto Giordano, der bereits mit

Fräulein Destinn und Herr Grüning im „Roland von Berlin".

25 Jahren durch sein Erstlingswerk „Malavita“ Aufsehen machte. „Feodora“, nach Sardou, schien neuen Zielen zuzustreben; es machte seinen Weg auch über deutsche Bühnen, während „Regina Diaz“ (Neapel 1894) und „Siberia“ (Mailand 1903) kaum die Alpen überschritten. Das Eigenartigste, was Giordano geschrieben, ruht aber wohl in der Partitur von „André Chenier“ (1896). Der historische Hintergrund entrollt vor unseren Augen die wild bewegten Bilder der großen französischen Revolution. Die innere Gärung des Volkes, sein schmerzvoller Aufschrei, die Erhebung des dritten Standes, auf dessen Indolenz der Abbate noch im ersten Akt das Gleichnis vom Fuchs und den sauren Trauben anwendet — ein Stück mit Blut geschriebener Geschichte spielt sich hier ab. Der Dichter stellt mit erstaunlicher Kühnheit die tumultuarischen Szenen vor Gericht und im Gefängnis hin, aus dem der „kleine Korb“, der arme Sünderkarren, den Helden aufs Schafott führt. In der ganzen Oper herrscht naturgemäß der deklamatorische, der Sprechgesang vor; doch hat Giordano jede sich bietende Gelegenheit benutzt, eine lyrisch angehauchte Episode zu einer eindringlichen Cantilene zu erweitern. Er steht auf modern italienischem Standpunkt, geht im allgemeinen eigene Wege, wenn er sich auch von Anklängen an seine erfolgreichen Vorgänger Mascagni und Leoncavallo nicht ganz frei machen kann.

Alberto Baron Franchetti.

Nicht allzulange nach Leoncavallos „Roland“ tauchte ein Werk auf unserer Bühne auf, dessen Autor an die alte ehrwürdige Tradition seiner italienischen Heimat anknüpft, an die Glanzepoche der Buffonisten. Ermanno Wolf-Ferrari ist durch sein Musiklustspiel „Die neugierigen Frauen“ schnell in Deutschland bekannt geworden. In süddeutschen Städten erschien es zuerst, ohne gerade besonderes Aufsehen zu machen. Da griff Berlin ein. In Kürze brachte es das liebenswürdige Stück hier auf hundert Wiederholungen. Dabei ist das Textbuch die Harmlosigkeit selbst. Zwei Akte lang streiten sich die Frauen Venedigs darum, was ihre Männer in dem der Weiblichkeit angeblich verschlossenen Kasino fesseln möge. Durch List und Tücke verschaffen sie sich schließlich Einlaß, um enttäuscht über die tatsächlich vorgefundene Harmlosigkeit reumütige Verzeihung zu erbitten. Um diese nichts weniger als geistreichen Vorgänge hat Wolf-Ferrari seine reiche musikalische Kunst gebreitet. Von der ersten Note der Ouvertüre an weiß er als geistvoller Causeur zu fesseln, in leicht flüssigem Gesangssatz musikalische Konversation zu zeichnen, hier eine treffende Pointe herauszuheben, dort durch eine vielsagende Kunstpause die Spannung zu erhöhen und schließlich im versöhnenden Glanze der Orchesterillustration alle Parteien für sein edles Wollen zu gewinnen. Freilich, der breitere Strom der Melodik bleibt aus. Ergösse der sich bei den Höhepunkten der musikalischen Dramatik in die tändelnden, gewinnenden Plaudereien, so könnte es Wolf-Ferrari mit den stolzesten Buffonisten seiner

Giacomo Puccini.
(Aufnahme von Alfieri & Lacroix in Mailand.)

Aus der Oper „Die neugierigen Frauen".

Heimat, mit Donizetti und Rossini aufnehmen.

Wir sehen, es ist alles Bedeutendere der modernen romanischen Produktion in unsere Opernhäuser gedrungen, hat mancherlei Meinungskämpfe entfacht, im großen und ganzen aber doch das Urteil gezeitigt, das auch in der jeweiligen Heimat des Autors sich gebildet hat. Mag auch hier und da ein nationales Element uns das Verständnis erschweren, die romanischen Opernmusiker werden zugeben müssen, daß sie auf unsere Anteilnahme allzeit rechnen konnten. Jedenfalls dürfen wir stolz sein, in unserer Bildungs- und Kulturausbreitung nicht vor den fremdfarbigen Grenzpfählen Halt zu machen. Die alten Kunstbeziehungen zu den romanischen Ländern sind schon traditionell; die neuen Anknüpfungen mit dem Norden und Osten können erst für die Zukunft nennbare Resultate versprechen. Und wenn wir alle Momente des gegenseitigen Gedankenaustausches in die Wagschale werfen, so dürfen wir getrost zu dem stolzen Bewußtsein durchdringen, daß Deutschland als Kunstweltmarkt im Gebiete der Oper die internationalen Werte prägt, daß ein Erfolg oder Mißerfolg gerade ausländischer Opern auf deutschen Bühnen im allgemeinen für den absoluten Wert dieser Schöpfungen entscheidend ist. Nirgends in der Welt wird soviel Kunstware importiert als in Deutschland; der Deutsche ist neidlos allen Errungenschaften der fremden Nationen entgegengekommen, er hat sich im Laufe der Jahrhunderte somit gewissermaßen den Anspruch auf den internationalen Schiedsgerichtshof in dieser Opernkunstmaterie erworben.

Ermanno Wolf-Ferrari.
(Aufnahme von Alfieri & Lacroix in Mailand.)

Kali. Eine deutsche Großindustrie.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Unter den deutschen Großindustrien ist die Kaliindustrie gewissermaßen das Aschenbrödel, jene, die man am wenigsten kennt und der man die geringste Bedeutung beilegt. Bei der Beurteilung des nationalen Reichtums der Völker spielen Kohle und Eisen die bedeutendsten Rollen, sie sind in jeder Haushaltung zu finden, unentbehrlich im heutigen Leben, während Kali dem Laien kaum dem Namen nach bekannt ist. Es kommt der großen Menge nicht so unmittelbar unter die Augen. Aus den Tiefen der Erde emporgeschafft, wird es nicht erst in Großbetrieben für die Allgemeinheit bearbeitet, wie Eisen, nicht in jede Haushaltung gebracht, wie die Kohle, sondern verschwindet, kaum daß es ans Tageslicht gelangt, sofort in chemischen Fabriken oder unter anderem Namen auf den Feldern des Landwirts.

Erst bei zwei jüngsten Sensationsprozessen wurde es allgemein genannt, wobei der Angeklagte in dem einen Prozesse selbst behauptete, mit Kali leicht einige hunderttausend Mark verdienen zu können. Das Wort Kali lief durch alle Zeitungen, ohne daß sich, mit Ausnahme der Chemiker und gebildeten Landwirte, die Leser über Wesen und Wert des Kali hätten Aufschluß geben können.

Dazu trägt vielleicht auch der Umstand bei, daß Kali neben Petroleum das jüngste aller Naturprodukte ist, die sich den Weltmarkt erobert haben. Noch vor fünfzig Jahren war es nur als chemische Substanz bekannt, niemand aber erkannte seinen wirklichen Wert, und es wurde aus den Bergwerken als nutzloser Schutt auf die Halden geworfen! Heute ist seine Unentbehrlichkeit erwiesen, Deutschland verdient jetzt an Kali unmittelbar schon über hundert Millionen Mark im Jahre, und wenn die Ausfuhr chemischer Produkte aus Deutschland jährlich vierhundert Millionen Mark übersteigt, so ist dies in erster Linie den ungeheuren Kalimassen zuzuschreiben, mit denen das Deutsche Reich gesegnet ist. Seit ihrer Entdeckung vor genau einem halben Jahrhundert hat Deutschland damit schon die ungeheure Summe von tausend Millionen Mark verdient. Dabei steigern sich Absatz und Ausfuhr von Jahr zu Jahr, und die Zeit liegt nicht mehr fern, wo das Kali zu den allerwichtigsten Einnahmequellen des Reiches zählen wird.

Wer hat nicht von den Silberschätzen von Mexiko und Peru, von den Goldschätzen Kaliforniens gehört, die seit der Entdeckung der Neuen Welt dort gehoben worden sind? Der Wert der deutschen Kalilager übersteigt nun weitaus all das Gold und Silber, das dort bisher zutage gebracht worden ist, ja er erreicht beinahe den Wert all des Edelmetalls, das überhaupt auf dem ganzen Erdball im Laufe der letzten fünf Jahrhunderte zur Förderung gelangte! Im Kali bieten sich dem deutschen Volke in der Tat unbegrenzte Möglichkeiten dar, es besitzt damit einen Schatz, den kein anderes Land aufzuweisen hat und von dem doch jedes Land der Erde früher oder später einen Anteil wird beziehen müssen, um seine Bevölkerung zu ernähren. Kali ist geradezu ein Monopol Deutschlands, denn es wird mit Ausnahme eines Distrikts in Ostgalizien, bei Kalucz, an keinem anderen Orte der Erde in erheblichen Mengen gefunden, während unter der Erdoberfläche Mitteldeutschlands Milliarden Tonnen davon schlummern! Bei Vienenburg im Harz liegen allein nach der Berechnung der Fachleute hundert Millionen Tonnen Kali im ungefähren Wert von 2000 Millionen Mark; im Hannöverschen sind die Lager noch bedeutender, und wenn jedes andere der 35 bis jetzt zur Ausbeutung kommenden Kalilager auch nur die gleiche Menge

Kali aufzuweisen hätte, so würde der Wert die kaum faßbare Summe von 70 000 Millionen Mark erreichen! Der gesamte Nationalreichtum mancher Großmacht ist nicht so bedeutend!

Trotz seiner großen Jugend hat sich Kali bereits den Weltmarkt erobert. Gerade die industriereichsten Länder, wie Nordamerika, England, Frankreich, beziehen davon am meisten. Deutschland verbraucht jetzt jährlich anderthalb Millionen Doppelzentner Kaliprodukte verschiedener Art, das Ausland dagegen schon mehr als die doppelte Menge. An Nebenprodukten für landwirtschaftliche Zwecke verbraucht Deutschland 14 Millionen Doppelzentner, das Ausland ungefähr 6 Millionen, doch wird sich der Bedarf noch vor Ablauf einiger Dezennien verzehnfacht haben!

Dabei ist Kali ein ganz unscheinbares Produkt. Für den Geologen, der das unter dem grünen Teppich unserer Erdoberfläche liegende steinerne Aktenmaterial durchforscht, ist es kein Zweifel, daß auf dem Boden, der heute von den grünen Fluren Thüringens und Hannovers bis hinauf nach Mecklenburg eingenommen wird, hauptsächlich zwischen Weser und Elbe, vorzeiten das Meer gewogt hat, oder daß er von Wüstensand bedeckt war, wie heute die Sahara. Nur so können die ungeheuren Kali- und Salzlager Mittel- und Norddeutschlands ihre Erklärung finden, ja die Erde gibt davon heute noch genug Beispiele. Eine ähnliche Wüste liegt jenseits der Felsengebirge in Nordamerika; Regen und Wasserläufe laugen das salzhaltige Gestein aus und führen es dem großen abflußlosen Salzsee zu, der sich im Lande der Mormonen an der tiefsten Stelle der Wüste gebildet hat. In Palästina ist das Tote Meer aus ähnlichen Gründen so salzhaltig. Nach den neuesten Forschungen scheint aber die Annahme richtiger, daß Norddeutschland einst ein Meerbusen oder Binnenmeer war, vom Ozean durch eine seichte Barre getrennt, wie heute, natürlich im verkleinerten Maßstab, etwa das Frische oder das Kurische Haff. Die Flut des Gezeitenspiels führte dem Meerbusen Wasser zu, das bei der damaligen hohen Temperatur, die nachweislich jene der heutigen Sahara übertraf, rasch verdampfte, so daß zur Ebbezeit weniger Wasser nach dem Ozean zurückfloß, als bei der Flut einströmte, bis schließlich durch irgendeine Ursache der Meerbusen vom Ozean ganz abgeschnitten wurde.

Je nach der größeren oder geringeren Löslichkeit der im Meerwasser enthaltenen verschiedenen Salze setzten sie sich rascher oder langsamer ab, auf solche Art Schichten von verschiedener Stärke bildend, stellenweise scharf voneinander getrennt. So gibt es beispielsweise im Staßfurter Bezirk Steinsalzlager, welche von ganz dünnen Schichten Anhydrit (Kalziumsulfat) durchzogen werden, die sich im Querschnitt als dünne Fäden zeigen, nicht weniger als zehntausend an der Zahl, wie Jahresringe an Baumstämmen.

Der Verdunstungsprozeß muß sich aber durch Ionen vollzogen haben, denn nur so läßt sich die ungeheure Mächtigkeit der Salzlager zwischen Elbe und Weser erklären, die an vielen Stellen neunhundert Meter erreicht! Man denke nur: die Höhe des Brocken über der Talsohle, ganz aus Salz, auf viele Kilometer Ausdehnung!

Die Schichtung der Ablagerungen war ursprünglich wohl wagrecht, aber mancherlei Umstände haben im Laufe der Zeiten mitgewirkt, um sie zu brechen und zu verschieben, so daß die Bohrungen, die an verschiedenen Stellen gemacht worden sind, auch verschiedene Ergebnisse zutage brachten. Wie bei einem gemauerten Gewölbe, so wirkt eben bei der Erdrinde neben dem Druck nach abwärts auch seitlicher Druck. An den schwächsten Stellen wurde sie gebrochen, sie hob oder senkte sich, oder die Schichten schoben sich an den Bruchstellen übereinander. Dazu kam auch der Einfluß unterirdischer Gewässer. Wo sie auf leicht lösbare Salze stießen, lösten sie diese auf, es entstanden Höhlen, die durch die darüberliegenden Gesteinsmassen vielleicht ausgefüllt wurden. So stellen sich die Kali- und Salzlager in Deutschland als ein mächtiges Gebirge im Erdinnern dar, eine Art Harz oder Thüringer Wald, nur von viel, viel größerer Ausdehnung, mit unterirdischen Bergen und Tälern und Schluchten. Im Laufe der Zeiten

wurden diese Schluchten mit jüngerem Gestein der Tertiär- und Quartärformationen ausgefüllt, die schließlich sogar die höchsten Erhebungen des Salzgebirges bedeckten und die heutige Oberfläche des Landstriches zwischen Weser und Elbe bilden.

Am regelmäßigsten sind die Schichten in Thüringen gelagert, und dort, sowie im Halberstädter Becken, vornehmlich bei dem Hauptort der Kalifabrikation, bei Staßfurt, liegen zunächst unter der Erdschicht eine Lage Gips, dann Anhydrit, rein oder mit Gips vermengt, Ton, jüngeres Steinsalz, Karnallit (eine Verbindung von Chlorkalium, Chlormagnesium und Kristallwasser), Kieserit (Magnesiumsulfat mit Wasser), Polyhalit (dasselbe mit einem Zusatz von Kaliumsulfat und Kalziumsulfat), dann wieder Anhydrit und endlich als unterste Lage auf ungefähr 350 Meter Tiefe älteres Steinsalz. Zwischen Gips und Kieserit eingebettet liegt in kleineren Schichten das wichtige Kainit, eine Verbindung von Chlorkalium, Magnesiumsulfat und Salzwasser.

Diese ungeheuren Schätze waren bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts unbekannt und unbenutzt, nur wurde an der anhaltischen Grenze bei Staßfurt in spärlichen Mengen Steinsalz eingedampft. Erst im Jahre 1840 beschloß die preußische Regierung, dort Bohrversuche zu unternehmen, und die Ergebnisse waren so vielversprechend, daß die Anlage eines Salzbergwerkes bei Staßfurt beschlossen wurde. Zwei Schächte, „Manteuffel" und „von der Heydt" benannt, wurden mitten in dem altertümlichen Städtchen, nahe dem rechten Ufer des Bodeflusses, in die Tiefe geführt. Auf 250 Meter stieß man auf Kali- und Magnesiasalze von großer Mächtigkeit, aber damals hatte man noch keine Ahnung von dem Wert dieser heute so vielbegehrten Produkte, und man warf sie daher — sechstausend Doppelzentner — mit anderen Abfällen auf die Halde.

Einige Jahre später wurden diese, des Wegräumens wegen Abraumsalze genannten Kaliverbindungen chemisch untersucht. Justus Liebig beschäftigte sich mit ihnen und erklärte sie als ein wahres „Glück für die deutschen Landwirte". In der Tat erwiesen sie sich bei den folgenden praktischen Versuchen als die denkbar besten, ja geradezu unentbehrlichen Düngemittel, die eine unerwartete Steigerung des Ertrags der Felder zur Folge hatten. So wandte man sich denn im Staßfurter Salzbergwerk auf die Förderung der Abraumsalze, das Steinsalz wurde nebensächlich. Auch das benachbarte Anhalt begann innerhalb seiner Grenzen, zwei Kilometer von Staßfurt, auf freiem Felde mit Bohrungen, und die günstigen Ergebnisse führten zur Anlage verschiedener Förderschächte und Fabriken. Ringsum siedelten sich Arbeiter und Beamte an, und es entstand das heute 8000 Einwohner zählende Leopoldshall, mit dem zu 25 000 Einwohnern herangewachsenen Staßfurt eine einzige Stadt bildend, nur durch die trüben, braunen Wasser des Bodeflusses voneinander getrennt.

In gleichem Schritt mit der Förderung des Kali wuchs auch die chemische Industrie. Die erste chemische Fabrik wurde in Staßfurt durch Dr. Frank im Jahre 1861 gegründet, und die günstigen Erfolge ließen im Laufe der nächsten Jahrzehnte eine ganze Menge von Bergwerken und Fabriken entstehen. Die natürliche Folge war Überproduktion, Spekulation und Gründungsfieber nach amerikanischer Art, das wiederholt schwere Opfer forderte. Aber Kali war ein zu wichtiger Artikel, die Nachfrage stieg; statt sich weiter gegenseitig zu unterbieten, vereinigten sich die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Kaliwerke zu einem Syndikat, und heute bestehen in Deutschland 35 große Bergwerke mit 60 Förderschächten und einer großen Zahl von ihnen abhängiger chemischen Fabriken, während außerdem an hundert Bohrgesellschaften tätig sind, um neue Kalilager zu erforschen. In ganz Norddeutschland, bis nach Mecklenburg und Posen, wird heute nach Kali gebohrt, aber das alte Staßfurt ist doch der Hauptsitz der Kaliindustrie, sowie des Syndikats geblieben, wenn auch Hannover in neuester Zeit über den Staßfurter Distrikt einen Vorsprung gewonnen hat. Mit wenigen Ausnahmen sind die Kaliwerke dem Staßfurter Syndikat beigetreten, und in die-

Bildnis der Mme. A. M. Gemälde von F. M. Bredt.

sem sind heute an 1000 Beamte und 22000 Arbeiter tätig. 300 Dampfmaschinen geben eine Kraftleistung von 60000 Pferdekräften, und die Produktion der Syndikatswerke erreichte im letzten Jahre einen Wert von weit über hundert Millionen Mark!

Es ist fraglich, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn der preußische Landtag die Vorlage der Regierung betreffs der Schaffung eines Kalimonopols angenommen hätte, wie es u. a. in Braunschweig und in Sachsen-Meiningen der Fall ist. Die Zersplitterung der Betriebe kann noch schwerwiegende Folgen haben. Das Produkt ist zu wichtig und wertvoll, um es der Ausbeute so verschiedener Art preiszugeben, wie noch näher dargelegt werden soll.

Der Besuch eines Kaliwerkes ist von großem Interesse. Die Zwillingsstädte Staßfurt-Leopoldshall besitzen davon mehrere, und wer, etwa von Magdeburg kommend, sich Staßfurt nähert, sieht über die weiten grünen Felder schon in beträchtlicher Entfernung die vielen Schlote der chemischen Fabriken und die stählernen Gerüste der Fördertürme aufragen, die über den Schächten stehen. Man erwartet daher, in schmutzige, rauchige Orte mit lebhaftem Menschen- und Frachtenverkehr zu kommen. Statt dessen findet man reinliche, friedliche Städte mit stillen, wohlgepflasterten Straßen, hübschen, zwischen Gärten versteckten Villen, anspruchsvollen Hotels. In gewöhnlichen Zeiten verpestet kein Rauch die Luft, die in anderen Minenstädten so charakteristischen Schutthalden fehlen, und von dem Haupterzeugnis, dem im Aussehen Kalk oder trübem Steinsalz ähnelnden Kali, ist keine Spur zu finden, es seien denn die in Gläsern zusammengestellten Mineralproben aus den Minen, die in den Hotels ausgestellt sind. Selbst den Bergwerken kann man ihren Zweck nicht ansehen, und das ein Viertelstündchen außerhalb Staßfurt gelegene Berlepschwerk mit seinen 650 Bergleuten, riesigen Dampfmaschinen und seiner gewaltigen Produktion nimmt sich viel eher wie eine Krankenanstalt oder ein Bildungsinstitut aus. Hübsche, von einem Gitter umschlossene Gartenanlagen führen zu einer sanften Anhöhe empor, auf der eine Reihe neuer, reinlicher Rohziegelbauten um einen weiten, besandeten Hof angeordnet sind. Die Häuser zur Linken enthalten die Bureaus und Arbeiterräume. Verlassen die Bergleute das unterirdische Labyrinth von Stollen und Schächten, so finden sie hier geheizte Räume, wo sie ihre feuchten Kleider zum Trocknen aufhängen und sich an langen Reihen von Waschbecken mit fließendem Wasser reinigen können. Selbst für Duschebäder ist gesorgt. Anstoßend daran ist ein großer Saal, wo sich an Sonntagen die Bergleute zum Gottesdienst versammeln, der von einem der Aufseher abgehalten wird. Hier erfolgt auch die Lohnauszahlung je nach der geleisteten Arbeit.

Diesen Gebäuden gegenüber, auf der anderen Seite des Hofes, liegen die Maschinenräume. Mächtige Dampfmaschinen und Dynamos dienen zur Erzeugung der elektrischen Kraft, denn die Minen sind elektrisch beleuchtet, und das Bohren der Sprenglöcher, das Fördern der abgebauten Kalimassen erfolgt in ganz moderner Art auf elektrischem Wege, sogar mit elektrischen Lokomotiven. Eine Dampfmaschine treibt auch das über eine riesige Trommel gelegte Drahtseil, das durch den Förderturm in den mehrere hundert Meter tiefen Schacht führt, um die Förderwagen mit der weißen Kaliladung heraufzuheben. Diese Schächte bilden wohl den kostspieligsten Teil der Kalianlagen, denn sie müssen mit Zementmauerung oder mit wasserdichten Eisenringen gefüttert werden, um die Hauptgefahr neben den schlagenden Wettern, nämlich die Gefahr des Einbruchs unterirdischer Wässer, hintanzuhalten. Dringt Wasser in den Schacht, dann ist das Werk verloren, und die dafür geopferten Geldsummen — ein Schacht kostet eine bis zwei Millionen — sind nicht wieder hereinzubringen. Von dem Schacht laufen auf verschiedenen Tiefen wagrechte, breite „Strecken" aus, die wieder untereinander verbunden sind. Am Ende der Strecken wird gearbeitet. Zuerst wird das abzubauende Gestein gewöhnlich durch Dynamit gelockert, dann durch Pulver mit großem Salpetergehalt gesprengt. Jungen, die sogenannten „Klauber", klauben an Ort und Stelle das wertlose Gestein

aus dem verwendbaren Kali heraus, dieses wird in die 600 bis 800 Kilo fassenden Förderwagen geschaufelt und auf das erste Stockwerk des Förderturmes emporgezogen, als fertiges Handelsprodukt, das außer der Zerkleinerung keiner weiteren Bearbeitung bedarf. Das wertlose Gestein wird nicht zutage gefördert und auf Halden geworfen, sondern bleibt in den Strecken, ja es werden sogar noch Asche und Schlacken aus den chemischen Fabriken und anderes Material in die Strecken herabgebracht, um sie allmählich wieder zuzufüllen. Würden sie offen bleiben, dann könnten bei der Eigenart des Gesteins, durch welches die Strecken gebrochen sind, leicht Einstürze erfolgen; an den Bruchstellen könnte Wasser zum Vorschein kommen, ja die Einstürze könnten auf der Erdoberfläche Senkungen von schwerwiegenden Folgen mit sich bringen. Sogar altes Steinsalz wird in Ermanglung anderen Materials zum Zufüllen der abgebauten Strecken verwendet.

Die wertvollsten zur Förderung gelangenden Minerale sind Karnallit und Kainit, denn sie enthalten die bedeutendsten Mengen reinen Kalis. Sobald die Förderwagen ans Tageslicht kommen, werden sie von Arbeitern auf Schienen nach den anstoßenden Zerkleinerungsmühlen geführt, denn das aus den Minen kommende Rohprodukt besteht aus faust- bis kopfgroßen Stücken. Durch sehr sinnreiche Vorrichtungen werden die Förderwagen gerade über den Zerkleinerungsmaschinen auf mechanische Weise umgedreht, der Inhalt fällt auf diese, die leeren Wagen aber werden wieder in den Schacht hinab befördert.

Die Zerkleinerungsmaschinen zeigen die Einrichtung gewöhnlicher Kaffeemühlen, nur im riesigen Maßstab und mit Dampfbetrieb. Nachdem das Material drei verschiedene solcher Mühlen, immer auf mechanischem Wege, passiert hat, ist es zu grießartigem, weißen Mehl geworden, das durch trichterartige Ausflußrohre ans Tageslicht kommt. Arbeiter halten Mehlsäcke darunter, bis sie gefüllt sind. Dann werden die Säcke zusammengebunden, gewogen und auf schiefen Rampen in die unterhalb aufgefahrenen Eisenbahnwagen geschleift. Die Wagen können auch direkt durch Schläuche mit den Ausflußrohren verbunden und mit dem Kainitmehl gefüllt werden, ohne Zuhilfenahme von Säcken. Wie man sieht, liegt den Arbeitern in dem ganzen, sinnreich eingerichteten Betriebe nicht viel mehr ob, als die Überwachung der mechanischen Arbeit.

Durch die Möglichkeit der Verschiffung dieser Düngmehle auf Elbe und Weser werden die Kosten der Kaligewinnung, die am Erzeugungsorte ungefähr anderthalb Mark für den Doppelzentner betragen, nur wenig verteuert. Dennoch würde sich die Verwendung von Karnallit, der nur $9^1/_2$ Prozent Kali enthält, auf große Entfernungen, besonders wenn sie auf der Eisenbahn zurückgelegt werden müßten, kaum lohnen. Deshalb wird das Volumen verringert, d. h. ein konzentrierter Düngstoff hergestellt, indem man den Karnallit, sowie auch zum Teil den 12 Prozent Kali enthaltenden Kainit nach den chemischen Fabriken schafft und daraus Düngsalze mit 20, 30 und 40 Prozent Kali macht. Im Berlepschwerk ist dazu neuerlich ein chemischer Betrieb, unmittelbar an dieses anschließend, eingerichtet worden. Von dem naheliegenden anhaltischen Werk Ludwig II. wurde eine Seilbahn nach den chemischen Fabriken gebaut, und die Förderwagen bewegen sich hoch in der Luft zwischen Bergwerk und Reduzierwerk, alles, um die menschliche Arbeit und damit Kosten zu ersparen.

Die chemischen Fabriken verarbeiten das zutage geförderte Material aber auch zu einer Unmenge anderer Präparate, die für die Mehrzahl unserer Industrien und Gewerbe ganz unentbehrlich sind; sie gewinnen z. B. große Mengen von Chlorkalium und schwefelsaures Kali, dann Kieserit, Bittersalz, Glaubersalz, Chlormagnesium und Brom. Der Aufschließung der unterirdischen Kaliwerke hat die deutsche chemische Industrie, wohl die hervorragendste aller Länder, zum großen Teil ihre heutige Blüte zu danken. Kein Land hat auch nur eine annähernd so große Ausfuhr chemischer Produkte, wie Deutschland, wo sie mit 420 Millionen Mark unter allen Ausfuhrartikeln an erster Linie stehen. Eisen- und Baumwollwaren,

Kohle, Maschinen und Wollwaren erreichen lange nicht diesen Wert.

Die größte Bedeutung des Kali liegt indessen doch nicht auf chemischem und industriellem Gebiete, sondern in seiner Verwendung für landwirtschaftliche Zwecke, und es kann der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, wie dem Reichsverband der landwirtschaftlichen Genossenschaft nicht hoch genug angerechnet werden, daß sie für die möglichst ausgiebige Verwendung der Kalidüngstoffe in so kräftiger Weise eintritt. Wird die Kalidüngung allgemein und in hinreichendem Maße durchgeführt, dann kommt es in den Bereich der Möglichkeit, daß Deutschland von der Einfuhr ausländischer Brotstoffe ganz unabhängig wird und daß die dafür ans Ausland gezahlten ungeheuren Summen, jährlich annähernd tausend Millionen, dem deutschen Volk erhalten bleiben. Werden doch in jedem Jahre allein für 600 Millionen Mark Getreide, für 129 Millionen Mark Obst, für 175 Millionen Mark Samen dem Auslande abgekauft!

Durch die Kalidüngung im Verein mit Phosphorsäure und Stickstoff wird nämlich die Produktion von Feldfrüchten, wie schon erwähnt, in ganz erstaunlicher Weise gehoben. Die landwirtschaftliche Abteilung des in Staßfurt bestehenden Verkaufssyndikats der deutschen Kaliwerke hat darüber sehr interessante Versuche angestellt und diese in zahlreichen Broschüren veröffentlicht, die in allen möglichen Sprachen, sogar in drei hindostanischen und in japanischer Sprache versendet werden. Ein Hektar Kartoffel ergab beispielsweise mit Kalidüngung um 6250 Knollen im Wert von 187,50 Mark mehr Ertrag, als ohne Düngung. Ein Hektar Weizen ergab mit Kalidüngung 3130 Kilo Körner und 7560 Kilo Stroh, ohne Kalidüngung 2920 Kilo Körner und 6820 Kilo Stroh.

Nach den Ermittlungen des Kaiserlichen statistischen Amtes werden durch die Brot- und Nährfrüchte dem deutschen Boden jährlich vier Millionen Doppelzentner Phosphorsäure und $10^1/_4$ Millionen Doppelzentner Kali entzogen. Diese Mengen müssen dem Boden zurückgegeben werden, es geschieht aber bis jetzt nur in sehr geringem Maße, was das Kali betrifft, nämlich nur eine Million Doppelzentner, also ein Zehntel der Entnahme. Wie aus den obigen Beispielen hervorgeht, kann man es leicht dazu bringen, den Ertrag an Getreide um ein Drittel zu vergrößern, und dann braucht Deutschland kein Getreide mehr vom Ausland einzuführen. Die Jahreseinfuhr an Weizen beträgt heute ungefähr 11 Millionen Doppelzentner, während die deutsche Weizenernte selbst 28 Millionen Doppelzentner erreicht, das ist 14 Doppelzentner im Durchschnitt für jeden der zwei Millionen Hektar Weizenboden. Es wäre also nur erforderlich, den Ertrag für jeden Hektar um fünf Doppelzentner zu heben, dann bedarf man keinen ausländischen Weizen mehr. Daß dies aber streckenweise wirklich im Bereich der Möglichkeit liegt, zeigt das Beispiel von Sachsen, Braunschweig, Anhalt und Schleswig-Holstein, wo der durchschnittliche Ertrag in der Tat heute schon die erforderlichen 19 Millionen Doppelzentner, in manchen Gebieten sogar mehr beträgt.

In Anbetracht dieser Tatsachen kann von den Regierungen wie von der Presse nicht genug für eine ausreichende Düngung des Ackerbodens gewirkt werden und das Reich kann sich dazu beglückwünschen, daß es in seinen Kalilagern die erforderlichen Mittel dazu besitzt und daß ihm die gütige Mutter Natur aus ihrem Füllhorn so reiche Gaben in den Schoß geschüttet hat.

Spruch.

Willst Du ein wirklicher Dichter sein,
Beleuchte den Leuten das eigne Haus!
Sprich ihnen nichts in die Seelen hinein!
Sprich ihnen nur aus den Seelen heraus!

Frida Schanz.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Jakob Wassermann, Die Schwestern (Berlin 1906, S. Fischer). — Heinrich Mann, Stürmische Morgen (München 1906, Albert Langen). — Wilhelm Weigand, Der Messiaszüchter und andere Novellen (München 1906, Georg Müller). — August Trinius, Allerneuestes aus Lerchenthal (Leipzig 1906, Thüringische Verlags-Anstalt). — Anna Malberg, Aus dem Bilderbuch einer reichen Kindheit (Dresden 1906, Carl Reißner).

In seiner schönen, nur zu weitläufigen Goethe-Biographie spricht Albert Bielschowsky an einer Stelle von der geheimnisvollen Eigenschaft großer Genies, Normalität und Genialität, Gemeingültiges und Außerordentliches auf eine wunderbare Weise zu verbinden. Er führt das große Beispiel Goethes an und sagt mit vollem Recht von ihm: „So hoch er über jeden Durchschnittsmenschen hinausragt, so liegt doch in seinem Wesen etwas durchaus Normales. Es kann wohl eine Empfindung bei ihm höher steigen, heißer sein als bei einem andern, aber diese Empfindung wird nur dort wach, wo sie auch bei kleineren Menschenkindern sich regt. Ebenso sind seine Gedanken in der Regel tiefer als die anderer, aber sie bewegen sich in einer Richtung, die von der normalen Linie nicht abweicht. Infolgedessen erlebt er auch von vornherein nur Fälle, wie sie jeder normale Mensch erlebt oder erleben könnte. Diese Normalität des Menschen wird durch den Dichter nicht verringert, sondern erhöht, und zwar ebenso durch die Auslese und Reinigung der Züge des Erlebnisses oder Bildes, das er gestaltet, wie durch die Mäßigung des Ausdrucks. Das ist besonders wichtig für den Ausdruck seiner Leidenschaft. Denn obschon wir wissen, daß seine Leidenschaft nur aus normalem Anlaß erregt wird, so steigt sie doch so hoch, daß sie durch ihre Stärke etwas Anomales erhalten könnte. Aber da tritt die Muse hinzu und ‚besänftigt' mit himmlischer Hand ‚jede Lebenswelle'.

„Umgekehrt" — fährt Bielschowsky fort — „steht es bei vielen anderen Dichtern, namentlich bei den Halbgenies. Ihnen haftet etwas Absonderliches, Schiefes, Krankes, Extremes an. Und aus dieser Anlage heraus erleben oder ersinnen sie entweder Dinge, wie sie anderen Sterblichen nicht leicht begegnen, oder sie begleiten das Erlebte, Ersonnene mit solchen Empfindungen und Gedanken, wie sie nie oder nur ganz ausnahmsweise bei andern sich einstellen. Bei ihnen wirkt der Akt des Dichtens nicht beruhigend, sondern erhitzend, so daß selbst das Normale in Stoff, Gedanken, Gefühlen zu überreiztem Ausdruck gelangt."

Man kann sich diese goldenen Worte nicht genug einprägen; sie gelten auch nicht nur für Genies und Halbgenies, sondern überhaupt für Poeten. Will man sie auf die beiden Erzähler anwenden, die mit ihren neuen Büchern an der Spitze dieses Berichtes stehen, so kann es keinen Zweifel geben, daß sowohl Jakob Wassermann wie Heinrich Mann in die Kategorie der Halbgötter gehören, denen „etwas Absonderliches, Schiefes, Krankes, Extremes" anhaftet. Sie haben beide gewöhnlich merkwürdige und nicht alltägliche Dinge zu berichten, und man sieht den Menschen, die sie erschaffen, etwa zu wie den Bewohnern fremder Welten, mit Neugier, Kopfschütteln und halber Verständnislosigkeit. Zwar wird es fraglos einige Leute geben, die gerade in den Gestalten dieser Dichter ihr Sein und Selbst wiederfinden, aber das sind Ausnahmen. Der Normalmensch, der durchaus nicht mit dem Philister identisch zu sein braucht, sondern sehr wohl je nach dem Maß seiner Gaben mit Heinrich Seidel klein und mit Goethe groß sein kann, wird nie die Möglichkeit haben, sich selbst auch nur für einen Augenblick an die Stelle jener Dichtergestalten zu setzen. Denn sie sind von ihm selbst nicht grad-, sondern fast artverschieden. Er hat Mühe, sie zu begreifen. Er findet nichts Typisches in ihnen. Nichts, was mahnend auf ihn zukommt: tua res agitur! Sondern er sieht einem fremden Schauspiel zu und gesteht sich günstigsten Falles, daß die Darstellung meisterhaft ist und es auf dieser Welt doch unendlich viel Absonderliches und Staunenswertes geben müsse. Heinrich Mann hat einmal ein gutes Bild: er sagt von einem seiner Helden, daß er mit den Füßen überall auf leere Luft tritt. Und ganz ähnlich Jakob Wassermann von seinem Herzog Philipp: Er schritt „auf lautlosem Wasser". Auf leere Luft und lautloses Wasser treten aber die Gestalten solcher Poeten immer.

Der ernstere, tiefer ringende von den beiden Erzählern scheint mir Wassermann zu sein; der überlegenere Heinrich Mann. Jener steht von Natur auf schiefem Grunde; über seinen Schatten kann er nicht hinwegspringen. Wenn er — um das etwas kühne Bild zu brauchen — auf den Augen seines Geistes oder seiner Seele schielt, so ist das im letzten Grunde nicht seine Schuld. Das sind unglückliche Anlagen, für die er nichts kann. Er selbst geht ganz ernst und ehrlich vor. Aber es braucht keines Wortes, daß unter den gegebenen Verhältnissen das Bild doch schief und falsch wird und trotz aller subjektiven Ehrlichkeit des Schöpfers objektiv unehrlich wirkt. Darin liegt eine gewisse Tragik.

Ganz anders steht es, wie mich dünken will, um Heinrich Mann. Er ist der kalte Blender. Er ist kühl bis ans Herz hinan; nur seine Phantasie erhitzt sich. Wenn Wassermann sentimental wird, wird er ironisch. Er schneidet uns bewußt eine Grimasse und bildet sich darauf noch etwas ein.

„Schwestern" nennt Jakob Wassermann sein neuestes Werk (S. Fischer, Berlin 1906). Es enthält drei Novellen. Die erste behandelt einen historischen Stoff; die beiden anderen gehen auf berühmte Kriminalfälle aus dem Pitaval zurück. In jeder steht eine Frau im Mittelpunkt: in der ersten die Infantin Johanna, die einst beim Sterbegeschrei von mehr als hundert brennenden Ketzern geboren ward und ein seltsam scheues und einsames Kind wurde. Sie heiratet dann, versagt sich ihrem Gatten, bis er fast gebrochen vor ihr liegt, ermüdet ihn danach durch ihre Leidenschaft, läßt den Ungetreuen vergiften und zieht schließlich wahnsinnig mit der Leiche, in die sie zur Vortäuschung des Herzschlages ein pochendes Uhrwerk hat setzen lassen, durch die Welt. Die zweite Novelle erzählt von der englischen Diebin Sara Malcolm, die gehenkt wird, von der mystischen Verknüpfung eines Traumerlebnisses mit der Wirklichkeit und der damit verbundenen inneren Wandlung und Sterbeseligkeit des jungen Weibes. Die dritte Erzählung endlich, „Clarissa Mirabel", will das Rätsel einer causo célèbre aus dem Neuen Pitaval lösen — wohlgemerkt: nicht kriminalistisch, sondern psychologisch lösen, daß die Tochter eines hohen südfranzösischen Beamten einen Mann, den sie nie gekannt, und sich selbst unschuldig eines Mordes bezichtigt und sich im Gefängnis tötet. Diese Clarissa Mirabel, sagt Wassermann, die wahnsinnige Johanna von Castilien und die englische Straßendiebin sind Schwestern. In ihnen allen lebt ein beseligendes und zerstörendes Licht. „Es ist das krankhafte Leuchten aus dem tiefsten, verborgensten Seelenpunkt. Dort sitzt der Wille zum Untergang, zur Zerstörung und Selbstzerstörung, und dort sitzt zugleich die wesentlichste Gesundheit des Weibes, die rätselhafteste Sehnsucht und Liebe, die an ihrem eigenen Untergang ihrer selbst inne werden will."

Ich nehme es niemand übel, wenn er dazu ein verlegenes Gesicht macht, so als ob er etwas beinah begriffe, es aber doch noch nicht ganz fassen könne. Mir selbst geht es vor den drei Novellen genau so. Ich stehe jeden Moment am Rande eines großen, erlösenden Verstehens, aber völlig verstehe ich doch nicht. Mir war fortwährend, als ob mir endlich ein Licht aufginge, aber es war am Ende doch nur Schimmer und Zwielicht. In solchen Fällen versuche ich stets, den Inhalt nachzuerzählen. Manchmal wird einem dabei noch Klarheit; gewöhnlich gelangt man zu einer Stelle, wo man stockt, eine Viertelstunde verzweifelt aufs Papier starrt, dreimal im Buche selbst nachschlägt und doch zu keinem rechten Vers kommt. Da liegt dann der wunde Punkt. Bei den Wassermannschen Novellen strecke ich in puncto Nacherzählung von vornherein die Waffen. Sie fangen alle prachtvoll an, im großen, ruhigen, klaren Stil der altitalienischen Novellen. Doch mit einem Male ist man im Geheimnis, in einem silbrigen Nebel, durch den noch Konturen schimmern, der sich aber nicht mehr fassen läßt. Rätselhaft umschwimmt er einen, man greift zu und hält nichts, man geht nach jeder Seite, und alles gibt nach, weicht zurück, verflüchtigt sich. Man kann nur ahnen und tasten, nicht erkennen und greifen. „Denn," heißt es am Schluß von Sara Malcolm, „nicht im Wirklichen und Greifbaren spielt sich das entscheidende Leben der Menschen ab. Das Tiefste, woran der Sterbliche seine Seele bindet, ist Rauch, ist Traum." Und über solche geheimnisvolle Traumtiefen irrt hier ein schwacher Strahl: man glaubt zu ahnen und zu verstehn, was sich da birgt und aus welchem Grunde es wächst, aber wer will sagen: So ist es und so ist es nicht?

Deshalb lassen sich diese Novellen gerade nach ihrer psychologischen Seite hin und nach dem, was ihr eigenstes, sie unterscheidendes Wesen ausmacht, nicht mehr recht kritisieren. Man hat nichts Festes mehr unter den Füßen; man tritt in leere Luft; man ist ganz unsicher. Schon von der Hauptgestalt des letzten Wassermannschen Werkes „Alexander in Babylon" sagt' ich an dieser Stelle, man wisse absolut nie, was sie in der nächsten Minute tun würde, allenfalls könnte man darauf wetten, daß es das unsrer Erwartung Entgegengesetzte wäre. In dem neuen Werke ist dieser Zug noch ausgeprägter, wenn er auch weniger unangenehm auffällt als an der Alexanderfigur. Jedenfalls: diese Donna Johanna, diese Sara Malcolm, diese Clarissa Mirabel sind fraglos nur pathologisch zu nehmen. Sie sind psychisch krank; kein Richter würde sie heut verurteilen; sie gehören dem Arzt. Sie sind wahnsinnig oder auf der Grenze des Wahnsinns. Wie Mondsüchtige balancieren sie auf schmalem Grat. Es sind arme Kranke. Ein armer Kranker war schließlich auch Wassermanns Alexander, gegen dessen Halbwahnsinn der absolute Blödsinn seines Bruders Archidäos ordentlich wohltuend wirkte.

Es ward schon gesagt, daß die Novellen besonders im Beginn einen vollen, großen Ton haben. Sie sind glänzend geschrieben und reich an schönen, hie und da etwas gesuchten Bildern. „Der entblößte Nacken," heißt es einmal, „leuchtete wie das Holz eines frischgeschälten jungen Baumes." Mit der Donna Johanna, die in völligem Wahnsinn endet, wird man am wenigsten anzufangen wissen. „Sara Malcolm" ist vom Standpunkt des Dichters eine bedeutende Leistung. Und „Clarissa Mirabel" würde sich selbst dann zu lesen lohnen, wenn man die Hauptfigur ganz ausschaltete. Das Entstehen und

Wachsen des Verdachtes, die schlimmen Wirkungen der Furcht und die schlimmeren der Autosuggestion sind meisterhaft beschworen. Im übrigen läßt sich vorstellen, daß natürliches Empfinden sich viel mehr an Bastide Grammont klammern wird, als an die hysterische Clarissa. Und das wäre denn doch auch eine Kritik. Es bleibt einmal bestehen, daß Wassermann durch seine natürlichen Anlagen zu den Dichtern und Halbgöttern gehört, die „etwas Absonderliches, Schiefes, Krankes, Extremes" haben und bevorzugen. Die Stoffe und Gestalten des neuen Buches, das ich trotzdem für des Dichters wertvollstes halte, beweisen es zur Genüge für diejenigen, die diesen Beweis noch für nötig erachten. Es ist doch auch ganz charakteristisch, daß in den Geleitworten, die Wassermann selbst in der Form von Verlegernotizen seinen beiden letzten Werken mitgab, beide Male das Wort „krankhaft" vorkam. —

Heinrich Mann hat vier Novellen unter dem Titel „Stürmische Morgen" vereinigt (München 1906, Albert Langen). Gewollt und undeutsch wie die häßliche Pluralbildung dieses Titels ist vieles in dem Buche. Es geht den echten und eingebildeten Leiden ganz junger Menschen nach; in zwei Geschichten steht ein Knabe, in zweien stehen eben flügge gewordene Mädchen im Mittelpunkt der Handlung. All diesen Leutchen von 14 bis 18 Jahren ist die Reizbarkeit der Entwicklungsjahre eigen. Es unterliegt nun gewiß keinem Zweifel, daß sich gerade in dieser Zeit Tragödien abspielen und daß nichts törichter ist, als von gesicherter Höhe darüber zu lächeln und zu spotten. Wer selber unter solchen Morgenstürmen gezittert hat, der weiß auch, daß man im Frühwind oft tiefer und inbrünstiger leidet als später. Aber nur ein sehr zarter, schamhafter und kluger Poet könnte darüber reden, einer, der Ehrfurcht und Glauben hätte und sich mit Güte und Geduld niederbeugte zu den in krankhafter Reizbarkeit zitternden Kindern — ein Dichter etwa vom Schlage Hermann Hesses. Nur er würde vielleicht jener Schwierigkeit Herr werden, die sich daraus ergibt, daß Ursache und Folge hier niemals in einem rechten Verhältnis stehen. Da erschießt sich etwa ein 13- oder 14jähriger Gymnasiast, weil irgendeine Töchterschülerin nicht mehr mit ihm tanzen oder sonstwie nichts von ihm wissen will. Das ist lächerlich und furchtbar zugleich. Es setzt der poetischen Behandlung fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Heinrich Mann ist nun weder zart noch schamhaft, weder ehrfürchtig noch gläubig, weder gütig noch geduldig. Er liebt seine Gestalten nicht; es ist nur das Absonderliche, das ihn reizt. Halb nimmt er sie ernst, halb ironisch, und man weiß nie recht, wo der Ernst aufhört und die Ironie beginnt, und umgekehrt. Da erzählt die erste Geschichte „Heldin" von der 15jährigen Lina mit der Erlöserfehnsucht, die keine Ratte sterben sehn kann und allen Menschen helfen möchte. Unsanft wird sie aus ihren Träumen gerissen, wobei natürlich auch der Mann eine Rolle spielt, und erkennt unter Schmerzen, daß das Leben eine dunkle Straße ist und das Ende, der Tod, noch dunkler. Kurz und gut, sie macht schließlich „einen strengen und heiteren Tanzschritt" zu dem aufgestellten Rattengift hin und führt einen Bissen davon an die Lippen. Dieser strenge und heitere Tanzschritt zum Strychnin ist unsäglich komisch, und was die 15jährige Dame eigentlich damit bezweckt, ist mir auch nicht ganz klar geworden. Mit einem Witz oder einer Übertreibung schließen auch die übrigen Geschichten, von denen, wieder bis auf den Schluß, die letzte den Preis verdient. Rein künstlerisch halt' ich das ganze Buch für verfehlt. Schlimmer jedoch ist, daß es etwas Gutes in uns verletzt. Ich wüßte keinen zweiten deutschen Autor, der mein Gefühl mehr beleidigte und dem ich heftiger widerstrebte als Heinrich Mann.

Seinem jüngeren Bruder Thomas, dem Dichter der „Buddenbrooks", hat er die letzte Geschichte gewidmet, vielleicht weil sie der Erinnerung an die gemeinsam verlebte Schulzeit entkeimte. Und die beiden Brüder haben literarisch manche Ähnlichkeit, ja es gibt kaum einen Zug in der geistigen Physiognomie des älteren, der in derjenigen des jüngeren nicht wiederkehrte. Nur sind diese einzelnen Züge bei Thomas Mann in einem günstigeren Mischungsverhältnis vorhanden, sind harmonischer gegeneinander abgestimmt. So übertrifft Heinrich den Bruder wohl in der Szene, aber er wird niemals ein auch nur annähernd so bedeutendes Ganze fertig bringen wie die „Buddenbrooks", die sicherlich zu den größten Leistungen der modernen Romanliteratur gehören. Gegen diese „Buddenbrooks" konnte man zweierlei einwenden, einmal, daß es eigentlich für einen jungen Dichter kein günstiges Zeichen ist, wenn er die gesammelte Kraft grade zur Darstellung des Verfalles einer Familie benützt, wo es doch für die Jugend das Natürliche wäre, sich für das Tüchtige und Aufstrebende zu begeistern. Und zweitens: daß dieser Roman, der von so außerordentlicher Anschauungs- und Gestaltungskraft zeugt, nicht auch von einer ähnlich hohen Gefühlskraft getragen wird, sondern daß eine fast leidenschafts- und temperamentlose Objektivität die Gestalten modelliert hat. Über dem großen Werke liegt nur eine geringe Wärme. Das drückt sich auch in einem leisen Ansatz zu Satire und Ironie aus, der in den „Tristan"-Novellen verstärkt auftrat. Und diese verhältnismäßig geringe Wärme von Thomas Mann ist bei Heinrich Mann zu völliger Kälte und Kühle geworden. Thomas ist nicht auf die Liebe gestellt, aber Heinrich ist lieblos. Und wie man es häufig findet, soll gegen diese innere Kälte die Phantasie-Erhitzung dann ausgleichend wirken. Auch bei Thomas taucht hin und wieder ein

gewisser phantastischer Zug auf, aber er hält sich in Grenzen und fügt sich ins Ganze. Bei Heinrich wird er zügellos. Schon dies zeigt den viel schwächeren Dichter, der überall in Extreme gerät.

Was für Thomas Mann die „Buddenbrooks" waren, sind für Heinrich Mann „Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assy". In ihrem äußeren Umfange geben sich die Werke nichts nach. Das führende deutsche Literaturblatt schrieb über die Romantrilogie, sie sei ein Werk von „unerhörter Gewalt", das „Meisterwerk eines ganz Großen". In Wahrheit hat die Herzogin von Assy zwar eine Reihe von Szenen und Gestalten, die mit unleugbarer Größe und Gewalt gegeben sind, aber als Ganzes ist dieses Werk mit der an moral insanity leidenden Heldin ein kaltes Blender- und Dekorationsstück, das Erzeugnis einer im Kern faulen Kunst, die mit Giftfarben prunkt und uns mit überreizten Sinnen und mit trostloser Leere im Herzen zurückläßt. Ein Opiumrausch, der entkräftet und zerstört. Das stimmt, wie man sieht, ganz zu dem Heinrich Mann, den ich oben charakterisierte. Hochgepeitschte Phantasie bei innerer Kälte ... Und die Dichtungen, die dabei herauskommen, ob sie nun „Die Göttinnen" oder „Die Jagd nach Liebe", „Flöten und Dolche" oder „Professor Unrat", „Stürmische Morgen" oder sonstwie heißen, und ob sie im einzelnen noch so viel „Kunst" enthalten, — sie gehören in die Kategorie jener Werke, die ich bis zum letzten Atemzuge bekämpfen werde.

Minder an- und aufregend sind die Geschichten, die Wilhelm Weigand in „Der Messiaszüchter und andere Novellen" zu erzählen weiß (München 1906, Georg Müller). Sie sind liebenswürdig-harmlos, recht fein und des Lobes, das sie überall finden, wohl würdig. Da fährt ein Kritiker, der Talente entdeckt und ermuntert, in seine fränkische Heimat und macht Besuche bei drei Leuten, die ihm einst geschrieben haben. Ein Frauenzimmer, das sich vor Jahren brieflich als das „neue Weib" vorstellte, ist eine fette Bürgerfrau mit acht Kindern geworden und lacht über ihre frühere Überspanntheit. Ein lyrischer Titan, der einst „Weltbrandflammen", „Höhenlieder eines Schwangeren" und drei andere Bändchen „auf den Tisch der Schöpfung" geworfen, redigiert als Provinzjournalist das Lokalblättchen, für dessen Feuilleton er die Romane à la „Millionenbraut" verfaßt. Und erst beim dritten Besuch kommt der Kritiker auf seine Kosten, und es ist begründete Aussicht auf eine Hochzeit vorhanden. Freundliche Traualtäre stehen auch am Schluß der übrigen Novellen. Der berühmte Freiherr berichtet in einer neuen Münchhauseniade von einer Fahrt nach dem Himmel; ein auf den Adel erpichter Kommerzienrat wird von einem lustigen Baron, der nachher doch die kommerzienrätliche Tochter heiratet, an- und abgeführt; um ein wundertätiges Heiligenbild gibt es einen Kampf zwischen den Städten Gamburg und Boppstadt.

Wie gesagt, diese Novellen sind anmutig und liebenswürdig. Wenn sie aber, wie es hier und da geschieht, neben Meisterwerke von Gottfried Keller gerückt werden, so muß man dagegen doch lebhaft protestieren. Denn dazu fehlt ihnen alles Vollsaftige. Dagegen wirken sie wie ein Tee-Aufguß. Wilhelm Weigand ist überhaupt kein gottgeborener Poet. Er ist mehr ein Kenner, als ein Könner. Ein Mensch von Geschmack und feiner Schulung, ein exquisiter Nachempfinder, ein Mann, der auch liebenswürdige poetische Anlagen hat, aber nichts weniger als Vollblut ist! Als langsamer, fast ängstlicher Arbeiter bringt er künstlerisch Gutes, doch dichterisch nur Mattes zustande. Wie sehr ihm die Robustheit des eigentlichen Erzählers fehlt, predigt Novelle für Novelle. Jede einzelne ist ein ganz feines Stück Arbeit, aber im Grunde doch dünn, mühselig und ohne frisch pulsierendes Leben. Ein Kultur- und Bildungsdichter — kein Poet von Gottes und der Natur Gnaden. Man muß beide Augen zudrücken, um das nicht zu sehen. Und das wollen wir denn doch nicht, so viel Gutes man dem sympathischen und stillen Menschen sonst auch wünschen mag.

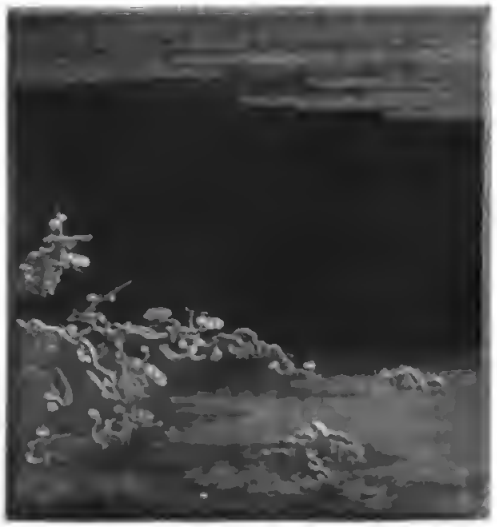
Einen Becher Thüringer Waldluft kredenzt uns in „Allerneuestes aus Lerchenthal" wieder der treuherzige August Trinius (Leipzig 1906, Thüringische Verlags-Anstalt). Das ist ein behaglicher Plauderer, ein Mann, der seine Freude hat an der Stille, am Waldesrauschen, am Kleinstadtfrieden und freundlich-altväterischen Menschen. Er hat mit diesen guten Dingen allmählich eine etwas beängstigende Reihe von Büchern gefüllt, und wenn man ein Dutzend davon hintereinander lesen sollte, würde man ohne Zweifel sanft verblöden. Aber hin und wieder ein Büchlein von Trinius — das tut wohl wie behagliches Ausruhn. Da kommen aus den friedlichen Nestern herzerfreuliche Originale zum Vorschein, meist brave Handwerksmeister, denen Trinius von vornherein schon seltsame bürgerliche Namen anhängt. Oder wird man behaupten wollen, daß Volkmar Sauerteig, Hans Knickebein, Herr und Frau Widehopf, Lotteriekollekteur Hahnenfuß, Töpfer Ententeich, Fabrikant Biertümpfel, Kommissär Sauerbrei, Tünchermeister Dünnbier, Kanzlist Ajax Haberkorn, Barbier Hühnerbein und Witfrau Killebold noch in einem anderen Provinznest auf einem Haufen zusammensitzen? Der bescheidene, leicht zufriedengestellte Humor, den diese Namensgebung verrät, zeigt sich auch sonst in den kleinen Skizzen. Es ist ergötzlich, zu lesen, welches Mittel Ajax Haberkorn anwendet, um seinen Abendstat ohne Furcht vor Gardinenpredigten bis ein Uhr nachts ausdehnen zu können. Ergötzlich zu hören, wie der fortschrittliche Tünchermeister Dünnbier den Jugendstil definiert (alles Salatgrün und dazwischen weiße

Schwäne, Seerosen und Krikelkrakel). Ergötzlich, zu vernehmen, was dem neuen Amtsrichter Mathesius beim Einzug in Lerchenthal passierte und in welche fatale Situation er am nächsten Tage kam. Und neben dem Ergötzlichen steht das Gemütvolle. Gern blickt Trinius von offenen Gräbern auf das Leben der Menschen zurück, erzählt von stillglücklichen (meist kinderlosen) Ehen, von dem allein zurückgebliebenen alten Manne, der noch einmal ein silbergraues Glück findet, von der Wut erbschleicherischer Verwandten, und pfuscht als gemütvoller Mensch, der mit Scheffel meint, daß die Jugend sich paaren müsse, mit Vorliebe dem Pastor ins Handwerk, indem er Ehen einsegnet. Das Fröhliche und Trauliche ist seine Domäne; im Idyll fühlt er sich wohl. Auch für stillen Schmerz findet er noch Worte. Aber für große Tragik, für bittre Verzweiflung, für alles, was über bürgerliches Durchschnittsfühlen hinausgeht, ist er nicht geschaffen. Seine Bösewichte malt er in Empörung stets kohlrabenschwarz an, und wie in verschollenen Theaterstücken schleichen sie mit habgierigen und haßerfüllten Blicken umher und rufen: „Ha!“ Gottlob kriegen sie auch meistens alle ihren Lohn; die poetische Gerechtigkeit von August Trinius straft schnell. Nur Herr Berthold Behrens wandelt noch frech in seiner Sünden Blüte unter der Lerchenthaler Sonne und will sogar Senator werden. Ich denke, nach diesen Worten wird sich jeder selbst sagen können, ob dieser thüringische Kleinstadtpoet ihm etwas geben kann oder nicht. Es geht mir mit ihm, wie etwa mit Heinrich Seidel. Ich möcht' niemanden zum Freund haben, der sich nicht mit herzlicher Behaglichkeit einmal an die kleine Welt dieser Poeten, die einen grunddeutschen, etwas philiströsen Zug haben, verlieren kann. Allerdings auch niemanden, der mit der gleichen herzlichen Behaglichkeit das unentwegt vermag. Die Welt ist kein Jammertal und Tränenhaus, aber sie ist auch kein Würzgärtlein mit Fliederlauben und Pastorentabak.

Und nun möcht' ich noch einige Worte über ein Buch sagen, das mir sehr lieb geworden ist. Es heißt „Aus dem Bilderbuch einer reichen Kindheit“ (Dresden 1906, Carl Reißner). Der Verfassername Anna Malberg ist bisher noch nicht bekannt geworden; er steht wohl zum erstenmal vor einem Druckwerk. Aber ich hab' eine Hochachtung davor bekommen, wie ich sie mir vor manchem weit berufenen Namen noch nicht habe angewöhnen können. Dieses „Bilderbuch einer reichen Kindheit“ ist eins jener nicht eben häufigen Dilettantenbücher — Dilettant hier als Gegensatz zum Berufsschriftsteller genommen —, die man nicht genug schätzen kann. Es ist herausgeboren aus Erinnerungen, die sich gesetzt und geordnet haben während eines ganzen Lebens, — während eines Lebens, dessen Kraft und Erfahrungen ihnen auch noch zugute kamen. Nun sind sie gepflückt wie eine schöne, reife, volle Frucht, vielleicht die einzige. Und möglicherweise sind diese Gedenkblätter gar nicht so im Hinblick auf Öffentlichkeit und Publikum geschrieben worden, als um Kindern und Enkeln zu sagen, wie es einst aussah in der Welt, als Mutter oder Großmutter ein kleines Mädchen war. Clemens Brentano leiht das Motto her:

„Sprich aus der Ferne,
Heimliche Welt,
Die sich so gerne
Zu mir gesellt!“

Und die heimliche Welt beginnt zu sprechen. Das alte Berlin taucht auf, der Osten, Köpenickerstraße und Kanalufer, da wo es nach Treptow hinausgeht. Von der Stralauer Stadtschule erzählt Anna Malberg und ihren Lehrern, von der Poesie der Kinderstube und drei Nähmamsellen, von Eltern, Verwandten und Dienstboten, von „unserem Theater“ und dem, „was wir Kinder vor vierzig Jahren lasen,“ von der Spielzeugwelt und dem Puppenwinkel. Und zu dem Reiz, den an sich alles Biographische besitzt, tritt hier noch der Reiz der Darstellung. Diesem ruhigen, klaren, reinen Stil, der apart und eigen ist ohne Eigenwilligkeit, folgen wir mit einer schönen und sicheren Ruhe. Wir fühlen hinter ihm eine Persönlichkeit, der wir vertrauen. Es weht ein Atem wahrhafter Vornehmheit durch das Buch, und je weiter man liest, um so stärker empfindet man den feinen Takt, der überall waltet und dessen Mangel gerade in Autobiographien oft so peinlich empfunden wird. Die Frau, die sich lächelnd und sinnend hier in ihre reiche Kindheit zurückträumt, zählt auch nicht zu denen, die am liebsten die Gegenwart mit der Vergangenheit totschlagen würden. Ihr gehört im Gegenteil, wie manche Bemerkung beweist, die Gegenwart ebensogut wie die verschollene Zeit, und deshalb schwächen diese Erinnerungsträume nicht wie weiland die romantischen, sondern kräftigen und stählen eher. Das Buch ist auch nicht etwa nur, weil es viel vom versunkenen Berlin erzählt, für alte Berliner bestimmt. Im letzten Grunde ist das Was hier ja völlig nebensächlich — das Wie macht es, die reiche Herzens- und Geschmacksbildung, die ruhige Vornehmheit, die Güte und Klarheit, die sich offenbart. Daß die stoffhungrigen Hyänen der Leihbibliothek dabei nicht auf die Kosten kommen, ist selbstverständlich. Aber mit denen rechnen wir ja auch nicht. Und nachdenklichere und stillere Leser haben nach der Lektüre doch vielleicht gleich mir das frohe Gefühl, zwei Stunden in allerbester Gesellschaft gewesen zu sein ...



Oberseite eines Schreibkastendeckels mit Einlagen von Gold, Silber und roter Koralle. (Um 1650.)

Innenseite eines Schreibkastendeckels (bez. Koami Nagalaka. Ende des XVIII. Jahrh.)

Illustrierte Rundschau.

Aus der Japan-Sammlung Gustav Jacoby-Berlin. — Die Bremer Diele auf der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung. — Der Aginetenfries und seine Rekonstruktion durch Professor Ad. Furtwängler. — Gästezimmer der Münchener Werkstätten. — Zu unseren Bildern.

Die echte Kunst Japans, so hoch und allgemein ihre Köstlichkeit und Bedeutung von Europa doch gewiß geschätzt wird, ist — was systematische Pflege betrifft — bei uns mehr auf das exzeptionelle Interesse privater Liebhaber und Kenner angewiesen, als auf die Pflege in den öffentlichen staatlichen Museen. Und das läßt sich auch leicht erklären. Denn wie lange ist es her, daß wir von dem Umfang und der Tiefe des japanischen Kunstgefühls den wahren, vollen Begriff erhielten! Zwar hatte schon das wenige und nicht einmal allzu Gewählte, was es auf den Weltausstellungen in London 1862 und Wien 1873 an japanischen Kunstsachen zu sehen gab, Aufsehen und Entzücken erregt; und gar ein Triumph war es, den die Kultur des ostasiatischen Inselreichs 1878 in Paris feierte, als unternehmende Händler herrliche Altsachen zur Stelle geschafft hatten, mit denen dann feinsinnige Pariser Sammler ihre noch heute nicht übertroffenen Japan-Sammlungen begründeten. Erschlossen hat sich uns die hohe Kunst Alt-Japans aber erst, als in den Sommermonaten des Jahres 1900 die Werke aus dem Besitz des Mikado, aus den Tempelschätzen und privaten Sammlungen vornehmer, wohlhabender Japaner in dem Tempelbau am Trocadero zu schauen waren. Davon kehrte das allermeiste nach seiner Heimat zurück; denn Japan kann auch hinsichtlich der Bewahrung seines nationalen Kunsterbes als Vorbild gelten. Der Japaner schätzt die besten und berühmtesten seiner Kunsterzeugnisse selbst so hoch ein, daß allein schon aus diesem Grunde unseren staatlichen Galerien und Kunstgewerbemuseen die Möglichkeit zu umfangreichen und hervorragenden Erwerbungen erschwert wird. Außerdem aber ist das Wissen von der japanischen Kunstentwicklung eine der-

Innenseite eines Handkastens (2. Hälfte des XVII. Jahrh.).

maßen komplizierte Materie, daß es noch gar nicht die genügende Anzahl von maßgebenden Fachgelehrten gäbe, um überall solche historisch geordneten Sammlungen zu organisieren. Selbst Justus Brinckmann, unser bester Japankenner, würde nicht dies einzigartige Werk, das er in der Hamburger Gewerbehalle geschaffen hat, vollbracht haben, wenn er nicht einen geborenen Japaner zum Assistenten gehabt hätte.

Deckel mit graviertem Bleirelief und Inneres mit goldumrandetem Reibstein und bronzenem Tropfenzähler.
Schreibkasten im Korinstil. (Um 1700.)

So ist es denn einzelnen begüterten Privatmännern, die sich mit liebhaberischem Eifer, mit Scharfsinn, Mut und Geschmack diesem Sondergebiete gewidmet haben, vorbehalten gewesen, Sammlungen japanischer Kunstsachen zusammenzubringen, die nicht bloß eine reiche oder bunte Zusammenstellung schöner Gelegenheitskäufe sind, sondern in ihrer klaren Disposition und sicheren Bestimmung Überblicke, Weit- und Tiefblicke geben. Und von diesen ist es die Sammlung Gustav Jacoby, die nicht nur für Berlin und nicht nur für Deutschland in mehrfacher Beziehung etwas Einziges darstellt. Mit weiser Beschränkung hat sich dieser intelligente und geschmackvolle Sammler, von dem auch mehrere größere Fachabhandlungen erschienen sind, nur auf dreierlei gelegt: auf Lacke, auf Keramik und auf Schwertzieraten. Es ist trotzdem ganz unmöglich, auf engem Raum auch nur eine Andeutung von der unendlich mannigfaltigen Schönheit dieser Schätze zu geben, die in wunderbarer Ordnung diese staub- und lichtsicheren Schränke füllen, um für den Besucher daraus hervorgeholt zu werden. Nur einiges Ziffernmäßige ließe sich anführen, während die hier dargestellten Abbildungen vielleicht einen kleinen Schimmer der intimen Pracht und Kostbarkeit geben. Lackarbeiten zählt

Innenseite eines Schreibkastendeckels (Kiotolack, XVIII. Jahrh.).

Schwertstichblätter. (XVII., XVIII. und XIX. Jahrh.)

der Katalog, zu dem übrigens Justus Brinckmann die wundervolle Einleitung geschrieben hat, 220 Nummern auf von Arbeiten aus dem XIII. Jahrhundert bis auf die Neuzeit. Daß die Töpferarbeiten weniger zahlreich sind, kann nicht wundernehmen, da hier nichts von den Erzeugnissen der verschiedenen Exportindustrien in Porzellan und Fayence zu finden ist, sondern lediglich jene klassisch einfachen Gefäße aus Bizensteinzeug und Rakuton, deren überlaufende Glasuren unten stets den Scherben erkennen lassen. Der Stolz der Sammlung ist aber die über 1200 Stück zählende Kollektion der Schwertzieraten, hauptsächlich der Stichblätter. Entweder nach den Schulen und Künstlerfamilien, oder nach den Provinzen, oder nach den Techniken eingeordnet, erschließen allein diese kleinen Metallarbeiten das Verständnis für das Alter und die ewige Jugend nicht bloß japanischer Kunstanschauung — nein, japanischer Weltanschauung. —

Auf der Dresdner Ausstellung bildet das Bremer Kunstgewerbe eine besondere Gruppe und ist — vorweg bemerkt — ganz vorzüglich vertreten. Dank der feinsinnigen Fürsorge des Leiters des Bremer Gewerbe-Museums, Direktor E. Högg, und (auch das darf nicht unerwähnt bleiben als Musterbeispiel!) dank der bereitwilligen verständnisvollen pekuniären Beihilfe aus Staatsmitteln. Die Bremer Werkstätten gingen bei dem, was sie für Dresden schufen, nicht ins Extreme, nicht auf Neuheitenjagd; sie suchten auf der Heimatstradition weiterzubauen und schlossen sich in ihrer Raumkunst im allgemeinen an die Räume des alten Bremer Bürgerhauses an. Das gilt ganz besonders auch von der Diele, mit der Direktor Högg selbst vertreten ist — und zwar wirklich hervorragend. Vortrefflich paßt sich der Ausstattungscharakter des Raumes der üblichen massiven Holzkonstruktion an mit derben Motiven (in Anlehnung an frühmittelalterliche Kerbschnitzereien) und allerlei stilisierten Tierformen. Vielleicht muten unsere Abbildungen etwas herb an — in Wirklichkeit aber ist diese Diele von einer bezaubernden Wohnlichkeit und Behaglichkeit. Sehr gut ist auch die weitere Ausstattung: das Büfett von Karl Mannstein,

Schreibkasten (bezeichnet Kajikarsa). (Um 1800.)

Bremer Diele. Von E. Högg, Direktor des Gewerbemuseums in Bremen.

Stühle und Tische von Emil Degenhardt und Friedrich Platzmann.

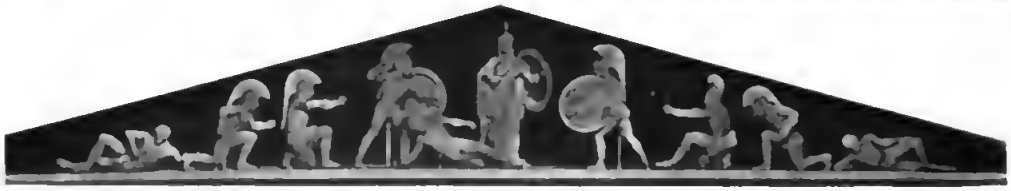
Den meisten unserer Leser wird der berühmte Äginetenfries bekannt sein, sei es durch Anschauung des Originals in der Münchener Glyptothek, sei es aus den weitverbreiteten Abbildungen. Das erhabene Werk griechischer Skulptur stammt bekanntlich von den Giebeln eines Tempels auf der Insel Ägina, der der Aphaia (Britomartis) geweiht war, einer ursprünglich kretischen Göttin, die später mit der Artemis identifiziert wurde. Die wundervollen Gestalten dieser Giebelgruppen wurden, verhältnismäßig gut erhalten, 1811 von dem Engländer C. R. Cockerell und dem Deutschen Haller v. Hallerstein, zwei befreundeten jungen Baumeistern, aufgefunden; sie gingen dann aus deren Besitz in die Hände des kunstbegeisterten Königs Ludwig I. über und kamen 1828 nach München. Vorher aber waren sie in Rom im Atelier von Thorwaldsen, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, und unter seiner Leitung restauriert worden. Thorwaldsen ergänzte fehlende Stücke und ließ sie in Marmor ausführen, und diese Ergänzungen wurden ziemlich brutal mit der Äginete verbunden. Allerlei Willkürlichkeiten liefen dabei mit unter, und auch die Aufstellung der Gestalten in ihrer Stellung zueinander war, wie man heut erkannt hat, vielfach falsch, so daß die Kampfmotive zum Teil ganz unverständlich erschienen. Im Jahre 1901 fanden nun durch Professor Ad. Furtwängler im Auftrag des Prinzregenten neue Ausgrabungen in Ägina statt, die u. a. auch Fragmente der

Büfett der Bremer Diele.

Frauensitzplatz der Bremer Diele.

Giebelgruppen zutage förderten. Mit Hilfe dieser Neufunde und anderen authentischen Materials hat der berühmte Archäologe jetzt eine Neuordnung der Gruppen — nicht der Originale, sondern in Modellen — vorgenommen, die erst jetzt die ganze Schönheit, das wundervolle Leben der Meisterwerke enthüllen. Es würde zu weit führen, hier die Einzelheiten der Rekonstruktion zu erörtern; wer sich dafür interessiert — und die Zahl der Interessenten ist ganz gewiß sehr groß — sei auf die kleine Schrift des Gelehrten „Die Ägineten der Glyptothek König Ludwigs I. nach den Resultaten der neuen bayerischen Ausgrabung" (München, A. Buchholz, Preis 3 Mark) verwiesen. Hier sei nur erwähnt, daß Professor Furtwängler auch die ursprüngliche Bemalung der Figuren nach erhaltenen Resten usw. wieder hergestellt hat. Ungemein interessant ist die neue Deutung, die der geistreiche Archäologe den Skulpturen gibt. Bisher glaubte man, im Westgiebel sei der Kampf um den Leichnam des Patroklos oder Achilleus dargestellt. Furtwängler nimmt an, daß die Gruppe des Ostgiebels sich auf einen früheren Zug, die Gruppe des Westgiebels sich auf den späteren Zug nach Troja unter den Atriden, der mit der Zerstörung der Stadt endete, bezogen habe. Er fährt aber dann fort: „So gewiß nun diese Deutung beider Giebel auf den Stolz von Ägina, auf die von Pindar oft besungenen Taten der Äakiden vor Troja ist, so falsch wäre es, die Einzelfiguren benennen und bestimmte Szenen des heroischen Epos illustriert sehen zu wollen. Den Künstlern kam es nicht im mindesten auf Individualisierung an; selbst Herakles ist nur durch eine leichte Andeutung von den übrigen Helden unterschieden. Auftraggeber und Publikum verlangten nur lebendige Dar-

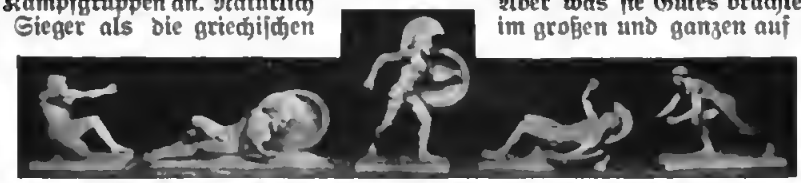
Kamin mit Ruhebank der Bremer Diele.



Westgiebel der Aigineten in der Aufstellung der Glyptothek.

stellung von Heldenkämpfen; daß das ihre äginetischen Lieblingshelden sind, die sich da auszeichnen, verstand sich ihnen von selbst. So waren die Künstler frei, ganz ihren eigenen künstlerischen Intentionen zu folgen.

„Sie ließen Athena als die Schlachtengöttin in der Mitte, den Helden unsichtbar, walten. Zu beiden Seiten ordneten sie symmetrische Kampfgruppen an. Natürlich sind die Sieger als die griechischen Helden, die Unterliegenden als die Trojaner zu denken; doch irgendeine Individualisierung und charakteristische Unterscheidung der Parteien lag den Künstlern ganz fern. Im Westgiebel erkennt man auf jeder Seite drei Sieger und drei Besiegte, die sich in rhythmischem Wechsel folgen. Im Ostgiebel dagegen haben wir jederseits nur zwei Sieger und zwei Besiegte ... Die Schützen gehören in beiden Giebeln zu der Partei der Sieger. Nach ihrem Ziele darf man nicht zu genau fragen; ihre Stelle im Giebel ist wesentlich durch künstlerische, nicht sachliche Gründe bestimmt; sie schießen in das zu denkende Gewühl der Gegner. Die Giebel schildern also zwar die Taten der äginetischen Aiakiden vor Troja, den älteren Zug unter Telamon im Osten, den späteren unter den Atriden im Westen; allein zu individualisieren und zu charakterisieren haben sie geflissentlich vermieden."



Ostgiebel der Aigineten in der Aufstellung der Glyptothek.

Die Zimmer-Einrichtung in unseren neuen großen Hotels, in Sanatorien usw. hat ohne Zweifel bedeutende Fortschritte gegen früher aufzuweisen. Zumal die Hotels haben sogar auf den ganzen Geschmack der Zeit meines Erachtens einen starken Einfluß ausgeübt. Aber was sie Gutes brachten, beruht im großen und ganzen auf englischen Vorbildern, so sehr, daß man fast von einem Maple-Stil für sie sprechen könnte. Unser deutsches Kunstgewerbe hatte bisher einen verhältnismäßig geringen Anteil daran. Ich selbst habe eigentlich zuerst in dem neuen reizenden „Parkhaus" in Nauheim Hotelmöbel deutscher — wenn ich mich recht erinnere, Stuttgarter Herkunft gesehen, die sich von jenem Vorbild mit Glück freizumachen suchten. Jetzt sind die Münchener Werkstätten für Wohnungseinrichtung mit gutem Beispiel vorangegangen, und wir können unseren Lesern an einigen Abbildungen zeigen, wie A. Niemeyer und Karl Bertsch solche Gästezimmer, und zwar für eine Pension im Salzkammergut, gestalteten. Es ist viel Gutes in diesen Einrichtungen: vor allem sprechen die lichten Farben und die schlichten Formen an, die

West- und Ostgiebel der Aigineten. Neue Rekonstruktionen von Prof. Dr. A. Furtwängler.

Aus einem Fremdenzimmer. Entworfen von Adelbert Niemeyer, ausgeführt v. den Werkstätten für Wohnungseinrichtung in München.

gleichsam Sauberkeit atmen. Auch für geräumige Schränke und anderen Gelaß scheint gesorgt, weniger für etwas Unentbehrliches: für gute praktische Toilettentische, wie die Frau von heute sie verlangt. Wir geben diese Abbildungen hier aber besonders deshalb, weil sich ihnen manche Anregungen entnehmen lassen für einen Teil des Privathauses, der heute noch vielfach recht stiefmütterlich behandelt wird: für das Fremdenzimmer nämlich. —

Der Intagliodruck der letzten Titelbilder hat, nach zahlreichen Zuschriften zu urteilen, unsere Leser ungemein interessiert und allgemeine Bewunderung erregt. Wir geben daher auch unser diesmaliges Titelbild in dieser wundervollen Reproduktionsweise, die gerade die Dillsche Eigenart, wie sie Dr. Grabein im letzten Heft fesselnd schilderte, prächtig zum Ausdruck bringt: welche Wucht und Kraft, welche stille Größe liegt in dieser Baumgruppe, die sich aus der tiefen Einsamkeit des Dachauer Moors erhebt — welche Stimmung hat der Künstler in sie zu legen gewußt! — Im Gegensätzlichen ruht stets ein besonderer Reiz, den eine Redaktion sich auch bei der Zusammenstellung des bildlichen Schmucks eines Heftes nicht entgehen lassen darf. So bringen wir nach dem Intagliodruck farbige Reproduktionen, und zwar eine Reihe prächtiger Blätter nach Studien von Professor Karl Marr. Als Historienmaler begann der 1858 in Amerika, aber als Sohn deutscher Eltern geborene Meister, der seit langen Jahren zu Münchens bedeutendsten Künstlern zählt; schon seine große „Flagellantenprozession", mit der er 1889 debütierte, machte berechtigtes Aufsehen, Szenen aus deutschen Kämpfen befestigten seinen Ruf. Mehr und mehr und mit wachsendem Glück ist er aber seitdem zum feinen Stimmungsbilde gekommen, in dem er Landschaft und Gestalt ganz eigenartig schön zusammenzustellen weiß. In dieser Richtung sprechen auch die Studien zu uns, die er uns anvertraute und die unseren Lesern von seinem reichen, kraftvollen Können die beste Anschauung geben werden. — Zwischen den Seiten 328 u. 329 schalteten wir eine Marine von Prof. Zeno Diemer ein, S. M. Jacht Hohenzollern in See. —

Fremdenzimmer. Entworfen von Adelbert Niemeyer, ausgeführt von den Werkstätten für Wohnungseinrichtung in München.

F. M. Bredt gab uns eine ganz moderne Frauengestalt, chik, als ob sie Pariserin wäre und als ob das Porträt einem Atelier an der Seine entstammte. Dabei frisch gemalt und überaus flott, wie man es von Bredt schon aus der Zeit seiner tunesischen Bilder her kennt. — Und wieder ein Gegensatz: zwischen Seite 320 und 321 steht ein Bild von H. v. Hayek, das auf der diesjährigen Ausstellung im Münchener Glaspalast allgemein auffiel. Hier ist nichts von der Eleganz des Bredtschen Bildnisses, innerlich wie äußerlich genommen; diese junge Landedelfrau posiert nicht, schlicht steht sie mitten im Walde neben ihrem Pferde, ganz allein, recht wie ein Mensch, der sich immer und überall selbst zurechtfindet. — Aus dem Nachlaß des leider zu früh seiner Kunst und seinen Freunden entrissenen großen Bildhauers R. Maison bringen wir zwischen S. 312 u. S. 313 eine famose, kraftvolle Plastik, die Bronze „Siegfried“. Endlich können wir, vielfachen Aufforderungen aus unserem Leserkreise nachkommend, das Selbstporträt von Prof. Wilh. Trübener reproduzieren (zwischen S. 336 u. S. 337), das den Meister in jugendlichem Alter und ... in der Uniform des Einjährig-Freiwilligen zeigt. Selbstbildnisse haben stets ihren eigenen Reiz — wer hätte das nicht so recht in Florenz in den Uffizien empfunden, die wohl die größte derartige Sammlung bergen. Auf dieses Selbstbildnis trifft das aber noch ganz besonders zu: die kernige, eigenartige Auffassung, die alle späteren Porträts Trübeners zeigen, spricht auch aus diesem Bilde. Die künstlerische Art Wilhelm Trübeners haben die Monatshefte vor nicht allzu langer Zeit in einem eingehenden, reich illustrierten Artikel geschildert. Er ist seitdem auf der gleichen Bahn geblieben: seine neuesten Bilder charakterisieren sich durch dieselbe prachtvolle dunkle Stimmung und kräftige Konzeption. H. v. Sp.

Fremdenzimmer. Entworfen von Karl Bertsch, ausgeführt von den Werkstätten für Wohnungseinrichtung in München.

Fremdenzimmer. Entworfen von Karl Bertsch, ausgeführt von den Werkstätten für Wohnungseinrichtung in München.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Emil von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

INTAGLIODRUCK. J. LÖWY, WIEN

Madonna della Tenda. Gemälde von Raffael.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 — Heft 4. Dezember 1906

Stille Nacht.

Von Joseph Lauff.

Umrahmungen von H. Wieynk.

So stille rings! — Nur ferne Glocken . . .! —
Sie gehn so feierlich und sacht,
Und auf geheimnisvollen Socken
Ziehn Gottes schleierweiße Flocken
Gleich irren Sternen durch die Nacht.

Und wie sie fallen, licht und lose,
Wie Wunder sich an Wunder flicht,
Erschließt mit bräutlichem Gekose
Im weiten Feld die Christusrose,
Ein hehrer Zauber, ihr Gesicht.

Und wo sie blüht im stillen Grunde,
Noch halb im Glitzerschnee versteckt,
Da wird so andachtsvoll die Runde,
Und flüsternd raunt's von Mund zu Munde:
„Die Christusrose ist geweckt!"

Da geht ein Gruß durch Wald und Heide,
Ein Sehnen ſchweift um Hof und Haus;
Die Fichte ſteht im Silberkleide
Und haucht im blitzenden Geſchmeide
Des Weihrauchs ſüße Wolke aus.

Dahin der Erde Not und Bangen,
Aufs neue grünt, was längſt verdorrt;
Die ſtille Hoffnung kommt gegangen
Und küßt von den vergrämten Wangen
Die Tränen herben Leides fort.

Und wem ſich ſchon die Tage neigen,
Wem längſt die goldne Zeit verrann —
Noch einmal und mit heil'gem Schweigen
Aus lichtumſtrahlten Tannenzweigen
Sieht ihn die Jugend träumend an.

Die Freude ſchwebt ob Markt und Gaſſen,
Auf allen Schwellen harrt das Glück;
In Liebe wandelt ſich das Haſſen —
Die Seele kann das Heil nicht faſſen:
Was ihr verloren, kehrt zurück. —

O ſtille Weihnacht! — Sel'ge Lieder . . .! —
Der Himmel ſenkt ſich erdenwärts . . .
Ein lichter Engel ſchwebt hernieder —
Die Erde hat den Heiland wieder
Und ſeinen Troſt das Menſchenherz.

Crefelder Seide. Von Hanns von Zobeltitz.

Im dämmernden Morgen des Jahres 1703 hielt vor dem Niedertore zu Crefeld eine mit Stroh beladene Karre. Der Fuhrmann pochte den wackeren Torhüter Nicolaus Blenſcher aus dem Schlaf und hielt ihm eine ſchöne Rede: draußen auf ſeiner Karre hätte er einige verwundete preußiſche Soldaten, die in dem Städtchen Verpflegung und Heilung ſuchen ſollten. Herr Blenſcher war eine mitleidige Seele; er öffnete arglos das Tor. Kaum aber war der Wagen hereingeraſſelt, ſo ſprangen die „Verwundeten“ herunter, knebelten den Wärter, beſetzten das Tor und hielten es für eine ihnen auf dem Fuße folgende ſtärkere Truppenabteilung offen. Gleich darauf tönten die preußiſchen Fanfaren durch die Straßen: Crefeld war der Tat nach brandenburg-preußiſch geworden, was es dem Rechte nach allerdings ſchon ſeit dem 25. März 1702, ſeit dem Tode des letzten oraniſchen Landesherrn, geweſen war. Man hatte nur die unwillkürlich an das trojaniſche Pferd erinnernde Kriegsliſt gebraucht, um einen etwaigen Widerſtand der Crefelder Bürger und unnützes Blutvergießen zu vermeiden, denn es gab in Stadt und Land eine Partei, die ſich nicht zu Preußen, ſondern zu einem anderen Prätendenten, dem Prinzen Friſo von Naſſau-Dietz bekannte. Der vollendeten Tatſache fügte auch ſie ſich ſchnell, und Crefeld iſt, mit Ausnahme der kurzen napoleoniſchen Herrlichkeit, gut preußiſch geblieben bis auf unſere Tage, in denen Kaiſer Wilhelm der Stadt wiederholt ſeine beſondere Gunſt erwies. Mit lautem Jubel begrüßte die Stadt zumal die jüngſte „Invaſion“ der preußiſchen Soldateska, die fröhlichen „Tanz-Huſaren“, die der Kaiſer Anfang April d. J. perſönlich in das deutſche Lyon einführte.

Ich ſchicke mit Abſicht die artige Hiſtorie von der preußiſchen Beſitzergreifung Crefelds voraus: denn mit ihr hebt zeitlich, wenn auch nicht bis aufs Datum genau, auch die Geſchichte jener Induſtrie an, die Crefelds Namen in aller Welt berühmt gemacht hat: die Geſchichte der Seideninduſtrie.

Im XVII. Jahrhundert hatten ſich zahlreiche Mennoniten in Crefeld niedergelaſſen, die aus dem Bergiſchen, aus Kurcöln, aus dem Jülicher Land ihres Glaubens wegen vertrieben worden waren. In Crefeld waren ſie wohlgelitten und geſchätzt, denn unter dem Oranierbanner herrſchte religiöſe Duldſamkeit:

Reformeerden en Papiſten,
Lutheraner en Menniſten,
Domgelaars en Abramsſoonen
T'ſammen nu in Creyfeldt wohnen,

hieß es in einem niederdeutſchen Verslein des Predigers van Sam, wozu bemerkt ſein mag, daß die „Abramsſoonen“ Israeliten, die „Domgelaars“ aber Quäker waren, die der Volksmund „Taucher-vögel“, eben Domgelaars nannte, weil ihr Bekenntnis für die Taufe ein Untertauchen des ganzen Körpers vorſchrieb.

Die fleißigen Mennoniten führten Flachsbau und Leineninduſtrie in und um Crefeld ein, und dann war es einer von ihnen, Wilhelm von der Leyen, der auf den glücklichen Gedanken kam, die Seiden- und Sammetweberei hier heimiſch zu machen, die in den benachbarten Niederlanden damals

Heinrich und Friedrich von der Leyen. Wachsreliefs.

in schöner Blüte stand. Es fing ganz klein an. Wilhelm von der Leyen bezog aus Holland einige Webstühle, ein paar sogenannte Bandmühlen, auf denen Seidenbänder gefertigt wurden, und ließ einige geschickte Arbeiter kommen; der „alte Mann Wilhelm von der Leyen reiste auch mit seiner Seide-Krameraj," sagt ein Bericht gerade aus dem Jahr der preußischen Besitzergreifung; „war lange nicht husiren (hausieren) gewesen ..." Aber das Geschäft blühte überraschend auf, zumal unter der Regierung Friedrichs des Großen, der ja der Seidenindustrie ein besonderes Interesse widmete und sich auch in seinem Stammland unsägliche Mühe um ihre Einbürgerung gab. Die Firma Friedrich & Heinrich von der Leyen stand damals wohl an der Spitze der gesamten europäischen Seidenindustrie; sie beschäftigte im Todesjahr Friedrichs des Großen bei 815 Webstühlen schließlich 3400 Arbeiter. Wie kleine Fürsten waren die Besitzer in Crefeld angesehen, und wie Fürsten lebten sie in ihrem Schloß, das den Grundstock des heutigen Rathauses bildet, und auf ihrem Sommersitz Leyenthal vor den damaligen Toren der Stadt.

Aber sie hielten auch fest an ihren Vorrechten, und wenn sich die Konkurrenz regte, kam's zu gewaltigen Kämpfen. Zumal die rührige Fabrikantenfamilie der Flohs war ihnen ein Dorn im Auge, und einmal schrieben sie an ihren gnädigen König beschwerdeführend: „Die unruhigen Flöhe wollen uns aus Neid in die von uns zur höchsten Vollkommenheit gebrachte Seidenschnupftuch-Manufaktur einen unrechtmäßigen und gefährlichen Einbruch tun —", worauf der König dekretierte, daß die Flöhe sich auf Sammet und Sammetband zu beschränken hätten.

Bivatbänder auf die Schlacht bei Crefeld am 23. Juni 1758. Crefelder der Seidenweberei.

Heut erinnert an die Weltfirma von der Leyen nur noch eine Straßenbezeichnung in Crefeld, und auch die Firma der unruhigen Flöhe, die es nach den von der Leyens dennoch zu kaum minderer Bedeutung brachte, ist erloschen. Aber die Seidenindustrie selbst hat sich fort und fort entwickelt, ist aus Perioden des Niedergangs zu immer neuer Blüte emporgestiegen. Die Stadt aber mit ihr. Als am Tage der Besitzergreifung der preußische Amtskammer-Registrator Wewer den Adler von Brandenburg an den Toren anschlagen ließ, zählte Crefeld noch nicht 800 Einwohner, im Todesjahr Friedrichs des Großen waren es 6000, und heut sind es ihrer 110 000! —

Ich sitze im behaglichen Fabrikkontor von Fritz Gugenheim — Mechanische Seidenstoff-Weberei zu Crefeld, bekannter noch unter der Firma des Berliner großen Seidenhauses Michels & Cie. — und lasse mir erzählen. Sich recht erzählen lassen und dann selbst scharf zusehen, das ist die Kunst dessen, der über eine In-

duſtrie berichten will: man lernt mehr dabei als aus dickleibigen Büchern.

Vor uns auf dem Schreibtiſch liegen Proben von Rohſeide in Strähnen; zwiſchen dem hellſten Weiß und faſt orangenem Gelb ſchimmern ſie, und der Kenner weiß in der Regel ſchon nach der Färbung und dem Glanz die Herkunft zu beſtimmen. Dieſe hier, von hohem Glanz, ſtammt aus China; jene, eine nervige, griffige Ware, aus Japan; die gelbliche dort, beſonders ſorgfältig gearbeitet, iſt italieniſchen Urſprungs. Aus Frankreich, aus den Cevennen, kam eine weitere Probe, aus Kleinaſien die letzte. Der größte Maſſenlieferant iſt noch immer China, wo im Jahre etwa 12 Millionen Kilo Rohſeide gewonnen werden; Japan erzeugt die Hälfte; Kleinaſien und Perſien ungefähr 2—3 Millionen, Italien 4 Millionen, Frankreich 1 Million, Britiſch-Indien eine halbe, Öſterreich und der Kaukaſus eine viertel Million Kilo, ungefähr ebenſoviel die europäiſche Türkei, die Schweiz etwa 30 000 und Deutſchland — 500 Kilo. Es war doch nicht viel mehr als ein Kunſtſtück, als Friedrich der Große die Maulbeerbaumzucht, die Grundlage der Seideninduſtrie, in den preußiſchen Landen einführte. Unſere klimatiſchen Verhältniſſe geſtatten nicht die regelmäßige, rechtzeitige Gewinnung von geeignetem Maulbeerlaub, und davon hängt das Gedeihen der Raupe des Seidenſpinners ab. Man verſucht allerdings jetzt die Fütterung mit der Schwarzwurzel, aber ob dieſe

Skizze für einen Blusenſtoff. Von Krahnen & Gobbers in Crefeld.

Entwürfe für Krawattenſtoffe. Von Rudiger & Meyer in Crefeld.

in großem Maßstabe durchzuführen ist, darüber stehen die Erfahrungen noch aus.

Ein merkwürdiger Vorgang bleibt es doch: im Körper der Raupe sondert sich eine flüssige Masse, das Fibroin, ab. Aus ihm spinnt die Raupe um sich selbst einen sofort erhärtenden Faden, der sich allmählich zu einem festen Gehäuse, dem Kokon, entwickelt, wobei noch ein zweiter Stoff, den die Raupe ebenfalls aus ihrem Spinnrüssel absondert, der leimartige Bast, eine Rolle spielt, indem er das Fibroin umhüllt und die einzelnen Fäden verbindet.

Um den Faden gewinnen zu können, wird der Kokon in warmem Wasser erweicht, der äußere Flaum, die Flockseide, wird durch Schlagen mit einem Besen entfernt, und dann beginnt das Abhaspeln und Spinnen der Fäden, die je nach der Qualität zugleich zu 3, 6 oder 8 zusammengedreht werden; dabei unterscheidet man starkgedrehte „Organsin"-Fäden, die im allgemeinen für die Kette des späteren Gewebes, und schwachgedrehte „Trame"-Fäden, die für dessen zweiten Hauptteil, den Schuß, bestimmt sind — wovon später noch die Rede sein wird. Die Länge eines Kokonfadens soll etwa 3700 Meter betragen; so artige normale Fäden kommen aber kaum vor. Die Raupe spinnt dazu nicht gleichmäßig genug, zumal im Anfang, so daß in Wirklichkeit meist nur Fäden zwischen 400 und 900 Meter Länge gewonnen werden. Aber es kommt nichts um: der Abfall, der sich beim Abhaspeln ergibt, wird mit dem Produkt minder guter Kokons wieder gemeinsam verarbeitet und ergibt die sogen. Chappe- oder Floretseide, die für die Fabrikation billigerer Seiden und Sammete eine stetig wachsende Bedeutung erlangt hat. Beiläufig bemerkt, müssen 5000 Kokons, ja mehr, verarbeitet werden, um ein Kilogramm Rohseide zu erzielen.

In Crefeld gibt es keine Seidenspinnereien. Der Versuch, die Kokons zu beziehen und sie abzuspinnen, ist wohl gemacht worden, erwies sich jedoch als nicht lohnend, weil die deutschen Arbeitslöhne zu hoch sind und zumal nicht mit den sehr billigen in der Lombardei, wo sich die größten Seidenspinnereien befinden, konkurrieren können. Dagegen besitzt Crefeld, wie alle anderen großen Stätten der Seidenfabrikation, Lyon, Basel, Mailand, Turin, Zürich ꝛc., eine eigene, öffentliche Seidentrocknungsanstalt. Es ist dies, um ihre Aufgabe kurz zu charakterisieren, gewissermaßen eine städtische Untersuchungsbehörde, die Proben von Rohseide auf den Grad ihrer Feinheit, den titre, auf ihren Feuchtigkeitsgehalt, auf Drehung und Dehnbarkeit und etwaige künstliche Erschwerung unter Zuhilfenahme aller technischen Mittel prüft; die also den einzelnen Fabrikanten, welche nicht über alle nötigen, oft sehr komplizierten Methoden dieser Feststellungen verfügen können, bei dem Einkauf mit Rat und Tat zur Seite steht.

Soviel von der Rohseide.

Den ersten Veredlungsprozeß durchläuft sie nun in der Färberei. Es werden zwar auch Rohseiden verwebt und dann die fertig gewebten Stücke gefärbt, in der Mehrzahl geht das Färben aber dem Weben voran.

Die Färberei ist eine Industrie für sich, und Crefeld genießt für sie Weltruf. Etwa vierzig Seidenfärbereien mit rund 3000 Arbeitern stehen hier im Betrieb, und sie arbeiten keineswegs nur für den Bedarf der Crefelder Webereien; auch nicht nur für andere deutsche, sondern im großen Umfang für das Ausland. England, Belgien, die Schweiz, ja das seidenberühmte Frankreich sendet Rohseide nach Crefeld zum Färben.

Für die Wahl der Farben ist im allgemeinen immer noch, das kann man nicht in Abrede stellen, Frankreich maßgebend. Man sieht gerade hier so recht, wie die Mode auch heut in Paris bestimmt wird — es hilft da kein Deuteln und Rütteln. Die großen Crefelder Fabrikanten besuchen nicht nur Paris, um die neuesten Moderichtungen kennen zu lernen, sie „abonnieren" sich auch auf Probekollektionen gefärbter Seidengarne, die von französischen Firmen eigens zu diesem Zwecke hergestellt werden. Es wird meine Leserinnen interessieren: für den Winter dürften allem Anschein nach Grün und Violett die Modefarben werden, und ganz besonders in eigenartigen

verschossenen matten Nuancen, die ganz zutreffend als „kranke" Farben bezeichnet werden.

Geht die Mode der Farbe von Paris aus, so beherrscht umgekehrt die deutsche Farbenindustrie den Weltmarkt. In Deutschland wurden, 1858 durch den großen Chemiker A. W. Hofmann, die ersten Farben aus Steinkohlenteer, zuerst das Anilinrot, hergestellt, und Deutschland hat in der Erzeugung dieser heut für die gesamte Färberei maßgebenden Farben stets die erste Stelle behauptet.

Solch eine große Färberei — ich sah eine Färberei nicht so imponierend vorgestellt.

Ich hatte mir freilich auch die Prozesse, welche die Rohseide hier durchmacht, einfacher vorgestellt. Sie sind in Wirklichkeit recht kompliziert, und ich kann nur das Allerwichtigste herausheben.

Wir wissen bereits, daß die Raupe nicht nur aus dem Fibroin ihren Faden spinnt, sondern daß sie auch noch einen zweiten leimartigen Stoff entwickelt, der den Faden zusammenklebt, ihn umhüllt. Zunächst wird nun in der Färberei dieser Seidenbast durch Seifenbäder entfernt,

Das Aufspannen der Kette. Aus der Mechanischen Seidenstoff-Weberei Fritz Gugenheim in Crefeld.

die wundervoll eingerichtete von C. A. Köttgen — ist ein Betrieb, von dessen Umfang sich der Fernstehende kaum eine rechte Vorstellung macht. Riesige langgestreckte Hallen mit schier endlosen Reihen von Farbtrögen, gewaltige Zentrifugen, in denen das Wasser aus der Seide ausgeschieden wird, große geheizte Trockenkammern, und daneben Laboratorien, ausgerüstet mit allen Erfordernissen der Wissenschaft, bedient durch erfahrene Chemiker; Dampf und Elektrizität; mächtige Lagerräume, weitgedehnte Sortierhallen: ich muß gestehen, ich hatte mir solch und dann wird der Rohseide meist noch durch mechanische Streckvorrichtungen ein höherer Glanz verliehen. Darauf aber erfolgt ein — ich möchte sagen: ein etwas diffiziler Vorgang, der zu den Mysterien der Fabrikation gehört.

Fast alle Rohseide wird nämlich heut künstlich erschwert. Man setzt sie wiederholten Bädern von Chlorzinn aus, man behandelt sie mit Wasserglas, man pumpt in sie gewissermaßen nach allen Regeln der Kunst ein größeres Gewicht hinein. Eine gewisse Beschwerung hat ihre Berechtigung, aber mir will scheinen, daß

die Grenze oft überschritten wird. Die letzte Schuld trägt freilich das liebe Publikum, das „griffige“ Ware verlangt zu möglichst billigem Preise, und dabei in den Kauf nimmt, daß diese Griffigkeit eben nur durch künstliche Erschwerung und — verminderte Haltbarkeit zu erzielen ist. Hier kommt auch einer der maßgebenden Unterschiede zwischen ehedem und heut zur Erscheinung: früher war die Seide ein Luxusartikel, Seide zu tragen, galt als Prärogativ des Wohlstandes; heut ist der Seidenstoff, man denke nur an die Seidenbluse, Gebrauchsware für jedermann geworden. Früher hielt ein schweres seidenes Kleid durch zwei Generationen; heut erwartet das niemand mehr. Wenn der Stoff nur hält, solang er der schnell wechselnden Mode entspricht, hat er seinen Dienst erfüllt, und man wundert sich kaum, wenn er am Ende der Tragezeit brüchig wird.

Der Fabrikant, der Besitzer der Weberei, liefert die Rohseide also in die

Seidenstoff für Krawatten. Von Rudiger & Meyer in Crefeld.

Seidenstoff für Roben aus der Mechanischen Seidenstoff-Weberei Fritz Gugenheim in Crefeld.

Färberei schon mit dem Auftrag: beschwert sie mir um 20, 30 % — aber ich will lieber nicht verraten, wie hoch die Prozentzahl sich bisweilen stellt. Er gibt der Färberei aber zugleich eine Farbenprobe mit, nach der die beschwerte Seide gefärbt werden soll. Und das geschieht nun, genau nach dieser Probe bis zur feinsten Nuance, in Auflösungen von Farbstoffen — den „Färberflotten“, für die, ich sagte es schon, die der Steinkohle abgewonnenen Anilin-, Phenol-, Kresol-, Phtalein-, Anthracen-, Resorcinfarben, die unsere Industrie in geradezu erstaunlicher Mannigfaltigkeit erzeugt, den Grundstoff hergeben. Nur Schwarz macht eigentlich eine Ausnahme: es wird durch Eisenoxyd und Katechu, eine gerbstoffhaltige Masse, aus Früchten und Blättern gewisser Palmenarten gewonnen, beschwert und meist mit Blauholzextrakten, wieder freilich unter Zusatz von Anilinfarben, gefärbt. Schließlich trocknet der Färber die Seide durch Ausschleudern der Feuchtigkeit in schnell rotierenden Zentrifugen oder geheizten Kammern und gibt ihr alsdann noch einmal

Seidenstoff für Krawatten. Von Rudiger & Meyer in Crefeld.

durch starkes Ausspannen einen erhöhten Glanz.

Gefärbt, — man möchte das Wort des weisen Nathan variieren: „in tausend schönen Farben spielend, die die geheime Kraft besitzen, die Frauenherzen zu entzücken" —, wandern die Seidenballen endlich in die Mechanischen Webereien zurück.

Es gibt deren im fleißigen Crefeld nun solche der verschiedensten Art. Im ganzen sind es gegen 120 Betriebe von wechselnder Größe: davon stellen die einen nur Seide, die anderen nur Sammet, wenige dritte Seide und Sammet her. Aber unter all diesen gibt es wieder vielerlei Unterschiede. Die eine Weberei fertigt fast ausschließlich bessere Seidenstoffe, wie z. B. Fritz Gugenheim; die anderen billige Massenware; die dritte beschäftigt sich in erster Linie mit Krawattenstoffen, die vierte fertigt Möbelstoffe, die fünfte widmet sich mit besonderer Vorliebe der Weberei kirchlicher Paramente usw.

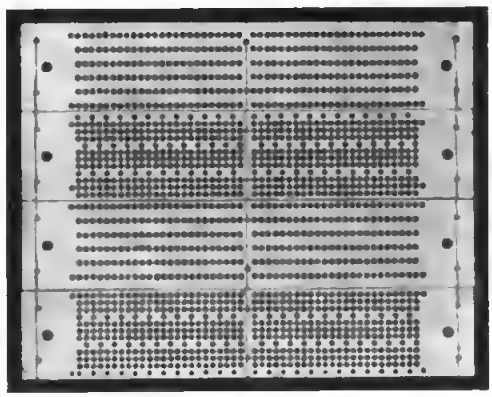
Charakteristisch für alle ist nur eins: während ehedem, zur Zeit der großen von der Leyens und der Flohs und noch bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Tausende und Abertausende von Webstühlen im Handbetrieb in den Häusern Crefelds und in den Dörfern der Umgebung klapperten, während früher also das ganze Gewerbe den Charakter der Hausindustrie trug und die Fabrikanten eigentlich mehr „Verleger" waren, hat sich jetzt der Übergang zur Großindustrie, zum reinen Fabrikbetrieb vollzogen. Und gleichzeitig ist der Handwebstuhl mehr und mehr durch den ungleich leistungsfähigeren mechanischen Webstuhl verdrängt worden. Es arbeiten ja immer noch einige tausend Webstühle in der Hausindustrie, aber ihre Zahl verringert sich fortgesetzt von Jahr zu Jahr, die Zahl der fabrikmäßig betriebenen mechanischen Webstühle wächst entsprechend und hat heute das elfte Tausend bereits überschritten. Man wird der allmählich dahinschwindenden Hausindustrie kaum sonderlich nachtrauern dürfen, denn der erträumte Idealzustand von dem fröhlichen, zufriedenen Arbeiter, der seine eigene

Seidenstoff für Krowotten. Von Rudiger & Meyer in Crefeld.

Scholle besitzt und beackert und zugleich im Nebenamt seinen Webstuhl klappern läßt, um das nötige Bargeld zu verdienen, ist anscheinend in Crefeld und Umgebung ebensowenig erreicht worden wie anderswo. Der Handwebstuhl ist aber an sich gegen den mechanischen Webstuhl nicht mehr recht konkurrenzfähig. Nun sind allerdings Versuche gemacht worden und noch im Gange, den Webern mechanische Webstühle ins Haus zu stellen und ihnen die zum Antrieb erforderliche Kraft, sei es durch Elektrizität, sei es durch Gasmotoren, zu liefern; der Erfolg scheint aber, nach allem, was ich gehört habe, recht zweifelhaft, weil einmal die kleinen Häuschen der Weber vielfach zu leicht für die schweren mechanischen Stühle gebaut sind und weil sich sowohl die Gas- wie die elektrische Kraft doch immer zu teuer stellen wird.

Wir befinden uns also wieder in der Fabrik.

Ehe wir uns jedoch in eine der großen Hallen für die Webstühle begeben, in denen das seidene Kleid recht eigentlich entsteht, müssen wir uns mit der Frage beschäftigen, wie das Muster für den Stoff zustande kommt, eine Frage, die zumal die Leserinnen gewiß besonders interessieren wird.

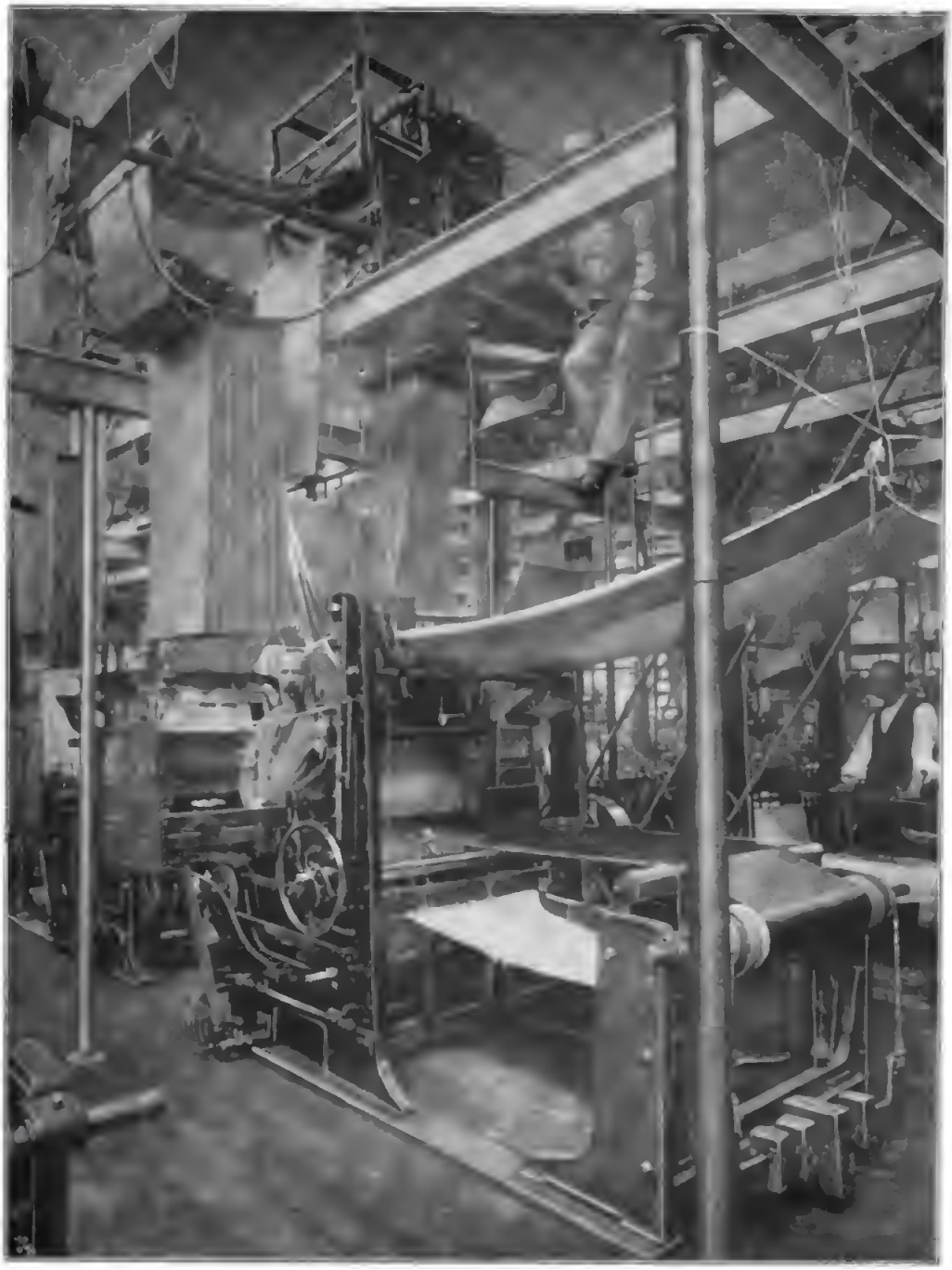


Ausgestanzte Jacquardkarten vom großen mechanischen Webstuhl. (Siehe nebenstehende Abbildung.)

Die großen Webereien unterhalten meist besondere eigene Ateliers für das Entwerfen und Ausführen der Musterzeichnungen. Es gibt aber auch selbständige Ateliers in Crefeld, die sich nur damit und mit einigen verwandten Arbeiten beschäftigen und die ihre Zeichnungen an die Fabrikanten verkaufen. Viele Anregungen für die Muster gehen endlich von den Fabrikanten selbst aus. Ich erinnere mich, gehört zu haben, wie einer der Herren, der vergeblich-streblich in Paris umhergepilgert war, um neue Ideen für die nächste Saison zu finden, schließlich bei einem Spaziergang durch den Tuileriengarten auf den Gedanken kam, das Herbstlaub unter seinen Füßen für ein neues Muster zu verwenden — und daß er damit einen schönen Erfolg errang.

Neue Ideen! Es muß sehr schwer sein, sie zu finden. Einer der künstlerisch angeregtesten Fabrikanten, Mitinhaber der großen Firma Audiger & Meyer, die hauptsächlich besonders elegante Krawattenstoffe herstellt, hat mir sehr interessant davon geplaudert. Ihm gilt, und das ist unzweifelhaft richtig, die Natur als die beste Anregerin. Er zeigte mir, wie in seinem Atelier nach Blüten, Blättern, Gräsern, Rispen, nach Muscheln und Insekten gearbeitet wird, wie seine Zeichner die Naturformen stilisieren. Ihm war keines der modernen Werke fremd, das sich mit der Wiedergabe schöner Naturformen beschäftigt, und jedem hatte er etwas Brauchbares abzugewinnen gewußt; besonders aber rühmte er mir die japanische Kunst als gute Lehrmeisterin.

Nahe lag es ja nun, unsere großen Kunstgewerbler in den Dienst der guten Sache zu ziehen. Das ist auch geschehen: der verstorbene treffliche Eckmann, van der Velde, Mohrbutter und andere ausgezeichnete Künstler haben für Crefelder Firmen Entwürfe geliefert. Aber ein durchschlagender Erfolg ist leider nicht damit erzielt worden. Es scheint, daß diese Künstler sich doch nicht genügend in die Technik der Weberei hineingedacht und daß sie es auch nicht recht verstanden haben, sich den Bedürfnissen der schnell wechselnden Mode anzupassen. Mehr Erfolg wird durch die künstlerische Durchbildung der vorhandenen Zeichner erzielt werden, und der Versuch, ihre Leistungen durch kunstgewerbliche Kurse, wie sie vor einiger Zeit der Münchener Kunstgewerbler v. Berlepsch in Crefeld leitete, zu erhöhen, soll bereits schöne Resultate gezeitigt haben.



Der Jacquard-Webſtuhl der Mechaniſchen Seidenſtoff-Weberei Fritz Gugenheim in Crefeld.

Das kann keinem Zweifel unterliegen: ein ſtarkes künſtleriſches Intereſſe iſt vorhanden. Ich war z. B. geradezu überraſcht, als ich das Zeichenatelier der Firma Krahnen & Gobbers beſuchte. Dieſe große Weberei, deren Etabliſſement übrigens zu den am ſchönſten eingerichteten gehört, die ich überhaupt je auf deutſchem Boden ſah, beſchäftigt ſich hauptſächlich mit der Herſtellung billigerer Ware in großen Maſſen, auch für den Export. Gerade hier aber, wo es ſich ſcheinbar in erſter Linie um das Herausbringen von Effekten handelt, wie

sie das breitere Publikum liebt, begegnete ich einem lebhaften Kunstempfinden und dem starken Bestreben, zumal in der Farbenwahl, auch dem wirklich guten geläuterteren Geschmack Rechnung zu tragen.

Crefelder Seidenstoff.

Große Verdienste um die Hebung der künstlerischen Note in der Fabrikation hat sich ohne Frage der Konservator der Königlichen Gewerbesammlung in Crefeld, Herr Paul Schulze, ein Schüler des Professors Lessing, erworben. Er brachte in langjährigem unermüdlichen Suchen und Finden eine Gewebesammlung zusammen, die jedenfalls in Deutschland ihresgleichen nicht hat und für Fabrikanten und Zeichner eine schier unerschöpfliche Quelle der Anregungen bilden könnte. Er hat weiter für den Crefelder Verein zur Förderung der Textilindustrie eine große Sammlung moderner Stoffmuster angelegt, die er fortgesetzt, auch durch Einkäufe auf Reisen nach Berlin, Paris, Amerika vermehrt: sie umfaßt gegen 50 000 Muster und wird auch in Kollektionen ausgeliehen. Eine große Sammlung von Zeichnungen, eine umfassende Bibliothek reihen sich an, so daß man wohl sagen darf: es steht der Industrie hier eine solche Fülle von Vorlage-Material zur Verfügung, wie kaum an einem anderen Orte der Welt. Ob der Grad der Benutzung dem inneren Werte dieses Materials ganz entspricht, darüber wage ich nicht zu urteilen.

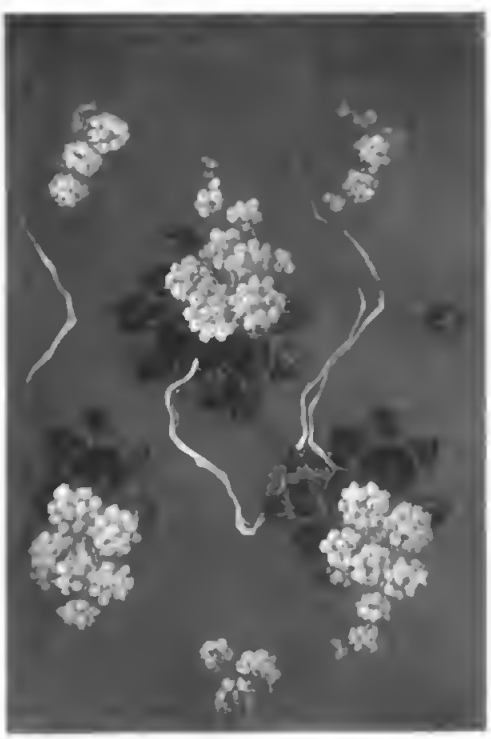
Seidenstoff für Roben und Blusen aus der Mechanischen Seidenstoff-Weberei Fritz Gugenheim in Crefeld.

Nun wird es aber wirklich an der Zeit, einen Blick in die Werkstätten selbst zu tun. In die Vor-

Crefelder Seidenſtoff.

räume zunächst. — Jedes Gewebe, unsere Leserinnen wenigstens wissen das, besteht aus zwei Systemen von Fäden, die sich rechtwinkelig kreuzen. Das eine wird die Kette genannt, das andere Einschlag oder Schuß. Für beide Systeme werden verschiedene Arten Seidengarn verwendet, für die Kette, wie ich schon kurz andeutete, meist die stärker gedrehten Organsinfäden, für den Schuß die schwachgedrehten Tramefäden; es gibt aber dabei unzählige Variationen, zumal wenn für die Kette die billige Chappeseide benutzt wird.

Zunächst aber wird die Seide für Kette und Schuß „gespult". Sie kam in starken losen Strähnen aus der Färberei. Sinnreich konstruierte Maschinen, die längst überall die langwierige Handspulerei verdrängt haben, rollen das Garn auf Spulen auf. Man sieht dabei allerlei dem Laienauge Erstaunliches: so läßt man z. B. die Chappefäden, um ihnen größere Gleichmäßigkeit und Sauberkeit zu geben, beim Spulen unmittelbar durch kleine Gasflämmchen laufen; zu Hunderten stehen diese dicht nebeneinander,



Zeichnung für einen Seidenstoff. Aus der Mechanischen Seidenstoff-Weberei Fritz Gugenheim, Crefeld

und der Unerfahrene denkt unwillkürlich, daß der dünne Faden im nächsten Augenblick Feuer fangen muß. Er irrt aber, denn die Maschine zieht den Faden so rasend schnell durch die Flamme, daß diese gerade nur die kleinen Unebenheiten fortzehrt, aber nicht zünden kann. Wie man etwa mit dem Finger schnell durch die Flamme einer Kerze fahren kann, ohne sich zu verbrennen.

Jetzt wird, immer noch in einem Vorraum des Websaals, die Kette festgelegt, geordnet. Die Kette ist gewissermaßen das Bleibende in der Erscheinungen Flucht. Die sogenannte Schermaschine reiht die einzelnen Fäden parallel in der Breite des zukünftigen Webstücks, wobei auf einen halben Meter 5—12000 Fäden nebeneinander zu liegen kommen. Der Einfachheit wegen wollen wir annehmen, daß die Kette einfarbig sei und erst der Schuß das Muster hineinbringe; es kommt aber auch vor, daß die Kette, nachdem sie geordnet ist, ausgespannt und bunt bedruckt wird.

Wir können uns die Kette als ein System loser, gleichlaufender Fäden vorstellen, das nun, die Zähne einer kammartigen Vorrichtung passierend, auf einer großen Rolle, dem Baum, der bereits einen herausnehmbaren Teil des eigentlichen Webstuhls bildet, ganz gleichmäßig aufgerollt, „aufgebäumt" wird; so ist die Kette das zukünftige Webstück ohne Querverbindungen: diese bringt erst der zweite Faden, der Schuß, hinein und gibt damit dem Gewebe den Halt und meist auch das Muster.

Eine riesige Halle und in ihr, dicht aneinander gereiht, nur von schmalen Gängen getrennt, gerüstartig Webstuhl an Webstuhl, zu hunderten. Transmissionen, Kraftübertragungen überall. In den Gängen, über die Stühle gebeugt, die Weber, vielfach auch Arbeiterinnen, die oft zwei, ja mehr Stühle zu gleicher Zeit bedienen. Helles Licht. Und ein unaufhörliches Klipp-Klapp ... Klipp-Klapp! Das ist der erste Eindruck eines Websaales.

In einer Ecke des gewaltigen Raumes stehen noch einige Handwebstühle, auf denen nur kleinere Musterketten gewebt werden, für welche die Anwendung des

Die Färber an den Färberflotten. Aus der Färberei von J. Aug. Voß Sohn in Crefeld.

mechanischen Webstuhls nicht lohnen würde. Ihnen wenden wir uns am besten zuerst zu. Denn das muß im voraus gesagt werden: die verschiedenen, vielfach höchst komplizierten Mechanismen im einzelnen zu beschreiben, ist im Rahmen eines kurzen Artikels unmöglich; dazu würden auch Detailzeichnungen der Konstruktionen gehören. Es kann sich nur darum handeln, die Grundprinzipien der Webkunst zu erörtern, sie dem Nichtfachmann klar zu machen. Und selbst das ist, wie ich mir nicht verhehle, eine sehr schwierige Aufgabe.

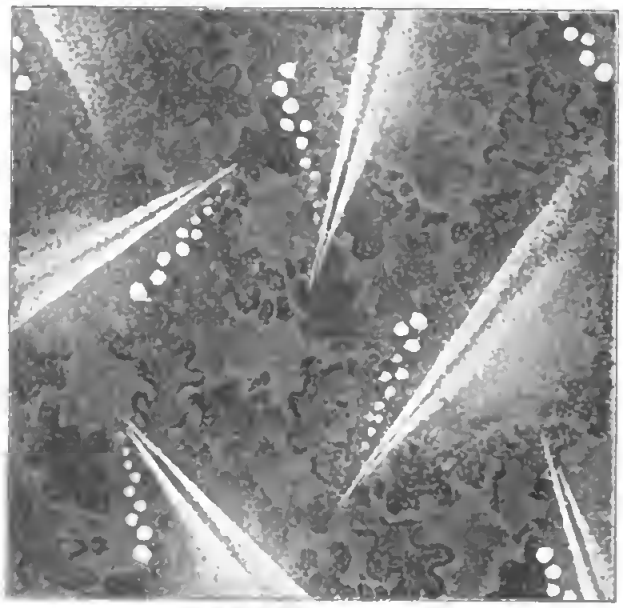
Denken wir uns in den Webstuhl den Baum mit der Kette, wie ich diesen vorhin schilderte, eingesetzt und einen Teil der Kette vom Baum abgewickelt, horizontal ausgespannt. Dann lassen wir uns eines der kleinen Schiffchen, den Schützen, von dem alten, erfahrenen Webermeister zeigen, in denen die Spule mit dem Faden für den Schuß, dem Einschlag, liegt, ein längliches, an beiden Enden zugespitztes, oben offenes Kästchen — der Name „Schiffchen" ist ungemein bezeichnend. Und nun weist uns der Webermeister weiter, wie er durch eine Tretvorrichtung hier eine Anzahl Fäden der Kette hebt, wie er dort eine andere Anzahl senkt; er bildet durch dies Heben und Senken das „Fach". Durch dieses Fach wirft er abwechselnd von rechts nach links und von links nach rechts das Schiffchen, zieht also damit den zweiten, den Querfaden, den Einschlag, durch die Kette. Dabei wickelt sich diese langsam immer weiter ab; und auf einer zweiten Welle, dem Brustbaum, wickelt sich ebenso der fertig gewebte Stoff auf.

Dies das Einfachste, und zwar nur in ganz rohem schematischen Umriß. In Wirklichkeit ist selbst am Handwebstuhl das Verfahren ungleich komplizierter, und gerade bei ihm kann man sehr wohl von einer Webkunst sprechen. Aber auf der anderen Seite gelten die Grundprinzipien doch auch für den mechanischen Webstuhl, wie ihn zuerst 1784 ein englischer Geistlicher, Dr. Cartwright, betriebsfähig erbaute; nur daß hier die Maschine die Tätigkeit der Hand übernimmt, daß sie das Heben und Senken einzelner Kettenteile, die Bildung des Faches übernimmt, daß sie die Schiffchen im schnellsten Wechsel durch die Kette schleudert.

Eine besondere Erwähnung wenigstens muß die Jacquard-Maschine finden, die sich sowohl am Handstuhl, wie am mechanischen Webstuhl anbringen läßt.

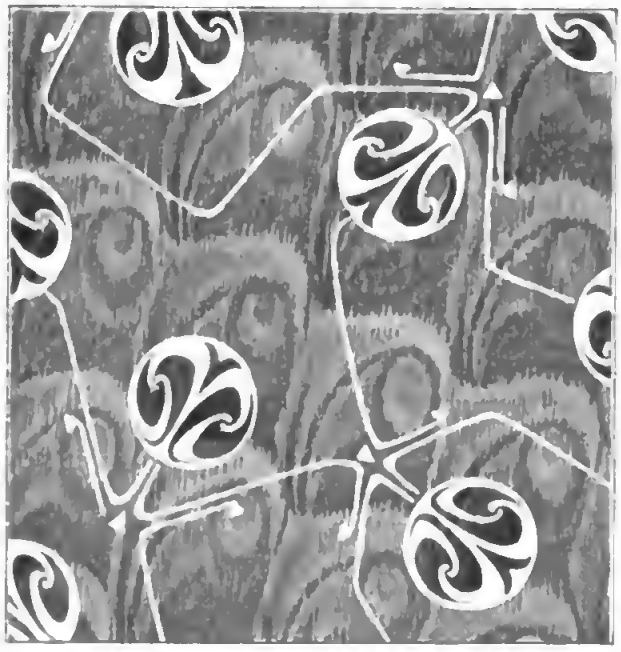
Für gemusterte, besonders komplizierter gemusterte Stoffe war ehedem das Heben und Senken der Kettenteile, das Bilden der vielfachen Fächer, eine für den Weber ungemein anstrengende Arbeit, die besonders durch das Heranziehen von Kinderhänden einen oft geradezu grausamen Charakter annahm. Charles Marie Jacquard, selbst ein Lyoner Webersohn, geboren 1752, wurde durch sein

lebhaftes Mitempfinden für die armen kleinen Sklaven des Webstuhls zur Erfindung einer Konstruktion angefeuert, die jene Arbeit der Hand abnahm. Im Jahre 1805 hatte er sie vollendet und eine der geistreichst ersonnenen Vorrichtungen geschaffen, welche die Geschichte der Technik überhaupt kennt. Auch hier kann ich ja leider nur das Prinzip ganz im groben andeuten. Man denke sich die Musterzeichnung, nach der gewebt werden soll, auf eine Reihe von Kartonplatten derart übertragen, daß immer dort, wo das Heben eines Teiles der Kette eintreten muß, runde Löcher in ihnen eingeschlagen sind. Die Kartonplatten wirken auf verschiebbare Nadeln, Drahtstifte; sobald die Nadeln in die Löcher eindringen, wird der entsprechende Teil der Kette durch mit der Maschine verbundene Fäden hochgezogen und auf diese Weise das Fach zur Aufnahme des Einschlages gebildet.



Blusenstoffskizze. Von Krahnen & Gobbers in Crefeld.

Wesentlich abweichend von der Seidenweberei ist die Sammetweberei. Hier werden durch das Einlegen von Messingruten in eine besondere Kette, die Polkette, während des Webens auf der Oberfläche kleine Maschen erzeugt, die später aufgeschnitten den „Pol" oder „Flor", das heißt die für den Sammet charakteristische haarartige weiche Bedeckung ergeben. Höchst eigenartig und voraussichtlich auch unseren erfahreneren Leserinnen unbekannt aber ist, daß auf neueren Maschinen der Sammet doppelt gewebt wird: bis zu sechs Stücken auf einmal, und zwar je zwei Stücke mit der späteren Außenseite aufeinander, als ein Ganzes. Dabei fährt jedoch, dem Fortschreiten der Arbeit folgend, unausgesetzt ein winziges, haarscharfes Messerchen wagerecht hin und her, schneidet die Maschen des Pols auf und trennt zugleich die beiden Stücke voneinander. Übrigens liefert Crefeld verhältnismäßig nur wenig Seidensammet, die sogenannte Lyoner Ware. Das Haupterzeugnis besteht aus Baumwollsammet mit mehr oder weniger Seide- oder besonders Chappezusatz. —



Skizze für einen Blusenstoff. Von Krahnen & Gobbers in Crefeld.

Wenn das Gewebe, Sammet

oder Seide — letztere wird in Crefeld kurzweg als „Stoff“ bezeichnet — die Weberei verläßt, ist es aber der Mehrzahl nach noch nicht in verkaufsfähigem Zustand. Ganz abgesehen davon, daß einzelne Stoffe, die ungemustert und einfarbig gewebt wurden, noch nachträglich im Stück bedruckt werden, teils mit der Hand und dem bügeleisenförmigen „Druckmodel“, teils auf großen Walzendruck-Maschinen, bedürfen die meisten Fabrikate noch verschiedener Verschönerungsprozesse. Nur ganz gute teuere Seidenstoffe machen davon eine Ausnahme, alles übrige wandert aus den Webereien in die Appretur-Anstalten.

Ein Stück Sammet wird z. B. zuerst auf der Rückseite, während es schnell über Walzen läuft, durch Gasflammen abgesengt. Dann kommt es auf eine Maschine, in der eine mit Stahldrähten ausgerüstete Bürstenwalze die flaumige Vorderseite auflockert, „rauht“; auf einer zweiten Maschine scheren scharfe Messer den Pol, den Flor der Vorderseite, glatt. Darauf säubern sie große Bürsten, und nun wird die Ware nacheinander mit „Appretur-Masse“ behandelt, für die es hunderte verschiedener Rezepte gibt; sie wird — immer durch Maschinen — gebügelt, geht unter Druck durch geheizte Zylinder, wird vielleicht noch mit Benzin gereinigt und noch einmal gebürstet. Aber damit nicht genug: vielfach erhält der Sammet auch in der Appretur-Anstalt ein Muster; es wird ihm eingepreßt, „gaufriert“, oder das Gewebe wird künstlich gekräuselt oder gelockt.

Appreturmaschine für Sammet. Aus dem Hause von Cleff & Schmall in Crefeld.

Bei der Behandlung der Seidenstoffe interessierte mich besonders die Herstellung einfacher Moireemuster, die wohl die meisten meiner Leserinnen bisher für ein besonderes Kunststück der Weberei gehalten haben werden. Weit gefehlt! Die eigenartig „gewässerten“ Zeichnungen

kommen auf durchaus andere Weise zustande: der glatt gewebte Stoff wird doppelt übereinander gelegt, so daß Außenseite auf Außenseite zu liegen kommt, und dann stark gepreßt; dabei quetschen sich die Einschußfäden platt, und es entstehen ganz von selbst die Moireelinien. Es kann nichts Einfacheres geben! —

Im Todesjahr Friedrichs des Großen 1786 belief sich der Wert der in Crefeld verarbeiteten Rohseide auf 435140 Taler, der Wert der fertigen Waren auf 746555 Taler — und man war stolz auf das Erreichte. Heut stellt die Crefelder Seiden- und Sammetindustrie jährlich für 80 Millionen Waren her, von der ungefähr die Hälfte in Deutschland bleibt, das von Jahr zu Jahr ein kauffähigerer, besserer Markt wird; von dem Rest gehen für etwa 15 Millionen nach England, für etwas über 2 Millionen nach Österreich-Ungarn, für 4—5 Millionen nach Frankreich — jawohl, auch nach Frankreich! —, für 4 Millionen nach anderen europäischen Ländern, für 6—7 Millionen über den Ozean.

Der Löwenanteil des Exportes fällt also auf England, und das bringt mich auf ein kleines persönliches Erlebnis. Ich plauderte im Kontor eines der Crefelder Fabrikanten, und plötzlich sagte der Herr: „Ihre Weste ist übrigens mein Erzeugnis!“ Ich schüttelte den Kopf und meinte wohl etwas verlegen: „Das muß doch ein Irrtum sein. Denn ich weiß zufällig genau, daß der Stoff in London gekauft ist.“ Da winkte der Fabrikant einem seiner jungen Leute, und wenige Minuten darauf lag der Stoff im Stück vor mir: „Ohne Zweifel hat Ihr Bekleidungskünstler den Stoff in einem der ersten Londoner Geschäfte gekauft ... aber Sie sehen, mein Fabrikat ist er dennoch!“

Es geht unseren verehrten Damen mit manchem anderen Stoff nicht anders; wer z. B. in den letzten Jahren die jetzt so beliebten dünnen Velours aus einem Pariser Hause bezogen hat, kann ziemlich sicher sein, daß der Stoff aus dem rheinischen Industriebezirk stammte. Er war nur durch den Zoll verteuert: aber das schadet ja nichts, denn er kam aus Paris!

Die Sache hat aber, in der Umdrehung, ihre sehr ernste Seite.

Ich fragte in Crefeld gelegentlich: „Warum stellen Sie hier bei Ihren vorzüglichen Einrichtungen immer noch verhältnismäßig so wenig von den ganz teuren Kleiderstoffen her? Warum bleiben diese immer noch in gewisser Weise das Monopol Lyons, während sich doch zum Beispiel Crefeld in Krawattenstoffen, auch in ganz teuren, die führende Stellung auf dem Weltmarkt erobert hat?“

Man zuckte die Achseln. „Wir könnten's wohl. Aber einmal müssen wir höhere Löhne zahlen, als in den meisten anderen Seidenindustrie-Distrikten gezahlt werden, und dann — ja, sehen Sie: wenn wir zu einem der großen Verkaufshäuser in Berlin, München, Hamburg kämen, zeigten unsere Muster in ganz, ganz feiner Waare vor, so würde es bestimmt heißen: Wunderschön, prachtvoll! Lyon macht's nicht besser. Aber ... unsere Kundinnen, die *solche* Waren kaufen, setzen doch nun einmal voraus, daß sie auch wirklich Lyoner Herkunft sei ... wir können Ihnen leider keinen Auftrag geben!“

O Du lieber deutscher Michel — wann wirst Du klug werden?

Der ganze Glanz.

Die Sterne groß und die Sterne klein
Mit hellem und mit mattem Schein,
Sie all erst geben das Sternenlicht,
Das durch die Nacht des Weltalls bricht.

So kann ich in Deinem Wesen sehn
Große und kleine Sterne stehn,
Und all die Lichter und Lichtchen im Haus
Machen zusammen den Glanz erst aus.

Fehlte Dir auch nur das kleinste im Kranz,
Mir wäre gestört der ganze Glanz,
Wie es mein Aug' mit Bekümmern sieht,
Wenn ein Wölkchen über den Sternhimmel zieht.

Friedrich Karl Kretzmann.

Chriſti Geburt.

Und Maria fror, und ihr Herz litt ſehr,
Als ſie im Stalle ihr Kind geboren!
Es war alles ſo fremd und ſo erdenſchwer — —
Die Botſchaft traumgleich in Nacht verloren!

Sie legte das Kindlein an die Bruſt
Und weinte. — —
Da hob ſich ein himmliſches Klingen.
Heimliche, ſelige Mutterluſt
Hob ihre Seele wie Engelsſchwingen.

Sie fühlte, was jede Mutter fühlt,
Vertauſendfacht: — ein Jauchzen, ein Schweben —
Das Kindlein, das ſie im Arme hielt,
Gab ihr ein neues, göttliches Leben.

Ihr Blick ward hell und ward ſonnenklar.
Und alle Schmerzen und alle Wonnen
Des Weibs, das den Heiland der Welt gebar,
Sind ihr ſchauernd durchs Herz geronnen.

Sie ſah die Not und die Nacht erhellt
Und die Geiſter leuchten in göttlichen Gaben.
Sie ſah alle Weisheit und Macht der Welt
Knien vor ihrem Himmelsknaben.

Und ihr Herz war groß, und ihr Sinn ward feſt.
Denn ſie ahnte das Kreuz vor der Seligkeit Toren.
Heiß und innig ans Herz gepreßt
Hielt ſie den Heiland, den ſie geboren.

Frida Schanz.

Der Schimmelreiter.

Eine Weihnachtsgeschichte von Agnes Harder.

In der großen Küche des Herrenhauses hatten sich nach der Bescherung die Hausleute und die Gutsherrschaft noch einmal versammelt, als das Draußenmädchen kichernd und atemlos die Ankunft des Schimmelreiters verkündigt hatte, der seine quietschende, aber taktgemäße Musik schon von weitem ertönen ließ. Die Mamsell hatte die Speisekammertür aufgemacht und in diesem geheiligten Raum, aus dem wahre Wolken von Wohlgeruch schlugen, gemischt aus dem Duft von Pfeffernüssen und Rauchwaren, in der Nähe der Tür ein paar Stühle für die Herrschaft aufgestellt. Sie selbst, die Meierin, das Stubenmädchen, die Draußenmädchen und die Meiermädchen saßen in der Küche eng an die Wand gepreßt, um freien Platz für die Vorführung des uralten ostpreußischen Weihnachtsspiels zu haben.

Neben der gnädigen Frau saß ihre verheiratete Tochter und ihr Schwiegersohn, während der neunjährige Hans, ihr ältester Enkel, erwartungsvoll und ein wenig bänglich zwischen Mutter und Großmutter geklemmt war.

Und jetzt ertönten Stampfen und Peitschenknallen, künstliches Gewieher, Brummen, Gemecker und eine wahrhaft höllische, quietschende Musik, die mit dem alten Volksreim:

„Widde widde witt, mein Mann ist Schneider"

einsetzte, während eine weiße Gestalt in kühnen Sätzen über die Fliesen der Küche tobte, und die Mägde mit jubelndem Geschrei noch weiter rückwärts drängten. Dem Schimmelreiter folgte aufrecht auf zwei Beinen der Bock, der flügelschlagende Storch und zuletzt der ungeheure, mit Erbsenstroh umwickelte Bär, abwechselnd auf allen vieren und aufrecht, mit dem vorgebundenen ledernen Wassereimer als Schnauze und mit der rasselnden Kette, an der ihn der als Zigeuner verkleidete rußgeschwärzte Führer lenkte.

Die Musik, ebenfalls zigeunerartig gehalten, wobei umgekehrte Schafpelze eine große Rolle als Verkleidungsmittel spielten, stellte sich um den Herd auf. Es waren lauter selbstverfertigte Instrumente. Der eine blies auf einem Pferdekamm, über den Papier gelegt war, der andere strich eine Art Brummbaß, zu dem Darmsaiten und Stricke über eine Bütte gespannt waren, der dritte schlug mit Blechlöffeln an einen Topfdeckel, der vierte spielte

eine Art Geige, der fünfte hatte eine Art Brummtopf mit Pferdehaaren, und der Führer, ein frischer Bursch, der vom Militär her auf Urlaub war, spielte die Handharmonika.

Indessen hatte der Schimmelreiter seine wilden Sprünge eingestellt und stand nun vor der Tür der Speisekammer still. Hans hatte längst den zweiten Kutscher in ihm erkannt. Der Bursche hatte sich zwei mächtige Tonnenreifen nach vorn und hinten an den Leib gebunden, die wieder von anderen Reifen überspannt waren, und mit langen, herunterwallenden Laken zugedeckt, und dieses bei jeder Bewegung schwankende und sich windende Gestell, das vorn noch einen kopfähnlichen Aufsatz trug, ergab bei seinen Sprüngen, dem Ausschlagen und dem Zurückwerfen des Kopfes, einige Ähnlichkeit mit einem Pferdekörper.

Auf die wilden Sätze des Schimmelreiters folgten die des meckernden Ziegenbocks, das Flügelschlagen und Klappern des Storches, dessen Darsteller mit dem langen, hölzernen Schnabel und den weiß umwickelten, flügelschlagenden Armen immer wieder auf die Gruppe der Küchenmädchen zustieß, die kreischend vor ihm auseinander stoben. Dann kam der Bär, eingewickelt in das Erbsenstroh, dienerte und brummte und hob seine Tanzbeine. Und das wirkte wie eine Aufforderung, denn plötzlich faßten die Tiere selbst nach den drallen Mädchen, die Musik setzte ein, und während der Schimmelreiter zur Seite trat, ging es klappernd durch die Küche:

„Widde widde witt, mein Mann ist Schneider,
Und ich bin die Schneiderfrau.
Und ich näh' viel schöne Kleider
Und ich setz' die Knöpfe an."

Die einfache Hängelampe, die von der Decke hing, schwankte hin und her, die Leute stießen lustige Juchzer aus und stellten sich dann noch einmal vor der Herrschaft auf. Der Führer steckte schmunzelnd mit dem freundlichen Dank in Worten auch den klingenden ein, und hinaus ging es über den gepflasterten Gang des Wirtschaftsgebäudes, die mit Asche bestreute Treppe vom Hof hinunter und mit lustigen Sprüngen, immer von der schrillen Musik begleitet, hinaus auf die verschneite Dorfstraße, an der aus den kleinen friedlichen Insthäusern überall die Weihnachtslichtchen schienen, und wo nun türein türaus das alte Spiel für einen Schnaps wiederholt wurde. — —

Die gnädige Frau hatte, ehe sie mit den Ihren ging, den Kutscher noch einmal herangewinkt und gefragt, ob beim Hofmann alles bereit sei; denn hier pflegte der Schimmelreiter Rast zu machen, die Verkleidung wurde abgelegt und das Faß Braunbier angestochen, das die Herrschaft den Leuten zum Fest gab.

Nun war Wegener der erste drunten beim Hofmann. Das Faß Bier war zurecht gelegt, die Krüge, aus denen die Leute tranken, standen daneben, und die Hofmutter hatte einen Berg Fladen aufgetürmt, den ihr die Mamsell gegeben hatte. Dazu hatte ja jeder noch seine Ziche mit der bunten Weihnachtsschüssel von der Bescherung im Herrenhause her. Aber vorher, ehe der Zug kam, was immer doch noch ein Stündchen dauerte, wenn auch einige der Knechtsfamilien und Instleute dem Schimmelreiter ihre Tür verschlossen, versammelten sich beim Hofmann um diese Stunde die Honoratioren, darunter ein Stadtbesuch. Für die rückte der Hofmann selbst und der erste Kutscher nun einen sauber mit einer blau und rot gewürfelten Decke bedeckten Tisch zurecht. Sie stellten die Rumflasche darauf, während die Hofmutter die große Kanne mit kochendem Wasser neben die Rumflasche stellte. Da schlugen sie auch schon draußen den Schnee von den Mützen, reinigten die Stiefel auf der Strohmatte und kamen mit einem „Guten Abend auch" herein, setzten sich um den Tisch und mischten sich ihren Grog. „Und nicht zu schwach," sagte der Gärtner zu seinem Besuch aus der Stadt, „denn dafür ist Weihnachten." Darauf süßten sie sich das Getränk und sahen sich bedächtig an.

Der Stadtherr aber, der soviel Vorbereitungen vielleicht lästig fand und den die Sache interessierte, setzte gleich mit dem Schimmelreiter ein. Er wollte wissen, wie und woher, und ob es immer so gewesen? Und ob denn da ein Sinn bei sei, eine Bedeutung? Denn in der Stadt natürlich müsse alles einen Sinn

und eine Bedeutung haben, sonst sei es für die Katz.

Der Gärtner, der ein Sinnierer war, und vor einem Froschskelett, das er mit dem Spaten aufwarf, tiefsinnige Betrachtungen anstellen konnte, wollte, da er den Fremden eingeführt hatte, in diesem Fall nicht das große Wort führen und sagte: „Na, Wegener, denn red' Du, als es sich auch um Pferde handelt, das geht Dich an."

Sie sprachen dem Fremden zuliebe hochdeutsch, und das machte ihre Ausdrucksweise noch bedächtiger und überlegener, und Wegener tat erst einen tiefen Zug, ehe er sich niedersetzte und sagte:

„Woher, das weiß ich nicht, aber daß es schon immer so gewesen ist, das weiß ich. Der Schnabel von dem Klapperstorch und die Tonnenbügel für den Schimmelreiter, die liegen neben dem Löscheimer im Spritzenhaus, und ich habe sie schon vorgefunden vor dreißig Jahren, und der nach mir kommt, der wird sie da auch finden. Sie sagen ja, mancher Pfarrer verbietet das Spiel und sagt, es ist Unfug und heidnisch; aber unserer drüben im Kirchdorf hat nie was gegen gehabt, und ich glaube, er hat recht."

Indessen öffnete sich die Tür, und der Hirt kam aus dem Stall, wo er noch einmal die Runde gemacht hatte. Er hatte gerade noch die Worte Unfug und heidnisch gehört, und während er sich ein wenig abseits setzte und der Hofmutter dankte, die auch ihm ein Glas Grog brachte, denn er gehörte nicht ganz zu den Honoratioren, die da um den Tisch saßen, sagte er bedächtig:

„Heidnisch oder christlich, das weiß einer schwer; aber das weiß ich gewiß, daß meine Kühe und Ochsen heute von zwölf bis eins sprechen können, und daß sie es auch tun; aber zuhören werd' ich nich, weil daß mir mein Leben noch lieb is. Und der alte Raffel, der vor mir hier war, es is aber nun schon länger als Du weißt, Gärtner, und auch Du, Kutscher, der hat's ja einmal hören wollen, und am Morgen hat er krank gelegen, und in der Neujahrsnacht is er gestorben. Der selige gnädige Herr aber, der damals noch 'n Jung gewesen is, so wie jetzt der Kleine, der hat mir denn gesagt, immer bloß von den Kühen hat der alte Raffel gesprochen vor seinem Tod, und von nichts anderm, und wie er mit ihnen auf dem Kleeschlag gewesen is am Kirchberg, wie der Wind gegangen is und der Klee frisch, und wie er sich geängstigt hat, daß sie alle aufgehen würden, und wie er immer geschrieen hat, ‚sei man rein still, ich hol' das Messer'. Das weiß ich für gewiß, und darum hab' ich die Tür vom Kuhstall zugemacht, und das is meine Meinung."

Der Kutscher war ein wenig ungeduldig geworden über die Unterbrechung. Er hatte sein Glas ausgetrunken und frisch gefüllt und sah überlegen aus.

„Ich mein', der Teufel ist dabei im Spiel," sagte er, „und ich weiß, was ich sag'. Das hab' ich schon gelernt, wie ich noch ein Kind war, daß jeder Schimmelreiter nur sein eigen Dorf hat, und über die Grenze darf er nie hinaus, und wenn er es doch tut, denn geschieht ein Unglück. Denn kommt der andere Schimmelreiter vom anderen Dorf ihm entgegen. Das is aber nich der Schimmelreiter, das is der Teufel, und an der Grenze treffen sie sich, und denn dreht der Teufel ihm das Genick um."

Der fremde Gast erschauerte leise. Es war hier so anders als in der Stadt. Die kleinen Fenster waren halb mit Schnee verweht, und von draußen über die kahle Fläche, auf der die nackten Bäume standen, in Gruppen zerstreut oder die Wege bezeichnend, pfiff der Wind und schlug gegen das kleine Haus, das so geschützt und geduckt unter dem Herrenhaus lag, das erste in dieser Gruppe, die wie ein Volk Rebhühner es sich im Schnee behaglich gemacht hatte.

Zuweilen drang ein schriller Ton der Musik über den Weg herüber, zerfetzt und zerrissen. Die Männer legten die schweren Arbeitshände um die Groggläser und fühlten sich in der hohen Temperatur des Zimmers an dem heiligen Abend so recht behaglich. Sie waren über eine Stunde zur Bescherung drüben im Herrenhause gewesen, wo die Schulkinder gesungen hatten und die gnädige Frau mit ihnen ein Glas Punsch getrunken und mit jedem angestoßen und ein paar Worte geredet, und das lag

noch wie ein Feierglanz auf ihrer Seele. Und dann war die junge gnädige Frau wieder da, seit langer Zeit zum ersten Male, und während sie vorhin mit ihren Kindern, die die Geschenke fest im Arm hielten und mit den stolzen Müttern, die immer wieder über die mit Wasser geglätteten Haare der Kleinen gestrichen hatten, nach ihren Wohnungen gegangen waren, hatten sie gesagt, daß die junge gnädige Frau doch wirklich statsch sei, und wie schön den Herrn Rittmeister die Uniform kleide, und was für ein Jung der Hans sei. Alles, was das Weihnachtsfest in den Herzen der Menschen wecken konnte, die das lange Jahr hindurch arbeiteten, war in ihnen aufgewacht, und wenn sie sich auch begnügten mit der Tanne im Herrenhaus, die für sie alle brannte, und mit jener, die morgen beim Kirchgang am Altar stehen würde, so empfanden sie doch tief in ihren Herzen, daß es Heiligabend sei. Und Wegener vor allen, der nun noch seine Geschichte erzählen konnte, und noch dazu vor einem Stadtgast.

„Ja, die Frau Rittmeister," sagte er bedächtig, „die war damals noch 'n Mädchen, aber unsereins, was so oft mit der Herrschaft zusammen is, wußte doch schon, wie es stand; denn im Herbst nach dem Manöver, wie der große Urlaub war, da war der Herr Leutnant von nebenan ja immer hier, und wenn sie in den Stall kamen und die Pferde besahen, und ihre Augen gingen so aneinander vorbei und blitzten dann auf einmal so, denn hab' ich mir schon mein Teil gedacht. Und zuweilen, wenn ich mit der alten gnädigen Frau und dem gnädigen Fräulein ausgefahren bin, denn hab' ich ja auch so was gehört, so ein Wort oder eine Anspielung, aber über so was redt man ja nich."

„Ja," sagte der Gärtner, der seine Eifersucht nun nicht länger unterdrücken konnte, „da werd' ich ja wohl mehr gewußt haben, wenn sie an die Rosen gekommen sind oder Tennis gespielt haben, und ich bin vorbei gegangen; aber da hast Du recht, Wegener, über so was redt man nich."

„Und," fuhr Wegener fort, auf dessen Stirn sich über die ewigen Unterbrechungen eine tiefe Falte bildete, „und denn war das das Jahr, wo ich den Fried hatte als zweiten Kutscher unten im Stall, und da war ja nu wohl der Teufel wirklich los. Reiten konnte der Fried, als wär' er mit'm Pferd zusammen geboren, aber sonsten hätt' ich meine Peitsche am liebsten auf ihm entzwei gebrochen, und ich hab's der gnädigen Frau gesagt, daß es mich gegen die Reputation ginge, und wenn der Fried nich fortkäm, denn wüßt' ich nich, was werden sollt; denn daß ich nich gehen würd', das wußt' die gnädige Frau ja, wo ich doch all die Zeit her, wo der gnädige Herr tot war, das meinige getan hatt', daß sie sich auf mich verlassen konnt'.

„So lang die Lowise aber im Herrenhaus war, die fixe Margell, als Stubenmädchen bei der Herrschaft, so lang würd' der Fried nich von selber gehen, das wußt' ich auch, denn hinter der war er her, wie der Fuchs hinterm Hasen. Und verdenken konnt' ich's ihm ja nich, denn die Lowise war was Rares, so manierlich, so mit 'm Wupptich, und wenn sie runter kam vom Herrenhaus, das Anspannen bestellen, denn mußt' ich ihr selbst nachsehen, so setzte sie ihre Füße wie'n Pferd, das den französischen Tritt hat. Den Fried wollt' sie aber nich, der wär ihr zu wild, sagte sie, und denn trank er auch. Ich hatt' das auch all' der gnädigen Frau gesagt, und wer trinkt und einmal besoffen is, der muß fort bei uns auf dem Hof, das wußt' er auch. Aber noch hatt' er sich immer gedrückt, und man will ja auch nich grad 'n Menschen ins Unglück bringen. Weil die Lowise aber auch keinen anderen hatte und keiner ein Wort über sie reden konnt' und alle Klatschmäuler schweigen mußten, so ging das noch, bis im Februar der Gestüter kam."

„Wer ist das?" fragte der Städter, der aufmerksam zuhörte.

Wegener warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „Der Gestüter is der Gestüter," sagte er, „wo mit den Deckhengsten zu uns in Station kam. Denn damals hatten wir noch die Station, die der gnädige Herr eingerichtet hatte, und die Bauern kamen zu uns mit ihren Stuten, womit wir denn aufhörten, die gnädige Frau

und ich aus schönster Übereinstimmung, weil es zu viel Ärger gab, und weil wir lieber Fohlen kaufen wollten und nich mehr selbst ziehen, wie wir es jetzt noch machen, und es geht; denn wenn man so das Jahr über 'rumfährt, denn kennt man ja die Mutterpferde bei den Bauern im ganzen Kreis.

„Der Gestüter aber mit seinen weißledernen Beinkleidern und seinem Pli und der Militärmütze, der is von jeher in so'n Dorf gekommen," er suchte offenbar nach einem Vergleich, „wie'n Hahn auf'n Hühnerhof, und da sind ja alle immer hinter ihm her gewesen, und die Mamsell selber hat ihm dazumal 'n Kaffeetopf besorgt, auf dem stand ‚Aus Liebe'. Und der vorige war auch ein Filou gewesen, worüber sich die gnädige Frau beschwert hatte, und ich hab' gehört, wie sie einmal gesagt hat, de Lieb wär de Lieb, aber de Schweinerei wär' was anders, und darauf hat ihr der Herr Gestütsdirektor, der im Frühling immer auf den Rehbock 'rüber kam, nun einen ausgesucht, von dem hat er geschrieben, es wär 'n Exempel. Und 'n Exempel war der Klade auch. Was das Reiten anbetraf, wenn er die Hengste bewegte, wo der eine, der Vollmar, von dem damals alle Pferde hier in der Gegend den weißen Stern erbten, doch 'n reiner Satan war, da nahm er es mit jedem auf, und im übrigen war er Besitzersohn aus 'm Nachbardorf und ging 'rüber zu seinen Eltern, wenn er frei hatte, und um die Mädchen im Dorf kümmerte er sich nicht. Bloß um die Lowise, das war was anderes, und da hatte die gnädige Frau auch nichts dagegen, denn wie sie mit ihr gesprochen hat, da hat die Lowise gesagt, da wär' nu nichts zu machen, sie ging mit ihm, und übers Jahr wollten sie sich heiraten, und es hätte alles seine Richtigkeit.

„Aber ich hab' ja in der Zeit gedacht, der Fried würd' dem Klade eine versetzen, wenn der mal gegen Abend zu mir herunterkam und mit mir 'n vernünftiges Wort sprechen wollt' über Fohlenzucht und Pferdemarkt und Remontekommission. Und einmal hab' ich den Klade auch gewarnt. Da hat er so gelacht und den Kopf nach hinten geworfen und gesagt: ‚Ich steh' in königlichem Dienst, und ich will doch sehen, wer sich an mir vergreift. Und wenn er der Lowise was tut, denn dreh' ich ihm das Genick um.' Und die Zeit is wirklich vorbei gegangen und is nichts geschehen, und der Klade is mit seinen Hengsten abgeritten, und nur der Postbote hat mehr zu tun bekommen. Denn die Lowise hat manchmal an einem schönen Sommerabend einen Brief in den blauen Kasten gesteckt, der an die Hofkastanie angenagelt ist, und wenn es wahr is, was der Gärtner sagt, daß da bisher manchmal 'n Zaunkönig in genistet hat, denn war das nu vorbei, wegen der Lowise ihre Liebesbriefe. Nach 'm Stall is sie aber nich mehr gekommen und an dem Erntefest hat sie nich getanzt und is nur zum Umzug oben auf dem Kornboden gewesen und mit der Herrschaft fortgegangen, und der Fried hat sich an dem Fest so betrunken und Lärm gemacht und zwei Stallaternen zerschlagen, daß die gnädige Frau ihm am nächsten Tage zum 1. Januar gekündigt hat, und wenn er noch muckste, denn sollte er gleich gehen. Aber das wollte er doch nich, und zu dem Weihnachtsfest wollte er auch noch der Schimmelreiter sein, wie das Jahr vorher. Ich hab' aber getan, was ich konnte, daß ich das verhinderte; denn mir hat nichts Guts geahnt. Er is nur so 'rum gegangen, wie ein Hund, der wasserscheu is, ehe die Wut ausbricht, und ich hab's nich lassen wollen. Er hat aber seine Anhänger gehabt bei den Knechten, denn mit denen hielt er, wo er doch in den Kutschstall gehörte, und sie ihn nichts angingen, und so hat er seinen Willen durchgesetzt.

„Es hieß aber im Dorf, der Klade sei auf Weihnachtsurlaub bei seinen Eltern, und der Briefträger hat auch öfter 'n Brief im Herrenhaus abgegeben. Da hatte er überhaupt jetzt viel zu tun, denn das gnädige Fräulein, was jetzt die Frau Rittmeister is, die bekam ja denn wohl dazumal jeden Tag einen und is dem Postboten schon immer entgegen gegangen am Kanal bis fast an die Grenz' vom Nachbargut und hat den Brief genommen und is in den Garten gelaufen und hat ihn gelesen."

„Ja," sagte der Gärtner, „und wenn

sie ihn gelesen hat, denn hat sie ihn geküßt, das hab' ich auch gesehn, und ich hab' auch gewußt, von wem der Brief is."

„Und ich auch," sagte Wegener ärgerlich, „aber wenn Du mich noch einmal unterbrichst, denn erzähl' ich meine Geschichte nich zu End'. — Wie nun Weihnachten herangekommen is, war erst die Bescherung im Herrenhaus wie jedes Jahr und wie auch heute. Die Kinder sangen dieselbigen Lieder, nahmen ihre Sachen und küßten der gnädigen Frau die Hand, jeder sagte seinen Spruch, für uns stand auch die Tafel da, und es war alles, wie es sein soll. Und ich kriegte dazumal die sammetnen Reitbeinkleider, die so gut gehalten haben und die mir der bucklige Schneider, der damals noch lebte und jeden Januar in die Handwerkerstube einzog, genäht hat und gesagt, so 'n schönen Stoff hätt' er selten unter die Finger.

„Na, und denn war in der Küche die Vorführung vom Schimmelreiter, grad' wie heut auch, nur daß das gnädige Fräulein, wenn was auf dem Hof sich geregt hat, an die Tür gelaufen is und hinausgesehen hat, und wenn sie wieder reingekommen is, hat sie 'n ganz roten Kopf gehabt, und denn haben sie den Umzug gemacht von Haus zu Haus, und zuletzt sind wir wieder beim Hofmann gewesen wie alle Jahr. — Das war aber noch Ihr Vater," und er nickte dem Hofmann zu, der das Nicken ernsthaft erwiderte. „Und hier is denn wüst zugegangen, denn mit dem Braunbier von der gnädigen Frau hatten sie ja nich genug und hatten sich noch Schnaps besorgt, und der alte Hofmann wollt's nich leiden; aber da is der Fried aufgetreten mit der Hand in der Hosentasch', als such' er nach dem Messer, und da hat der Fried denn angefangen zu kommandieren, und seine Augen haben wohl in seinem Kopf gestanden wie zwei Feuerkugeln. Das kam, weil oben in der Küche, als der Tanz anfing und er auf die Lowise zugegangen is und sie hat umfassen wollen, die ihm den Rücken gedreht hat und zur gnädigen Frau gegangen is und sich in die Tür der Speisekammer gestellt hat. Es war aber so 'n Ton und wurden solche Sachen gesagt, daß der alte Hofmann und ich rausgegangen sind aus der Stube hier; denn es war heiliger Abend, den wollte ich mir nich verschimpfieren lassen, und ich bin rübergegangen auf die andere Seite vom Haus und hab' mich zu meiner Frau gesetzt. Die ganze Freud' is mir aber verdorben gewesen. Und da hör' ich auf einmal, wie sie draußen einen Lärm auf 'm Flur machen, und der Hofmann kommt rein und sagt: ‚Nu wollen sie nach 'm Nachbardorf und über die Grenz', Wegener, komm und red 'n vernünftiges Wort mit ihnen.' Da bin ich doch rausgegangen und hab' mich so in die Tür von meiner Stub' gestellt und hab' den Fried angeschrien, ob er seinen Verstand verloren hätt' und ob er nicht wüßt', daß der Schimmelreiter nich raus darf aus seinem Revier, und ob er denn grad ins Verderben laufen wolle? Da hat er gejohlt und gebrüllt, und all die anderen, aus denen bloß der Fusel sprach, mit ihm, und hat sich grad so vor mich hingestellt wie ich, noch breitbeiniger, und hat gesagt: Zu befehlen hätt' ich ihm nichts mehr, und wenn ich an den Teufel glaubte, denn wär' das meine Sache, und ihn ging's nichts an, und er wär' keiner von den Dummen, und heut hätt' er grad mal Lust drüben in Seefelde dem Klade vor seiner Tür eins aufzuspielen, denn könnten sie ja sehen, wer besser reiten könne, und wenn der Teufel wolle, könne er ihm ja helfen.

„Und da sind sie wirklich aus der Tür und den Hof runter nach 'm Kanal, der Fried als der Schimmelreiter voran und dann der Bock und der Storch und der Bär, der mußte aber zurück bleiben, denn er konnte in all dem dicken Erbsenstroh nich Schritt halten, und die Musikanten und was so noch mitgelaufen is. Aber eins nach 'm andern is auch zurück geblieben, wie der Winterwind ihnen den Fusel von der Stirn genommen hat, und ich bin in Todesangst mit 'm Hofmann hinterher. Es war aber ein kalter Winter und lag so hoch Schnee, daß wir schon den ganzen Dezember Holz aus dem Wald gefahren hatten, und es war der Winter, Gärtner, weißt Du noch, wo sie den Teich ausmoderten hinter 'm Dorf, und wo sie auf dem Grund das Skelett gefunden haben, wo keiner mehr gewußt hat, wer das gewesen is. Und is doch

'ne halbe Stunde bis Seefelde immer am Kanal entlang. Der war zugefroren und verschneit und Schlittenspuren drauf. Die schwarzen Wuhnen aber mit den Strohwischen daneben, die der Fischer geschlagen, die glänzten ganz unheimlich im Mondlicht. Das schien manchmal und manchmal nich, die Wolken jagten nur so über den Himmel, und jetzt fing es auch an zu schneien, und als ich mich nach 'm Dorf umsah, da sah ich nur undeutlich die Lichter vom Herrenhaus durch das Schneetreiben, aber vor mir hörte ich immer die quietschende Musik, nur dünner und zerfahrener, denn auch von den Musikanten war mehr wie einer zurück gekommen, als er sich ausgenüchtert hatte. Und die vorn waren auch langsamer geworden, denn der Hofmann und ich kamen ihnen immer näher, und nur der Fried, der Schimmelreiter, der setzte am Kanal entlang wie toll und war nu bald an der Biegung, wo man den Weg nich mehr sehen kann, und wo denn Seefelde drüben liegt und der Kanal in den See geht. Da hat das Schneetreiben auf einmal aufgehört, weil 's man so ein Stiem war, und die schwarze Wolke is vom Mond fort, und der schien ganz klar, und da an der Biegung war die Grenze. Man sah ganz deutlich, wie längs dem Weg, der gegen Seefelde zugeht, das schwarze Erlengebüsch auf den weißen Schnee kroch als wie 'n Band, das sich hinzog, und hin und wieder stand ein Baumbündel, und alles war weiß, und rechts sah man im Kanal die schwarzen Wuhnenlöcher.

„Da ging mir auf einmal der Atem aus. Ich bekam so 'ne Angst, wie der Fried da gradaus lief, und ich stand still und schrie: ‚Fried, halt an, das is die Grenz'!' Und es war mir auch so, als hielt er an, und ich weiß auch nich, wo er die Lungen hergenommen hat, daß er den Lauf machen konnt'. Aber dann nahm er einen Ansatz und ging die Brück' über den Bach in die Höh'. Wie er das getan hat, da haben sie alle, die still gestanden sind hinter ihm längs des Weges, der Bock, der noch am nächsten bei ihm war, und der Storch, und die Musikanten, und ich und der Hofmann, einen gräßlichen Schrei ausgestoßen. Denn grad auf der Brück' is auf der anderen Seit' der Kopf von einem Schimmel in die Höh' getaucht und dann etwas, das konnt' ich nich sehen, aber die nächsten haben gesagt, es is ein Totenkopf gewesen, dann hat 's auf der Brück' gestanden, dem Fried gegenüber und hat gewiehert. Und der gräßliche Schrei muß auch von seinem Mund gekommen sein, denn er is zurückgetorkelt und hingefallen, und dann sind wir alle, ich auch, umgedreht und nach 'm Dorf gelaufen, und keiner hat sich umgesehen, jeder hat gedacht, der Teufel hält ihm die Hand im Genick. Aber kaum bin ich noch am Hof gewesen, da hab' ich mich gefaßt und 'n Vaterunser gebetet und mich umgesehen, denn es is mir die ganze Zeit über gewesen, als hört' ich Hufschläge hinter mir, und ich war doch 'n alter Soldat, und die Hufschläge, das wußt' ich wohl, die kamen von keinem Gespenst und von keinem Teufel, denn der hat doch man einen Pferdefuß. Und wie ich mich umsah, da kommt der Schimmelreiter auf mich zu, aber nich der Fried, von dem hab' ich nichts mehr gewußt, sondern der Herr Rittmeister, was damals noch der Herr Leutnant war, und in voller Uniform von den Danziger schwarzen Husaren, den Totenkopf an der Bärenmütze und auf seinem weißen Pferd mit dem langen Schwanz, und seine Säbelscheide rasselte nur so. Und da hab' ich stramm gestanden, ‚Zu Befehl, Herr Leutnant' gesagt, und er hat sein Pferd angehalten.

„‚Wegener, seid Ihr denn alle des Teufels', hat er gesagt, ‚und ist das Euer Christfest hier, wo ich mich 'ne Stunde verspätet hab' und eigentlich schon drüben sein müßte im Herrenhaus? Und da draußen auf der Brücke liegt einer, Euer Schimmelreiter, wie ich gesehen hab', und hat ein braunrotes Gesicht und rührt sich nicht, und wenn mich nicht alles täuscht, hat ihn der Schlag getroffen, und Ihr lauft davon wie die Tollen?'

„‚Meine Zähne haben aber noch immer zusammengeschlagen, und ich hab' nichts antworten können, und er is an mir vorbeigeritten nach dem Herrenhaus zu. Da haben sie an dem Abend Verlobung gefeiert, und die Fenster sind noch lange hell gewesen, und der Schimmel hat bei mir im Stall gestanden, und ich hab' ihm

ſelbſt das Futter in die Krippe geſtreut und hab' mit der Hand ſo über ſeine Mähne geſtrichen und hab' nachdenken können, wie unſer Herrgott die Menſchen an 'nem Stab hält und führt, wie er will.

„Im Spritzenhaus aber hat der Fried gelegen, den hat's wirklich getroffen, und er hat kein Lebenszeichen mehr von ſich gegeben, und die gnädige Frau is mit mir dageweſen und hat ihn geſehen und hat geſagt, als ich ihr alles erzählt hab': ‚Gottes Wege ſind nicht unſere Wege'. Und das iſt die Geſchichte vom Schimmelreiter."

Die Zuhörer, die ſie gut genug kannten, nickten befriedigt. Für die gehörte ſie lange zum eiſernen Beſtand der Weihnachtsfeier. Und jetzt tönte es von draußen herauf, lärmend und johlend, und in der Tür erſchien der Führer und fragte, ob der Hofmann und die Hofmutter erlaubten, daß der Schimmelreiter hier ſeine Vorführungen mache. Und als ſie freundlich aufgefordert wurden, näherzukommen, ſtampfte der Schimmelreiter wiehernd und ausſchlagend in einem lebhafteren und ausgelaſſeneren Tempo als oben in der Küche des Herrenhauſes, in die große Stube, wo die unverheirateten Knechte ſonſt zu eſſen pflegten, und die Tiere folgten ihm, bereit, ihre Anzüglichkeiten hier deutlicher zu erkennen zu geben, und die Muſik ſetzte ſich draußen in der offenen Tür in die Helle des Herdfeuers, das ſeltſam auf den roten Fließen ſpielte, und ſchrill ertönte es:

„Widde widde witt, mein Mann iſt Schneider."

Die Weihnachtsglocken.

Wie tönen heut die Weihnachtsglocken
Viel voller übers weiße Land,
So voll und weit, als gäb's kein Stocken
An irgendeiner Felſenwand;

Als wär' die ganze weite Erde
Ein unbegrenztes großes Meer —
Und drüber brauſte neu ein „Werde!"
Als neues Schöpferwort daher.

Ein Liebeston lebt in den Klängen,
Den nur das Kinderohr verſteht,
Ein Ton aus himmliſchen Geſängen,
Wie er die Welt einmal umweht!

Im ganzen Jahr, — ein Engelreigen,
Wie er um Gottes Thron erklingt. —
... Erwach, o Welt, dich neu zu zeigen
Dem Heiland, der den Frieden bringt!

Karl Ernſt Knodt.

Adelaide Ristori.

Bühnenerinnerungen von Eugen Zabel.

Wie aus entlegener Ferne klingt der Name der Künstlerin, die als hochbetagte Greisin in der „ewigen Stadt“ entschlafen ist, der Jugend ans Ohr, ohne einen lebendigen, sinnfälligen Eindruck zu hinterlassen. Auf der Bühne, wo sie wie eine Königin begrüßt und bewundert wurde, sind seitdem andere Größen emporgewachsen, die den Ruhm des Tages an sich fesseln und das Recht der Lebenden gegenüber den schweigenden Toten geltend machen. Aber wer ein Menschenalter und drüber hinaus mit seinen Erinnerungen zurückdenken kann, verbindet mit dem Namen Adelaide Ristori Vorstellungen, die niemals verblassen können. Als die Trauerbotschaft bei uns eintraf, griff ich unwillkürlich zu einem Buche, in dem die Künstlerin unter dem Titel „Ricordi e studi artistici“ ihren schauspielerischen Werdegang geschildert, ihre Hauptrollen nach Inhalt und Wirkung beleuchtet, sowie allerlei Zeugnisse von berufenen Federn über ihre Ruhmesfahrten gesammelt hat. Unzählige Stimmen klingen darin durcheinander, um der Behauptung recht zu geben, daß die vierundachtzigjährige Matrone, die man aus ihrem schönen Heim im Palazzo Capranica in Rom zu ihrer Familiengruft getragen hat, in ihrer Jugend ein Bild von Anmut und Schönheit gewesen sei und eine bezaubernde Gabe besessen habe, von der Bühne herab die Meisterwerke der dramatischen Poesie vor den Augen und Ohren begeisterter Zuschauer lebendig zu machen.

Es ist schon lange her, daß sie zum letztenmal in Deutschland auftrat, im Herbst 1879. Sie begann ihr Gastspiel damals in Berlin im Königlichen Schauspielhause und beendete es in dem längst verschwundenen Nationaltheater, das später ein Raub der Flammen wurde und vierstöckigen Wohnhäusern Platz machte. Die älteren Theaterbesucher waren sämtlich zur Stelle und schwelgten vor Entzücken, während die Jüngeren kopfschüttelnd auf die Runzeln hinwiesen, die von dem Gesicht der Ristori durch keine Schminke zu beseitigen waren und zu dem Charakter ihrer Rollen nicht mehr zu passen schienen. Freilich war sie bereits in der Mitte der fünfziger Jahre zum erstenmal in Berlin gewesen und ihre Bewegungen mußten damals noch mehr Plastik und Majestät besessen, ihre Mimik noch natürlicher und eindringlicher gewirkt, ihre Stimme noch heller und beseelter als bei dem Abschied geklungen haben, den sie von ihren Freunden in der deutschen Hauptstadt nahm. Aber das Großzügige und Monumentale ihrer Kunst ließ sich durch diese störenden Äußerlichkeiten doch jeden Augenblick erkennen. Ich denke immer noch an Freund Albert Niemann, den genialen Wagnersänger, der mir in den Zwischenakten aufgeregt die Hand drückte und dabei wiederholt sagte: „Das ist wirkliche große, tragische Kunst, alles andere dagegen Quark!“

Ich sah die Künstlerin zunächst in der Legouvéschen „Medea“, die sie in allen Teilen nicht nur für das Gefühl, sondern auch für das Auge völlig überzeugend bewältigte. Dann kam ihre Maria Stuart in der italienischen Übersetzung von Maffei an die Reihe, wobei sie das Gottesgnadentum und die katholische Rechtgläubigkeit wie einen unvergänglichen Glorienschein über die Rolle ausbreitete. In der Kerkerszene machte sie vor Burleigh kaum eine einzige Bewegung, und doch merkte man, daß sie sich weniger vor ihm als vor der Welt verteidigte und deren Richterspruch erwartete. Das Wort „Vendetta!“, das sie in der Gartenszene der Elisabeth zurief, wirkte wie das Aufblitzen einer scharf geschliffenen Waffe, und beim Schluß, als sie von den Armen der allein seligmachenden Kirche aufgenommen und zum Richtblock hinausgeführt wurde, war sie die Siegerin über ihre verhaßte Feindin. Ihr leichenblasses Antlitz als nachtwandelnde Lady Macbeth schien sich, während sie aus einem Gefäß Wasser zu schöpfen und die blutigen Flecken der Hand abzuwaschen suchte, von Minute zu Minute immer gramvoller zu entstellen, während sich aus der tief atmenden Brust der Träumenden ängstliche Seufzer emporrangen. Die Paraderollen der Elisabeth und Maria Antoinette, die Giacometti in seinen Dramen für sie geschaffen hatte, gaben gewissermaßen das Höchste ihrer Kunst in einem Auszug, dessen Reichtum sich kaum übersehen ließ. Als Judith und Myrrha in dem Trauerspiel von Alfieri wirkte sie so überwältigend und eigenartig, daß sie die Schauspielkunst über sich selbst zu erheben schien.

Künstlerisches Schaffen war ihr Lebenselement und für sie ebenso unentbehrlich wie Atmen und Schlafen. Jede Gelegenheit, Bewunderung und Beifall zu ernten, hat sie erschöpfend ausgenützt, vor den tonangebenden Beurteilern ihrer Kunst in den Kulturländern des westlichen Europa wie vor der farbigen Bevölkerung Mittel- oder Südamerikas, vor den erlauchtesten Geistern

ihrer Zeit und vor König Kalakauo, der ihr in Frack und Zylinder in Hawai seine Bewunderung ausdrückte. Als bei einer Überfahrt auf einem Ozeandampfer ein Matrose durch eine Welle über Bord gerissen wurde, hat sie für dessen Hinterbliebenen bei stürmischem Wetter die Gartenszene aus „Maria Stuart" gespielt. Man hat ihr sogar eine politische Mission im Kampf um die Einheit Italiens zuerkennen wollen, weil sie bei ihrem Erscheinen überall Begeisterung für die Förderung des nationalen Gedankens erweckte. Wie bedeutend sie als Persönlichkeit auch im Privatleben wirkte, bewies sie einmal in Madrid, als sie sich der Königin Isabella zu Füßen warf und die Begnadigung eines Soldaten erreichte, der, durch rohe Behandlung zur Verzweiflung gebracht, seinen Unteroffizier erstochen hatte. Zum letztenmal war sie 1898 in Turin auf der Bühne erschienen, um während der Ausstellung den fünften Gesang aus Dantes „Hölle" zu sprechen, und als sie 1902 ihren achtzigsten Geburtstag feierte, nahm ganz Italien daran teil. Eleonora Duse richtete damals die schönen Worte an sie „Adelaide Ristori: la perfezione nell' arte e nella vita."

Schenken wir dem Geburtsort der großen Tragödin einen kurzen Besuch. Er ist leicht zu erreichen, wenn wir die Eisenbahnfahrt von Triest nach Venedig in dem freundlichen Udine unterbrechen. Eine Zweigbahn bringt uns in einer halben Stunde nach Cividale, wo über den Häusern sich die letzten Ausläufer der Alpen am Horizont abzeichnen und ein Hauch alten geschichtlichen Lebens den verfallenen Stätten eine tiefere Bedeutung gibt. In Cividale ist Adelaide Ristori am 29. Januar 1822 geboren und wenige Tage darauf in dem Batisterio des Pfarrsprengels von S. Silvestro getauft worden. Unser Führer weist mit Stolz auf das Blatt im Kirchenbuch hin, in dem die Eltern des Mädchens als ehelich verbunden eingetragen sind. Sie waren kleine Schauspieler, die nicht daran denken konnten, daß ihr Kind dereinst die ganze Welt mit seinem Ruhm erfüllen und einem Theater, sowie einer Straße in Cividale den Namen geben würde.

Adelaide Ristori.
Aufnahme vom Jahre 1879.

Adelaide war noch nicht drei Monate alt, als sie bereits auf der Bühne mitwirkte. Das geschah in einem kleinen Lustspiel „Il regali del capo d'anno". Es handelt sich darin um den heimlichen Ehebund, den zwei junge Leute gegen den Willen des Vaters der Frau geschlossen haben und dem ein Töchterchen entsprossen ist. Um die Versöhnung mit dem wutschnaubenden Familienoberhaupt herbeizuführen, soll ihm sein zartes Enkelchen in die Arme gespielt werden. Aber wie kann das bewerkstelligt werden? Da wendet ein alter Diener eine List an, indem er sich der patriarchalischen Gebräuche auf dem Land erinnert, bei dem es bei Beginn des Jahres Sitte ist, dem Gutsherrn einen Korb mit Früchten, Hühnern und Eiern ins Haus zu bringen. Zwischen diese Neujahrsgaben wird das Kind sorgfältig verpackt und mit dem Korb dem Großvater in die Wohnung gebracht. Man beginnt seinen Inhalt auszupacken, aber ehe dem brummigen Alten sich zwei zarte Kinderarme entgegenstrecken können, fängt unsere Adelaide, die mit der stummen Rolle betraut war, so gottsjämmerlich zu schreien an, daß von den Schauspielern kein Wort zu verstehen ist und die Zuschauer zu lachen anfangen, bis Mutter Ristori ängstlich herbeieilt, ihr Kind liebevoll an sich nimmt und es im Garderobenraum mit der Flasche zum Schweigen bringt. Vielleicht die einzige Rolle, die von der Künstlerin nicht bewältigt wurde und unfreiwillige Heiterkeit erweckte!

Ebenso schnell wie sie heranwuchs, entwickelte sich auch ihr Talent. Sie war noch nicht vier Jahre alt, als sie ihre ersten Sprechpartien geläufig beherrschte. Mit zwölf Jahren war sie über das Mittelmaß aufgeschossen und in der Lage, auch größere Aufgaben zu übernehmen. Mit vierzehn Jahren spielte sie zum erstenmal die Titelrolle in dem rührenden Liebes-

drama „Francesca da Rimini“ von Silvio Pellico, das später für sie zu einem der größten Triumphe werden und sie auf ihren Weltfahrten überall begleiten sollte. Hatte sie sich früher auf die Darstellung des Anmutigen und Heiteren beschränkt, so wendete sie sich allmählich immer mehr dem hohen Stil der Tragödie zu, die ihrem Wesen am meisten entsprach. Mit zwanzig Jahren war sie bereits „prima attrice“ der Compagnia Mascherpa, die im Dienst der Herzogin Maria Luise von Parma stand und im Herbst 1842 nach Rom kam, wo sich in dem kleinen Saal des „Teatro Metastasio“ alsbald jeden Abend die beste und vornehmste Gesellschaft der „ewigen Stadt“ ein Stelldichein gab. Das Stück „Das Testament einer armen Frau“, in dem Adelaide Ristori damals auftrat, ist längst vergessen, aber die Berichte der Zeitungen über ihre Leistungen haben sich noch erhalten. Allgemein wurden ihre vornehme Erscheinung und charakteristische Gebärdensprache, das Klare und Geistreiche ihres Vortrags und die Bescheidenheit ihres Spiels anerkannt. Diese Vorzüge waren nach Ansicht der Kritiker nur in der Schule eines Vestri und einer Marchionni zu erlernen, die zu jener Zeit den Höhepunkt der italienischen Schauspielkunst darstellten. Drei Jahre später lernte sie ihr Kollege Tommaso Salvini, der es als Menschendarsteller zu einer ähnlichen Berühmtheit wie sie selbst bringen sollte, in Neapel kennen. Er fand sie nach seinem eigenen Geständnis schön wie eine raffaelische Madonna, umschwärmt vom Publikum in jeder Rolle, die sie spielen mochte, und dabei von vollendeter Haltung in ihrem Privatleben. Es gehörte eine ungewöhnliche Stärke des Charakters dazu, bei diesem aufschäumenden Enthusiasmus nicht Kopf und Herz zu verlieren. Aber die Künstlerin zog es vor, allen Versuchungen, die an sie herantraten, dadurch aus dem Wege zu gehen, daß sie im Alter von fünfundzwanzig Jahren dem Marchese Capranica del Grillo die Hand vor dem Altar reichte. Sie wurde eine ebenso treffliche Gattin und Mutter, wie sie Künstlerin auf der Bühne war. Nachdem sie ihre schauspielerische Laufbahn dabei eine Weile unterbrochen hatte, setzte sie ihre Tätigkeit mit verdoppeltem Eifer und unter Umständen fort, für die es zu jener Zeit kein Vorbild gab und die geeignet waren, ihr vor allen Mitbewerbern eine bevorzugte Stellung zu verschaffen.

Bei ihrem Drang nach Tätigkeit, ihrem Unternehmungsgeist und ihrem Talent, sich auch unter schwierigen Verhältnissen klug und taktvoll zu bewegen, faßte sie einen Entschluß, der ein nicht unbedenkliches Wagnis enthielt, aber für sie die Stufenleiter zu großen Erfolgen wurde. Sie wollte sich nicht allein auf Italien mit ihren Künstlerfahrten beschränken, sondern auch jenseits der Alpen zeigen, bis zu welcher Höhe sich die dramatische Kunst ihrer Heimat entwickelt habe. Sie stellte sich zu diesem Zweck eine eigene Gesellschaft zusammen und richtete ihr Augenmerk zunächst auf Paris, wo damals alle Strahlen des europäischen Ruhmes aufgefangen wurden und im Sommer 1855 die Weltausstellung einen ungewöhnlichen Fremdenverkehr nach sich zog. In ihrer Gesellschaft befanden sich zwei jugendlich aufblühende Talente, die im eigenen Lichte glänzten und dazu berufen schienen, die Einseitigkeiten und Mängel des Star-Systems nach Möglichkeit abzuschwächen. Beide waren aus der Schule des berühmten Modena hervorgegangen, der die Menschendarstellung in Italien aus engen akademischen Fesseln befreit und die Quellen der Wahrheit und Natürlichkeit für sie erschlossen hatte. Der eine von ihnen war Ernesto Rossi, den seit zehn Jahren die kühle Erde deckt, damals ein übersprudelnder Feuerkopf und Liebhaber, in dem sich ebenfalls das Blut des internationalen Virtuosentums rührte. Der andere war Bellotti-Bon, ein Mann von idealer Begeisterung für die Hebung seines Standes, nicht nur ein trefflicher Darsteller, sondern auch ein ausgezeichneter Regisseur und Dramaturg, ein echter Idealist, dem aber die Erfüllung seiner Träume nicht beschieden war und der schließlich enttäuscht und verbittert seinem Streben und Leben selbst ein Ende machte.

Adelaide Ristori trat in Paris im italienischen Theater auf und konnte keine bessere Wahl treffen, als sich bei dem dortigen Publikum mit dem vorhin erwähnten Drama „Francesca von Rimini“ einzuführen. Was Dante in wenigen unsterblichen Versen seiner „Göttlichen Komödie“ von dem Lieben und Leiden der edlen Frau erzählt, die, von dem rauhen Wesen ihres häßlichen Gatten abgestoßen, der Leidenschaft zu dessen schönem, schwärmerischen Bruder erliegt und dafür mit ihm zusammen den Tod erduldet, wurde in jeder Beziehung zur Wahrheit und Wirklichkeit. Die Pariser bewunderten die Zartheit und Tiefe des Gefühls, das Hinschmelzende in der Wehmut, das Lebendige und Schöne beim Auftreten der Italienerin. Alles erschien an ihr harmonisch miteinander verschmolzen, die Gebärde mit dem Gesichtsausdruck, das Feuer ihrer Seele mit der Kunst der Charakteristik. Und doch waren die Franzosen gerade zu jener Zeit in den Ansprüchen, die sie an tragische Darstellungen erhoben, sehr verwöhnt, denn aus dem Hause Molières in Paris war in Fräulein Rachel eine schauspielerische Größe ersten Ranges, ein Temperament von glühender Unmittelbarkeit hervorgegangen, bei dessen Spiel die toten Schatten Corneilles und Racines sich auf einmal mit Blut und Leben zu erfüllen schienen und alles mit sich fortrissen. Alle Empfindungen von tragischer Verzweiflung, Wut, Ironie und Haß wurden von der Französin mit solcher geradezu erschreckenden dämonischen Kraft wiedergegeben, daß man ihr auf diesem Gebiet den Vorrang vor der Italienerin nicht bestreiten konnte. Dafür

war die Ristori wiederum die Meisterin der weichen und echt weiblichen Empfindung, des sanft Rührenden und poetisch Erwärmenden, mit einem Wort, jener idealen Erregtheit des Herzens, in der sich alles Schöne und Begehrenswerte offenbarte. Außerdem hatte sie deshalb einen wichtigen Vorsprung vor ihrer Rivalin, weil sie in den Lustspielen Goldonis auch zu lächeln und zu scherzen verstand, was Fräulein Rachel in den Dramen Molières durchaus mißglückte. Zwei solche Sterne der Kunst konnten sich nicht begegnen, ohne durch die Verschiedenartigkeit ihrer Laufbahn Verwirrung anzurichten und scharf ausgeprägte Meinungsverschiedenheiten hervorzurufen.

Adelaide Ristori
Dell'Grillo

So standen sich die beiden Größen der französischen und italienischen Schauspielkunst im Vollgefühl ihres Werts, mit scharfer Beobachtung der künstlerischen Grenzen, die von der Natur der einen wie der andern gezogen waren, mit blitzenden, eifersüchtig lauernden Augen gegenüber. Die Rachel befand sich auf dem Boden ihrer Heimat, in deren Mittelpunkt Paris, und verfügte über einen lang anerkannten Ruhm, den sie noch weit auszuspinnen und zu vertiefen hoffte. Sie ahnte nicht, daß sie, als noch in demselben Jahr ihre Koffer zur Überfahrt nach Amerika gepackt wurden, sich dort nicht nur Geld und Anerkennung in Hülle und Fülle, sondern auch den Todeskeim holen würde, dem sie mit achtunddreißig Jahren erliegen sollte. Die Ristori konnte auf die Aufnahme, die ihr als Gast in der französischen Weltstadt beschieden war, stolz sein.

Der Pariser Dramatiker Legouvé war wie alle andern Bühnendichter von der glänzenden Begabung, die das „Théâtre français“ in Paris hervorgebracht hatte, begeistert und von dem sehnlichen Wunsch erfüllt, der Rachel eine neue tragische Aufgabe zur Verfügung zu stellen. Man einigte sich schließlich auf den Stoff der Medea, der in neuer Fassung den modernen Bühnenanforderungen entsprechen sollte. Aber als Legouvé das Manuskript seiner Dichtung der Künstlerin brachte, erfuhr er zu seinem Erstaunen und Ärger, daß sie an der Ent-

wicklung des Dramas kein Gefallen fand. Da erwies sich Frau Ristori als Retterin in der Not. Mit richtigem Blick erkannte sie, daß gerade diese Rolle einen großen Spielraum zur Entfaltung ihrer künstlerischen Persönlichkeit gewähre und sich zu einer dankbaren Virtuosenaufgabe eigne. Sie ließ daher das Stück ins Italienische übersetzen und spielte es seitdem mit ungeschwächtem Erfolg, solange sie überhaupt Gastspielreisen unternahm. Sie verzichtete von vornherein darauf, furchtbar zu erscheinen, sondern erschloß vielmehr ein ganzes Register von hoheitsvollen und rührenden Empfindungen, die den Zuschauern tief zu Gemüt gingen. Unvergeßlich war der Moment, wenn sie die Frage Jasons, wer seine Kinder ermordet haben sollte, mit dem einzigen Laut „toi!" beantwortete, der aus dem tiefsten Abgrund der Seele gewaltig emporquoll. In dem prächtigen Album der Erinnerungen, das die Ristori mit sich führte und in dem Huldigungen in Vers und Prosa von berühmten Männern und Frauen enthalten sind, befindet sich auch von der Hand Legouvés, der ihr diese mutige künstlerische Tat niemals vergessen hat, folgender Alexandriner: „Rachel m'avait tué! Qui m'a fait vivre? Toi!"

Frau Ristori hat das moderne Gastspielwesen geschaffen und in ein vollständig ausgebildetes System gebracht. Sie richtete ihre Fahrten nach allen Hauptstätten Europas und erweiterte ihre Unternehmungen mit solcher Energie, daß sie in verhältnismäßig kurzer Zeit sämtliche fünf Weltteile zum Schauplatz ihrer Erfolge gemacht hatte. Sie war die erste Darstellerin ihrer Gesellschaft und führte zugleich die Regie. Welche Kraft der Nerven gehörte dazu, auf die Ruhe und Behaglichkeit des eigenen Heims fast im Verlauf des ganzen Jahres zu verzichten, sich in Postkutschen, auf Eisenbahnwagen oder in engen Schiffskabinen durchschütteln zu lassen und gleich darauf vor einem gespannten und kritisch gelaunten Publikum mit dem Ausdruck der feinsten Empfindungen und der stärksten Leidenschaften den Mittelpunkt einer vierstündigen Vorstellung zu bilden, wobei wir die vorangegangenen Aufregungen, Abänderungen und Ueberraschungen gar nicht in Betracht ziehen. Dazwischen liegen festliche Veranstaltungen, die einen ähnlichen Verbrauch körperlicher und seelischer Kraft verlangen und sich bis zu Überspanntheiten steigern, bei denen der Schauspielerin die Pferde ausgespannt und Fackelzüge dargebracht werden. Mit einer Kraft, die sich von Jahr zu Jahr nur noch zu steigern schien, hat Frau Ristori diese Kunstreisen fortgesetzt und in ihnen ihre volle Befriedigung gefunden, bis sich auch bei dieser unvergleichlich zähen Natur die Folgen des Alters bemerkbar machten und der Triebfeder des Ehrgeizes schließlich ein unerbittliches Halt! zuriefen.

Schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war sie in Paris und London, Berlin und Wien wie zu Hause, wo sie Erfolge errang, die bei ihrer Rückkehr nach Italien stets mit verdoppeltem Beifall beglaubigt wurden. Hieran schlossen sich Gastspiele nach Belgien und Holland, Spanien und Portugal. Bald darauf kam Rußland an die Reihe, mit St. Petersburg, Moskau und Warschau, wo sie vor den Ohren der Halbpariser des Zarenreichs den „süßen toskanischen Laut" erklingen ließ. Ehe wir ihr in Gedanken folgen konnten, tauchte sie plötzlich im Land der Pharaonen oder im Schatten der Akropolis von Athen auf. Wenn sie sich wieder um ihre Landsleute kümmerte und in ununterbrochener Tätigkeit alle größeren Städte von den Alpen bis nach Sizilien bereiste, schien sie die damit verbundenen Anstrengungen als bloße Erholung zu betrachten. Im September 1866 entschloß sie sich zum erstenmal, nach den Vereinigten Staaten von Amerika zu reisen, wo sie ihre Fahrten bis nach Kuba ausdehnte. Als sie bereits zweiundfünfzig Jahre alt war, schiffte sie sich im Frühling 1874 in Bordeaux zu einer Weltreise ein, die alles bisher Geleistete noch weit übertraf. Sie besuchte dabei die wichtigsten Städte an der West- und Ostküste von Südamerika, erschien in Mexiko und wieder in den Vereinigten Staaten, tauchte als Überraschung auf den Sandwichinseln und auf Neu-Seeland aus den Fluten auf und kam dann nach Australien. Frau Ristori erreichte bei Beendigung dieser Hetzfahrt auch Ceylon, Aden, Suez und Alexandrien und betrat endlich in Brindisi wieder italienischen Boden. Nach ihrer eigenen Berechnung hat sie bei dieser Gelegenheit siebzehn Tage auf der Eisenbahn, hundertsiebzig Tage auf dem Meere zugebracht und innerhalb zwanzig Monate über achttausend geographische Meilen und fünfunddreißigtausend Seemeilen zurückgelegt. Als ob es sich um ein bloßes Kinderspiel handle, setzte sie ihre theatralischen Streifzüge bald darauf wieder durch ganz Europa fort. Je anstrengender die Ausübung ihrer Kunst war, desto frischer fühlte sie sich zu neuen Unternehmungen.

Nun hat das von Lebenskraft und Schönheitsdrang erfüllte Herz dieser Gottbegnadeten zu schlagen aufgehört, weil zum Wesen ihrer Kunst der Begriff des Vergänglichen gehört. Aber wer sie im Glanz ihrer Leistungen bewundert hat, verfügt für das ganze Leben über einen köstlichen Besitz und kann es verstehen, daß Adelaide Ristori sich auf ihrem Grabstein die Worte wünschte: „Per l'arte fino alla morte" — „Für die Kunst bis zum Tode".

Luſtige Geſellſchaft. Gemälde von Prof. Max Thedy.

Treppenaufgang vor der Villa d'Este. Nach einer Originalphotographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Römischer Villenzauber. Von Otto Haas-Heye.

Villa d'Este!

Zum zweiten Male in meinem Leben war es mir vergönnt, dieses jeden nordischen Fremden berauschende Eden aus der hochherrlichen Renaissance bei dem schönen Tivoli wiederzusehen. Dieses Mal schien es mir jedoch, als gliche das berühmte Haus der Este zu sehr einem prächtigen Theaterprospekt. Zu diesem künstlichen Eindruck mag allerdings die dekorative Lage des Schlosses an den Abhängen der Anioschlucht mit dem in steilen Terrassen sich emporziehenden Park mehr, als beabsichtigt war, beitragen: es ward zu viel für das Auge getan. Immerhin bleibt die Villa d'Este eine unerschöpfliche Quelle malerischer Motive, die schöne Verwirklichung einer kühnen Künstlerphantasie, ein architektonisches und landschaftliches Gemälde größten Stils.

Über wahren Bollwerken von Rosen, deren Gluten die Schatten der uralten vielbesungenen und vielgemalten Zypressen durchleuchten — Franz Liszt hat sie durch seine wundervolle Komposition: „Die Zypressen der Villa d'Este" unsterblich gemacht —, über Hainen von Platanen und Steineichen, von Lorbeer und Myrten steigt die königliche Terrassenanlage mit Grotten und Galerien, mit Fontänen und Brunnenbecken berghoch empor. Sie wird gekrönt von dem grauen Palast, dessen unvollendet gebliebene majestätische Fassade rettungslos dem Untergang geweiht ist. Die Architektur der Villa d'Este ist voll der stillen, fast hellenischen Größe der Zeit, deren berühmteste Tochter das sabinische Landhaus des Sohnes der Lucrezia Borgia ist. Von höchster Schönheit ist die von Säulen getragene Vorhalle, sind die Balkone und Loggien, durch deren Bogen jenseits der Campagna die schimmernde Fläche des Tyrrhenischen Meeres herüberglänzt. Dort ist klassisches Dichterland: das Reich der Aneis!

Als Hintergrund die Campagna Roms mit der Peterskuppel; als Kulissen die mächtigen Wände der Terrassen, Platanenwipfel und Zypressen; als Versatzstücke wasserleere Fontänen, zerbröckelnde Stein-

bilder. Es ist eine Tragödie, die in diesem Rahmen sich abspielt, und sie heißt verfallene Pracht, zerstörte Herrlichkeit.

Fieberschwangere Schwüle brütet an den von üppigster Pflanzenfülle umgebenen, in märchenhaftem Farbenspiel leuchtenden drei Teichen; fieberschwangere Schwüle durchfeucht die Gebüsche, lagert über den Rasenflächen. Als entstiege ihr der Geist der Malaria, so atembeklemmend dunstet es aus der regungslosen Flut zu mir auf; und in dem schweren Nachmittagsschweigen, das mich gespenstisch umfängt, vernehme ich das dumpfe Summen der Insekten, die geisterhafte Musik dieser verwunschenen Stätte. Im fahlen Sciroccoglanz breitet sich unter mir unabsehbar Roms Campagna aus. Der verwilderte Park, das verlassene, verfallene Schloß sind von einer Totenhaftigkeit, als läge in ihnen die gestorbene Pracht und Schönheit der Renaissance aufgebahrt; und aus dem einstmals so stolzen Landsitz der Este schaut die Vergangenheit die Lebenden an, entstellten Angesichts, gebrochenen Blicks, ein Schatten und Schemen.

Wir beide: Richard Voß, der Dichter der römischen Campagna, und ich, steigen durch die langen Hecken von Terrasse zu Terrasse bis zum Schlosse hinauf. Plötzlich Gitarrenspiel und Gesang, Lachen und die Stimmen fröhlicher Menschen, in diese Geisterwelt wie die Stimme des Lebens selbst tönend. An dem jetzt wasserleeren mächtigen Brunnenbecken des sogenannten Parnasses, unter den Wipfeln der Riesenplatanen, die würdig wären, Apoll und die neun Musen vor den Sonnenstrahlen zu schützen, wird von modernen Römern und Römerinnen ein Symposion gefeiert. Rosen sind auf den Boden gestreut, Rosen auf der mit Silber beladenen Tafel, Rosen auf den Marmorbänken. Es ist große römische Welt: die Eleganz des high life inmitten dieser traumhaften, trümmervollen Verlassenheit.

„Vorüber, vorüber!"

Von der höchsten Terrasse aus treten wir in die unteren Säle. Die Fresken sind verblichen, die Decken abgebröckelt. Der Fußboden ist aufgerissen, die Räume öffnen sich auf lange, fensterlose Korridore, die einst im Schmuck von Mosaiken erglänzten. Verfall und Moder überall!

Aus dem Park der Villa d'Este. Nach einer Originalphotographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Villa d'Eſte bei Tivoli.

Von dem Säulengange, der den Hof umzieht, führt es unmittelbar in die Zimmer, in denen der letzte Bewohner der Villa d'Eſte: Kardinal Hohenlohe, ſeine berühmten Muſikfeſte gab. Liſzt ſpielte! Hier befindet ſich auch die Kapelle, wo der Schwiegervater Richard Wagners von dem Kardinal die Weihen empfing; und dort jene ſchmale, ſteile Treppe führt zu der kleinen Wohnung, worin ein Menſchenleben lang der geniale Abbé betete und komponierte. Richard Voß, der nach Liſzt dort hauſte, geleitete mich hinauf. Jetzt ſind auch dieſe Zimmer verödet. Nur die treuen Freunde der Menſchen im Winter, die Öfen, ſtehen noch am alten Platz, das Rohr ſehr primitiv durch das Fenſter hinausgeführt.

Bemerkenswert ist das Schlafzimmer: eine Rotunde, die eine Rosenlaube darstellt. Unter diesen immerblühenden Ranken träumte Franz Liszt seine großen Künstlerträume, die das Leben dann verwirklichte. Die Wohnung erscheint heute fast ärmlich; aber geradezu königlich ist die Terrasse, an die sie stößt. Ein Flügel hoch und lang über Terrassen und Park aufragend. Wie aus einer Kaiserloge schweift von hier aus der Blick über die unabsehbare Weite. Gleich einer Bühne liegt ganz Latium mit dem neuen und alten Rom dem Zuschauer zu Füßen. Nach Tusculum und Frascati blickt er hinüber; nach dem Monte Soracte und den Cimini-Bergen. Die Tibermündung leuchtet auf. Dort war Ostia! Die Wildnisse längs des Meeresgestades lagern sich wie dunkles Gewölk über die sagenhaften Stätten, wo der herrliche Aneas gegen den schönen Rutulerkönig im Liede des Dichters fortlebende Schlachten schlug; und der Mons Albanus steigt heute noch in derselben Linienschönheit zum Äther auf, wie damals, als von seinem Gipfel aus der Tempel des Jupiter Latialis auf die dreiunddreißig Bundesstädte herabschimmerte.

An die Villa d'Este stößt die Kirche, in der Liszt jeden Morgen die Messe las. Richard Voß erzählte mir viel aus dem Leben des Meisters: von dessen unbeschreiblicher Güte und Menschenliebe, die so groß waren wie sein Genie. Er zeigte mir die elende Volksküche, aus der Liszt länger als ein Jahrzehnt seine Mahlzeiten holen ließ, und wir erkundigten uns nach dem alten Custoden, der für den „buonissimo Signor Abbate" den Hausverwalter und Diener machte: der treue Mann war vor einer Woche begraben worden.

Mit diesen Eindrücken kehrten wir durch die lange Hauptstraße, in der fröhliches, festtägliches Volksgewühl herrschte, nach unserem Gasthof, dem albergo della Sibilla zurück. Der Abend dämmerte, die Eintagsausflügler hatten sich verzogen. Mit dem Dunkel der Nacht senkten sich weihevolle Einsamkeit und feierlicher Friede auf die beiden ehrwürdigen Heiligtümer des von den Göttern und Menschen geliebten alten Tibur herab. Der Rundbau des sogenannten Sibyllentempels aus goldfarbenem Travertin, hoch auf dem Felsenvorsprung über den Aniofällen, dürfte durch Abbildungen auch dem, der nicht in Rom war, bekannt sein. Vor einigen Jahren wurde das daneben gelegene, dem Tiburtius geweihte Tempelchen freigelegt, so daß jetzt nur ein offener Gang die beiden antiken Gebäude voneinander trennt.

Wir ließen den Tisch zum Abendessen zwischen die beiden Tempel stellen und konnten uns bei dem Schimmer der Sterne in die Zeiten von Horaz und Mäcenas zurückversetzt fühlen. Beide Männer besaßen in diesem Teile der Sabina Landgüter: der reiche Mäcenas in Tibur selbst und der Sänger der Oden in dem nahen Licensa-Tale, dessen idyllische Reize er in so lieblichen Weisen gepriesen.

Wie zu den Zeiten der Römer und der alten ewigen Götter brach der Anio in gewaltigen Kaskaden tobend durch die enge Felsenschlucht, und der schöne Gipfel des Monte Catillo schaute auf den Tempel herab, dessen Rundgang einst die Priesterinnen in feierlicher Prozession durchzogen, zu dessen Treppe die Scharen der Anbetenden sich drängten. In den Fluten desselben Flusses, auf dessen Donnerstimme wir lauschten, fischte Nero in goldenen Netzen die Forelle, deren Nachkommen die germanischen Fremdlinge sich heute schmecken ließen.

* * *

Durch Ölwälder führt die Straße in langen Biegungen von Tivoli in die Campagna hinab. Frisch wehte am nächsten Morgen der Wind in den Kronen der königlichen Bäume. Ihre lichten Wipfel glichen einer märchenhaften Silberflut. Die knorrigen Stämme schienen die Frühlingsluft aufzusaugen und in dem Glanz des Tages sich zu verjüngen. Es war, als klängen feierliche Akkorde durch die Natur. Wie unter leisem Zimbelklang neigten sich bei dem Wehen des Windes die Mohnblüten zwischen den tauigen Gräsern. Gleich Jungfrauen in weißen Gewändern standen die jüngsten der Oliven, mit schneeigen Blütenschleiern zur Frühlingsfeier geschmückt, unter ihren Urvätern. Nicht wie in Frascati, Albano und Nemi sind hier die Ölbäume ausgeschnitten: die

Leute von Tivoli laſſen ihren Wald wachſen und wachſen, ſo daß die mächtigen Wipfel über vereinzelten Ruinen aus altrömiſcher Villenzeit ſilberhelle Wölbungen bilden.

An dem Saume der Ebene erſtreckt ſich in ihrer ganzen Ausdehnung die Hadriansvilla, eine zertrümmerte Schönheitswelt. Nach Süden zu wird hier die Campagna von dem lang ſich hinziehenden ſchön geſchwungenen Bergrücken Tusculums begrenzt: heute ſchimmerten in dem Glanz des wolkenloſen Tages unterhalb dieſer von Sagen umwobenen Stätte die Frascataner Villen herüber, von denen der Rieſenpalaſt der Mondragone, Borrominis „leuchtendes Haus" — die vielbeſungene Villa Falconieri — und das einſtmalige Landhaus Lucian Buonapartes, „Tusculana", am deutlichſten zu erkennen waren.

Ausblick von der Villa d'Eſte bei Tivoli.

Iſt die Ebene erreicht, ſo verſinkt Rom zwiſchen ſeinen Hügeln. Nur die Kuppel Sankt Peters wird wie von Engelshänden, einem gewaltigen Gralsbecher gleich, emporgehoben über die Dunſtſchicht der Großſtadt.

Bei dem Rundgrab der Familie Plautia, einem der beſterhaltenen Grabmonumente der Kaiſerzeit, verläßt der Wagen die ſtaubige römiſche Straße. Zwiſchen Feldern von hohen Cannas geht die Fahrt weiter. Über welligem Erdreich breiten ſich unbegrenzte Weiten aus. In Nähe und Ferne ein Überfluß von Blumen. Die Straße wird in bunter bacchiſcher Üppigkeit von einem einzigen Blütengefilde eingefaßt. Roſengirlanden entwinden ſich kokett hohen Hecken aus Geißblatt und Ginſter. Der rote Mohn erhebt ſich zum König der römiſchen Landſchaft, darüber er ſeinen Purpurmantel wirft. Ganze Strecken ſind mit wilden dunkelblauen Lupinen bewachſen. Große goldene Ranunkeln ſind dazwiſchen geſtreut, als ſei hier ein Stück nächtlichen Sommerhimmels mit allen ſeinen Sternen auf die Erde niedergeſunken.

Es geht Hügel auf, Hügel ab: Blumenwelle auf, Blumenwelle ab. Tuffhöhlen öffnen ſich: die Pozzuolangruben der Alten. Auf den Höhen die ſchwarzen Umriſſe der aus Röhricht gebauten hohen, ſpitzigen Hirtenhütten, der Capannas. Eine Herde Pferde ſprengt in wilder Flucht über die Höhen hinweg. Wiederum ein Mohnfeld! Wie von Blut überrieſelt ſteigt es in den Azur des Himmels hinein.

Jetzt eine in den braunen Tuffels gegrabene kilometerlange Galerie, die eine Blütenbrüstung krönt. Blütenkaskaden stürzen zur Tiefe nieder; Blütengewebe umhüllen die Wände: Caprifolium, Ginster, Rosen ...

Beim Ausgange des Engpasses erschließen sich neue glanzvolle Fernen dem Auge. Reifende Saaten umschimmern braune Ruinen, während antikes Mauerwerk die Bauart der Republik: opus reticulatum, erkennen läßt. Waldungen deutscher Eichen und Ulmen füllen die Schluchten, die tief wie Abgründe das reiche Getreideland dunkel durchfurchen. Auf den Hängen des Gebirgs Dörfer, grau wie das Gestein, die Häuser eng aneinander gedrängt, hoch überragt von dem palastähnlichen Dome und dem mittelalterlichen Baronalschlosse, dessen Geschichte häufig ein Stück Welthistorie ist. Vor uns Zagarola, das antike, bereits zu Zeiten des Augustus wegen seiner köstlichen Weine hochberühmte Paedum; in der Höhe Palästrina, über den Ruinen des durch Sulla zerstörten Tempels der „goldenen Fortuna" erbaut. Auf steilem Felsgipfel die Burg von San Pietro, die zum Gefängnis des edlen, unglücklichen Konradin wurde, als seine Henker ihn von dem unheilvollen Turm von Astura nach Neapel schleppten, um ihn dort dem Blutgerüst zu überliefern.

Jede Scholle dieses wundersamen Landes ist klassischer Boden! Dort drüben lag Collatia, die Stadt der keuschen Lucrezia; und jenes Gemäuer sind die Ruinen von Gabii, wo, der Sage nach, Romulus und Remus Unterweisung in gymnastischen Spielen empfingen. Hinter den grünen Vorbergen, die sich vor dem Monte Cavo lagern, dunkelt ein schwermütiges Gewässer, von Wildnis und Einsamkeit umfangen. Es ist der Lagus Regillus, an dessen Gestade dem römischen Königtum der Untergang bereitet ward. So wäre Ort auf Ort zu nennen, Begebenheit auf Begebenheit zu berichten, deren Hintergrund die ewige Roma ist, von der heute die Peterskuppel, Kapitol und Palatin überragend, herüberglänzt, ein Symbol des Sieges des Kreuzes.

Zypressen der Villa Catena bei Poli.

Das Getreideland hört auf. Ölwälder und Rebengefilde von einer schier überschwenglichen Fruchtbarkeit machen die Gegend zu einem Garten der Proserpina. Gewaltige Nußbäume spenden der Straße Schatten, die bei einer antiken Säule abzweigt, einer Besitzung zu. Sie ist eine Welt

Villa Catena.

für ſich, von jener anderen dort „draußen“ durch hohe Mauern geſchieden. Unſer Ziel iſt erreicht: die Villa Catena! Die antike Säule trägt das Wappenſchild des Herzogs von Torlonia, als deſſen Gäſte wir einziehen.

* * *

Eine Allee mächtiger Zypreſſen leitet zwiſchen ſchwellenden Rebenhügeln dem Schloſſe zu, das ſich im Hintergrunde über bollwerkähnlichen Terraſſen erhebt. Das Gras ſteht hoch, von der Verlaſſenheit der Stätte zeugend. Auf weite Strecken hin iſt die Straße wie friſch beſchneit. Es iſt blühender weißer Klee, aus deſſen Glanz die ſchwarzen Zypreſſenſtämme mit ihren regungsloſen ſpitzen Wipfeln gleich einer langen Reihe von Grabpyramiden aufſteigen. Kirchhofsruhe umfängt den Ankömmling. Zugleich iſt dieſe Einſamkeit von ſolcher unirdiſchen Schönheit, daß ſie die Seele der Wirklichkeit entrückt und in das Reich der Phantaſie und Träume entführt. Böcklin hat ſolche verzauberte Welten gemalt und ſie mit den Geſchöpfen ſeiner großen Dichterphantaſie bevölkert. Jeder Blick ein Bild und jedes Bild ein „Böcklin“! Welche Wunder von Stimmungen und Farbe würde ſein Pinſel geſchaffen haben, hätte er die Villa Catena gekannt.

Zwiſchen den vier Auffahrten zum Schloſſe ſtürzen von den Terraſſen mächtige Waſſerfälle in die flachen Brunnenbecken herab. Geheimnisvoll rauſcht es in den Grotten. Die ganze Anlage hat bei allem Majeſtätiſchen etwas ſo Urſprüngliches, als wäre ſie ein Stück Natur. In weiten Windungen, überwuchert von Gras und wilden Blumen, ziehen ſich die Rampen und Treppen bis zu der Höhe empor, auf welcher der verlaſſene Fürſtenſitz thront. Er iſt ein Bau im edelſten Stile der Renaiſſance über gewaltigen Subſtruktionen aufgeführt, mit Zinnen gekrönt, von Türmen flankiert, die Fenſter des ſeit länger als einem halben Jahrhundert unbewohnten Hauſes ſchauen wie die wunſchloſen Augen einer unglücklichen, einſt ſchönen und viel gefeierten Frau aus tiefen Höhlen in die Ferne. Gleich einer Schar ſchweigender Wächter umſtehen rieſenhafte Eukalyptusbäume dieſen Hochſitz italieniſcher Romantik. Ihr ſilbergraues ſchlankes Laub rauſcht in den Winden, die über ſo viel in Trümmer ſinkende Herrlichkeit mit leiſem Klageton hinwehen.

Hinter der Palaſtruine erſtreckt ſich

eine weite Wiese bis zu dem Rand des Parks, der eher einem Tempelhaine gleicht. Leere Brunnenbecken, zerfallene Steinsitze und Balustraden verleihen der Stätte eine Stimmung von tiefer Schwermut.

Hinter dieser schönen Waldung wiederum eine Wiesenfläche, wiederum einsame Gebäude, wiederum Verlassenheit und Verfall. Eine Schar farbenschillernder Pfauen scheinen hier die einzig lebenden Wesen zu sein. Aber dann öffnet sich vor uns ein hohes Tor. Es bildet die Einfahrt zu dem gegenwärtig von der herzoglichen Familie bewohnten Landhause der Villa Catena, die eine ganze Kette — daher der Name — von fürstlichen Wohnsitzen bildet.

Mosaik Gregors VIII. in der Kapelle bei Poli.

Wir werden erwartet. Des Herzogs „Ministro" empfängt uns und stellt uns feierlichst die ganze Beamtenwelt vor, darunter den „Guardiano", der in seiner prächtigen, dunkelblauen, mit dem herzoglichen Wappen verzierten Uniform eine bemerkenswerte Persönlichkeit ist. Sämtliche Leute begleiten den Wagen durch einen zweiten domhohen Hain deutscher Eichen nach dem Herrenhause, einem langen, von weißen Rosen dicht überzogenen altmodischen Gebäude inmitten eines gänzlich verwilderten Gartens.

Ein Sperlingsschwarm stob bei unserem Nahen gleich einem grauen Gewölk aus den Rosen, bei denen vor Blüten kein Blatt zu sehen war. Unter dem Blumenbaldachin des weit vorspringenden Mittelportals stand — ich nenne gleich den Namen der Trefflichen — Sora Paoluccia, die herzogliche Beschließerin, die Fremdlinge aus dem rauhen Norden mit echt römischer Grandezza empfangend. Wir gingen in das alte Haus der Conti, das seit einer Generation Eigentum des Duca Leopoldo Torlonia ist, eines römischen Nobile vom Scheitel bis zur Sohle. In der weißgetünchten Vorhalle befindet sich ein lebensgroßes Bild der Madonna, den göttlichen Knaben im Arm. Das schöne Gemälde könnte von Meister Botticelli selbst sein, so anmutsvoll ist die Gestalt, so fein das Kolorit, dessen geheimnisvoller Reiz durch den Dämmerschein, der bei unserem Eintritt in der Halle herrschte, nur erhöht ward. Eine Fülle frischer Rosen umduftete die himmlische Erscheinung wie ein wundersamer Weihrauch, und der matte Schein des Lämpleins verklärte das blasse Antlitz der glücklichsten aller Mütter, die die schmerzensreichste der Frauen werden sollte.

Auf Befehl des Herzogs stand das ganze Haus — es trägt den Charakter eines Jagdschlosses — zu unserer Verfügung. Als wären wir die Gebieter des Herrensitzes, stiegen wir die Marmortreppe zum ersten Stockwerk hinan. Die Brüstung der Treppe ist mit Antiken dekoriert, unter denen mir ein Homer und ein mit dem Eber kämpfender Herkules als besonders wertvoll auffielen. Hinter einem Vorhang, auf dessen Scharlach das herzogliche Wappenschild dem Eintretenden entgegenleuchtet, öffnet sich ein Saal von den schönsten Verhältnissen. Möbel des Cinquecento schmücken den großen Raum, und an den Wänden hängen die Porträts der fünfzehn Päpste, die aus dem einen Hause der Conti den Stuhl Petri bestiegen haben. Die Türen sämtlicher Gemächer standen weit auf für uns, die wir uns wie an verwunschener Stätte vorkamen. Jetzt ein wahres Museum von Kunstschätzen, waren

dieſe Räume einſt der Schauplatz einer glanzvollen Geſelligkeit, rauſchender Feſte; denn die Villa Catena war durch Jahrhunderte ein Lieblingsaufenthalt des großen Grafengeſchlechts. In dem Salon der jetzigen Herzogin von Torlonia, einer geborenen Prinzeſſin Colonna, hängt ein altes Gemälde, auf dem einer der denkwürdigſten Tage aus der Geſchichte der Villa Catena dargeſtellt iſt: der mit ungeheurem Pomp ſtattfindende Einzug des Papſtes Innocenz' XIII., der am 26. April 1723 von ſeinem Bruder, Giuſeppe Solari Conti, Herzog von Poli, auf deſſen ſabiniſchem Landſitz empfangen ward. Das Gemälde ſtellt den Augenblick dar, in dem der Papſt, von einem Schwarm von Kardinälen begleitet, anlangt. Der Herzog iſt vom Pferde geſtiegen, dem Papſt entgegen gegangen, kniet vor ihm nieder und überreicht ihm den Schlüſſel von Poli. Der Papſt, den Schlüſſel nehmend, erwidert: „Ich hoffe, ich werde ihn noch Jahrhunderte behalten." Darauf erfolgt unter Kanonendonner, Glockengeläut, Fanfaren, Volksjubel der Einzug in die Villa Catena.

In einem gotiſchen Speiſezimmer, deſſen Wände Bilder des erſten Napoleon ſchmücken, war der Tiſch gedeckt. Sora Paoluccia, welche blaue Kinderaugen hatte, klein und blond war und ihrer Geſtalt durch viele Unterröcke ein noch behaglicheres Ausſehen verlieh, trug Speiſen und Wein auf: „miele di luna" (Honigmond), deſſen Trauben auf der geſegneten Scholle der Villa Catena gereift waren. In dem Hauſe der Conti, wir als einzige Bewohner, bei gedeckter, mit Roſen geſchmückter Tafel, ſchmauſend und zechend, während draußen ſatte Mittagsſtille wie ein Zauber über den Fluren lag — es war wie ein Sommertagstraum. Die einzigen Laute in dieſem Schweigen waren der „Geſang" der Zikaden, der durch die Fenſter in das Zimmer drang, eintönig wie die einſchläfernde Muſik der Fluren, auf denen der große Pan in Schlummer geſunken war. Die Genien des Ortes, Nymphen und Dryaden, behüteten des Gottes Schlaf.

* * *

Dann beſtiegen wir die Pferde, um unter Vorritt des ſtattlichen Guardiano einen Ausflug auf den Monte Sant' Angelo zu unternehmen. Zwiſchen den von üppigſter Fruchtbarkeit wahrhaft ſtrotzenden Feldern folgten wir unſerm Führer auf Wegen, die von blühendem Unkraut überwuchert waren, an dem ſogenannten „palazzo dei cardinali" vorüber.

Schattenlos und doch von den finſteren

Raſt auf dem Monte S. Angelo bei Poli.

Erinnerungen einer von der schwärzesten Nacht des Mittelalters erfüllten Geschichte umdunkelt, erhebt sich in dieser elysseischen Gegend der Ruinenberg von Sant' Angelo. Kein Weg führt hinauf. Über Geröll, zwischen Gestrüpp und Dornenhecken mußten unsere Pferde den Pfad suchen. Die Landschaft wuchs ins Unendliche, je höher wir kamen. Das Tyrrhenische Meer glänzte auf. In die Falten des Sabinergebirgs schmiegen sich kleine graue Bergstädte, während in der Tiefe jene breite Woge von Fruchtbarkeit sich hinzieht, die, von der Sabina ausflutend, auf ihrem Rücken das Paradies der Villa Catena trägt. Welcher Gegensatz zu diesem Eden unter uns und dem kahlen Ruinenberg vor uns. Als lagerte darauf ein Fluch, so trostlos ist die Stätte, von der allgütigen Mutter Natur auch nicht mit einem Grashalm geschmückt, als wollte die Göttliche keine Erinnerung dulden, daß hier einst Menschen gehaust hatten.

Auf dem Monte Sant' Angelo befand sich eines der Hauptklöster der Fraticelli, denen einst der ganze Berg gehörte.

Die Fraticelli waren Abtrünnige des Ordens der „Minori Osservanti". Abtrünnige vom heiligen Geiste der christlichen Kirche waren sie überhaupt. Ursprünglich Schwärmer, Fanatiker, wurden sie Besessene, Ungeheuer. Als Ungläubige ausgestoßen, hatten sie ihre eigenen Glaubenssatzungen. Als Mönchsorden verboten, bildeten sie doch eine Sekte, die ihre eigenen Bischöfe und Heiligtümer besaß, ihre eigene Ordenstracht trug, nach eigenem Ritus lebte. Als Verbannte und Verfluchte erwarben sie dennoch unter allen Ständen leidenschaftliche Anhänger. Eine Schar entfesselter Dämonen feierten sie, die Brüderschaft der Hölle, wahrhaft satanische Orgien. Dabei proklamierten sie sich als sündenfrei, voll des heiligen Geistes und unbedürftig jeder Buße sowohl wie jedes Sakramentes. —

Treppenanlage mit Rosengehegen der Villa Tortonia Conti.

Einfahrt und Villa Torlonia Conti bei Frascati.

Der Rückritt wurde über Poli angetreten, vorüber an der Begräbniskirche der Herzöge von Torlonia, die auch das Ducat von Poli beſitzen. Die Kapelle iſt ein unter uralten Ulmen gelegener ſchöner Kuppelbau des liebenswürdigen Vignola, der die römiſche Landſchaft mit einer großen Zahl edelſter Bauten geſchmückt hat. Eine tiefe waldige Schlucht trennt die Gruft von der Stadt. Dieſe erhebt ſich mit ihren grauen Gebäuden hoch auf dem nackten Fels. Von fern geſehen, erſcheint es nicht wie Menſchenwerk, ſondern es iſt, als nähme das Geſtein ſelbſt die urſprünglichſte Form von menſchlichen Wohnſtätten an, allerdings häufig den Schlupfwinkeln von Höhlenbewohnern gleich. Und über den mißfarbenen Aufmauerungen der mittelaltrige Baronalpalaſt, prächtig und mächtig wie ein Gebieter, um den ein Hauſe armen Geſindels ſich ſchart. Einfahrt, Treppenhaus und Säle ſind mit wertvollen Fresken der Zuccari geſchmückt. Überall die trauernden Reſte der vergangenen Pracht und Herrlichkeit; Möbel und Gewebe aus dem Cinquecento, von Motten zernagt, in Fetzen hängend. Dabei von den Terraſſen und aus den Loggien eine wahrhaft königliche Umſchau. — Eine Sehenswürdigkeit bildet die Schloßkapelle. Sie iſt ein kleiner quadratiſcher, ſehr hoher Raum; Wände und Decke reich mit vorzüglich erhaltenen Barock-Stukkaturen verziert, zu denen byzantiniſche Moſaike einen eigentümlichen Gegenſatz bilden. Sie ſind hoch in den Wänden eingelaſſen, ſtellen die Bildniſſe von Päpſten aus dem Hauſe Conti dar und ſtammen aus der alten Baſilika des S. Peter. Es ſind alſo gewiſſermaßen Reliquien. Als S. Peter unter dem genialen, aber gewalttätigen Bramante zerſtört wurde, rettete ein Conti die Bildniſſe ſeiner Ahnen nach ſeinem Tusculum in die Hauskapelle des großen Geſchlechts.

Nachdem wir in dem Palaſt durch den „Miniſtro“ feierlich empfangen und bewirtet worden waren, geſtaltete ſich der letzte Teil des Weges zu einem Idyll. Über Rom war die Sonne untergegangen. Die Ferne verſank in hyazinthblauem Abenddunſt, während auf den Gipfeln der Sabina noch purpurner Widerſchein lag. Auf der Landſtraße kamen uns die Leute von Poli aus ihren Weingärten entgegen: niemals ein einzelner, ſtets eine ganze Familie. Neben dem Eſel ſchritten

die Männer, und die guten Hausfrauen thronten auf dem Rücken des getreuen Haustieres. Die Kinder liefen nebenher. Und nebenher liefen mit lustig geringelten Schwänzlein die liebsten Mitbewohner eines sabinischen Bauernhauses, die kleinen schwärzlichen Schweine, deren Schinken und Speckseiten im Frühjahr auf dem famosen Schweinefest zu Grotta ferrata an die feilschenden Römer verkauft werden. War die Frau jung und hübsch, so war es ein geradezu biblischer Anblick: der „Sposo" führte das Grautier, auf dem die „Sposa" saß, in der farbigen Landtracht, dem „busto", und mit der Last von weißen Schleiertüchern auf dem Haupt. Wir begegneten jungen Müttern, die in dieser holdseligen Tracht ihrem Säugling die Brust reichten ...

Zwei Tage wohnten wir noch in dem Paradiese der Villa Catena, mit tiefen Zügen aus diesem Born köstlicher Weltflucht und märchenhafter Einsamkeit schlürfend. An dem letzten Abend durchstreifte ich noch einmal die Waldungen. In dem Zwielicht der schnell einbrechenden Nacht des Südens glichen die weiten Wölbungen tiefen Grotten, die ein blau-grüner Schein füllte, von dem Glanz dunklen Smaragds. Ein zinnoberfarbenes Tor, auf dessen Pfeilern Pfauen kauerten, führte in diese Traumwelt, der phantastische Eingang in ein Reich, darüber ich im Geiste mit leuchtenden Lettern geschrieben sah: „Ihr, die Ihr hier eingeht, lasset alles Erdenleid hinter Euch!"

* * *

Villa Torlonia-Conti in Frascati!

Zweimal und jedesmal ein volles Vierteljahr erlebte ich den Zauber einer römischen Villeggiatur in dem Landhause der Grafen von Tusculum: von der ersten Veilchenblüte an, die über Frascatis Hügel einen duftenden Purpurmantel wirft, bis zu den letzten Rosengluten, die rings um den Palast gleich einer wabernden Lohe wogen, die Terrassen mit Scharlach überziehen, das Dunkel der Steineichenhaine und Lorbeerdickichte mit rosigen Fackeln durchleuchten.

Von allen Stätten des Albanergebirgs liegt Frascati Rom am nächsten. Einer einzigen großen Terrasse ähnlich, breitet es sich unterhalb des tusculanischen Höhenzuges über der Campagna aus. Nicht weniger als zehn fürstliche Landsitze erheben sich über den gewaltigen Substruktionen der Villa Lucullus.

An den Namen einer jeden Frascataner-Villa knüpft sich ein Stück Geschichte, die bis in die großen Zeiten der römischen Republik herabreicht: Cicero, Lucull, Kaiser Galba. Es folgt eine lange Reihe von Päpsten, alsdann Lucian Buonaparte, der letzte Stuart, Garibaldi ...

Es war in der heutigen Villa Torlonia, wo die Mutter des gewaltigen Korsen den Tod ihres großen Sohnes auf St. Helena erfuhr: aus dem Munde ihrer Tochter, der Fürstin Pauline Borghese.

Die Villa ist berühmt durch ihre Treppen und Terrassen, ihre Steineichenhaine und Wasserwerke, die heute noch durch antike Leitungen gespeist werden. Eine Terrasse wurde von den Archäologen für die Stätte eines Prachtsaales der Lucullischen Villa erklärt: allein 112 Arten köstlichen Marmors wurden auf diesem einen Platze gefunden.

Die Villa Falconieri, nun deutscher Kaiserbesitz, liegt von der Villa Torlonia in geringer Entfernung über Frascati, höher als dieses, auf dem tusculanischen Bergrücken. Ihre Terrassen steigen aus den Ölwäldern auf, als schwebten sie über den silberhellen Wogen der Wipfelflut. Ein Reich der Schönheit scheint hier über die Erde emporgehoben und der rauhen Welt der Wirklichkeiten entrissen worden zu sein. Nichts Traumhafteres als diese Stätte! Wer die Einsamkeiten der Villa Falconieri, die jetzt Verlassenheiten sind, durchschreitet, den faßt die Empfindung, als ob das Leben unter diesen Hainen, auf diesen Fluren, in diesen Hallen und an dem Ufer des ummauerten Teiches sich loslöste von dem menschlichen Dasein und etwas Unirdisches erhielte. An dem vielgemalten, vielbesungenen Zypressenteich — er ist ein echter Böcklin! — studierte Eleonora Duse — die Assunta Neri des Voßschen Romans „Villa Falconieri" — ihre Rollen. Bei ihr befand sich Gabriele d'Anunzio ...

Man weiß, daß das „leuchtende Haus" ein Trappistenkloster geworden war, ein Aufenthalt ewigen Schweigens, das im Frühling von dem Gesange der Nachti-

Fontänen im Park der Villa Torlonia Conti bei Frascati.

gallen und Amſeln, im Sommer von dem Geſchrei der Zikaden, und zu allen Jahreszeiten von Glockengeläut und Gebetmurmeln unterbrochen wird. Als es der leidenſchaftlichen Liebe von Richard Voß gelang, das zur Kloſterpforte gewordene Falkentor für ſich zu ſprengen und wieder in das Frühlingszimmer Carlo Marattas einzuziehen, beſuchte ihn daſelbſt Siegfried Wagner. Voß führte den Sohn des Unſterblichen von Bayreuth durch die Wildniſſe des Parkes. Auf dem Wege zum Zypreſſenteich hinauf, über den Steineichen, Pinien und Lorbeer ein hohes Gewölbe ſchlagen, wandelte ein Zug ſchlanker, weißer Geſtalten wie in Prozeſſion. Lang-

sam schritten sie durch die tiefe Dämmerung des Laubganges, das Haupt in der Kapuze verborgen und tiefgesenkt, um keinen Blick auf die Schönheit der Welt zu werfen, die hier ein Paradies ist. Sie schienen zu gleiten, zu schweben, eine Wallfahrt von Geistern hinauf zu den schwarzen Gewässern des Teiches. Plötzlich Glockengeläut! Fernher, dumpf, feierlich.

Es waren die Osterglocken.

Siegfried Wagner blieb stehen wie festgebannt, deutete auf die Weißgewandeten, sprach leise ein einziges Wort: „Parsifal."

Dieses eine Wort nennt die feierliche Stimmung, welche die Villa Falconieri umschwebt, ein Hauch von oben herab.

* * *

Versuchte ich den Zauber römischer Villen zu schildern, den diese auf mich ausübten, so möchte ich noch einiges von dem sagen, was Deutsche in unlängst vergangenen Zeiten bei einem kürzeren oder längeren Aufenthalt in den Umgebungen Roms empfunden haben. Aus der Überfülle des Materials wähle ich den Ort, den ich am besten kenne, am meisten liebe: Frascati. Nach Rom kam kein Künstler, Dichter, Gelehrter, der diesen anmutigen Ort nicht aufgesucht und hier die Reize römischen Landlebens nicht genossen hätte. Einer der ersten unserer Großen, der in Frascati entweder von harter Arbeit ausruhte oder durch die köstliche Landschaft zu neuem Schaffen angeregt wurde, war Winckelmann: „Man gehet von einem Ort zum andern in lauter Lorbeerwäldern. Die Schönheit der Natur ist unbeschreiblich; aber man ist so schlecht bedient, daß man Messer, Servietten und ein Bettuch mit sich schleppen muß, um nicht vor Ekel zu sterben ..." Auf Winckelmann folgt Goethe. Über Goethes Aufenthalt in Frascati sind durch den dort lebenden trefflichen Historiker Professor Domenico Seghetti in allerletzter Zeit Forschungen angestellt worden. Sie ergeben unter anderem endlich eine Kenntnis des Hauses, das Goethe beherbergt hat. Es liegt in der Nähe des Domplatzes in der schmalen Gasse, durch die der Weg rechts hinauf nach Tusculum, links nach Villa Falconieri führt. Jetzt ist es ein ödes, trostloses Gebäude mit Spuren besserer Zeiten. In geringer Entfernung von dem zu damaliger Zeit vornehme Fremde beherbergenden Hause liegt die Villa Lancelotti, die Frau von Staël, nach ihr Bunsen und der feinsinnige Abeken bewohnten. Um zur Villa Belvedere zu gelangen, in der Goethe ein Gast des Fürsten Aldobrandini war, mußte er einen Teil der steil aufwärts führenden tusculanischen Straße passieren. In dem nahen Castel Gandolfo wohnte Goethe schöner: Das palastähnliche Haus schmückt heute eine große Marmortafel mit feierlicher Inschrift.

Über seinen ersten Frascataner Aufenthalt schreibt Goethe am 15. November 1787:

„Die Gesellschaft ist zu Bett, und ich schreibe noch aus der Tuschmuschel, aus welcher ich gezeichnet habe. Wir haben ein paar schöne, regenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenschein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend ist sehr angenehm. Der Ort liegt an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände. Die Aussicht ist unbegrenzt. Man sieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und so fort. In der lustigen Gegend sind Landhäuser recht zur Lust angelegt; und wie die alten Römer hier schon ihre Villen hatten, so haben, vor hundert Jahren und mehr, übermütige, reiche Römer ihre Landhäuser auch auf die schönsten Flecke gepflanzt. Zwei Tage gehen wir schon hier herum, und es ist immer etwas Neues und Reizendes. Und doch läßt sich kaum sagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die stattliche Wirtin die große messingene dreiarmige Lampe auf den Tisch gesetzt und: „felicissima notte" gesagt hat, versammelt sich alles im Kreise und legt die Blätter vor, welche tagsüber skizziert und gezeichnet worden. Darüber spricht man, ob der Gegenstand hätte günstiger aufgenommen werden sollen, ob der Charakter getroffen ist, und was solche erste allgemeine Erfordernisse sind, wovon man sich schon bei dem ersten Entwurf Rechenschaft geben kann ..."

Im September 1788 nahm Goethe einen neuen Aufenthalt in der „lustigen"

Löwen- und Hundetor der Villa Falconieri bei Frascati.

Gegend: „Ich zeichnete die Natur und konnte nun leicht bemerken, was mir fehlte — — — Die großen Szenen der Natur hatten mein Gemüt ausgeweitet und alle Falten ausgeglättet, von der Würde der Landſchaftsmalerei hatte ich einen Begriff erlangt. Ich ſah Claude und Pouſſin mit anderen Augen . . .“

Friedrich Preller durchwanderte mit Konſul Keſtner, Lottens Sohn, und mit „Goethe Filius“ das Albanergebirge. In Frascati angelangt, wurde der letztere fieberkrank, ſo daß Preller und Keſtner ſchleunigſt mit ihm nach Rom zurückkehrten. Dort brach die Krankheit aus: „Der herbeigerufene Arzt war gleich ſehr bedenklich und erklärte das Übel für eine noch nicht zum Vorſchein gekommene Hautkrankheit. Das Fieber ſtieg bald ſo, daß er auf einmal raſend auffuhr und mich umarmte und faſt erwürgte, bis der mir zu Hilfe eilende Meyer und ich ihn wieder zu Bett brachten. Kaum war der Kranke darin, ſo ſtarb er uns unter den Händen.“

In welchem Maße Bunſen dem Zauber des römiſchen Villenlebens verfiel, iſt bekannt. Auch ſein getreuer Heinrich Abeken verlebte in Frascati köſtliche Zeiten. Es war aus Frascati, wo er ſeinem Vater am 25. Juli 1832 ſchrieb: „Eben komme ich aus Cornelius' Zimmer, wo ich die Zeichnung zu dem großen Freskogemälde geſehn, das er nächſtens in der Ludwigskirche in München ausführen wird, das Jüngſte Gericht darſtellend“ . . .

Und nun noch das Wort eines Großen: „In Frascati geweſen. Schöner, glücklicher Tag! Dunkle Laubgänge; wandelnde verſchleierte Frauen; auf der Fahrt das blitzende Meer, die weite, weiche, dämmernde Campagna! Schöne Gedanken ziehn wie Muſik durch die Seele!“ Der ſchöne, glückliche Frascataner Tag war der 15. Mai und der Mann, der ihn in ſolcher Weiſe genoß: Anſelm Feuerbach!

Das Krippenfeſt. Legende von Marx Möller.

Petrus ſagte: „Meiſter, es hat
Eben die Mittagsſtunde geſchlagen.
Laß uns raſten — wir ſind ſo matt —
Hier in dieſes Dörfchens Behagen.
Iſt auch lang Deiner Reiſe Reſt,
Laß uns nicht ſo mühevoll haſten;
Siehe, heut iſt Dein Krippenfeſt!
Laß uns feiern und laß uns raſten!
Wieder nah iſt die Nacht, da Du
Deiner Mutter zur Freude erſchienen;
Gönne Dir heute die Feiertagsruh'!
Gönne ſie Dir und gönne ſie ihnen!"

Jeſus reckte die hohe Geſtalt,
Als ob keine Mattheit er kannte;
Aber da kam eine andre Gewalt,
Die ihn lieblich umſtrickte und bannte;
Denn es war nahe beim Lehrerhaus,
Dem ſtrohgedeckten, freundlichen, alten,
Und die Schule war grade aus,
Und die Türen flogen und knallten,
Und der Haufe ſtürmte geſchwind,
Um die friſchere Luft zu ſchnappen,
Und Locken und Zöpfe flogen im Wind,
Und Mützen und Schiefertafeln und Mappen.

Und dann ſtand auch die Schar wie gebannt;
Sie durchzuckte ein Schauer, ein freudenſchwerer,
Und ſie kamen artig und gaben die Hand
Und begrüßten den Lehrer der Lehrer,
Und ein Leuchten lag auf ihrem Geſicht,
Ihr Grüßen und Fragen wollte nicht enden;
Und ſie drängten ſich an ihn ſchmeichelnd und dicht
Und ließen ſich ſtreicheln von ſeinen Händen.

Und ein paar Mütter, die mütterlich
Mittagbrot holend des Weges gingen,
Liefen heimwärts und eilten ſich,
Um die Kleinſten ihm auch zu bringen.
Und es wurde beinah ein Tumult,
Wie er ſchwerlich nur zu beſchreiben;
Und Petrus verlor, wie ſo oft, die Geduld
Und wollte den Kinderhaufen vertreiben
Und wehrte ihnen und ſchalt und ſtieß
Und hätte bald ſie wirklich vertrieben.
Da wehrte ihm der Heiland und ließ
Sie alle kommen. — — —
Und iſt geblieben.

Es war ein Tag ſo feierlich rein!
Vom Sonnenſchein war das Dorf umglutet,
Und allen war es, als ob der Schein
Nur aus ſeinen Augen geflutet.
Nie war der Himmel ſo hoch und ſo bunt!
Und die Kleinen, die auf ihn nur ſchauten,
Verſtanden ihn, hingen an ſeinem Mund,
Stolz und ſelig als ſeine Vertrauten!

Wie ſchnell verfliegt alle ſelige Zeit! —
Ihn trieb der Abend in weiteſte Fernen.
Da gaben ſie feierlich ihm ihr Geleit
Mit ihren papierenen Kinderlaternen.
Ihr reiner, kinderheller Geſang
Hat hoch in Wolken ein Echo gefunden.
Und ſie grüßten und winkten noch lang,
Als er längſt hinter Mühlen und Scheunen verſchwunden.

Er zieht noch immer durch dieſe Welt,
Wie einſt in ſeinen irdiſchen Tagen!
Er wird noch immer vom Hohn umgellt
Und wird noch immer ans Kreuz geſchlagen!
Und er geht und ſucht eine bleibende Statt
Und ſucht zu wecken, zu lenken, zu rühren;
Und wandert und wandert und wird nicht matt,
Anzupochen an vielen Türen!

Doch auch noch heute am Krippenfeſt
Zeigt er ſich als Geſpiele der Kleinen,
Die er zu ſich kommen läßt.
Die ſich feiernd um ihn vereinen!
Lieder klingen beim Kerzenlicht!
Und die Schule iſt ganz geſchloſſen!
Niedre Zweifel bedrücken nicht
Seines Himmelreiches Genoſſen!

Der Mönch. Kopie von Moritz Röbbecke
nach dem Gemälde von Perugino.

Sonnensplitter. Roman von O. v. Leitgeb.

Envelaar trat unten in die Halle, wo man zu frühstücken pflegte. Er hatte sich sehr bemüht, frühzeitig auf dem Platze zu sein. Rasch und etwas nervös schlürfte er seine Tasse aus, stellte sich dann in die Türe und wartete.

Mit grellem Glanze lag die Sonne auf dem See.

Als die Türe ging und er das leise Rauschen von Kleidern hinter sich hörte, wandte er sich sofort um und bot Elinor guten Morgen. Sie erwiderte seinen Gruß kurz, zog ihre Hand rasch wieder aus der seinen, und ihre Augen wichen ihm aus. Er faßte alsogleich auf, daß der nächste Augenblick eine Entscheidung bringen mußte.

Sie blieb dicht vor ihm stehen.

„Herr von Envelaar," sagte sie mit einer Stimme, die gedämpft und nicht wie ihre eigene klang, „Sie erwarten eine Antwort von mir."

Er unterbrach sie. Denn augenblicklich hatte er den Eindruck, daß sie ihm entschlüpfte.

„Nicht hier! Nicht jetzt!" bat er eindringlich.

„Doch — hier und sogleich!" entgegnete sie entschlossen. „Denn es ist mir klar geworden, daß Sie sich in einem ungeheuerlichen Irrtum befinden. Und diesen muß ich sogleich vernichten —"

Sie stockte, ihre Augenbrauen schürzten sich. Eine dreiste, schamvolle Selbstanklage flog an ihrem Herzen vorüber. Vielleicht lag bloß an ihr die Schuld?!

Nun fuhr sie fort: „Vor allem muß ich eine kleine Unwahrheit eingestehen. Jawohl, alle die Briefe, an denen Sie sich bemüht haben, habe ich erhalten. Aber nicht alle habe ich gelesen. Anfangs doch. Sie unterhielten mich vielleicht, in ihrer Art. Zuletzt, einen großen Teil davon, habe ich nicht einmal geöffnet. Bitte, seien Sie überzeugt, daß dies die schmucklose Wahrheit ist . . ."

Über Envelaars Miene flog und verschwand blitzschnell ein ungläubiges Lächeln. Sie fing es jedoch auf, und es versetzte sie mit einem Schlage in aufgebrachte, beinahe zornige Aufregung. Als sie merkte, daß er etwas äußern wollte, sagte sie rasch: „Ich habe den Fehler begangen, daß ich in einem Augenblicke, der mir jetzt wie die unverzeihlichste Verwirrung erscheint, — daß ich da den Glauben aussprach, Sie könnten mir ein Freund sein. Jetzt schäme ich mich meiner Übereilung. Sie können mein Freund nicht sein. Und Sie wissen es selbst. Trotzdem habe ich das Verlangen, es klar und ungeschminkt auszusprechen. Und indem ich noch das tue, ist alles — hören Sie? — alles gesagt, was nötig ist. Entschuldigen Sie, daß es nicht schon gestern geschah. Vielleicht war ich nicht ganz gefaßt. Aber ich verzichte auf Ihre Freundschaft, Herr von Envelaar —"

Sie wandte sich ab und machte einige Schritte durch das Zimmer hin.

Über Envelaars Wangen ergoß sich die dunkle Röte der unwilligen, enttäuschten Betroffenheit, ja der Verblüffung. Die vollkommene Ruhe und Kälte, die Knappheit, womit sie ihm ihren Bescheid erteilte — machte ihn fassungslos. Es war eine kühle Eröffnung, eine beschämend einfache Aussprache, als ob er bei falschem Spiele entdeckt worden sei . . .

„Erlauben Sie mir ein einziges Wort?"

„Nein!" entgegnete sie kalt.

Auf dem Kies vor der Terrasse näherte sich jemand. Ein Schritt kam die Stufen herauf. Es war Heim. Er sah etwas erhitzt und aufgedunsen und nun auch recht enttäuscht aus. Denn eigentlich hatte er auf andere Gesellschaft hier gerechnet.

Endlich erschien Ali! Auch ihr Mann.

Sie benahmen sich an diesem Morgen miteinander wie die Turteltauben. Zwar klagte Ali, daß sie furchtbar müde wäre, wie zerschlagen. Aber ihr Mann sagte: „Ja, wie? Das ist doch bloß die ungewohnt frühe Stunde —" Er war so

liebenswürdig, daß ihr Treiben Heim ganz nervös machte. Als ob es etwas Besonderes wäre, sagte er einmal: „Durchaus nicht, Baronin! Sie machen durchaus nicht den Eindruck, sehr müde zu sein!“ Worauf Ali einen lächelnden, weichlichen, etwas überlegenen Blick über Heims Gesicht hingleiten ließ.

Elinor war auf die Terrasse getreten und warf den Sperlingen, die herangeschwirrt kamen, Brosamen zu, wie sie es jeden Morgen zu tun pflegte. Dann wendete sie sich einmal um und sah auf die kleine Gesellschaft am Tische hin. Ein furchtbares Gefühl des Fremdseins überkam sie, ja ein Gefühl schrecklichen, unsäglichen Verlustes senkte sich tief auf den Grund ihres Herzens. Mit einemmal empfand sie, groß und klar, das Bewußtsein, als hätten alle Wege ihres Lebens, alle Geschehnisse, die ihr Schicksal bestimmten, nur das eine Ziel gehabt, eben ihr Schicksal mit dem eines einzigen andern Menschen in Wahrheit und Treue unerschütterlich zu verbinden. Und trotzdem, trotz allem, war all dies doch in Trümmer gestürzt. Und in dem Augenblicke, wo sie — vom Sturm und Weh zueinander getrieben — sich gefunden hatten, im gleichen Augenblicke waren sie auch füreinander verloren ...

25.

Ihren Vater fand Elinor nicht daheim. Es gäbe eben ganz besonders viel in den Fabriken zu tun, sagte Braunemann. Der Kommerzienrat betreibe nun vor allem den Bau des neuen Maschinenhauses.

„Es wird ein Stolz werden für unsere Fabriken!“ sagte Braunemann. „Es ist der Neubau, wozu Herr von Essenbach die Ziegel liefert.“

Braunemann wäre so gerne bereit gewesen, Auskünfte zu geben. Aber Elinor hielt sich nicht weiter mit ihm auf. —

Gaston war gleich nach ihrer Ankunft aus dem Hause gegangen und kam erst zu Tische wieder. Dann saßen sie sich stumm gegenüber, und Gaston beeilte sich bei den Speisen, wie er zu tun pflegte, wenn er nachher noch etwas vorhatte. Er hatte nachmittags überwacht, wie die Pferde einwaggoniert wurden, und wollte selbst noch abends abreisen.

Als er aufstand, zündete er sich sogleich eine Zigarre an und sagte: „Es ist doch besser, daß Du von mir eine Neuigkeit hörst, Elinor, als zufällig, etwa von einem ganz Fremden. Eine recht betrübende Neuigkeit —“

Sie sah überrascht auf. „Was ist es?“

„Es scheint in Eueren Verhältnissen eine Krise bevorzustehen ...“

„Wie, in den Fabriken?“

„Ja, ja! — Die Fabriken haben, wie es scheint, schon seit einiger Zeit bei allen Industriellen und bei Leuten, die Bescheid wissen, in dem Rufe gestanden, unter Überspekulation zu leiden —“

Elinor erhob sich, sprachlos betroffen.

„Aber, — mein Vater ist doch kein Spekulant —“ sagte sie, nach einem Worte suchend.

„Nun — um eine Bezeichnung handelt es sich vorerst nicht —“

„Willst Du mir nicht einfach sagen, was Du erfahren hast?“

„Ja, eben, gerne. — Papa kennt die Verhältnisse vieler Leute meist genauer als diese selbst. Ich komme soeben von ihm. Papa hat mir gesagt, daß Ihr vor einer Krise steht. Die Fabriken arbeiten seit mehr als einem Jahre mit geradezu fabelhaften Verlusten. Dabei soll Dein Vater einfach mit unbegreiflicher Beharrlichkeit an einer Art der Geschäftsführung festhalten, die jedem andern schon lange das Genick gebrochen hätte.“

Elinor hatte ihn ohne einen Einwurf zu Ende sprechen lassen. Aber fast jedes Wort, das er sagte, fiel wie ein Streich auf sie. Und jeder Streich war von ihm gewollt. Ihr Blick flog einmal über ihn hin. ‚Haßt er mich?‘ dachte sie. ‚Haßt er mich denn wirklich so —?‘

Einen kurzen Augenblick zuckte mitten hindurch auch die Empfindung, als könnte eine verdiente Heimsuchung über sie kommen ... Aber kalt und stolz richtete sich ihre Seele aus diesem Schatten auf.

„Du sprichst sonderbar von meinem Vater,“ sagte sie mit Überwindung. „Kein anderer Mensch hat je anders als mit Achtung von ihm gesprochen —“

„Ich habe nichts von Mißachtung gesagt, bitte,“ warf er ein. „Es kann ja immer vorkommen, daß jemand verleitet

wird, durch eine krankhaft überspannte Gewinnsucht —"

„Gaston!"

„Mein Gott!" meinte er ausweichend. „In ernsten Fällen nützt ja doch keine Beschönigung. Man spricht von den wahren Triebfedern —"

„Eine Katastrophe!" sagte sie wie zu sich selbst. „Dein Vater sagt, daß eine Katastrophe eintreten müsse, daß sie gerade bloß in der Luft schwebe —"

„Es scheint so," erwiderte er. „Wir hatten ja nie etwas mit Winter-Simonsen zu tun. Aber wenn Papa über etwas informiert ist und spricht, dann ist es nicht zu bezweifeln. Es kann morgen sein, übermorgen .... Es tut mir leid."

Sie wollte sich nicht aus ihrer Beherrschung treiben lassen. „Dann ist es, nach allem, noch die richtige Fügung gewesen, daß wir eben hereinkamen; oder, weil Du es so betonst, daß Ihr damit nichts zu tun habt, — daß ich gekommen bin. Für Dich ändert es wohl nichts ..."

Gaston erhob sich. „Leider muß ich denken, daß meine Anwesenheit keinen Wert hätte. Übrigens werde ich auch nicht lange ausbleiben. Die Rennen auszulassen geht nicht. Schließlich weiß ich, daß ich selbstverständlich für Deinen Vater völlig überflüssig bin — und für Dich auch ..."

„Es ist recht, Gaston —," sagte sie.

Ein hämisches Vergnügen, ihr noch ein paar Worte mehr zu entreißen, stachelte ihn. „Übrigens hast Du ja gute Freunde, Elinor. Du hältst wohl große Stücke auf Heim, auf den alten Simonsen? Sie dürfen sich Deiner Freundschaft rühmen. Paul genießt Dein besonderes Vertrauen; — ich vermag nicht zu konkurrieren —"

Sie erhob sich. Es wehte wie Eisluft durch ihre Sinne.

„Ja, und dann bin ich verpflichtet, Dir noch mitzuteilen," sagte er, „daß ich nun bereits mit Boring gesprochen habe, — in unserer gemeinsamen Angelegenheit ..."

„Es ist ganz recht, Gaston ... Du darfst den Zug nicht versäumen. Ich halte Dich nicht länger zurück —"

„Adieu, Elinor —"

Er streckte seine Hand auf halbem Weg aus. Sie berührte flüchtig seine Fingerspitzen, nickte und wandte sich ab.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, so klingelte sie Braunemann.

Braunemann kam, aber der Kommerzienrat war noch nicht zurück. Zwar war er vor einer halben Stunde mit Herrn Birkholz gekommen, alsbald aber wieder fortgefahren.

„So ist es ja in letzter Zeit sehr häufig. Es kann Mitternacht werden. Auch später —"

Braunemann sagte dies unwissentlich in einem Tone, als ob er einem Fremden Auskunft gäbe, der davon natürlich nichts wissen konnte. So empfand sie es wie eine Beschämung.

„Wann steht mein Vater auf, Braunemann?"

„Punkt sechs Uhr bringe ich das warme Wasser. Um halb sieben frühstückt Herr Kommerzienrat und sieht ein paar Zeitungen an. Im Geschäftszimmer. Dann gibt es noch dies und jenes an Morgenarbeit, und dann fährt Herr Kommerzienrat in die Fabrik —"

Es war nutzlos länger zu warten. Sie ging. Vielleicht hätte sie den Vater ohnehin nicht mehr sprechen können an diesem Abende. Wie wäre überhaupt damit anzufangen gewesen?

Braunemann räumte den Tisch ab und schüttelte hin und wieder nachdenklich den kahlen Kopf. Was mochte heute abend nur vor sich gehen? —

Als Elinor im Bette lag und im Dunkeln war, stellte sich erst alles vor ihren Gedanken in das hellste Licht. Alles, angefangen von den Worten Gastons, die er so wohl gesucht und berechnet ausgesprochen, bis zu dem erwachten Gefühle, daß ihr Vater niemand an seiner Seite hatte, der ihm nahestand. Und danach kam noch ein anderer neuer Gedanke; erst jetzt kam er, fremd und merkwürdig. Konnte es nicht sein, daß sie mit einem Schlage ganz verarmten, daß ihr Leben von da an, statt des überquellenden Reichtums, wirkliche Armut kennen lernen sollte?

Wirkliche Armut! ... Das muß sein, als hätte man an jedem Lebenstage einen Feind zu überwinden! ...

26.

Der Kommerzienrat saß in seinem Arbeitszimmer und hatte einen Stoß von Briefen vor sich liegen, die er nur zu unterschreiben brauchte. Er durchflog das Geschriebene, tauchte die Feder ein, zog den Namen hin, kurz, fest, aufrecht. Von den aufregenden Gedanken des Kopfes senkte sich nichts bis in die Fingerspitzen. Die wanderten einen schnurgeraden Weg, hart, wie mit Eisenplatten aus seinem Gußwerke gepflastert.

Als er alle Unterschriften fertig bekommen, drückte er auf den Taster oberhalb des Schreibtisches und übergab Braunemann die Briefe.

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür, und Elinor trat ein. Mit dem ersten Blick sah sie sich unwillkürlich fremd und neugierig um. Sie kam vielleicht einmal im Jahre in Vaters Geschäftszimmer. Das letztemal hatte sie es betreten an dem Tage ihrer Verlobung mit Gaston Haußmann.

„Du, Elinor? So früh —?"

„Verzeih," entgegnete sie nicht völlig sicher. „Es wird Dich nicht wundern, lieber Vater .... Ich habe gehört, daß wir einer Krise in unseren Verhältnissen entgegengehen —"

„O, o!" machte Winter und sah sie fest an. „Eine Krise in der Branche selbst und darum ein harter Augenblick in unseren Geschäften. So ist es besser gesagt. Du hast davon gehört?"

„Gaston hat erzählt — Du hast jetzt große Sorgen auf Dir, Vater?"

„Nun —," entgegnete er zurückhaltend.

Er sah sie wieder an und dachte, es sei ja doch am Platze — wenn Elinor schon etwas davon gehört hatte. Merkwürdig übrigens —

„Wir haben mit Jahresabschluß sehr große Verluste gehabt," fuhr er fort. „In der Tat, enorme Verluste. Dann sind wiederholt diese frevelhaften Ausstände inszeniert worden, von gewissenlosen Leuten, die sich den Arbeitern als Führer aufdrängen. Seit acht Tagen leiden wir wieder an einem solchen, und eben jetzt bedroht man uns mit einem allgemeinen Ausstande. Eine ganz künstlich angefachte Bewegung, ich weiß es. Sie hätte nicht alles zu bedeuten, wenn sie nicht gerade mit dem niedrigen Geschäftsgange zusammenfiele." Er zog seine Uhr. „Wir haben heute eine Zusammenkunft mit den sogenannten Führern. Ich werde ihnen antworten. Ich werde trachten, die Leute aufzuklären, obschon es höchstwahrscheinlich verlorene Mühe sein dürfte —"

Die schwarzen Dinge, die ihr Gaston abends hinterbracht hatte, standen wieder vor ihrem Herzen.

„Aber dann bist Du in einer schrecklichen Lage, Vater!"

„Solange man eine Lage überschaut, ist sie niemals schrecklich," erwiderte der Kommerzienrat mit einem Lächeln, das sie vielleicht beruhigen sollte.

„Vater, — hast Du Angst?"

Er sah groß und streng auf und schüttelte den Kopf.

„Angst? — Nein, sicherlich nicht!"

Eine Pause folgte.

Elinors bemächtigte sich ein eigenes, nicht zu nennendes Gefühl. Wie kam es nur, daß ihrem Vater die Empfindung leidenschaftlicher Sorge, das Gefühl der Angst selbst jetzt versagt war? Unwillkürlich blieb ihr Blick verständnissuchend in dieser Pause an ihm hängen.

„Du fährst in die Fabrik?"

„Ja."

„Zu dieser Versammlung?"

„Eben —"

Ein abenteuerlicher Wunsch, ebenso unklar als heftig, regte sich in ihr. Sie dachte nicht weiter darüber nach; er sprang auf ihre Lippen.

„Darf ich Dich begleiten, Vater?"

„Wie meinst Du?"

„Ob ich mit Dir kommen darf? — Wirst Du da mit den Arbeitern zusammentreffen? Am Ende bedrohen sie Dich ... Nein, das ist ja Unsinn! Aber darf ich Dich begleiten? Bitte, schlage es mir nicht ab!"

Winter lächelte wieder. Er sah seiner Tochter in die Augen und sagte dann, ein wenig wie zu sich selbst: „Nun, — gut! Du hattest ja früher schon einmal den Wunsch, mit hinauszukommen. Nur mußt Du Dich in zehn Minuten bereit halten. Nun adieu, liebes Kind! Ich habe noch einiges zu ordnen. Sei pünktlich!"

Sie stand in ihrem großen Gainsboroughhute in der Einfahrt, noch ehe der Kommerzienrat herabgekommen war.

Dann fuhren sie. Durch die Stadt hinaus, durch eine Vorstadt; vorüber an Fabriken, wo Schlot an Schlot stand, wie ein Wald von schwarzen, abgestorbenen Stämmen. Sogar ein bißchen ins Land kamen sie, über große, wüst aussehende Wiesen, auf denen Bauplätze durch Bretterplanken umzäunt waren. Auf den Brettern schillerten Plakate in allen möglichen Farben; van Houtens Kakao, Odol, Dürkopp-Fahrräder, Es ist erreicht. Drüben dampfte ein langer Lastenzug mit keuchender Lokomotive; davor schoß ein elektrischer Wagen vorüber. Die Luft war feucht, und der Himmel sah aus, als ob er nie eine andere Farbe gekannt hätte als dies bleierne Grau.

„Das hat viel gekostet," sagte der Kommerzienrat, der sich prüfend umsah. „Du warst also noch gar nie in Winterfelden? Da vorne liegt es —"

Ein riesig großes Viereck von schmutzig roten Backsteinmauern. Ein Heer von pfahlgeraden Schloten, aus denen schwarzer Rauch und grellweißer Dampf aufstieg. An einer Seite erhob sich ein Neubau.

„Dort," wies Winter, „stelle ich das neue Maschinenhaus auf. Gut zur Hälfte wird es mit Essenbacher Ziegeln gebaut. Paul ist ein braver Lieferant. Auch diese Arbeit eilt und wird nun gestört —"

Elinor drückte das Bewußtsein, daß sie ihm gar nichts zu sagen wußte, so absolut gar nichts; ihr Vater hätte doch mit seinen Sorgen und Gedanken nicht so ganz und gar allein stehen dürfen. Daß er sein Leben lang so ganz und gar allein mochte gestanden haben, das empfand sie in diesem Augenblick als etwas nie mehr zu Besserndes.

Nun erreichten sie das große äußere Tor der Fabriken, und der Wagen fuhr etwas langsamer durch die Höfe. Elinors Blicken eröffnete sich ein merkwürdiges, fremdes Bild, das etwas Aufregendes, Düsteres, fast Erschreckendes an sich hatte.

Allenthalben in den Höfen lag Eisen. In Barren, in Stangen, in Klötzen, in Platten. Alles von dicken, gelbroten Rostschichten überzogen, daß man seinen festen, gesunden Kern nicht begriff. Geleise liefen kreuz und quer über den Boden, aus weitoffenen schwarzen Toren heraus, in weitoffene, noch schwärzere Tore hinein. Überall klopfte, dröhnte, pochte, rollte es. Menschen in Arbeitskitteln, mit bloßen Köpfen, mit weit aufgerissenem Hemde und schmieriger Brust, mit schwarzen Händen und berußten Gesichtern, aus denen nur das Weiße der Augen zu glänzen schien, gingen, standen, liefen, schrien, keuchten vorüber. Gelegentlich blickten sie flüchtig nach dem Wagen hin, und Elinor fing solche Blicke auf. Sie alle schienen ihr finster, beinahe feindselig und drohend. Niemand grüßte. Ein dampfiger, öliger, fader Geruch schwängerte die Luft. Backsteinmauern, die einmal rot gewesen und dann mit schwarzer Farbe besudelt worden schienen, links und rechts; schwirrende Transmissionen, zitternde Förderschalen in der Luft auf schaukelnden Drahtseilen; eine helle Glocke dort drüben, die gellende Zeichen gab; eine haarfein pfeifende Stahlsäge da rechts, die einen Ton von sich schwirrte, als stieße sich einem ein nadelspitzer Dolch in den Leib; Dampfstrahlen, die wie weiße Lanzenspitzen aus den Abzugsrohren in Mauern hervorschossen; Lärm, Gewühle, Gestampfe, hundert Stimmen, tausend unerklärliche Geräusche. Alles schwarz, wie nie gesäubert, die Gebäude und die Menschen. Aber eine Reihe von ganz hellen, funkelnden, wie blankes Gold aussehenden Punkten, und andere wie blanker Stahl: die Pickelhauben einer Anzahl von Gendarmen, die an verschiedenen Plätzen Posto gefaßt hatten, das Gewehr bei Fuß, mit aufgepflanzten Bajonetten. Das war etwas Unbegreifliches. Die Arbeit, die von Bewaffneten geschützt werden mußte. Mit einem scheuen Blicke sah sich Elinor um. Aber schon rollte der Wagen durch einen zweiten Hof, und zu allererst empfand sie die geänderte Farbe, wovon dessen großes Quadrat erfüllt war. Hier gab es weniger Menschen im Freien. Aber eine Reihe von großen, flügellosen Toren stand offen, wie ein Bogengang von plumpen Pfeilern, und das ganze niedrige und schwere Gebäude schien in seinem Innern in

Flammen zu stehen. Hier waren Öfen und glühendrote Eisentüren, Essen, in deren fauchendes, sprühendes Feuer man links und rechts hineinblicken konnte. Wie durch eine breite Gasse wehender Lohe fuhren sie hindurch. Hin und wieder zuckte eine Funkengarbe vor den Augen auf, ein Blitz, dem ein dumpfer Schlag, wie ein Donnerschlag folgte; — es war irgendwo das Blitzen weißglühender Eisenmassen und der Schlag eines Dampfhammers, der darauf niedersauste. Und dann wieder ein Hof mit schwarzen Mauern, schwarzen Menschen, schwarzer Erde. Und das Leben dieser ganzen Stadt der Arbeit aufgelöst in seine unbegreiflichen, zahllosen Stimmen und Laute, die in maßloser Verwirrung miteinander zu ringen schienen.

Arbeit, nichts als Arbeit!

Es hatte hier niemand Zeit, von einem Besuche Notiz zu nehmen, nicht einmal von dem Besuche des eigenen Herrn, dessen Eigentum ihre Zeit war; niemand hatte das Recht, etwas davon auf einen Gruß zu verschwenden. So war es wohl auch nichts Auffallendes, nichts, das man bemerkte, wenn sie unberufenerweise mitgekommen.

Nun der letzte der Höfe. Er war reiner als die übrigen und im Vergleich zu dem Getöse draußen fast still. Auf das hellschimmernde Gebäude, das ihn im Hintergrunde abschloß, führte sogar eine kleine Allee von mageren, verschmachtenden Bäumchen zu. Dort war das Direktionshaus.

Seitwärts, vorne, hatte sich eine Anzahl von Arbeitern mit ihren Führern wartend aufgestellt. Auch hier standen Gendarmen in Feldausrüstung, die Pickelhauben auf dem Kopfe, blitzende Bajonette auf den Gewehren.

‚Sie sind bewacht, wie Gefangene!‘ dachte Elinor verwundert.

Aber aus dieser Gruppe grüßten alle den Kommerzienrat, jetzt, da er aus dem Wagen stieg, und Elinor glaubte sonderbarerweise auch jenen feindlichen Ausdruck auf diesen Gesichtern nicht zu erblicken, trotzdem es gerade die Aufrührer waren. Alle diese Leute sahen gewaschen und gesäubert aus und trugen überdies wohl ihre Sonntagskleider.

Nun, gleich darauf, befand sie sich in einem großen, fast blendend hellen Zimmer, das sich rasch mit Personen füllte. Ihr Vater war nicht mehr an ihrer Seite. Jemand rückte ihr einen Stuhl in eine Ecke. Es war Herr Birkholz, der einzige Beamte, den sie kannte; er war eine Art von Adjutant des Kommerzienrates und pflegte Elinor Geld zu überbringen, wenn sie Erhebungen machte.

Sie hätte gewünscht, etwas hier zu übersehen, aber vor ihr standen ein paar Personen, die sie nicht beachteten und ihr den Weg verstellten, und im Grunde genommen war es ihr Recht. Herr Birkholz blieb an ihrer Seite stehen. Jenseits, in der Ferne, hörte sie nun jemand sprechen. Da trat vollkommene Stille ein. Gleich darauf hörte sie die Stimme ihres Vaters und eine Ansprache, die er begann. Sie verstand deutlich die Sätze, die er jetzt sprach, und jedes Wort floß heiß und durchdringend in ihr Gehör.

„Kein gewissenhafter Mensch wird frevelhaft vergessen, daß Reichtum von Arbeit stammt. Aber keiner wird auch vergessen, daß Arbeit ohne Gesetz ein Krieg ohne Führer ist. Diese Forderungen sind weder vom Recht noch vom Gewissen diktiert, und darum weise ich sie zurück, schmerzlich, aber mit aller Bestimmtheit. Mein Leben war der Arbeit geweiht und der Ordnung. An seinem Abend werde ich es nicht Lügen strafen. Scheiden wir uneinig, dann schreiben Sie es denen zu, die sich Ihre Ratgeber nennen. Schreiben Sie es demjenigen zu, dem Sie sich anvertraut haben. Er sucht sein Glück — ich suche mein Recht, und das ist mehr!“

Jemand in Elinors Nähe wiederholte gleichsam absichtlich: „Er sucht sein Glück —“

Doch dessen Nachbar, ein kleiner, dürrer Mann mit zausigem Vollbarte und einer dicken Brille, wendete sich bleich, aufgeregt und giftig zu ihm herum und zischte beinahe: „Und der dort versucht es! Merken Sie wohl, Herr Regierungsrat, dies ist ein schneidender Unterschied!“

Elinor fing die Worte auf. Sie wandte sich zu Herrn Birkholz und fragte mit Überwindung: „Wer ist der Herr?“

Herr Birkholz antwortete bereitwillig:

„O, dieser? Es ist der Abgeordnete Boring, der Advokat Boring, einer ihrer verbissensten Führer —“

Da erinnerte sie sich seiner Erscheinung. Sie erinnerte sich auch, daß ihr Gaston gestern abend gesagt hatte, bereits mit Boring über ihre Angelegenheit gesprochen zu haben — —

„Das letzte Wort ist gesprochen,“ schloß nun Winter.

„Hoho!“ rief Boring. „Das werden wir sehen!“

„Ich habe mein letztes Wort gesprochen,“ rief der Kommerzienrat, und es klang hell und entschieden durch den Raum. Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Guten Morgen, meine Herren!“

Der Tür zunächst war eine Gruppe von Unentschiedenen geblieben. Sie gingen nun sofort. Andere folgten; bald hatten alle das Zimmer verlassen.

Jetzt erst schien sich der Kommerzienrat auf Elinors Anwesenheit zu besinnen. Er kam langsam auf sie zu.

„Nun?“ sagte er zerstreut. „Ich bin sehr, sehr beschäftigt, liebes Kind. Du mußt allein zurückfahren —“

„Du könntest einen kleinen Umweg machen, Elinor, eine kleine Spazierfahrt. — Du kannst den Wagen behalten,“ meinte Winter, nachdem er einen Blick aus dem Fenster getan hatte. „Die Sonne kommt doch heraus; sie kommt spät, aber dennoch. Es wird noch ganz schön werden heute. Vielleicht zerstreut es Dich ein wenig —“

Sie hatte deutlich die Empfindung, als machte er ihr ein Geschenk mit den paar Gedanken. Mitten in dem Sturme, der in ihm wühlen mußte, fand er doch Zeit zu diesem Gedanken für sie! Wirklich dankbar sah sie ihn an. Und sie sah noch immer die tiefe, wächserne Blässe wie vorhin auf seinen Wangen. Er wartete wohl nur noch darauf, daß sie gehe. Sie griff nach seiner Hand.

„Danke, Vater! Ich gehe also —“

„Adieu, mein liebes Kind!“

In wirbelnden Gedanken und mit den seltsamsten Eindrücken fuhr sie wieder durch die dröhnenden Höfe hinaus.

— — — — — — — — — — —

Sie konnte nicht voraussetzen, ihren Vater zu Mittag zu Gesichte zu bekommen. Früh nachmittags erkundigte sie sich jedoch, ob er zurück sei. Nein, er war heute noch nicht gekommen. Und gegen Abend ging sie, wie von einer Unruhe getrieben, selbst in seine Wohnung hinüber und fand ihn in seinem Schlafzimmer. Er wusch sich gerade.

„Entschuldige, Vater! Ich wollte Dir nur sagen, daß ich heute daheim bin, und mich vergewissern, daß wir miteinander zu Nacht essen?“

„Gut, ganz gut!“ antwortete der Kommerzienrat über seinem Waschbecken. „Ich glaube, ich hatte heute auch nichts vor. Ganz recht, Elinor. Um acht, nicht wahr?“

Und dann, bei Tische, bemühte sie sich, ihm heitere Dinge vorzuschwatzen, wieviel ernste Fragen sie auch drückten. So sprachen sie von Wied und von den Essenbachs, von Gastons berühmten Pferden, die dies Jahr zum ersten Male um große Preise liefen, und anderen gleichgültigen Dingen. Dabei merkte sie wohl, wie er es vermied, auf etwas zu kommen, das ihr Leben zu nahe berühren konnte ... Im Wohnzimmer drängte sie sodann, daß er heute einmal, ihr zur Freude, seine Zigarre hier rauchen müsse, worüber der stumme, alte Braunemann am erstaunten schien. Der Kommerzienrat aber war es zufrieden und schien deshalb seine Bock wahrhaftig noch mehr als sonst zu genießen. Um zehn Uhr wünschte er Gute Nacht.

„Ich bin heute doch etwas müde, und Du weißt, es ist meine Stunde. Es war übrigens ganz gemütlich, Elinor, wieder einmal so zu plaudern.“

Als er sich erhob, bemerkte er, daß über dem Bilde der Mutter noch der Schleier befestigt war, womit es Sommers über geschützt zu werden pflegte.

„Wolltest Du nicht länger hier bleiben?“ sagte er. „Da mußt Du den Schleier doch herabnehmen lassen —“

Elinor ging bis an die Tür des Speisezimmers mit. Als er die Klinke schon in der Hand hatte, konnte sie sich doch nicht enthalten, etwas von dem Drucke auszusprechen, der auf ihr lag. Entschlossen sagte sie: „Du hast heute doch so einen ernsten Tag gehabt, nicht wahr? Ich weiß, daß es gleichgültig ge-

weſen, aber ich bin doch froh, daß ich gerade bei Dir ſein konnte —"

„Freilich, freilich, liebes Kind!" entgegnete er kurz, machte einen Scherz, und ſie fühlte ſeine ganze Abneigung gegen gefühlvolle Reden heraus.

Aber, mit der geöffneten Tür in der Hand, drückte er doch einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirne. Dann wünſchte er: „Gute Nacht!"

* * *

Ein paar Stunden nachher, durch das Schweigen der Nacht, kam ein ungebetener Gaſt ins Haus. Leiſe ſchritt er über die marmorne Schwelle des großen Tores, ohne den meſſingenen Löwen niederzudrücken, der auf der Klinke lag, wie das Bild eines ſtarken Wächters. Durch die ſchlummernde Halle huſchte er, von deren Decke die mattfarbigen Lichtſtrahlen einer Ampel herabfloſſen und die Wände mit myſtiſchem Helldunkel überkleideten. Über die dicken Teppiche ging er mit unhörbaren Schritten hinauf und drang durch die verſchloſſenen Türen, als wären ſie Luft, immer näher ſeinem Ziele zu, bis er am Bette des Schlafenden ſtille ſtand.

Der Kommerzienrat erwachte mit einem tiefen Seufzer, wollte ſich aufrichten, ſtreckte die Hand nach der Klingel, um Braunemann zu rufen, zog ſie aber plötzlich zurück, preßte ſie auf ſein Herz und ſank ächzend wieder in die Kiſſen nieder.

Als der alte Diener am nächſten Morgen, wie jeden Tag, pünktlich um ſechs Uhr kam, fand er ſeinen Herrn in den tiefſten Schlummer entrückt im Bette.

Und wenige Minuten ſpäter lag Elinor neben der Leiche ihres Vaters auf den Knien.

27.

Der erſte, der auf die Nachricht vom Tode ihres Vaters zu ihr eilte, war Paul. So hatte ſie es auch erwartet, ohne den geringſten Zweifel.

Als ſie ſich begrüßten, war ſie äußerlich völlig gefaßt. Vielleicht machte Paul ihre beinahe unheimliche Ruhe betroffen. Elinor bat ihn, die Beſorgung alles Nötigen zu übernehmen. Gaſton ſei ja verreiſt, ſagte ſie. —

Viele Depeſchen liefen ein. Auch von ihm. Gaſton teilte noch nicht mit, daß er unterwegs wäre. Ganz förmlich ſtand es da: „Tiefſtes Mitgefühl an Deinem Schmerze. Bitte Bekanntgabe Beiſetzung. Werde ſofort kommen."

Das las ſie, ohne dadurch eigentlich bewegt zu werden. Dann reichte ſie Paul das Blatt hin. Und als ſie den befremdeten Eindruck ſeiner Miene gewahrte, ſagte ſie: „So iſt es — — Du ſiehſt, er findet es nicht nötig, ohne weiteres zurückzukehren. Aber der Form wegen kann ich es ihm doch nicht erſparen. Er fragt erſt an — wie ein Fremder. So weit iſt es zwiſchen ihm und mir gekommen —"

Nur dieſe paar Worte. Doch ſie gaben Paul die plötzliche Ahnung der ganzen Wahrheit.

„Bitte, ſchick ihm Antwort," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu. „Du weißt ja — — Und nun ſind Tante Coralie und Marianne hier, haſt Du geſagt? Ich will ſie begrüßen gehen —"

Nachdem ſie das Zimmer verlaſſen hatte, ſaß er noch eine ganze Weile, nachdenklich betroffen, auf ſeinem Platze.

Der alte Simonſen ſuchte Paul auf. Er fragte, ob ihm der Inhalt des Teſtamentes ſchon bekannt geworden ſei. Und als Paul verneinte, erzählte Herr Simonſen, der Kommerzienrat habe in allerletzter Zeit ein Kodizill beigefügt mit der Beſtimmung, daß in geſchäftlichen Fragen der Verlaſſenſchaft ſein Neffe mit beigezogen werde. Im übrigen hatte Winter eben ſeinem älteſten und liebſten Freunde, Herrn Simonſen, und ſeinem getreuen Mitarbeiter Birkholz die Ordnung der Dinge überantwortet.

„Wir wollen dies Vermächtnis ſeines Vertrauens hochhalten," ſagte der alte Simonſen mit ſolcher Entſchloſſenheit und ſolchem Feuer im Blick, daß es ſeinen Worten ungewohnten Ausdruck verlieh.

Darüber dachte Paul jetzt weiter nicht nach. Was er jedoch für ſeine Perſon ſoeben erfahren hatte, bewegte ihn. Wird Elinor von dem Rate ihres Vaters wiſſen wollen? —

Nur flüchtig ſprach und ſah er ſie noch ein- oder zweimal, und dann endlich erſt wieder, als man in dem großen Saale den Sarg hob, um ihn hinab-

Sinkender Tag.

Gemälde von Moritz Röbbecke.

zutragen. Trotz des dichten Kreppschleiers, der ihr Gesicht bedeckte, vermochte er die tiefe Blässe ihrer Wangen zu sehen, als sie an Gastons Arm hinabschritt. Aber immerfort bewahrte sie ihre gefaßte Haltung. Paul fragte sich, wie es sein mochte, wenn diese Beherrschung nachgab und diese Kraft sie verließ.

Ein imposanter Menschenzug gab Theodor Winter das letzte Geleite. In geschlossenen Reihen, wie Soldaten, gingen die Arbeiter seiner Fabriken. Auch die zuletzt mit ihm im Hader gelegen, waren nicht ausgeblieben. Am offenen Grabe, um das eine hundertköpfige Schar von Fackelträgern einen weiten Kreis geschlossen, wurden mehrere Reden gehalten.

Der alte Simonsen hatte kaum verständlich etwas gesprochen; dabei waren dicke Tränen über seine zartrosigen Wangen herabgelaufen. Jetzt rief Herr Birkholz dem Herrn den Dank und die Grüße seiner Beamten nach. Nun aber, zuletzt, trat einer der Werkführer von Winterfelden ein wenig vor und sprach. Währenddessen hielt er einen großen Lorbeerkranz mit beiden Händen fest, zuweilen aber erhob er doch die eine und machte mit dem Arm eine schwerfällige, gewichtige Gebärde durch die Luft. Es sah aus, als führte er ein schweres Werkzeug, als sei durch lebenslange Übung seinem Arme keine andere Bewegung mehr geläufig, als die er in der Arbeit brauchte. Von den Worten, die dieser Mann sprach, verlor Elinor keines. Danach trat für einige Sekunden tiefe Stille ein, in der niemand sich regte. Die Flammen der Fackeln loderten ein wenig qualmend in die Höhe, und es gab ein eigentümlich traurig-wildes, düsteres und fast unheimlich bewegtes Farbenbild, wie der rußig rote Fackelschein sich mit dem grau sinkenden Tageslichte vermengte. In dieser Stille sah Paul, wie Elinor plötzlich vortrat und knapp am Rande der Gruft, tiefgesenkten Hauptes, stehen blieb.

Gleich darauf entfernten sich alle von dem nun geschlossenen Grabe. Man hörte keine Stimme mehr, nur die vielfältige, etwas hastige Bewegung aller der Füße, die über Kieswege und Grabhügel fortschritten. Auch Elinor ging. Man machte ihr Platz. Die Männer zogen die Hüte vom Kopfe. Sie aber sah und erkannte niemanden. — —

Als ihr Wagen endlich wieder an Winters Hause hielt und der alte Braunemann den Schlag öffnete, reichte Gaston seiner Frau die Hand. Er tat es mit der scheinbaren Herzlichkeit, die die Stunde wachgerufen, und sagte dazu: „Wirst Du mich entschuldigen, Elinor? Du weißt, daß Mama krank zu Bette liegt. Ich habe sie noch nicht besuchen können . . .“

Sie waren unter das Tor getreten.

„Gewiß, Gaston . . .“ sagte sie.

Er grüßte sehr höflich und aufmerksam mit dem Hute und setzte sich wieder in den Wagen.

Der alte Braunemann schloß langsam die großen Torflügel, die er den ganzen Nachmittag hatte offen stehen lassen. Dabei schüttelte er seinen grauen Kopf und murmelte etwas in sich hinein.

„Andere Menschen . . . andere Menschen! — Ganz andere Menschen.“

Wenige Minuten darauf fuhren rasch nacheinander noch ein paar Wagen vor das Haus. Es kam Herr Birkholz mit einem Fremden und gleich darauf Simonsen und Paul. Letzterer wandte sich im Flure zu dem alten Diener und sagte mit gedämpfter Stimme: „Braunemann, wie es schon geht im Leben, — hier soll gleich wieder von Arbeit die Rede sein . . . Ich dachte erst, wir würden uns in einem anderen Zimmer aufhalten können. Aber nun muß es doch gerade in Onkels Arbeitszimmer sein wegen des Schreibtisches und der Papiere . . .“

Darauf standen die beiden Fenster von Winters Arbeitszimmer hell erleuchtet, als ob der Kommerzienrat, wie es so oft geschehen, in der Stille des Abends unverwandt an der Arbeit säße. Es mußte sich um gewichtige Dinge handeln, denn Simonsen bat Birkholz und Paul, auch noch bei ihm zu Nacht zu essen. Es müsse ja alles mögliche ohne Verzug besprochen werden.

Es war spät nach Mitternacht, als Paul und Birkholz endlich sein Haus verließen. Schweigend gingen sie nebeneinander die Treppe hinab.

In diesen langen Stunden war zwischen den Männern, die mit arbeitenden Gedanken beisammengesessen, nicht von

Theodor Winter die Rede gewesen. Es handelte sich um nichts geringeres, als darum, ob das Werk, das er geschaffen, zu erhalten war oder nicht. So unfaßbar es klang! Über seinem Grabe schon ging ein unheimliches Knistern durch den stolzen Bau, den er hinterlassen. Vielleicht hätte er selbst mit seiner Überlegenheit die Gefahr noch zu überwinden vermocht. Doch über ihm lag jetzt das Grab geschlossen; — niemand vermochte heute zu sagen, was von Theodor Winters Lebenswerk bestehen bleiben sollte.

28.

Seit Theodor Winters Tode waren Wochen vergangen.

„Es ist eine harte Zeit!" sagte Jens Simonsen eines Tages. „Sehen Sie, Herr von Essenbach, ich fühle das Bedürfnis, einmal auch von mir persönlich zu sprechen, da Sie jetzt in allem Geschäftlichen auf dem laufenden sind. Das tue ich, weiß Gott, nicht, um mein Verdienst herauszustreichen, sondern, weil ich damit eine Dankesschuld abtrage, wie Sie hören werden. Wie Sie wissen, führt die Firma heute noch den alten Namen — Winter, Simonsen & Co. Ich bin aber längst nicht mehr dran beteiligt; ich habe nur eine schöne Summe Geldes in dem Unternehmen stecken. Trotzdem würde ich selbst kaum etwas verlieren, wenn die Firma heute liquidieren müßte. Auch besitze ich sonst noch manches. Wie Sie wissen, bin ich ein reicher Mann! — Es geht mir aber nicht aus dem Sinne, daß mein Name in der Firma steckt, daß Theodor Winter der treueste und nächste Freund meines Lebens war und daß er ein einziges Kind hinterlassen hat, das einsam dasteht."

Hier machte Herr Simonsen eine kurze Pause und sah nachdenklich vor sich hin.

„Als wir uns kennen lernten, Winter und ich, waren wir beide junge Leute," fuhr er dann fort. „Ich war eben mit meiner Frau aus England zurückgekehrt, wo es mir gelungen war, ein kleines Vermögen zurückzulegen. Ich entdeckte in Winter ein Genie seines Faches. In seinem Kopfe lagen immer hundert neue Ideen bereit; er war nur nicht imstande, sie zu verwirklichen, weil er kein Geld und noch keinen Kredit besaß. Ich kalkulierte, daß ich eine sehr gute Spekulation machen müsse, wenn ich mich mit diesem feurigen und genialen Arbeiter verband. So assoziierten wir uns. Es entstand die erste kleine Fabriksanlage in Winterfelden: die Firma Winter, Simonsen & Co. ward gegründet."

Nach einer Pause fing Simonsen wieder an: „Winter arbeitete mit unerhörtem Fleiße; wir wurden beide reich; wir wurden beide geachtete Leute, die in schönen eigenen Häusern lebten und mit eigenen Pferden fuhren. Und mein Gefühl, daß ich das alles doch nur diesem einzigen Menschen und seiner Arbeit verdankte, wurde immer deutlicher. — Dieser Mensch war aber nicht nur voller Einfälle, sondern auch voll zarter Rücksichten. Es kamen Zeiten, wo ich bei besonders großen Unternehmungen unruhig wurde und meine schwache Natur die großen Spannungen nicht mehr ertrug. So überredete er mich, und ich ließ es mir schließlich gerne gefallen und lebte mein Sybaritenleben. Bis ich eines Tages das Gefühl hatte, als ob ich ein Unrecht beginge, wenn ich fortfuhr, mich in diesem Maße zu bereichern. Da bin ich ausgetreten, ließ bei ihm, was ich ohne Vorwurf lassen konnte, und gewann es endlich über mich, den unverdienten Anteil an seinen Riesengewinsten auszuschlagen."

Er schwieg, erhob sich und machte einige Schritte durch das Zimmer, als ob er sich dabei recht sammeln wollte.

„Sie werden begreifen," sagte er, „daß unser Leben trotzdem nicht nur aus Arbeit, aus Gewinnlust und aus ehrgeizigem Vorwärtsstreben bestand, oder das meine schließlich nur im bequemen Genusse der Reichtümer. Auch Menschen meines armseligen Schlages haben Herz und Gewissen, und alles, was wir wirklich erleben, sind doch nur Freuden oder Schmerzen unserer Menschenseele. Auch in unser beider Leben hat es manches Schicksal zu überwinden gegeben. In diesem Feuer wurde das Eisen unserer Freundschaft zu Stahl. Dies ist von allem der größte Gewinn, den mir Winter zuschanzte. Vielleicht hat er mich im ganzen so recht zum Menschen gemacht."

Der kleine, alte Simonsen hatte sich

zum Schluß in eine Herzlichkeit hineingesprochen, die etwas Hinreißendes an sich hatte. Nun ergriff er Pauls Hand und sagte einfach: „Ich weiß, daß Sie mich verstehen, und danke Ihnen . . . Es hat mir ungeheuer wohlgetan, einmal auszusprechen, was ich Ihnen hier gesagt habe. Dies ist noch niemals geschehen. Allerdings geht es nicht eigentlich die Geschäfte an und meine Pflicht, mich ganz kalt und besonnen mit diesen abzugeben."

Paul sagte: „Ich kann den Eindruck nicht los werden, als ob die Dinge plötzlich doch einen ganz anderen Weg einschlagen könnten. Und das Eine, was ich mir vorstellen möchte, kann ich nicht erreichen: wie sich denn voraussichtlich Elinors Verhältnisse gestalten werden."

„Sie berühren einen wichtigen Gedanken," antwortete Simonsen nach kurzem Besinnen. „Er läßt sich mit wenigen Worten charakterisieren. Das größte Kapital des modernen Geschäftes sind nicht das Geld und die Wechsel in der Kasse; es gibt ein besseres, das überall sonst auch das beste Kapital ist: Ich meine das Vertrauen —"

„Meinten Sie, daß die Firma Einbuße daran erlitten hat?"

„Vielleicht nein, — vielleicht aber ja!"

„Aber, mein Gott!" rief Paul. „Niemals sind Verpflichtungen uneingelöst geblieben, niemals sind Zahlungen versäumt worden —"

„Nein, noch nicht!" sagte der alte Herr bedächtig.

„Und es könnte geschehen?"

Simonsen wiegte ein wenig den Kopf.

„Resumieren wir nur die Hauptsache; es geht schnell," sagte er. „Die Firma ist im Besitze sehr bedeutender Aufträge. Dementsprechend hat sie natürlich sehr große Abschlüsse auf Rohmaterial gemacht. Es lag im Plane dieses Jahres, daß der größte Teil der Aufträge, die Lieferungen für Rußland, für Italien, für Frankreich, nach der Einstellung des neuen Maschinenhauses bewältigt werden sollten. Der Neubau hat über eine Million gekostet. Er steht jetzt fertig da. Die gesamte Einrichtung, sämtliche neuen Maschinen sind bereits in Winterfelden. Sie stellen natürlich ein noch viel größeres Kapital dar, als die Gebäude. Weder der Bau, noch diese Anschaffungen sind, wie Sie wissen, bezahlt. Das größte Haus der Welt begleicht solche Posten nicht von heute auf morgen. Weiter: den Fortgang der regelmäßigen Arbeiten haben die Ausstände aufgehalten, die fast seit einem Jahre andauern. Damit sind Sie mit einem Schlage bei der Tatsache, daß die Lieferungstermine nicht eingehalten werden konnten. Auf die meisten sind riesengroße Pönale gesetzt. Auch hätte es jeden Augenblick eintreten können, daß Zahlungen versäumt worden wären —"

„Ich begreife nicht —" warf Paul ein.

„Es braucht nur ein Augenblick von Panik einzutreten," fuhr Simonsen fort, „sei es infolge von Winters Tod, sei es, daß die tatsächlich ungeheuren Schwierigkeiten der Firma bekannt würden. Das erlebt man in der Geschäftswelt alle Tage. Wenn ich mir vorstelle, daß jener wichtigste Teil des Kapitals, das Vertrauen, heute zusammenbräche, — und ich kann es mir vorstellen! — dann stünde die Firma Winter, Simonsen & Co. morgen vor der Liquidation."

„Aber sie bliebe keinem Menschen einen Heller schuldig!" rief Paul.

„Wahrscheinlich nicht!" sagte Simonsen zuversichtlich. „Vielleicht handelt es sich aber in unserem Gespräche auch noch um anderes. Elinors Zukunft."

„Ja!" rief Paul.

Simonsen sagte beruhigend: „Nicht wahr, sie ist Gaston Haußmanns Frau, dessen Vater Winter an Vermögen zum mindesten nicht nachsteht?"

Es lief Paul gleich einem Schauder durchs Herz. Eine Pause folgte.

„Mit welchen Linien haben Sie dann den Plan umzeichnet," fragte er, „den ich aus Ihren Worten heraushöre? Wie soll Winter, Simonsen & Co. so stark werden, selbst — selbst wenn jenes kostbare Kapital, das Vertrauen, verloren ginge?"

„Dadurch, daß es zu diesem Letzten gar nicht kommen darf!" entgegnete Simonsen mit Eifer. „Bitte, hören Sie mich an. Das Vermögen meiner Frau ist von dem meinen vollständig getrennt und sichergestellt. Das gleiche ist der

Fall bei dem Vermögen Janes. Ich kündige mein Kontokorrent in der Firma Winter, Simonsen & Co. und trete gleichzeitig mit dem ganzen Betrage als deren offener Gesellschafter ein. Gleichzeitig vermittele ich die Beteiligung eines oder zweier anderer großer Kapitalisten. Elinor Winter, Frau von Haußmann, bleibt Mitbesitzerin mit demjenigen Anteile, der sich bei den Feststellungen dieser Umwandelung ergeben wird. Die Umwandelung geschieht mit der Bedingung, daß der Name der alte bleibe, daß nichts sich ändern darf —" Herr Simonsen wiederholte mit lebhaftem Nachdruck: „Der Name seines Werkes, der Ruf, den er ihm geschaffen hat, das Werk, wofür er gelebt hat — und wofür er gestorben ist, wie wir sagen können. Dann werde ich meine Dankesschuld abgetragen haben — für Winter, Simonsen & Co."

Die Gedanken kamen so rasch und gewichtig auf Paul eingedrungen . . .

Er brauchte Tage, um sie klar werden zu lassen. Doch eine unerwartete Regung, die irgendwo im Hintergrunde dessen lag, was an seinem Herzen grub und geheimnisvoll Kraft und Zuversicht in seine Seele brachte, ließ ihn die Überraschung von Simonsens Gespräch eigentlich mit Ruhe überlegen. Ihm selbst war es bei seiner ehrlichen Arbeit nicht übel ergangen, ja sogar über Erwarten gedeihlich. In die ganze Wirtschaft von Essenbach war eine gewisse Wohlfahrt hineingekommen. Seine vorsichtigen Unternehmungen waren gediehen, hatten sich vergrößert und standen nun gesichert da. Vor kurzem hatte er das Ziel erreicht, das er sich vor allem vorgenommen: Es waren die Grundlagen festgestellt worden, die Einkünfte seiner Eltern zu bestimmen. In den Empfindungen dieser Tage, die wie Bergluft von Gewittern gereinigt waren durch den vielfachen Schmerz und die mancherlei Erschütterungen des Unerwarteten, wagte nicht ein einziger Schatten sich in das Licht zu drängen, wovon sein Herz voll wurde, wenn er überlegte, daß er Elinor, falls sie es wirklich einmal brauchen sollte, wirkliche Hilfe gewähren könnte. Denn wie das Fragloseste und Natürlichste von der Welt schien ihm, daß alles, was er besaß, auch ihr gehören mußte . . .

29.

Nach seiner Rückkehr war Gaston Haußmann alsbald nach Wied hinausgefahren, von wo er einstweilen nicht wiedergekommen war. Oft konnte er sich Stunden hindurch nicht davon losmachen, an Elinor zu denken. Und merkwürdig war es: hin und wieder stieg sogar der Vorwurf in ihm auf, daß die Schuld möglicherweise zum größeren Teile auf seiner Seite liegen könnte . . . Er begann zu empfinden, daß die Welt sein Vorgehen vielleicht verurteilen konnte. Sie mochte darin recht haben, daß es nicht gerade ritterlich gehandelt war, den offenen Bruch unter den Umständen herbeizuführen, die jetzt eingetreten waren. Jawohl, diese Umstände waren für Elinor bitterernst und drohend. Es war möglich, daß Elinor in Verhältnisse geriet, die drückend für sie wurden. Sein Vater, der alle geschäftlichen Dinge mit Scharfblick durchschaute, hatte die schlechteste Meinung von der Lage bei Winter, Simonsen & Co. . . . Über das eine war er mit sich im klaren, daß er aus freiem Willen dafür aufkommen wollte, daß Elinor ein gewisser ausreichender Überfluß zu Gebote stand. Ein heftiges, gebieterisches Gefühl bemächtigte sich seiner. Vielleicht war es dennoch nur wieder ein Irrtum, daß sie einander verlassen wollten, ein Irrtum, größer und unbegreiflicher als jeder andere. Nein, es war nicht möglich, daß sie voneinander schieden, nicht möglich, daß sie ihn verließ, daß er sie verlor . . . Der Gedanke konnte einen sogar um alle Fassung bringen.

Bis er sich mit aller Festigkeit des Entschlusses, der er fähig war, an die Arbeit machte. Dann schrieb und zerriß Gaston Haußmann viele Bogen Papier und schrieb sie von neuem. Er dachte daran, welcher Stolz ihn erfüllt hatte, als er Elinor Winter zum Altar geführt. Er dachte daran, welches Hochgefühl ihr Besitz ihm verliehen. Er dachte daran, daß auch ein guter Teil des Ansehens, der Stellung, die er einnahm, von ihr abhängen mochte, von den Sympathien, die ihr zukamen, von der Geltung, die sie in der Gesellschaft erreicht hatte; von der Anziehung, die ihr lebhafter Geist ausströmte, ihre Talente, ihr warmher-

ziges Wesen, alle Reize ihrer fesselnden Erscheinung, denen niemand sich entziehen konnte; ihre ernste und doch wieder mit so vielen unfaßbaren Zügen fesselnde, ja hinreißende Schönheit.

... Ihre Schönheit ...!

Man wird es genugsam betrachten, besprechen, bekritteln, daß er sie verlor. Klatsch und Tratsch werden für lange Zeit unerschöpflichen Stoff haben. Es war peinigend, sich vorzustellen, daß er der Gegenstand neugieriger Verwunderung, vielleicht auch spöttischen Vergnügens werden konnte. Eben darum aber wollte er ihnen ja dieses Schauspiel nicht gönnen. Sie sollten die Freude nicht haben. Und wenn er sich da eben jetzt mit allen Kräften angestrengt hatte, ihnen den Spaß zu verderben, meinte er es ehrlich, durchaus ehrlich ...

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage hielt Elinor diesen Brief in ihren Händen. Sie fühlte starkes Mitleid, als sie ihn las. Kannte sie doch Gaston so genau, daß sie sich sehr deutlich in die Stimmung versetzen konnte, womit er dies alles geschrieben. Während er sich abgemüht hatte, diese Worte zustande zu bringen, hatte er ja wirklich vielleicht den Glauben gehabt, daß sich etwas gut machen lasse, daß man den verfehlten Weg zurückmachen und den richtigen aufsuchen könnte. Gewiß vermischte sich damit seine Eitelkeit; seine Angst vor Eklat, auch das gewaltsame Gefühl, wie unglücklich sie nun ihre Zeit gewählt hätten. Aber beinahe mit Leidenschaft fühlte sie den tiefsten Widerstand in sich, dem Scheinleben, das sie geführt hatten, auch nur noch ein einziges Opfer zu bringen. Rings um sie her wehte es wie starker, kühler Wind, der die Luft säuberte. Sie hatte fortwährend den Eindruck, daß alles, was ihr Leben ausmachte, sich verändern müsse, um sich zu klären. — —

Die Antwort, die Gaston erhielt, zerstreute die letzten Zweifel, die ihn über die Wirklichkeit hatten täuschen wollen, trotz des freundschaftlichen und aufrichtigen Tones, den Elinor angeschlagen. Sie sagte ihm nur, daß sie ihm dankte, daß es aber ihnen beiden zum Heile doch bei dem bleiben müsse, was sie beschlossen hatten. — Gaston trug den Brief einen Tag lang mit sich herum, zog ihn wieder aus der Tasche und las ihn wohl ein halb Dutzendmal. Nachmittags, als es zu dämmern begann und er wieder planlos am See entlang bummelte, zerriß er das Papier mit dem breiten, schwarzen Rande in viele kleine Stücke, die er vom Steg ins Wasser hinabwarf. Und darauf hatte er so quälend und deutlich, wie noch nie, das Gefühl, wie furchtbar sinnlos es war, in den abscheulichen, nassen Spätherbsttagen in Wied hier draußen zu sein. Keine Macht der Erde sollte ihn länger hier zurückhalten. —

Die nochmalige Aussprache bewirkte, daß Elinor vieles neuerdings überlegte, bis ihre Gedanken an jenen Abend anknüpften, wo sie mit Gaston die entscheidenden Worte gewechselt hatte. War dies kurz, war es so lange her? Die Zeit war rasch gegangen. Wenn man aber stille halten wollte, um zu überlegen, schien es unfaßbar, wieviel das Leben, wieviel der Tod in ihr vollbracht hatte. Jetzt schritt der Herbst einen Tag um den andern tiefer hinein in den Schatten des Jahres.

Heute war es heiß und unruhig in Elinors Herz. Vielleicht, weil ein paar Umstände sie an einen längst vergangenen Tag erinnerten.

Sie erwartete Jane Simonsen und auch Paul, der morgens in die Stadt gekommen war und mit dem sie in Geschäften manches zu sprechen hatte. Der Speisetisch, auf dem nun so lange Zeit hindurch nur das eine einsame Gedeck gestanden, trug heute deren vier. Miß Bland hatte ihre Einladung angenommen, eine Zeit bei ihr zu bleiben. Jetzt aber sah Elinor, an der Glastür des Balkons stehend, auf den Platz hinaus, ob Jane oder Paul noch nicht kommen wollte. Es war ein kühler Tag, und der Wind wehte. Er knickte gelegentlich wieder dürre Äste von den Bäumen, die das Monument umstanden. Nach einiger Zeit sah Elinor Jane und Paul miteinander herankommen, als ob sie sich unterwegs getroffen hätten. Und sie hatten es gar nicht eilig. Der Wind kam und löste Janes langen amerikanischen Schleier wehend auf. Sie hing

sich hilfesuchend fest in Pauls Arm, sie neigte ihre Stirne tief; es sah beinahe aus, als ob sie ihren Kopf an seine Brust legte. Elinor mußte abermals des ganz fernen Tages gedenken. Da waren auch die vier Gedecke auf dem Tische gestanden. Frühjahr war's gewesen, und nachher hatte es im Parke ein großes, lärmendes, lustiges Fest gegeben. Daran mußte sie denken, während sie Jane und Paul aufmerksam im Auge behielt. Bis zwei andere Personen ihren Blick ablenkten, die das Paar soeben begrüßt hatten, dann stehen geblieben waren und nun unschlüssig auf dem Platze hin und her gingen. Der eine dieser beiden Herren gestikulierte fortwährend in der Luft herum, bald mit der Hand, bald mit seinem Spazierstock. Der andere schien zwar seiner Erzählung zuzuhören, blickte sich aber doch wiederholt, vielleicht gelangweilt, um. Es waren Senkbach und Heim. Zu jeder anderen Zeit hätte ihre Erscheinung Elinor vielleicht unterhalten, wie es schon oft der Fall gewesen war. Senkbach und Heim waren zwei Typen moderner Herreneleganz, trotzdem sie beide ein klein wenig Karikatur an sich hatten. Dadurch, daß sie sich seit Jahren gegenseitig ihren Geschmack und ihre Ansichten über Röcke, Hüte und Krawatten mitteilten und sich nach ganz gleichen Grundsätzen kleideten, war eine Art von Ähnlichkeit zueinander in ihre äußere Erscheinung, in ihren Gang und ihre Haltung gekommen. Als Jane Simonsen und Paul an ihnen vorüberkamen, blickte Senkbach einen Augenblick auf und sagte dann zu Heim: „Ich habe neulich gehört, daß die Jane Simonsen nun wirklich verheiratet werden soll. Man scheint aber ein Geheimnis daraus zu machen, weiß der Teufel warum! — Ja, wie? Haha! Sollte es etwa Essenbach sein?! — Na, da wird ja ein Heidengeld dabei herausschauen —" Und Senkbach seufzte.

Heim entgegnete nichts. Er dachte an Ali. Es nützte durchaus nichts, sich von der großen Mitgift Jane Simonsens imponieren zu lassen, wenn man gerade von den kolossalen Schulden sprach, in denen die Senkbachs steckten. — Wenn sie das so weiter trieben, dann mußten sie eines Tages in eine wahrhaft verzweifelte Klemme geraten! Wie würde Ali sich dabei benehmen? Was nützte es, Senkbach zuzuhören, der wie ein Fiebernder von der Erbtante Brohl phantasierte?

Während Elinor zu ihnen hinabsah, schlugen ihre Gedanken doch einen viel weiteren Weg ein, als bis zu diesen zwei etwas lächerlichen Gecken. Gehörten diese beiden Gestalten, Senkbach und Heim, nicht doch zu ihren guten Bekannten? Waren sie nicht treue Beispiele der Menschen, deren Umgang sie gepflegt, deren Unterhaltung sie geliebt, deren Gesellschaft sie beständig genossen hatte? War nicht auch dies wieder ein wertloser Schein gewesen? Unwahrheit, die man fortwährend sich selbst antat? Überall, auf Schritt und Tritt, Unwahrheit ... Das große, luxuriöse Haus, in dem sie wohnte, ihre eleganten Wagen und teueren Pferde, ihre wertvolle Garderobe, ihr sorgloses Dasein Tag um Tag ... alles trügerischer Schein. Heute oder morgen konnte alles von selbst zusammenstürzen ...

Wenige Tage darauf hatte sie eine Unterredung zu bestehen, bei der es ihr sehr schwer wurde, ihre besonnene Haltung zu bewahren. Dabei erkannte sie aber vor allem, daß Gaston sich wieder auf sich selbst besonnen hatte. Sie hätte es anders haben können, wenn sie jetzt, in der letzten Stunde, die Hand ergriffen, die er ihr entgegengestreckt hatte. Jedoch, er konnte ja nicht wissen, welche unsäglichen Überwindungen es sie kostete, Doktor Boring zu empfangen. Er konnte ja nicht ahnen, mit welchem Schmerze, mit welch leidenschaftlicher Auflehnung gegen die Gewalttätigkeiten des Schicksals während dieser Unterredung die Erinnerung des letzten Morgens wieder erwachte, den sie mit ihrem Vater verlebt hatte. Boring war es gewesen, mit dem er zuletzt in Hader gelegen, der ihm die letzten Aufregungen bereitet hatte. Hundertmal war seither die kleine, unordentliche Gestalt Borings vor ihr aufgetaucht. Es war eine harte Prüfung, daß Gastons Anwalt kein anderer sein konnte. —

30.

Grau und schwer stand der Himmel, als wollte die Sonne sich nie mehr ent-

hüllen. Lange Regenwochen. Getränktes Laub in Gärten und Alleen. In Winters Haus war es seltsam still. Einem Fremden mochte das weitläufige Gebäude manchmal unbewohnt scheinen. Nur ab und zu fuhren die beiden Damen ein wenig spazieren, im festgeschlossenen Coupé, oder Frau von Haußmann tat es allein. Ein paarmal war sie auf dem Friedhof gewesen. Dann hatte sie hin und wieder bei Simonsens einen kurzen Besuch gemacht oder bei Pauls Eltern, die sich in der Stadt so wohl befanden und im Gespräch ein wenig unbeholfen waren. Freilich änderte sich diese Befangenheit mit einem Schlage, sie änderte sich und vergrößerte sich zugleich unsäglich mit dem Tage, an dem Elinor Tante Coralie eröffnete, was im Gange war. Die Baronin war wie vor die Stirn geschlagen.

Aber von einer gewissen Spannung, von einer tiefen und neugierigen Erwartung vermochte sie sich trotz aller ehrlichen Ergriffenheit nicht zu trennen. Sie wollte es sein, die Paul diese Mitteilung machte. War es denn zu denken, daß Elinor ihm früher als ihnen gesprochen hätte? — Als die Gelegenheit kam, beobachtete sie ihren Sohn genau.

„Ich hab' es gewußt —," sagte er nach einer Pause, ein wenig zögernd, weil es nicht die reine Wahrheit war. Die wenigen Worte kosteten ihn Mühe. Er hatte augenblicklich die Empfindung, von allem Anfange vorbeugen zu müssen, daß Elinors Angelegenheit zum Gesprächsthema wurde. Nichts wäre unerträglicher gewesen! — War es eine Überraschung, welchen Zeitpunkt sie gewählt hatten, ihren Entschluß zu verwirklichen, — was war dies alles gegen die eine, plötzliche, heftige und klare, tiefernste und dennoch einem Freudenschrei gleich sein Herz durchströmende Empfindung: sie wurde erlöst, — sie wurde frei! . . .

In dieser Zeit sah Elinor nur wenige Menschen. Paul und Simonsen kamen öfter und manchmal auch Herr Birkholz. Sie alle hatten Geschäftliches zu sprechen, es gab Vieles und Ernstes, und man konnte sich gewiß nicht darüber beklagen, daß Elinor die Arbeit etwa erschwerte. Sie schien besonders aufmerksam in den mancherlei Gesprächen, die sie mit Paul zu pflegen hatte. Dabei halfen und stärkten sie sich gegenseitig. Und sie wußten es voneinander, ohne daß je der Hauch eines Wortes es verriet.

Ein oder das andere Mal war Jane Simonsen dagewesen. Mehr als früher empfand Elinor, wie weit an Reife sie voneinander entfernt waren. Jane konnte man beneiden und konnte für sie fürchten. So unentschieden war es noch, wie sie das Leben nehmen werde und was sie aus sich wollte machen lassen.

Frau von Stahlhof kam auch manchmal und hinterließ Elinor einen wohltätigen Eindruck. Ein- oder zweimal hatte Bärnwart mit einem Billettchen angefragt, ob sie ihn empfangen wolle. Außer diesen gab es eigentlich keine anderen Besuche. Karten wurden wohl abgeworfen, aber man gewöhnte sich allmählich daran, Elinor überhaupt nicht mehr zu sehen. Sie erfuhr, daß das Gerücht von ihrer Scheidung sich natürlich zu verbreiten begann. In der ersten Zeit nach dem Tode ihres Vaters war es ein natürlicher Wunsch, daß sie allein bleiben wollte. Je tiefer das Jahr sank, je kürzer und dunkler seine Tage wurden, desto seltsamer war ihr jedoch die Vorstellung: Vielleicht kann man in einem einzigen Menschen die Menschheit verlieren . . .

Weihnacht war vorüber. Wied war nun unbewohnt. Vielleicht war es die richtige Zeit, hinauszugehen. Sie hatte es sich längst vorgenommen. Aber dann entschloß sie sich doch, zu bleiben. Es war spät abends. Draußen war stürmisches, kaltes Wetter. Im Kamine sprühte und knisterte es. Sie schrieb an Paul und bat ihn um eine Besorgung in Wied. Und nachdem der kurze Brief beendet war, blieb sie lange am Tische sitzen, in Gedanken versunken. —

Am nächsten Nachmittage, früh genug, um noch Tageslicht zu haben, soviel es eben davon gab, machte Paul sich auf den Weg, von Essenbach nach Wied hinüber.

Es regnete und graupelte, der Wind schnitt ihm brennend ins Gesicht, und sein vier Tage alter Bart zog an, als ob er festfrieren wollte. Alles das war ihm gleich-

gültig. Er dachte nur an den Auftrag in Elinors Brief. Denn der rüttelte so viele Erinnerungen wieder wach —

Es fragte sich nur, ob er in dem verlassenen Wied drüben jemand antraf, der ihn ins Haus einlassen konnte? Übrigens hatte man den Jäger Kaspar drüben jetzt zum Wächter bestellt.

Wirklich traf er Kaspar an, als er in den Hof von Wied eintrat. Der Jäger schaute höchlich erstaunt drein, als er in dem sprühenden Wetter jemand herankommen sah und unter der Lodenkapuze Paul erkannte. Es stellte sich heraus, daß er alle Schlüssel bei sich hatte.

Wie seltsam war es, in der Halle drin zu stehen und sich einmal umzusehen!

Paul fröstelte. Er ging weiter, in den Gang hinaus, die Treppen hinauf. Überall dasselbe graue, trübselige Zwielicht. Und diese große Stille!

Als er Elinors kleines Arbeitszimmer betrat, ging er zunächst ans Fenster und stieß die geschlossenen Laden auf. Er war überrascht, als er sich wieder umdrehte. Hier war alles völlig unverändert. Der Teppich lag da, die Möbel waren unbedeckt. Alle Bilderrahmen und Nippessachen, Jane Simonsens Photographie, die paar Skulpturen, die Elinor so liebte; die Tanagrafigürchen und das Mädchen von Pergamon, alles stand an seinem Platze. Er legte Mantel und Hut vor die Tür, auf den Wandtisch ... Natürlich kam da auch diese Erinnerung: hier hatte an jenem unseligen Nachmittage Envelaars Brief gelegen. — Nun setzte er sich an Elinors Schreibtisch und zog mit dem Schlüssel, den sie ihm geschickt hatte, die Lade auf. Merkwürdig immerhin war ihre Bitte. Es handelte sich um Envelaars Briefe, die sie nicht mit sich genommen, sondern hier zurückgelassen hatte. Paul sollte sie von hier entfernen und sie vernichten ...

Nicht diese fremden Briefe, die einmal der Gegenstand einer unvergeßlichen seelischen Erschütterung für ihn gewesen, bildeten jetzt das Besondere und Bedeutungsvolle. Er empfand vielmehr mit plötzlicher Wirkung, als verriete sich etwas Altgewohntes, Vertrautes, Köstliches wieder. Unsicher ließ er es in seine Empfindung dringen. Immer — „Ihr Leben lang," durfte er sagen — war Elinor gewohnt gewesen, sein Verständnis, seine Bereitwilligkeit, ihr zu dienen oder zu helfen, wie etwas vorauszusetzen, das nie zu bezweifeln war.

Damals, an jenem Tage, hier an der gleichen Stelle, waren sie bereit gewesen, voneinander Abschied zu nehmen ...

Es war ein heißer Sommernachmittag. Weit offen stand das Fenster. Draußen zitterte die Luft vor Licht und Wärme ...

Argwohn, Mißtrauen, Enttäuschung hatten ihm das Herz zerrissen. Sie aber stand und sah ihn an. Und in ihrem großen, etwas finsteren, gebietenden Blicke, in dem Ausdruck auf ihrer Stirn und ihrem Munde lag dennoch immerwährend etwas von ihrer trotzigen, unerschütterlichen Sicherheit: es kann sich ja nichts zwischen uns ändern; — denn wir zwei sind füreinander, wir waren es von allen Zeiten her —

Sie hatte dann diese Briefe hervorgezogen. Er soll schauen, sehen, verlangte sie. Da — so wenig lag ihr daran — Die ersten haben sie amüsiert, belustigt; — dann hatte sie sie ja nicht einmal mehr geöffnet — er möge doch nur diesen Bettel ansehen —

Ach, wie erinnerte er sich!

Und nun zog er die Lade ganz hervor. Da lagen diese gleichgültigen Briefe, nicht hineingelegt, nur hineingeworfen, wie man sah. Er nahm sie heraus. Die meisten waren nicht einmal geöffnet worden —

Sie hat immer, immer die Wahrheit gesprochen. Auch damals hat sie die Wahrheit gesprochen — —

Er aber hatte dennoch vermocht, zu zweifeln. Ja, so ist es gewesen! Wirklich hat er damals an ihr gezweifelt — Und dann war jene schreckliche Nacht gekommen, die Nacht nach dem Brande im Walde — Und dann der Morgen —

Nun klopften die Pulse in seinen Schläfen.

Er legte die Briefe eilig zusammen und erhob sich, um zu gehen.

Die unsägliche Stimmung jener entflohenen Stunde flutete wieder über ihn und die Stimmung dieses grauen, kalten, einsamen Wintertages. Und von seinem Herzen troff es von Wehmut.

Stilleben.

Von M. Röbbecke.

Digitized by Google

31.

Bärnwart machte böse Stimmungen durch. Gab es denn nirgends mehr um ihn her Erfreuliches? Elinors Schicksal ging ihm nahe. Wieviel sprach man von ihr!

Er dachte an ein Gespräch, das er einmal mit Elinor Winter geführt hatte. Es war zur Zeit, wo er Kopf und Herz voll gehabt von Pallas Athene, von seinem großen Bilde. Welche Lust, welche Hoffnung, welche Kraft hatte er in sich gefühlt. Nie im Leben noch in solcher Fülle.

Daher quoll der Schmerz.

Schließlich war das Bild zurückgekommen. Es war ihm nicht die kleinste Auszeichnung zugefallen. Nicht ein einziges Mal hatte sich ein Käufer um sein Bild erkundigt . . .

Heute stieß er in einem Geschäft auf Frau von Brandau.

Er mußte ihr behilflich sein, eine Bronzefigur auszusuchen, die sie für jemand kaufen sollte, und dann konnte er sich nicht gleich von der redseligen Dichterin befreien, sondern mußte sie ein Stück begleiten. Zum Überfluß stellte sie ihm auch noch in Aussicht, daß sie sich abends in Malkiewicz' Konzerte treffen könnten.

Der große Saal der Musikgesellschaft war gedrängt voll. Am Flügel der ersten Reihe saß Angelus von Brand. Vorher hatte sie am Eingang einige Worte mit Bärnwart gewechselt, überschwengliche, sentimentale Worte, die er ironisch lächelnd angehört hatte.

Malkiewicz erschien. Mager, bleich, durchsichtig, etwas schwankend, wie er zu gehen pflegte. Als vermöchten seine Beine ihn kaum zu tragen.

Man genoß mit Ohr und Herz, was er einem bot. Allein mitten im Konzert entstand eine Unruhe im Saale. Plötzlich rief jemand um Wasser. Es hieß, eine Dame sei ohnmächtig geworden. Man erhob, bewegte sich. In einem Augenblicke fiel das unheilvolle Wort: „Feuer —?!" Und im Nu war die Panik los, und der große Saal, der eben noch eine in schönster, ruhigster Ordnung dasitzende Gesellschaft geborgen hatte, bot ein Bild schauerlicher, kopfloser Verwirrung. Malkiewicz hörte zu spielen auf. Er selbst war ängstlich und unsäglich nervös. Der entstandene Tumult brachte ihn um die Besinnung. Er begann zu lachen und zu weinen, schlug mit den Armen um sich und gestikulierte, fast wahnsinnig vor plötzlicher jämmerlicher Angst.

Nun sprangen alle von den Sitzen. Man drängte nach den Ausgängen. Man hörte ängstliche Rufe, Weinen, Schluchzen. Angelus von Brand war ohnmächtig zusammengesunken. Als sie nach einer Weile die Augen aufschlug, stand Bärnwart neben ihr. Er war der letzte geblieben, hatte ihren Unfall gesehen, war zu Hilfe gekommen und hatte sie vom Boden wieder auf ihren Sitz hinaufgehoben.

„Ist mein Hut verschoben?" fragte sie ängstlich. „Gewiß! Und alle haben mich gesehen —"

„Beruhigen Sie sich!" sagte Bärnwart ungeduldig. „Kein Mensch hat auf Sie geachtet! Können Sie fortkommen? Ich will Sie nach Hause begleiten —"

Sie zupfte und glättete mit zittrigen Fingern an ihrem Anzuge herum.

„Ja, ja!" sagte sie und erhob sich. „Bitte, Ihren Arm — Ich bin wie zerbrochen —"

Endlich waren sie auf der Straße, und Bärnwart rief eine Droschke heran.

Unterwegs bat sie so lange, bis er zustimmte, noch eine Tasse Tee bei ihr zu trinken.

„Sie waren ja noch niemals bei mir . . . Jedoch zwischen Leuten unseres Schlages werden keine Umstände gemacht, nicht wahr? Überhaupt, wenn Sie wüßten, wie schwer, wie höhnisch ich die Fesseln der Konvenienz empfinde —"

Er brachte sie also in ihre Wohnung hinauf und wollte den Tee annehmen. Das Mädchen war erstaunt, ihre Herrin schon zurückzusehen, in den Zimmern war es finster, Frau von Brandau schalt, und aus der Dunkelheit bellte der kleine Hund wie besessen, als er einen Fremden witterte. Darüber erwachten wo anders in der Finsternis die beiden Papageien und stießen ohrenzerreißende Rufe aus. Vorerst zerteilte sich Frau von Brandau,

um zwischen diesen Lieblingen Ruhe zu stiften. Indessen kam Licht.

„Sehen Sie sich ein wenig um," sagte die Dichterin. Und Bärnwart blickte im Zimmer umher. Es war ein Tohuwabohu von Möbeln, Bildern, Nippgegenständen, Makartbuketts, Stoffen, die steif über Rückenlehnen drapiert waren. In der Ecke, oberhalb des Damenschreibtisches, stand eine Gipsbüste Goethes, und daneben hing ein Porträt Angelus von Brands selber an der Wand. Auf dem Boden neben dem Schreibtische waren ein paar Nummern einer Modezeitung verstreut. Die Dichterin hob diese auf, legte sie auf den Schreibtisch und bemerkte dabei einen dort aufgeschlagen liegenden Brief, den sie Bärnwart ganz gerne zeigen wollte.

„Sehen Sie, so schreibt mir ein ernster, männlicher Mann über meinen letzten Roman, ‚Die Feuerseelen'," sagte sie und nötigte ihn, das Blatt zu lesen. Der Brief war in übertriebenen Ausdrücken des Dankes und der Bewunderung gehalten. Bärnwart lächelte bei der Lektüre in den Bart hinein. Aber der Schluß machte ihn beinahe stutzig: „Ich küsse die Hand, die solch ein Kunstwerk geschaffen, gnädigste Frau, und bitte Sie von Herzen, Ihre wohlwollende und freundschaftlichste Gesinnung auch ferner zu erhalten Ihrem treuesten und ergebensten Verehrer Arthur Envelaar."

„Wie?" rief Bärnwart. „Ist der Rittmeister ein so eifriger und ernster Leser? Wie man sich doch täuschen kann —"

Der Teekessel summte, und wenigstens ein Sandwich mußte Bärnwart nehmen.

„Hier haben Sie ja die kleine Simonsen," sagte Bärnwart, indem er einen Rahmen heranzog, worin eine schöne, große Photographie Janes steckte.

„Ja, das reizende Kind!" rief Frau von Brandau. „Ein wahrhaft ideales Geschöpf. Sie ist ein Kind in ihrer süßen Art, aber ich behandle sie wie eine Freundin. Sie kommt oft zu mir und dann sitzt sie dort, auf Ihrem Sessel. Wenn man Jane Simonsen kennt und andere Mädchen mit ihr vergleicht! Die Wiekes zum Beispiel. Was sagen Sie zu dieser Geschichte mit Auguste von Wieke?"

Und er mußte sie über sich ergehen lassen.

Eines Tages war Leutnant Horn eben bei seiner Braut, als sie einen Brief erhielt, in dem irgendein kleiner Gegenstand steckte. Auguste von Wieke wurde verlegen und wollte den Brief beiseite schaffen; aber Horn bestand darauf, daß sie ihn in seiner Gegenwart öffne. Nun, — der Umschlag enthielt eine hübsche Krawattennadel aus Gold, mit einer Pensee aus Email daran. Und einen Brief. Diese Busennadel hatte Auguste vorzeiten einem hübschen jungen Menschen geschenkt, der ihr nicht gleichgültig gewesen. Jetzt aber schickte ihr der junge Mann das Geschenk zurück und schrieb dazu sehr höflich, einfach und in ganz tadelloser Form, daß er sich von diesem Angebinde freundschaftlicher Erinnerung trennen müsse, weil er sich verlobt habe. Horn gab seiner Braut hierauf das Wort zurück, versicherte ihr aber, daß dies nicht der einzige Anlaß sei. Gott bewahre! So kleinlich sei er nicht. Es ist nur ein Zufall, daß auch dies noch hinzukommt. Und Frau von Wieke bat er, nicht darauf zu drängen, daß er sich allzuweit ausspreche. Aber Mama Wieke drängte dennoch. Sie glaubte den kleinen, schmächtigen, schüchternen Horn fest genug in der Hand zu haben. Das wollte sie sehen! Solange ihr Herz noch einen Schlag übrig habe, werde sie ihre Kinder davor zu schützen wissen, daß jemand sie kompromittiere. Ein Wort gab das andere. Es kam zu immer heftigeren Redensarten. Auguste lag heulend in ihrem Zimmer auf dem Bette und hatte ihre Schwestern hinausgejagt, die sich sofort bei ihr eingefunden. Zwei Türen trennten sie von dem kämpfenden Paare. Aber dennoch hörte sie etwas Unfaßbares. Nämlich, daß Horn förmlich schrie. Zuletzt rief er, daß er eingesehen habe, es sei bei Auguste zu spät. Auch ein Heiliger, der vom Himmel herabkomme, könne sie nicht mehr retten. — So hatte sich Auguste von Wiekes Entlobung zugetragen.

„Eine Pensee aus Email!" sagte Bärnwart und lachte herzlich. Er erinnerte sich, davon gehört zu haben. Der damalige Studiosus Ecker hatte diese Busen-

nadel einmal von Auguste von Wieke erhalten.

„Und nun Politik!“ sagte Frau von Brandau. „Sie wissen, wer das Kabinett zu Falle gebracht hat?“ rief sie.

„Nun, — Boring!“ sagte Bärnwart gleichgültig.

„Jawohl, er!“ bestätigte die Dichterin, beinahe triumphierend. „Ihm ist es endlich gelungen. Und was ich Sturz zum größten Vorwurfe mache — trotzdem ich ihn für meinen Freund halte —: gerade er war der einzige, der nachher noch paktieren wollte, wieder einen Platz zu erringen trachtete. — Aber jetzt, Herr Professor! Wen halten Sie wohl für den kommenden Mann?“

„Habe nicht die leiseste Ahnung,“ entgegnete Bärnwart.

„Eben Boring!“ rief Frau von Brandau und machte eine geradezu pythische Miene. „Ich glaube, der Morgen ist nicht mehr ferne, an dem wir mit einem Ministerium Boring erwachen.“

Bärnwart lachte ironisch, beinahe gallig. „Ein Streber für den andern,“ sagte er unwillig. „Ach, verehrte Frau, lassen Sie mich mit der Politik in Frieden —“

Frau von Brandau schluckte überrascht und unschlüssig.

„Sie wollen nichts von Politik hören. Im Grunde haben Sie wohl recht! ... Also, da wir so ins Geplauder gekommen sind! Nun etwas Amüsantes! Haben Sie die neueste Geschichte von Senkbachs gehört?“

Diese Geschichte war so: Senkbach hatte vor kurzem wieder einmal im Spiel verloren, aber diesmal eine fürchterlich hohe Summe. Was sollte er tun? Er setzte sich auf und fuhr schnurstracks zur Erbtante Brohl. Aber die alte Gräfin hat schon gar zu viel für ihn gezahlt und ist seit einiger Zeit hartnäckig und geizig. Auch wirft sie Senkbach beständig vor, daß er eine Frau geheiratet habe, die ihm keinen Stammhalter schenkt. Die Tante Brohl wollte also diesmal unerweichlich bleiben und war taub für alle Bitten und Beschwörungen. „Was tut da Senkbach, als ihn die äußerste Verzweiflung packt? Er reißt einen Revolver aus der Tasche!“ — „Um die alte Gräfin zu erschießen?“ — „Nein, nein! Sich selbst wollte er erschießen, aber vor den Augen der alten Frau. Stellen Sie sich das vor!!“ — „Wie schade, daß sie ihn davon abgehalten hat!“ sagte Bärnwart trocken.

Frau von Brandau lachte. Und der Schluß war: daß Senkbach mit seiner Brusttasche dickvoll von Staatspapieren heimfuhr und seine Spielschulden wenigstens wieder einmal begleichen konnte. Unglücklicherweise aber hatte er den Revolver auf dem Fußteppich bei Tante Brohl liegen lassen. Als die alte Dame der Mordwaffe ansichtig wurde, schrie sie aus Leibeskräften um Hilfe. Die Diener kamen gelaufen. Und da fand sich — daß der Revolver überhaupt nicht mit einer einzigen Patrone geladen war! Tante Brohl wurde vor Empörung krank und erklärte, daß sie ihren Neffen Senkbach enterben wolle.

„Denken Sie nur, wenn den Senkbachs diese Erbschaft entginge! Denken Sie sich dann diese unvernünftige, verwöhnte, prätentiöse, verschwenderische Ali, die sich nicht einmal einen Knopf anzunähen vermag, als ob sie eine geborene Prinzessin wäre!“

„Nun, vielleicht kann sie noch etwas lernen,“ meinte Bärnwart.

„Sie haben sie wohl viel gesehen, — in Wied?“ fragte Frau von Brandau. „Ach Gott, nun muß ich an die unglückliche Elinor denken! Welch ein Ende ihrer Ehe; — wie vernichtend muß es sie treffen!“

„Dies Ende?“ sagte Bärnwart aufsehend. „Es wird ja ihre Erlösung, eine wahre Befreiung —“ Auf seine Uhr blickend stand er nun rasch auf. „Ei, ist es möglich? So spät! Ich habe die Zeit ganz vergessen.“

Als er aus dem Hause auf die Straße trat, schüttelte er sich und zog die Schultern in die Höhe. Dann bohrte er seine Hände tief in die Rocktaschen und machte sich gesenkten Hauptes auf den Heimweg. Feine, trockene Schneeflocken fielen aus der stillen Luft und knisterten unter seinen Schritten.

32.

Der alte Justizrat Klaus, der ein Vertrauter von Elinors Vaters gewesen, hatte auf Simonsens Rat die Führung ihrer Angelegenheit übernommen, seit sie abge-

lehnt hatte, jemals wieder persönlich mit Boring zusammenzutreffen. Aber man merkte eigentlich fast nichts davon, als unbedeutende, flüchtige Anzeichen: ein Blatt amtliches Papier vielleicht, das ihr zugestellt wurde, oder eine Unterredung mit ihrem Anwalt.

Als Bärnwart und Paul eines Tages wieder gleichzeitig bei ihr waren, wollte sie ihnen eine Frage vorlegen. Sie hatte nämlich gedacht, daß sie nun, selbstverständlich, auch ihren Namen wieder ablegen und ihren Mädchennamen, den ihres Vaters, führen werde.

Paul jedoch fuhr unruhig auf. „Nein, bewahre, Elinor! Das darfst Du nicht! Du kennst die Bedeutung nicht. Wenn Du Haußmanns Namen ablegtest, würde es den Anschein haben, daß — daß — Dies ist die Absicht des Gesetzes: eine Verfügung, die die Entscheidung selbst mit sich bringt, im Falle des Verschuldens der Frau. Der Mann kann es verlangen. Es ist also eine sichtbare Strafe, die der Frau zugefügt werden soll . . . Du siehst, Elinor, daß Du Haußmanns Namen nicht ablegen darfst —"

Bärnwart kam eines Tages wieder. Es hatte bis zu Mittag geschneit, die ganze Stadt glitzerte in Weiß. Er traf mit Elinor zusammen, gerade, als er ins Vorgärtchen eintreten wollte, und sie mußte ihn bitten, sie oben zu erwarten, wenn es seine Zeit zuließe. Sie müsse nur zur Frau Färber hinüber. Sie wolle der Frau des Jägers in Wied ein Versprechen einlösen und bei Frau Färber ein Zimmerchen mieten, wo sie für eine Weile in der Stadt wohnen könne. Er blieb stehen, um ihr nachzusehen. Sie ging rasch. Ihre Haltung war so aufrecht und stolz wie früher. Sie hielt das schwarze Kleid mit der Linken gerafft, und man sah, wie ihre kleinen Füße, leicht und sicher zugleich, in den blinkenden Schnee traten. Vollkommen in tiefem Schwarz, vom Hute bis zu den Schuhen herab, löste sich ihre Erscheinung scharf umrissen von der hellen Umgebung ab, und Bärnwart fand, daß sie den Punkt abgab, in dem das Schwergewicht des ganzen Bildes lag.

Als Elinor das alte Haus drüben wieder verließ, begegnete sie — zwei Schritte vom Tore — Frau von Wieke, und einen kurzen Augenblick machte sie dies betroffen. Denn sie hatte die Staatsrätin seit Monaten nicht mehr gesehen. Frau von Wieke tat aber gar nichts dergleichen. Sie hatte zu viel Lebensart und Weltkenntnis! Sie sprach ein paar gleichgültige Sätze und fragte endlich: „Sind Sie nicht soeben aus diesem Hause gekommen?"

„Ganz richtig!" antwortete Elinor. „Ich habe hier jemand besucht —"

„Hier? — Aber, guter Gott!" sagte Frau von Wieke lächelnd. „Ich kenne das Haus doch. Die Tochter einer Studentenmutter, die da wohnt, schneidert ja für meine Mädchen. Hier einen Besuch! Es wohnt ja niemand sonst als Studenten in dem Hause —?"

Sie hätte nicht sagen können, woran es lag, aber es war etwas in dem Tone der Staatsrätin, das Elinor erregte, beinahe verletzte.

Sie sah sie an und sagte: „Und dann ist es das Haus, in dem mein Vater aufgewachsen ist, und es ist heute noch unser Eigentum."

„Soso? — Soso — ach so!" machte Frau von Wieke und warf einen strengen Blick auf das Haus, als ob es daraufhin allenfalls angesehen werden könnte.

Diese kurze Begegnung versetzte Elinor beinahe in Aufregung. Als Frau von Wieke sich wieder von ihr trennte und Elinor davonging, zitterte es wie ein kurzer, stummer Aufruhr in ihr. Möglicherweise hatte sie etwas von der Gewohnheit verloren, mit Fremden zu verkehren. Oder, daß gerade Frau von Wieke sie an einen Kreis von Menschen erinnerte, deren Umgang sie nicht mehr suchen wollte, deren Bekanntschaft sie aus ihrem Gedächtnis streichen wollte — —

33.

Rittmeister Envelaar ging nachdenklich in seinem Wohnzimmer auf und ab. Mit den Händen in den Taschen und mit Blicken, die immer mechanisch vorauf über den Fußboden hinliefen, ging er auf und ab. Wenn er an dem kleinen Tische neben dem Fenster vorüberkam, sah er darauf nieder. Es lagen einige Briefe auf der Schreibmappe. Auch vor dem zweiten Tische blieb er manchmal

stehen. In dessen Mitte stand eine Reiterfigur aus Silber, ein Rennpreis, den er einmal gewonnen hatte. Rings herum lagen Zigarrentaschen, silberne Zigarettenetuis, silberne Tabaksdosen. Unwillkürlich warf er in sich die Frage auf, was alle diese Stücke miteinander etwa wert sein mochten. Und das nächste Mal, wo er wieder an seinem Schreibtischchen vorbeikam, ergriff er den Brief, der zu oberst lag, zog ihn aus dem Umschlag und las ihn noch einmal. Ein vier Seiten langer Brief von seinem Bruder Erwin. Von sieben Geschwistern waren sie zwei übrig geblieben. Sein Bruder war Landwirt und viel älter als er selbst. Er war verheiratet und hatte eine Schar von kleinen Kindern. Vor zehn Jahren hatte er geheiratet und bald darauf ein kleines Gut in Pacht genommen. Er mußte arbeiten, mehr als der letzte seiner Knechte, um sich auf dem Gute zu erhalten. Sein Pachtvertrag lief von zehn zu zehn Jahren. Von jetzt in drei Monaten würde er das erstemal zur Erneuerung gelangen. So stand es in dem Briefe. Und noch vieles andere dazu. Von der langen Krankheit der Schwägerin, deren Pflege blutiges Geld verschlang. Von den Alltagssorgen, welche die Erhaltung der Kinder dem Bruder schuf. Es waren ihrer fünf! Von der entsetzlichen Mißernte dieses Jahres und allem Elende, das sie im Gefolge gehabt. Alles dies jedoch war nicht die Hauptsache. Vor zwei Jahren, als Envelaar zu seinem jetzigen Regiment versetzt worden war, hatte es sich darum gehandelt, daß er mit bösen, alten Schulden aufräumte, die ihm sonst gefährlich zu werden drohten. Ob er weiter dienen konnte, hatte eigentlich bloß davon abgehangen. Nach aufreibenden Auseinandersetzungen und Überlegungen ohne Ende hatte sich Erwin schließlich bereit gefunden, ihm zu helfen. Aber es war ein furchtbares Opfer, denn er selbst besaß ja auch kein Vermögen. Die Summe war in Anbetracht ihrer Verhältnisse bedeutend. Envelaar mußte versprechen, sie in längstens zwei Jahren zurückzuzahlen. Und nun waren die zwei Jahre beinahe herum. Unheimlich schnell waren sie vergangen. Da kam jetzt Erwin mit ernsten Vorstellungen. Sein Vertrag war in drei Monaten fällig. Er konnte nur erneuert werden, wenn gleichzeitig der Pachtschilling gezahlt wurde. Und den konnte er natürlich nicht aufbringen, wenn er das verliehene Geld nicht rechtzeitig zurückerhielt. Verliert er aber die Pachtung, dann ist er ein ruinierter Mann und steht mit Frau und Kindern sozusagen obdachlos auf der Straße; seine Existenz ist vernichtet.

Mit einem Seufzer faltete Envelaar den Brief wieder zusammen. Es ist doch sonderbar, daß so eine Hiobsbotschaft niemals allein kommt!

Der zweite Brief enthielt eine jahrelang offen gebliebene, geradezu lächerlich und märchenhaft angewachsene Rechnung von seinem Schuhmacher, und der dritte war so kühl und förmlich abgefaßt, daß ihm ein Blutstrom durch die Wangen geschossen war, als er ihn gelesen hatte. Ein Mann, den er vielleicht am höchsten von allen geschätzt, die er im Leben begegnet und mit dem er früher auf das freundschaftlichste verkehrt, mahnte ihn in ganz geschäftsmäßig höflichem und dabei so absichtlich fremden, eisigen Tone, sich doch endlich einer längst verfallenen Schuld zu erinnern.

Es war noch ein Brief da. Heute hatte es reichliche Post gegeben. Frau von Brandau dankte ihm in langgesponnenen Sätzen für die Anerkennung, die er ihrem jüngsten Werke gezollt. Sie sagte, daß sich in jedem seiner Worte sein geläuterter Kunstsinn verrate. Und daß es ihr wirklich Stolz bereite, von ihm so beurteilt zu werden. Auch diesen Brief las jetzt Envelaar noch einmal. Dabei mußte er trotz seiner vergällten Laune lächeln. Am Schlusse stand: „Sie und Jane, die süße, sind meine verständnisvollsten Leser!"

Eigentlich hatte er diesen Brief nur wegen des Schlußsatzes noch einmal zur Hand genommen. Nun warf er das parfümierte Blatt auf den Tisch zurück und begann wieder auf und ab zu gehen.

Er mußte einfach das Geld verschaffen, koste es, was es wolle! Und die Summe war so groß, daß er beizeiten vorsorgen mußte. Dies war seine heiligste Pflicht.

Nun fing er an, in Gedanken alle Personen zu mustern, die ihm etwa helfen konnten.

Auch an Gaston Haußmann dachte er. ... Nein, Gaston Haußmann konnte er unmöglich darum ansprechen. Das war einfach unmöglich! Das ging gegen alle seine Empfindung ...

Im Gegenteil. In dieser Stunde nahm er sich vor, seinen Verbindlichkeiten gegen Haußmann ebenfalls sobald wie nur möglich nachzukommen. Das allererste mußte es sein, nach Erwin.

Aber Erwin, Erwin! —

... Ein einziger Name, den er jetzt dachte, den er leise aussprach, konnte all das, konnte das Schönste, Beste bezeichnen, das er sich wünschte. Wenn er ruhig und vernünftig überlegte, wäre es sogar ein unerhörtes Glück ...

Jane, Jane! — Jane, die süße! —

Durch sein erregtes und aufgescheuchtes Herz schwangen sich warme, besänftigende Gedanken herauf. Und wenn er sich in dieser Stunde fragte, rief es laut in ihm, daß er sie wirklich, wahrhaftig liebte.

In solche Gedanken versunken saß er vor seinem Tische. Dann sperrte er die Briefe in die Lade ab und rief aus der Tür nach seinem Diener, um seinen Anzug zu vollenden.

Eine Viertelstunde später war er auf dem Wege zu Frau von Brandau.

* * *

Es begab sich, daß Envelaar am gleichen Tage noch ein zweites Mal Frau von Brandau aufsuchte und in ihrer Wohnung eine Begegnung hatte, in welcher er den Wendepunkt seines Lebens liegen fühlte. —

Jane Simonsen war auf ihre Einladung in einer Droschke gekommen, und nun ging sie langsam wieder die Treppen von Frau von Brandaus Wohnung hinab, setzte sich in den Wagen und fuhr davon. Auf ihren zarten Wangen glühten zwei rote Flecke, ihre Augen waren groß aufgeschlagen, ihr kleines Herz pochte stürmisch, und ihre schmalen Lippen standen halb geöffnet. Gleichsam tief verwundert sah sie in die Straßen hinaus, und ein Heer von Gedanken zog unter ihrer Stirne dahin. Festliche Gedanken! —

Es war Elinor, zu der es sie nun hintrieb. Die treuesten Gefühle ihrer uralten Freundschaft drängten sie, Elinor ihr Herz auszuschütten. Wie Schwestern waren sie ja aufgewachsen und liebten sich gleich Geschwistern. Elinor mußte sie zuerst das Geheimnis mitteilen, das nun gelüftet werden sollte.

Ach, Elinor! — Ein Seufzer glitt über Janes Lippen. Wie traurig war es nun mit Elinor geworden! —

Es war eine schwere Stunde für sie beide, als Jane Simonsen die Nachricht zu Elinor brachte, daß sie Envelaar ihr Jawort gegeben hatte. Schwer war es für Jane, denn es handelte sich darum, einen ganzen Herzensroman, eine ganze Welt von Gefühlen in wenige, auch einem dritten verständliche Worte zu kleiden. Und tiefer Widerstreit spaltete Elinors Seele. Wie konnte sie Janes rührendes Geständnis anhören und wie, großer Gott, wie sollte sie vermögen dazu zu schweigen? Wie aber ein einziges Wort sagen, das einen Schatten warf auf den strahlenden Himmel dieses unschuldigen Herzens?

„Wer sollte in seiner Liebe auf die Stimme eines andern hören?“ sagte sie. „Vielleicht will es Gott so.“ Spähend setzte sie hinzu: „Wie denn, wenn ich Dir sagte, daß Du ein unerfahrenes Kind bist und weder Welt noch Menschen kennst? Oder — wenn ich Dir sagte, zum Beispiel, daß jemand Deine Liebe nicht verdienen könnte?“

Zwei fein geränderte Flecke tauchten in Janes schmalen Wangen auf und glühten tiefer und tiefer. Aber ihre Augen blitzten, und erwartungsvoll sah sie die Freundin an. Ein unsägliches Hochgefühl schwellte ihre Brust. Wenn man das sagte! Wenn tausende, wenn eine ganze Welt es sagen wollte! —

Aber plötzlich füllte eine unaussprechliche Empfindung Elinors Herz bis zum Rande. Mit ergriffener Stimme sagte sie: „Nein, nein, nein, Jane! Wenn eine Liebe wahr und ganz ist, hört sie nichts und niemand. Es ist das Größte und Herrlichste und das Einzigste, das Gott uns schenken kann. Und wir sollen nichts dabei hören, als was er selbst bestimmt hat, daß unser Herz es glaube ...“

Da fiel ihr Jane in unklarer Erregung mit einem leisen Aufschrei ins Wort. „Ja, Elinor, Gott weiß, es ist wahr! So wahr und so stark und so ganz, wie nichts anderes sein kann auf Erden. Und sieh, wenn ich nichts als Übles von ihm wüßte, wenn er irgend etwas begangen hätte, das man gar nicht nennen kann, — wenn alle Menschen mit Fingern auf ihn wiesen, wenn er nirgends einen Freund, nirgends Frieden hätte ... ich wollte bei ihm stehen! Denn ich liebe ihn, Elinor! Ich liebe, liebe ihn ..."

34.

An einem milden, grauen Tage, zu Anfang April, stieg der Justizrat Klauß langsam die Treppe in Winters Hause empor. Oben, im Vorraume, griff er einmal in die Brusttasche seines langen Rockes, um sich zu versichern, daß das Papier, um das es sich handelte, an Ort und Stelle war. Dann betrat er den Salon, dessen Tür Braunemann vor ihm geöffnet hatte. Gleich darauf kam Elinor von der anderen Seite in das Zimmer. Der Justizrat zog sogleich das Papier aus der Brusttasche. Er sagte dabei, daß dieses das Urteil und somit der Abschluß ihres Scheidungsprozesses sei; diesen Morgen habe man es ihm zugestellt.

„Also ist nun alles beendet?" rief Elinor erstaunt aus.

„Jawohl, gnädige Frau! Darf ich Ihnen diesen Akt vielleicht vorlesen? Möglicherweise werden Sie zu einer oder der anderen Frage Veranlassung finden."

„Nein, danke!" entgegnete Elinor. Sie zog das Papier an sich und betrachtete es obenhin, aber doch mit Neugierde.

Als Elinor allein geblieben war, beugte sie sich über das Schriftstück und begann mit Aufmerksamkeit zu lesen. Sie schenkte sich auch von den überflüssigen Worten kein einziges. Jeden Satz las sie langsam und bedächtig, als ob sie ihn auswendig behalten müßte.

Und der Sinn alles dessen wurde ihr klar. Er durchsickerte ihre Gedanken so sehr, daß sogar ihre Träume die merkwürdige, aufrüttelnde Empfindung fortspannen, die dadurch in ihr hervorgerufen worden war. War sie also der größten und heiligsten Aufgabe, die dem Menschen gestellt ist, überhaupt nicht gewachsen gewesen? Wieweit verlangen die geheimnisvollen Gesetze zwischen Mann und Frau, daß er ihr Herr sei? Vielleicht dennoch bis zur Selbstentäußerung, bis zur Abtötung des eigenen Willens, bis zur Aufgabe der eigenen Rechte? — Hätte sie unter allen Umständen, statt die Entfremdung zu betreiben, auf ihrem Platze ausharren sollen; immer und immer wieder, mit nie versagender Geduld, die Möglichkeit suchen sollen, verstanden zu werden und selbst zu verstehen? ...

In diesen Stimmungen war es eine schwere Aufgabe, einige Besuche zu empfangen, die unmöglich abgewiesen werden konnten.

Es kamen Tante Coralie und Pauls Vater. Aber Paul selbst kam nicht. Von Essenbach waren Nachrichten hereingekommen, die ihm einige Sorge bereitet hatten. Durch die unaufhörlichen Regengüsse waren alle Wasserläufe zum Austreten gebracht. Die Hutweiden am See waren überschwemmt und die neuen Kanäle bedroht. Paul fürchtete, es möchte sogar die Ziegelei Gefahr laufen. Auf eine Depesche hin war er stehenden Fußes hinaus. Aber die Eltern dachten, er werde nicht lange fortbleiben. Möglicherweise kam er schon morgen.

Aber auch Gaston mußte doch kommen. Gewiß war es zu erwarten, daß er kam. Sie setzte es voraus. Sie erwartete ihn jeden Tag. Sie gestand sich nicht ein, daß es so war. Aber sie erwartete ihn. Jenes Blatt Amtspapier, womit das Gericht ihrem Willen nachgegeben hatte, konnte doch unmöglich zugleich auch den Abschied zwischen ihnen ersetzen. Wenn auch nur eben der Form wegen.

Sie erwartete ihn. Ohnedies mochte er ziemlich in der Nähe sein. Sein letzter Brief vor zwei oder drei Wochen war vom Garda-See gewesen. Er war also nach dem Winteraufenthalt in Italien auf dem Heimwege. Zwar seine Eltern hatten nichts von ihm erwähnt, als sie dagewesen und Elinor einen Besuch gemacht hatten. Aber sie erwartete ihn mit Bestimmtheit.

Allein die Tage vergingen, einer um den andern.

Allmählich kam eine erregte Ratlosigkeit über sie. Sie lebte allein in dem großen, stummen Hause. Manchmal kam ein unaussprechliches Gefühl der Verlassenheit; eine unaussprechliche Sehnsucht, auf und davon zu gehen ... Sie mußte gegen sich selbst ganz aufrichtig sein, ganz ehrlich. Es war nicht zu ertragen, daß Paul nicht erschien. Oft schwebte ihr seine Gegenwart, sein Gespräch, der Ausdruck seiner Miene so vor, als gäbe es niemand andern, dessen Nähe und Vertrautheit sie sich vorzustellen vermöchte ... Es war unerklärlich, daß er nicht kam. Freilich konnte es ja jeden Tag geschehen. Aber eine Woche vergeht unendlich langsam, wenn man jeden Tag jemand erwartet, der nicht kommt. Nun, wenn er diese ganze Woche nicht gekommen ist, so dürfte es doch wohl morgen geschehen, da Sonntag ist ... Aber es ist anzunehmen, daß seine Eltern ihm nicht geschrieben haben. Sollte sie es vielleicht selbst tun? Wäre es nicht ganz natürlich, wenn sie es selbst täte? — Heute hatte sie ein Kärtchen von ihm erhalten, einen Morgengruß.

Aber sie war ihrer Sache dennoch nicht ganz sicher. Sie schrieb dennoch nicht, und wieder vergingen mehrere Tage.

Sollte sie Pauls Eltern wieder aufsuchen und sie fragen, warum sie ihrem Sohne die große Neuigkeit noch nicht geschrieben hätten?

Und kam Gaston Haußmann ganz einfach darum nicht, weil ihm nicht das geringste daran gelegen war, in höflicher Art Abschied von ihr zu nehmen, sondern weil er es vielmehr, ganz wohlbedacht, darauf anlegte, ihr zuletzt noch eine Kränkung, ja, eine deutliche Beleidigung zuzufügen .... Nun, was erwartete sie, die geschiedene Frau, die froh sein mußte, wenn sie seinen Namen weiterführen durfte, damit man nicht glaubte, daß er ihr zur Strafe entzogen worden sei? —

In der so unnatürlichen Spannung, worin sie sich befand, wirkte ein Gespräch, das sie sonst ganz gleichgültig gelassen hätte, beinahe zerstörend. Frau von Stahlhof war eines Nachmittags da.

Sie konnte in ihrer Aufrichtigkeit nicht umhin, Elinor anzudeuten, wie oft man von ihr sprach und daß man sie — hin und wieder — auch recht abfällig beurteilte. Sie bat schließlich um Entschuldigung wegen ihrer allzu großen Aufrichtigkeit, aber besser mochte es doch immerhin sein, daß Elinor wüßte, wie es sich damit verhielt ....

Nein, Elinor war ihr gewiß dankbar für diese Aufrichtigkeit. Sie wußte auch, daß sie echt war. Aber Frau von Stahlhofs Worte gruben viel tiefer, als sie selbst vorausgesetzt hätte. Tag und Nacht konnte sie sich nicht davon befreien. Hatte sie sich denn alle Menschen zu Feinden gemacht? Mußte sie sie nun fürchten? —

Manchmal schrie es förmlich auf in ihrem Herzen. Warum kam er nicht, an dessen Herzen sie gelegen, der ihr seine Liebe und seinen Groll ins Ohr gesprochen hatte, da er ihr gesagt, wie sehr er ihr mißtraute ... Wußte er nicht, großer Gott, daß er allein es war, dessen Verlust sie nicht begreifen konnte!? — Es nützte nichts, daß sie das Gefühl wie von Schande durchglüht von sich bannen wollte. Immer, immer wieder, wie eine Flamme, in die der Sturm bläst und die sich wieder emporreckt, stieg es hoch auf aus ihrem Herzen ... Und doch eine reine, warme, leuchtende Flamme ... Er, der sie liebte ... Wenn es wirkliche Liebe gewesen, konnte er sie nicht vergessen. Vielleicht konnte er sie hassen, — nicht aber vergessen! —

Ja, so dachte sie an Paul. Sie dachte daran, daß sie fast von den Tagen der Kindheit an gewußt hatte, wie er sie liebte. Sie dachte, wie unentbehrlich und natürlich es geworden war, diese Liebe und Treue immer und in allem zu sehen. Es macht ein bißchen herrisch, die Neigung eines Menschen so sicher zu besitzen. Man glaubt, sie durch nichts mehr verlieren zu können. Und doch war vielleicht ihr ganzes Wesen, ihre Art, zu denken, zu fühlen, abhängig gewesen von dieser Liebe. Langsam, ganz allmählich, war sie durch sie geformt worden. Zu keiner Stunde hatte das Bewußtsein dieser Liebe sie ganz verlassen ...

Es war nicht, daß sie sich einsam fühlte. Nur die beständige Erwartung war es,

Bildnis. Gemälde von Moritz Röbbecke.

die unaussprechliche Voraussetzung, daß Paul sie nicht verlassen könne. Und dennoch die stündliche Enttäuschung, daß er nicht kam, daß er nichts von ihr zu wissen schien ... Und wieder die quälende Frage, durfte sie es noch hegen, das köstliche und stolze Bewußtsein, daß er sie liebte? — Mußte sie demütig werden, mußte sie darum bitten, daß ihr seine Freundschaft wenigstens erhalten blieb? — Welche Stärkung, welche Aufrichtung war es, wenn sie ihn nur sehen konnte! Wie oft hatte sie in diesen Monaten mitten in ihrem Schmerz und allen ihren Betroffenheiten auch daran gedacht, was alles er zu überwinden haben mochte, um ihr gegenüber seine wohltuende Ruhe, seine klare Haltung zu bewahren. — Und wenn es nicht ganz Besonderes war, was sie beide verband, wie hätten sie vermocht, als wäre es in verabredetem Schweigen geschehen, hinwegzukommen über jenen Schicksalsmorgen, da er ihr die Tiefe seines Herzens verraten? — Mit allen jähen, süßen und furchtbaren Erschütterungen in sich hatten sie die Kraft bewahrt, monatelang —

Sie mußte sich losreißen von diesen Gedanken, so tief verwirrend war es ihnen nachzugehen ...

35.

Selbst im Schlummer dieser Nacht blieb ihr Gefühl auf die höchste Höhe gespannt. Nichts schien in ihrer Seele als gleichsam ein dürstendes, beständig hingeneigtes Horchen und Warten auf einen Schritt, der kommen, eine Stimme, die ertönen mußte ...

Dann war es ein düsterer Tag, feucht und kühl. Wolken trieben und ließen ab und zu Regentropfen niederfallen. Ernste, verschleierte Stimmung lag durch die Luft gebreitet. Der Himmel stand verborgen.

Früh nach Tische befahl Elinor ihren Wagen und fuhr nach dem großen Parke hinaus. Von dort schickte sie den Wagen zurück und ging planlos durch die verlassenen, mit feuchtem Laub bedeckten Wege.

Ihr war so fremd und frostig zumute, wie dieser Tag und seine Stimmung ihr ans Herz griff, dunkel, kalt und wehmütig. Zusammenhanglose Gedanken flatterten durch ihren schmerzenden Kopf.

... Heute morgen habe ich eine kleine Notiz in einer Zeitung gelesen. In einem Winkel des Gartens hat man einen Mann gefunden. Er war tot. Ein Selbstmörder ... Wieder einer, dem das Leben zu viel war. Wenn es einem zu wenig ist, dann ist es zu viel!" ...

Sie mußte plötzlich daran denken, wie Herberswiller den Tod gesucht ... Es machte sie zusammenschauern.

Langsam ging sie weiter.

Und ich? Was hab' ich von meinem Leben? — Wie fügt sich denn nur alles? — Wenn man doch wüßte, ob es verdient sein muß? Was habe ich verschuldet?

Man sucht in den Gedanken, man sucht. —

Ein armseliges, kleines Lied fällt mir ein; ein junger Mensch hat es gesungen. Der war damals wohl glücklich. Man erlebt etwas. Man glaubt, es sei etwas, und trotzdem versinkt alles unter uns ...

Aber ich erinnere mich jener Zeit. Denn damals war ich sorglos. Wirklich sorglos. Ich habe vielleicht an die Sonne geglaubt. Und darum erinnere ich mich. Ganz kleine Erlebnisse bleiben treu und ungetrübt erhalten. — Ich habe dann öfter dran gedacht, an jenes Lied — —

Eine Träne? — Auch die Weichheit hilft uns zu nichts. Keinen Schritt hilft sie uns weiter ...

In ihrem Gedächtnisse wurden, wie ein Echo der Vergangenheit, die paar Verse jenes Liedes lebendig. Unwillkürlich sprach sie sie leise vor sich hin. Ja, so lauteten sie:

„Hätt' mir ein Gärtlein koren
Von Veil und grünem Klee,
Ist mir zu früh erfroren,
Tut meinem Herzen weh;
Ist mir erfroren bei Sonnenschein
Ein Kraut Jelängerjelieber,
Ein Blümlein Vergißnichtmein."

Ihre Seele lauschte darauf hin.

Je weiter sie kam, desto seltsamer und ängstlicher wurde ihr zumute.

... Ich werde meiner Ängstlichkeit nicht mehr Herr. Ich möchte irgend jemand begegnen, mit dem ich ein paar Worte wechseln könnte. Ich bin einsam — einsam — einsam ... Ich hatte einen

Freund, ich weiß es. Er war selbstlos und entsagend. Er war bereit, mir das Leben zu retten. Auch ihn habe ich verloren ...

Beinahe wäre sie in Tränen ausgebrochen. Sie zupfte an ihrem Schleier, um ihn fester übers Gesicht zu ziehen; es schüttelte sie ein wenig in den Schultern. Wie verloren blickte sie um sich und ging dann mit hastigen Schritten weiter.

* * *

Zur selben Stunde stieg Paul von einem Zuge, der im Bahnhofe der Stadt einfuhr. Er hatte sich in Essenbach nicht einmal Zeit zum Umkleiden genommen, um nur ja den Zug nicht zu versäumen, wenn er schon endlich einmal wieder mit ruhigem Gewissen fortfahren und sich einen einzigen Rasttag gönnen konnte. Den hatte er sich diesmal verdient, wie noch nie! Und nun war er steinmüde, und auf der Fahrt waren ihm die Glieder steif geworden, weil er in den feuchten Kleidern steckte. Damals, als die erste alarmierende Nachricht eingetroffen, hätte kein Mensch gedacht, daß es einen so langen Kampf kosten werde, um des Elementes Herr zu werden. Dann waren sie doch Tag um Tag, Nacht um Nacht in Bereitschaft auf den Posten gestanden, und das Wasser war immer noch gestiegen und die Aufregung immer noch größer geworden, wie es da und dort das Feld verschlang, wie es die teuern Kanäle zusammenreißen wollte, die man erst im vorigen Jahre gebaut; wie der See sich zur doppelten Größe ausbreitete, und wie dann endlich sogar die Anlagen der Ziegelei bedroht wurden.

Was für ein Kampf! Mitten drin war ihm nie recht klar geworden, wie groß die Gefahr gewesen. Gott sei Dank — es hätte sonst alle seine Energie lahmgelegt! Selbst nachträglich schauderte ihn, wenn er daran dachte. Aber nun war sie überwunden. Wie aber war die Zeit vergangen in dieser Erregung! Als man ihn gerufen, hatte er gedacht, daß es vielleicht für ein oder zwei Tage sein mochte. Was für eine lange Zeit war es statt dessen geworden! Nun fuhr der Zug langsam in den Bahnhof ein. Paul reckte sich und erhob sich. Seine Knie, seine Ellenbogen, seine Schultern taten weh! Die nassen, schmutzigen Schaftstiefel wogen wie Blei, sein dicker Rock qualmte sozusagen vor Feuchtigkeit, und unrasiert war er natürlich auch. Aber er denkt daran, daß er sich einen sehr hübschen Feierabend gönnen wolle. Er lehnt am Wagenfenster und sieht hinaus und denkt dabei, daß er in dieser langen, langen Zeit nur zwei Kärtchen an Elinor geschrieben und gar keine Nachricht von ihr erhalten hat. Wahrhaftig, ja! Und dies ist, wenn er so denkt, etwas Beunruhigendes. Auch sonst hatte er durch niemand etwas erfahren. Denn die Eltern hatte er von dem Ernst der Lage in Essenbach nicht benachrichtigt, um sie nicht zu ängstigen, und er selbst hatte ja auch an jedem Tage gedacht, daß er nun wohl wieder zurückkehren könne. Immer aber war es wieder ein Tag und wieder einer geworden.

Unerträglich, wie langsam dieser Zug in die Halle hineinkroch! — Sieh! Da steht Bärnwart auf dem Perron draußen unter den Menschen ... Guten Tag! Guten Tag! Abreise? — Aha! — Na, endlich!

Jetzt stand der Zug. Und da war Bärnwart.

„Sie sehen ja nett aus!“ sagte er, musterte Paul und lachte.

Und Paul fragte: „Ich bin lange ausgeblieben und weiß von keiner Seele etwas, weil ich jeden Tag zurück zu sein glaubte. Wissen Sie vielleicht, wie es meinen Leuten geht, und Elinor?“

„Wie? Sie wissen nichts?“ sagte Bärnwart ungläubig. „Kommen Sie zwei Schritte von der Menge weg. Nur zwei Worte, mein Zug geht sogleich —“

„Nun?“

Und Bärnwart sagte kurz, Elinors Angelegenheit sei zu Ende geführt, sie sei nun wirklich befreit. Er gönne es ihr von Herzen! Aber jetzt, nichts für ungut! Sein Zug geht wirklich in der nächsten Minute. Schönen Gruß auch dort! ... Damit eilte er davon.

Paul verließ den Bahnhof, so rasch er konnte, und sprang in die nächste Droschke. Nach Winters Haus! Da saß er und sah nichts vom Wege und und fühlte, wie seine Augen leuchten mußten und sein Herz mächtig hämmerte.

Wie starkes, weitstrahlendes Licht erhebt es sich in ihm, vor ihm, überall um ihn her. Ihm ist, als öffnete sich mit einem Schlage eine neue Welt vor seinen Füßen, eine herrliche, erträumte, ersehnte Welt! Wie Sonnenstrahlen geht es durch seine Brust: Ein Tag kommt heran, — Tag kommt, Tag! — Tag nach Zwielicht, nach kühlem Dämmer, nach dunkler Nacht, in der alles unsicher, haltlos, täuschend gewesen. Großer Gott, ein Sonnentag, ein wahrer Lebenstag! Glück, wonach Menschenherzen sich sehnen, das sie erbeten, erkämpfen, mit Ungestüm begehren! — Er will seine Hände danach strecken, er hat so lange, so lange darauf gewartet! — Gewartet, nur auf das, auf nichts anderes, sein Leben lang!

— — — — — — — — — — —

Es war Nachmittagsbesuch bei Sturz. Die Gesellschaft war nicht groß, die sich heute zum Tee eingefunden hatte. Aber ein kleiner Kreis von Freunden war da, die sich immer etwas zu sagen hatten. Einige von den wenigen, deren Freundschaft die Pensionierung des Ministers überlebt hatte. Eigentlich aber war man Frau von Wieke zu Ehren gekommen. Es hieß, daß sie die Absicht habe, aus der Stadt fortzuziehen. Heim saß mitten unter den Damen als der einzige seines Geschlechtes. Die Frau des Kammerherrn war hier, dann Ali Senkbach, die Staatsrätin, die Dichterin Angelus von Brand und Quirine Sturz.

Soeben hatte man von Jane Simonsens Heirat gesprochen. Das junge Paar machte gegenwärtig seine Hochzeitsreise. Über diese Heirat wäre übrigens sehr viel zu sagen; seh—r viel! Daß Jane Simonsen ihren Willen durchgesetzt hatte, war ja bei der blinden Liebe ihrer Eltern nicht zu verwundern. (Frau von Wieke gebrauchte das kräftige Wort Affenliebe.) Erstaunlich bleibt, daß Envelaar diese geniale Spekulation gelungen ist. — Herr von Heim äußerte sich freimütig. Da Envelaar kurz vor seiner Hochzeit eine lächerliche Anleihe bei ihm versucht hatte und sie darüber zu unliebsamen Auseinandersetzungen gekommen und zuletzt in solcher Kälte geschieden waren, daß ihre sogenannte Freundschaft dabei erfroren sein mochte, fühlte Heim sich berechtigt zu freimütigen Äußerungen.

„Ich habe erfahren," sagte er, „daß Envelaar sich gerade nur knapp vor der Hochzeit zu rangieren vermochte. Er war nämlich derart verschuldet, daß er sich nicht ein Vierteljahr länger hätte halten können. Der Bankier Hesselroth soll ihn herausgerissen haben. Ein bekannter Geldmensch und pfiffiger Geschäftsmann, der sich jetzt an den Schwiegerpapa halten wird —"

„Ach, Envelaar war immer so schrecklich uninteressant," sagte Ali Senkbach gelangweilt. „Außer seinen bemerkenswert schönen, blitzblanken Stiefeln war doch wahrlich nichts an ihm!"

Man lachte. Nur Frau von Brandau nicht. Sie hatte sich mit keinem Wort an dem peinlichen Gespräche beteiligt und war in allmählicher Zunahme dunkelrot dabei geworden.

„Aber doch ist es ein Roman!" sagte Quirine Sturz.

„Das Leben ist der größte Dichter," sagte die Staatsrätin nach einer kleinen Pause. „Leider bringt es derartiges genug zustande, mehr, als der hungrigste Leser braucht... Man sehe sich um, auch nur in der allernächsten Nähe —"

Allgemeines Schweigen entstand.

Durch die Stille flog ein gemeinsames Gefühl: Nach diesen Worten hatte die Staatsrätin auch noch weiteres zu sagen, und man durfte sie nicht unterbrechen. Es gab gegenwärtig nur einen Fall, auf den sie hindeuten konnte. Die Gedanken aller machten eine Schwenkung in derselben Richtung.

„Ich denke an die unglückliche Elinor Winter," eröffnete sie.

Es war gesagt!

Wie der Taktstock des Kapellmeisters, der alle Mann eines Orchesters plötzlich lebendig macht, war das Wort der Staatsrätin niedergefallen.

Angelus von Brand nickte so heftig, daß ihr beinahe der Kneifer von der Nase fiel. Sie hatte ja für Elinor Winter ganz besonderes Interesse. — Ja, wahrhaftig, das Leben ist ein Dichter, und jeder Zug von ihm verrät seine Kunst.

„Wie steht es eigentlich um sie?" rief Ali.

„Wie ich sie von Herzen bedauere!“ sagte Frau von Stahlhof. „Übrigens — mit ein wenig Menschenkenntnis konnte man von Anfang an sehen, daß die zwei nicht zusammen paßten. Unglückliche Wahl; auf beiden Seiten nichts anderes —“

Dies war viel zu wenig, als daß es Frau von Wieke genügen konnte.

„Sie wissen nichts?“ wandte sie sich an Frau Sturz. „Nun, — ich weiß manches. Ich denke auch, es war nicht bloß unglückliche Wahl, einfach. Es war Schuld, sage ich! Sie soll doch, als Schlußeffekt, ihrem Manne einfach durchgegangen sein, oder wollte es tun — ich bin ganz genau informiert. Es war alles vorbereitet. Sie soll ein Zimmerchen bei einer Frau gemietet haben, die Studenten im Quartier hat. Es soll die Frau eines ehemaligen Bedienten sein. Wahrscheinlich — eine alte Vertraute!“

„Frau von Wieke!“ rief die Frau des Kammerherrn entrüstet aus, „wie können Sie doch!“

„Nun?“ sagte die Staatsrätin streng. „Ich pflege zu verantworten, was ich sage. Übrigens dürfte es kein Geheimnis geblieben sein, daß sie alte Beziehungen zu einem Studenten aufrecht erhalten hat. Da hat es doch einmal so kommen müssen —“

„Wie unfaßbar!“ sagte Ali Senkbach leise und mit so ehrlicher Betonung, als ihr nur möglich war.

„Was sagen Sie, Herr von Heim?“ fragte die Staatsrätin durchdringend.

Heim zuckte die Achseln und warf sich etwas in die Brust.

„Ich sage,“ entgegnete er dann, „daß wir es hier mit einem Falle zu tun haben, wo, allerdings, auf Grundlage eines solchen Charakters — Ich dachte, ihn zu kennen. Anfangs schmeichelte es mir, ich gestehe offen —“ hier streifte er Ali mit einem raschen, beruhigenden Blicke — „es müssen Abgründe in ihm sein — übrigens — ich hoffe dennoch, da ich absolut nicht weiß — die Bombe wird ja nicht gerade schon zum Platzen sein ... Ich möchte es aus tiefstem Herzen wünschen —“

„Und trotz Ihrer Wünsche,“ fiel Frau von Wieke ohne Erbarmen ein. „Ich hätte von Ihnen nichts als diese gutgläubige Teilnahme erwartet, lieber Heim. Aber glauben Sie mir, die Bombe ist zum Platzen, wie Sie sich ausdrücken. Das heißt — ich weiß es genau — sie sind ja bereits geschieden!“

Angelus von Brand hatte mit unverwandter Miene zugehört. Sie war sehr aufgeregt. Da waren ja ganz neue Verwickelungen, Unerhörtes! Sie vergaß ihre eben überwundene Verlegenheit und vermochte einem Faden gar nicht schnell genug zu folgen, der sich in ihren Vorstellungen anspinnen wollte — —

* * *

In den dunkelnden Wegen des Parkes hatte Elinor schließlich wirkliche Angst überkommen. Sie überlegte, daß sie den Park endlich verlassen müsse. Und da sie die Orientierung ganz verloren hatte, ging sie so lange an der Mauer hin, bis sie an eine Pforte kam. Dann schien ihr allerdings der Stadtteil, den sie zunächst betrat, fremd. Es waren enge Gassen und schlechte Häuser, und die Dämmerung lag schon zwischen ihnen. Es war Feierabend, und die Fabriken wechselten ihre Mannschaften. Truppen von Arbeitern kamen. Sie schritt mitten in der Straße weiter, und oft stieß jemand an sie und gleich darauf wieder jemand, und eine Frau machte einmal eine Bemerkung über diese Dame, und die, denen sie es sagte, lachten. Elinor hörte, daß es ihr galt. Nachdenklich ging sie immer weiter. Manchmal sah sie Frauen, die am Arme von Männern gingen, Bürgerfrauen in Hüten und Dienstmädchen am Arme von Soldaten. Endlich wurden die Straßen breiter und besser. Wagen rollten vorüber, und sie mußte sich nun auf dem Fußsteig halten. Hier brannten auch zahlreichere Laternen. Die Trottoire waren feucht und schmutzig. Planlos zögerte sie an den Auslagen von Buchhandlungen, von Photographieläden, von Modemagazinen. Hier streiften fremde Schultern aneinander, Kleider berührten sich, fremder Atem vermischte sich. Alle diese Menschen waren fremd. Es war wie eine Beruhigung, so langsam von einem fremden Strome mitgeführt zu werden. Manchmal sah sie auch auf die

Menschen. Hin und wieder begegnete sie gleichgültig einem Augenpaar, das sie musterte. Eine ganze Gasse weit wußte sie, daß ein Herr ihr auf der Ferse folgte. Aber es war ihr gleichgültig. Und dann trat sie auf einen großen Platz hinaus, den sie erkannte, wußte nun, wo sie war, und schritt über den Platz hinüber in die breite Straße. Es war die Königsstraße. Die vielen elektrischen Bogenlampen beleuchteten sie sehr hell. Dies war beunruhigend. Hier begegnete Elinor in kurzen Zwischenräumen Menschen, die sie grüßten, ein paar Herren, einige Damen. Sie empfand deutlich, daß zwei bekannte Herren, die soeben den Hut vor ihr gezogen hatten, sofort stehen blieben und sich nach ihr umsahen. Auf ihren Wangen mußten zwei Flecke sichtbar sein, so glühten sie. Und in ihren Schläfen ging das spitze Messer immerfort aus und ein. Sie wußte auch, daß ihre Kleider feucht und schmutzig geworden sein mußten; daß der Schmutz an ihren Schuhen klebte. Vielleicht saß ihr Hut etwas verschoben auf dem Kopfe, oder ihr Rock schleifte. Vielleicht sah sie etwas vernachlässigt aus. Da entsann sie sich, daß an diesem Tage Frau Sturz Freunde bei sich zu sehen pflegte. Und auf einmal dachte sie, daß sie dorthin gehen könnte. Gerade der grelle Widerspruch schien sie anzustacheln. Eine innere Stimme warnte sie zwar. Wollte sie denn wirklich diese Gesellschaft aufsuchen? Lauter Menschen, von denen sie sich früher oder später loszumachen gedachte? ..... Aber gerade deshalb. Man sollte nur sehen, daß sie nicht daran dachte, sich zu verstecken. —

Einen Augenblick preßte sie die Hand an die Schläfe. Ihr Kopf schmerzte zum Zerspringen. Ein fremdartiger, heftiger Schmerz, der ihre Gedanken verwirrte ... Was wollte sie tun? War es recht? Hat sie nicht selbst große Fehler an sich? — Aber es war dieser quälende, zornige und auch wehe Drang in ihr ... Und nun war sie schon einmal auf dem Wege ... Manchmal schwindelte ihr. Und sie hatte die krampfhafte Angst, in Schluchzen auszubrechen. Ihr Blick war unsicher; wie im Traum kam sie durch die Straßen. Das Sturzsche Haus erkannte sie doch von weitem, wegen der beiden großen Torlampen.

Unter dem Torbogen blieb Elinor unschlüssig stehen. Sie fühlte sich sehr, sehr unwohl und wurde sich klar, daß sie doch nicht genug Kraft hätte, die Treppe hinaufzusteigen, die Wohnung zu betreten und alle die fremden Menschen zu sehen. Verzagt wandte sie sich wieder auf die Straße hinaus und schleppte sich noch ein Stück weiter. Beim nächsten Standplatz nahm sie eine Droschke und fuhr nach Hause.

Es kostete sie alle Mühe, ihr Zimmer zu erreichen. — Hermine brachte eine Visitenkarte Pauls. Er hätte sehr lange hier gewartet, sagte sie, wolle morgen vor Tisch wiederkommen und lasse bitten, die gnädige Frau möge dann sicher zu Hause sein.

Elinor nickte. „Ja, es ist gut. Ich habe ihn erwartet und möchte ihn noch grüßen ..... Hermine, wir verreisen. Sorgen Sie dafür, daß alles bereit ist ..."

„Gnädige Frau verreisen?" fragte Hermine ganz verblüfft.

„Ich weiß noch nicht wann," entgegnete Elinor mühsam und sinnend. „Ja, ich habe den Wunsch ... Halten Sie alles bereit."

Hermine hatte allen Grund, sich an diesem Abend ihrer Herrin wegen noch zu beunruhigen, denn Elinor konnte in ihrem Aussehen und Benehmen nicht mehr verbergen, wie elend sie sich befand. Die tiefste Erschöpfung zehrte den letzten Rest ihrer Kraft auf.

Es kam gar nicht dazu, daß Hermine die Koffer wirklich gepackt hätte; und als Paul am nächsten Nachmittag seinen Besuch wiederholte, konnte er Elinor nicht mehr sehen. Die wenigen Menschen in Winters Hause gingen auf den Fußspitzen und sprachen im Flüstertone, als ob sonst ein Laut bis in Elinors Schlafzimmer hätte dringen können, wo sie bei dichtgeschlossenen Gardinen lag. Miß Bland, deren Miene die unruhigste Sorge deutlich verriet, erzählte Paul das wenige, das sich vorläufig überhaupt sagen ließ. Elinor war gegen Morgen so schlecht geworden, daß man den Arzt rufen mußte, der seither schon mehrmals

dageweſen. Sie lag in bedrohlich hohem Fieber, und der Ausbruch einer heftigen Erkrankung war ſtündlich zu erwarten. Bei Miß Blands Auskünften erſchrak Paul heftig, weil ihm plötzlich vorkam, als begriffe er nun erſt ganz und gar, welche außerordentlichen Anſprüche an Elinors Kraft und Ausdauer die Ereigniſſe der letzten Monate geſtellt hatten, wie einſam ſie dabei geweſen, und wie tapfer ſie geblieben, bis ſie, wie es ſchien, dennoch unter ihrer Laſt zuſammengebrochen war ...

Jetzt war hier nichts für ihn zu tun. Beſtürzt, mit tief erregtem Herzen, verließ er wieder Winters Haus.

36.

Eines Frühſommermorgens kam Paul wieder einmal in die Stadt. Vom Bahnhofe weg fuhr er gleich nach Winterfelden hinaus. Jens Simonſen hatte ſich, anfangs unter dem Zwange der Verhältniſſe, bald aber mit neuerwachtem Ehrgeiz und verjüngter Kraft in ſeinen wiedergefundenen Wirkungskreis hineingelebt. Er war mit Leib und Seele dabei. Im Direktionsgebäude der Fabriken hatte er Winters Arbeitszimmer bezogen, und es ſchien, daß er ſich, wie er nur konnte, bemühte, den Kommerzienrat zu erſetzen. Es war nicht zu denken, daß er eines Tages draußen gefehlt hätte. Herr Birkholz war ſein treuer Berater, wie er Winters Mitarbeiter geweſen. Ihrem vereinten Wirken war es zunächſt zu danken, daß Simonſens heiliger Wunſch zu glücken ſchien und die Firma in Ehren erhalten blieb.

„Sie können Elinor Beruhigendes berichten," ſagte Simonſen. „Schade, daß ich den Brief nicht bei mir habe, den ich neulich von ihr erhalten. Nun wollen Sie mir die Mühe abnehmen und ihr Nachricht von allem geben. Beruhigen Sie ſie! Sie hat mir nämlich wieder ganz beſorgt geſchrieben. Sie hat auch wiederholt, daß das Haus verkauft werden möge, wenn es nötig iſt. Aber dann ſoll der alte Braunemann ſeine ausreichende Penſion bekommen. Nötigenfalls will ſie ſelbſt ſich dafür einſchränken! Sie denkt immer an alle die Leute. Ganz zähe möchte ſie aber daran feſthalten, daß ſie womöglich das alte Haus in der Blumengaſſe in Beſitz behält. Seltſam, welchen Wert ſie darauf legt! Doch ſind alle dieſe Überlegungen — dem Himmel ſei Dank — vorläufig nicht nötig —"

Als Paul wieder durch die Fabrikhöfe hinausging, erwachte mit aller Lebhaftigkeit die Erinnerung an Elinors Vater. Hier hat ſich ſein Leben in Wahrheit abgeſpielt. Er wollte ihr auch von Winterfelden einen Gruß mitbringen ...

— — — — — — — — — —

Nach wochenlangem Krankenlager war Elinor zu Beginn des Sommers glücklich wieder ſo weit gebracht worden, daß man hatte daran denken können, den ärztlichen Rat zu befolgen und ſie vor allem in andere Luft und Umgebung zu verſetzen. Miß Bland und Hermine hatten ſie begleitet. In einem idylliſchen Bergaſyle der Schweiz kräftigte ſich langſam ihre ſtarke und junge Natur. Aber die ſchwere Krankheit führte noch eine Schwäche und Veränderung ihres Weſens mit ſich, daß ſie ſich noch nicht mit der Vergangenheit abfinden konnte und ihr Blick noch nicht ſo geſchärft war, um nach der Zukunft zu ſchauen. Nur wie leiſe, weiche Schattenſchleier lag es hüben und drüben von der Gegenwart. — Ganz ſtrenge Vorſchriften bewachten ihr Leben. Sie ſollte Ruhe genießen, nur Ruhe. Bis ſie Kraft und Geſundheit wirklich wieder fühlte und ihre Seele ſich langſam wieder aufgerichtet hatte.

Es zog ſie an das Meer. Sie hatte es immer ſo geliebt. Mit ihrem Vater war ſie beinahe jedes Jahr an das Meer gezogen. Sie dachte daran, daß ſie einen der Orte aufſuchen konnte, wo ſie mit ihm geweſen. Aber doch mußte dies zu ſchmerzlich ſein ... Auch deshalb war es beſſer, ſie wanderte doch ein Stück weiter, noch ein Stück tiefer in die Fremde. Der Norden lockte ſie an. Sie beſprach mit Miß Bland ein neues Reiſeprojekt. Man konnte einige Wochen in einem der kleinen däniſchen Bäder bleiben, die, zwiſchen Meer und Buchenwald gelegen, ſo weltverloren und doch ſo heiter dalagen. Eine ſchwediſche Dame, deren Bekanntſchaft ſie gemacht, redete ihr zu. Die Schwedin lebte auf einem

großen Gute, ganz nahe der Küste. Sie erzählte, daß man an hellen Sommertagen die Fenster ihres Hauses von Dänemark aus in der Sonne blitzen sehe. Der Dampfer brauchte nur eine Stunde, um über den Sund herüberzufahren. Das alles war einladend. Elinor entschloß sich, und bald darauf war sie in dem kleinen, fremden Badeorte eingetroffen.

— — — — — — — — — — —

Ein bißchen von dem allen hatte sie Paul immer geschrieben. Er wußte wenigstens von Zeit zu Zeit, wo sie war, wie es ihr ging. Aber eben auch fast um gar nichts mehr als dies. Denn mit unerschütterlichem Willen wollte er das Opfer bringen, ihre Ruhe zu wahren.

... Heute aber, wenige Stunden, bevor er einen plötzlichen, doch etwas abenteuerlichen Entschluß ausführen wollte, wurden alle Sorgen, Zweifel und Qualen wach. Sie stürzten sich förmlich begierig auf ihn. Sie trieben sein Blut durch die Adern und steckten es in Brand. Er mußte es irgendwie erträglicher machen, noch alle diese Stunden abwarten zu müssen ...

Er besuchte Bärnwart und fand den Maler dabei, wie er sein Atelier ausräumte. Auf dem Hause wurde ein Stockwerk aufgebaut; Bärnwart mußte ausziehen. Mit ihm verplauderte Paul eine Stunde, ließ sich erzählen, was dem Maler gerade einfiel, und hörte mit halbem Ohre zu.

„Aber Sie werden mich für eine Klatschbase halten," sagte Bärnwart. „Da wäre zum Beispiel, daß wir die famose Staatsrätin, Frau von Wieke, für ewige Zeiten verloren haben! Plötzlich, man weiß nicht wie, haben sich Stimmen verbreitet, daß diese edle, alte Dame wahrhaftig die Verfasserin von anonymen Briefen sein soll, wodurch die hiesige Gesellschaft von Zeit zu Zeit beunruhigt wurde. Und da sich ein bedrohlicher Verdacht herausbildete, zog es die Gestrenge vor, beizeiten ihren Wohnsitz anders wohin zu verlegen. Sie ist mit den Töchtern, dem Piano und den Kanarienvögeln auf Nimmerwiedersehen davon!"

Dann gab es eine neue Geschichte mit Senkbachs. Es hat wieder einmal eine furchtbare Klemme gegeben. Und diesmal hat die gutmütige Erbtante Brohl das lustige Pärchen beinahe sitzen lassen. Das hätte einen fürchterlichen Krach gegeben, denn Senkbachs gute Freunde hätten ihn und die kleine Verschwenderin doch nicht über Wasser halten können. Trotz aller Opferwilligkeit. In dieser Tugend soll sich besonders Heim hervorgetan haben. Man sagte sogar, daß er selbst darüber in ernste Verlegenheiten geraten sei. Die Erbtante Brohl sprach schließlich ein Machtwort. Senkbachs mußten förmlich ins Exil. Sie leben jetzt auf einem Gütchen an der polnischen Grenze. Die reizende Ali soll ganz verzweifelt sein. Senkbach aber findet vielleicht doch noch Gelegenheit, sich einmal endgültig das Genick zu brechen ... Ernstere Leute beschäftigt gegenwärtig ein Skandal, in dessen Mittelpunkt ein verbummelter Student steht, ein gewisser Wennig, Redakteur eines demokratischen Blättchens. Aus Gründen, die man nicht kennt, drohe er Doktor Boring mit „Enthüllungen, die den bekannten und berühmten Mann von heute auf morgen unmöglich machen müßten, wenn usw." ...

... Es war nicht lange vor Sonnenuntergang an einem klaren, windstillen Tage, als Paul am Ziele seiner Reise ankam und in der kleinen Stadt des fremden Landes den Zug verließ. Bald darauf saß er in einem der kleinen Mietwägelchen. Und jetzt ergriff ihn eine furchtbare Unruhe. Sein Herz klopfte laut. Er sah nichts von der fremden Umgebung, nicht die fremden Menschen und Häuser, nicht das malerische, alte Schloß, an dem sie vorüberfuhren, nichts von der fremdartigen und doch seltsam heimelnden Landschaft. Endlich holperte der Wagen auf der Landstraße weiter und näherte sich dem Meere. Der Weg kam dem Strande so nahe, daß man das Rauschen der Flut zu hören begann, und endlich öffnete sich der Blick auf die weite See. Die Luft trug ihren salzigen Atem herbei und schien sich ganz zu erfüllen mit den träumerischen, brausenden, wiegenden Tönen ihrer Bewegung. Eine unsäglich innige Stimmung kam über Paul. Neben dem breiten Rücken des Kutschers blickte er fortwährend auf die Landstraße voraus, die weißlich grau schimmerte, wie ge-

bleichter Meersand, und die Wagenräder bewegten sich beinahe unhörbar darüberhin. Zu denken, daß Elinor plötzlich des Weges kommen konnte! Zu denken, daß er sie wirklich plötzlich wiedersehen konnte! — Er hatte ihr übrigens telegraphiert. Die Stunde hatte er nicht angeben können, aber sie mochte sie doch wissen. Oder sie mochte zufällig spazierend des Weges kommen. Welche Begegnung! — Welche Begegnung! — Gleich jetzt konnte es geschehen, — in zehn Minuten, oder in fünf, oder in einer einzigen — — Elinor! Elinor! —

Neben der Chaussee lief ein Fußweg her, und nun holte der Wagen Spaziergänger ein, Badegäste, die von der Nachmittagspromenade heimkommen mochten. Es waren alte, langsame Leute darunter, aber auch fröhliche, junge Mädchen, die ihre Hüte in der Hand trugen, sangen und lachten; Herren in weißen Flanellanzügen und kühn verbogenen Panamahüten, Damen in hellen Toiletten. Man blickte dem Wagen entgegen, man wartete, ließ ihn vorüber und betrachtete Paul mit jenem undefinierbaren, lächelnden Ausdruck, dem man an solchen Orten begegnet: In einer halben Stunde werden wir wissen, wer Du bist, und morgen kannst Du mit uns allen bekannt sein! — Seine Unruhe trieb ihm das Blut in die Schläfen. Vielleicht konnte er sogar Elinor unter diesen Menschen begegnen, in Gesellschaft anderer?! Nein, nein, es wäre zu furchtbar, zu unbehaglich, unnatürlich —

Nun tauchte das große Badehotel vorn auf. Das Haus war schmuck und schneeweiß von oben bis unten. Es hatte Balkone und breite Terrassen, und alles war schneeweiß. Unten, in einem geräumigen Vestibül übernahm man ihn, wie man jeden Reisenden übernimmt. Aber kaum in seinem Zimmer, fragte er nach Elinors Wohnung. Der Kellner war ein Deutscher. O ja, Frau von Haußmann und Miß Bland, im ersten Stock, Nr. 34, 35 und 36. Die Damen dürften aber kaum zu Hause sein. Jawohl, sie speisen Mittag und abends Table d'hote, aber an einem Separattischchen. Morgen nicht, weil sie einen Ausflug vorhaben. Wird der Herr auch Table d'hote speisen? Soll man nachsehen, ob die Zofe weiß, wohin Frau von Haußmann heute gegangen ist? Nein, es ist nicht nötig? Danke ergebenst! —

Kurz entschlossen ging Paul auf den Gang hinaus und klopfte an einer der Türen, die ihm bezeichnet worden waren. Hermine öffnete ihm. Sie schlug die Hände über den Kopf zusammen, als sie seiner ansichtig wurde. Mein Gott, wirklich Herr von Essenbach! Seine Depesche war ja eingetroffen. Sie war heute früh gekommen, und es stand darin, daß er morgen ankommen wolle. Und die gnädige Frau hatte sich das so ausgelegt, daß das Morgen natürlich nicht Heute, sondern eben Morgen heiße. Es geht der gnädigen Frau wieder ganz gut, es fehlt gar nicht mehr viel, damit sie ganz so frisch und kräftig wäre wie früher. Die Depesche hat sie jedoch in sehr starke Aufregung versetzt. Sie war aber ganz hell vor Freude und wollte Herrn von Essenbach an der Bahn abholen. Heute hat sie ihren gewöhnlichen Abendspaziergang unternommen. Sie liebt es so sehr, den Nordstrand hinaufzugehen, im Sonnenuntergang, wenn die Flut kommt. Man kann stundenweit über den Sand gehen, immer unmittelbar neben dem Meere. Und Hermine sagte Paul, er könne sie gar nicht verfehlen, wenn er ihr etwa entgegengehen wolle. Auch geht um diese Stunde sonst selten jemand so weit.

Er zögerte keinen Augenblick und machte sich auf den Weg. Auf dem Meer lag noch die Sonne. Wie eigen war die Erwartung, sie hier zum ersten Male wiederzusehen! Und noch nie hatte er so stark, wie auf diesem kleinen, weltabgekehrten Fleckchen fremder Erde gefühlt, wie unendlich viel das Leben gebracht, genommen und verändert hatte in dem einem Jahre, von einem Sommer zum andern — —

Es war merkwürdig, über den nassen und doch glatten und festen Sandstreifen zu gehen und dabei fortwährend gegen den durchsichtig leuchtenden Himmel zu sehen und jede Minute zu erwarten, daß die Silhouette ihrer Gestalt zwischen Himmel und Meer für das Auge sichtbar werden mußte. Der ganze Rahmen dessen,

Nordsee. Gemälde von Albert Wenk. Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

was das Auge umfaßte, war bereit und tat sich auf, als wartete er auf nichts anderes mehr als auf die Gestalt, der Pauls Herz laut und ungeduldig entgegenpochte.

Sie erschien ihm.

Da ging die tiefe, schwere Bewegung durch ihn, womit wir nur die kostbarsten Augenblicke des Lebens empfangen. Sein Fuß zögerte, aber seine Blicke flogen Elinor entgegen. Noch war sie ganz schwarz gekleidet. Vielleicht sah ihre Gestalt auch darum noch immer schmäler und schlanker aus als früher. Aber ihr Gang war wieder so rasch und elastisch wie früher und ihre Haltung frei und aufrecht. Jetzt machte sie eine kleine Bewegung mit der unbehandschuhten Hand, in der sie ein Sträußchen von Heideblumen hielt. Dann konnte er schon unterscheiden, wie sie lächelte. Ja, er sah ihre blendend weißen Zähne. Und ihr Gesicht war gebräunt von Sonne und Seeluft.

„Elinor!"

Im nächsten Augenblick stand er vor ihr, er bedeckte ihre Hand, die noch immer ein bißchen mager war, mit seinen beiden; er drückte sie in seiner Sinnlosigkeit so stark, daß er ihr einen wirklichen Schmerz bereitete. Aber sie überwand sich und ließ sich nichts anmerken. Sie lächelte ihm still in die Augen. In ihrem Gesichte lag ein solcher Ausdruck von Güte und auch von überwundenen Kämpfen.

„Ich habe Dich immer erwartet," sagte sie. „Deine Depesche hat mich kaum überrascht. Ich habe bestimmt gewußt, daß Du über kurz oder lang kommen mußtest."

Er kämpfte hart mit sich selbst und hätte am liebsten laut aufgeschluchzt.

„Ich möchte Gott danken," sagte er, „wenn er mir die richtigen Worte eingeben wollte, Dich zuerst um Vergebung zu bitten für das, womit ich mich an Dir vergangen habe, Elinor. Und dann — und dann — ich schäme mich gar nicht, es zu sagen, ich möchte ihm danken, wenn ich eben jetzt weinen könnte wie ein Junge. Mach' Dir nichts daraus, es wäre mir wirklich die größte Erleichterung —"

„Husch!" sagte sie kurz und zog ihn mit sich fort. „Denk doch, Paul, — und ganz so sicher ist man nicht einmal, wenn es auch noch so einsam hier aussieht — Komm, ich glaube, wir hätten uns vieles zu sagen . . ."

Sie gingen jedoch eine Strecke weit nebeneinander fort, ohne ein Wort zu wechseln. Sie gingen über den nassen Sand, ganz knapp an den Wellen hin. Manchmal rieselte die eine oder andere etwas weiter herein, benetzte die Sohlen ihrer Schuhe oder haschte neckend nach dem Saume von Elinors Kleid.

„Sieh! Nun kommt die schönste Farbe auf das Wasser," sagte sie. „Die Lichtstrahlen werden golden und feuerrot. Fast jeden Tag mache ich diesen Spaziergang. Du glaubst nicht, wie ich gelernt habe, die Sprache der Wellen zu verstehen. Was sie mir alles sagen. Es ist merkwürdig, wie ihre Begleitung mir geholfen hat bei vielem, das ich überlegte. So bin ich auch darauf gekommen, wem ich denn das verdanke, was ich für gut in mir halte; was denn einen haltbaren Eindruck auf mich gemacht hat. Zuerst war es mein Vater, dann war es das Meer. Bärnwart habe ich vieles zu verdanken, manches auch Dir. Ich glaube, auch der Frau des Jägers Kaspar und dem alten Braunemann, — ja, sicherlich —"

Wieder gingen sie eine Weile schweigsam nebeneinander her.

Dann sagte Paul: „Es mag kindisch sein; aber ein Gedanke plagt mich. Wir sitzen dann bei Tisch beisammen. Natürlich in einem Schwarme von fremden Menschen —"

Elinor antwortete nicht gleich. Dann nickte sie und entgegnete: „Du hast ja recht; aber noch sind wir weit vom Hause. — Die Dämmerung ist hier so kurz. Die Farben verlöschen rasch. Sogleich wird alles grau. Aber jetzt blitzen auf der Küste von Schweden die Fenster noch im Sonnenlicht. Dort drüben ist Schweden —"

Sie blieb stehen und wies mit dem Sträußchen, das sie noch in der Hand hielt, über den Sund auf das jenseitige Festland hinüber.

„Dabei fällt mir ein," sagte sie, „— wie fange ich das nun an? Ich habe einer schwedischen Dame, die ich in Bürgen-

ſtock kennen gelernt, für morgen meinen Beſuch verſprochen. Sehr frühzeitig, weil wir drüben einen Ausflug vorhaben. Der Dampfer geht vor Tag. Man fährt eine Stunde lang hinüber —"

„Ich begleite Dich," meinte Paul.

„Geht das wohl?" fragte ſie. „Aber natürlich! Warum ſollte es nicht gehen —"

Da ragte jetzt ein kleiner, ſchmaler Steindamm ins Waſſer; er war von den Stürmen zerbröckelt und halb verſunken. Elinor trat ganz an ſein Ende hinaus. Da ſtand ſie und der Wind zauſte an ihren Kleidern und legte ſie manchmal feſter um ihre Geſtalt.

„Ich habe vom Meere gelernt, daß eines Menſchen Leben wohl das Allergeringſte iſt in der Schöpfung," ſagte ſie nun. „Und daß man erſt glücklich werden könnte, wenn man ſich losmacht von dem Glauben, viel zu bedeuten. — Habe ich früher gemeint, wir hätten uns viel zu ſagen? — Hör' mich an, Paul. Während wir da gegangen ſind und geſprochen oder geſchwiegen haben, habe ich nebenher immer denſelben Gedanken gehabt. Viel zu ſagen hätten wir uns? — Für mich wäre es, als ſollte ich beginnen, mein Leben auszuſchöpfen. So wenig es auch bedeuten mag, wir ſind nie mehr fähig, alle Körnchen zuſammenzufinden, daraus es gebaut worden iſt. Nein, — ich beginne es deutlich zu fühlen. Es wird in mir wie ein lebendiger, lauter Ruf. Wir beide hätten uns nichts mehr zu ſagen, Paul! Unſer ganzes Leben haben wir nebeneinander verbracht; unſer ganzes Leben haben wir alles voneinander gewußt. Wir haben einander entweder verſtanden, oder wir haben es nicht. Was hätte ich Dir Neues zu ſagen, — was Du mir?"

In ihre Stimme war zuletzt ein ſo eigentümlicher, verſchleierter Klang gekommen, daß er aufmerkſam wurde. Er trat dicht an ihre Seite —

„Elinor, — Du weinſt!"

Sie ſenkte den Kopf und machte einen Schritt zurück.

Da kam eine ſchwindelnde aber ſonnenhelle Empfindung in ſein Herz. Er legte den Arm um ihre Schulter.

Gott gebe mir, daß ich Dich recht verſtehe, Elinor! Daß wir nicht jetzt und nie nach Worten zu ſuchen brauchen, um das Unausſprechliche auszudrücken —"

Und er zog ſie an ſein Herz und küßte ihren Mund.

Lange ſtanden ſie wortlos. Eine große Stille war weit um ſie her. Nichts als das ewige Rauſchen des Meeres. Mit ſanfter Bewegung löſte ſich Elinor aus Pauls Arm.

„Es iſt zu Schweres, allzu Schweres durch mein Leben gegangen," ſagte ſie. „Warum hat es all deſſen bedurft, um mir endlich klar zu machen, daß wir beide von jeher beſtimmt waren, miteinander zu gehen? Warum habe ich die Stimme nicht viel früher verſtanden? Lange vor all den Schmerzen, den Fehlern, all den Enttäuſchungen und ſo vielem Unglück! — — Nein, nein, laß uns niemals davon ſprechen, niemals! Laß uns das heute ſchon geloben. Ein neues, ganz neues Leben! Nirgends Raum für die alten Schatten — —"

Und das Meer rauſchte. Es ſang ſeine uralten ſüßen und klingenden Lieder, die rauſchenden Lieder der ewig alten, ewig neuen Schickſale der Menſchenherzen. Und die Nacht neigte ihre Stirne traumſchwer hernieder und ließ tauſend mit Sternen beſtickte Märchenſchleier über Land und See herabſinken. —

Am nächſten Morgen, lange vor Sonnenaufgang, lag im kleinen Hafen der Dampfer bereit. Es kamen nur wenige Paſſagiere an Bord. Ein paar Landleute, ein alter ſchwediſcher Paſtor. Der Morgen war beinahe kalt. Von Nordweſten blies eine ſchneidende Briſe. Die paar Paſſagiere gingen ſogleich unter Deck. Aber Elinor in ihrem dicken, weichen Mantel bat, ſie möchten oben bleiben. Paul war ja ebenſogut verwahrt. Im Oſten wurde der Himmel bleich, als der Dampfer ſich langſam von den Tauen frei machte und vom Kai entfernte.

„Es wird ein herrlicher Tag," ſagte Elinor. „Nicht ein Wölkchen weit und breit —"

Langſam glitt der Dampfer aus dem Hafen hinaus. Dann nahm er ſeinen Kurs, die Pfeife rief noch einmal, und die Maſchine begann ſtärker zu arbeiten.

„Nun wollen wir die Sonne aufgehen ſehen," ſagte Elinor, an der Brüſtung lehnend. „Es kann nur mehr wenige Minuten dauern. Wir wollen das herrliche Schauſpiel aufmerkſam genießen. So ſchön iſt es. Ich habe es hier ſchon öfter geſehen. Wir wollen es erwarten. — Mein ganzes Leben war bisher nichts als Erwartung —"

Paul ſagte: „Hatteſt Du je früher den Glauben, daß ich es ſein könnte, der die Erfüllung bringt?"

In ihre Miene kam ein ernſter Schatten. „Ich hatte dieſen Glauben. Es iſt das Schöne und Seltene, das wir teilen, daß dieſer Glaube vielleicht immer vorhanden war. Und es war meine große Herzensſünde, daß ich ihm nicht zur rechten Zeit gehorcht habe. Darum mußte ich ſo ſchwer büßen. — Doch meine ich auch etwas anderes. Ich hatte die Empfindung, daß ich in dem Leben, das ich vergeſſen möchte, zugrunde gehen müßte, und trotzdem hat mir das Schickſal oder welche Rätſelmacht es iſt, niemals die Zuverſicht genommen, daß ich mich doch noch einmal befreien würde."

„Wir haben beide jetzt die wahre Freiheit gefunden —" ſagte Paul.

„Und trotzdem noch ein Zweifel —" ſagte ſie. „Schätzen wir die Freiheit genug hoch, da wir ſie doch gleich wieder preisgeben wollen?"

Er umſchloß ihre Hand feſt mit der ſeinen und wollte etwas erwidern.

„Schweig ſtill!" rief ſie und deutete nach Oſten. Dort färbte ſich der Himmel auf einmal rötlich, und eine Lichtglut begann die Nebelwolken am Horizont zu durchfließen. Über das Meer, von Welle zu Welle, in Millionen von Goldtröpfchen zerfloſſen, eilten ſchimmernde Lichtſtrahlen dem Schiffsbuge entgegen, immer häufiger und häufiger, immer heller. Das Meer trug ihnen immer mehr Licht entgegen; es war, als ob das Ziel ihrer Fahrt es vorausſchickte, ihren Weg damit bedeckte und es zu ihren Füßen ausgöſſe.

Elinor blickte ſich um.

„Wir verlaſſen das Land," ſagte ſie. „Wir verlaſſen das alte Land; nichts iſt mehr um uns als wie der Himmel, das Licht und das Meer —"

Dann ſah ſie mit großen Augen dem emporwachſenden Schauſpiel entgegen.

„Laß uns nun nichts mehr hören als das rätſelhafte Rauſchen," ſagte ſie. „Was mag das Meer für uns herantragen?"

„Siehſt Du nicht? Den Tag!" entgegnete Paul. „Wie ein Lichtſtrom kommt er uns entgegen —"

Im Oſten ward es jetzt plötzlich heller.

„Frei und rein wird der Himmel," ſagte Elinor, und unwillkürlich hob ſie ihre Stimme. „Alle die Dünſte weichen. Sie machen für die Sonne Platz —"

„Noch einen Augenblick," ſagte Paul, „nur noch ein paar Schläge des Herzens, und wir ſehen ſie am Himmel ſtehen —"

Es kam von dem angeſtrengten, etwas geblendeten Hinblicken und der geſteigerten Stimmung, in die ſie ſich gegenſeitig ſprachen, eine Art von Gebanntheit über ſie, und wie Verzückung ergriff es ihre Herzen.

„Groß und ſtrahlend, die ganze Sonne werden wir an unſerm Himmel ſehen," ſagte Elinor.

„Die Sonne," wiederholte Paul, „groß und herrlich, hoch am Himmel unſeres Lebens —"

Elinor hatte ihre Hand auf die ſeine gelegt. Er fühlte jetzt ihren warmen, lebhaften Druck.

„Sieh nun, Paul! — jetzt — jetzt —"

Da erhob ſich der Tag.

Sternſchnuppenfall.

Sternſchnuppenfall! „Nun ſteht ein Wunſch Euch frei!"
Ich ſagt' es achtlos. — Doch Ihr ſaht Euch an
Mit glücklichen und ſtillen Augen. Sacht
Stahl ich mich fort und ließ Euch liebe Zwei
Allein mit Eurem Glück: „Kein Wünſchen kann
Euch reicher machen! — Freunde, Gute Nacht."

Melanie Ebhardt.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.
Mein Stammbuch. Von Hans Brandstetter.

Wenn auch die populärsten unter den Dichtern, Künstlern und Männern der Wissenschaft das Autographensammeln als eine Fexerei ironisieren, so wird die hübsche Sitte, von zeitgenössischen Berühmtheiten Geistesblüten in ein geeignetes Buch schreiben zu lassen, kaum abzubringen sein; ist es doch ein „Brauch", den sich schon seit Jahrhunderten zu pflegen gelohnt hat. — — —

Als ich noch an der Wiener Kunstakademie meinen Studien oblag, schenkte mir eine feinbesaitete Dame ein handliches Stammbuch, dem eine Karte mit folgenden Zeilen beigefügt war: „Sammeln Sie doch Beiträge von Ihren berühmten Freunden und Bekannten — und wenn Sie das Handschriftenbuch in späteren Zeiten durchblättern, werden Sie daran gewiß Ihre Freude haben!" Ich befolgte den Rat. Und nunmehr scheint mir das Ergebnis ein solches, daß es auch auf ein bißchen allgemeines Interesse Anspruch erheben darf. —

Natürlich bekam das Album zuerst Freund Rosegger. Nachdem er es übernommen, um meinem Ersuchen gemäß das erste Blatt zu beschreiben (es war am 2. August 1882 in Krieglach), sah er mich ein wenig schelmisch-strafend an und murmelte in den spärlichen Bart: „Na ja! fangen Sie jetzt auch an?" Und daraufhin widmete der Waldpoet den Spruch:

„Ein Künstler, der ganz und gar seine Zeit erfaßt, ist groß; ein Künstler, den seine Zeit ganz und gar erfaßt, ist es nicht."

Der nächste war Robert Hamerling, der mit seiner zierlichen Handschrift nachstehendes einschrieb:

„Der Künstler muß die Natur nachahmen um Großes zu leisten. Aber das Größte leistet er dann, wenn er die Natur nicht bloß nachahmt wie ein vor ihm und außer ihm stehendes Modell, sondern wenn ihm die Natur, ihre Schaffensfreude, ihr Formensinn im Innern, im Gemüte selbst lebendig wird und sie aus seinem Geiste noch bedeutender, sinniger, ergreifender wiedergegeben wird als in der vergänglichen Wirklichkeit.

Graz, 8. Oktober 1882.

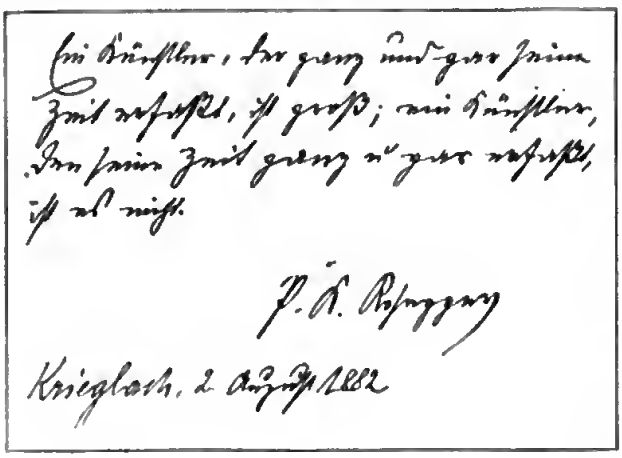
Rob. Hamerling."

Damals, als ich die Büsten des „steirischen Dichtertrifoliums": Hamerling, Leitner und Rosegger modelliert hatte, war besonders der greise Sänger der Alpenmark Karl Gottfried Ritter v. Leitner über die lebenswahre Wiedergabe seiner Gesichtszüge tief bewegt, und in dieser Stimmung schrieb er die Verse:

„Wir wissen längst, des Moses Buch erzähle,
Daß Gott aus rohem Lehm mit Schöpfermacht
Den ersten Menschen einst hervorgebracht,
Ja eingehaucht ihm eine ewige Seele.
Doch seit mit eignen Augen ich gesehen
Aus purem Ton mein Abbild wunderbar
Nun unter Deiner Künstlerhand entstehen,
Ja Deinen Geist es seelisch gar beleben;
Seitdem nun kam mir vollends klar zu Sinne,
Dem Menschen wohn' im Wesen auch und Streben
Geheimnisvoll ein göttlich Etwas inne."

Auch den trefflichen Kenner und Übersetzer spanischer Dichtungen, den Schriftsteller Johannes Fastenrath, vermochte das Gelingen seiner Porträtbüste zu begeistern; und während ich an dem Bildwerke die letzten Striche und Drucker machte, schrieb der Dichter ins Stammbuch:

„Ach, sehn zu müssen, wie der Mensch vergeht,
Das wehmutsvollste Schauspiel ist's der Erde;
Das schönste aber, wie der Mensch entsteht,
O Bildner, durch Dein schöpferisches Werde!"

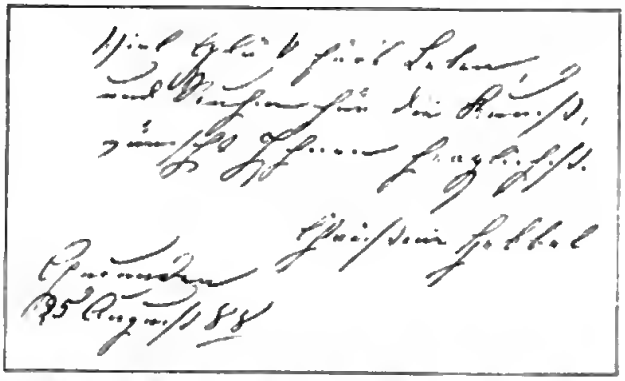


Der einstige Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses Dr. Karl Rechbauer widmete am 5. November 1882 die Worte:

„Niemals Herr und niemals Knecht,
Frei und treu, deutsch und recht!"

Karl Kundmann, der Schöpfer des Wiener Schubert-Denkmals, des Tegetthoff-Monumentes, der Grillparzer-Statue usw., hat wohl als mein Lehrer mir den Rat erteilt:

„Wer nicht geht vorwärts, geht zurück,
Nur wer fehlging, weise tut,
Wieder rückwärts umzukehren."



Der gründliche Kenner und urwüchsige Schilderer der Wiener Sitten und Gebräuche, Friedrich Schlögl, dessen Werke: Wiener Blut, Wiener Leben, Das kuriose Buch u. a. seinerzeit viel Beifall fanden und gern gelesen wurden, lieferte den kurzen Stammbuchbeitrag:

„An Hans Brandstetter:
Diene der Kunst und verachte
die Künsteleien!"

Von einem unserer bedeutendsten Bildner, Kaspar von Zumbusch, dessen Wiener Beethoven-Denkmal wohl zu den gelungensten Bildwerken der Welt zu zählen ist, rühren die Worte her:

„Das Kunstwerk erfreut vornehmlich deshalb, weil es ungetrübt die Wonne der schöpferischen Tätigkeit des Künstlers in dem Genießenden wiederholen und nachempfinden macht."

Bei einem Jour in Wien, wo ich Persönlichkeiten wie Christine Hebbel, Ludwig Ganghofer, Ada Christen u. a. begegnete, kam einmal der Dichter Ludwig August Frankl auf mich zu und sagte: „Es begrüßt Sie da einer, der noch mit Ihrem berühmten Kollegen Bertel Thorwaldsen getanzt hat." Und auf meine ungläubige Gebärde fuhr er erläuternd fort: „Ich war nämlich auch in Rom, als Thorwaldsen in der ‚Ewigen Stadt' gelebt und geschaffen hat. Der blauäugige Däne konnte bisweilen sehr lustig und übermütig werden — besonders in anregender Gesellschaft und wenn der römische Rebensaft seinen Zauber zu üben begann. In einer solchen Laune umarmte er jeden, den er leiden mochte, und drehte sich mit ihm einigemal um und um; das machte er auch mit mir — und deshalb sage ich gern, daß ich mit Thorwaldsen getanzt habe." Daraufhin nahm der nebenstehende Maler Amerling das Wort und bemerkte: „Da war auch ich dabei! Ich wollte Thorwaldsen malen — aber er war halt für eine Porträtsitzung nicht zu haben. Jedoch einmal schusselte er unverhofft in mein Atelier, und da ließ ich ihn nicht mehr fort. Da ich keine ungebrauchte Leinwand hatte, benützte ich die Rückseite eines anderen Bildes, und das Porträt, das ich in der Eile hinmalte, gelang so gut, daß es von den Kennern als eines der besten Thorwaldsen-Porträts bezeichnet wird."

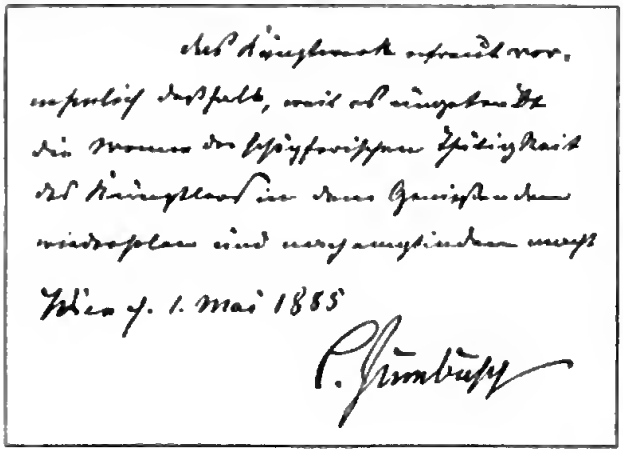
Das Gedicht, das Frankl im Jahre 1837 „An die Künstler in Rom", das wohl hauptsächlich Thorwaldsen und Amerling gegolten haben dürfte, verfaßte, schrieb er mir am 18. Mai 1884 in mein Album; das Poem lautet:

„Wo sich allen Göttern Dome
Hell und mächtig aufgebaut,
An dem gelben Tiberstrome
Grüß' ich Euch mit deutschem Laut.

Heil dem Künstler, denn im Busen
Gab er Göttern ein Asyl,
Als auf Göttern und auf Musen
Dunkler Bann und Ächtung fiel.

Als der Vesta Glut versunken,
Warf die Göttin noch im Schmerz,
Zu bewahren einen Funken,
In des Künstlers warmes Herz.

Jovis' Tempel ist gefallen,
Doch von seines Adlers Schwung
Blieb der Erde zu entwallen,
Himmlische Begeisterung.



Freudenlos und düster zeiget
Sich die Welt, seit Venus wich,
Doch der fromme Künstler neiget
Ewig vor der Schönheit sich.

Laßt die Gläser freudig tönen
Und das Lied aus voller Brust,
Unverloren Musensöhnen
Ist die alte Götterlust.

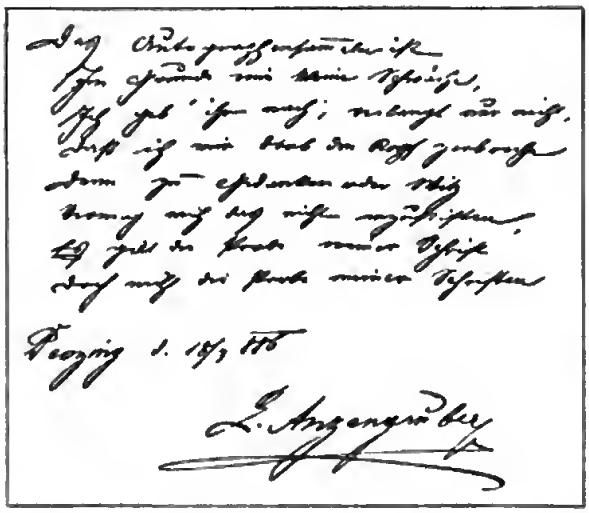
Glut fürs Heil'ge, Kraft zum Schwunge,
Schönheitssinn in Herz und Haupt,
Ist Prometheus ewig junge
Kraft, die Göttern Funken raubt."

Von den österreichischen Tonsetzern leichteren Stils zählt Franz von Suppé zu den bekannteren. An seinen Operetten: Zehn

Mädchen und kein Mann, Die schöne Galatea, Flotte Burschen, Fatinitza, Boccaccio u. dgl. m. haben wir uns manchmal ergötzt — es sind das gelungene Kinder seiner heiteren Muse. Mein Album hat er jedoch mit den vertonten ernsten Zeilen bereichert:

„Wer im Gedächtnis der Menschheit lebt, ist ja nicht tot, er ist nur fern!
Tot ist nur der, der ganz und gar vergessen wird!"

Die Freitagsabende im Hotel zur goldenen Birn in der Mariahilferstraße zu Wien, allwo der Volksdramatiker Ludwig Anzengruber seinen Freundeskreis versammelte, hatte auch ich mit Vorliebe besucht. Bisweilen las der Dichter Szenen, ja sogar ganze Akte seiner im Werden begriffenen Bühnenwerke vor, die ihre Wirkung wohl nie verfehlten. Oft klagte er über den Ärger, den ihm die Theater-Direktoren machten — und grollte über die Untreue seiner Frau. — Ließen seine unliebsamen Verhältnisse es auch selten zu, so recht froh und zufrieden zu erscheinen, so boten dennoch jene Anzengruber-Abende viel Anregung und Interessantes und viele erinnerungswerten Augenblicke.



Mein Stammbuch hat der gewaltige Volksdramatiker jedoch mit dem witzigen Sprüchlein bedacht:

„Das Autographensammeln ist
Im Grunde eine kleine Schwäche,
Ich gab ihr nach, verlangt nur nicht,
Daß ich mir drob den Kopf zerbreche;
Denn zu Gedanken oder Witz
Vermag mich das nicht anzustiften,
Es gilt die Probe meiner Schrift,
Doch nicht die Probe meiner Schriften.
Penzing, den 18. März 1886.
L. Anzengruber."

Den Markt Obdach im steirischen Oberland haben zwei berühmte Männer zu ihrem Geburtsort, nämlich: Rudolf Falb und Hans Grasberger, und man ist auch daran, dort die beiden durch Errichtung eines gemeinsamen Denkmals zu ehren. Grasberger, dessen gesammelte Werke mit einem markigen Vorwort Roseggers kürzlich verausgabt wurden, war, gleich dem Stammbuchbesitzer, klein von Statur, worauf der witzige Poet jedenfalls in den nachstehenden Versen anspielen wollte; sie lauten:

„Oliven genügt der Weide Kleid,
Gemeinem Halme gleicht Getreid,
Und Rebe sieht es ohne Klagen,
Wie dürre Stecken höher ragen:

O laß dem Brot, dem Öl und Wein
Uns nährend, lindernd, stärkend gleichen!
Und müßig prunken laß die Reichen,
Wir wollen klein, doch tüchtig sein."

Die Dichterin Ada Christen, die über ein ungewöhnlich schönes Äußere verfügte und in den achtziger Jahren durch ihre „Lieder einer Verlorenen" und „Unsere Nachbarn" Aufsehen erregte, widmete den Beitrag:

„Ernst ist die Kunst, sie fordert Klarheit,
Selbst dort, wo sie sich lächelnd neigt,
Wo sie ein heiteres Antlitz zeigt,
Will sie des Lebens strenge Wahrheit."

Zu den meistgelesenen Werken unserer Schriftstellerinnen gehören die der genial veranlagten Emil Marriot, deren ergreifende Erzählung „Der geistliche Tod" ihr eine gewisse Popularität verschaffte. Die Dichterin bedachte das Album mit den Worten:

„Es ist immer schmeichelhaft,
Gegner zu haben.
Das Unbedeutende allein ruft keine Anfeindung wach,
weil es keinen Neid erweckt."

Mein erster Lehrer Edmund Hellmer, der Bildner des Wiener Goethe-Denkmals und anderer hervorragenden Bildwerke, schrieb den Rat:

„Schaff immer, wie Du es empfindest,
Und frage nicht, ob andren es gefällt;
Wenn Du den Weg zum Herzen findest,
Spricht nicht der Kritikus — es spricht die Welt."

Nach dem Muster des bekannten schwedischen Damenquartetts hatten auch die Steirerinnen Schwestern Tschampa-Gallowitsch ein Quartett gebildet, das unter dem Namen „I. österreichisches Damen-Quartett" Mitteleuropa durchwandert und durch seinen exakten und einschmeichelnden Viergesang große Erfolge erzielt hat. Die Führerin dieser „steirischen Nachtigallen" hatte mir nachstehendes Gedenkblatt geweiht:

„Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr, als durch die Kunst."

Der bedeutendste Kunstkritiker, den die Steiermark bis jetzt besaß: Professor Josef Wastler, ließ sich in folgender Weise aus:

„Was die Kunst dem Künstler ist? Dem einen ist sie die holde, verschämte Geliebte, deren süße Rätsel zu lösen er nie müde wird, dem andern ist sie das konventionell angetraute keifende Weib. Dem einen ist sie eine üppige, verführerische Sirene (Makart), dem andern eine mater dolorosa, Pietà, mit dem Leichnam seiner Erfolge im Schoße (Anselm Feuerbach). Dem einen ist sie zeitlebens ein nebelhafter Begriff, eine Spukgestalt in fortwährender Metamorphose, dem andern endlich ist sie — eine tüchtige Melkkuh."

Ein gar launiges Sprüchlein hat der Schriftsteller und Musikästhet Max Kalbeck beigesteuert — es heißt da:

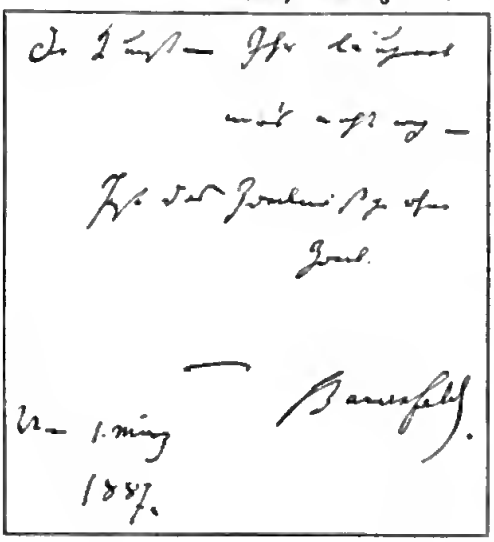
„Mit andern Künsten äugle nicht,
Soll Dir Deine Kunst gelingen.
Frau Venus zieht ein schief Gesicht,
Wenn Du sie zwingst zum Singen."

Mein befreundeter Landsmann Architekt Georg von Hauberrisser, der Erbauer des Rathauses und der Paulskirche in München, des Rathauses in Wiesbaden, der Herz-Jesukirche in Graz usw., schrieb mir im Oktober 1886 ins Album:

„Zufrieden sei der Mensch, der Künstler aber nie."

Mit Eduard von Bauernfeld, der mit seinen Bühnenwerken Dezennien das Wiener Burgtheater zu beherrschen vermochte, hatte ich, nachdem ich sein Porträtrelief modelliert, das in Bronzeguß von der Wiener Künstler-Genossenschaft erworben wurde, viel verkehrt. Der greise Dichter, der einst mit Schubert und Schwind intim befreundet war und mir manch interessante Episode aus dem Leben dieser berühmten Musensöhne erzählte, beschenkte mein Stammbuch mit folgendem Sinnspruch:

„Die Kunst — Ihr leugnet mir nicht weg —
Ist das Zweckmäßige ohne Zweck.
Wien, 1. März 1887."



Einer der verdienstvollsten Kultur- und Literaturhistoriker, Dr. Anton Schlossar, dem die Herausgabe der gesammelten Werke Friedrich Halms und Anastasius Grüns zu danken ist, stellte sich mit den Versen ein:

„Es muß die Kunst, will sie nach Höchstem streben,
Der Gotteshauch stets der Natur beleben;
Du hast den wahren, rechten Weg gefunden,
In Deinem Schaffen beide hold verbunden."

Und die gemütvolle Dichterin Sophie von Khuenberg schrieb darunter:

„Die Schönheit zu festigen sollst Du sie mit Wahrheit verbinden, aber der Wahrheit zuliebe niemals die Schönheit verleugnen."

Der Tondichter und Musikkritiker Dr. Wilhelm Kienzl, der eine Reihe herrlicher Tonwerke geschaffen und mit seiner Oper „Der Evangelimann" die musikliebende Welt erobert hat, hat mein Album mit folgendem bedacht:

„Dreimal Heil dem Künstler, der es so weit gebracht hat, im edelsten Sinne des Wortes volkstümlich zu sein. Es muß nicht ein Lied oder Gedicht sein; auch ein Bild, ein plastisches Kunstwerk kann die innersten Geheimnisse der Volksseele enthüllen. Es kann also auch der bildende Künstler in seiner Weise ein Volkslied schaffen. Oder sind etwa die Madonna della Sedia, die mediceische Venus, der Kölner Dom keine Volkslieder geworden?"

Es folgen dann noch einige Takte des wunderhübschen Liedes „Es steht eine Lind' im tiefen Tal", die Kienzl „als Versuch eines Volksliedes" angeführt hat.

Die besonders als Jugendschriftstellerin bekannte und beliebte Helene Stöckl hat sich mit dem Spruch eingestellt:

„Wie der Schütze, wenn er den Bogen anlegt, einen Punkt über dem Ziele, das er erreichen will, ins Auge fassen muß, weil die Schwere des Pfeils diesen im Fluge abwärts zieht, so muß auch der Künstler sein Ziel stets höher stecken, als die Unvollkommenheit von Kraft und Stoff ihn voraussichtlich erreichen läßt. Nur wer das

Höchste angestrebt hat, wird das Hohe erreichen."

Auguste Litrow-Bischoff schrieb:

„Für den, der nicht daran glaubt, gibt es keine Geister und Gespenster — aber für den, der nicht daran glaubt, gibt es auch nicht Freundschaft und Liebe."

Und nebenan stehen mit den kräftigen Schriftzügen die Worte von Richard Voß:

„Das Leben ist ein Kampf, und das ist das Beste daran. Also kämpfe!"

„Lebensfreundin" nannte Marie von Ebner-Eschenbach ihre Dichterkollegin Betty Paoli, und daß zwischen den beiden zeitlebens eine innige Freundschaft bestanden hat, ist bekannt. Mir war es vergönnt, von der einen ein Relief und von der anderen eine Büste nach dem Leben zu modellieren — und im persönlichen Verkehr mit den Poetinnen viel des Liebenswürdigen und des Erinnernswerten zu erfahren.

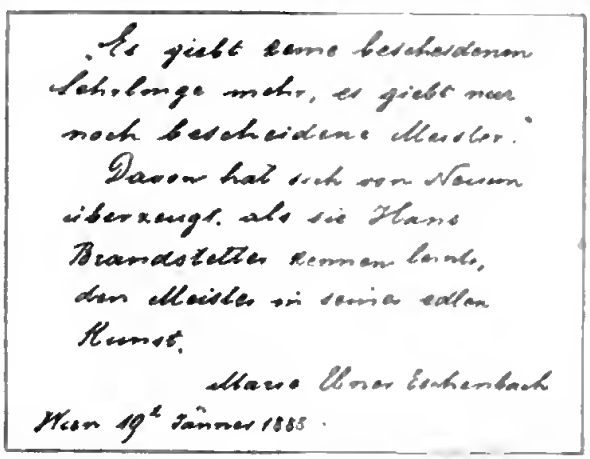
„Was ist Poesie? Gib uns Bescheid!
Wahrheit ist sie — doch im Feierkleid"

schrieb mir Betty Paoli ins Stammbuch. Und auf der nächsten Seite ist zu lesen:

„Es gibt keine bescheidenen Lehrlinge mehr, es gibt nur noch bescheidene Meister. Davon hat sich neuerdings überzeugt, als sie Hans Brandstetter kennen lernte, den Meister in seiner edlen Kunst.

Wien,
19. Jänner 1888

Marie Ebner Eschenbach."


„Es gibt keine bescheidenen Lehrlinge mehr, es gibt nur noch bescheidene Meister." Davon hat sich von Neuem überzeugt, als sie Hans Brandstetter kennen lernte, den Meister in seiner edlen Kunst.
Marie Ebner Eschenbach
Wien 19t Jänner 1888.

Der Schriftsteller Fritz Lemmermeyer betitelt sein mir gewidmetes Stammbuchblatt „Glaubensbekenntnis", und es lautet:

„Junge Dichter und Künstler sollen sich während der Zeit ihrer Entwicklung hübsch still und zurückgezogen verhalten und jedes künstliche, reklameartige Mittel, Erfolg zu erringen, stolz vermeiden. Anstatt dessen sollen sie an alles, was sie schaffen, ihre ganze Kraft setzen und mit strenger Selbstzucht, unbekümmert um Geschmack und Mode, ohne Konzession und Modifikation das Gute und Individuelle in ihnen so voll, so rein, so stark, so wahr als nur möglich entfalten. Abwarten mögen sie eine reine Wirkung auf die Nation — nein, das ist eine Phrase, denn die Nation weiß und versteht nichts von Kunst — also auf jenen winzig kleinen Teil der Nation, welcher ernst und tüchtig genug ist, um sich an der Kunst zu erfreuen und zu erheben, deren Aufgabe war, ist und sein wird: Die Wahrheit in charakteristischer, gesteigerter und darum schöner und idealer Form zum Ausdrucke zu bringen. Dann nur wird der Dichter und Künstler werden, was er sein soll: Ein hoher Priester des Göttlichen auf Erden."

Der Dichter des Bauernliedes „Stefan Fadinger" und einer Reihe trefflicher Bühnenstücke, Franz Keim, widmete mir am 28. Februar 1888 nachstehenden dichterischen Zuruf:

„Mein lieber Freund und junger Meister,
Du Sohn der grünen Steiermark,
Im flotten ‚Capua der Geister'
Bleib wie Du bist, so treu und stark!

Sei frohen Muts und schaffe weiter
Mit Meißelzug und Hammerschlag:
Wir brauchen Männer, brauchen Streiter
Zu des Jahrhunderts jüngstem Tag!"

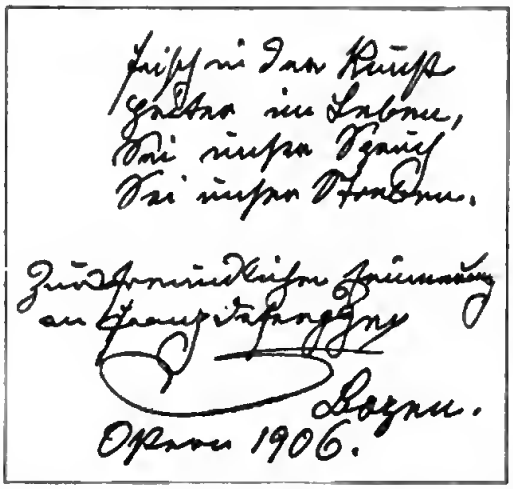
Die geistvolle Dichterin Marie Eugenie delle Grazie hat folgendes eingetragen:

„Wahn, der finstere und unduldsame Tyrann des Menschengeschlechtes, schuf die Götter und Götzen: Finstere Idole, deren Altäre vom Blute der Opfer dampften, oder bleiche, weltentrückte Schwärmer, die hungrigen Vampyren gleich dem Marke ihrer Diener die Tatkraft, ihrem Gehirne den Denkmut und ihrem Blute die Daseinsfreude entsogen. Aber schon hatte die Kunst ihre ersten Jünger geweiht, und mit den Gebilden, die ihren Händen entschlüpften, mit den Träumen, die ihre Seele befruchteten, ward jenen Mächten der Kampf erklärt. Das erste Bild, das Künstlerhand auf ihre Altäre stellte — und mochte es noch so gläubig empfunden sein, noch so tief und mächtig wirken — es war doch nur der erste, siegesfrohe Gegner jener Gespenster selbst. — Armselig in ihrer Dauerlosigkeit und blutig in ihrer Erinnerung ist die Geschichte der Idole; leuchtende Bildwerke, unsterbliche Gesänge und nie verklingende Rhythmen sind ihre Sonnenmarken, und die Giganten des Wahnes, sie werden noch heute von den Olympiern der Kunst geschlagen. Wie vieldeutig scheint es da, daß der alttestamentliche Gott nichts Vollendeteres schaffen konnte, als den Menschen, während der Mensch über die Schöpfung so vieler Götter bereits hinaus ist! Durch die Schönheit hat er den Trug besiegt; was aber der Instinkt seiner Gattung auf dem langen Pfade der Entwicklung selbst in seinen Wahn Bedeutendes und Wahres hineingelegt, das

hat uns weder die Bibel noch die Weltgeschichte bewahrt; die Kunst allein hat es siegreich festgehalten, sie allein war darum immer und jederzeit gut, wahr und schön!"

Friedrich Elimar Herzog von Oldenburg, der unter dem Pseudonym Anton Günther eine Anzahl Lustspiele verfaßte und zur Aufführung brachte, hat auf seinem Schlosse Erlaa bei Wien am 6. Mai 1888 mein Album mit dem Sprüchlein beschenkt:

„Mit Lust erdacht
Und spielend gemacht —
Nur so wird ein Lustspiel
Zustande gebracht."



Der geschätzte Wiener Feuilletonist Karl von Thaler hat zu folgendem Gedichtchen den Pegasus bestiegen:

„Mein junger Meister, tüchtig und bescheiden,
Im stillen muß ich oftmals Dich beneiden!
Du schaffst, was Dir gefällt, aus eigner Macht;
Du dienst der Kunst, der göttlichen, allein
Und bannst, was Du erdacht,
In Erz und Stein.

Könnt' ich es auch! Doch leider nur vergänglich
Papier beschreib' ich, oftmals unzulänglich,
Im Dienst der Menge, deren Dank man nie
Erwirbt und nie begehrt. Nur dann und wann
Tröstet die Poesie
Mich armen Mann."

Daß Ferdinand von Saar zu den bedeutendsten Dichtern unserer Zeit gezählt wird, dürfte seine Berechtigung haben. Er hat Hervorragendes geschaffen. Nur kreuzte viel Tragisches seine Wege; und tragisch hat auch sein Dasein geendet. Als ich mit ihm persönlich verkehrte, stand er noch im besten Mannesalter — und aus jenen Tagen stammt auch nachfolgendes Sonett:

„Was in der Kunst mich staunen läßt seit Jahren,
Das ist: daß an dem Edlen sie und Echten
Sogleich die Mängel sehn, ob vor dem Schlechten
Sie stets sich auch zu vollem Beifall scharen.

Wer hat es nicht zu seinem Schmerz erfahren,
Daß Torheit ganz wie Weisheit könne rechten
Und Stumpfsinn siegreich oft ein Wort verfechten,
Worüber bei der Einsicht Zweifel waren.

Stell' vor Dein Bild nur immerhin den Blinden,
Er darf getrost die Farbe Dir bestreiten;
Falsch darf der Taube Deine Töne finden.

Und einer Dichtung höchste Herrlichkeiten
Als baren Überschwang der Narr empfinden,
Der sich im Tollhaus König dünkt zuzeiten."

Daran reiht sich der Beitrag des Goethe-Forschers Rudolf Steiner:

„Der Masse, der starren, toten, Leben und Geist einbilden, ist des Künstlers Ziel; dem Geist, dem flüchtigen, beweglichen, Gestalt und Festigkeit zu geben, des Forschers Streben. Und wann der Arbeit Gipfel sie erreichen, dann müssen im Einen sie beide sich begegnen."

Mathias Schmid, der bekannte Tiroler Maler, schrieb:

„Der Sohn von den gletscherumpanzerten Bergen Raznaus grüßt seinen Kollegen im schönen Steiermark.

München, 13. August 1888.

Mathias Schmid."

Die Hofschauspielerin Luise Neumann, die feine und vornehme Gräfin Schönfeld, hatte ich am 28. August 1888 in Gmunden das letztemal gesehen. Damals mußte ich ihr einige Roseggersche Humoresken in steirischer Mundart vorlesen — und damals schrieb sie mir auch nachstehendes ins Stammbuch:

„Von allen Gütern, die uns werden,
Ist nur Talent begehrenswert,
Und wem, wie Dir, Erfolg beschert,
Tauscht nicht mit Königen der Erden!"

Und die berühmte „Grille", Friederike Goßmann (Gräfin Prokesch-Osten), widmete den Spruch:

„Alle Weisheit läßt sich zusammenfassen
In Selberleben und Lebenlassen."

Zu den verewigten Persönlichkeiten, die wie Märchengestalten im Gedächtnisse der Freunde weiterleben, zählt Malvida von Meysenbug, die sich durch ihre „Memoiren einer Idealistin" und „Bekenntnisse einer alten Frau" in der Literaturgeschichte einen Ehrenplatz gesichert hat. Ich danke der Poetin nicht nur manche treffliche Führung auf klassischem Boden und manche hochinteressante Erörterung bei den Kunstschätzen Roms, sondern auch das sinnige Stammbuchblatt:

„Das einzige, was ein starker Wille nicht schaffen kann, ist das Talent. Aber das Talent kann nichts Großes schaffen ohne einen

ſtarken Willen. Beiden vereint iſt das Größte möglich.

Rom, 15. April 1889.

Malvida von Meyſenbug."

In folgender Weiſe äußerte ſich der philoſophiſche Schriftſteller Profeſſor Riehl in Freiburg:

„Es erhöhe die Kunſt das Leben; das Leben vertiefe die Kunſt, und der Menſch vollende den Künſtler!"

Vom ſteiriſchen Schriftſteller Ferdinand Krauß, der ſich durch ſeine Reiſewerke „Die eherne Mark", „Schweden und Norwegen" und „Die öſtliche Mark" bekannt machte, rührt der Albumvers her:

„Willſt Du uns bewegen
Unſer Gemüt erregen,
Lehn' Dich an die Mutterbruſt
Der Natur. Sie bietet Luſt
Und Leid Dir immerdar,
Und was Du ſchaffſt, iſt wahr."

Der dem Kärntnerlande entſproſſene Dichter Friedrich Marx ſchrieb:

„Unendlich iſt das Reich der Kunſt
Und wandelbar des Tages Gunſt,
Beglückend aber ſchon das Streben —
Im Reich der Kunſt uns auszuleben."

„Wer ſeinem Volke die geiſtigen und ſittlichen Güter vermittelt, der gibt ihm das Beſte," ſchrieb der Schriftſteller Franz Goldhann, und der gewaltigſte von den Tiroler Malern, Franz von Defregger, bedachte das Stammbuch mit den Zeilen:

„Friſch in der Kunſt
Heiter im Leben,
Sei unſer Spruch,
Sei unſer Streben."

Roſeggers engerer Landsmann, der als Schauſpieler und Dichter hervorragende Otto Sommerstorff trug folgendes ein:

„In jeder Kunſt iſt ein Ziel verborgen, das uns ruft und lockt, ihm Tag und Nacht ſehnſüchtig nachzuziehen."

Illuſtriert von Hermann Vogel, begegnet man in den „Münchener Fliegenden Blättern" häufig Dichtungen von O. Kernſtock. Der deutſche Mönch auf Feſtenburg, deſſen Lieder und Gedanken unter den Sammelnamen „Im Zwingergärtlein" und „Unter der Linde" erſchienen ſind und herzerquickende Poeſien enthalten, zierte mein Stammbuch mit nachſtehendem Poem:

„Längſt ſchon hört' ich Fran Fama fliegen
Und von Deiner geſegneten Hand,
Deinen Taten und Künſtlerſiegen
Rühmliche Kunde tragen ins Land.
Längſt ſchon kannt' ich den Stolz der Steirer,
Den die herrlichſte Muſe geküßt;
Längſt ſchon hab' ich's gewußt, Du Teurer,
Daß Du ein großer Künſtler biſt.

Heute beſchritt ich, mein Auge zu laben,
Deine Werkſtatt — da knarrte die Tür,
Und, an der Hand einen lieblichen Knaben,
Trat eine liebliche Fraue herfür.
Leuchtenden Auges, Du Trautgenoſſe,
Haben die Trauten Dich zärtlich begrüßt,
Und nun weiß ich, daß Du, der große,
Auch ein glücklicher Künſtler biſt.

Am 10. September 1903.

O. Kernſtock."

Oranien. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Es gab eine Zeit, da man über die geschichtliche Größe Wilhelms von Oranien sich stritt. Das war nicht in den alten Jahrhunderten mit ihrem herzhaft natürlichen Blick, und am wenigsten war es um die Zeit, da Schiller um die Persönlichkeit dieses seines Lieblingshelden die Geschichte des Abfalles der Niederlande schrieb. Sondern etliche Jahrzehnte danach, im Zeitalter der Prinzipienkämpfe; in jener sonderbaren Spanne nach 1848, da man von der einen Seite die unbedingten liberalen Schlagwörter, von der anderen die unbedingte, starre Legitimität auf den Schild erhob und ferner denn je abrücken zu wollen schien von allem Verständnis für wirklichkeitsechte und fruchtbare Staatskunst. In diesen fünfziger und beginnenden sechziger Jahren, als zufällig eine ganze Reihe von Geschichtswerken über die Entstehung der freien Niederlande nacheinander herauskam, darunter das frischeste und unbekümmertste durch Bismarcks amerikanischen Jugendfreund John L. Motley, da wurde bei uns in Deutschland nicht Wilhelms von Oranien Bedeutung und Tat, sondern das Ethisch-Grundsätzliche seiner Persönlichkeit vielfältig hin und her gewendet. Und so setzte er die Parteimoralisten in Verlegenheit als der geistig seine Zeit überragende Mann, der die Legitimität beiseite zu stoßen gewagt hatte um eines großen Völkerzieles willen und der doch wiederum alles andere als ein Held nach dem Herzen der Demokratie, nach dem abgestempelten Begriffsschatz des Parteiwesens und des oratorisch-volltönigen Brusttones sein konnte.

Noch 1865 erschien ein lebhaftes Plaidoyer für den Menschen Oranien. Seitdem bedurfte er solcher nicht mehr, weil gewaltigere Lehrer kamen als die Gelehrten mit dem Töchterschulmaßstabe, um zu zeigen, aus welchen Bedingungen und Kräften Geschichte wird, und damit zu erweisen, daß auch die preiswürdigsten Prinzipien der Führung durch Überlegenheit bedürfen, um Vollbringung zu werden.

Das Heroische und Große, das in die Geschichte des Abfalls der Niederlande eingebettet ist, tritt nicht uns, wie bei der Reformation oder bei der Einigung der Deutschen der Fall ist, entgegen als ein geistig geborener Hochgedanke, der zur einhelligen, taterzeugenden Begeisterung wird. Das Starke in der niederländischen Erhebung verbirgt sich fast, aber da wir es erkennend herausschälen, staunen wir noch mehr. Diese geschichtliche Großtat ist vollbracht worden für ein Volk und mit einem Volke, das in seinen gesonderten Grafschaften und Herrschaften noch von keiner Zusammengehörigkeit bisher gewußt hatte. Hier sah Landschaft auf Landschaft und Stadt auf Stadt mit den eifersüchtigen Blicken des materiellen Wettbewerbs; hier suchten alle sozialen Stände — die vornehmsten Großen, der ihnen untergeordnete Adel, die Kaufleute, die Handwerker — suchte jeder Teil Besitz und Recht des andern in gegenseitigem Neid und Mißtrauen niederzuhalten; mitten in der gemeinsamen Not vermochten die Kompetenzen, Einrichtungen und Theorien jeder Art dem bereiten Willen in den Arm zu fallen, und jeglicher Partikularismus, jede menschliche Kleinheit standen auf der Wacht, um durch ihre zaudernden Untersuchungen das Handeln zu lähmen. Sogar das Religionsbekenntnis, die heftigste Macht jener Zeit, hat nur im Bruchteil diese Menschen über den Werktag hinausgeführt und eine zwingende Gewalt zu Verträglichkeit und Einigsein geübt. Und dennoch ist hier eine der bewundernswertesten Taten der Befreiung und Hand in Hand damit schon der Staatengründung vollbracht worden. Daß dies möglich wurde, gab in der Grundlage der nachhaltige Spanierhaß, die lange Zeit der Niederländer einziges, gemeinsames Gut in diesen Kämpfen gewesen ist. Aber darüber hinaus, im fruchtbaren, aufbauenden Teil, gab es des einen Mannes mit den Ereignissen wachsende Größe, Oraniens. Nur Washington ist ihm vergleichbar, erreicht ihn in dieser Seite der Leistung

nicht: wie dieser geborene Landesfremde, der nassauische Prinz, das auf jede Methode auseinanderstrebende, jeder Gleichrichtung des Nachbars echtdeutsch scheelsichtige Volk zusammenzuhalten fertigbringt, wie er ringt mit den lastenden Vielheiten der Privilegien und Sonderinteressen, den verbrieften und unverbrieften Hemmungen, den einander widersprechenden Organisationen und Herkommen; wie er alle diese lebenskräftigen Verneinungen beruhigt, ablenkt, unschädlich macht, wie er persönlich die nötigen baren Mittel für den Kampf aufbringt, erheiratet und herleiht. Und wie er im Schmiedefeuer des immer wieder von ihm angeblasenen Krieges all die Trägheiten der Beharrung oder der Unlust umformt zu den notdürftigen Anfängen eines Staatswesens, das zwar mehr denn zwei Jahrhunderte den Namen der bloßen Verbündung, der nur „vereinigten Generalstaaten" (d. i. Ständedelegationen) aufrecht erhalten hat, aber unter diesem Namen und auf Oraniens weiser Grundlage die machtvolle, kluge und erfolgreiche erste See- und Weltmacht der neueren Geschichte geworden ist.

Kein Zufall ist es, daß zwei der glühendsten und darstellungsgewaltigsten Deutschen die Geschichte dieses Werdens der Niederlande geschrieben haben. Denn beide schrieben sie aus dem unmittelbaren Vergleich, aus dem starken Gefühl einer lebendig verwandten Berührung mit der eigenen, sich seelisch entwirrenden und nach erlösenden Willensakten schmachtenden Zeit: Friedrich Schiller und Heinrich von Treitschke. Was Schiller schrieb, war die Selbsthilfe wider Tyrannei und war die ethische Gewalt eines kategorischen Müssens über die menschlichen Kleinheiten hinweg, mit seiner Verkörperung in dem einen großen führenden Mann. Dagegen Treitschke, der im Jahre 1869, in der Spanne zwischen dem österreichischen und französischen Kriege, zwischen Norddeutschem Bund und Deutschem Reich, seine historisch-politischen Aufsätze über die Niederlande schrieb, gab als erster die pragmatische Geschichte der Entstehung eines aus Realpolitik erzwungenen Bundes bisher auseinanderstrebender staatlicher Kleingebilde. Schiller und die anderen Historiker der Niederlande hatten vor allem das Dulden und schließlich Nichtmehr-Dulden, den Abfall dieses Volkes von seinem angestammten Herrscher und das menschliche Pathos darin geschrieben, Treitschke entnahm sich und modellierte das aus unsagbaren Zwiespältigkeiten und Zerfahrenheiten durch den Zwang geschichtlichen Gebots und individueller Einzelgröße sich klärende und kristallisierende Gebilde des niederländischen Staates. — —

Die ottonische Linie des Hauses Nassau, welcher Wilhelm von Oranien angehört, hat schon im XV. Jahrhundert durch Heiraten in den Niederlanden Fuß gefaßt und sich seit Karl dem Kühnen und Maximilian durch hervorragende Dienste den Dank der landesherrlichen Regierung erworben. Zu Brüssel, an der Stelle des heutigen Museums, stand das Haus Engelberts II. von Nassau, der den Erzherzog Maximilian in schwierigster Zeit als Statthalter in Burgund vertreten hat; ce sera moy, Nassau, stand an diesem Hause geschrieben, und die Devise des gleichfalls angebrachten, zeitüblichen „Symbols", eines segelnden Schiffes, lautete: Tardando progredior, in (scheinbarem) Stillstehen komm ich voran. Sie aber paßt zu einem Teil auch auf den Mann, der später als Erbe dieses Haus Nassau zu Brüssel bewohnt hat, auf Wilhelm von Oranien. Er war ein Sohn Wilhelms des Reichen (1516 bis 1559) von Nassau-Dillenburg, des Fürsten, der die Reformation in seinem Teil von Nassau eingeführt hat. Aber sein Reichtum bestand, ironisch genug gemeint, lediglich in seinen vielen Kindern. So hat der lutherische Fürst es selber gewollt, daß sein am 17. April 1533 geborener ältester Sohn, Wilhelm, im alten Glauben beharre, um zu ermöglichen, daß ihm sowohl die in den habsburgischen Niederlanden gelegenen Besitzungen wie das Fürstentum Oranien oder Orange erhalten blieben. Das letztere war eine nördlich von Avignon in der provenzalischen Rhoneebene gelegene Territorialherrschaft, die vorher von verschiedenen Dynastien französischer Abkunft regiert worden war. Ein Neffe jenes Engelbert, Heinrich III. von Nassau, gleichfalls ein treuer Partei-

Wilhelm von Oranien.
Gemälde von Frans de Vriendt, gen. Frans Floris († 1570)
in der Galerie zu Kaſſel.

Philipp II in jüngeren Jahren.
Gemälde von Tizian im Prado zu Madrid.

gänger der Habsburger, hatte sie 1515 erheiratet, um, wie er mit der Offenherzigkeit einer wackeren Zeit seinem Vater damals meldet: „gehorsam zu sein der kaiserlichen Majestät und auch zu Willen dem König von Frankreich und sonderlich um meiner Ehre und des Vorteils willen". Da bald nach Heinrichs Tode auch sein Sohn in jungen Jahren kinderlos fiel, kam das Fürstentum Orange durch agnatischen Erbgang an Wilhelms des Reichen Linie, und zwar an jenen ältesten Sohn Wilhelm, der seitdem nach ihr den Namen trug, wobei er, als ein auch in den Niederlanden fürstlich begüterter Herr, auf die regierende Nachfolge in dem Dillenburgischen Stammlande verzichtete und sie seinem nächstfolgenden Bruder Johann überließ.

Mit elf Jahren schon war Wilhelm aus dem Vaterhause zur Erziehung an den Hof des Kaisers Karls V. nach Brüssel gebracht worden, dessen Page er wurde. Karl V. hat ihm früh seine besondere Gunst gewidmet, und doch nicht allein, weil er in ihm eine nutzbare Verbindung zu den protestantischen Familien des Reiches hinüber erblickte, sondern weil er ihn bald zu schätzen begann. Dieser hell begabte Knabe, der ihm durch Klugheit und zugleich durch seine Diskretion auffiel, der in einer temperamentvollen Zeit und bei lebhaftem Gedankenreichtum ebenso fein zu hören wie selbstbeherrscht zu schweigen wußte, ward bald, indem er heranwuchs, des habsburgischen Kaisers, eines der klügsten Menschen unter den Zeitgenossen, besonderer Vertrauter und der staatsmännische Schüler, den er sich persönlich erzog. Nichts wäre falscher, als den Beinamen, der an Wilhelm haftet, Taciturnus, übersetzen zu wollen als der Schweigsame; eher würde der „Verschwiegene" richtig sein. Wilhelm ward ein heiterer, glänzender Mann, ein vortrefflicher Gesellschafter von feiner Unterhaltungsgabe, munterem Scherz und höchster Kunst der gesellschaftlichen Behandlung der Menschen; was seinen Beinamen entstehen ließ, ist vielmehr jene besonnene, menschenkundige Zurückhaltung des Wortes, die er schon früh bewährt hat und die in spannendsten Momenten seines Lebens von geschichtlicher Bedeutung geworden ist.

Vieles in Oranien haben wir zu verstehen aus der ganz eigenen und nicht leichten Situation seiner Jugend. In einer Zeit, da jedes Einzelnen besondere Religionsform mit seiner ganzen Ethik identisch war, da tausende vielmals den Tod vorzogen, als auf einer Nachgiebigkeit im Glauben betroffen zu werden, da hatte man diesen Sohn eines eifrigen Lutheraners um Besitz und Geldes willen in die burgundische Fremde und in den Gehorsam des katholischen Kaisers senden müssen. Das hat den Mannesjahren Wilhelms erstlich etwas gegeben, was in dieser Zeit ganz singulär ist, was uns sonst erst in der Ermüdung und religiösen Erschlaffung nach dem Dreißigjährigen Kriege begegnet: eine Geringschätzung des Konfessionellen, aber so, daß Oranien sie in Toleranz und Verständnis für anders Denkende, ja schon in höheres und fei-

neres, in ein geistiges und religiöses Sichzurechtfinden über den Bekenntnissen umzusetzen vermag. Gerade dies aber ward so wertvoll für die Stellung, die er nachher als Haupt der niederländischen Erhebung eingenommen hat. Nur ein Solcher vermochte, in einer Zeit des geifernden häuslichen Theologen-Zelotismus der nächstverwandten Bekenntnisse untereinander, den in den Niederlanden überwiegenden Calvinismus vertragen zu halten mit den lutherischen Gemeinden, nur ein Solcher mit dem nordniederländischen Protestantismus gleichzeitig den konfessionell schwankenden vlämischen Süden in den Kampf zu führen. Und nur, wer die kirchlichen Gesichtspunkte unter die staatsmännischen ordnete, vermochte für seine gegen Spanien ringende Politik sowohl die zwar praktisch geringwertige Unterstützung deutscher Lutheraner und nachmals die etwas freudigere des calvinistischen Pfälzerhauses, wie anderseits aus Frankreich in buntem Wechsel bald hugenottische, bald königliche Hilfe zu gewinnen.

Der zweite Einfluß aber jener Situation des katholischen Lutheranersohnes ist ein ganz persönlicher. Wer so in jungen Jahren hineingestoßen wird in den klüglich zu sichernden, weil sonst nutzlos auf Recht und Erbe beruhenden Vorteil und in das Karrieremachen in der grellen Zentralsonne des weltkaiserlichen Hofes, dem muß sein Leben in den Augenpunkt des Ehrgeizes rücken und müssen die Regungen der allein physischen, der freiimpulsiven Hingabe freilich früh verkümmern. Wilhelm wird jener Politiker des Lebens, der sowohl seine materiellen Mittel wie die glänzenden Gaben seiner Persönlichkeit mit Bewußtsein gestellt hat in den Dienst seiner Klugheit und seines Willens; in dieser Richtung hat er auch viermal geheiratet, das erstemal um niederländische Reichtümer, die drei anderen Male um politischen Vorteil durch die neue Verwandtschaft. Aber was ihn ganz charakterisiert, das folgt erst dann. Das nämlich, daß dieser von allen Leidenschaften und Sanguinismen freie Rechner und Wäger dennoch nichts weniger geworden ist als ein Egoist; daß er, und zwar mit den Jahren der beginnenden Mannesselbständigkeit, ohne Schwanken den Weg vom selbstischen Wollen zum größten altruistischen Ziel nimmt, der seine Entwicklung hinauf zur menschlichen Höhe führt, und daß in diesem wundervoll klaren Beispiel Ehrgeiz wie Bestrebung ihre ganze Lösung finden in der restlosen Hingabe an die objektive Sache eines Volkes, worin die eigne Persönlichkeit verschwindet, indem sie mit ihren Fähigkeiten und Erreichungen nur noch diesem in Treue verfolgten Gemeinwohl eingeordnet bleibt.

Oranien hat sich der Sache der bedrohten Niederlande zugewandt in einem Moment, da der feinste persönliche Streber keinerlei denkbaren Vorteil hätte herauswittern können, schon bald nach Philipps II. Regierungsantritt. Mit Kaiser Karl V. war der populäre Landesherr dahingegangen. Karl war selber Niederländer von Geburt gewesen und hatte sich als solchen empfunden; er sprach vlämisch, soweit er nicht das höfisch-burgundische Französisch sprach, und er hat für die Aufrechterhaltung und Weiterentfaltung der niederländischen

König Heinrich II. von Frankreich.
Gemälde von François Clouet im Pittipalast zu Florenz. Nach einer Photographie von G. Brogi in Florenz.

Herzog Alba. Gemälde von Antonis Mor aus Utrecht, † um 1578. Im Museum zu Brüssel. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Handels- und Erwerbsblüte Außerordentliches getan, soviel, daß deswegen das nüchtern und materiell denkende Volk im ganzen nicht viel Redens gemacht hat von seiner Verfolgung des um sich greifenden reformierten Glaubens. Erst sein Sohn Philipp II. wurde diesen niederländischen Bürgern der fremde, finstere, bigotte König, von dem man alsbald zu befürchten hatte und mehr und mehr dann auch die Beweise erhielt, daß er die Niederlande rechtlich zu hispanisieren sich nicht scheuen werde, daß ihm die Vernichtung des Landesherkommens und, wenn es sein mußte, alles bürgerlichen Bestandes kein Bedenken sei, wenn er damit die Ausrottung des selbstgewählten niederländischen Bekenntnisses erkaufen werde. Wenige Jahre nach Philipps Übernahme der Regierung offenbarte sich dies, Oranien war einer der ersten, die es sicher und aus Beweisen erkannten. Und da hat er sofort entschlossen seine Stellung genommen.

Durch Karls V. Regentenleben hatte sich als das Meistbestimmende, dem er auch die Fragen der Religion einzuordnen gewußt hatte, hindurchgezogen der Abwehrkampf des Hauses Habsburg gegen das wetteifernde Frankreich. Philipp II. wollte dieses Verhältnis umkehren; sobald er den von seinem Vater übernommenen letzten Krieg mit Frankreich zu Ende gebracht hatte, 1559, war er bereit, die bisherige Wachsamkeit gegen Frankreich hinzugeben, um mit diesem gemeinschaftlich an die Aufgabe zu gehen, welcher sich doch Frankreich niemals als selbstlos ehrlicher Bundesgenosse gewidmet haben würde: das gesamte Europa für Rom und den Katholizismus zu erhalten und die kirchlich abgefallenen Länder eines nach dem andern, durch Politik oder Gewalt, in die alten Religionsverhältnisse zurückzuzwingen. Das von Hugenotten durchsetzte eigene Land des Valoiskönigs und die Niederlande des Spaniers waren die ersten, die hierfür in Philipps Gedanken auserkoren waren.

Damals befand sich Oranien, als Geisel für die noch stattfindenden Friedensverhandlungen der beiden Höfe, bei König Heinrich II. von Frankreich. Ihm gegenüber hat der sorglose König bei einer Jagd im Walde von Valenciennes auf jenen vom höchsten Geheimnis umhegten Plan Bezug genommen, als auf eine Sache, von der jedenfalls Oranien doch auch wisse. Mit der Oberflächlichkeit in Personalien und geographischen

Dingen, die durch die ganze Geschichte der französischen Politik geht, ahnte Heinrich II. gar nicht, wie eifersüchtig Philipp II. gerade auf diesen einstigen Liebling seines Vaters und wie weit entfernt er davon war, Oranien in seine wichtigsten und verschwiegensten Pläne hineinzuziehen. Allein durch Heinrichs Unvorsichtigkeit erfuhr Oranien davon, und nun wußte er, mit seiner Manier zu hören anstatt zu reden, sogleich auch die Einzelheiten herauszuhorchen, die Alba nach Paris übermittelt hatte und die in der Hauptsache darauf hinauskamen, in beiden Landen gleichzeitig die fürchterlich bewährte, jedem rechtlichen Prozeßverfahren hohnsprechende spanische Inquisition, gegen Hugenotten in Frankreich und Ketzer in den Niederlanden, in Kraft zu setzen.

Margarete von Parma, Tochter Karls V. und Statthalterin der Niederlande für Philipp II. Gemälde von A. S. Coëllo im Museum zu Brüssel.

In diesem Jagdgespräch von Valenciennes liegt die Entscheidung von Oraniens persönlichem Lebensgang. Glaubensinquisition hatte man auch in den Niederlanden gehabt, aber immerhin eine einheimisch geübte und an Rechtsbegriffe sich bindende; die Einführung der spanischen Autodafés, das bedeutete, wie Oranien nur zu wohl wußte, das Ende des niederländischen Hinnehmens, den unmittelbaren Aufruhr. Und diesen wollte er eben nicht, wollte alles tun, was ihn abwenden könnte. Er war selber Katholik, sogar ein bisher beflissener; aber so treten nun erstmals in einer heftigen, obwohl nach außen verhehlten Erregung die Gesichtspunkte des allgemeinen Wohls in dieses jungen fürstlichen Mannes Seele vor alle persönlichen. Hier liegt der Wendepunkt aus einer Laufbahn im Dank und Dienst des Königs zum aktiven Handeln, das die innere Losagung von der bloßen Einordnung enthält. Von hier an beginnt er der Anwalt seines Volkes zu werden; noch nicht so, daß er das Volk von dem König abdrängen, sondern daß er vielmehr das Zusammenbleiben möglich machen will. Nun gilt es, offen oder heimlich, aber immer nach bestem Erwägen, einzugreifen in dieses königliche Handeln, in diese für Philipp selber nicht minder als für jene „Ketzer" gefahrenschwere Politik; es gilt, das Albatum und die Beichtväterleitung in den Entschlüssen Philipps zu durchkreuzen und dessen Maßnahmen eine andere, die Fortdauer von Rechtsherkommen und Frieden verbürgende Richtung zu geben.

Das Brothaus (Halle au Pain; Maison du Roi) zu Brüssel, von wo Egmont und Hoorn zur Hinrichtung geführt wurden. Erbaut 1514—1525, neuaufgebaut seit 1877.

gar eindrücklich treffend hat er diesen liebenswürdigen Egmont charakterisiert, wie er immer die ernsten Dinge nicht ernstlich nehmen mag. Den Andern hat auch Schiller nicht zum Helden eines, der durchsichtigeren Aktion bedürfenden Dramas gemacht, aber umsomehr hat Oranien ihn begeistert, daß er von ihm als dem Historiker gezeichnet werde: der Erwägende, Vorsichtige, aber immer ein Ziel Vorausnehmende, der Mann, der dann bald nicht mehr ausweicht, sondern in der Schönheit des Tapferen und Entschlossenen durch die Wirrsal der Anfänge dieser Befreiung sich hindurchringt und der diesem Volke weit mehr gebracht hat, als es ahnte, wenn es seinen Egmont vergötterte in der leichten Gewährung, die von der Eitelkeit der Vornehmen so gerne bereit gefunden wird.

In diesem Sinne schließt der heimgekehrte Oranien sich enger an den volksbeliebten, auch von ihm, dem jüngeren, hochbewunderten Egmont, wirkt lebhaft auf ihn, den königlichen Statthalter von Flandern, ein, und für eine Weile bleiben diese beiden Lebensläufe sich sehr nahe.

Eine ganz andere Natur als Oranien ist Egmont. Er ist der glückliche, gefeierte Sieger aus dem letzten französischen Kriege, der Volksheld, der vom Staatsmann gar nichts hat und nur wenig von Charakter oder irgendwelcher Ernstlichkeit; der „Freund vom Rauchmachen", wie ihn der kluge Granvella bezeichnet hat, der denn auch, sobald die Dinge schwierig und ernst werden, den loyalen Spanierfreund und Katholiken herauskehrt und der mit seiner vollkommen ungerechten Hinrichtung nichts anderes zu sühnen gehabt hat, als seine schwankende Gefallsucht und Unzuverlässigkeit. Ihn erkor sich Goethe, der in jede Menschlichkeit Hineinleuchtende, und

Auf eine seltsam ruhige und loyale Weise beginnt der niederländische Befreiungskampf. Viel, viel hitziger war dieses Volk einst gegen den friedfertigen Regentschaftsanspruch Maximilians aufgetreten, als es nun sich erhob gegen seines Urenkels an Glauben, Leben und Besitz gehende Maßregeln und Bedrohungen; es liegt der ganze neugeartete Respekt dazwischen gegen die von Gott gesetzte weltliche Obrigkeit, zu der der Protestantismus so stark erziehen geholfen hat.

So leitet denn diese Revolution die Reihe derer ein, die in den Formen der sorgfältigsten Loyalität begonnen haben: die mit Bitten und Darlegungen und, wenn es nicht anders mehr sein kann, schließlich mit den Waffen sich gegen den Rechts-

bruch zu schützen suchen, aber die auch dann noch immer für den verfassungsmäßigen Landesherrn und in dessen Namen kämpfen gegen den in seiner Person mitvereinigten übel beratenen und rechtsverletzenden Landesherrn. Man kann 1556 als den Beginn der Gärung und des Widerstandes setzen, aber erst 1581 ist die Absage eines Teils der kämpfenden Provinzen, der nördlichen, an die Landesherrlichkeit des spanischen Königs erfolgt. Solange haben die Niederländer die Führer, denen sie sich vertrauten, immer nur als die Statthalter ihres Landesherrn Philipp, der zugleich der spanische König und Entsender Albas war, eingesetzt. Darum auch ist das Amt der „Erbstatthalter", das später der historische Titel der Oranier, der Nachkommen Wilhelms, wurde, von ihnen als ein Symbol dieses ursprünglichen Kampfes für den niederländischen Philipp gegen den sponischen getragen und geschichtlich vererbt worden bis an die Schwelle des XIX. Jahrhunderts, welches dann endlich daraus das oranische Königtum der Niederlande gebildet hat.

Zu unerschöpflichen Geschichtsbetrachtungen besonderer Art gibt dieser Befreiungskampf Anlaß. Der Süden beginnt ihn, er hat ihn am wildesten und am meisten aufrührerisch geführt, und frei geworden ist schließlich der Norden. Politisch wertvoll beginnt die Bewegung mit den Verabredungen der großen Herren, der königlichen Statthalter in den einzelnen Provinzen, der Egmont, Hoorn, Oranien, welche jedoch, um korrekter zu sprechen, nicht Vertreter der königlichen Gewalt sind, die es in den Niederlanden nicht gibt, sondern vielmehr Stellvertreter Philipps als des jeweiligen Herzogs oder Grafen in den nur durch Personalunion verbundenen Landschaften, in den Herzogtümern Flandern oder Geldern, in der Grafschaft Holland usw. Die amtstragenden Häupter des Landes überflügelt dann der Adel und kompromittiert sie, in der lautredigen und galgenhumoristischen Erhebung jener materiell und politisch eingeengten Edelleute zweiten und dritten Ranges, deren Führer Heinrich von Brederode wird. Ihr selbstgegebener ironischer Ehrenname der Geusen schlägt mitreißend nun auch schon in die breiteren Volksschichten ein, obwohl nichts anderes als die originelle und agitatorisch höchst wirksame Persönlichkeit Brederodes

Der kleine Zaavelplaats (Petit Sablon) zu Brüssel mit dem modernen Erzdenkmal Egmonts und Hoorns (von Fraikin) und zehn Marmorstandbildern ihrer Zeitgenossen, darunter Wilhelm von Oranien und Marnix von Ste. Aldegonde.

den alten Adelshaß des Volkes momentan überbrückt. Der Landadel mit seinem demonstrativen Auftreten zu Brüssel leitet die akute Phase der Erhebung ein, um bald genug entmutigt und verärgert vom Werk abzustehen; und die endliche Frucht des ganzen Erhebungs- und Befreiungswerkes pflückt der städtische Erwerbstand, den doch der Adel mit allem Neid und Ingrimm gegen dessen Gedeihlichkeit und dessen Privilegien haßt: das Bürgertum der Städte, das infolge der niederländischen Befreiung die höchste republikanische Blüte, politisch und materiell, erlebt.

Es ist unmöglich, im Rahmen dieses Aufsatzes die unsagbare Vielbedingtheit der Anfänge des Kampfes zu schildern. Alles bleibt zersplittert zwischen die einzelnen Landschaften mit ihrem partikularen Gegensatz und zwischen die einzelnen Stände mit ihrer nicht minder lebhaften Eifersucht. Wenige Momente treten zeitlich hervor, wo die Unzufriedenheit sich als eine einigermaßen gemeinsame darstellt und als solche ihren Willen durchsetzt. Das ist erstlich der Fall bei dem von der Entrüstung der Bevölkerung erzwungenen Abzug der spanischen Truppen, welche Philipp nach dem Frieden mit Frankreich von 1559 absichtsvoll noch immer im Lande beließ und die durch ihre ganz unbeschreiblichen Ausschreitungen die Erregung wegen der Religionsprozesse erst unauslöschlich machten und verallgemeinerten. Ähnlich erkämpfte 1564 der gleichverteilte Unwille die Abberufung Granvellas, des Mannes, der seinen ganz persönlichen Einfluß, im Sinne der katholischen Reaktion und der Gefügigkeit für den spanischen Willen, an die Stelle des verfassungsmäßigen einheimischen Staatsrats zu setzen vermocht hatte. Als weitere Etappe folgt 1566 der fanatische Bildersturm des unteren Volkes, als Antwort auf die verweigerte Milderung der Religionsverfolgungen: dieser Sturm gegen die katholischen Kirchen und Klöster, der durch das ganze Land raste, aber gerade in den später spanisch verbliebenen Provinzen des Südens seine wildesten Ausschreitungen begangen hat. Und endlich schaffen eine volle Einhelligkeit das Einrücken Albas mit spanischen Truppen (1567) und seine Blutgerichte, die als sichtbarste Opfer unter Tausenden die Grafen Egmont und Hoorn, wenig verdient, unsinnig und lediglich aufreizend, auf das Schafott schicken und deren Urteilsprüche gutenteils zur bloßen Handhabe der schamlosen Ausraubung werden.

Damit beginnt nun die kriegerische Tätigkeit Wilhelms von Oranien. Er war, obwohl kaum kompromittiert, vorsichtig nach Deutschland gegangen, als derjenige, der durch seine heimlichen Agenten in Spanien und Frankreich genauer wußte, was beabsichtigt war. Er hatte vergeblich Egmont und Hoorn vorgestellt, es werde niemand aus Rang und Gesinnung geschont werden, sondern gerade mit den Häuptern von oben her der blutige Schrecken begonnen werden. Kaum verständlich für die minder Eingeweihten und weniger Scharfsichtigen sagte damals der in Spanien sitzende Granvella zu allen Verhaftungen und Hinrichtungen immer nur das Wort: „Wenn ihr Oranien nicht habt, habt ihr nichts!“ Nun, da Wilhelm die Rufe und Bitten aus den Niederlanden erreichten, erhob er sich aus seinem Exil, schritt zur Tat und hielt in diesem Augenblick für noch wichtiger, den Drängenden sich kühn und sichtbar zu gewähren, als in der begründeten Bedachtsamkeit seiner zögernden Entschlüsse stehen zu bleiben. Er verpfändete Silberzeug und Hausgerät, zog unbedenklich die großherzig dargebotenen Mittel seiner naussauischen Verwandten heran und wagte den militärischen Einmarsch gegen Alba in die Niederlande, obwohl dies kaum einen Sieg verheißen konnte; in diesem Augenblick wog der moralische Eindruck schwerer als die rechnende Überlegung. Mit ihm zogen in den unübersehbaren Krieg seine jüngeren nassauischen Brüder; drei von ihnen sind mit dem Schwert in der Hand gefallen, einen nach dem andern hat Juliane von Stolberg auf der Dillenburg, die tapfere, herrliche Mutter dieses Heldengeschlechts, zu beweinen gehabt, bis sie endlich noch ihren erstgeborenen Sohn Wilhelm selber, den auf den Schild erhobenen Führer, unter der Hand des Mörders hat müssen hinsinken sehen.

Nicht die militärischen Versuche bezeichnen Oraniens Siegesweg. Gleich

Die Prinzen von Oranien und Naſſau mit Gefolge auf dem Binnenhof im Haag.
Gemälde von Paulus von Hilligaert d. Ä. in der Gemäldegalerie des Haag.

der erste Einbruch in die Niederlande, 1568, verlief unglücklich. Beim Kloster Heigerlee fiel der jugendliche Graf Adolf von Nassau. War an sich dieses so schmerzlich bezahlte Treffen gegen den Groningenschen Statthalter verheißungsvoll gewesen, so rückte nun Alba selber mit seinen abgehärteten Kriegern heran, und dem sieggewohnten Feldherrn erlag Ludwig von Nassau mit seinen ungeübten Werbesoldaten bei Jemmingen an der Ems. Eine fürchterliche Niederlage der kleinen Schar, worin alles verloren ging und kein Pardon gegeben ward; was nicht durchs Schwert umkam, ward ins Wasser gedrängt und ertrank, noch tagelang haben die Spanier alles niedergemordet, was sie in den Häusern versteckt und auf den Inseln der Ems aufspürten. Mit einem nicht mehr zu nennenden Rest war Ludwig persönlich auf das andere Ufer der Ems entronnen. Gegen Oranien, der mit 20000 Mann im Süden stand, brauchte Alba andere Taktik. Ihn scheute er doch und er kannte anderseits des Gegners finanzielle Schwäche; so hielt er Wilhelm durch Verschanzungen und kleine ausweichende Scharmützel auf, bis jener aus Mangel an Geld und Lebensmitteln seine Truppen entlassen mußte. Das Land hatte diesmal noch wenig für den Kampf des Mannes getan, den es für seine Befreiung gerufen.

Aber nun half dem Aufstande wieder Alba selber auf seine Art. Im Gefühl des Siegers, der der Himmelskönigin triumphierende Dankſäulen errichtete, legte er drei riesenhafte Steuern auf das Land, um die spanischen Kassen zu füllen und die eigenste Kraft der Niederlande zu erdrücken: den sogenannten zehnten Pfennig, genauer eine Abgabe von 10 Prozent des Wertes von jedem beweglichen Handel, 5 Prozent des Wertes von jedem Besitzwechsel in liegendem Gut und ein Prozent von jedem bestehenden Besitz überhaupt. Zu dem Schrecken vor den Blutrichtern um Leben, Sicherheit und Gut der Familien war nun der Still-

Städtisches Schützenbild aus der Zeit Wilhelms.

Gemälde von Dierck Barentz im Rijksmuseum zu Amsterdam.

ſtand alles Handels und Wandels gekommen. Das Daſeinsprinzip der Niederlande war mit bewußter Abſicht getroffen, ihre Blüte dem Erſticken preisgegeben; dazu kam die Empörung, womit man die Gelder vielfach nur in die Taſchen — nicht des in all ſeiner Furchtbarkeit rechtlichen und gegen ſich ſelber ſtrengen Alba, wohl aber in die ſeiner Helfershelfer und Blutrichter fließen ſah. Jetzt erſt eigentlich ward die wichtigſte Klaſſe des Landes, das Bürgertum, für den Kampf auf Leben und Tod, für die Hergabe von Mitteln und Soldgeldern und, wo es not tat und nützen konnte, für die eigene Bewaffnung beſtimmt. Zu dieſer Zeit begannen auch die vielen, die zu Schiff aufs Meer hinaus vor Alba geflüchtet waren, von den Küſten aus den kecken und an Einzelerfolgen reichen Krieg der „Meergeuſen“ gegen die ſpaniſchen Beſatzungen, zwangen ſie, ſich zu konzentrieren, und nahmen ihnen verſchiedene meergelegene Stützpunkte weg. Briel an der Maas wurde 1572 erobert: „den erſten Dag van April Verloor duc d'Alva zij'n Bril,“ wie der Volkswitz des bänkelſängeriſchen Volkshumors jubelnd ſpottete. Damit kam Zuverſicht in den Krieg; zur See begann eine übermütige Kaperfehde gegen Spanien und die niederländiſchen Städte, ſoweit ſie ſich dem Aufſtande nicht anſchloſſen, und vergnügt nahmen die engliſchen, franzöſiſchen und oſtfrieſiſchen Städte den Waſſergeuſen die billig gegebene Beute ab. Zu Lande brach bald hier bald dort ein ſtädtiſcher Aufruhr gegen Spanien aus, oder es wagten ſich kecke Scharenführer ins Feld; Alba ward genötigt, mit ſeinen nicht allzu zahlreichen Truppen ſich auf die Sicherung des Südens zu beſchränken. So bekam der Norden freieren Atem, und nun nahmen die ſtändiſchen Mehrheiten von Holland, Zeeland und Utrecht, wenn auch u. a. ohne das ſich katholiſch haltende holländiſche Amſterdam, Wilhelm zu ihrem Statthalter an, noch 1572, und Friesland, Geldern traten dem bei. Wilhelm war die Jahre inzwiſchen in Frankreich geweſen. Er hatte dort bedeutſamen Anteil an den erfolgreichen Bemühungen Colignys gehabt, den Einfluß der Guiſe-

Johann van Oldenbarneveldt (1547—1619), 1577 Penſionär von Rotterdam, ſpäter Ratspenſionär von Holland, einer der wichtigſten ſtädtiſchen Parteigänger und Freunde Wilhelms von Oranien. Gemälde von M. J. Mierevelt im Rijksmuſeum zu Amſterdam.

ſchen Familie beiſeite zu ſchieben und König Karl IX. für die politiſche Unterſtützung der Niederlande aus dem Geſichtspunkt des gemeinſamen Spanier- oder Habsburgerhaſſes zu gewinnen. Mit dem ſo erlangten franzöſiſchen Gelde konnte Wilhelm, wenn auch die erhoffte Unterſtützung der proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland verſagte, doch neue gute deutſche Werbetruppen zuſammenziehen. Mit ihnen rückte er in Brabant ein, voll Hoffnung, den Süden, deſſen Aufwallungen bisher immer die viel ſtürmiſcheren geweſen waren, einhellig zu revolutionieren und all die umherflackernden Aufſtände in die Ordnung eines großen einheitlichen Kampfes hineinzuziehen.

Da aber traf ihn wie ein Donnerſchlag hier in Brabant Ende Auguſt 1572 die Kunde von dem neuen Umſchwung in Frankreich, der den politiſch hin und her gezerrten König in die Gewalt ſeiner Mutter Katharina von Medici und der Guiſe zurückgeführt hatte: die Schreckensnachricht von Colignys Ermordung, der Bartholomäusnacht und dem Hugenottentode, der durch das ganze Reich wütete. Im Blute dieſer

Don Juan d'Austria. Gemälde von A. S. Coëllo im Prado zu Madrid.

Greuel versank auch, was die Niederlande von Frankreich zu hoffen gehabt und durch des Oraniers französische Verwandtschaften und diplomatische Kunst schon erreicht hatten. Anstatt die nötigen Verstärkungen gewinnen zu können, stand Wilhelm der trostlosen Lage gegenüber, die Truppen, die er hatte, aus Mangel an weiteren Mitteln entlassen zu müssen.

Durch unendliche Verworrenheit windet sich der Faden des Widerstandes gegen Philipps Anschläge fort. Die Ursachen, die ihn nicht gänzlich sich verlieren lassen, sind erstens das Geschick der in den Niederlanden festgesetzten Spanier, an den verschiedensten Punkten immer wieder neue Entrüstungen und Tumulte zu erregen, und anderseits die Ausdauer des von seinen treuen Brüdern umgebenen Wilhelm. Seine Unermüdlichkeit, die Parteien zu beschwichtigen und überbrücken, die Hoffnungen zu pflegen, die aus der verwickelten Fülle der lokalen Sachlagen hervorgehen, sind es, die den gemeinsamen Krieg aufrechterhalten. Für ihn wirken mit die Tapferkeit einzelner Städte, die der drohenden Wut der Spanier trotzen, oder wiederum die Leiden der anderen Plätze, die sich ihnen ergeben und aus deren schrecklichen Schicksalen und radikalen Ausmordungen die Männer des Widerstandes die Propaganda des härteren Mutes und der ausharrenden Zuversicht herzuleiten wissen. Nie so sehr, wie in dieser gedrückten Zeit nach gar vielem Mißlingen, erkennen wir Oraniens seelische und staatsmännische Größe und zugleich die psychische Wurzel des volkstümlichen Vertrauens zu ihm, das die höhere Macht zwischen den mühseligen und so vielfach kläglichen Wendungen der Ereignisse ist. Wenn wir in seine Briefe und seine Denkschriften, seine berühmten „Apologien", hineinblicken, da öffnet sich das volle Verständnis der schönen Gewalt, die er über die populären Affekte hatte. So, wenn er einmal auf leicht gesagten Vorwurf antwortet, viel zu hoheitsvoll und auch zu psychologisch klug, um sich mit den vergeblich gemachten Anstrengungen zu rechtfertigen: „Ihr fragt, warum ich nicht mit dem einen oder anderen mächtigen König oder Fürsten ein Bündnis geschlossen habe? Darauf antworte ich, daß ich, ehe ich die Sache der unterdrückten Christen in diesen Provinzen auf mich genommen habe, mit dem König der Könige einen engen Bund geschlossen habe, und ich bin fest überzeugt, daß alle, die ihr Vertrauen auf ihn stellen, durch seine allmächtige Hand erlöst werden sollen. Der Herr der Heerscharen wird die Krieger für uns auf die Beine bringen." Im Oktober 1573 trat er öffentlich zum Calvinismus über, dem hauptsächlichen Bekenntnis der Niederlande, das auch im Süden damals noch viele Anhänger hatte; demselben Bekenntnis, das in Europa überhaupt das eigentliche gegen die katholische Reaktion kämpfende geworden war, im Gegensatz zu dem in theologische Zänkereien versunkenen Luthertum. Es war eine innere

Erlösung für ihn und seine Mitkämpfer, daß er diesen Schritt tat und damit dem Gerede von seiner Halbheit, woran es auch nicht gefehlt hatte, ein Ziel setzte; daß er sich der nutzlosen Rücksichten auf das Ausland und des konfessionellen Diplomatisierens begab, zugunsten des vollkommeneren persönlichen Zusammenschlusses mit denen, die ihm sicher folgten.

Man war in Spanien 1573 endlich zu der Einsicht gekommen, daß Albas System des blassen Schreckens bei diesem niederdeutsch zähen und nachhaltigen Volke nur das Gegenteil dessen erreichte, was es gesollt. Die achtzehntausend Menschen, die Alba hingerichtet hatte, und sein absichtsvolles Unterbinden der Lebensadern des Landes hatten lediglich den Aufruhr stärker angefacht, von dem man wohl sah, daß er ohne die gegen diesen Vertreter Philipps individuell gerichtete Wut schwächlicher geflackert haben würde. Alba wurde abberufen; auf ihn folgten nun die konziliantere Generalstatthalterschaft des bureaukratisch veranlagten Don Luis Requesens und nach dessen Tode, 1576, die des ehrgeizigen, feurigen, allerlei eigene Pläne in der Seele bewegenden jungen Helden der Schlacht von Lepanto, des Don Juan d'Austria, Karls V. Sohnes von der schönen Regensburgerin Barbara Blumenberg. Für Wilhelm von Oranien wurde die Lage keineswegs leichter, als dieser Umschwung des spanischen Vorgehens, zwar nicht zu versöhnlichen Zielen, wohl aber zu einem politisierenden Verfahren erfolgte. Und schwere neue Schläge waren hinzugekommen: am 14. April 1574 erstürmten die spanischen Truppen das Lager Ludwigs von Nassau auf der Mooker Heide an der Grenze von Geldern und Kleve. Ludwig fiel selber in dem Gefecht, mit ihm sein Bruder Heinrich von Nassau und der junge Christof von der Pfalz, der bei den calvinistischen Glaubensbrüdern war; es wurde eigentlich alles niedergemacht, und so gut wie niemand entrann. Aber ungebeugt steht Wilhelm zwischen all diesem Mißlingen und persönlichen Leid. Er ordnet die klugen Teilverhandlungen, die die spanischen Befehlshaber eingeleitet, und dirigiert die örtlichen Widerstände nebst den wassergeusischen Plünderungen und Kapereien zu einem einigermaßen einheitlichen Kriegsbilde zusammen. Ruhig fügt er sich den seltsam verzwickten Möglichkeiten, verschiedene auswärtige landlustige Herren — Ma-

Wilhelm von Oranien in späteren Jahren. Gemälde von M. J. Mierevelt im Rijksmuseum zu Amsterdam. (Nach Wilhelms Tode gemalt.) Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

thias, den Bruder des deutsch-habsburgischen Kaisers Rudolf II. und späteren Kaiser, und den französischen Prinzen Franz von Anjou, welche beide in der Verworrenheit der niederländischen Lage mit herumhantieren und von den Parteien hin und her geschoben werden — für die Sache der Befreiung nutzbar zu machen. Er operiert ferner schon mit den Protektoratsgelüsten Englands, die denn auch später, nach seinem Tode, die Königin Elisabeth veranlassen, ihren unfähigen Liebling Leicester, zum Glück für die behauptete Unabhängigkeit der Niederlande gerade diesen, hinüber zu senden. Und inzwischen arbeitet er an der vielleicht allerschwierigsten Aufgabe, eine irgendwie brauchbare politische Zusammenschließung und Organisation der aufständischen Provinzen zusammenzubringen.

Don Juan starb 1578, ehe sich einer seiner selbstischen Träume in den Niederlanden oder auch in England erfüllt hatte. Aber durch seinen Nachfolger, den persönlich höchst einnehmenden Alexander Farnese von Parma, einen ebenso tüchtigen, sieghaften Krieger wie geschickten Politiker, wurde die Gefahr nur größer, daß Spanien doch noch wieder die Oberhand gewinne und moralische Eroberungen mache. Die Südprovinzen mußten um diese Zeit, obwohl sie noch vor kurzem ein paralleles Bündnis mit dem Norden erneut hatten, für die Sache der Befreiung und des gemeinsamen Ausharrens aufgegeben werden. In dieser Krisis haben Wilhelm und seine engsten Freunde, nachdem endlich 1578 Amsterdam durch gewaltsame Überrumpelung der Ratspartei zum Abschluß gebracht worden war, aus ihren von langer Hand her eingeleiteten Bemühungen am 25. Januar 1579 die Utrechter Union zustande gebracht, welcher teils sogleich, teils bald danach die Staaten Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Groningen, Drenthe und Oberyssel beitraten. Sie ist der Form nach geschlossen worden als ein zeitweiliges Kriegsbündnis selbständiger Länder, mit den nötigen Einrichtungen, um Einheitlichkeit in die Anstrengungen und Unternehmungen zu bringen. Was sie aber fähig gemacht hat, aus diesen organisierenden Zutaten tatsächliche Dauer zu gewinnen und zu einer künftigen Staatsverfassung der freien Niederlande zu werden, hat sie allein durch den vorschauenden Geist ihrer Begründer erhalten, in erster Linie Wilhelms und dann seines Bruders Johann von Nassau, der ihm jetzt als sein bester politischer Helfer zur Seite stand. Die erste offene Aufkündigung seiner Landesherrlichkeit an den König von Spanien für die Staaten der Union folgt nun 1581 auf diesen zukunftbergenden Erfolg. Indessen war damit noch keineswegs die Idee einer selbständigen europäischen Unabhängigkeit der sieben sich von Spanien lossagenden Staaten ausgesprochen. Vielmehr wurde auch jetzt noch wieder mit Frankreich und dem Herzog von Anjou operiert, in der Hoffnung, brauchbare Unterstützung zu erlangen; vollends der Gedanke, selber der

Inneres der „Neuen Kirche" zu Delft mit dem Denkmal Wilhelms. Gemälde von Gerard Houckgeest in der Gemäldegalerie im Haag, gemalt 1651.

Apotheose Wilhelms von Oranien. Gemälde von Rubens in der Londoner Nationalgalerie. Entstanden ungefähr 1635—1640.

Schutz- oder Landesherr der zum Bunde vereinigten Provinzen zu werden, kam Wilhelm nicht, solange es aussichtgebende sonstige Möglichkeiten gab. Indessen erwies sich die Nutzlosigkeit der weiteren französischen Anlehnung, zumal bei der totalen Unsinnigkeit des persönlichen Verhaltens jenes Protektors, des Anjou. So rückte endlich der Plan näher, nunmehr den wirklichen Führer durch die langen schweren Jahre, Wilhelm von Oranien, in öffentlicher Form an die Spitze der durch die Utrechter Union (und durch ihre einzelstaatlichen Abordnungen zu den „Generalstaaten" der Union) geeinigten Provinzen zu erheben. Mitten in diesen von ihm nicht gesuchten, wohl aber durch die Situation logisch nahegerückten Entschlüssen und Vorbereitungen ist Wilhelm von Oranien am 10. Juni 1584 zu Delft erschossen worden, von einem durch die großen spanischen Preisausbietungen gewonnenen Unternehmer des Meuchelmordes, der sich heuchlerisch als angeblicher Calvinist ihm näherte, einem gewissen Balthasar Gérard aus der Franche-Comté. Mit den verbürgten Worten: „Mein Gott, erbarme dich meiner und dieses armen Volkes!" sank der aus nächster Nähe tödlich Getroffene in die Arme seiner Schwägerin, die er gerade aus dem Speisesaal seiner Delfter Wohnung geleitete; ihre Frage, ob er seine Seele Gott empfehle, hat er noch mit einem erlöschenden „ja" beantworten können. Er hatte, da eine ganze Menge

ſolcher von den ſpaniſchen Geld- und Adelsverſprechungen entflammter Mörder umgingen, immer gedacht, daß er einmal ſo ſterben müſſe, aber alle beſondere Vorſicht abgewieſen und geſagt: gegen ſolche Mittel gäbe es, ſolange er auf ſeinem Poſten verharre, keine ſichere Verwahrung. Zu allem, was er dieſem Volk gegeben und hinterlaſſen hat, gab er ihm noch das Gut eines heißen und ſtarken Schmerzes, einer unauslöſchlichen Totenklage um ſeinen allzu frühen Hintritt. Sie ward den folgenden Jahrzehnten zur letzten Weihe ſeines Werkes, das wohl jäh und unerſetzlich ſchwer in ſeiner Perſon getroffen wurde, aber das er in einer weltgeſchichtlich ſeltenen Paarung von Unbeugſamkeit und Weisheit ſoweit geführt hatte, daß es nunmehr über ihn ſelber hinweg dauern und von den Nachfolgern allein noch in den bewährten Wegen ſeines Geiſtes und Mutes an ſein Ziel getragen werden konnte.

Wollen wir aber ein beſonderes Wort ſagen von dem Verhältnis, worin ſich das nationale deutſche Denken der geſchichtlichen Erſcheinung Oraniens gegenüber befindet: nicht er hat die Niederlande von Deutſchland losgeriſſen. Denn obwohl dieſe Ablöſung erſt 1648 in völkerrechtliche Form gebracht wurde, ſo lag ſie doch ſchon enthalten in der Zuweiſung der burgundiſchen Länder an Spanien, bei der Teilung der Maximilianiſchen Erbſchaft unter die Linien der beiden Enkel. Das deutſche Reich ließ Oranien und die Seinen trotz Erſuchen und Bitten im Stich, ſowohl das Reich als Ganzes wie je für ſich die allermeiſten proteſtantiſchen Fürſten; und dieſer Reichskörper unter ſeinem Wiener Kaiſer war überhaupt nicht ſo beſchaffen, daß ihm Oranien die ſich befreienden Niederlande hätte zuführen können und dürfen. Aber dem Volkstum der Deutſchen im weiteren Begriff hat er ſie darum doch bewahrt, indem er ſie aus der Hiſpaniſierung und Katholiſierung rettete. Indem er ihnen das Ziel zeigte, in der politiſch ratloſeſten Zeit der deutſchen Nation ein eigenes, unabhängiges niederdeutſches Volk und Staatsgebilde für ſich zu werden, und indem er, in feinerem geſchichtlichen Betracht, damit genau dasjenige tat, wozu ſpäter, in nur leicht verhüllter Form, die deutſchen Fürſten ſich im Dreißigjährigen Kriege und Weſtfäliſchen Frieden das Recht erkämpft haben. Wenn aber hierüber noch vieles geſagt werden könnte, ſo bleibt außerdem, gerade in Angelegenheiten der hiſtoriſchen Auffaſſung, die echte, friſche Empfindung immer viel koſtbarer als alle Vernunft. Und ein echter und berechtigter Impuls hat uns Deutſche ſeit früh für dieſen niederländiſchen Vollbringer, der unſeres Stammes war, begeiſtert und uns mit einem Gefühl von Schickſalsverbundenheit mit ihm, ſeinem Werke und auch mit ſeinem uns ablehnenden Volke durchdrungen. Einer ſicheren geiſtigen Verbundenheit und Zuſammengehörigkeit, die höher und dauernder iſt als die Landkartenformungen der Politik, und von der wir beſonders heute wieder ſo gerne uns erwärmen laſſen: am unmittelbarſten, wenn uns die Gemütsgewalt jenes Liedes packt, das einer von Wilhelms treueſten und wertvollſten Gefährten, Marnix von St. Aldegonde, gedichtet hat und das ſchon bei Oraniens Lebzeiten zum nationalen Kampfgeſang der niederländiſchen Befreiung von Spanien geworden iſt:

Wilhelmus van Naſſouwe
Ben ik, van duitſchem Bluut,
Den Vaderland getrouwe
Bleijw ich bis in den Duudt!

Rauhfroſt.

Der Winterſonntag im Untergehn
In goldroten Wolken. — Und Zwei im Wandern
Durch die hohen weißen Rauhfroſtalleen.
Mit tröſtendem Lächeln ſprach eins zum andern.

Und jeder vergaß ſein eigenes Weh
Im Segen des andern, des Freudeloſen.
Durch der alten Rüſtern ſchimmernden Schnee
Lohten die goldroten Himmelsroſen.

Frida Schanz.

Achill. Ein griechisches Märchen.

Von Th. Birt (Beatus Rhenanus).

Wir saßen am Strand von Phaleron. Salamis, die Insel des Ajax, lag vor uns, dahinter Ägin. Vor uns das dunkelblaue Inselmeer. Kleine Boote setzten Segel auf. Der Wind ging stark. Er wehte von Troja her. Alles mahnte an Homer. Wir tranken eine Flasche griechischen Inselwein von märchenhafter Süßigkeit, feurig-schwer, als wäre er voll Erinnerungen.

Erinnerungen? sagte die Dame neben mir. Der Wein redet nicht. Himmel und Meer haben für mich keine Sprache. Und doch ist dies Land voll verblichener Sagen, verlöschter Erlebnisse!

Und Sie verlangen, daß ich Ihnen erzähle? Griechisches? Griechisches Erinnern? Sie sind — oder Sie waren Mutter, gnädige Frau. Sie haben einen Sohn nach Indien geschickt, daß er sein Glück mache. Sie habe ihn verloren. Er widmete sich als Arzt der Bekämpfung der Pest. Die Bekämpfte hat ihn getötet und mitten in seinen stolzesten Erfolgen dahingerafft. Ich will Ihnen von einer griechischen Mutter erzählen, die hier noch lebt, aber die ihr Schicksal vor vielen tausend Jahren erfuhr. Hören Sie von Thetis, der Göttin, und ihrem Sohn Achill.

Ein Märchen?

Hier werden Sie an das Märchen glauben. Thetis und Achill! Die Sage ist allbekannt, und ich will sie gewiß nicht ganz erzählen. Versuchen wir nur, daß sie unserm Herzen näher tritt.

Glauben Sie an Götter? Wer sollte es nicht, der im Süden lebt? Die Götter sind, ob der Moderne sie denkt oder nicht. Aber sie sind geheimnisvoll und verbergen sich gern. Sie verbergen sich im Licht, nicht im Dunkel. Wer aber das ungeblendete Auge des Griechen hat, wer ihr Licht sehen kann und den Glanz [illegible], wem es selbst licht ist im Inder erkennt noch heute den rüstig Helios droben auf seinem Wagen, [illegible] dem Glutblick und Funken im Haar, die tanzenden Stunden wie hüpfende Strahlen um ihn her; der hört noch heute Poseidon im Seesturm brüllen, flatternden Bartes; der sieht noch heute im Frühlingsmorgen Aphrodite aus dem Quell steigen, mit süßem Lachen, daß alle Luft voll ist von Liebeshauch.

Solch eine Göttin ist und war auch Thetis, die schönste der Meerweiber. Sie haben sie sicher schon gesehen, diese Nereiden im Meeresschwall zwischen den Inselküsten. Man sieht sie am besten am heißen Mittag, wo die Sehkraft am schärfsten ist. Da fließen ihre blendenden Leiber im abgrundtiefen Blau unter den wandernden Wogen her, mit spritzenden Fingern und offenem Mund, muschelbehangen, schimmernden Gischt wie Perlen im Haar, und ihre Augen träumen und lachen, und man starrt in diese Augen, als sollte man sich selbst verlieren. Thetis aber, die schönste, lacht nicht. Daran ist sie zu erkennen. Ihr Auge ist Schwermut. Man sagt, das Meeressalz kommt von ihren Tränen. Denn sie hat ihren Sohn verloren; die Göttin ist mit dem Menschenschicksal verwachsen, und das hat sie traurig gemacht in ihrem endlosen Leben.

Götter haben kein Schicksal. Denn die Ewigen sind dem Tod und dem Schmerz entzogen; und spielend das Gute zu wirken und das Schöne, spielend zu züchtigen, ist ihr Beruf. Nur wenn ein Götterherz sich an den Sterblichen hängt, — wehe dem allzu zärtlichen! — da gewinnt das Schicksal, dessen Spielball der Mensch, Macht über den Gott, und er verewigt die Trauer, da er nicht sterben kann.

Der Liebesgott aber war schuld an allem. In unsern Tagen plant Eros nichts ähnliches mehr, und er führt gut bürgerlich nur Menschen mit Menschen zusammen von Hütte zu Hütte, als wäre er dem Kroniden ganz entfremdet. Damals waren noch Menschen gottähnlicher und ragten in die Unsterblichkeit hinein;

und Götter und Menſchen konnten ſich erkennen und miſchen.

König Peleus, der Theſſalier, war's. Ihm gab ſich Thetis zur Gattin. Eine berühmte Hochzeit. Das All ſtaunte. Alle Olympier kamen neugierig zur Feier. Denn ſonſt ſtiegen nur Götter zu ſterblichen Weibern herab, und ich begreife, daß ſie es taten. Hier dagegen war es ein Mann, der ſich eine Göttin erwarb. Das befremdete.

Und ſie gebar ihm den Achill. Da hängte gleich Neid und Sorge ſich an den Knaben. Thetis eilte zur Schickſalshöhle. Hier drehten die Parzen ihre Spindeln, ſpannen den jungen Lebensfaden und ſangen im Takt dazu den Spruch mit düſtergrauer Stimme:

Willſt du hohen Erdenruhm, ſo willſt du kurzes Leben.
Nur dem Ruhmloſen allein wird lange Friſt gegeben.
Ob er dies, ob er jenes will,
Wähle er ſelbſt. Es wähle Achill.

Da erſchrak die Mutter, den bitteren Sinn des Spruches erwägend, nahm ihren Sohn und trug ihn in die Wildnis. Er ſollte nicht berühmt werden. Sie wollte ihn retten. Und ihr Kampf mit dem Schickſal begann.

Nur am belebten Strand gedeiht der Ruhm. Die Einſamkeit iſt ſein Feind. Fern vom Strande aber liegt die einſame Bergeswildnis des Pindus. Das iſt die Wildnis, in der einſt die Kentauren lebten, das vierfüßige Geſchlecht mit ſtarken Gliedern und ehrenfeſtem Sinn. Bei ihnen ward Achill auferzogen. Er beendete eben ſein vierzehntes Lebensjahr. Das Herz der Mutter entbrannte ihn zu ſehen.

O Einſamkeit des Pindus! — Sind Sie einmal die theſſaliſche Bahn gefahren? Die Reiſe iſt heute nicht ratſam ohne militäriſche Bedeckung. Denn das Räuberweſen des barbariſchen Mittelalters iſt dort noch nicht ausgeſtorben. In den Heldenzeiten aber hauſten dort andre Räuber, wilde Beſtien, wo das tiefe ſonnige Tempetal von ſchroffen Bergkuliſſen umſtanden wird, ein Paradies, eingemauert in Schreckniſſe, wo ſchwarzer Urwald ſich in Maſſen auf den Höhen und in die Bergniſchen drängt: alles weglos, ſtraßenlos; enge Päſſe für den, der wie das Raubtier zu ſchleichen und in den Äſten zu hängen gelernt hat. Von jenen Wäldern bezieht das kahle Griechenland noch heute ſein Brenn- und Bauholz. Aus den Höhen winkt der Pelion und Oſſa, zweitauſend Meter hoch über dem Meer. Man ſieht ſie am ſchönſten vom Hafen von Volo aus. Der Himmel ſtützt ſich auf die Erde. Erhabene Stille, ungeheure Größe! Einſamkeit und Vergeſſenheit!

Es war Morgen. Da ſcholl Geſang. Chiron, der alte Kentaur, hatte ſich mit ſeinen Schülern im Sturzbach gekühlt und gebadet. Seine Hufe waren gereinigt, und ſein greiſes ſcheckiges Fell ſchimmerte. Jetzt lagerte er munter unter der breiten Eſche und gab dem jungen Achill Unterricht, die Leier zu ſchlagen. Patroklus ſtand daneben: denn er wurde mit Achill erzogen und wuchs hier zu ſeinem unzertrennlichen Freunde und Schickſalsgenoſſen heran. Nun ſangen Achill und Patroklus zum Leierſpiel ein Morgenlied. Der Lehrmeiſter führte mit ſeinem tiefen Baß den Ton und lenkte die hohen Knabenſtimmen. Denn des Patroklus Stimme irrte ab; Achill aber fand raſch die Melodie und lachte zu ſeinem Lehrer auf, indem er ſich kindlich an den Bug ſeines Pferdeleibes ſchmiegte. Echo aber ſtand hinter der Felſenkante. Echo hallte es wider, und es lauſchten der Abgrund und die Felſenkammern.

„Wir wollen die Echo greifen!“ rief Achill und wollte davon. „Seid nicht närriſch, Ihr Buben!“ herrſchte da der Alte. „Geht immerhin nur der Echo nach, die Euch foppt. Denn dort am ſelben Abhang, da findet Ihr die Wurzeln und Kräuter in den Felsritzen, die ich Euch zu ſuchen gelehrt habe. Eilt Euch und bringt mir die richtigen, die gegen Wunden und Hautriß gut ſind und gegen innere Schmerzen. Hurtig!“

Und Chiron ſcharrte mit dem Huf im Boden, legte eine Wurzel frei, bückte ſich ſchwerfällig (denn er war alt) und riß ſie heraus: „Hier dieſe mein' ich vor allem; daß Ihr mir nicht das Falſche bringt.“

Da ſprangen die Knaben und brachten bald, was ſie gefunden, und Chiron

prüfte alles, braute Säfte davon und begann mit Umständlichkeit seine Lehrstunde vom Gebrauch der Kräuter. Denn er war ein berühmter Arzt.

Achill fragte: „Wozu das alles? Und wer soll mich verwunden?“

„Hast Du die Narbe an Deiner Stirn vergessen?“

„Die kam, weil ich vom Baum stürzte. Aber es gibt auch Bißwunden, nicht wahr? Die kommen von Bären. Und Schlagwunden gibt es; die kommen, wenn ein Kentaur mit der Keule schlägt. Aber auch von Herakles hast Du mir ein Lied gesungen. Ich weiß es auswendig. Herakles war kein Kentaur; er war ein Held und trug die Keule. Könnt' ich es auch!“

Chiron strich ihm das Haar: „Du könntest sie nicht tragen, Du junges Blut. Vergiß den Herakles. Für Dich sind solche Kämpfe nicht.“

„Aber es gibt noch mehr Wunden. Auch Schnitt- und Stechwunden gibt's; so sagst Du, Alter. Woher kommen die?“

„Das sollst Du nicht wissen.“

„Warum lehrst Du uns die Heilkräuter, und wir kennen die Waffen nicht, die den Schaden tun? Aber ich weiß, man kann sich in den Arm stechen, daß das Blut hochspritzt.“

„Nun denn, es gibt Menschen, da drunten am Meer, die kämpfen mit Pfeilen, mit Speer und Dolch; damit kämpfen die Menschen.“

„Auch mein Vater? Zeige mir sie!“

„Wir Waldleute hier oben haben nicht Pfeile noch Lanzen.“

„Aber Steinwaffen hast Du doch, womit Du schlachtest?“

„Ja, wir schlachten damit. Aber uns ist Gesetz, solche Waffe wider Menschen nicht zu brauchen. Kommt! helft mir!“

Und Chiron holte ein Hirschkalb aus der Höhle; das hatte er am Vortag erlegt; und die Knaben übten sich voll Eifer und zerlegten es nun unter seiner Leitung. Er schalt und lobte und freute sich an der Jugend. Denn er war siebzig Jahre alt und lebte einsam und ohne Weib seit langem, und in seinem leeren Herzen klang jeder Laut der Kindheit doppelt wieder. Als sie das Eingeweide freigelegt, begann er den Lehrton von neuem (denn er konnte nicht anders als Kluges reden) und zeigte ihnen, wie man aus dem Gekröse, aus Leber und Milz die Zukunft vorausſagt. Es gibt Glück und Unglück, Gelingen und Mißlingen bei jedem irdischen Werk, und nur der Kundige kann es vorausſagen.

„Was aber ist Unglück?“ fragte da Achill erstaunt. „Was ist Mißlingen? Ich kenne es nicht. Und was ist, was Du Zukunft nennst?“

„Zukunft?“ Der Alte versuchte seinen Knabenverstand zu bedeuten. Achill aber lachte glockenhell, daß die Vögel rechts und links auflauschten im Laub und sprach: „Ich mag nicht denken. Ich will keine Zukunft. Aber wachsen will ich, ja, ja! das eine: ich will größer werden. — Es ist so schön heute. Laß mich aufsitzen!“

Und er sprang dem Kentaur auf den Rücken im Reitersitz und stieß mit den Hacken, als gäb' er seinem Lehrer die Sporen. Da lehnte Chiron seinen Menschenleib zurück, faßte ihm in die hellen Locken und küßte ihn, daß das Kindergesicht sich in seinem wilden Bart vergrub. Dann setzte er sich in Galopp, hei, hei! hoiho! durch die nächste Schlucht, in wilder Jagd. Das war ein Hasten mit Gejauchze und Geschrei. Die Kiesel flogen. Und mitten im Galopp sprang Achill ab und wieder auf und lief nebenher und ließ Patroklus reiten. Keiner aber war so schnellfüßig wie der Sohn der Thetis. Das machte: die Meeresgöttin ist seine Mutter; auch kein Wasser schießt so schnell übers Gestein wie er.

Chiron keuchte und konnte nicht mehr. Er hielt vor seiner Höhle und peitschte sich die Flanken mit dem Schweif. „Jetzt tost nur alleine. Der Wald ist weit. Wollt Ihr meine siebzig Jahr zu Tode reiten? Aber zur Mittagsstunde, wenn die Sonne beginnt abzusteigen, seid Ihr zurück. Habt acht auf die Sonne; sie ist uns zum Zeitmaß gesetzt. Ich erwart' Euch hier.“

Da schlüpften die beiden davon, und Patroklus sprach: „Ich weiß etwas, das Du nicht weißt. Dort unter den Felssteinen, da liegen Speer und Schwert verborgen. Die gehören Deinem Vater Peleus. In früheren Zeiten kam er oft

hierher, um mit Chiron zu jagen, und ließ die Waffen hier zurück. Wenn er einmal wiederkommt, will er sie brauchen."

Das war etwas Neues! Ohne Besinnen hoben sie die Felssteine auf, und Achill sah den Speer seines Vaters, stellte ihn an seine Schulter und maß steil aufgerichtet voll Gier an ihm die eigene Größe: aber, wie sehr er den Hals dehnte, die Speerspitze überragte ihn weit. „Das Schwert faßt sich gut" — und damit eilten sie fort und verschwanden, wo das Dickicht am tiefsten ist.

Chiron aber trat keuchend in seine Höhle, hockte am Herd nieder, blies mächtig ins Feuer, drehte den Spieß, an den er die Keulen des Hirschkalbes getan, und begann das Mahl zu bereiten, das sie zu dreien verzehren wollten. Da kam draußen vom fernen, finstern Walde heller Zauberschein. Die Laubkronen flüsterten und neigten die Äste. Eine Duftwelle flog zu ihm herauf aus der Tiefe — Thetis, die Göttin, schritt durch die Natur. Es war nur ein Schweben; ihre Sohle drückte den Boden nicht. Kein Gras, kein Farn ward geknickt; und die Natur betete an vor ihr. Chiron erkannte sie von weitem, galoppierte ihr entgegen, kniete possierlich mit eingeknickten Vorderläufen vor ihr nieder und küßte ihr voll Verehrung die Hand.

Sie lachte: „Beneidenswert mein Sohn. Er kann von Dir lernen, wie man die Götter ehrt. Und Du bist rüstig geblieben, alter Freund, als wärest Du selbst ein Gott: ein Gott auf vier Füßen! Ich werde Zeus bitten, daß der Tod nicht an Dich kommt. Er soll Dich an den Himmel versetzen. Als Sternbild im Tierkreis der Sonnenbahn sollst Du Dich in der See spiegeln. Aber wo bleibt er? Wo ist Achill?"

Und Chiron führte sie in die Höhle. Die Höhle ist noch heut vorhanden. Nur ist ein Felsblock von oben vor den Eingang gestürzt, und sie ist wie ein zugeworfener Zauberbrunnen, wie ein geschlossener Kyffhäuser oder Venusberg: eine Grottenhalle, künstlich aufgewölbt, weit, dunkel und kühl und mit engem Lichtschacht. Und während Thetis saß und er das Essen bereitete, erzählte er ihr von ihrem Sohn. Sorglos fröhlich hörte sie alles und zog die Nüstern voll Übermut: „Bei Dir gibt's keine Fische. Wie schön riecht Dein Braten. Wir wollen uns gütlich tun. Wenn er nur mitspeiste! Wo bleiben die Knaben?"

„Daß ein Donnerwetter!" — Der Alte spähte hinaus und tat einen Lockschrei. Aber die Burschen kamen nicht; sie antworteten nicht. Und er fuhr fort zu erzählen: „Er ist sonst gelehrig und folgsam. Er rennt, er klettert und springt Dir wie ein Luchs. Auch singt er und schlägt die Leier voll Verstand. Aber es regt sich in ihm übermenschliches Kraftvermögen."

„Mag die Kraft sich regen. Aber er weiß vom Ruhme nichts? Was Ruhm ist, hast Du ihm nicht gesagt?" warf sie hastig ein. „O, ich hasse das Wort. Wir Unsterblichen brauchen es nicht. Nur die Staubgeborenen, die dünken sich Göttern gleich, wenn der Ruhm ihren Namen durch die Welt trägt. Aber so seid Ihr nicht. Dein schlichtes Kentaurenvolk ist zwar auch raufluſtig, aber es weiß nichts von Ehrgeiz; und Du bist friedfertig wie kein zweiter. Darum brachte ich Achill zu Dir. Die Welt bleibt ihm hier ein verschlossenes Geheimnis. Mein Plan gelang. Achill kennt bis heut nur Dich und Deine vierfüßige Sippe, nur Peleus, seinen Vater, nur Patroklus, den Gespielen, und kein Weib außer seiner Mutter. Ist es nicht so? So soll es bleiben. Er weiß nicht, daß es dort unten Völker rasender Menschen gibt, die morden und sich morden lassen, weil es als herrlich gilt, von ihren vergänglichen Lippen gepriesen zu werden. Denn Menschenlippen blühen wie die Wasserrosen nur einen Tag. Ach! mir graut vor dem Tode ..."

Chiron sah verlegen zur Seite und sagte zögernd und voll Bedenken: „Soll es wirklich so weitergehn? Ihr Ewigen könnt Euch kein Ende denken. Darum soll dieser Knabe, der eine Zier der Menschheit ist, zum Einsiedler werden, vom großen Ringen der Welt nichts erfahren, hier in unsrem Busch eine der dummen Nymphen freien, die mit fangendem Blick schon nach ihm ausschauen, Kinder zeugen, die werden wie er, um endlich tatenlos hinzualtern, bis Du, Du

Der Brief.

Gemälde von Fritz Strobentz.

ewig junge, dieſen Deinen Sohn als eingeſchrumpften Greis auf Deine weißen Arme nimmſt und auf den Holzſtoß legſt?"

„Du kränkſt mein Mutterherz," fuhr Thetis auf. „Mein Herz ſchreit: rette ihn, rette ihn! Der Tod ſteht auf der Lauer. Er zielt auf die Beſten zuerſt. Wer müde iſt mag ſterben. Jung ſterben iſt Frevel gegen die Natur. Du wollteſt mir helfen ihn zu retten, Freund. Meines Dankes biſt Du ſicher. Alſo hilf weiter."

„Ich fürchte . . ."

„Du fürchteſt?"

„Du biſt Mutter mit Leidenſchaft. Aber Leidenſchaft und Klugheit iſt nicht dasſelbe."

„Ich will, daß Du ihn hüteſt."

„Auch eine Göttin kann das Unmögliche wollen. Er hofft auf Gefahren. Er wird zum Jüngling. Der Trieb ergreift ihn. Er wandert in die Welt. Ich kann ihn nicht halten."

„Mach', daß er Dich über alles liebt. Enge ſeine Vorſtellungen ein, und er wird nicht darauf verfallen."

„Wer aber kann es ertragen, in ein kluges, horchendes Knabenauge zu ſehen und ihm nicht zu erzählen von den Helden der Vorzeit, von der Größe der Welt, von den Burgen der Könige . . .?"

„Das tateſt Du?"

„Er hing im Baum und ſtarrte ſuchend in die leere Ferne, ſtundenlang, dorthin, wo das Meer liegt. Ein Knabe kann ſtarren, wie die Eidechſe ſtarrt, zeitlos, regungslos, gedankenlos: eine große lange Frage ohne Antwort! Ich ſah: ſeine Seele hungerte. Da erzählte ich ihm weniges, von den Argonauten und ihrer Schiffahrt . . ."

„Du haſt ihm erzählt, daß es Seefahrt gibt? Wehe mir! Jenſeits des Meeres harrt ſein Grab auf ihn. Er ſoll es nicht finden."

Chiron trat mit ihr an das Grottentor: „Da ſiehſt Du das Meer. Fern, fern taucht es auf wie ein Geſpenſt. Es läßt ſich nicht verheimlichen."

Und er zeigte ihr den Blick in die Ferne. Da ſchimmerte die duftblaue Fläche der See, mit den gezackten Küſten, ins Unendliche winkend: Euböa, dem waldigen Othrys, Pelion und Oſſa.

Und bleich und entſchloſſen trat Thetis zurück. Da erſcholl Geſchrei aus der Höhle. Auf einem Felsgrat ſtanden die Kinder; wie Dioskuren, ſo hoben ſie ſich leuchtend ab von der dunklen Kiefernwand und winkten und jauchzten, und ihre Stirn ſtrahlte, als ſtände ein Stern auf ihrem Scheitel. Achill ſchwang das bluttriefende Fell einer Löwin, die er erlegt, in den Lüften und trug zwei Löwenkätzchen im Arm und reizte ſie, daß ſie die Krallen zeigten. Patroklus gönnte ihm neidlos den Triumph. Dann nahm er die Kätzchen, und der Sohn ſah die Mutter und ſtürzte frohlockend in ihre Arme. Mutter und Sohn! Chiron ſah es froh bewegt und bemerkte, daß der Knabe ſchon ſo groß wie ſeine Mutter war und wie er ihr ähnlich ſah. Und ſie küßte ihn lange und achtete nicht des Schweißes und Staubes, der ſein Geſicht entſtellte.

„Kommt erſt zum Quell!" herrſchte da Chiron; denn der Zorn erwachte in ihm. Und ſie wuſchen ſich gehorſam und reinigten auch das Haar. Dann pflog man des Mahles. Die Knaben bedienten, und Achilles ſprach mit Sanftmut: „Wir haben gefehlt, Meiſter. Zürne uns nur nicht, der Mutter zuliebe!"

Mehr ſprach er nicht und erzählte nichts (das Schwert des Vaters hatte Patroklus wieder verborgen), und ſchweigend aßen ſie am Tiſch: die drei auf dem Lager; nur Chiron hockte nach Hundeart und brauchte keinen Sitz. Es war ein großes Schweigen der Erwartung. Die Mutter verſenkte ihren Blick in ihn und ſchwelgte in ſeinem Gebilde, und Beſorgnis und Wonne kämpften in ihrem Herzen. Er fing ihren Blick auf und lachte ſie ſiegreich an und ſelbſtgewiß.

Stahlblau war ſein Auge, es lag groß und drohend in den Höhlen. Weiche Wimpern hingen darüber. Aber die Brauen ſtiegen mächtig ſteil an, als wollte er zürnen. Schwer lag ihm die Haarmaſſe in der niedren Stirn. Das Oval der Wangen war ſchmal und faſt gedrungen, der Mund noch weich wie der eines Kindes; aber um die Mundwinkel lag es geſpannt wie eiſerner Wille.

‚Er kam vom Kampfe!' dachte Thetis. ‚Und die Wunden an ſeinem Hals? Seh' ich nicht Wunden?'

„Er ist verwundet!“ — rief sie voll Schreck und streifte ihm das Fellkleid vom Nacken.

„Solch ein Biß heilt von selbst,“ lachte Achill. „Es juckt mir. Ich fühle, es heilt schon.“

Patroklus aber fing an zu erzählen: „Wir birschten durchs Dickicht talab, dorthin, wo die vielen Hirsche gehn, und schlugen mit der Keule an die Baumstämme, daß es hallte. Dann lauschten wir und sahen Scharen von Wildgänsen. Die flogen auf mit Geschrei. Auch zwei Adler standen hoch über ihnen. Aber wir konnten sie mit keinem Wurf erreichen. Da — wo es am dicksten und ganz finster war, hörten wir ein fauchendes Schnarchen und Gebrüll. Wir stürzten hin, und ein mächtig gelbes Ungetier brach hervor. Die Löwin war's. Wir hatten solch Tier noch nie gesehen. Sie glaubte gewiß ihre Jungen bedroht und brüllte furchtbar dumpf und mit mächtigem Satz faßte sie Achill und schlug ihre Tatzen ihm hier in den Hals. Er aber blieb aufrecht, würgte sie rasch, eh' ihr Gebiß ihn faßte, warf sie flach zur Erde und stieß ihr das Schwert tief ins Gekröse. Dann zogen wir ihr das Fell ab. Hier ist das Fell. Wir haben es. Darauf wollen wir fortan schlafen.“

„Und woher das Schwert?“ schrie Thetis. „Chiron, hast Du ihnen das Schwert gegeben?“

„Es ist meines Vaters! Wir fanden es unter dem Felsstein!“ jubelte Achill. „Es ist mein eigen.“

„Kind des Unheils! Und ist Euer Abenteuer hiermit zu Ende? Mit dem Löwenfell eiltet Ihr flugs nach Haus?“

„Es ist noch nicht zu Ende. Höre, Chiron, weshalb wir uns verspäteten. Ein junger Kentaur — er nennt sich Glaukos, der hütete sein gehörntes Vieh am Berghang des Pelion. Wir hörten schon von fern das Geläut. Die Kentaurin melkte eben die Kühe. Da sprengt Glaukos auf uns her: ‚Was habt Ihr da, Ihr Kinder?‘ so rief er voll Übermut und griff rasch und entriß mir das Löwenfell, als ob es ihm gehörte. Ich forderte: gib es heraus. Er lachte nur und höhnte mich, als stände ein Kind vor ihm. Ich weiß, die Kentauren lieben das Vlies der wilden Katzen um ihre Schultern zu hängen. Wir aber kletterten an ihm empor und erstachen ihn. Sein Weib erhob Wehgeschrei. Morgen werden seine Verwandten hier sein und Rache fordern. Morgen! morgen! Es gibt Krieg, es gibt Krieg! Das ist ein Leben!“

„Sind das die Künste, die Chiron Dich lehrte?“ schalt Thetis, vor Schrecken außer sich.

„Nein, nein! Chiron hat mich noch andre Künste, er hat mich auch die Musik gelehrt. Willst Du ein Lied hören, Mutter? Nach der Mahlzeit ziemt sich wohl Leierklang.“

Und Achill probierte kurz, ob die Saiten unter seinem Griff nicht rissen; und, die Stirn gefaltet, den Kopf gesenkt, wie ein junger Stier, begann er hell, aber eintönig zu singen, und das hallende Gewölbe verdoppelte den Klang:

Dich, Herakles, Herakles, großer Held,
Dich will ich singen und Deinen Ruhm,
Und wie Du die Stadt Öchalia nahmst ...

„Herakles? Woher der Name?“ rief da Thetis, wie von Sinnen. „Und Ruhm? Ruhm? Was soll Dir der Ruhm des Herakles?“

Und sie entriß ihm die Leier und gebot: „Höre auf. Du singst nicht die Lieder, die mir wohlgefallen. Du bist mir ein Ärgernis. Ich ertrag' es nicht.“

Da stürzten ihm die Tränen. Er barg sein Haupt in der Mutter Schoß und klagte: „Ich wußte nicht, daß es Dir mißfalle. Zeige mir, was ich tun soll, Mutter. Aber ich kann nur tun, was ich liebe. Zeige mir, was ich lieben soll.“

Sie blieb ratlos und sagte nichts, und er schlich von dannen, und Thetis versank in Grübeln, und Chiron trottete um sie her und brummte leise und scharrte mit den Hufen und räusperte sich viel und wagte doch nicht sie zu stören. Und die Stunden vergingen. Draußen wurde der Baumschatten länger. Die Täler verdämmerten. Der Abend nahte. Da gingen die Knaben schlafen; denn schwere Müdigkeit war in ihren Gliedern; und legten sich auf das Fell, um von künftigem Ruhme zu träumen.

Thetis erhob sich, führte Chiron ins Freie, wo in der Tiefe unter ihnen das Meer perlgrau schimmerte, und sie sprach: „Er soll mit mir hinweg. Hier kann er nicht bleiben.“

„Du willst ihn mir nehmen?“ Chiron senkte das Haupt.

Thetis fuhr fort: „Wüßt' ich nur, wohin ich ihn rette! Gefahr ist überall in der Welt. Auch hier oben droht ihm das Gefecht; morgen droht ihm die Rache für den Totschlag. Seine Kampfeswut ist entzündet. Großer Erzieher, bekenne, daß Du ihn schlecht gehütet hast!“

„Ich habe es versucht, die Kräfte des Zöglings zu ertöten statt sie zu wecken. Aber mein Herz lehnte sich auf. Beschneide auch den Eichenstamm, so viel Du willst; er wird doch nie gezähmt; er wird dir niemals Feigen tragen. Den angeborenen Trieb zu steigern und zum Guten zu lenken, das ist, was wir können, nicht mehr. Ich rate Dir: tu' ein Wunder, mach' den Knaben zum Mädchen. Dann bist Du seiner sicher.“

Mach' ihn zum Mädchen! War das Hohn? Das Gemüt der Göttin war zu bewegt, um Acht zu geben. Sie hörte nur: Tu' ein Wunder! tu' ein Wunder! Wär' er ein Mädchen! Und sie nahm den schlafenden Sohn in ihren Arm. Der Schlaf des Halberwachsenen ist tief, und Achill erwachte nicht. So schwebte sie schweigsam mit ihrer teuren Last, die sie leicht dahintrug, durch das Nachtdunkel von der Höhe des Pindus zum tiefen Tempetal und weiter an die Meeresküste hinab. Chiron folgte ihr voll Trauer.

Die Welle des Meeres leuchtete auf, da die Herrin nahte; und die munteren Tritonen kamen, Meermuscheln in den Händen, wölbten ihren Fischleib zum Sitz und erboten sich dienstbereit, sie und den Sohn übers Meer zu fahren. Aber sie lehnte es ab: „Geht nur, Ihr Guten. Ihr plätschert zu laut; Ihr stoßt in die Hörner, und das Kind könnte mir erwachen. Laßt meine Delphinen kommen. Die sind geräuschlos und klug und sie lieben die Knaben.“

Dann grüßte sie Chiron, den Alten: „Leb wohl! Und es sei kein Groll zwischen uns. Du hast getan, was Du mußtest. Ich mach' es nicht anders.“

Chiron war einsilbig in seinem Kummer und fragte nur noch: „Wohin?“

„Nach Skyros,“ antwortete sie geheimnisvoll. „Ich folge Deinem Rat.“

Da lagerte sie sich schon auf den Delphinen. Die Tiere freuten sich der doppelten Last und schaukelten den Knaben in tieferen Schlummer. Und die nächtliche Fahrt begann, hoch über dem Rücken des warmen, atmenden Meeres. und Thetis hing mit dem Fuß im Wasser, und wo der Fuß die Welle furchte, gab es weithin einen Lichtstreifen im Meere. Und Chiron stand einsam am Ufer noch lange, stellte sich voll Sehnsucht auf die Hinterbeine seines Pferdeleibes, um möglichst weit zu schauen, und verfolgte mit Blick und Gedanken den Schimmer auf dem Meere und den Schüler, den er verloren hatte.

II.

Sie kennen die griechischen Inseln, verehrte Freundin? Ich weiß, Sie haben Delos und Paros betreten. Wer solche Insel im Meere von außen sieht, dem scheint sie kahl, ein Steingehege, ausgebrannt von der Sonne und unfruchtbar wie die See selbst. Denn weder vom Stein noch von der Salzwelle kann der Erdenmensch leben. Steigt man aber durch die Felsenrüstung ins Innere, da grünt es in den Spalten der Gebirge, und geschwungene Flächen dehnen sich, auf denen der Pflug seine Furchen zieht. Aus den Senkungen schimmern Städte auf, und jede Insel ist wie ein kleines, geheimnisvolles Königreich, zugeschlossen wie eine Festung; inwendig aber walten Friede und Fröhlichkeit. Solcher Inselkönigreiche gab es viele in den Zeiten Homers.

Es war Nacht, als Thetis an Skyros' Küste anschwamm. Skyros ist solche Insel; sie liegt von anderen ihresgleichen weit abgetrennt, in der Mitte zwischen Lesbos und Euböa. Auf einem Felsenhang über der sanften Brandung bettete die Mutter ihren Sohn, gebot den auftauchenden Tritonen: „Schafft mir Kleider und Schmuck aus meiner Lade!“ und die Tritonen eilten fauchend, den Nereiden den Befehl kund zu tun. Es war wundervolle Sommernacht, ein tiefes Ausruhen und stilles Schlummern der Kreatur. Nur die Sterne standen noch mit goldenen Augen in der schwarzen unendlichen Höhe und sangen ihr Sphärenlied; aber niemand hörte es. Unter dem Schutze der Felsenbucht ankerten bunt-

bemalte Boote, und die Schiffer lagen darin und schliefen so weich gewiegt unter dem Sternenlicht. Das Murmeln der Welle aber scholl zu Achill empor, und ihr melodisches Spiel und das Kosen des Seewindes stimmten seine Träume weich und weicher.

Thetis schlief nicht. Es galt rasch zu handeln. Darum eilte sie schwebend in den Königspalast des Eilands, wo im innersten Raum König Lykomedes mit seiner Königin Klymene ruhte, stellte sich zu Häupten der Königin, und Klymene vernahm in ihrem Traum die Worte: „Ich, die Göttin, bringe Dir meine Tochter. Haltet sie verborgen, bei meinem Zorne, als wäre sie Euer Kind, und fragt sie nie nach Herkunft und Vergangenheit."

Als sie zum Gestade kehrte, reckte der Junge sich schon im Erwachen. Denn die Helle des Morgens fuhr rosenfarben über das aufrauschende Meer, und mit großen, irren Augen sah Achill die weite, wunderbare Fläche, die ihm so fremd war, rieb sich die Lider ganz geblendet und fragte: „Was ist es, was ich sehe?"

„Das Meer!"

„Das Meer, auf dem die Argonauten fuhren? Und die hölzernen Wannen auf dem Wasser, darinnen die Männer schlafen?"

„Das sind Boote, die zum Fischfang gehen."

„So war das Schiff Argo! Ich erkenne es. Laß mich hinein!"

Und sein Juchzen klang so herrlich stark großatmig über das Meer, daß die Schiffer erwachten und in die Knie fielen, weil sie vermeinten einen Gott zu hören. Dann setzten sie die braunen Segel auf und fuhren davon.

Thetis hatte den Sohn zurückgehalten: „Du sollst hinfort mir gehorchen!" Achill aber konnte immer noch nicht begreifen: „Und hier hab' ich geschlafen? Und die Grotte? Der Wald? Und das Löwenfell?"

„Das suchst Du vergeblich."

„Und Patroklos?"

„Du wirst ihn nie wiedersehen."

„Chiron, Patroklos!" schrie er auf.

„Vergiß ihn! Vergiß sie beide. So ist es bestimmt. Du beginnst hier ein neues Leben. Ich umschwimme täglich das Ufer und bin Dir nah. Du hast mich, Deine Mutter, so wie ich Dich habe. Das ist genug."

„Ich will nicht. Laß mich zurück! Ich will zurück! Ich will Patroklos holen und das Schwert meines Vaters."

„Errege Dich nicht. Dies Eiland ist ein Gefängnis für Dich, und Du wirst mir nicht ausbrechen. Aber das Gefängnis ist schön, und Du sollst es lieben. Mein Knabe, siehst Du nicht, wie auf der erwachenden See die flimmernden Funken spielen, und wie sie den Himmel in ihrem Schoße wiegt? Verliere Dich in die Tiefe der See; das kühlt und beschwichtigt. Und riechst Du auch nichts? Unsichtbar auf dürren Felsen, da wuchern Lavendel und bläulicher Thymian. Die hüllen die ganze Insel in Duft. Das ist lieblich und beschwichtigt auch. Und nun tritt hierher auf den Scheitel der Klippe und tu das Auge auf. Da liegt das Inselland offen: auf den Feldern gehen tausend fette Schafe und Ziegen; und dort unten, das sind wohl hundert Gärten, von Mastixhecken umsponnen. Erkennst Du die Feigen nicht und die blutroten Trauben? Sie quellen im Laub. Und zwischen braunen Myrten leuchten Rosenbüsche, und tausend Blumen stehen im Beet. Da ist auch ein Flüßchen; das kommt aus dem kühlen Born, der dort unter den Ulmen rinnt. Und daneben stehen die schwarzen Schirme der Pinien in Reihen: da schimmert es weiß; das sind Häuser der Menschen; da haust der König."

„Aber Patroklos ist nicht hier. Wo ist er? Wir wollen wider die Kentauren kämpfen!" Achill warf sich nieder, hörte nichts, sah nichts, krallte die Finger in die Erde und rief unbändig nach seinem Freund. Und als die Mutter ihm streng gebot: „Steh auf. Ich hab' Euch getrennt. Mein Wille ist's und Du sollst gehorchen" — da packte ihn die Wut der Ohnmacht und schüttelte seine junge Seele, und ein wildes Schluchzen rang sich los aus seiner Brust.

Da scholl Gesang. Woher kam der Schall? Dies liebliche Tönen? Aus der tiefen Schlucht einer Gebirgsfalte stieg Opferrauch steil empor und zerflatterte leicht im Morgenwind. Achill stutzte,

gab acht und horchte. Da sah er eine Schar von Mädchen. Ihre Gewänder schimmerten rosig und schwebten wie Wogen um ihre Füße. Ihr Haar war hochgeflochten und mit schmalen Binden festlich bekränzt. Auf einem kreisrunden Platz, da faßten sie sich an den Händen und begannen zwölfstimmig ein helles Lied: das klang so heilig, so selig schön, so liebreizend, und der Schall wuchs und entfaltete sich schwellend im weiten Rund des Felseneilandes. Denn es war heut Festtag der Artemis, der keuschen Göttin, die das Frauenleben hütet, und nur Frauen waren zugegen. So wandelte dort unten der fromme Reigentanz im Kreise, und die Tänzerinnen lächelten friedselig und jauchzten und wiegten sich.

Das waren die zwölf Töchter des Königs Lykomedes. Deïdamia aber gab kundig den Schritt an und sicherte die Regel. Nachtschwarz war ihr Haar und ihr Sammetauge groß und fragend, süß ihr Odem, und ihre Wangen glichen den Pfirsichen, wenn sie reifen wollen. Sie zählte schon fünfzehn Jahre und schimmerte im Reigen wie der Mond im Kranz der Sterne. Aber sie blickte scheu wie ein Reh in die fremde Menge, die den Platz in schauluſtiger Andacht umstand.

„Wer sind die?“ rief Achill. „Sind das auch Menschen? Wie sie hold sind! Laß mich zu ihnen!“ Und er stürzte wie ein Panther vor, der sein Wild erspäht. Denn ein neugieriges Verlangen erfaßte ihn, und sein Auge funkelte im plötzlichen Wohlgefallen.

„Ich führe Dich zu ihnen!“ gab Thetis fröhlich zurück. „Aber zuvor laß Dich kleiden, wie es geziemend ist.“ Und sie tat einen Möwenschrei, der über die See drang. Da tauchten mit weißen Armen die freundlichen Nereiden aus der Schaumkrone der Brandung und singen den Knaben ein und badeten ihn mit weißen Händen. Das gefiel Achill. Dann hüllten sie ihn in ein weites Frauenkleid, das man Peplos nennt, und er duldete auch das voll Staunen und aufgeräumt, drehte sich dreimal lachend um sich selbst, daß der Rock flog und meinte: „Darin könnten sich drei Männer kleiden! Und das Vlies der Schafe Chirons ist nicht so weich!“

„Das ist hier die Tracht des Landes,“ belehrte die Mutter. „Du sollst hinfort einhergehen wie jene, die dort unten den Reigen schreiten und nach denen Dein Herz verlangt!“ Und die Nereiden fuhren fort, flochten sein schweres, wirr strähnendes Haar in einen Knoten, der gefügig im Nacken hing, legten breite Spangen um seine Arme und Fußknöchel und holten gar einen Spiegel vom Meeresgrund, der blitzend Achills Bild zurückgab. Er sah es voll Beluſtigung.

„Wer ist es, den Du im Abbild siehst?“ frug die Göttin.

„Nicht Achill!“ rief er. „Und dies ist nicht der Sohn der Thetis.“

„Du siehst die Tochter der Thetis,“ begann sie feierlich. „Vergiß den Namen, den Du bisher geführt. Du sollst hinfort Aigle heißen, die Tochter der Thetis.“

„O närrische Mutter! Was ist das, eine Tochter? Was muß ich tun, wenn ich Tochter bin?“ Und voll Übermut sprang der Knabe, der den Unterschied der Geschlechter noch nicht ahnte, auf eine Felsenplatte, die in die Höhe ragte, und setzte den Fuß zierlich an, als ob er tanzen wollte wie jene Mädchen. Aber täppisch wie ein Stier trat er auf den schleppenden Saum des Gewandes und stürzte lachend vornüber ins Knie. Vor seinen wilden Riesenschritten spannte sich der Rock, daß er in den Fäden krachte, und das Kleid wäre grausam wie Segeltuch unter dem Messer zerrissen, wäre es nicht dereinst am göttlichen Webstuhl unzerreißbar gewebt worden.

„Nun helft mir aus den Kleidern!“ begann er zu flehen. „Die Tochter der Thetis sitzt wie ein Wild in der Schlinge.“

Thetis aber hatte schon neues ersonnen. Jetzt eben brachten die Meerfrauen in Muschelschalen Honig und Milch zum lieblichen Frühmahl. In den Trank aber mischte die Göttin rasch und heimlich einen Tropfen Vergessenheit. Im Reiche der Toten, da fließt die Lethe, der Strom des Vergessens. Als Thetis vorzeiten den Orkus betrat, um die schwarzen Schicksalsfrauen nach dem Los ihres Sohnes zu befragen, hatte sie des Lethestromes wahrgenommen und aus ihm ahnungsvoll das schmerzlich köstliche Naß in ein Alabasterfläschchen geschöpft, ohne doch

ſelbſt davon zu koſten. Denn die Götter ſelbſt dürfen die Lethe nicht trinken, da das All zuſammenbricht, wenn das Gedächtnis der Götter ſchwindet.

Jetzt war die Zeit gekommen, den Schickſalstrank zu nutzen. Nur mit einem halben Tröpfchen verſetzte Thetis die Milch, ſchüttete vorſichtig den Reſt auf die Flur und zertrümmerte das Fläſchchen. Auf der Flur aber ſtand ein Kraut, das nennt man Abſynthkraut. Das erhielt von dem Guß für immer ſeine todesbleiche Farbe, und wer heute gar vom Saft des Abſynthkrautes trinkt, dem gehn auch jetzt noch das Gedächtnis und der Wille verloren.

Da vergaß Achill, da er getrunken, jählings ſeine ganze Vergangenheit und ſeinen Namen, und ein Traumdaſein umhüllte ihn und trug ihn willenlos auf Schwingen des Märchens, und über den Unbändigen kam die Spielluſt des Kindes, das ſich freut am Schaukeln des Schmetterlings, am Gezirp der Zikaden und nach allen Blumen greift, um ſich zu ſchmücken.

Und Thetis vollendete ihr Werk, umgoß ihr Kind mit ambroſiſchem Duft, ließ das Rund ſeiner Wange und Bruſt und Arme weicher erſcheinen, glättete auch alle Riſſe der Haut und alle Narben weg, und das Mädchenhafte des Knabenalters, das unter der Rauhheit verborgen lag, trat täuſchend heraus, in herber Anmut.

Inzwiſchen war ſchon am Altar der Artemis der Feſtgeſang verklungen, und Thetis brachte Klymenen, der Königin, den verwandelten Sohn und ſprach: „Sieh, hier haſt Du mein Kind Aigle.“ Und zum Achill gewandt: „Die hohe Frau iſt gut und tugendſam und wird Dich zu ihren Töchtern führen. Im Frauenhof des Palaſtes wirſt Du mit den fröhlichen Mädchen leben und ſittſam und fleißig und ohne Ehrgeiz und glücklich ſein wie ſie alle. Allabendlich aber wird die Schaffnerin Dich an die Uferſtelle führen, wo ich Deiner harre, daß ich Dich ſehen und herzen kann. Denn Du biſt mein Liebling, vergiß es nicht, meine Sinne bangen um Dich, und ein Götterleben iſt nichtig und leer ohne die Liebe zum ſterblich Geborenen.“

Mit ſolchen Worten umſchlang ſie den Sohn. Am ſeligſten Erdenglück weidete, berauſchte, ſättigte ſich das Herz der Göttin, und in ihr frohlockte es: „Gerettet! gerettet! Mein Werk iſt geglückt! Kein Krieg ſchlägt je an dieſe Ufer, und wie man in der Tiefe des Brunnens vom Sturm nichts hört, der hoch in den Wolken fährt, ſo hört Achill hier nichts von Männermord und Schwerterklirren.“ Und unter dem Stammeln der Liebe zerging Thetis in des Sohnes Armen in Luft und wurde nicht mehr geſehen.

Da waren ſchon die Mädchen! Wie drängten ſie ſich, um den neuen Ankömmling zu begrüßen! Denn Mädchen ſind mit Neugier begabt und ſie lebten ſo eingeſchloſſen und ſtreng gehütet, daß jeder Gaſt und neue Hausgenoſſe ihnen liebwert ſchien wie ein Feſttagsſeſſen. Als aber Achill mit ſteilem Nacken vor ſie trat, erſchraken ſie und erbebten unter dem Drucke ſeines Handſchlags und voll Verwunderung ſahen ſie den machtvollen Wuchs ſeiner Glieder, der abformend ſich im Peplos verbarg. Ein junger Habicht mit geſtutzten Fängen, dem gab man Einlaß in den Taubenſchlag.

Sein kühner, heller Blick flog muſternd von einer zur andern, aber der enge Kreis wich vor ihm zurück, und nur Deidamias ſonſt ſcheue Seele flog ihm entgegen, ihre Blicke fingen ſich auf, und voll Zutrauen lachend hub ſie an: „Wie groß und ſtark Du biſt! Man könnte ſich fürchten! So laß es Dir denn bei uns heimiſch ſein!“ Mit ſolchen Worten nahm ſie ihn an der Hand und ſchritt mit ihm im Zuge unter der Mutter Geleite durch die Gartenhecken und unter Rebenlauben hin, die, die ſteilen Gaſſen überwölbend, zwiſchen den Häuſern der Stadt von Wand zu Wand ſich rankten, bis hinan zum Palaſt des Vaters Lykomedes.

Von einer Schaffnerin mit vielen Mägden wurde die Frauenwohnung gehütet, die, im Rechteck von allen Seiten ummauert, hart neben dem Herrenſaal des Palaſtes ſtand und nur durch einen ſchmalen Gang mit ihm verbunden war. Zwölf ſchattige Stuben lagen zu ebener Erde um einen weiten Spiel- und Gartenhof; aber auch an größeren Gemächern für die gemeinſame Tagesarbeit der Ly-

lomedestöchter war kein Mangel. Nun teilte Achill Deïdamias Gemach und ſpeiſte und ſpielte mit den Schweſtern, ſchnitt das Futter zurecht für Deïdamias Schoßhündchen und ſollte bald auch das Nähen und Spinnen und Weben lernen oder gar ſtundenlang müßig ſitzen, die Hände um das Knie gefaltet, und ſüßes Geſchwätz anhören und ſelber ſchwatzen. Allabendlich aber verſchwand er, ſeine Mutter zu ſehen, und ſie badete ihn in der lauen Flut, ſolange es Sommer war, indes der Himmel lodernd den Tag begrub und das Meer trunken war vom Gold der untergehenden Sonne. Dann erzählte er der Mutter fröhlich von ſeinem neuen Leben und von dem Staunen der lieben Mädchen, und in Thetis wuchs die Gewißheit, daß ihr Plan gelungen war: ſeine Tatkraft war eingelullt, ſein Gedächtnis tief entſchlummert.

Für die Mädchen aber war in der Tat des Staunens kein Ende. Wie herrlich war es, auf die Schaukel, die am Baum hing, zu ſteigen, wenn Achill die Schaukel ſchwang; ſtieg er jedoch ſelbſt hinein, ſo überſchlug ſie ſich wirbelnd, und mit gelöſten Zöpfen ſaß er auf einmal oben auf einer Aſtgabel im Platanenwipfel. Beim Ballſpiel verſchwand der goldene Ball, den er geworfen, im leeren Äther, die Mädchen ſtarrten ihm nach mit offenen Mund, und die kleinſte weinte ſchon bitterlich, daß ſie den ſchönen Ball verloren, als er plötzlich heruntergeſchoſſen kam, wie wenn ein Stern vom Himmel fiele.

Zu jedem Neumond fuhren ſie alle hinaus, die Wäſche im Fluß zu ſpülen. Da rieb Achill das derbe, koſtbare Linnen am Stein ſo hart, daß es wie Zunder in Fetzen ging. Dann ſtand er beſchämt, denn die Schaffnerin ſchalt, pfiff wie ein Vogel in den Tag hinein, füllte endlich die Körbe wieder und lud ſie auf den Karren. Die Maultiere aber erſchraken ſo vor ſeinem Anruf, daß ſie ſich raſend in Flucht warfen; da nahm er Karren und Körbe zugleich auf ſeine Schulter und trug ſie trällernd nach Hauſe.

Der Winter kam und die langen Nächte, und die grauen Stürme gingen über das Meer. Da wurde im Saale gewebt und geſponnen. Aber ſeine großen Hände zerknickten die zarte Spindel, und wenn er an den Webſtuhl trat, wankte das Gebälk, die feſteſten Fäden riſſen, als griffe er in loſe Spinnweben hinein, und die gute Schaffnerin ſchalt wieder voll Grimm: „Aigle! Aigle! Du ſollſt uns hinfort im Stall die Schafe ſcheren. Nur dazu biſt Du nütze, daß Du uns Wolle ſchaffſt in unſre Körbe. Aber der Schäfer wird Dir ſeine Tiere nicht ausliefern, denn mit der Wolle ſchneideſt Du ihnen zugleich den Kopf und die vier Beine ab.“

Da lachten alle, und Aigle lachte mit und küßte die Alte ſo herzlich, daß ihr die Knie wankten.

Die Stürme ſangen über dem Dach des Saales ihre grollenden Weiſen. Die Flämmchen in den Lampen hüpften unſicher und in Angſt zu verlöſchen. Wie ſoll man die leeren Stunden füllen! Die Leier ging von Hand zu Hand. „Aigle,“ hieß es, „ſing' uns ein Lied.“ Da griff Achill froh in die Saiten, und ſeine Stimme wollte ſich hell aufſchwingen, aber ſiehe: alle Worte entfielen ihm; denn ſelbſt den Heraklesſang, den ihm Chiron ſorgſam gelehrt, hatte er ganz vergeſſen und wie ein Kind ſaß er nun und lernte von ſeiner Freundin andere Weiſen, die Weiſe vom Kuckuck und von der Schwalbe oder von den Sirenen:

Die da lockend ſitzen
Auf Felſenſpitzen
Und wie Vögel ſingen
Und Männer verſchlingen.

„Das iſt ein langweilig Geklimper! So erzähl uns etwas!“ Und das Geſchichtenerzählen ging im Kreiſe herum, und alle wußten ein Erlebnis oder eine Fabel. Achill aber beſann ſich lange, und ſeine Gedanken ſuchten im Leeren, und er konnte nicht angeben, wo er vordem geweſen, wo er aufgewachſen, was er irgendwann geſehen, erlebt, erfahren. „Aigle iſt klug wie ein Gott und doch dumm wie ein Fiſch“, kicherten die Mädchen. „So laßt uns denn Rätſel raten.“ Und von allen Rätſeln, die die Kinder ſich aufgaben, fand das Mädchen Aigle jede Löſung zuerſt. Danach gab Aigle ſelbſt den Schweſtern ein Rätſel auf: „Wer iſt fünfzehnjährig ein Neugeborener?“ Und ſie begriffen es nicht. Er aber

dachte in tiefem Befremden: ‚Ich! Ich! Das Rätsel bin ich mir selber!‘ Denn er hatte wirklich das Gedächtnis des Neugeborenen.

So schien es, daß er im brütenden Sichsinnen versank. Deïdamia aber ließ es nicht zu, durchstach ihm, um ihn zu wecken, erst ein Ohrläppchen und dann das andere und hing ihm ihre schönsten Ohrgehänge hinein, und ihre herzliche Munterkeit tröstete ihn rasch und ließ ihm nicht Ruhe; und wie einst Achill und Patroklos, so waren jetzt Aigle und Deïdamia Kameraden und Freunde geworden in Unzertrennlichkeit. Denn sie lehrte ihn alles und indem sie ihn zu beherrschen schien, diente sie ihm mit liebendem Herzen.

Der König Lykomedes sprach zu Klymenen, der Königin: „Deïdamia ist nunmehr zur Ehe reif. Die Zeit ist erschienen, daß sie uns verläßt. Polyphant, des Kresphantes Sohn, der in Messenien haust, der freit um sie; Du weißt es; ihm hab' ich die Tochter zugesprochen.“ Klymene versetzte in Sorgen: „Melde Polyphant, daß er wird warten müssen. Denn ich sprach von ihm mit unserer Tochter selbst, und das Kind weigerte sich in Leidenschaft und weinte laut. Warum? Sie will von Aigle, der neuen Freundin, nicht lassen. Auch Aigle selbst war zugegen und rief mit schrecklichem Ton: „Wohin, Königin, Deine Tochter geht, dahin folg' ich ihr und den Polyphant erwürg' ich auf der Stelle, noch eh' er sie angerührt, noch eh' er zu ihr seinen Blick erhoben!“

Da Lykomedes dieses hörte, erfaßte auch ihn ein großes Staunen, und er begann sorgsamer und mit Besorgnis auf Aigle acht zu geben.

Der Frühling kam. Die Schiffer liefen aus. Da ging das Gerücht über das griechische Festland, daß Paris, der Trojaner, die Königin Helena aus Sparta entführt, und schon rief Menelaos die Könige und Königssöhne des Griechenvolkes zum Rachezug gegen Troja auf. Nach dem einsamen Skyros aber drang davon nicht die Kunde; auch hatte Lykomedes keinen Sohn in den Krieg zu senden.

Der Frühling war gekommen. In den schluchzenden, milchfarbenen, lichtdurchsponnenen Wogen umspielten die Nereiden mit Thetis, ihrer Königin, aufjauchzend das friedliche Gestade, und Venus selbst kam und streute aus voller Hand süße Frühlingsblumen ins Gefilde; die Bienen schwärmten aus, und auch die lieben Mädchen des Palastes ließen endlich Webstuhl und Wocken stehen und eilten mit den leeren Wollkörben zum Kränzewinden hinaus auf die Flur. Anemonen und blutiger Mohn, Narzissen und Hyazinthen, die blühten zu tausenden auf den Wiesen; da tummelten sie sich und haschten sich und taumelten ins Gras — in kindlicher Lust. Dann begann die Arbeit. Die einen pflückten, die andern banden. Achill köpfte die Blumen wie ein Wilder und, da er nach Rosen suchte, riß er die ganze Staude gleich mit den Wurzeln aus, daß die Mädchen ihn einfingen und lachend mit geschwungenen Rosenzweigen ihn geißelten, bis er um Gnade flehte. Aber auch für die Bienen sind die Blumen da, und auch die Bienen zürnten ihm.

Gott Amor flog eben unter den Bienen umher, denn er war mit seiner Mutter Venus gekommen, der winzige Gott, der leicht zürnt, aber immer auf Liebe sinnt und der sich oftmals in eine Biene verwandelt. Sein Liebespfeil wird da zum Stachel, und er hockt lauernd in einem Blumenkelch, bis daß sich eine Pflückerin arglos naht. Nun nahte sich Aigle, und er stach sie voll Zorn und auffliegend merkte er in Überraschung, daß dies kein Mädchen war, die er gestochen. Sein Stachel war in Heldenblut gedrungen. Triumphierend dachte er da: ‚Es war ein Stich des Zornes; doch er soll Liebe wirken!‘ Und er wirkte Liebe. Denn Deïdamia sah Aigles Wunde kaum, als sie schon begann sie auszusaugen. Aigle sträubte sich zwar; aber es war schon geschehen. Da hatte auch Deïdamia von Amors Gift getrunken, und ein Zittern befiel sie, und in Achills junger Brust erwachte dämmernd die Freude am Weibe, die nicht Freundschaft ist.

Amor flog indes zu seiner Mutter, und beide fanden Thetis, und da die Göttinnen von ihm gehört, was er eben vollbracht, da lachten beide, Venus und Thetis, und

Winterlandschaft. Gemälde von Paul Baum.

die Natur, und das All, und Himmel und Erde lachten in Liebe auf und in Lenzesseligkeit. Ein Unheil ahnte niemand, und Thetis sprach für sich: „In Starken erwacht die Sehnsucht früh. Nun ist sein Sinnen hier ganz gefangen!“

Ein Paar Turteltauben waren Deïdamiens Lieblingsvögel. Amor öffnete heimlich den Schlag, so daß sie ausbrachen und in freiem Flug feldeinwärts flogen. Das Mädchen rief und haschte ihre Vögel umsonst. Da stürzte sich auch schon ein Falke aus hoher Luft auf sie nieder. Achill aber hob die Schleuder und traf den Falken, daß er ihm tot zu Füßen fiel, und lockte, da der Abend nahte, die Tauben glücklich heim, und Deïdamia bedeckte die lieben Tiere und den, der sie gerettet, mit ihren Küssen, dem Zeichen ihrer Zärtlichkeit.

Die Nacht kam. Zum erstenmal vergaß da Achill den gewohnten Abendgang zu seiner Mutter; und mit der Nacht schlich sich Gott Amor in die Behausung der Mädchen ein, die ihm so fremd war. Denn der Arge wollte sein Werk vollenden und löschte die Lampen früh, so daß man ihn und sein Tun nicht sah. Die Schaffnerin horchte auf. Es war wie ein Wunder! Sie hörte in der tiefen Nacht die schlummernden Tauben im Käfig girren.

Es war dies aber dieselbe Nacht, da fremde Kaufleute auf Skyros gelandet waren: ein seltenes Begebnis. Ohne Thetis' Willen war die Landung geschehen. Denn da die Göttin des Sohnes Kommen vermißte, schwamm sie voll Besorgnis in der Brandung und suchte im Dämmer den Umriß seiner Gestalt. So kam es, daß sie des Schiffes nicht gewahr wurde, das die Kaufleute brachte. Es waren dies aber die Helden Odysseus und Diomedes, die von Aulis kamen, um Achill zu suchen, und sich als Händler verkleidet hatten, die nach Phönizier Art Schmuck feil boten, wie ihn die Kunst des Orients erzeugt.

Denn als die Griechenhelden sich in Aulis zur Ausfahrt gen Troja sammelten, wurde der Sohn des Peleus vermißt, und man suchte ihn von Königsburg zu Königsburg. Wie sollte man ohne Achill auf Sieg hoffen! Der König Lykomedes aber nährte im Herzen Argwohn gegen Aigle und hatte einen Boten an den Seher Kalchas nach Aulis gesendet. Der Bote meldete: „Meine Tochter Deïdamia verschmäht Poliphant, den Messenier, der um sie freit. Denn sie hat nur Freundschaft zur Aigle, dem wunderstarken Mädchen, die hier mit meinen Töchtern haust. Eine Göttin brachte uns Aigle entweder zum Fluch ins Haus oder zum großen Heil. Rate mir, weiser Mann, was soll ich tun?“

Als Kalchas das gehört, befiel ihn frohe Ahnung; denn ihm war Seherkraft von Apoll verliehen; er erriet das ganze Geheimnis und er hob selbigen Tags zum Odysseus das Wort: „Macht Euch schleunigst auf und geleitet des Lykomedes Boten nach Skyros zurück. Das sei meine Antwort. Begebt Euch dort zur Frauenwohnung des Königs, und Ihr werdet den Besieger Hektors finden.“

Am Morgen nach jener Nacht, da die Tauben girrten, zogen auf Skyros die Händler mit ihrem Kram zum Palast hinan und baten, den Töchtern ihre Waren zeigen zu dürfen. Käse und Feldfrüchte und Schläuche Weins, auch Kupfer, das man im Bergwerk fand, forderten sie als Zahlung. Und da standen schon die Königstöchter und Mägde und bewunderten im Gedränge mit ah! und oh! all die kostbaren Nadeln und Spangen und Kämme und Schalen und Spiralen gewundenen Golddrahtes, und begehrten hin und her fahrend bald dies und bald das. Deïdamia ergriff einen Halsschmuck und wiegte ihn in der Hand; der bestand aus geschliffenen Edelsteinen voll Wunderkraft, und wer ihn trug, so sagten die Händler, verlor nie die Liebe dessen, der ihm teuer. So stand sie da, an Achill gelehnt, strahlend schön wie nie, von Liebreiz umflossen, in ihrem dunklen Auge schmachtende Verklärung. Achill aber achtete nicht ihrer, nicht der Steine und forschte mit ganzer Seele gespannt in den Mienen der fremden Männer, deren Worte so frei, deren Blick so kühn, deren Wuchs so heldenhaft. Und seine Brust hob sich. Und wie ein Kelch mit Zaudern unmerklich sich öffnet, wenn ihn der erste Strahl des Lichts berührt, so stieg ein unsagbares Erinnern aus fernem Hintergrund seiner Seele langsam, langsam in ihm empor.

Da stieß Diomed wild in die Kriegsposaune, daß es hallte. Odysseus rief: „Wer keine Nadeln liebt, der liebt den Speer," und warf mit dröhnendem Geklirr erzene Waffen in den steinernen Saal, daß die Töchter entsetzt zerstoben und zitternd in ihren Türen standen. Nur Deïdamia blieb, Achill umklammernd, und suchte in Ohnmacht ihn hinwegzuziehen, als schon Odysseus von neuem die Stimme hob: „Wer will das Schwert des Peleus?"

„Das ist mein!" schrie Achill und stieß die Geliebte von sich und stand schon gleißend in Waffen, und Blitze schlugen aus seinem Aug'. „Peleus, mein Vater! Ich bin Achill!" Da hatte er sich erkannt und war ganz erwacht, das Vergessen vergessen, die Lethe ausgeschleudert aus dem siedenden Blut, und er bat fortstürmend: „Wo ist Patroklus? Wer immer Ihr seid, bringt mich zu ihm und zeigt uns den Feind, daß ich fechten kann!" —

Schon stieß das Schiff vom Ufer. Die Ruder griffen schon aus. Hoch wie ein Baum im Feld, strahlend und wonnelachend und jung wie das Morgenrot, so stand Achill am gewölbten Bord und spähte über die fremde, flutende See, die ihn mit ihren Wogen grüßte, berauscht nach Ost in die ahnungsvolle Ferne, endlich frei, frei, um in ungebundenem Willen sich fröhlich hinauszuwerfen auf den Ozean des Lebens und, das Segel hoch, in die Zukunft zu rennen und nach dem Schicksal zu jagen, mit dem es sich zu ringen verlohnte.

Er winkte der Geliebten nicht Abschied und nicht der Mutter, die ihn um sein Heldentum betrogen, und Deïdamias sehnsüchtiger Blick grüßte vergebens vom Felsengestade, und Thetis sah vergebens in Tränen jammernd zu ihm auf. Es geschah der Wille der Parzen.

Thetis' zweiter Rettungsplan war vereitelt. Wie sollte sie ihn jetzt noch seinem Geschick entreißen? Sie bangte scheu vor der Herrlichkeit und vor dem Groll des Sohnes und mußte den Kiel des verhaßten Schiffes nun sorglich durch die Klippen tragen, damit der Sterbliche, den sie geboren, auf seiner Reise in den Heldentod nicht gefährdet sei.

So fand Achill seinen Freund Patroklus und das Griechenheer, das schon nach Asien fuhr. Fünfzig Schiffe der Myrmidonen aber geleiteten ihn; und mit feierlichem Schwur gelobte er dem Oberkönig Agamemnon, von Trojas Mauern nicht eher abzuziehen, als bis sie in Asche lägen.

III.

„Aber Sie sind müde vom Hören, verehrte Freundin! Wer hätte noch heute für Märchen Geduld? In zehn Minuten geht der Tram von Phaleron nach Athen zurück. Sie wollen, daß wir fahren?"

„Im Gegenteil," versetzte die Zuhörerin in sanftem Ton. „Wir hätten Lust eben jetzt abzubrechen und aufzubrechen? Der Tag sinkt schon. Ein kühlender Hauch kommt vom Meere; und die Fabel rührt und stillt das Herz. Lassen Sie mich so im Halbdunkel das Ende hören, wenn es nicht allzu schmerzlich ist."

„Dort," sagte ich, „ragt Ägina vor uns am Rand des Meers, schon verschattet, und nur um die Gipfel seiner Höhen spielt noch das Abendlicht. Ägina ist die Insel des frommen Äacus, der der Ahne des Achill war. Die Natur, das Land selbst redet hier von diesen Dingen, und die Steine selbst erzählen."

„Und Thetis?" drängte die Dame. „Eine Mutter, die Göttin ist, ist anders als ich gestellt. Sie kann ihrem Sohn überall in der Gefahr nah' sein und helfen und sein Herz trösten, wenn er leidet. Alles das war mir, da mein Sohn im fernen Land sein Leben opferte, nicht beschieden. Nur eins fürchte ich. Wird Thetis sich auch in die Schlacht mischen? Und werde ich viel von Blut und Gebrüll des Ares hören? Denn Ares, so nennt wohl Homer den schrecklichen Gott des Schlachtengemetzels."

„Fürchten Sie nichts! Ich handle nicht von Wunden des Leibes, sondern des Herzens. Es ist eine lange Geschichte, wie Thetis zu hoffen nicht aufhörte. Aber ich raffe sie kurz zusammen. Drüben im Osten, jenseit Suriums, an der trojanischen Küste Kleinasiens wälzt der Skamander seine Wogen im Sande, und über der uralten troischen Burg erhebt sich das jähe Idagebirge wie ein zweiter Olymp. Auf der Höhe des Ida aber, da thronte Zeus im Gewittergewölk, der donnerfrohe

Gott, der Vater der Götter und Menſchen. Denn alle Berge knien vor ihm, und auf ihre Scheitel ſtellt er ſeine Throne. Ein Mantel aus goldenen Wolken umwallt ihn in ſtrahlenden Falten. In der Rechten hält er den flackernden Blitz, und ſchwerer Bart und ſeines Hauptes ſchwarze Mähne wogt und ſchüttert, wenn er hinab in die Tiefe ſchaut und mit großen rollenden Augen das Haupt nach rechts und links drehend bewegt. Denn zu ihm aus den Tiefen dringen Jubel und Notſchrei und jeder Seufzer des Erdengeſchlechts.

Ein Lächeln ſtand in ſeinen Mienen, da er Achills Taten vor Troja ſah. Denn ein rechter Gott freut ſich an werdender Menſchengröße. Auch liebte er ihn. Der Aacus, der den Peleus zeugte, war Sohn des Zeus, und Peleus eben zeugte den Achill.

Agamemnon war der Herrſcher und Schlachtenordner im Griechenheer. Achills Speer aber brachte Sieg auf Sieg, indem er, um Troja von jeder Hilfe abzuſperren, alle umliegenden Feſten zerſtörte. Mit jedem Sieg aber fuhr Thetis in Sorgen auf. Sie ruhte auch jetzt nicht. Denn die Sorge iſt ſtärker im Herzen des Liebenden, als die Klugheit.

Eine Möwe ſchwang ſich vom Meere hoch über das Haupt des Ida. Der Adler, der am Knie des Zeus ſaß, fuhr auf, um ſie zu zerfleiſchen. Aber die Hand des Gottes drückte den ſtreitbaren Vogel nieder, und Zeus ſprach zur Möwe: „Thetis, was bringſt Du?“ Da ſtand ſchon Thetis, die als Möwe flog, vor dem Gottvater in aller Schönheit der Meerfrau und warf ſich ihm zu Füßen: „Hilf mir, Gütiger! Du kennſt das Verhängnis, den Spruch der Parzen! Ruhm und früher Tod — oder ruhmloſes, langes Leben . . .“

„Wir helfen!“ ſprach der Gott. „Das Schickſal iſt mein Ratſchluß. Die Parzen ſuchten ihn, und er iſt unabänderlich.“

„Andere dennoch! Unterbrich den Gang der Dinge, dafern Du allmächtig biſt.“

„Der Gang der Dinge läßt ſich ändern, aber ihr Ende nicht. Der Fluß, der vom Ida entſpringt, mag er träge im Sand ſich wälzen oder aus der Höhe über Klippen ſtürzen: Du ſiehſt, er fällt doch immer in dasſelbe Meer.“

„Ich ſuche nicht Weisheit, ich ſuche Hilfe. Schon droht meinem Knaben der Ruhm. Gib Aufſchub! Reiß' ihn aus dem Kampfe.“

„Und wenn Du ſein Herz damit betrübſt?“

„Es iſt mir gleich. Jeder gewonnene Tag ſeines Lebens iſt für mich wie tauſend ſelige Jahre der Ewigkeit.“

Und ſie legte die Hand flehend unter ſein Kinn, und ihr meertiefes Auge ſah beweglich zu ihm empor. Da gab Zeus dem Adler, der ihm diente, den Blitz in ſeine Klauen und hob Thetis an beiden Händen ſanft empor, und aus ſeinen mächtigen Augen, die tief in der Nacht der Augenhöhlen lagerten, ſchlug wie Wetterleuchten ein lohender Strahl, und ein Schimmer der Freude ging durch das All. Dann ſprach ſein Mund:

„Du biſt kurzſichtig wie ein Weib. Aber wie kann ich Deine Schönheit trauern ſehen? Du ſollſt Aufſchub haben. Wie ſelten ſehe ich Dich! Ihr Meerfrauen meidet unſre Höh'n zu ſehr. Kehre wieder, ſo oft Dich die Sorge drängt, da Du des Fliegens ſo kundig biſt.“

„Sag noch dies, Zeus! Und durch wen, durch wen wird er ſterben?“

„Drängt Dich der Vorwitz? So wiſſe: durch einen Gott endet Achill oder durch einen Sterblichen, der ihm ſelbſt an Wert gleichwiegt.“

„Memmon! Du meinſt Memmon?“

„Der Name ſchläft noch in der Urne des Schickſals.“

Da hüpfte aus der Götterhalle ein girrender, ſüßer Mädchenſchwarm; die riefen, und es klang wie ſilbernes Glockenſpiel: „Tireli, lala! Wir haben Deine Stimme erkannt, Thetis. Erkennſt Du uns nicht, die Muſen, die Dir an Deiner Hochzeit das Brautlied ſangen? Deine Hochzeit, das war ein ſeltenes Feſt, und wir werden in Ewigkeit davon erzählen.“ Und ihr Geplauder ging weiter wie ein gurgelnder Bach in allerliebſten Lockungen, als auch der Schenk Ganymed mit der goldenen Kanne hervortrat; der tippte den Vater der Götter vertraulich an die Schulter: „Väterchen, es iſt Zeit. Die Welt beginnt ihren Mittagsſchlaf, und Hera wartet. Da darfſt Du endlich des Mahles pflegen.“

Und der Duft der Ambroſia, die ewig

das Götterblut verjüngt, strömte aus der hohen, schattigen Halle, die wie aus Luft geformt schwebend im Äther stand und farbig in Edelsteinen schimmerte wie der Regenbogen. Und im Mischbecher schäumte und perlte schon der Nektar, der die Unsterblichen selig macht, und man hörte von innen ihr klingendes Gespräch und der Aphrodite Lachen, das jedes Herz mit Überschwang der Wonne füllt.

„So tritt mit uns ein," baten die Musen verbindlich, „Thetis, Du glückliche! Und wir wollen vom künftigen Ruhm Deines Sohnes plaudern."

Unseliges Wort! Thetis schrak zusammen und war schon wortlos verschwunden. In der Tiefe, wo am Strand die Gezelte der Myrmidonen standen, schoß die Möwe kreischend hinab. Ganymed aber wandelte fleißig um die blanken Tische zum Gesang der Musen und schenkte den Göttern, bis sie Genüge hatten; dann schlüpfte er zum Adler hinaus, der seiner harrte, streichelte ihm vertraulich das Nackengefieder und tränkte ihn und legte sich schlummern unter seine Schwingen. Und die ganze friedlose Welt ruhte so um die Stunde der Mittagsglut im Frieden wie die olympischen Götter.

Auch Agamemnon schlief. Zeus aber sandte ihm einen Traum und schlug ihn mit dem Wahn der Verblendung.

Achill war aber fröhlich wie einst, als er den Kentauren erschlagen, mit Patroklus, dem unzertrennlichen Gespielen heimgekehrt zu seinen Zelten, die wie Blockhäuser mit ebenem Dach in langen Reihen standen, und führte reiche Beute, geschirrte Rosse, Waffen und schöne Frauen mit, die er mit freigebiger Hand ohne Vorzug zu verteilen begann. Agamemnon sah es und trat herrisch hervor und forderte kraft seiner führenden Herrschermacht das Recht der Verteilung und vor allem das beste für sich. „Der Hund schnappt nach der Beute des Tigers," fuhr Achilles auf. Aber er gehorchte und gab knirschend das Geforderte und saß nun düster grollend in seinem Zelt. So begann der Zorn des Achill. Und der Zorn wollte nicht enden. Tag um Tag verging, der Mond füllte sich, nahm ab und füllte sich wieder: aber wie sehr die Freunde sein Herz bestürmten, Achill grollte und kämpfte nicht mehr. Thetis hatte ihren Willen. Er war der Gefahr entzogen, der Tod war verscheucht. In der Dämmerung kam sie oft zum Sohne und festigte seinen Unwillen mit Fleiß: „Unehre schüfe es Dir, einem Agamemnon zu dienen; aber die Götter lieben Dich," so sprach sie in verzeihlicher Arglist. Er aber hatte das Lächeln verloren; er grollte auch der Mutter, Verachtung und Haß wühlten in seiner jungen unberührten Seele; seine Helligkeit wurde finster. Eine Wolke fraß das Sonnenlicht von seiner Stirn. Die Mutter aber hatte des nicht acht, und wie bei Windstille auf dem Spiegel der See keine Welle sich kräuselt, so wiegte sie sich endlich wieder in Ruhe, Frieden, Sicherheit und strahlendem Glück. Sie wußte nicht, daß auch der Zorn zum Ruhme führt. Zeus, der Allsehende, wußte es.

Denn schon war die Schmach über Agamemnon gekommen. Die Trojaner drangen mit Siegesgeschrei aus ihren Mauern. Agamemnon floh. Diomedes, Meriones, Menelaos, Odysseus, Helden auf Helden, trug man verwundet aus dem Getümmel. Hektor, der Wunderstarke, schwang frohlockend die Brandfackel gegen die Griechenschiffe, und Helena stand höhnend mit Paris auf den Wällen Trojas. Da warf sich Patroklus, der Freund, ohne Achill dem Feind entgegen und löschte den Brand und wehrte der Not. Aber er starb im Sieg hingestreckt unter Hektors Schwert.

Patroklus tot! sein Blick erloschen! seine Lippen bleich! seine blühenden Glieder schlaff, kalt, ohne Odem, staubbedeckt, blutüberströmt — so trug man ihn in das Zelt Achills. Da ächzte Achill auf, ins tiefste Herz getroffen, und schlug zu Boden und umschlang ihn, als müßte seine Glut in ihn überdringen und sein wilder Herzschlag ihn beleben, und rief ihn mit jedem zärtlichsten Wort der Kindheit. Umsonst, er, der so viele in den Tod gejagt, begriff nicht, was der Tod ist. Denn erst am Verlust des Nächsten lernt der Mensch das Unfaßbare, das Nichtsein in seiner Wirklichkeit. Und das Grauen, das Weh, Verzweiflung und Schrecken und schwarze Wut und rasende Rachgier loderten in ihm auf, und waffenlos, wie er war, sprang er auf das Dach seines Zeltes

und ſchrie, die Arme reckend und heulend wie Sturm, gräßliche Drohungen über das Feld, daß vor ſeiner bloßen Stimme der Feind zuſammenbebte und hinter die bergenden Mauern floh.

Auch Thetis erbebte und kam liebreich, die Leiche durch Bad und Salbungen der Verweſung zu entziehen. Aber ihr Troſtwort verſtummte. Das Schickſal hatte wieder ſeinen Lauf. Sie ſelbſt brachte jetzt dem Sohn aus Vulkans Schmiede neue Waffen zu neuem Kampf. So mußte ihr Anſchlag endigen. Sie ſelbſt trieb ihn ins Gefecht. Und mit gehobenem Speer begann Achill nicht die Schlacht, nein, die Jagd auf den Feind, grauſige Mordgier in geröteten Augen. Alle Tapferſten flohen; dem Schnellfüßigen aber entrann keiner, daß von rinnendem Blut der Fluß Skamander dampfte und überſchwoll und die Götter ſelbſt in der Höhe es ſchaudernd ſahen: bis Achill Hektor, den Edlen, erſpähte, ihn, der ihm den Freund getötet. Da brach er los in furchtbarem Frohlocken und hetzte den Verzagten, bis er ins Knie ſank, und durchſtieß ihm die Kehle und ſchleifte den Leichnam ſiebenmal um die Mauern der Stadt. Dann erſt ermattete ſein Wahnſinn. Er warf ſich weinend über Patroklus. Die Rache war geſättigt, aber den Toten weckte es nicht auf. Es war vergebens.

So zerrte die Furie der Hölle ſein junges Herz in unlautere, blinde Leidenſchaft und in den Schlamm des Argen. Wer rettete ihn? wer heilte ihn? wer gab ihm die Kraft ſich aufzurichten?

Er tat es ſelbſt. Als der Abend kam, da erſchien Priamus, der Hochbetagte, der Vater Hektors, mit wankenden Knien bittflehend im Zelt des Verfinſterten, warf ſich ihm klagend zu Füßen und bat mit zitternden Lippen um den Leichnam ſeines Sohnes. Und Achill ſah die Tränen, und die Ehrwürdigkeit fremden Schmerzes ergriff ihn ganz, und er fühlte die Heiligkeit des Alters, und er hob Priamus lind' an den Händen auf und gedachte des eigenen Vaters Peleus, der ohne Sohn fern in Othia alterte und miſchte ſeine Tränen mit denen des Feindes, ſpeiſte und labte ihn und gewährte ihm alles und ſuchte mit kindlichem Wort die Wunde des Leids zu lindern, die er ſelbſt nach dem harten Recht des Kriegs ihm geriſſen.

Dann erhob er ſich. Das Trauern fiel hinter ihn. Seine Seele war gereinigt, und er war reif zum größeren Kampf. Denn Memnon, der Dunkle, der Schöne zog aus Aſſur mit mächtigen Scharen Troja zu Hilfe, Memnon, der Sohn der Eos, der holden Göttin des Morgenrots. Mit Bewunderung und Staunen grüßten ſich die jungen Helden auf dem Felde, Memmon und Achill, jeder der Sohn einer Göttin, jeder unüberwindlich, jeder klirrend in Waffen, die ein Gott geſchmiedet; dann ſchwangen ſie im Zweikampfe die Rieſenſchilde und ſtreckten die eſchenen Lanzen zum gewohnten Sieg. Es war, wie wenn im Weltall zwei Sterne auf ihren Bahnen zuſammenrennen. Der Sonnenaufgang ſtand wider den Sonnenuntergang, und die Götter ſelber ſpalteten ſich, und der Himmel begann zu zweifeln. Thetis und Eos, beide göttliche Mütter, knieten vor Zeus, wettflehend um Sieg, und auf des Erhabenen nachtender Stirne woben Gedanken unergründlichen Ratſchluſſes. Er ſtand auf, ergriff die Wage der Gerechtigkeit und warf das Los beider Helden in die ehernen Schalen und hielt ſie ſo ſtehend hoch über der Schlacht. Aber ſiehe: keine Schale ſank; ſie ſchwebten nur zaudernd auf und nieder, und ein atemloſes Harren ging durch die Welt. Die Speere der Fechter zerſchellten an Schilden, und der Mut beider Helden wuchs.

Jetzt aber zerſprang das Schwert Memnons; Memnon ſtand ratlos ohne Wehr. Achill jedoch gab ihm bewundernd das ſeine und ließ ſich ſelbſt ein ſchlechteres reichen und holte erſt danach zum neuen Schlage aus. Da ſenkte ſich in des Gottes Hand langſam und traurig Memnons Schale herab, und ſein Harniſch brach, und er ſtürzte nieder ins Herz getroffen. Als die Nacht kam, entſchwebte Eos mit Memnons Leiche und ſetzte eine Säule auf ſein Grab im fernen Oſt. Und die Säule erklang und erklingt an jedem Morgen, wenn Eos am Himmel aufgeht und ihr erſter Strahl zärtlich den Stein berührt. Frühen Tod, aber auch Ruhm zugleich, das hatten die Parzen dem Achill verheißen.

Erſt jetzt war ſein Ruhm vollendet, fleckenlos und untadelig,

Und Achills Ruhm wurde laut. Jetzt ſtand Homer auf, der Dichter, und in den Städten und von Meer zu Meer und bis zum Himmel ſcholl das Wunderlied von Ilion und vom Heldenſohn der Thetis. Thetis hörte es, und Todesentſetzen befiel ſie, und ſie flehte heftiger: „Zeus, Zeus! hilf noch einmal! Mach ſie alle blind! Es ſoll fortan kein Ruhm mehr ſein. Mach ſie blind, dieſe Sänger, daß ſie verſtummen.“ Zeus lächelte ihres Unverſtandes und machte an einem Tage den Homeros blind und alle Sänger der Heldenzeit. Aber ſiehe: ſie ſangen fortan nur noch herrlicher, ſo wie das Lied der Nachtigall, die man blendet, unermüdlich und doppelt ſüß ertönt. Apoll aber, der der Spender des Liedes und der Schützer der Sänger iſt, Apoll warf ſeinen Haß auf Thetis und Achill und er rief dem Tode, daß er komme.

Da erſcholl zum letztenmal der Möwenſchrei über dem Ida. Mit zerrauftem Haar warf ſich Thetis angſtgepeitſcht vor des Gottes Thron, und aller Glanz fiel aus ihrem Angeſicht. „O daß ich ſtürbe! ich! ich! Soll er ſchon jetzt, kaum zwanzigjährig, von hinnen fahren? Mir, mir gib die Vernichtung und rette ihn, Herr. Meine Gottheit iſt nur ein Fluch, und ich kranke am ewigen Leben. Die Abgründe der Erde reiß auf und ſtoß mich hinunter in die gähnende Tiefe des Tartaros, und ob ich erſticke am Pechqualm der grauſigen Finſternis: ich werde dann dort einſt mein Kind, mein Kind haben und Achill, den ich geboren, wiederſehen!“

So weinte Thetis, wie noch kein Gott geweint. Da zuckten die ſchweren Wimpern in Gottes Auge, und ein Tau der Rührung ſchimmerte darin, aber er verbarg ſeine Gnade in Tadel: „Deine wilde Torheit endet nicht, Du allzu Zärtliche! Glaube mir: in der Jugend vollendet ſterben iſt ſchönſtes Erdenlos. Gönne ihm ſein Schickſal. Aber ich verhieß die Hilfe, ſelbſt wo Du irrſt. Ein letztes Mittel iſt da. Achill wähle ſelber. Denn ſein Wille iſt frei.“

Und Zeus winkte Hermes, den hellen Gott der Klugheit, und gab ihm Auftrag, und auf geflügelten Schuhen trat Hermes, da es Nacht war, hinaus in die leere Luft, ließ ſich lotrecht fallend zum Griechenlager hinab, und eine Lichtlinie zuckte durch den Himmel, wie wenn ein Stern fiele. Achill ſaß einſam wach. Einen Löwen hatte er im Gebirge gefangen; mit dem ſpielte er aufgeräumt und harrte auf den Anbruch des neuen Tages, da er verſuchen wollte die Tore Trojas aus ihren Angeln zu heben.

Da ſprang er geblendet auf. Sein Zelt war voll Helligkeit und in einer Glanzwolke ſah er den Gott und ſchwieg in Ehrfurcht und der Löwe ſenkte die Mähne und legte das ſchwere Haupt andächtig auf ſeine Tatzen.

„Sinnſt Du immer nach Schlachten, Achill,“ hub Hermes an, „und gedenkſt nicht des Endes? Zeus ſendet mich und er ſpricht zu Dir: Zieh heim! Dein greiſer Vater Peleus in Othia trauert. Geh hin und tröſte ihn. Deïdamia, Deine Freundin und Dein Weib, die Du auf Skyros verlaſſen, ſie trauert auch. Geh hin und führe ſie ins Haus Deines Vaters, wie es ihr zukommt. Auch gebar Dir Deïdamia einen Knaben, Neoptolem. Er lebt vaterlos. Erziehe den Knaben nach Deiner Pflicht, zur Tapferkeit, daß er Dir gleich werde. Lerne in der Heimat den Segen der Stille, die Kunſt des Friedens. Rüſte Gelage und koſte der Erdenwonnen, die weiche Muſe und das Ausruhen, wie die Götter es jedem Tapferen gönnen, und der Tod wird fliehen vor Dir.“

„Sage Zeus,“ begann Achill, „daß ich ausharre vor Troja, bis es in Aſche liegt. Das hab' ich den Königen der Griechen zugeſchworen.“

„Wir löſen den Eid!“

„Das kann kein Gott, wenn ich ſelbſt mich des Eides nicht entbinde.“

Hermes aber fuhr fort: „So freue Dich der Erkenntnis wie wir. Denn die Götter wollen Dich des Höchſten würdigen. Fragſt Du nicht nach dem Sternenlauf? Ich will Dich lehren ihn zu ergründen. Fragſt Du nicht, woher die Winde kommen? Und Winter und Sommer und Tag und Nacht? Und die Quellen des Meeres? Und was dem Adler ſeine Kraft gibt und dem Erz ſeine Schwere?“ Und Achills heller Geiſt begann zu lauſchen. „Er-

hebe Dich! Ich will Dir das All erschließen. Du sollst sehend werden wie wir."

Und Hermes führte Achill einsam in grauer Morgenfrühe auf eine Klippe des Hochgebirgs, als noch die Heere schliefen, schwang dreimal seinen schlangenumwundenen Zauberstab in die Sphären, und der Himmel stand offen, und Achills Augen gingen über vor Glanz, und er lachte hell wie ein Knabe und schaute alles, den Olymp und die Schlünde der Unterwelt und die Wurzeln der Erde selbst. Ein Eichenbaum, von Flügeln getragen, der stand frei im leeren All, auf seiner Krone aber hing das Gewand der Welt, in das Zeus Himmel, Länder und Meer gewoben.

Da erlahmte im Jüngling aller Wille, und er bemerkte nicht, daß auf der Erde der Tag begann. Und schon rüsteten sich die Götter, den tief Träumenden zu entrücken und durch die Luft hinwegzutragen nach Leuke, dem Märchenland, wo er nach Art der Olympier zu seiner Mutter Freude überirdisch und unvergänglich leben sollte.

Und es scholl von den Mauern Trojas zum Ida empor das Feldgeschrei: „Achill ist fort. Der Schreckliche feiert. Zur Schlacht. Zum Sieg!" — und das Wehklagen der Myrmidonen scholl: „Laßt uns fliehen. Sein Zelt ist leer. Er hat uns nicht Treue gehalten und wir sind wehrlos vor dem Feinde!"

Da erwachte das Ich in der Seele des Helden und schlug auf in Flammen: „Schließet den Himmel! Was soll mir Erkenntnis, Allwissenheit, wenn man an meines Namens Ehre rührt? Die mir vertraut sind, die brauchen mich. Ich renne gegen Trojas Mauern."

Da stand schon Apoll über dem Skäischen Tor hochgereckt mit gespanntem Bogen, Mißgunst im Feuerauge, und sprang herab ins Gefilde und schoß von hinten den Pfeil in Achills Ferse. Der junge Held fühlte es erstaunt und wollte rennen, den Pfeil im Fuße. Aber Götterpfeile sind tödlich wie die Pest, und er verblich mit Weheschrei und schlug nieder auf sein Angesicht.

Und sein Grabmal wurde hoch erhöht am Strand, daß Thetis, die Mutter, es schauen konnte. Die Sonne erlosch, und Himmel und Erde trauerten. Die Nereiden aber sangen das Meer entlang: „Wer herrlich im Gedächtnis der Zukunft lebt, ist selig zu preisen. Seliger noch das Gedächtnis derer, in denen das Herrliche weiterlebt! Denn wie die Wogen, so sind die Geschlechter der Sterblichen; sie rollen und heben sich und sind gewesen."

Das sangen die Meerfrauen und singen es noch heute. — Sehen Sie, teure Freundin, das Ägäische Meer liegt vor uns in schwarzer Nacht, die Schleier des Grams wehen auf und ab, und weiße flehende Hände strecken sich aus dem feuchten Abgrund in die bleichen Wolken. Und aus der tiefsten Brust der Natur kommt ein Stöhnen herauf und leises Weinen unermeßlich süßer Schwermut, die das Herz auflöst: das unendliche Herzeleid einer Gottheit, die einen Menschen liebte. Der Mutterschmerz ist ewig wie das All. Wohl der Mutter, die ihrem hochstrebenden Sohne sein kurzes, leuchtendes Leben durch engherzige Sorge nicht verdüstert! Und wohl dem Sterblichen, der da Schmerzen leidet; denn seine Schmerzen sterben mit ihm.

Weihnacht.

Die Glocken klingen nah und fern;
Ihr Singen grüßt den Weihnachtsstern.
Die Liebe kommt auf lichten Schwingen,
Den Menschen Gottes Gruß zu bringen.
Seid Ihr bereit, sie zu empfangen?
Habt nicht mehr kampferhitzte Wangen?
Nicht mehr geballter Fäuste Drohn?
Nicht schnöden Spott und giftigen Hohn?

Könnt wieder freundlich Euergleichen
Die offne Hand hinüberreichen?
Dann laßt die Weihnachtskerzen brennen,
Könnt Ihr den Bruder Bruder nennen,
Könnt offnen Herzens zu ihm sagen:
Komm, laß mich Deine Bürde tragen!
Sonst lösche die falschen Lichtlein aus:
Geh, Christ, vorüber diesem Haus.

Gustav Falke.

Bei den Unsterblichen.

Von Karl Eugen Schmidt, Paris.

Als vor wenigen Monaten Herr Etienne Lamy in die Akademie gewählt wurde, gab es gerade fünfhundert Franzosen, denen die Akademie ihre Unsterblichkeit verliehen hat. Fünfhundert Unsterbliche in 270 Jahren! Noch dazu fünfhundert unsterbliche Schriftsteller! Das ist ein Rekord, den kein anderes Land schlagen könnte. Es ist also nicht zu verwundern, wenn die Franzosen stolz sind auf sich, auf ihr Vaterland und auf ihre fünfhundert Unsterblichen.

Natürlich darf man nicht vergessen, daß die Unsterblichkeit nur ein relativer Begriff ist, und die fünfhundert oder wenigstens die vierzig jetzt lebenden Akademiker mögen sich mit dem Gedanken trösten, daß die Zeit kommen wird, wo man auch von Shakespeare und von Homer nichts mehr wissen wird. Es kommt nur auf die Kürze oder Länge der Zeit an: ein Unsterblicher lebt im Andenken seiner Mitmenschen zehntausend Jahre, ein anderer tausend, ein dritter hundert, ein vierter zehn, ein fünfter während der Dauer des Morgenkaffees, wo Freund Publikus den Nachruf im Morgenblatte liest. In der französischen Akademie geht es da nicht anders als sonst in diesem irdischen Jammertal, und die allermeisten Unsterblichen der Akademie sind vergessen, sobald man ihren Nachruf hinter sich hat. Wenn ich hier die fünfhundert Unsterblichen namentlich anführen wollte, so würden meine Leser keine fünfzig wiedererkennen, alle anderen wären ihnen unbekannt, und von den fünfzig wären auch nur vielleicht zehn festzuhalten, deren Unsterblichkeit sich bis auf den heutigen Tag erstreckt.

Ich habe mir die fünfhundert angesehen, um diejenigen herauszuheben, die man heute noch liest. Es sind das: Racine, Corneille, Perrault, der französische Vorläufer der Brüder Grimm, der die Märchen vom Däumling, vom Aschenbrödel, vom Rotkäppchen usw. in etwas gedehnten Versen erzählt hat und heute noch zu den beliebtesten Kameraden des französischen Kindes gehört, Montesquieu, Boileau, dessen Schule der Dichtkunst immer noch ihre Leser und Schüler hat, Fenelon, dessen Telemach nach wie vor das jungen Leuten gerne geschenkte Buch ist, La Bruyère, La Fontaine, dessen Verwässerung der Äsopschen Fabeln das Urbild wenigstens für Frankreich ganz verdrängt hat, Bernardin de St. Pierre, der Vater von Paul und Virginie, Voltaire und Chamfort. Dieser letztere ist vielleicht in Deutschland nicht so bekannt, wie er es verdient. Ich weiß nicht einmal, ob eine Übersetzung seiner Sachen existiert, aber das weiß ich, daß selbst im Lande Voltaires, Rivarols und La Rochefoucaulds niemals ein geistreicherer, klügerer und witzigerer Schriftsteller gelebt hat.

Da hätten wir gerade elf Leute, herausgesucht aus dreihundert. Denn das XIX. Jahrhundert und die Gegenwart habe ich nicht berücksichtigt. Wir könnten vielleicht annehmen, daß Chateaubriand und Victor Hugo einen Platz auf der Liste verdienen würden, aber mit Bestimmtheit ist das nicht zu sagen. Man muß doch mindestens hundert Jahre lang tot sein, ehe von einiger Unsterblichkeit die Rede sein kann, und ich fürchte sehr, daß selbst Victor Hugo in achtzig Jahren recht wenige Leser finden wird, von den anderen Unsterblichen seiner und unserer Zeit gar nicht zu reden.

Wer meine Liste aufmerksam gelesen hat, wird erstaunt ausrufen: „Na, da sind doch einige Leute vergessen, die mindestens ebenso unsterblich sind wie Chamfort und Preault, wie Fenelon und Boileau, ja sogar wie Corneille, Racine und Voltaire! Wo bleibt denn Molière, der doch noch eine andere Nummer ist als Corneille und Racine, und warum wird Jean Jacques Rousseau nicht genannt? Descartes und Pascal sind doch wohl ebenso unsterblich wie La Bruyère, La Rochefoucauld wird nicht weniger gelesen als Montesquieu, der Gil Blas von Le Sage ist mindestens so viel wert wie Paul und Virginie und die Manon Lescaut des Abbé Prevost hat heute noch ihre Verehrer wie vor hundertundfünfzig Jahren, Helvetius und Diderot sind noch lange nicht vergessen, und der Figaro von Beaumarchais ist eine Figur fast so unsterblich wie der Don Quijote und Sir John Falstaff."

Also wird mir der kundige Thebaner unter meinen Lesern einwenden, und er hat recht. Unter meiner Liste der unsterblichen französischen Schriftsteller sind alle die genannten vergessen, und die vergessenen sind ebenso zahlreich und ebenso wichtig wie die angeführten. Aber nicht ich bin schuld, nicht ich habe diese Unsterblichen vergessen, sondern

Bildnis.

Gemälde von Prof. Ludwig v. Zumbusch.

das hat die Akademie getan. Alle die in der zweiten Reihe genannten haben der Akademie nicht angehört, sind der offiziellen Unsterblichkeit nicht teilhaftig geworden. Und wenn wir auf das XIX. Jahrhundert übergehen, finden wir, daß auch in der neuern Zeit stets reichlich ebensoviele große Schriftsteller aus wie in der Akademie waren. Chateaubriand und Victor Hugo waren darin, aber Balzac, der weitaus größte und tiefste französische Romanschriftsteller, aber Flaubert, der unerbittliche Beobachter und unermüdliche Wortziseleur, aber Benjamin Constant, Stendhal, Theophil Gautier, Alphonse Daudet, Emil Zola gehören nicht zu den akademischen Unsterblichen.

Allein es ist doch nicht richtig, wie ich oben sage, daß die Akademie diese Schriftsteller vergessen hätte. O nein, vergessen waren sie keineswegs, und sie selber sorgten dafür, daß man sie nicht vergaß. Abgesehen von Descartes und Molière hat es seit der Gründung der Akademie keinen genialen, keinen talentierten französischen Schriftsteller gegeben, der nicht der akademischen Ehrung nachgelaufen wäre. In aller Erinnerung ist noch die Hetzjagd, die Emil Zola hinter der Akademie her machte. Er kandidierte sechs- oder siebenmal und schrieb sogar das von Sittsamkeit und Tugend überfließende Buch „Le Rêve", einzig um seine Befähigung zum Schriftsteller für höhere Töchter und somit zum unsterblichen Akademiker darzutun. Aber alles war umsonst, die harten Gemüter wurden nicht weich, Zola mußte sich ohne die akademische Unsterblichkeit behelfen.

Damals nahm mancher dem Verfasser der Rougon-Macquart diesen lächerlichen Ehrgeiz krumm, aber damit zeigte dieser Mancher nur, daß er die Franzosen und ihre Art schlecht kennt. Bei einem Engländer oder bei einem Deutschen wäre es allerdings lächerlich, ja unwürdig, wenn ein Mann von der Bedeutung Zolas hinter einer so eitlen und leeren Ehrung herliefe, demütige Briefe schriebe, Kandidatenbesuche machte, um einen Titel oder einen Orden zu ergattern. Alles kommt auf die Zeit und auf die Umgebung an. Man darf einen Zeitgenossen Cäsars nicht mit unserm modernen Maßstab der Moral messen, man darf einen Australier, einen Russen, einen Franzosen nicht vom deutschen Standpunkt aus verurteilen. In Frankreich ist es nun einmal so Sitte, daß man Dinge tut, die in Deutschland verächtlich wären, um Dinge zu erlangen, die man in Deutschland lächerlich fände.

Balzac ist ein halbes Dutzend Mal Kandidat gewesen, hat jedesmal sein Schreiben an die Akademie gerichtet, hat jedesmal die vorgeschriebenen Besuche bei den Akademikern gemacht, um sich vorzustellen und um ihre Stimme zu bitten, und ist jedesmal von großen Unbekannten besiegt worden. Voltaire hat nicht weniger als fünfmal kandidiert. Viermal wurde er von Leuten geschlagen, deren Namen nicht die geringste literarische Erinnerung in uns wecken. Und wie Zola seinen „Rêve" schrieb, um „akademisabel" zu werden, so schrieb Voltaire seinen „Mohamed", der ihm von Benedikt XIV. den päpstlichen Segen einbrachte. Damit noch nicht genug umwedelte er die Marquise von Pompadour, wurde der Panegyriker des Hofes von Versailles und last not least verleugnete er die Autorschaft seiner verurteilten und vom Henker öffentlich verbrannten Lettres philosophiques, die er für die Arbeit eines Verleumders und Feindes ausgab, der ihm zu schaden suchte. So gelang es ihm denn auch glücklich, in die Akademie zu kommen, — wonach er seine „Philosophischen Briefe" unbesorgt wieder anerkennen, seine Angriffe auf die katholische Kirche fortsetzen und seine ironischen Bemerkungen über den Hof wieder aufnehmen konnte.

Ganz so schlimm war Zola denn doch nicht. Und er war auch nicht so schlimm wie ein anderer berühmter Unsterblicher, wie Montesquieu nämlich. Die Lettres persanes hatten ihrem Autor viele einflußreiche Feinde gemacht, und an seine Wahl zum Akademiker war nicht zu denken. Was tat er? Er ließ eilends eine neue Ausgabe der Persischen Briefe drucken, worin alle anstößigen Stellen ausgemerzt waren; diese Ausgabe überreichte er dem allmächtigen Kardinal Fleury und erklärte zugleich, dies sei die allein echte, während die andere Ausgabe von seinen Feinden eingeschaltete boshafte Zusätze enthalte. So kamen Montesquieu und Voltaire in die Akademie. Daß sie also zu den Unsterblichen gehören, ist entgegen dem Willen der Akademie geschehen, und wäre alles ordentlich zugegangen, so hätten sie vor der Tür bleiben müssen bei den Sterblichen.

Wenn man sieht, wie viele große Schriftsteller nicht in die Akademie kommen konnten und wie sauer es andern großen Schriftstellern geworden ist, um endlich hinein zu kommen, ist man fast versucht zu glauben, daß die Akademie mit Wille und Vorsatz die besten französischen Kräfte ausschließe und das wahre Genie beneide und hasse. Indessen ist es auch damit nicht ganz so schlimm. Es ist weder geschriebenes noch ungeschriebenes Gesetz, daß geniale Schriftsteller nicht der akademischen Unsterblichkeit gewürdigt werden sollen. Wohl aber ist es ungeschriebenes Gesetz, daß der akademische Kandidat in der guten Gesellschaft gern gesehen sein muß. Dieses Gesetz gab schon zur Zeit der Gründung der Akademie den Ausschlag und übt bis auf den heutigen Tag seine entscheidende Kraft aus. Es hat im Jahre 1652 die einstimmige Wahl des sechzehnjährigen Grafen Armand von Coislin ermöglicht, der weder vor noch nach seiner Wahl literarische Begabung oder auch Neigung gezeigt hat, und es brachte und bringt alle die Wahlen der mehr oder weniger literarisch angehauchten Grafen, Markgrafen, Herzöge und Barone zustande, welche in der Akademie die sogenannte Partei der Herzöge bilden, jene

Partei, die bei Lebzeiten und unter Führung des Herzogs von Aumale in allen akademischen Angelegenheiten den Ausschlag gab, dergestalt, daß nur, wer in den literarischen Salons der guten Gesellschaft verkehrte, Aussicht auf die Wahl zum Akademiker hatte.

Neben der Zugehörigkeit zur guten Gesellschaft spielt auch die politische Gesinnung keine kleine Rolle. In den letzten zehn Jahren haben alle akademischen Wahlen mehr oder weniger unter dem Zeichen Dreyfus gestanden, und kein Kandidat konnte auf Erfolg hoffen, der nicht ein gut nationalistisches Glaubensbekenntnis ablegen konnte.

Gesellschaftliche und im mindern Grade politische Beziehungen sind also die Hauptverdienste, die der akademische Kandidat besitzen muß: literarisches Talent schadet ihm weiter nichts, aber es nützt auch nicht sehr viel und jedenfalls ist es niemals ausschlaggebend. Wenn man sich die Liste der fünfhundert oder auch nur die der gegenwärtigen vierzig ansieht, empfängt man den gleichen Eindruck. Wenn ich Ihnen die vierzig Namen nenne, werden Sie bei zehn oder zwölf literarische, bei fünf oder sechs politische, bei einem oder zwei wissenschaftliche, bei allen übrigen gesellschaftliche oder überhaupt keine Reminiszenzen haben. Die folgenden gegenwärtigen Akademiker sind mehr oder weniger bekannte Schriftsteller: Anatole France, Pierre Loti, Paul Bourget, Maurice Barrès, François Coppée, Edmond Rostand, André Theuriet, Paul Hervieu und Sully-Prudhomme, denen man noch Brunetière, Lemaître, Lamy, Lavisse, Masson, Faguet, Boissier, Vandal, Houssaye, Gebhart, Claretie, Mézières und Bazin gesellen kann; dazu kommen als Politiker, und eigentlich müßte Maurice Barrès auch hier gerechnet werden: Emil Ollivier, einst Minister des Äußeren unter Napoleon, Paul Deschanel, den man zur Zeit Felix des Prächtigen für den künftigen Präsidenten der Republik hielt und der als Präsident der Kammer mit dem Marquis de Castellane in der Führung der Herrenmode wetteiferte, Gabriel Hanotaux, langjähriger Minister des Äußeren, ehe er von Delcassé abgelöst wurde, und Freycinet, der ein dutzendmal Minister gewesen ist. Dann haben wir noch den Chemiker Berthelot, die Grafen von Haussonville und Vogue, die Markgrafen von Costa Beauregard und Vogue und den Kardinal Mathieu.

Bei allem Respekt vor Anatole France, Loti, Bourget, ja meinetwegen auch vor Coppé, Rostand und Sully-Prudhomme muß man sich doch gestehen, daß es mit der Unsterblichkeit dieser Gesellschaft kläglich aussieht.

Nachdem wir gesehen haben, was für Leute die Akademiker sind, wollen wir uns ihre Existenzberechtigung etwas näher anschauen. Was tun sie? Wozu sind sie da?

Mit diesen Fragen können Sie einen Franzosen recht in Verlegenheit setzen. Indessen gibt es hierzulande so viele Ämter und Würden, deren Ursache und Zweck unergründlich sind, daß man es auch mit den Akademikern nicht so genau nehmen darf. Zumal die Akademiker wirklich einen Zweck ihres Daseins haben: sie sind bestimmt, über die Reinheit der französischen Sprache zu wachen und ihre Regeln festzulegen. Zu dem Ende geben sie das berühmte Wörterbuch der Akademie heraus. Vermutlich wird der eine oder andere meiner Leser wiederum den Kopf schütteln und meinen, die Politiker Freycinet, Ollivier, Hanotaux, Deschanel seien nicht die rechten Leute zur Abfassung eines Wörterbuches, auch der Chemiker Berthelot sei da vielleicht nicht ganz an seinem Platze, und im übrigen sei es eine wohl aufzuwerfende Frage, ob selbst die glänzendsten Schriftsteller zu grammatischen Arbeiten zu brauchen sind.

Ich glaube, diese Bedenken werden von den unsterblichen Akademikern selbst gehegt, und das ist der wahre Grund, warum sie sich mit ihrem Wörterbuche so wenig beeilen. Sie sagen sich ohne Zweifel, das Ding sei schließlich doch nichts wert, und so habe es keine Eile. Sie müssen nämlich wissen, daß die unsterblichen Herren augenblicklich an der achten Auflage ihres Wörterbuches arbeiten, daß sie die Arbeiten dieser Auflage im Jahre 1877 begonnen haben, und daß sie in den seither verflossenen rund dreißig Jahren nicht ganz drei Buchstaben erledigt haben. Der dritte Buchstabe, das C, wird im Jahre 1907 oder 1908 beendet werden, und dann geht es frisch und froh an das D. Machen die Herren so fort, dann werden sie, wenn ich J, K und W als voll mitzähle, gerade 250 Jahre an dieser Auflage arbeiten.

Ganz so langsam haben die Vorgänger der jetzigen Unsterblichen nicht gearbeitet: bis zum Jahre 1877 haben sie nicht weniger als sieben Auflagen ihres Wörterbuches veröffentlicht, und da die Akademie im Jahre 1634 gegründet wurde, so ersieht man, daß eine jede Auflage durchschnittlich fünfunddreißig Jahre Arbeit gekostet hat. Außerdem hat sie auch Geld gekostet, denn umsonst ist nur der Tod, und ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Die Akademiker erhalten kein großes Gehalt, aber doch ein kleines Taschengeld, und wenn sie so langsam arbeiten wie an der achten Auflage ihres Wörterbuches, dann macht das kleine Taschengeld schließlich doch ein Honorar aus, wie es kein Verleger auf Gottes weiter Welt für irgend eine literarische Arbeit zahlen würde.

Jeder Akademiker erhält ein Jahresgehalt von 1500 Franken, was im Jahre 60000 Franken ausmacht. Dazu kommen 6000 Franken für den Sekretär und 5700 Franken Bureauausgaben für das Wörterbuch. Für Briefmarken, Papier, Federn und derlei geben die Unsterblichen jährlich 1500 Franken aus, dann gibt es einen Ausschuß des Wörterbuches, der fünf Mitglieder hat, deren jedes 1200 Franken Entschädigung erhält. Verschiedene andere Unkosten bringen die Ge-

samtsumme für die Akademie auf 100000 Franken. Wenn die Leute also 250 Jahre an ihrer achten Auflage beschäftigt sind, so hat die Geschichte schließlich 25000000 Franken gekostet, ein Honorar, mit dem sich keine Redaktion befreunden würde.

Aber das Wörterbuch ist nicht die einzige Beschäftigung der Unsterblichen. Vor etwas mehr als hundert Jahren fiel es einem Wohltäter der Menschheit namens Montyon ein, verschiedene Preise für literarische Arbeiten und für tugendhafte Handlungen auszusetzen. Er übergab das Geld der Akademie, die ausspüren sollte, wer die Preise verdient hätte. Im Laufe der Zeit sind dann zahlreiche andere Stiftungen dazugekommen, und gegenwärtig verteilt die Akademie alljährlich nicht weniger als 35 Tugendpreise und fast ebensoviel literarische Belohnungen, die insgesamt die respektable Summe von rund 200000 Franken jährlich ausmachen. Bei Licht besehen sind auch die literarischen Preise eher Belohnungen der Tugend als der Literatur, denn es werden fast ausnahmsweise solche Schriftsteller damit bedacht, die rein und tugendhaft sind. Aber wer jemals unbekannte Bücher von unbekannten Autoren gelesen hat, der weiß, welche Arbeit sich die armen Akademiker damit aufgehalst haben. Sie müssen oder müßten Tausende von Büchern prüfen, um zu entscheiden, wem die Preise gebühren. In Wirklichkeit ist es freilich nicht ganz so schlimm. Bei den Preisen wie bei den Kandidaten handelt es sich mehr um gute Verbindungen und um Empfehlungen als um literarische Verdienste, und weise Männer nehmen, wenn sie hören, daß ein Buch einen akademischen Preis erhalten hat, von vornherein an, daß diese Bücher entsetzlich langweilig sind und das Lesen nicht verdienen. Leute, die nach akademischen Preisen streben und diese erlangen, sind fast durch die Bank solche, die auf keine andere Weise etwas mit ihrer Literatur erwerben können. Die Akademie belohnt also dasjenige literarische Streben, das von dem bücherkaufenden Publikum ungelohnt bleibt.

Die Akademiker haben nicht nur die 1500 Franken und den Ruhm. Außerdem wird ihnen etwas zuteil, was nicht gering angeschlagen werden darf, nämlich eine herrliche grünbestickte Uniform, zu der nicht nur ein majestätischer Zweispitz, sondern auch ein wirklicher Degen gehört, der den akademischen Herren ein ungemein ehrfurchtgebietendes Aussehen gibt.

Leider geht es der Akademie wie allem Schönen auf der Erde: sie hat Feinde, die das Strahlende zu schwärzen lieben. Es ist wahr, daß diese Feinde in der Regel Leute sind, die keine Aussicht haben, selber die akademische Unsterblichkeit zu erlangen. In unsern Tagen waren die schriftstellernden Brüder Goncourt die Führer der Feinde der Akademie, und in ihrer Feindschaft gingen sie so weit, daß sie eine eigne Akademie gründeten. Überzeugt davon, daß die Einrichtung der Akademie lächerlich sei, fanden sie nichts Besseres, diese Meinung zu beweisen, als indem sie diese Einrichtung kopierten. So wunderlich geht es in der literarischen Welt zu!

Edmond de Goncourt, der überlebende Bruder, der sich allen Ernstes für den größten Schriftsteller des XIX. und wahrscheinlich aller anderen Jahrhunderte hielt, eine Meinung, die heute nur sehr, sehr wenige Anhänger hat, machte also der französischen Akademie Konkurrenz, indem er eine Anzahl Schriftsteller um sich versammelte, und indem er in seinem Testamente sein Vermögen der neuen Akademie hinterließ. Ihre Mitglieder sollten zehn sein, und darunter befanden sich ursprünglich Leute wie Zola, Flaubert, Alphons Daudet, Paul Bourget, Pierre Loti, Anatole France, Maupassant usw. Die besten mußten schon bei Lebzeiten des Akademiegründers ausgestrichen werden, weil sie die Schandtat begangen und bei der andern Akademie kandidiert hatten, und Flaubert, Daudet, Maupassant und andere waren tot, ehe die Akademie Goncourt zustande kam. Aber sie ist doch zustande gekommen und macht der allein echten und vom Staate anerkannten Akademie rechtschaffen Konkurrenz. Man kann allerdings nicht sagen, daß sie glänzendere Namen aufzuweisen hätte als die alte Firma: Mirbeau, Leon Daudet, Margueritte, Rosny, Huysmans, Alexis, Hennique, Descaves, Geffroy, Bourget haben in ihrem Durchschnitt nicht mehr Anspruch auf Unsterblichkeit als der Durchschnitt bei der alten Akademie. Außerdem besitzen sie nicht einmal eine Uniform und tragen keinen Degen. Dahingegen beziehen sie ein ungefähr dreimal so hohes Jahresgehalt wie die vierzig, und das macht, daß praktische Leute doch lieber zu der von Goncourt als zu der von Richelieu gegründeten Akademie gehören würden.

Auch die zehn Leute Goncourts geben einen jährlichen Preis aus, aber um die Tugend kümmern sie sich dabei nicht, und bisher sind die von ihnen gekrönten Bücher wirklich interessant und lesenswert gewesen, ein gewaltiger Unterschied von den Preisbüchern der alten Akademie. Im übrigen aber dürfte die neue Akademie nicht viel mehr nützlichen Daseinszweck haben als die alte, und wenn man über Nacht beide abschaffte, würde die französische Literatur davon nicht mehr berührt werden, als wenn ich eine Fliege erdrückte. Die Akademie ist ein harmloses Spielzeug, das niemand nützt und niemand schadet, das aber einer Anzahl braver Leute ungemein viel Vergnügen verschafft. Es ist also wahrscheinlich, daß sie noch ein paar Jahrhunderte überdauern und daß es auch bei den Urenkeln unserer Urenkel noch unsterbliche Akademiker geben wird, denn auch akademische Gesetze und Rechte erben sich wie eine Krankheit fort.

Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.

Gustav Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest (Berlin 1906, G. Grote). — Peter Rosegger, Nixnutzig Volk (Leipzig 1906, L. Staackmann). — Georg Hirschfeld, Das Mädchen von Lille (Berlin 1906, S. Fischer). — Richard Skowronnek, Die beiden Wildtauben (Stuttgart 1906, J. Engelhorn). — Anton von Perfall, Aus meinem Jägerleben (Leipzig 1906, Grethlein & Co.).

In einem der Bücher, von denen heut zu reden ist, wird von einem armen, verbitterten Holzknecht erzählt, der mit einem Weibsbild und vier Kindern in einer elenden Gebirgshütte haust. In diese Hütte kommt am Christabend ein verirrter Weidmann und Bücherschreiber und hält den Insassen die Weihnachtspredigt. Er spricht von dem alten falschen Lied, das die Herzen vergiftet: als ob Kummer und Not nur im Winkel bei den Armen wohnten; er spricht von der Freude, die die ganze Welt jung und frisch erhalte und heut ein „Weihnachtsbäumerl", ihr Ehrenzeichen, aufstecke. Wer diese Freude nicht habe, sei selber schuld daran. „Denn wo fehlt's? An Euch selber, daß Ihr Euer Herz nicht jung gehalten habt, daß es Euch keine Freud' mehr macht, andern eine Freud' zu machen." Und nach dieser Predigt zündet Anton von Perfall — denn das ist der Weidmann und Bücherschreiber — in der einsamkahlen Blockhütte ein Christbäumchen an, baut mancherlei Schnickschnack darum, ruft die Kinder herbei und läßt nicht ab, bis die harte Rinde um das Herz des verbitterten Mannes zu schmelzen beginnt.

Da wird mancher lächeln: die rechte Weihnachtsgeschichte im alten Stil. Was so ein junger Fichtenwuchs, auf dem ein paar Lichter befestigt sind, nicht alles zuwege bringen soll! Das ist Traum und Torheit und holde Lüge! Aber derweil der Kopf also räsoniert, lauscht das Herz auf die alten Weihnachtslieder, die nun die Kinder in der Dämmerung singen, und es ist unverbesserlich und glaubt immer wieder — glaubt oder möchte glauben, daß nun alles Schwere leicht, alles Schiefe grade, alles Bittre süß werden müsse, und badet sich von allem Staube rein in einem reinen, aus Erinnerung und Ahnung gewobenen Gefühl. Die härtesten Nüsse vergoldet es mit dem Schaumgold seiner heimlichen Hoffnungen, und durch das dunkle Tannengrün schlingt es die blitzenden Schnüre seiner Wünsche. Und wenn alles wirklich nichts weiter wär' als törichter Traum — ist er nicht auch dann besser und höher, denn jede Klugheit, da er uns feiertäglich macht und uns stärkt und neue Waffen gibt für Kampf und Alltag? Es ist ein armselig Ding, nur klug zu sein.

Wendet man sich in solcher Stimmung und mit solcher Weisheit den Büchern zu, die natürlich auch zur diesjährigen Weihnacht wieder in schwerer Menge da sind, so wird man vieles, ob es auch noch so glänze, kopfschüttelnd beiseite schieben. Wir verlangen ja beileibe nicht, daß diese Bücher alle ein „Christbäumerl" anzünden und uns Weihnachtspredigten halten. Das wäre eine billige, ungute und langweilige Sache. Die Lippenpredigten sind in der Dichtung ebenso wohlfeil wie im Leben. Aber wir verlangen, daß über dem Alltag Ahnung des Feiertags stehe, daß hinter all dem Lärm eine Stille sei, über dem Rauch und der Verwirrung der Täler eine klare Höhe. Wir wollen uns gern, mit jedem Dichter, der uns ruft, anbauen auf dieser Erde, ihre Not und Kümmernisse tapfer auf uns nehmen, durch Dunkel und Schuld gehn, aber wir wollen nach Müh' und Plage auch einmal ruhn und die Glocken des Sonntags hören, damit wir nicht vergessen, daß der Mensch auch etwas Großes und Stolzes ist, nicht nur ein Arbeitstier, das stumpf und stetig seine Furchen zieht.

Wenn ich hier zuerst den Namen Gustav Frenssen nenne, so weiß jeder, daß dieser Dichter wie kaum ein zweiter lebender Erzähler erfüllt, was wir an Forderungen eben erhoben haben. Es gibt mit Ausnahme von Wilhelm Raabe heut vielleicht keinen, dessen Schöpfungen eine so große Läuterungskraft besitzen. Und es gibt ganz gewiß keinen, der es an Sprachgewalt mit dem

Digitized by Google

Meldorfer Tischlerssohn aufnehmen könnte. Es war nicht das geringste am Jörn Uhl, daß er uns wieder einmal gezeigt hat, wie reich, herrlich und machtvoll unsre Muttersprache ist. Unter der Hand eines Meisters begann das edle Instrument in allen Registern zu klingen und zu tönen: und siehe, das Brüllen der Schlacht war in ihm und das selige Jauchzen junger Liebe, das Brausen des Werktags und der Glockengruß des Sonntags, Sturm und Stille, heißes Leben und harter Tod. Wer kann noch so schreiben? Und wer beherrscht das Instrument der Sprache noch in solchem Umfang? In dieser Beziehung läßt sich kein andrer unsrer Erzähler mit Frenssen vergleichen. Er steht außerhalb der Reihe. Er ist eine Klasse für sich.

Sein neues Buch wird überraschen. Nicht deshalb, weil es kein Roman ist. Sondern weil der Dichter mit voller Bewußtheit hier darauf verzichtet, alle Mittel seiner großen Kunst spielen zu lassen, weil er seine Kraft zurückhält, weil er mit festem Griff sein Flügelroß, dem es gegeben ist, durch alle Himmel zu brausen, dazu zwingt, Schritt für Schritt schlicht und ruhig zu schreiten. Man staunt und stutzt zuerst, bis man das Recht und die Notwendigkeit dafür erkennt. Und wie man mehr und mehr fühlt, aus Satz und Seite heraus, daß Schmucklosigkeit und Schlichtheit nicht aus Dürre und Dürftigkeit hier wachsen, sondern daß Macht und Reichtum hinter ihnen stehen, viel verhaltene, gebändigte Kraft, — da fühlt man auch mehr und mehr eine klare Freude. Und man weiß am Schlusse, daß dieses Buch gar nicht anders geschrieben werden durfte, als es geschrieben worden ist; weiß, daß ein harter Dichterwille und eine große Selbstverleugnung hier am Werke gewesen sind; weiß aber auch, daß sie etwas geschaffen haben, was für die Nation grade so und *nur* so starke Bedeutung gewinnen kann. Nicht speziell in literarischer Hinsicht, aber in andrer und ebenso wichtiger. In welcher, das mag man aus dem Titel und Untertitel des Buches schon heraushören. Sie lauten: „*Peter Moors Fahrt nach Südwest.*“ Ein Feldzugsbericht (Berlin 1906, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung). Es handelt sich also um die Kämpfe der hinausgezognen deutschen Jugend in Südwestafrika, und als Repräsentant dieser Jugend steht ein schlichter Handwerkssohn aus Itzehoe da: Peter Moor. Er erzählt seine Erlebnisse; er allein spricht vom ersten bis zum letzten Wort. Damit waren von vornherein Art und Tonhöhe des Vortrags bestimmt, waren nach allen Seiten hin scharfe Grenzen gezogen. Es sind die Grenzen, die das Wissen und Anschauungsvermögen eines einfachen Mannes aus dem Volke umschreiben. Und weshalb, wird mancher fragen, hat Frenssen sich selbst den Spielraum für sein Können so eingeengt? Weshalb eine Einkleidung geschaffen, die ihn zwang, Flügel einzuziehn, anstatt Flügel zu spannen? Weshalb seinem Talente so viel andre Betätigungsmöglichkeiten genommen und freiwillig auf allen Schmuck und Glanz hoher Wortkunst verzichtet? Die Antwort liegt nahe. Er hat es getan, weil sein Buch, nach der Widmung ein Ehrendenkmal für die in Südwestafrika gefallene deutsche Jugend, ein Geschenk sein soll für die *gesamte* Nation — nicht nur für jenen exklusiven Teil, der ihm folgen kann, wenn er seine Schwingen frei entfaltet. Er hat es getan, weil mit diesem Buche gleichsam ein Versäumnis der Nation gutgemacht und ein Dank abgestattet werden sollte — ein Dank, nicht nach Berlin und nach oben hin, sondern ein Dank an die schlichten Helden und braven Jungen, die drunten in Südwestafrika gekämpft, mit Not und Tod gerungen, sich verblutet haben, ohne daß die Teilnahme des ganzen Volkes sie in Qualen und Entbehrungen getragen und gestützt hätte. Es ist ein Dank an die Tiefen, in denen die Kraft der Nation heranwächst und sich erneuert, an die Tiefen, aus denen die Peter Moors kommen und aus denen Frenssen selber sein bestes Teil hat — und diesen Dank sollten die Tiefen auch verstehn. So erklären sich mir Entstehung und Art des Buches, und ich finde den ganzen Plan nicht nur groß, schön und dieses Dichters würdig, sondern mich dünkt auch, daß Frenssen das einzig Rechte tat, als er ihm diese schlichte, schmucklose Form gab, hinter der er selbst so ganz verschwindet.

Die Odyssee leiht das Motto:

„Grolle dem Sänger doch nicht, daß er singt von dem Leid der Achäer!
Solchem Liede ja geben den Preis vor andern die Menschen,
Welches, die Hörer umschwebend, das jüngst Geschehʼne verkündet.“

Und es ist ein artiger Zufall, daß grade Homer beschworen wird. Denn in einem strebt der moderne Dichter ihm energisch nach: in der Objektivität, der Ruhe, der Gegenständlichkeit der Erzählung. Jede Reflexion ist ausgeschaltet; es wird nicht politisiert und nicht moralisiert, nicht Hurra geschrien und nicht angeklagt. Es wird nur dargestellt, fast nüchtern manchmal, aber manchmal auch fast ehern. Jede Partei könnte aus dem Buche Kapital schlagen, denn es gehört keiner. Auch den Schwarzen wird darin ihr Recht. Ein alter Afrikaner sagt, als die Ursachen des Aufstandes berührt werden: „Kinder, wie sollte es anders kommen? Sie waren Viehzüchter und Besitzer, und wir waren dabei, sie zu landlosen Arbeitern zu machen; da empörten sie sich. Sie taten dasselbe, was Norddeutschland 1813 tat. Dies ist ihr Befreiungskampf.“ Und wie steht Frenssen selber zu all den Fragen, die sich erheben, zu den Parteien, die bei uns über Südwestafrika streiten? Der Riesenschatten Homers taucht auf: noch heut geht die Frage, ob er mehr zu den Griechen neigte oder zu den Troern.

Über den Inhalt des Buches ist kaum noch nötig zu reden. Wir hören, daß Peter Moor der Sohn eines Schmiedes ist, als Dreijährig-Freiwilliger zum Seebataillon nach Kiel geht, im Januar 1904 hinausgesandt wird. Er erzählt uns seine Überfahrt und seine Ankunft vor Swakopmund, erzählt, wie sie ins Innere und durch den Busch marschieren, und wie sie zuerst mit dem Feinde zusammenstoßen, erzählt, was sie auf endlosen Märschen treiben, wie sie ihr Essen kochen und wie der qualvolle Durst sie zu peinigen beginnt, wie sie durch die Glut des Tages gehn und in der Kälte der Nächte zittern, wie sie abgerissen, matt, hohläugig weiterziehn, und Typhus und Ruhr schrecklicher in ihren Reihen wüten als die Kugeln der Feinde. An allen Wegen liegt verendetes Vieh, die Pferde brechen zusammen, die Zugochsen stürzen schlappgeworden und erheben sich selbst nicht, wenn Feuer an ihr Hinterteil gelegt wird, in den mühsam erreichten Wasserlöchern stecken die stinkenden, faulenden Kadaver von Tieren, und wenn die Durstzerfressenen trotz des Ekels trinken, trinken sie sich den Tod. Und neben dem passiven Heldentum das aktive: von verzweifelten Kämpfen gegen die Übermacht erzählt Peter Moor, von kühnen Patouillenritten, von Aufopferung und Treue — aber dies wie jenes erzählt er still, ohne Sentimentalität, ohne Gefühlsergüsse, ohne Prahlerei, ohne Pathos. Es mußte so sein, es ging gar nicht anders; so wurde es eben gemacht. Nicht mit Hurra, Hurra, Hurra und Manöverbegeisterung, sondern taumelnd, in Erschöpfung, mit zusammengebissenen Zähnen. Grade aus dieser Gedämpftheit des Tones, ja, des Gefühls, aus dem schmucklosen, ruhigen Bericht wächst das, was uns schüttelt. In dieser Einfachheit ist etwas Grandioses. Diese ruhige, knappe, gegenständliche Darstellung ist doch auch ein Triumphlied des menschlichen Willens. Wille ist mehr als Wissen, steht in dem Buche. Und wir fühlen etwas Ewiges, eine unzerstörbare Kraft, nicht die Frenssens — was ist uns in diesem höchsten Ahnen der Dichter? — sondern die unzerstörbare Kraft der Nation, die als Teilchen in Peter Moor lebt und in allen, die da unten ringen und kämpfen. Peter Moor selbst ist in diesem Sinne ja nur ein Typus, ein Gefäß dieser Kraft. Er ist vom Dichter grade nur soweit individualisiert, daß er uns anspricht als lebendiger Mensch. Aber alles ganz Spezielle und Zufällige ist ausgeschaltet. Wir wollen es in diesem Buche nicht und brauchen es nicht. Denn tausende und abertausende sollen sich in Peter Moor erkennen.

Man müßte noch aufmerksam machen auf die außerordentliche Kunst, mit der tausend Einzelzüge, deren Summe erst Farben und Leben gibt, hier zusammengewebt wurden, so daß man ein so großes Gefühl des Vertrauens hat, als wäre dies alles aus eignem Erleben und eigner Anschauung geschöpft, während tatsächlich doch Frenssen nur mit den Augen des Geistes Südwestafrika geschaut hat, nicht mit leiblichen Augen. Man müßte aufmerksam machen auf die schönen, ruhigen Bilder, die nicht zahlreich sind, aber deshalb um so eindringlicher, und die niemals aus dem Anschauungsvermögen Peter Moors herausfallen. Doch alles dieses ist im Grunde nebensächlich. Die Hauptsache ist: daß, wenn ich mich nicht täusche, hier eine Gabe an das ganze Volk vorliegt, die in Schlössern einkehren kann und in Hütten, die wir ebensogut in die Hand der Greise legen können wie in die unsrer Knaben, die in allen Schulen des Deutschen Reiches gelesen werden sollte, die nicht mit einem tönenden Patriotismus und wehenden schwarzweißroten Fahnen operiert, aber auf dem Grunde eines starken Nationalgefühls erwachsen ist und mit allem Harten und Furchtbaren, was sie erzählt, unsere Augen leuchtend machen, unsre Herzen, die so oft zwischen Hochmut und Verzagtheit schwankten, mit einem würdigen Stolz erfüllen kann. Es wäre ein Segen, wenn dieses Buch das Herz des Volkes fände, das es sucht. —

Sein übliches Weihnachtswerk schickt Peter Rosegger ins Land. Es heißt diesmal „Nixnutzig Volk“, Eine Bande paßloser Leute, enthält dreißig Geschichten in dem frischlebendigen Plauderton des Steirers und ist wieder im Verlage von L. Staackmann in Leipzig erschienen. Entzückend ist das Vorwort. „‚Wenn die Kerle aneinandergeheftet sind, dann kann sie einer leicht vor sich her treiben!‘ sagt der Landwächter Johann Kröfel gern, wenn er einen Trupp Zigeuner einzubringen hat. Ich habe aus denselben Gründen meine Bande vom Buchbinder zusammenheften lassen.“ Und lauter nixnutzig Volk? „Ja, mein Freund, es ist so lustig, auch einmal abenteuerliche Gesellen und Gesellinnen zu zeichnen und ihnen hie und da ein kleines Fratzlein anzuhängen.“ Im übrigen sind wir weitherzig: unter die Nichtsnutze werden auch die reinen Toren gereiht, die es in treuherziger Einfalt in der Welt zu nichts bringen. Als deren schönster steht im Buche Hans Johann. Aber es überwiegen doch die Schelme und Taugenichtse, und Rosegger meint, er sähe es nicht ungern, wenn beim Durchzug dieser Bande Kinder nicht auf die Straße liefen.

Der einstige Waldbauernbub hat sich ja als Dichter ein eignes kleines Genre geschaffen, in dem er triumphiert. Er hat sich dabei allmählich so sehr in seine eigenen Gleise eingefahren, daß man manchmal meint, die Karre ginge schon von selber, er brauche nur Hü! zu sagen. Man merkt vor dieser oder jener kleinen Geschichte, daß er eben hat schreiben wollen, weil es nun mal sein Metier ist, daß er nur einen vagen Begriff von dem hatte, was es eigentlich werden sollte, daß er sich aber gedacht hat: es wird sich schon machen. Meistens macht es sich ja auch wirklich, aber manchmal sitzt er fest, kann nicht weiter, und wer vom Bau ist,

paßt dann mit einem gewissen Vergnügen auf, wie er sich helfen wird. Stecken bleiben gibt's ja nicht: er redet halt hin und her, bis er einen Verlegenheitsschluß erwischt. Aber das Ganze steht dann ein bißchen wacklig und kreuzlahm da, weiß mit sich selbst nichts anzufangen und macht ein Gesicht wie einer, der darüber grübelt, was er eigentlich hat werden sollen.

Rosegger ist eben seiner Form und Art zu sicher. Er spielt mit der Form, wie die Katze mit der Maus spielt. Er jongliert mit doppelsinnigen Worten und überrascht uns launig, indem er plötzlich die andere Bedeutung hervorkehrt. Er macht das reizend. Aber man hält es nicht lange aus. Mit Vorliebe schlägt er auch aus alten Volksredensarten Kapital oder erzählt in seiner Manier alte Volksschwänke. Hat er einen guten, derben, lustigen, stark pointierten Stoff, so erreicht er famose Wirkungen. Über die Grenzen seiner Begabung wird man sich nicht täuschen. Vorzuwerfen wäre ihm aber höchstens, daß er selber sie nicht respektiert. Da steht im „Nixnutzigen Volk" ein Ding, das „Dämon Weib" heißt und in drei dramatischen Szenen geschrieben ist. Heiliger Rosegger, was hast Du Dir da geleistet! Aber welch ein artiges Stücklein ist dafür der „Lachenmacher", der den beiden streitenden Geistlichen ein so feines Liedlein geigt. Oder wie lustig ist der nach einem alten Motiv erzählte „Versteigerte Herr Gemahl"! Das ist der Rosegger, den wir mögen, dem wir zuhören, dessen Frische uns freut. Der Rosegger, der da lacht und der im „Nixnutzigen Volk" von sich selber sagt: „Es gibt zwar Holzapfelseelen, die das Lachen einfach lächerlich finden, ich aber weiß mir auf der Welt keinen größeren Spaß, als ein herzliches Gelächter." —

Von Rosegger zu Georg Hirschfeld: das heißt, aus Berg- und Waldluft in die Atmosphäre der Großstädte, ja, in die der Krankenstuben. Das heißt, von einem Dichter, der lachen kann, zu einem, der mit Mühe und Not ein Lächeln zuwege bringt. Wer geht diesen Weg gern? Wer freut sich auf ein neues Buch von Georg Hirschfeld? Mit Unlust und Seufzen trat ich auch an seinen jüngsten Roman „Das Mädchen von Lille" (Berlin 1906, S. Fischer) heran. Nun reut es mich doch nicht, daß ich ihn las. Denn ob auch vor ihm manch Seufzer der bedrängten und beengten Brust entflieht — man fühlt immerhin eine aufsteigende Tendenz. Georg Hirschfeld hat noch nichts Besseres zustande gebracht. Zag lebt damit eine Hoffnung wieder auf, die schon so gut wie begraben war.

Zwar: auch das „Mädchen von Lille" verleugnet nicht die Blutarmut seines Erzeugers. Hirschfelds ganzes Dichtertum beruht in der Hauptsache auf der fast krankhaften Sensibilität seines Fühlens. Seine Gestalten sind nur Seele; sie schweben vor uns wie ungenügend materialisierte Geister; die Luft, in der sie leben, ist so dünn, daß ein gesunder Mensch darin nicht atmen könnte. Sie haben alle etwas Lebensunkräftiges, sie sind empfindlich wie die Fühlhörner einer Schnecke, sie sind selbstquälerische Schwächlinge, die mit sanfter, ermüdender Klage am Fuße Ketten mitschleppen, die sie sich selbst angelegt haben oder die gar nur in ihrer Einbildung existieren. Wenn man sie eine Weile auf ihrem grauen Wege verfolgt hat und endlich einsieht, daß sie sich nie zu einem rotbäckigen Entschluß aufraffen werden, verliert man an ihnen das Interesse. Solchen leidensseligen Schwärmern kommt wohl eine Zeitlang unser Mitleid zugute, aber der gesunde und zielkräftige Mensch mag auf die Dauer nicht in Krankenstuben, bei willensohnmächtigen Bläßlingen, hausen, und wird er darin festgehalten, so verwandelt sich sein kurzes Mitleid bald in eine lange Ungeduld.

Der neue Roman gibt in der Hauptsache die Geschichte einer Ehe. Ein junger, durch den ersten Teil eines Lionardo-Werkes berühmt gewordener Professor kapriziert sich ausgerechnet darauf, die ewig kranke Tochter seines Lehrers trotz dessen Warnung zu heiraten. Warum? Aus großer, alles überwindender Liebe? Ach nein — im Grunde doch aus Hirschfeldscher Leidensseligkeit, aus Märtyrerwollust. Er stellt sich damit gleichsam eine große Aufgabe: „Er wollte sich gewachsen zeigen dem Ungeheuren, in der Wüste des Leidens wollte er die Rosen der Liebe pflücken." Oder, wie es ein andres Mal heißt: „Jede Stunde ihres Leidens sollte für ihn eine Stunde der Läuterung werden."

Der in allen Kleinigkeiten so hyperfeinfühlige Hirschfeld hat hier nicht empfunden, daß in dieser ganzen Handlungsweise seines Helden, grob gesagt, etwas Zynisches steckt. Es kommt, wie es jeder vernünftige Mensch außer dem Professor Werner Grüning voraussieht: die ewig kranke Frau wird die Fessel am Fuße des in glänzendem Aufstieg befindlichen gesunden Mannes. Und dieser Mann, der nicht robust genug ist, die Fessel zu sprengen, aber auch nicht stark genug, die selbst auferlegte in Würde zu tragen, der durch Pflichtgefühl, Märtyrerwollust und Entschlußschwäche an die kranke Frau gebunden bleibt, der aber von seinem Blut, seiner Sehnsucht, seinem Vollendungswillen mächtig zu der Pflegerin seiner Gattin, der klugen und schönen Dorothea getrieben wird, — er schwankt hin und her wie eine Rute, weiß nicht, was er tun und lassen soll, zerreibt sich (und unser Interesse) in diesem Dilemma. Als dann die Kranke glücklich von ihrem Leiden erlöst wird, als der Professor nun frei ist und seine Dorothea kriegen kann, da stellt sich seine halbflügge Tochter Madda zwischen die beiden, und der Schwächling zuckt wieder zurück, und die stumme Quälerei kann von vorne beginnen. Madda ist zart, lebensfremd, mimosenhaft wie die Mutter; sie sieht dem „Mädchen von Lille" ähnlich,

der bekannten Büste, die bald dem Raffael, bald dem Lionardo zugeschrieben wird; sie sucht das Leben in Hölderlins Gedichten. Auch sie muß sterben und auf ihrem Sterbebett, von einem alten weisen Juden beraten, ihren Vater freisprechen, ehe der Professor endlich seinem Herzen folgt. Aber auch dann würde er es vor lauter Bedenken, Zweifeln und eingebildeten Hinderungsgründen nicht wagen, wenn nicht die kluge Dorothea endlich ihr beider Geschick fest in die eigenen Hände nähme.

Wer danach noch glaubt, daß dieser Grüning ein Mensch von gesunder Kraft ist, dem ist nicht zu helfen. Das ganze Buch über hängt dieser als „Tatmensch" eingeführte, über die „Gallertmenschen" spottende Professor an Weiberröcken, das ganze Buch über ist er zerfahren und ratlos, und dann soll man es noch für möglich halten, daß er so eine temperamentvolle, großgeistige Lionardo-Biographie geschrieben hat? Ach du lieber Gott, die großen Darsteller werden aus andrem Holz geschnitzt.

Doch aber darf ich zurückgreifen auf meine frühere Bemerkung, daß dieser Roman für Georg Hirschfeld ein Fortschritt ist und sein bisher bestes Werk darstellt. Ein klein wenig mehr Körper als früher haben die Gestalten schon, und die Weisheit, zu der sich Werner Grüning mühsam durchringt, nämlich daß der Lebende Recht hat und wir leben dürfen — diese Weisheit, zu der ein normaler Mensch auf einfacherem Wege kommt —, wird der Spintisierer Hirschfeld hoffentlich selbst beherzigen. Lange genug hat er sich miteingebildeten Schmerzen herumgeschlagen. Aus dem Nebel von Wort- und Gefühlsfinessen treten im „Mädchen von Lille" schon ein paar kräftiger modellierte Gestalten, in erster Linie die sehr diskret gegebene Dorothea. Wie man es bei Dichtern mit so schwächlichem Brustkasten gewöhnlich findet, sind die Frauen auch hier die Stärkeren. Sehr glücklich herausgekommen ist dann ferner die Familie Salomon aus der Regentenstraße. Die Szene, in der der alte Jude mit dem Patriarchenaussehen und der Patriarchenweisheit dem kranken, weltfremden Mädchen das „furchtbare" Leben erklärt und es dazu bringt, den Vater zu verstehen und ihm zu verzeihen, die konnte doch schließlich nur ein Dichter schreiben. Mit dieser freundlichen Erinnerung wollen wir uns diesmal von Georg Hirschfeld trennen. —

Sehr schnell wird man mit einem Roman von Richard Skowronnek fertig, der „Die beiden Wildtauben" heißt und den 23. Jahrgang der bekannten Engelhornschen Romanbibliothek eröffnet. Die beiden Wildtauben sind zwei Försterstöchter, Kinder einer adligen Mutter, die in einem großstädtischen Pensionat erzogen werden und daheim dann durch ihren Hochmutsdünkel und ihre stille Aufsässigkeit dem braven Vater das Leben verbittern. Es nahen zwei biedre bürgerliche Bewerber, es nahen zwei adlige Verführer, und am Ende bleibt der einen „Wildtaube" nichts andres übrig als ins Wasser zu gehen, während die andre noch reuig umkehrt und einen guten Mann abbekommt. Es ist zwar nur ein bürgerlicher Besitzer, aber ein Mordskerl sonst, der auch die landwirtschaftliche Schule in Insterburg besucht hat und sich im vornehmsten Königsberger Hotel ein Frühstück zusammenstellt — Hummer, Schildkrötensuppe, ein Stück Fleisch und Nachtisch, dazu Pommery (mit Kellertemperatur) —, als ob das gar nichts wäre. Aber wir wollen uns nicht aufhalten: Die beiden Mädels mit den Hochmutsrosinen sind bis zur Karikatur verzeichnet, und der mit Wilddiebromantik u. dergl. nach altem schlechten Rezept arbeitende Roman wäre ungenießbar, wenn nicht das litauische Element in ein paar Nebenfiguren etwas Lokalfarbe hineinbrächte und das wenige, was noch zu retten ist, rettete. —

Ins Weidmannsleben führt uns schließlich auch Anton von Perfall, der Bayer, der seine Jagderinnerungen unter der Aufschrift „Aus meinem Jägerleben" in die Welt schickt (Leipzig, Grethlein & Co.). Ich greife gern zu solch einem Buche des Erlebens, hab' außerdem ein Faible für die grüne Leidenschaft und lese ab und zu mit Vergnügen ein Kapitel in dem vortrefflichen „Jagdsport" von Oskar Horn, nicht zuletzt, weil darin eine köstliche Naturpoesie steckt. Auch Anton von Perfall, so sehr er sich gehen läßt, fesselt uns durch das rein Stoffliche bald. Man fährt mit ihm auf dem Kanoe in die amerikanischen „sloughs" und erlebt einen bunten Jägertraum; sitzt neben ihm in der großen Einsamkeit vor dem ersten erlegten Karpathenhirsch und nimmt zitternd vor Erregung eine Bärenfährte auf; beschleicht im ersten Morgengrauen den balzenden Auerhahn und sieht kugelgetroffen den mächtigen, weitbeschwingten Weißkopfgeier sinken; holt sich den scheuen Gemsbock und begleitet ihn zu der schwierigen Jagd auf Steinhühner. Leider ist Perfall in seine alten Familienblattgleise so eingefahren, daß er die einzelnen Abenteuer novellistisch aufputzt und uns zwischendurch ein Liebespaar, einen wunderlichen Heiligen und den anfangs zitierten, durch ein „Weihnachtsbäumerl" aus Verbitterung erlösten Holzknecht präsentiert. So kommt allerdings auch der Laie, der sich für das Jagdliche erst in zweiter Linie interessiert, auf seine Kosten. Aber wir hätten dem Erzähler diese bunten Kringel, die er an die Fichtenbärte hängt, gern erlassen — erlassen, auch wenn es jetzt auf Weihnachten geht, wo man die grünen Waldbäumchen sonst so gern geschmückt und ausgeputzt sieht.

Liebe.

Farbige Holzskulptur von Hermann Engelhardt.

Photographie von F. Linkhorst in Berlin-Halensee.

Illustrierte Rundschau.

Peter Anzinger. Zu seinem 70. Geburtstag. — Plaketten von Moritz Röbbecke. — Zimmer einer jungen Frau und Frauenschmuck von Heinrich Vogeler. — Spielzeug von P. F. Messerschmitt, G. Schaale und Gebr. Geigenberger. — Festzimmer von Erich Kleinhempel. — Zu unseren Bildern.

Peter Anzinger.

Unlängst ist der Volksdichter Peter Anzinger in das 70. Lebensjahr eingetreten. In Norddeutschland haben diese Tatsache viele beim Frühstück im Morgenblättchen gelesen, ohne von ihr tiefer berührt zu werden. Peter Anzinger ist nicht wie Rosegger oder Stieler vom literarischen Berlin „gemanaged" worden, er ist darum nördlich der Maingrenze fast unbekannt. Aber seine altbayerischen Stammesgenossen haben sich's nicht nehmen lassen, ihm fröhliche Glückwünsche darzubringen. Und da in deutschen Landen neuerdings die Neigung aufkommt — Rundfragen haben es bestätigt — Bücher zu kaufen, sie nicht nur zu leihen, so kann der greise Dichter mit dem jungen Herzen und den fröhlichen Augen am Ende gar noch ein paar Neuauflagen seiner oberbayerischen Gedichte „Eichenzweig' und Daxbosch'n" und seiner köstlichen Sammlungen „Auf und obi", „Es feit si nix", „A so san mir" und „Mir san g'stellt" verzeichnen. Anzinger ist ein echtes Kind des Volkes. Er war der Sohn eines bayerischen Hoboisten. Seiner Militärzeit genügte er als Trompeter. Drauf ward er Schauspieler und lernte im Dienst Thaliens des Lebens Not in so bitterer Form kennen, daß er glücklich war, im Kultusministerium eine kleine Beamtenstellung zu bekommen, die ihm ein gefestigtes Einkommen bot. Alsbald ward der Minister von Lutz auf das dichterische Talent des fleißigen Sekretärs aufmerksam, er zog ihn — 1880 — in die Geheime Kanzlei. Dort rückte er bis zum Ministerialsekretär auf, und heut ist Anzinger wohlbestallter Sekretär des Maximilianeums. Die Mehrzahl seiner Gedichte und lustigen Skizzen entstammt der Enge des Kreises, der ihn auf seinem ganzen Lebensweg umgab: Wirtsstubenabenteuer, Sountagsjägerei, der Bildlkramer, der philosophische Jackl, 's gschaamige Diandl, der Preußenhasser (der nach Siebzig indes ein ehrlicher Bismarckverehrer ward). Aber es steckt ein so goldiger Humor in den mundartlichen Erzählungen, der die kleinen Geschehnisse hinaushebt, der uns oft an Stieler, ebenso oft aber an den Dichter der Waterkant, Fritz Reuter, gemahnt. So wünschen wir dem prächtigen Siebziger denn, was er von den „jungen Alten" will, die auch noch mit achtzig Jahren „kerni, frisch, g'sund und fidel" bleiben sollen, getreu seinem Rezept:

„Wer si' Herz und Sinn bewahrt,
Schö fahrt im recht'n Gleis —
Den g'freut sei' Leb'n und er bleibt jung,
Und san aa d' Haar schneeweiß."

Bildnis meines Vaters.
Plakette von Moritz Röbbecke.

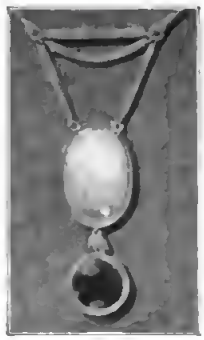
Schon in einem früheren Jahrgang (1899/1900) hat die Illustrierte Rundschau den Freunden der Monatshefte den Maler Moritz Röbbecke vorgestellt. Seine Gesamtausstellung im Berliner Künstlerhaus hat seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregt. Vor allem durch die Vielseitigkeit des Künstlers. Röbbecke, der von Haus aus Lithograph war, führt nun heute ein paar Plaketten vor, die seine hohe Porträtkunst aufs neue beweisen. Diese Bildnisse seines Vaters und seiner Mutter sind in der Zeichnung und in der plastischen Art der Darstellung ganz köstlich. Man hat sofort die Überzeugung, daß hier eine starke Porträtähnlichkeit vorliegt. Trotz des starren Materials leben diese Bildnisse, die bis ins kleinste mit Liebe und Sorgfalt ausgeführt sind.

Bildnis meiner Mutter.
Plakette von Moritz Röbbecke.

An der Hand des Worpsweder Malers Heinrich Vogeler wandern wir darauf in das „Zimmer einer jungen Frau". Der blitzsaubere, in den Abmessungen seiner Möbel, in der Harmonie seiner Farben äußerst behagliche Raum ist nach Vogelers Entwurf vom Kunst- und Kunstgewerbehaus Worpswede ausgeführt worden. Die Namen der Firmen, deren solides Zusammenarbeiten dem Worpsweder Haus eine gute Zukunft sichert, werden wohl nicht lange mehr unbekannt bleiben im weiteren Vaterland. Ohne Frage verdient Heinrich Bremer in Bremen, der sämtliche Holzarbeiten ausgeführt hat, uneingeschränktes Lob für die saubere

Aus dem Zimmer einer jungen Frau. Entworfen von Heinrich Vogeler, ausgeführt vom Kunst- und Kunstgewerbehaus Worpswede, G. m. b. H., bei Bremen.

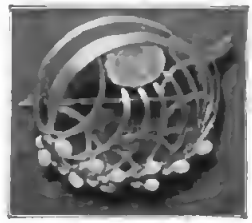
Arbeit. Die waschbaren Handstickereien stammen von der Bremenserin Adelheid Bergmann, die Tapeten von der Tapetenfabrik Hansa in Altona, die Porzellangegenstände auf dem Teetisch und Eckschrank von O. F. Rabe in Bremen. Es würde zu weit führen, die Einzelheiten der Ausstattung des hübschen Raumes der Reihe nach durchzugehen. Um so mehr, als der Künstler uns bereits einlädt, weiterzuschreiten und uns die Sammlung Silbersachen und Schmuckstücke anzusehen, die der Bremer Wilhelm Frölich nach seinen Entwürfen ausgeführt hat. Zu diesem Frauenschmuck, dessen klare Ornamentik, dessen an alten Kirchen- und Waffenmustern gebildete Art der Fassung von Perlen und Edelsteinen etwas überaus Gediegenes besitzt, gehören ein paar Stücke, die ich mir sehr gut auf dem Weihnachtstisch einer schönen, jungen Frau vorstellen kann. Je schöner und je jünger, desto besser! — Denn die nahende Festzeit gehört ja der Jugend, der allerjüngsten Jugend sogar am meisten. Also aufmarschiert, ihr Bleisoldaten und Puppen, ihr Spielzeugschachteln und Pfefferkuchen! Und der jüngsten Jugend eine Gasse, damit sie mit blanken Augen die neuen Herrlichkeiten sehe, die Knecht Ruprecht heuer zu vergeben hat. Zunächst bewundern wir P. F. Messerschmitts Alte Stadt. Unter diesem Titel ist nämlich ein neues künstlerisches Spielzeug in den Handel gekommen, das sich nicht nur durch malerische Formen, sondern auch durch realistische Farbengebung auszeichnet. Es besteht aus drei Kästen; jeder ist jedoch für sich selbständig. Die massiven, geschnitzten Holzhäuser, die nach Motiven aus alten deutschen Städten hergestellt wurden, sind auf allen Seiten mit kräftigen Farben bemalt. Jedem Kasten liegen Vorlagen bei, aus denen nicht nur der Aufriß, sondern auch der Grundriß der zu erbauenden Stadt ersichtlich ist. Diese Vorlagen sollen nur zur Anregung dienen, es lassen sich beliebig viele und immer malerisch wirkende neue Zusammenstellungen erfinden. Auf der Rückseite der Kästen sind meistens Stadtmauermotive verwandt, so daß sich bei richtiger Aufstellung das Bild einer alten befestigten Stadt ergibt mit Tor und Türmen. In Kasten II befindet sich eine Kirche in Basilikaform aus drei Teilen bestehend nebst einem Turm; jeder Teil kann selbständig verwandt werden. Eine Brücke mit Torturm und Vorbau enthält Kasten III; auch hier läßt sich jeder Teil eigens verwenden; zusammengestellt jedoch ergibt sich eine befestigte Brücke aus dem Mittelalter. Als Staffage sind verschiedene Figuren, Männer, (Offiziere, Soldaten), Weiber, ferner Reiter beigefügt, auch Last- und Postwagen fehlen nicht. Drei Ergänzungskästen, unter der Bezeichnung: Aus der guten, alten Zeit, können noch hinzukommen; sie enthalten Figuren und Häuser der alten Stadt, wodurch eine noch mannigfaltigere Abwechslung im Aufbauen erzielt werden kann. — Die rohen Holzklötze stammen aus der ersten Holzspielwarenfabrik G. Baudenbacher, Nürnberg.



Anhänger eines Halsschmuckes. Von Heinrich Vogeler.

Anhänger von einem Halsschmuck. Von Hein. Vogeler.

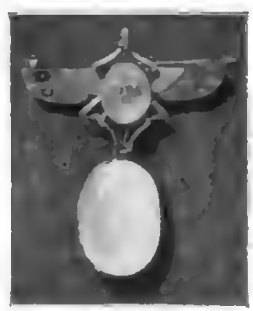
Brosche. Von Heinrich Vogeler.



Brosche. Von Heinrich Vogeler.

In dem naiven Zauberland des weihnachtlichen Spielzeugs hat uns der Künstler aber noch eine große Fülle anderer Herrlichkeiten zu zeigen: seine reizenden flott geschnittenen Silhouetten, eine Postkutsche vor der Abfahrt und auf der Reise. Wie köstlich daran das Beiwerk ist! Wie belebt, wie bewegt die winzigen Dinge sind! P. F. Messerschmitt hat die Zeichnungen und die Rahmen dafür selbst entworfen. Spaßhaft sind auch seine bemalten Holzdosen — in historischen Trachten! — die der Kunstsalon J. Littauer in München, Odeonsplatz, zum Feste auf den Markt bringt. — Mit auf das Gebiet des Schenkens, des Kinderbeglückens, Augenglänzenmachens gehören auch in ihren originellen Formen die

Brosche. Von Heinrich Vogeler.



Brosche. Von Heinrich Vogeler.

Die alte Stadt. Spielzeug, entworfen und ausgeführt von P. F. Messerschmitt in München. Zu beziehen durch den Künstler und J. Littauers Kunstsalon in München, Odeonsplatz.

Geigenbergerschen Dosen und Schaaleschen Spanschachteln. Die Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst, Abteilung für Spielsachen, haben den Vertrieb dieser Schachteln und Büchsen übernommen. Sie sind farbig und auch roh zu haben (zum Selbstbemalen durch Kinderhand). — Aus der lustigen Welt der kleinen Weihnachtsangebinde lädt uns dann Erich Kleinhempel mit feierlich-festlicher Miene in einen bürgerlichen Prunkraum, dem er die neue Bezeichnung Festzimmer verliehen hat. Das ist nun wirklich ein Speisezimmer, das allenthalben eine behagliche Stimmung vermittelt. Große Möbel, gediegen aber nicht wuchtig, ruhige Linien ohne jene prätentiöse Dehnung, die in der „Kampfzeit" der neunziger Jahre bald so unerträglich geworden war, alles zweckentsprechend, dabei nirgends Talmi. Die Tafelgläser haben die hohe, schlanke Form, die den Sieg zu behalten scheint. Sie sind zweifellos von englischem Geschmack leicht beeinflußt. Die schlanken Ladies bevorzugen diese Form, deren Handhabung eine aristokratisch-ruhige Geste bedingt. Eine schöne Arbeit ist der getriebene Kamin mit dem stilisierten Flammenwerk. Entworfen hat auch ihn Erich Kleinhempel. Die Firma Beck & Friede in Berlin hat ihn ausgeführt; das Mosaikdetail stammt von Puhl & Wagner in Rixdorf bei Berlin. Das Mobilar, aus schwedischem Birkenholz, hat der Meißener Tischlermeister Bruno Knoblauch verfertigt. Besonders ist der massive Tisch bemerkenswert. Mit seinen mächtigen bockartigen Füßen weicht er merklich vom üblichen Typ ab, mehr an jene alten tiroler Tische erinnernd, die z. B. das „Batzenhäusl" so gemütlich machen; bauerntischartig steht er im Raum, unverrückbar, fähig, die üppigsten Lasten festlicher Gerichte zu tragen. Die gelbgestickte Leinendecke stammt von Frau Erich Kleinhempel, wie auch das Arrangement der Fensterstoffe. Die Leuchter lieferten K. M. Seifert & Ko. Die Rheinische Glashütten-A.-G. zu Köln-Ehrenfeld hat das prächtige Prunkglas geschaffen. Die Porzellane tragen wieder mehr behäbigen, bäuerlich-wohlhabenden Charakter, kräftig und einfach in der Zeichnung, die Formen selbst sind einfach, breit, zweckmäßig. Hergestellt sind sie bei H. Ohme in

Spanschachteln von Gustav Schaale und Büchse von Gebr. Geigenberger, ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst, Abt. für Spielsachen, in Zschopau.

Vor der Abfahrt. Silhouette nach Zeichnung und Rahmen von P. F. Messerschmitt in München.

Girlandenschmuck zur festlich erleuchteten deutschen Tanne paßt. Auf dem Service gute Gerichte — in den Leuchtern brennende Wachskerzen, deren feiner Duft den Raum durchzieht, und in den schlanken Kelchen einen guten, perlenden Tropfen!

Dem weihnachtlichen Charakter dieses Heftes entspricht auch der künstlerische Schmuck der Einschaltbilder. Freilich: die Zeit ist vorbei — glücklicherweise! — wo die Künstler glaubten, die festliche Stimmung nur durch sentimentale Familienszenen unterm brennenden Tannenbaum erzielen zu können. Die neue Zeit verzichtet gern auf die

Bemalte Holzdosen in historischen Trachten, entworfen und ausgeführt von P. F. Messerschmitt. Zu beziehen durch den Künstler und J. Littauers Kunstsalon in München, Odeonsplatz.

Niedersalzbrunn. Die handgeknüpften Teppiche lieferte die rühmlichst bekannte Wurzener Teppichfabrik. Die dekorativen Mosaiken, die Girlanden an den Wänden und die Zierbäumchen auf Tisch und Kamin tragen mit bei zum Festcharakter des Raumes. Diese Mosaiken fertigte die Deutsche Glasmosaik-Gesellschaft Puhl & Wagner in Berlin-Rixdorf an, den Girlandenschmuck die Dresdener Firma H. Schertz.

Das Kleinhempelsche Festzimmer hat auf der dritten deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung, die in diesem Jahre in Dresden stattfand, allgemeine Anerkennung gefunden: es ist gewissermaßen die Belebung des altväterischen Gedankens der „guten Stube“ im besten Sinne. Und am reizendsten und behaglichsten kann man sie sich zur Weihnachtszeit vorstellen, wo der Verlobungen am Gabentisch, die so lang in Wort und Bild die Weihnachtsspenden der Literaten und Künstler bildeten. Eine Erhöhung des Festglanzes besteht heute in der künstleri-

Auf der Reise. Silhouette nach Zeichnung und Rahmen von P. F. Messerschmitt. Zu beziehen durch den Künstler und J. Littauers Kunstsalon in München, Odeonsplatz.

schen Weihe, die auch die häusliche Feier verschönen soll. Und so rücken die Monatshefte diesmal mit einer besonders reichen Fülle erlesenen Materials an, das die jüngsten Kunstausstellungen zutage gefördert haben. Und den Eingang lassen sie — in einem wundervollen Intagliodruck — ein festlich stimmendes klassisches Kunstwerk bilden: die Raffaelsche Madonna della Tenda.

Moritz Röbbecke, über dessen Vielseitigkeit wir schon bei der Erwähnung seiner Plaketten

Tafelgläser von Erich Kleinhempel.

gesprochen haben, genießt einen besonderen Ruf als Kopist alter Meister. Wie er den alten Galerieton auf dem Gemälde „Der Mönch" (zw. S. 440 u. 441) in seiner Kopie Peruginos getroffen hat, das ist eine ganz hervorragende Leistung. Die drei nächsten Bilder geben dann erst recht einen Begriff von der unermüdlichen Schaffensfreude des Meisters. Man sehe das vollendet gemalte Stilleben (zw. S. 456 u. 457), die nach einem florentinischen Motiv wiedergegebene Landschaft in eigentümlicher, höchst fesselnder Beleuchtung „Sinkender Tag" (zw. S. 448 u. S. 449) und schließlich das Damenbildnis (zw. S. 464 u. S. 465), dessen ruhige, edle Klarheit Zeugnis davon ablegt, wieviel Röbbecke von den alten Meistern gelernt hat. Er kopiert sie nicht, wenn er selbständig schafft; aber er beherrscht die Großzügigkeit ihrer Pinselführung. — Eine ganz andere Welt tut sich auf, gelangen wir in die nächsten Künstlerwerkstätten. Professor Max Thedy bietet uns seine famos gruppierte „Lustige Gesellschaft" (zw. S. 424 u. S. 425), Professor Ludwig v. Zumbusch ein allerliebstes Kinderbildnis (zw. S. 520 u. S. 521), bei dem mit ein paar winzigen Strichlein die Weite

Getriebener Kamin, entworfen von Erich Kleinhempel, ausgeführt von Beck & Friede in Berlin, und Mosaikdetail, ausgeführt von Puhl & Wagner in Berlin-Rixdorf.

Ausziehtisch aus dem Festzimmer von Erich Kleinhempel, ausgeführt von Bruno Knoblauch in Meißen i. S.

Festzimmer von Erich Kleinhempel, ausgeführt von Tischlermeister Bruno Knoblauch in Meißen i. S.

des Horizonts in meisterlicher Perspektive dargestellt ist. Winterliche Marinestimmung vermittelt uns mit seinem Gemälde „Nordsee" (zw. S. 472 u. S. 473), auf dem die geheimnisvollen Silhouetten der Segler besonders charakteristisch wirken, Albert Wenk. Ihm folgt ein Künstler aus der Gruppe der Neu-Impressionisten, Paul Baum, mit einer Winterlandschaft (zw. S. 512 u. S. 513), Fritz Strobentz ist mit einem in genrebildlicher Auffassung wiedergegebenen Damenbildnis „Der Brief" (zw. S. 504 u. S. 505) vertreten. Den Schluß des selbständigen Bildmaterials in diesem Heft bildet Hermann Engelhardts farbige Holzskulptur „Liebe" (zw. S. 528 u. S. 529). Sie stammt von der diesjährigen Ausstellung der Berliner Sezession. Der junge Berliner Bildhauer Hermann Engelhardt hat sich hauptsächlich als Schüler des römischen Bildhauers A. Volkmann gebildet. Er war auf großen Berliner Kunstausstellungen der vorigen Jahre mit getönten Marmorfiguren — eines „David", eines „Salomo" und eines „Asketen" — vertreten,

auch kürzlich im Künstlerhaus mit einem Familienporträt des Dr. Lobernheim, wie einer Reihe von Arbeiten im Mutzschen Kunstsalon. Kürzlich hat er erst die Skulpturen für die neu entstandenen Berliner Gerichtsbauten zu Charlottenburg und Groß-Lichterfelde in früh-mittelalterlichem Stil und heimischer Renaissance ausgeführt. Er arbeitet seine Figuren in der Regel nur nach zeichnerischen Skizzen, ohne ein Tonmodell herzustellen, gleich in Material, Holz oder Stein, aus und zeigt sich darin als Schüler der von Hildebrand und Volkmann eingeschlagenen Richtung. Die Holzskulptur „Liebe" ist wohl hauptsächlich auf das Studium der griechisch-archaischen Figuren (in Athen) wie der gotischen zurückzuführen, die ja beide der Farbe weiten Spielraum lassen. Sie stellt dar, wie ein Mann sein Weib zu halten sucht, das, von einer Schlange gebissen, sterbend zu Boden sinkt. Zahlreiche Zuschriften aus dem Leserkreise lassen erkennen, daß die Proben des Intagliodrucks, die Velhagen & Klasings Monatshefte als eine der ersten deutschen Zeitschriften ihren Freunden geboten haben, sich wachsenden Interesses erfreuen. Wir brauchen nicht zu verhehlen, daß das Verfahren des Intagliodrucks äußerst kostspielig ist. Der Intagliodruck — das italienische Wort bezeichnete ursprünglich eine Gemme mit vertieft eingeschnittenen Verzierungen — verlangt ein besonders wertvolles, weiches und doch nicht durchlässiges Papier, langwierige Proben und Versuche sind erforderlich, um den Ton richtig einzustimmen. Daß alle Vorbedingungen erfüllt sind, freut uns doppelt, wo sich's um die weihnachtlich anmutende Festgabe des künstlerischen Heftschmuckes handelt: Raffaels Madonna della Tenda l

H.

Kaffee-, Tee- und Tafelservice aus dem Festzimmer von Erich Kleinhempel.

Tafeldekorationen und Kerzenhalter aus dem Festzimmer von Erich Kleinhempel.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Felese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Willig in Leipzig.

Studienkopf zu einer Maria Stuart.
Gemälde von Prof. Otto Seitz.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 | Heft 5. Januar 1907

Ohm Peter. Von Max Dreyer.

Mönchgut, den 27. April.

Geliebtes altes Walroß!

Du haſt ein ſo prachtvolles dickes Fell, auf dem man unverzagt mit beiden Fäuſten herumtrommeln kann — und trommeln, trommeln muß der Menſch, ſonſt bleibt er nicht geſund!

Donnerwetternochmal! Du — Du ein zweihundertfünfzigpfündiger, bäumeausreißender Rieſe, und biſt nicht Herr in Deinem eigenen Hauſe! Läßt Dich von dieſen beiden — ich kann mir nicht helfen! — von dieſen beiden ſpitznäſigen Dämchen, die Du beide auf einmal, ohne Dich weiter zu bemühen, in einem unbedachten Augenblick aus reinem Verſehen totſitzen, -drücken oder -fallen könnteſt — läßt Dich von ihnen tyranniſieren und Dich an Deinen beiden langen Ohren dahin zerren, wohin ſie Dich haben wollen.

Donnerwetternochmal!

Du darfſt das Kind Deines leibhaftigen Bruders nicht mit ins Haus nehmen, weil es Deiner Schwiegermutter nicht paßt! Du darfſt es nicht — und Du willſt es auch nicht! Ihr Wille iſt Dein Wille! Du biſt mit Deiner Schwiegermutter identiſch! Du biſt Deine Schwiegermutter, und Deine Schwiegermutter iſt Du. Erſchauderſt Du nun oder erſchauderſt Du nicht?

Ich will Dir mal was erzählen. Weißt Du, daß ich einmal ein Drama geſchrieben habe? Nur ein einziges. Aber es war auch danach. Ein Löwenjunges. (Wie der Julius von Tarent. Von Leiſewitz. Von welchem Löwenjungen Du als Zoologe gleichwohl keine Ahnung haſt.) Dieſes Drama hieß: Der Schnupfer oder die unſterbliche Schwiegermutter. Ich bin ſonſt ein geſchworener Feind aller Schwiegermutterwitze. Denn ſie ſind ſchlecht. In meinem Schwiegermutterwitz aber war Weltordnung und Weltenſinn.

Da war ein Kerl wie Du, der auch unter der Fuchtel ſeiner Schwiegermutter ſtand. Er ſchnupfte leidenſchaftlich — die Kommandeuſe verbot es ihm, und er gehorchte. Und lebte ein freudloſes Leben ohne Schnupftabak. Dann ſtarb des Hauſes Gebieterin. Sie hatte beſtimmt, daß ihre Leiche verbrannt werden ſollte, und ſo geſchah es. Mit dem Aſchenkäſtchen kehrte der Schwiegerſohn nach Hauſe zurück. Schwarz war ſein Gewand, doch ſeine Seele leuchtete. Indes, er lockte zu früh froh. Und nun paß auf! Nun kommt's.

Seinem beſten Freunde ſchüttete er ſein Herz aus. Ihm offenbarte er, was er gelitten, ihm ſeine Erlöſung, und daß ſeine Trauer Freude ſei, nichts als Freude! Der harmloſe Schnupftabak-Hang, den die Verflüchtigte nicht leiden wollte, den er alle die Jahre hatte zurückdrängen müſſen — — hurra! Jetzt wollte er eine Orgie feiern im Schni—Schna—Schnupftabak!

Eine Riesentabaksdose hatte er herbeigeschleift — und schnupfte und schnupfte und jubelte — und jubelte und schnupfte und schimpfte — und jubelte und schimpfte und schnupfte — —

Da — was sehen seine Augen — in dem Taumel der schimpfenden, jubelnden, schnupfenden Orgie — was ist geschehen? Die Tabaksdose ist voll und das Aschenkästchen ist leer! „Ich habe meine Schwiegermutter aufgeschnupft!" Damit bricht er zusammen. Und nach ihm der Vorhang.

Kannst Du Dir einen grandioseren Aktschluß denken? Ich auch nicht. Aber die Ochsen von Direktoren haben das Stück nicht gewollt.

Natürlich sind wir noch nicht fertig. Nun kommt es eigentlich erst. Also dieser Mann hat sich seine Schwiegermutter, von der er sich befreit glaubte, hat sie sich, während er ihr Andenken verfluchte, geradezu einverleibt, hat sie sich inkarniert, wie wir „Gebildeten" sagen, hat ihre Seele aufgerochen. Gerade jetzt, wo er glaubt, daß er sie los ist und darüber lasterhaft triumphiert, nimmt sie ganz von ihm Besitz, jetzt sitzt sie in seiner höchsteigenen Stirnhöhle und leitet sein Fühlen und sein Wollen, jetzt ist sie die unentthronbare Königin seiner Gedanken — hahahaha! hihihihi!

Ist das nicht ein Weltenbau? Aber die Ochsen von Direktoren haben das Stück nicht gewollt.

Dir aber, Dir sage ich: Denk an Deine Stirnhöhle! Und an die Stirnhöhlenbewohnerin. Aber dummes Zeug. Es ist ja zu spät. Du bist ja bereits identisch mit Deiner Schwiegermutter. Ihr Wille ist Dein Wille. Und so kommt also die kleine Ellen nicht in Dein Haus.

Ja, aber wie denkt Ihr Euch das? Wie denkt sich das insonderheit der Vater dieses Kindes?

Ich weiß ja, Dein Bruder Heinrich ist ebenso schen, wie Du dickhäutig bist. Hat mir einen großen Schreibebrief geschrieben, sieben und 'ne halbe Seite lang, aber davon, daß er dächte, meinte, hoffte, wünschte, ich könnte seine Ellen zu mir nehmen, schreibt er kein Sterbenswort. Schreibt mir alles Menschenmögliche über seine Expedition nach Nordsyrien und lauter ungefragte Sachen über das Volk der Hettiter, das ja selbstverständlich ein bärenmäßig interessantes Volk ist. Und zum Schluß schickt er mir dann „viele herzliche Grüße". Und aus dem allen soll nun ein Mensch die Folgerung ziehen, daß der gute Heinrich auf seinem Hettiterherzen die Bitte hat, man möchte seine Ellen bei sich aufnehmen!

Himmel, ich will ja gern tun, was ich tun kann. Aber ich bin ein altes, verwildertes Rauhbein von Junggesellen — sitze hier fern von der Kultur in einem Blockhaus — und ich soll solch eine zarte Pflanze usw. usw. Das macht Euch doch klar!

Ihr sagt, der Arzt will einen Sommer Seeluft für das Kind. Schön. Aber die Frauenhand fehlt hier. Freilich, ob keine Frauenhand nicht immer noch besser ist als die zwanzig knöchernen Knöbel Deiner beiden Damen — —

Aber überlegt Euch die Sache.

'n dreiviertel Jahr dauert ja allerdings die Geschichte nur für mich. Und solange könnte ich zur Not ja wohl Prinzessinnenerzieher sein —

Aber verrückt ist es doch. Komplett verrückt.

Warum kann denn die Kleine nicht gleich nach Genf in die Pension! Wie? Was? Bloß weil die fürtreffliche Tante Amalie (genannt Amélie) nicht eher Platz bei sich hat? Himmel, dann soll sie eine von ihren Gänsen eher heimwärts flattern lassen! Ist die Kleine mit ihr nicht mindestens ebenso verwandt wie mit mir! Mutterbruderschwagerschwesterkind oder so was! Doch wie Gott und die mit Recht so beliebte Tante Amélie will!

Aber was Du mir von der kleinen Ellen und ihrer ausgesprochenen Lust, gerade bei mir zu bleiben, erzählen möchtest, dazu sag' ich: Na, na!

Du schreibst, „sie kennt Dich sehr gut," (was ich bezweifle), „sie spricht von Dir mit besonderer Anhänglichkeit."

Ehrt mich, ehrt mich. Im übrigen ist es gelogen.

Indessen, jedennoch — und bei alledem — wie soll das werden! Wie soll das bloß sein! Habt Ihr denn eine

Ahnung von meinem Weſen, von meinem Hauſen, von meinem ganzen Leben? Tut mir wenigſtens den Gefallen und werft erſt einmal einen Blick in meinen Bau.

Natürlich, der Heinrich iſt ein ſo guter Kerl, und verſagen möchte ich mich ihm nicht. Aber er ſoll wenigſtens erſt mal herkommen. Und dann los! Dann nehme das Schickſal ſeinen Weg!

Übrigens da Dich der Herrgott, der es doch wiſſen muß, nun einmal zum Zoologen gemacht hat — kannſt Du uns in ein Geheimnis der Natur hineinleuchten? Vater Wittmüs, was der Mann von meiner Aufwartefrau und mein Bootsmannsmaat iſt, ein Sinnierer und Weltweiſer, ſteht am Rande des Tiefſinns ob einer Entdeckung, die ihn ſeit Jahren nicht losläßt. Wie kommt es, daß der Fliegenſchmutz auf weißen Gegenſtänden ſchwarz iſt und auf ſchwarzen weiß? Fabelhafte Geſchöpfe! Zwei Apotheker hat er ſchon gefragt, den in Putbus und den in Göhren (den Doktor nicht, weil er Angſt hat, das koſtet was), und keiner hat ihm das Rätſel löſen können. Nun ſitzt er und ſinnt und müht ſich, aus den Eingeweiden der Fliegen zu weisſagen, und kann doch die Wahrheit nicht finden. Vermagſt Du ihn zu erleuchten, ordentlicher, öffentlicher Profeſſor der Zoologie? Das wäre ſchön von Dir, könnteſt Du dem Mann ſeine Lebenszuverſicht wiedergeben.

Gruß!

Peter Brandt.

Noch eins laß Dir verklaren: Wenn Du mich noch einmal auf Deinen (übrigens ausreichend femininen) Briefumſchlägen als „Komponiſten" anredeſt, dann — dann — dann ſag' ich nie wieder Walroß zu Dir.

II.

Das Haus ſtand auf der Höhe. Und ſeine Haltung war ſo, daß man ihm die Liebe zum Meere anſah, ſo freudig gehoben blickte es auf die Flut und immer nur auf die Flut.

Zu ſeinen Füßen lag ein Garten mit Raſenhängen, denen Wind und Sonne das Leben bitterſchwer machten; darin waren ein paar Beete mit niedrigen Roſen eingebettet, und die Roſen ſahen mit großen, ſcheu-verwunderten Augen in die harte Helle dieſer Luft, über die der Wind ſelbſtherrlich gebot, die nichts Heimliches, Lauſchendes und Koſendes hegte. Und doch leuchteten ſie in all ihrer Angſt, wagten es kaum, ſchön zu ſein und leuchteten doch. Der ewige Wind verbot ihnen den Duft, da blieb dieſer verhalten in ihnen zurück und wurde ſelbſt zum Leuchten. So wurde ihre ſcheue Pracht nur noch inniglicher.

Aber das Haus ſah hinweg über dieſe leiſe, zitternde, fragende Daſeinsluſt, wie weiter über die gleichgültige, unempfindliche Selbſtverſtändlichkeit der breiten Kartoffelfelder, und blickte immer nur auf die See.

Mit all ihren Wandlungen war es vertraut, all ihre Regungen fühlte es auch, daß davon in ſeinem Holz ein Tönen und Klingen lebendig war.

Es empfand den Schauer, der durch die Welt ging, wenn die Morgendämmer ſich teilten und das Meer die Sonne gebar, wenn die erſten Strahlen leiſe über die Fluten ſtrichen wie loſe, ſelige Kinderhände über einer Mutter ernſtes Antlitz.

All die Farbentöne klingen in ihm auf, wenn zwiſchen Wolkenzügen, dunklen und hellen, das gewachſene Licht über die Wellen ſich ausſtrömt, hier ein Purpurſtreif, dort ein ſchwarzer Todesſchlund, dahinter ein Blumenfeld, lila, veilchenfarben, da eine grüne Au und daneben ein dunkelblaues Stück Himmel. Und durch das alles ziehen die Wogen die weißen Streifen ihres jubelnden, ſich hebenden, farbenfrohen Lebens, daß all das Bunte dagegen noch tiefer, noch glühender, noch unfaßbarer aufflammt.

Und wenn der Abend kam, ſanft und zärtlich, wenn er die Fluten koſte und ihnen ihre Nebelſchleier abſchmeichelte, all ſeine Geheimniſſe darein zu hüllen, all ſein Ahnen und ſeine Träume, und wenn dann die Nacht das Meer zudeckte — ſie die Erfüllung, die Ruhe, das Leid und das Glück: das alles war in dem Hauſe lebendig wie in den Waſſern.

Und nun erſt, wenn der Sturm kam, der freudige Zerſtörer, der brauſende,

jubelnde, der laute, lebendige, lachende Tod! Das Haus fühlte sein Kommen.

Noch ist es still in der Luft und hell, aber das Licht ist unstet, und die Sonne flackert. Dort hinten, ganz weit, wo Himmel und Wasser sich berühren, ist ein schwarzer Strich gezogen. Breiter und breiter wird der Streif, ganz gerade bleibt er und scharf, eine Schlachtordnung, fest und unerbittlich. So wächst es heran. Und das Meer duckt sich, nicht vor Angst, es ist ein wohliges, sich schmiegendes Kauern, und ein Funkeln da und dort — Raubtiere, die auf den Sprung sich freuen. Aber auf dem Lande ist die Angst. Und alles kriecht zusammen, die Hügel, die Hänge, der Wald und das Dorf. Nah und klein und eng wird hier alles. Die See aber wird immer größer und mächtiger, grausamer und froher.

Und dann bricht es los. Erst ein geller Pfiff, wie ein Signal. Und jetzt ein Brausen, ein Grollen und Rollen, ein Donnern, dazwischen brüllende Rufe, Flüche und Schreie des Grauens, tobendes Frohlocken und Schreie des Jubels. Die Erde zittert und dampft. Die Wolken werden in Fetzen zerrissen, aber das Meer behält seine Wellen, seine Kraft und seine sich türmende Freude; nur Schaumflocken reißt der Sturm über das bebende Land, ein höhnischer Gruß der jauchzenden beiden an die bange Not.

Im Hause tönt es wieder, was der Sturm atmet. In seinem Holze harft das wilde Grauen und die wildere Lust. Wie ein Riesenintrument ist es, von einer Götterhand gespielt.

Und Peter Brandt sitzt in dem Hause, bewegungslos, die Ellenbogen auf die Kniee gepreßt, die Stirn in die Hände gegraben, und horcht und trinkt und saugt mit allen Fibern: kein Ton, kein Klang, kein Akkord, den er nicht ins innerste Mark hineinschlürft.

Und wenn er sich so vollgetrunken hat von Musik, dann holt er sein Cello und versucht das nachzusprechen, was seine Seele gehört hat. Nicht alles kommt wieder, wie es einzog. Aber vieles wird klingendes Leben und tönende Wahrheit. Und jetzt fliegt ein Zucken durch seine Glieder, und seine Augen sind voll Tränen.

Das sind Peter Brandts heilige Stunden, in denen er weint, ohne daß er's weiß.

Hätte aber jemand diesen großen grauen Augen ins Gesicht gesagt, daß sie in Tränen schwimmen könnten, sie hätten ihn angewettert mit lachendem Zorn. So sehr war es ihr Streben, den Dingen dieser Welt klar, fest und trocken, ohne Hingebung an die Stunde, ohne Trübung und Brechung, ohne Schleier zuzuschauen, daß sie die Zeichen der Vergessenheit, sobald sie vorüber waren, vergaßen. Und wenn nicht vergaßen, so doch mit einem inbrünstigen Groll vor den andern verbargen.

So heilig war ihm der Quell, aus dem seine Tränen kamen, daß er seine eigenen Gedanken nur, wenn sie rein, stark und groß waren, in ihn hineinschauen ließ — er wußte, sie konnten sonst die Schauer nicht ertragen und mußten sich verkriechen, geschüttelt von wahnsinnigem Grauen.

Die Welt aber, die Menschen, was waren sie ihm, daß sie von etwas wissen sollten, was er selbst sich nur in geweihten Stunden zu wissen getraute!

Und selten war er ein Wissender, ein Priester seines eigenen Heiligtums, denn der Alltag gebot mit den Jahren immer mehr über ihn. Und so wehrte er sich gegen alle Offenbarungsschauer mit Nüchternheit und Hohn, mit dem Behagen des Gewöhnlichen, mit der Freude am Groben und mit der Lust zu verblüffen.

III.

Das Leben hatte Peter Brandt gehörig umherworfen, ehe er fünfundvierzigjährig auf Mönchgut Boden faßte und sich hier aus den Trümmern eines großen Vermögens ein kleines Anwesen schuf.

Er war als unruhiger Geist umgefahren und hatte es bunt genug getrieben, nachdem die Eltern allzufrüh von ihm gegangen waren, nachdem er in langen düstern und leeren Zeiten den Tod der Mutter überwunden.

An ihr hatte sein ganzes Herz gehangen, mit einer Innigkeit, daß er alles mitempfand, was an sie rührte, daß ihre Freuden und Schmerzen ihn durchdrangen, daß er mit ihr ihre Krankheit litt,

daß ihr Tod ihn nur aus Versehen nicht mit sich nahm.

Sie war eine unscheinbare, in sich gekehrte Frau gewesen, mit glattem Scheitel und schmalen, blassen Lippen, ohne weiche Hand, ohne zärtliche Augen und an Worten karg, aber ihre Seele war mit Musik gefüllt, so tief und überströmend reich, daß es in ihrer Stimme wie in ihren Händen gleichermaßen Leben gewann.

Und Peter, der wie keiner auf sie lauschte, so versunken, so glücklich, mit so großen, unkörperlichen Augen — er war der einzige, der ihr jederzeit zuhören durfte, ihrem Singen wie ihrer Geige.

Sie fühlte sich dem Kinde verschuldet, es war ein Spätling, und sie hatte sich seiner geschämt, als sie mit ihm ging. Jetzt gab sie ihm größere Zärtlichkeit, als sonst einem Menschen. Ihre Zärtlichkeit aber war Musik.

Als sie starb, war der Klang, der Wohllaut aus der Welt gegangen. Ein wirrer, rauher, heiserer Lärm durchtobte sie. Davor versteckte sich Peter. Und als er dann wieder herauskam, lärmte er mit, lauter noch als die andern, um von ihnen nichts zu hören.

Wilde Studentenjahre durchbrauste er, maßlos im Saufen und Raufen, langsam überwand er den Wust, und es dauerte Jahre, bis er stille Stunden wiederfand.

Dann packte ihn der Ehrgeiz, er wollte sein Referendarexamen machen, zog sich zum Arbeiten auf eine Hallig zurück, fiel trotzdem mit Pauken und Trompeten durch, machte sich den schlechten Spaß, seine Examinatoren zu fordern, und wurde dafür auf die Festung geschickt.

Hier war sein Cello der Tröster seiner Unfreiheit, und er ging von da aufs Konservatorium, Musik zu studieren. Aber das behielt ihn nur kurze Zeit. Eines Tages reiste er plötzlich auf und davon, er fuhr ins schottische Hochland und ward lange nicht gesehen.

Danach ging er von neuem auf die Universität, diesmal als Medizinbeflissener, erfand eine neue ungeahnte Kinderbrutmaschine, die ihn, ohne weiteres Unheil anzurichten, die Hälfte seines Vermögens kostete, packte dann wieder ganz plötzlich seine Koffer und tröstete sich über die Verständnislosigkeit der Frühgeborenen wie der Erwachsenen, der „zu spät Gestorbenen" auf einer Reise um die Welt.

Dann kamen endlich Jahre der Seßhaftigkeit und heißen, inneren Ringens, Jahre künstlerischen Schauens und schöpferischer Arbeit.

Nun packte ihn ein Rausch, im Fieber arbeitete er weiter, und der Gedanke an die andern, denen er schon einmal gefallen hatte, bekam Gewalt über ihn.

Sein zweites Werk weckte noch lauteren Widerhall. Aber gerade dieser Schall und Schwall brachte ihn zur Besinnung. Die Gesellschaft wollte sich seiner bemächtigen, die Berühmtheit legte Hand an ihn, man wollte ihn sehen, wollte von seinem Leben wissen, man bettelte ihn um seine Handschrift an, die Zeitschriften wollten sein Bild.

Die Öffentlichkeit reißt Dich aus Dir heraus! Du sollst Dir nicht selber mehr gehören —

Und Deine neue Arbeit ist schlechter als die erste. Nein mehr als schlechter — sie ist schlecht!

— „Und so gedenken wir in der nächsten Nummer über Ihre bahnbrechenden Werke sowohl wie über Ihren Lebensgang einen ausführlichen Artikel aus der Feder unseres Mitarbeiters, des Herrn Professor Ballermann zu bringen. Dazu ist eine Reproduktion Ihres Bildnisses, auf die unsere Leser den größten Wert legen, vonnöten, und würden Sie uns durch schnellste Einsendung Ihrer Photographie zu Dank verpflichten!"

Den Teufel werd' ich tun! Er schrieb ihnen zurück, daß seine Visage ihm gehöre und nicht den garantiert fünfundsiebzigtausend Abonnenten.

Nein, er wollte sich selbst behalten, sich selbst zusammenhalten. Die Berührung der Öffentlichkeit — das war es, was die Kraft von ihm nahm.

Grundschlecht war seine neue Komposition. Wenn auch nicht ganz so schlimm wie die Aufführung sie machte. Was hatte sich nur der Dirigent darunter vorgestellt! Und all die vielen hundert Hände und Mäuler, deren es zur Darstellung dieses einen Werkes, seines Werkes bedurfte!

War das überhaupt sein Werk, dieses Gehirnfrikassee von hundert Köpfen!

Und das Publikum hatte gerast. Gott sei Dank, daß es wenigstens nicht seine Schöpfung war, was der Pöbel bejubelte!

Seine Arbeit war schlecht, aber sie war doch trotzdem und trotz alledem sein Werk, sein Werk allein!

Es war doch immer mächtiger in ihm geworden, allem inneren Widerstand, aller seelischen Scheu, allem höhnischen Unglauben, aller Flucht vor sich selbst zum Trotze, etwas was in heimlichen Zeiten heranwuchs, immer mehr auf sein Dasein pochte und immer dringender Gestalt verlangte.

Von jeher hatten alle Schwingungen, alle Bewegungen, alle Erschütterungen, mit denen das Leben ihn traf, Klänge, Akkorde und Melodien in ihm ausgelöst, so sehr war er selber ein Instrument, auf dem sein Leben spielte. Und nun gewann es Form, fast über Nacht, und die Form ward mächtiger und ließ sich aus der Welt der Sinne nicht mehr verstoßen.

So schrieb er seine Musik nieder, so festigte er sie in Gestalten und hob sie über die Empfindung und den Augenblick in das Körperliche.

Das schreckte ihn erst, aber dieser Schreck war nicht der einzige Schauder des Schaffens.

Und dann stand es vor ihm, was er geschaffen hatte, selbständig, ein Eigenes und ein Fremdes. Mit einer Art Haß stieß er es von sich, um es wieder voll Inbrunst an seine Seele zu reißen.

Jetzt begannen die Kämpfe um das Leben und das Glück des neuen Geschöpfes. Mit einer Tatkraft, die er für seine eigene Person nur selten in die Wagschale warf, mit einer Unempfindkeit gegen Mühseligkeiten, Enttäuschungen, ja Demütigungen, die ihm bisher ganz fern gelegen hatte, bahnte er ihm den Weg zum Licht.

Er fand einen Verleger, der in ihm ein Geschäft witterte und nicht erlahmte, ihn der Welt als das neue Genie anzukündigen. Das peinigte Peter Brandt bis aufs Blut, aber er duldete es.

Und dann führten sie ihm seine Des-dur-Symphonie in Berlin auf. Es war ein lauter Erfolg. Die vielen waren entzückt von der melodischen Kraft und Fülle; die wenigen fanden hier und da noch mehr: Klänge aus der Tiefe, Rufe vom Grunde der Menschenseele, die noch scheu und verhalten klagten, sangen und sich sehnten, aber doch von dem Lebendigen, dem Jenseitigen Kunde gaben.

Allein — konnte er denn seine Kunst allein besitzen? Konnte sie denn ohne Laut, ohne das Laute und Tönende, ohne Hall und Widerhall, ohne das Weite, das Offene und das Öffentliche ein Dasein führen? Diese Frage erfüllte ihn mit Grauen über sie und sich selbst.

Alle, die Dichter, die Maler, die Bildhauer, sie haben das Stille und Heimliche — seine Kunst ist laut, ohne Einsamkeit; wer sie schafft, der hört sie, und wie er sie hört, hören sie auch andere, gehört sie auch den andern!

Seine Kunst hat nicht die Reinheit der einsamen Stille.

Er wütete immer gründlicher gegen sich selbst. Immer wilder wurde sein Zorn auf die Welt, in die er hinausgeschrien hatte, was er für sich hätte hegen müssen; der Zorn auf die hundert Fiedelbögen, die den Sang seiner Seele zuschanden gedudelt hatten, auf die tausend Ohren, die aus ihm herausgehört, eigenmächtig, roh und schonungslos, was sie selber wollten, und die sein Eigenes zerrissen und verzettelt.

Und sie, diese andern — die hatten ihn verdorben! Was an seiner Kunst vielleicht echt war, die Hände, die Ohren der Menge hatten es verhunzt!

So wetterte er gegen die Welt und gegen sich. Und dann gab es eine praktische Aufgabe für ihn, die all seine Kräfte erforderte: es galt, seine Symphonien der Öffentlichkeit zu entziehen. Er löste unter schweren Opfern seinen Vertrag mit dem Verleger, der keine Exemplare mehr drucken lassen durfte, kaufte alles an, was noch auf Lager war, und jagte nun hinter den Büchern her, die in fremden Händen sich befanden. Im Laufe der Zeit brachte er alle in Sicherheit bis auf siebenundzwanzig von Opus I und vierunddreißig von Opus II. Und diese siebenundzwanzig plus vierunddreißig verdüsterten ihm noch viele Stunden seines Daseins. Die Welt aber, der

er ſolcher Weiſe den Krieg erklärt hatte, war bald mit ihm fertig und legte ihn als heillos übergeſchnappten Muſikanten ohne weitere Umſtände zu den übrigen, was ihn mit grimmigem Frohlocken erfüllte.

Dieſer Art waren die Kreuz- und Querſprünge ſeiner krauſen Vergangenheit, nach welcher er alſo zu ruhigerem und gefaßterem Daſein auf Mönchgut ſeßhaft geworden.

IV.

„Mutter Wittmüß, ich krieg' 'n Kind!" Damit begrüßte Peter Brandt eines Morgens ſeine alte ſchwerknochige Aufwartefrau, als ſie mit ihrem dröhnenden Grenadierſchritt in die Halle trat.

Sie ſah ihn aus ihren liſtigen, huſchenden Mäuſeaugen geringſchätzig von der Seite an, mit dem ganzen überlegenen Gefühl ihrer Weiblichkeit und ſiebenfacher Mutterſchaft und ſagte nichts weiter als: „Hö!"

Danach erklärte er ihr des weiten und breiten, daß die kleine Ellen ins Haus käme.

Sie hörte ihm gelaſſen zu, dann hob ſie das verwitterte Geſicht zu den Wänden und bemerkte mit trockener Entſchiedenheit: „Denn hängen Sie man erſt die ſchwein'ſchen Biller weg!"

„Ollſch, Sie ſind verdreht."

Er muſterte aber doch ſeine Galerie, und allmählich wollte es auch ihm aufgehen, daß ein dreizehnjähriges Mädchenauge vor dieſem und jenem leichtlich ſich verwundern oder gar erſchrecken könnte.

Da hatte er vor allem ein paar Kupferſtiche, die zu Bedenken Anlaß geben konnten, Meiſterwerke in ihrer Art, die einen Künſtlerdrucke, die andern Abzüge avant le lettre, dazu alte Erbſtücke, denn der Stecher war ein Familienmitglied geweſen. Aber es waren Nachbildungen, und darum würde er ſie nicht ſchmerzlich vermiſſen, wenn ſie im Kaſten lagen, lehnte er ſich doch im Grunde ſeiner Seele gegen alle Übertragungen in der Kunſt mit ſeiner höchſteigenen hochmütigen Unerbittlichkeit ganz entſchieden auf. Alſo immerhin, hinab mit ihnen in den Orkus der Schublade!

Schlimm waren ſie ja eigentlich nicht, und wären es wirkliche Schöpfungen geweſen, er hätte ihren Platz verteidigt. Schlimm ſchon deshalb nicht, weil der fromme Rubens der Vater der Originale war. Des Meiſters blühende Fleiſchtöne ohne Farbe wiederzugeben, hatte den Kupferſtecher offenbar gereizt, und man mußte zugeben, daß er mit ſeinen Mitteln einen überraſchenden Schimmer quellender Blutwärme hervorgerufen hatte, die ſich wie bei dem Schöpfer in den roſigen Grenzen nordiſcher, niederländiſcher Gelaſſenheit zu halten ſchien.

Da waren das Bacchanal aus der Petersburger Eremitage, die frierende Venus, Herkules zwiſchen Tugend und Laſter, die Caritas Romana, die Milchſtraße, Diana im Bade von Satyren überraſcht, verliebte Zentauren, der Eremit und die ſchlafende Angelika, Venus und Adonis, Jupiter und Kalliſto.

Auf dem Kopfe der Kalliſto lagen ſeine Blicke feſt. Wie fein war hier das Leben der Züge gegeben, die Angſt vor der Liebe und ihrem Schickſal in den Augen, die bald vor Willfährigkeit überzugehen und zu verſchwimmen drohn.

Ja, ja, er hatte auf ſeine Art doch etwas gekonnt, der alte Markus Brandt. Aber jetzt hinein mit ihm in den Kaſten!

Und nach ſo ſchneller Muſterung kam es Peter zu Bewußtſein, daß es mit der Säuberung ſeiner Sammlungen nicht getan war, daß es einer gründlichen Änderung des ganzen Hauſes, ja ſeiner ganzen Lebensführung bedurfte, ſollte die kleine Ellen hier Boden gewinnen.

Das war ein Zwang, der ihn quälte und geradezu ängſtigen konnte, und mit Zorn, ja mit Haß dachte er an die neue Hausgenoſſin.

Aber er hatte einmal ſein Wort gegeben, und das nimmt Peter Brandt nicht zurück.

Und jetzt war er daran, mit einem grimmigen Behagen ſich ſelbſt zu zauſen und zu friſieren.

Es hatte eine Zeit gegeben, wo er ſein Äußeres ſorgſam pflegte, auf gute Kleidung bedacht war und ſich nur in ſauberen Umgangsformen wohl befand. Aber das lag hinter ihm.

Hier auf der Halbinſel unter den Fiſchern und Bauern war der Hang zur Struppigkeit, der in ihm geſteckt hatte, zu fröhlicher Selbſtgefälligkeit gediehen,

und er konnte sich etwas darauf zugute tun, daß seine Manieren immer mehr nach Schmierstiefeln rochen.

Heiliges Ungewitter, so sah ein Prinzessinnen-Erzieher aus!

Er hatte das Dach eines Schuppens geteert, in dem er seine Fischereigeräte aufbewahrte, und sich im Arbeitskittel an den Teetisch gesetzt. Hose und Jacke waren mit Teer beschmutzt, ebenso die Finger, und im Gesicht hatte er Spritzflecke.

„Guten Appetit!" sagte er zu sich selbst. Aber der Wunsch war überflüssig, es schmeckte ihm auch so.

Dann streckte er die Beine von sich, räkelte sich im Sofa und hob die Hand ans Kinn, das seit drei Tagen unrasiert war.

All diese gemütvolle Nachlässigkeit sollte nun ein Ende haben!

Heiliger Teerquast, warum, wozu und wofür?

Wie kam er dazu, sein neunundvierzigjähriges, sein neunundvierzigdreiviertteljähriges, verdämmerndes Dasein in den lichten Morgenglanz so junger Jahre zu stellen? Was sollte seiner abgetönten Bequemlichkeit diese grelle Regsamkeit der Pflichten?

Ein alter Esel war er, daß er sich von diesem infamen dicken Zoologen so hatte krumm legen lassen!

Aber jetzt gab es nun einmal nichts anderes mehr.

Er schlug auf den Tisch.

„Ollsch!" Mutter Wittmüß polterte herein. „Wo soll die Kleine schlafen?"

Vier kleine Zimmer stießen an die Mittelhalle, zu jeder Seite zwei. In einem der nach Westen gelegenen Räume schlief Peter Brandt, das Zimmer daneben bewahrte seine Sammlungen, naturwissenschaftliche Seltenheiten von Strand und See, Versteinerungen zumeist, dann auch Funde aus Hünengräbern, Waffen und Geräte von Stein und Bronze, Bernsteinschmuck und Tongefäße; an den Wänden aber hing eine Anzahl von Geweihen und Gehörnen aus der Zeit, wo er noch Jäger war. Deshalb hatte Mutter Wittmüß diesem Raum den vornehmen Namen „Jagdzimmer" zuerkannt, Peters Hohn aber sprach von ihm als dem Ehemannszimmer, und er ging an diesem Orte mancherlei Erinnerungen nach, mehr in Heiterkeit oder Zorn, als in Reue.

Diese beiden Räume mußten nun schon bleiben, was sie waren; von denen auf der andern Seite — in dem einen waren seine Bücher haufenweise wie Runkelrüben aufgeschüttet, der zweite war vollends eine Rumpelkammer für alte Kleider und Stiefel, zerbrochene Möbel und alle möglichen halbbrauchbaren Überflüssigkeiten — von denen also kam dieser oder jener als Nest für den kleinen Gast in Frage.

Die beiden Ratschlagenden einigten sich dahin, die Rumpelkammer leer zu machen.

Hier sollte die Kleine schlafen, nach Osten zu, auf der Seite, wo die Sonne aufgeht.

Und schön wollte er ihr alles herrichten! Licht und zierlich und voll Anmut sollte alles sein, wie es sich für ein kleines Fräulein gehört. Die Vorhänge, das kleine Bett und die kleinen luftigen Möbel all! Ein kleines Schmuckkästchen träumte er sich zusammen.

„Fein wird das gemacht!" rief er aus. „Aber wer soll das besorgen? Ich bin zu plump und zu dumm dafür, und Sie, Ollsch, Sie auch!"

„Denn muß woll die Frau Pastern 'ran."

„Frau Pastorn — hm — ist auch nicht zart genug. Weiß nur mit Jungs umzugehen. Hat zu harte Hände gekriegt von den viereckigen Dickköpfen ihrer drei flachshaarigen Bambusen. Aber schließlich ist sie doch die einzige. Ja — hm — denn muß sie 'ran."

Und er schrieb sofort einen Brief an sie.

„Geliebte Feindin,

leben Sie noch? Ich auch. Und hab' wieder einmal eine Bitte an Sie. Es handelt sich diesmal aber weder um Frühkartoffeln noch um das neueste Shakespeare-Jahrbuch, nicht um Rügensche Volksüberlieferungen und um kein Mittel gegen Erdflöhe. Nein, um ganz was anderes. Worüber ich wann, wo, mit Ihnen sprechen darf? Beste Grüße, auch an Hochehrwürden von Ihrem von Ihnen sogenannten Peter von Arroganzien."

V.

Er hatte als Geheimnis gehütet, was seinem Hause bevorstand, auch nachdem

Caroline von Humboldt.

Gemälde von Gottlieb Schick.

Photographieverlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

es entschieden war, daß die Kleine zu ihm kommen sollte. Tagelang hatte er es mit sich allein herumgetragen, in Verwunderung über sich, in Zorn gegen sich und die andern, mit Kopfschütteln, Wettern und höhnischem Lachen. Jetzt, nachdem er es mit dem gewohnten Ruck Mutter Wittmüß offenbart, war aus dem allen eine Art freudigen Eifers geworden.

Und mit solcher betriebsamen Munterkeit betrat er das Pfarrrhaus, wohin ihn gleich für den nächsten Tag die Frau Pastorin entboten hatte.

Ein Haus, so traulich zum Wohnen wie keines, von Efeu eingesponnen, niedrig und alt und schmiegsam und warm. Ein Laubengang führte von ihm zu der Kirche, und deren Unterbau war selbst umrankt von Efeu und wilden Rosen, und immer höher, zärtlicher und versöhnlicher umfing grünendes Leben diese Burg des Wortes. Ohne Anfechtung aber, mit kantigem Selbstbewußtsein hob sich darüber kalt, wehrhaft und grau der gedrungene Turm.

So wie die Kirche, ganz ebenso war Pastor Willers selbst in der Erscheinung seiner Wesensart. Peter Brandt hatte es festgestellt, und Frau Brigitte, die es am besten wissen mußte, hatte es bestätigt.

Dabei hatte Peter hervorgehoben, daß die meisten Menschen zwei verschiedene Seiten hätten, daß die meisten nach links und rechts auseinander fielen. Ein anderes oben und unten aber hätten die wenigen, denn die meisten wohnten überhaupt zu ebener Erde.

Bei diesen wenigen wäre nun ein langweiliges Gleichmaß beider Stockwerke die Regel. Darum sei Karl Christian Willers, der Mann mit zwei verschiedenen Stockwerken, als Seltenheit zu feiern, zumal die beiden in all ihrer Ungleichheit selten gut aufeinander säßen. Er, Peter Brandt, wüßte nicht einmal zu sagen, welche der beiden Hälften an und für sich genommen ihm am besten gefiele: die untere mit ihrer Güte, ihrer Hilfsbereitschaft und ihrer Freude an allem Lebendigen, oder das, was sich starr und unbeugsam darüber erhob: der Eifer in Glaubensdingen, die unerschütterliche Standhaftigkeit im Dogma, die steinerne Treue im Worte, die aufrechte Todesbereitschaft für jeden Buchstaben der Schrift, die düstere Drohung mit ewigem Tode für jeden, der nicht gleich unerschütterlich für das Wort sein Leben einsetzte.

Er ist ein Kerl, der Karl Christian, sagte Peter Brandt, nicht mein Geschmack, aber er ist ein Kerl! Ein alter, eherner Krieger, der keinen Pardon gibt! Und wie ekelhaft war ihm dagegen all die schleimige Kompromißlerei moderner Theologie, all die schmiegsame Gelegenheitsmache hierarchischer Politik und kirchlichen Bureaukratentums. Für eine „Karriere" und so etwas war Pastor Willers nicht geschaffen, dafür litt er zu sehr an harten und geraden Knochen. So blieb er bis an sein Lebensende in seinem Dorf, geliebt und gefürchtet, und wer ein Bild seines Wesens vor Augen haben wollte, der mußte sich die Dorfkirche ansehen. —

Peter Brandt hatte seit Monaten das Pfarrhaus nicht betreten, zu selten verließ er seinen Bau. Jetzt empfing ihn Frau Brigitte auf dem Flur. „Na? Kriechen Sie endlich wieder heraus aus Ihrer arroganten Einsamkeit?"

Sie war eine große, hellblonde, noch blühende Frau, die Augen etwas zu schnell und zu laut, die Züge mit einem Strich ins Grobe und die weißen, breiten, hervorstehenden Zähne zu beredte Zeugen eines regsamen Appetits, aber die Stirn von klarer Klugheit und die ganze Art von festem, gesundem Gefüge.

Er beugte sich über ihre weiße, fleischige Hand und küßte sie mit posenhafter, sich selbst verhöhnender Ritterlichkeit. Sie aber neigte den Kopf, schnüffelte unbekümmert an ihm herum und sagte mit munterem Wohlbehagen: „Was riechen Sie wieder gottvoll nach Teer!"

„Ja, Frau Brigitte — aber dieses wohlriechende Dasein wird mir jetzt wohl böse verkümmert werden."

Und dann erzählte er ihr, daß er Prinzessinnen-Erzieher werden sollte.

Sie hielt das erst für einen Witz und lachte ihn aus.

Er aber sprach voll Wehmut: „Glauben Sie nicht, daß ich dazu passe?"

„Und ob! Wie der Igel zum Badeschwamm!"

Danach aber berichtete er ihr des wei-

ten und breiten, wie alles gekommen war, und warum es so kommen mußte, worauf er sie um ihre Hilfe bat, dem kleinen Ankömmling ein angemessenes Quartier zu schaffen.

Sie wurde nun Feuer und Flamme für die Zurüstung, und endlich fragte sie, warum sie das Kind nicht bekommen sollte? Sie hätte sich immer eine Tochter gewünscht, und die Kleine wäre doch unter allen Umständen besser bei ihr aufgehoben als in Peters Seeräuberbau.

„Ja, wissen Sie, Frau Brigitte, der Vater von das Kind, der sanfte Heinerich, ist unsänftiglich gegen Pastorenhäuser gesinnt."

„Ja, ja, ich weiß. Er ist ein Heide. Er betet zu den Göttern Griechenlands."

„Nein, er betet zu den Göttern der Hettiter."

„Der Hettiter? Die in der Bibel vorkommen?"

„Jawohl."

„Woher wissen Sie, daß die in der Bibel vorkommen?"

„Aus dem Konversationslexikon. Und Mutter Wittmüß hat mir gerade 'n Knopf dabei angenäht."

Er hatte noch immer das wehmütige Gesicht. Frau Brigitte sah ihn lange an, dann sagte sie kopfschüttelnd: „Sie, der verquerste Mitbewohner dieser Welt! Wie soll die Kleine sich mit Ihnen zurechtfinden!"

„Sie ist gerade, denn sie ist jung. Sie wird mich führen."

Er sprach es mit einer gewissen lichten Leichtigkeit. Und plötzlich stand ein sorgloser Übermut in seinen hellen Blicken.

Frau Brigittens Augen forschten aufs neue an ihm herum, und nun sagte sie mit neuem Kopfschütteln: „Wissen Sie, daß Sie jetzt wie ein Junge aussehen?"

„Nein."

„Wie ein kleiner durchtriebener Junge. Und Sie wollen Pflegevater werden?"

Er reckte seine knabenhaft schlanken Glieder, fuhr sich mit der Hand durch sein dichtes, kurzgehaltenes Haar und lachte unbekümmert. Und dann wurde sein Lachen anzüglich, als er sagte: „Ich hoffe, Sie helfen mir mit Ihrer pädagogischen Weisheit — Sie, die Mutter von Jum und Jim!"

VI.

Jum und Jim waren die jüngsten Söhne des Hauses, Zwillinge ihres Zeichens. Ihr Vater hatte sie christlich als Kurt und Fritz getauft und in das Kirchenbuch eingetragen. Peter aber, für den die Jungen eine wilde Verehrung zeigten, hatte sie mit den gottlosen Zirkusnamen bedacht. Und die paßten wie bestellt zu den Clowngesichtern mit den struppigen, eckigen Schädeln und den unglaublich frechen, himmeltrotzenden Nasen.

Sie waren der Schrecken des Kirchspiels. Alles rettete sich, wo ihre borstigen Flachsköpfe auftauchten. Die ältesten, kräftigsten Jungen, die bissigsten Dorfköter drückten sich in weitem Bogen um sie herum.

Bösartig waren sie nicht, und Schwächeren taten sie nie etwas zuleide, aber eine unbändige Rauf- und Abenteuerlust und eine tolle Freude, Verwirrung, Aufruhr und Kampf in den ländlichen Frieden zu tragen, trieben sie zu immer neuem Ansturm auf Dinge und Menschen, die ihnen drohten, weil sie stärker waren als sie. Trotz des Freibriefes, dessen sie als Pastorensöhne sich erfreuten, stießen sie sich oft genug an der Härte des Körperlichen dieser Erde die Köpfe entzwei, aber das konnte ihre Kriegslust nicht dämpfen.

Und auch alle Erziehungsmittel des Pfarrhauses, alles, was das Christentum von Strenge und von Güte in seiner an beidem überreichen Rüstkammer hegt, auch der echt menschliche Zorn der Machtlosigkeit, der die kräftige Hand des Vaters und die schwächeren, aber um so regsameren Hände der Mutter oft genug in starke pädagogische Schwingungen versetzte — nichts vermochte die beiden kleinen Banditen von ihrem Kriegspfade abzudrängen.

„Sie sind wie meine beiden Teckel!" sagte der alte Förster Hagen den Eltern zum Trost. „Was hab' ich die schon gedroschen! Die Seele ihnen aus dem Leib und den Arm mir aus dem Kugelgelenk. Aber Appell — ja proste Mahlzeit!"

Und die beiden Teckel, Waldmann und Waldine, konnte man wenigstens, da die Natur so vorsichtig gewesen war, ihnen

verſchiedenes Geſchlecht zu geben, ohne weiteres auseinanderkennen, aber Jim und Jum, die gleich geratenen, waren von einer ſo bedrohlichen Ähnlichkeit, daß allein die Mutter ſie und das auch nur bei hellem Tageslicht unterſcheiden konnte, der Vater nur nach eingehender Prüfung, Peter bloß in glücklichen Momenten und andere Sterbliche überhaupt nicht.

Natürlich nutzten die Schlingel das aus, und wenn ſie nicht bandenmäßig zuſammen räuberten, wenn der eine den Streich ausführte und der andere nur „Schmiere ſtand", wußten die Klageführenden nie, wer der eigentliche Verbrecher geweſen. Die beiden verrieten ſich niemals, äußere Anzeichen in der Kleidung aber, die ſie hätten verraten können, vertauſchten ſie gefliſſentlich. Und wenn ſie ſo viel Treulichkeit auch nicht gegen die häusliche Strafe zu ſchützen vermochte — geteilte Hiebe ſind halbe Hiebe!

Fiel dieſe Teilung aber einmal etwas ungleichmäßig aus, oder fühlte der eine im Bewußtſein ſeiner geringeren Schuld durch zu große Gleichmäßigkeit ſich benachteiligt, ſo konnten ſie ſich ſelbſt mit all ihrer Kampfbegier in die ſtruppigen Haare geraten, und da ſie auch an Leibeskräften einander unheimlich gleich waren, entwickelte ſich dabei ſtets eine höchſt ergiebige, weit hallende Klopferei.

Wollte die Mutter dann mit ſorgſamen, ſchlichtenden Händen in den dröhnenden Zweikampf eingreifen, ſo wehrte ihr der Vater, der für die beiden Strolche überhaupt ein inneres Schmunzeln hatte. „Laß, Brigitte! Laß ſie nur ſelber am Werk ihrer Erziehung mitarbeiten!"

Nur eine Macht gab es, die all ihre Wildheit niederzwang und ihre Abenteuerluſt in ſtille Träume zog, das war — Peter mußte dabei an ſeine eigenen Kindertage denken — der Geſang der Mutter in der Dämmerſtunde.

Frau Brigitte, die früher Oratorienſängerin geweſen war, hatte ihre prachtvolle Stimme verloren, und ihr Singen hatte nur flüſternde, nebelnde Klänge aus weiter Ferne. Aber gerade das erwies ſich dem Träumen ſo hold. Dann lagen die beiden kleinen Halunken zuſammengekauert wie zwei junge Hunde dicht nebeneinander auf dem Boden, und wurde es ihnen in ihrem Gemüte beſonders wohlig und weh, ſo krauten ſie ſich gegenſeitig mit den beſänftigten Händen in dem ſtruppigen, kniſternden Fell ihrer Köpfe.

VII.

„Wo ſind denn die beiden?" fragte Peter nach ſeinen Freunden.

„Der Vater hat ſie mitgenommen. Übrigens, wenn Sie ſo anzüglich über meine Erziehung ſprechen — wer ſind Sie? Peter Brandt ſind Sie! Und ſelbſt viel unerzogener und ſchlimmer als meine Jungs. Ja, ein Verderber der Jugend! Haben Sie die Kleinen nicht oft genug zu Schelmenſtücken angereizt!"

„Hab' ich das?"

„Hatten Sie ihnen nicht neulich erſt mit bedeutungsvollem Nachdruck erzählt, daß auf dem Gutshof ein Sirupsfaß lagerte?"

„Hab' ich das?"

„Haben Sie nicht, als Sie das letzte Mal hier waren, ſich in Gegenwart der Jungen ganz unverantwortlich über Ihre eigene Jugenderziehung ausgelaſſen? Über die Prügel Ihrer Kindheit? So oft Ihr Vater Sie zwiſchen die Knie genommen, ſo oft der hintere Peter Brandt ſeine Hiebe beſehen habe, der vordere Peter hätte nur immer feſter die Zähne zuſammengebiſſen! ‚Schreien, den Gefallen tat ich dem Alten nicht! Und in der höchſten Not faltete ich die Hände und betete zu Gott, der Alte möchte mich doch totſchlagen, damit ihn ſelbſt danach die Gewiſſensbiſſe totbiſſen!' Haben Sie ſo geſprochen oder nicht? Und das in Gegenwart der Jungen!"

„Hab' ich das?"

„Und ſo was redet über Erziehung. Und ſo was will ſelber erziehen!"

Peter machte ein komiſch zerknittertes Geſicht.

„Ja, Frau Brigitte — ich hatte nur zum Erzogenwerden kein rechtes Talent."

„Und ich muß immer wieder fragen: Sie wollen Pflegevater werden?"

„Und ich bitte Sie immer wieder, helfen Sie mir dabei. Und fahren Sie zunächſt einmal mit mir nach Stralſund, und beſorgen Sie Möbel mit mir und

was sonst nötig ist für das Jungfrauengemach."

Sie verabredeten einen Tag für die gemeinsame Fahrt. Und dann kam Pastor Willers mit den beiden Jungen vom Spaziergang zurück.

Die beiden stürzten sich sofort mit freudigem Gebrüll auf Peter, der sie ohne weiteres mit beiden Händen in der Bauchgegend ergriff und mit dem rechten Arm Jim oder Jum, mit dem linken Jum oder Jim in die Höhe stemmte. Dann stieß er sie da oben zärtlich mit den beiden Köpfen gegeneinander. Gleich und gleich gesellt sich gern.

„Peter Brandt!" rief Frau Brigitte, „Sie stoßen mir meine Jungs entzwei!"

Er setzte sie wieder auf die Erde, und dann überschlug er sich auf dem Fußboden in tadellosem Purzelbaum, den die Kleinen ihm wie auf Kommando mit derselben Gewandtheit nachmachten.

„Ja, Ihr seid ein Kleeblatt!"

„Sehen Sie, Frau Brigitte — das ist ein erzieherisches Moment, das Ihnen fehlt!"

„Peter Brandt ist nämlich mit einemmal auf Erziehung versessen," wandte sich Brigitte an ihren Mann, der Peter mit kräftigem Druck seiner schweren Hand begrüßte.

„Will er mit einemmal sich selbst erziehen?"

„Nein, ein kleines Mädchen."

Durch des Pastors breite, knochige Züge wanderte rastlos das Erstaunen. „Was bedeutet das?"

Er bekam es zu hören und schüttelte den Kopf. „So, so. Die Tochter von Heinrich Burgwart!"

„Ist das nicht verdreht?" fragte Brigitte.

Karl Christian Willers blickte eine Zeitlang nachdenklich vor sich hin, dann wandte er langsam den massigen Kopf zu Peter herum, sah ihm klar ins Gesicht und sagte ruhig: „Vielleicht doch nicht. Vielleicht ist es gut. Vielleicht bekommt Ihr Leben so einen Inhalt."

„Was? Was? Hat es den nicht?"

„Nein, Peter Brandt."

„Das ist mir neu! Hab' ich nicht im Herbst hier die meisten Kartoffeln gehabt — Gott sei Dank, nicht die dicksten, aber die meisten! Bin ich nicht vorgestern mit Vater Wittmüß auf unserm alten Fischerboot an dem neuen Kutter von Millermann in demselben Kurs glatt vorbeigesegelt? Und haben Sie meinen Winterroggen gesehen — wie ich den gesäet hab'? Es war ein schöner Wind da oben an dem Oktobertag, kann ich Ihnen sagen! Bauer Koos hat an demselben Tag gesäet, der hat's von Jugend an gelernt, und meine Saat ist gleichmäßiger als seine! Und dann — hab' ich hier nicht die neuen jütländischen Schleppnetze eingeführt? Sie taugen nichts — weiß Gott nicht — aber sie sind doch was Neues, und ich, ich hab' sie Euch gebracht! Und dann — wer hat hier vor mir zuerst den amerikanischen Drachen steigen lassen — würfelförmig, mit Leinwand bekleidet und ohne Schwanz? Hab' ich im Dorf nicht die Volksbibliothek ‚in die Wege geleitet' — was daraus geworden ist, das ist Ihre und des Schulmeisters Schuld! Und hab' ich im Herbst nicht 'ne Kreuzspinne abgerichtet —"

So wirbelten Ernst und Scherz im Tanze.

„Ja, Peter Brandt, was haben Sie nicht alles! Und doch haben Sie im Grunde nichts, denn Sie haben sich selber nicht. Sie finden es nicht, das Beste, was auch in Ihnen steckt, das wahrhaft Lebendige!"

„Pastor Willers, jetzt klettern Sie wieder in Ihren Oberstock, in den kantigen, unfrohen, humorlosen Turm und läuten Ihre unbarmherzigen Glocken und rufen von hoch oben Wehe über mich!"

„Ich will ganz friedlich und menschlich zu Ihnen sprechen, Peter Brandt. Sehen Sie, dies Schaukeln auf der krausen Oberflächlichkeit — das kann doch nicht Ihr Wesen ausmachen! All die kleinen Arbeiten und Pflichten, die Sie haben oder zu haben glauben, die tun es nicht! Ihnen fehlt eine große Pflicht! Und etwas, wo Sie sich hineinknien müssen, inbrünstig, mit Stolz und Demut zugleich. Und darum sag' ich, es ist vielleicht ganz gut, daß die Kleine zu Ihnen kommt."

„Na also!"

„Vielleicht führt das Kind Sie dahin, wo das Beste von Ihnen verborgen liegt,

und Sie finden sich selbst und finden den Weg, den alle menschliche Kreatur gehen muß! Den Weg in die Höhe!"

„Amen! Karl Christian, jetzt predigen Sie wieder!"

„Das ist ja wohl auch schließlich mein Beruf!"

„Ja — aber mein Beruf ist — — Himmel noch mal, wenn ich vergnügt bin und lache, das ist mehr wert für mich und für die Welt, als 'n Dutzend Ihrer Vormittags- und Nachmittagspredigten zusammengenommen!"

„Das könnte wahr sein, wenn Sie wirklich froh wären und im Innersten lachen könnten. Aber das können Sie gar nicht. Und das kann auch keiner, der den großen Lebenskampf nur als Schlachtenbummler hinter der Front mitmacht!"

„Das ist ein Wort! Natürlich! Immer hoch aus der Turmluke! Aber das wollen wir lassen! Davon verstehen Sie nichts. Keiner, außer mir selbst. Was wissen Sie von meinen Kämpfen!"

Peter war sehr ernst geworden. In seinen Augen war ein zornmütiges Drohen, durch seine Glieder ging ein Beben, und er biß die Zähne zusammen, um nicht noch heftiger zu reden. Karl Christian aber stand da, hart, unerschütterlich und wehrhaft wie eine Bastei.

„Was ist das wieder mit Euch!" Frau Brigitte mischte sich jetzt in den drohenden Männerkampf. „Du bist ein christlicher Pastor, und Sie, Sie völlig unchristlicher Peter Brandt, Sie sind Gast hier im Hause! Jetzt fehlt bloß noch, daß Ihr Euch in die Perücken fallt. Grad wie die Jungen da draußen wieder einmal!"

Man hörte aus dem Garten fröhliches Kampfgeheul, und Brigitte trat ans Fenster.

Peter aber, bei dem sich schnell die Munterkeit wieder einstellte, machte Miene, seinen Rock auszuziehen und sagte lustig: „Das ist ein Gedanke, Karl Christian! Wollen wir auch?"

Und als sich dann auch draußen die Wogen zu legen schienen und Brigitte ins Zimmer sich zurückwandte, verabschiedete er sich herzlich von den Pastorsleuten.

„Also übermorgen, Peter Brandt, fahren wir nach Stralsund!"

Schwerer wurde ihm draußen der Abschied von Jim und Jum, die seine Beine umschlangen und sich nicht von ihm trennen wollten.

„Laßt mich los mit Euren Fangarmen, Ihr Kopffüßer, Ihr Tintenfische! Und Tintenwischer!"

„Bleib noch hier! Bleib noch hier!"

„Ich kann nicht! Sagt mal, habt Ihr schon gebadet."

„Nein. Nein."

„Nicht? Ich gestern. Kalt war's noch, aber schön war's doch! Ich alter Knabe bin also auch in diesem Jahr der Erste gewesen! Was seid Ihr für Jungs!"

VIII.

Nun war das Jungfrauengemach hergerichtet. Sein Prunkstück war ein Himmelbett mit blaublumigen Mausselinvorhängen; von demselben Stoff waren die Gardinen des Fensters, mit demselben war der kleine Toilettentisch bekleidet.

Niemals begab sich Peter in dieses erwartungsvolle, wolkige, träumende Reich der blauen Blume, ohne seine Schmierstiefel auszuziehen, als betrete er heiliges Land.

Und mit einer zagen Andacht betrachtete er immer wieder all die kleinen Möbel und Geräte, in denen so viel von zarter Sorge und scheuer Zärtlichkeit lebte. Um sich hinterher, wenn er wieder in seinen Transtiefeln saß, kräftiglich ob solcher frauenzimmerlichen Verzückung auszueseln und die bläßliche Verwaschenheit seiner Gefühle zu verhöhnen.

So kämpften der schwarze Peter mit dem weißen — also nannte Frau Brigitte die beiden Seelen in seiner Brust — die alten Kämpfe, bis endlich die kleine Ellen leibhaftig bei ihm eintraf.

Vorher galt es noch in dem ganzen Anwesen eine tiefgreifende Änderung zu schaffen.

Es war nötig, daß eine ständige weibliche Bedienung im Hause blieb, und darum mußte Mutter Wittmüß dort ihr Nachtquartier aufschlagen. Sonst hauste sie mit ihrem Mann in dem kleinen Fischerkaten, der am Eingang von Peters Grundstück lag und ihm auch zugehörte.

„Nun müssen Sie also hier oben pennen, Ollsch, und wenn Sie's vor Sehnsucht nach ihrem Johann nicht aushalten können, durchbrennen dürfen Sie wohl mal, darin bin ich nicht so — aber nicht die ganze Nacht wegbleiben, das ist gegen die sittige Hausordnung!"

Jetzt kam die Alte mit einer Schubkarre angefahren, auf der ihre Betten lagen und ein paar Habseligkeiten, die ihr den Schlafraum behaglicher machen sollten. Und Peter gab es einen tiefen, grausamen Stich ins Herz, wie sie so ins Erdgeschoß seines Hauses einzog, seines Hauses, das bis dahin eine Hochburg der Einsamkeit gewesen war.

Daran durfte er nicht denken — an seine Einsamkeit, ihre grauenvollen Tiefen und ihre seligen Höhen, ihre Grabesschauer, ihr müdes, regungsloses, dunkles Unter der Erde, ihre Totenstarre mit offenen, nächtigen Augen und lebendigleblosen Gliedern, und wieder ihr getragenes, müheloses, kraftfrohes Schweben über dem vielen, über den wirren Dingen dieser Welt. Was war sie ihm gewesen, was alles hatte sie ihm gegeben, an Qualen und Erhebung, an Elend und Glück, an Ängsten und Not und an befreitem Frohlocken!

Daran durfte er nicht denken, dann fluchte er dieser neuen Wendung seiner Lebensbahn. Denn das war es und blieb es, eine Wendung, wie sehr er sich mühte, dieses Neue leicht und lächelnd hinzunehmen.

Und heute trat er nicht mehr in das blaue Wolkenreich.

Am nächsten Tage sollte dann die kleine Ellen bei ihm eintreffen, geleitet vom Professor Ludwig Burgwart, dem „geliebten alten Walroß".

Vater Heinrich hatte sich entschuldigen lassen — selbstverständlich! Er hatte mit den Vorbereitungen zu der Expedition noch immer alle Hände voll zu tun, und bis übermorgen, wo die Reise abgehen sollte, mußte alles geschafft sein, er konnte beim besten Willen nicht abkommen.

Und er hätte beim besten Können nicht gewollt, so ergänzte sich Peter sein Bild, dem die krampfhafte Scheu des wissenschaftverlorenen Hettiterforschers vor allen praktischen Anordnungen und lebendigen Regungen, insbesondere vor allem, was Dankbarkeit und Bitten einschloß, nur zu gut bekannt war.

Sie kamen von Putbus mit dem Wagen. Peter machte sich auf, ihnen entgegen zu gehen. Er bürstete seinen Rock, schimpfte auf Mutter Wittmüß, die den so schlecht versorgt in den Schrank gehängt hatte, und verfluchte den Gesäuberten als eine Zwangsjacke, in die eigene Unvernunft ihn steckte.

Und knurrend ging er aus dem Haus, die Höhe hinunter und dann auf den Weg, den die beiden kommen mußten.

IX.

Dieser Weg führte ihn in den Wald, und das war gut. Denn hier war etwas am Werk, dem kein Unmut dieser Erde widersteht.

Spätnachmittag war es, die Stunde des Tages, wo dieser, ehe er zur Ruhe geht, noch einmal all seinen Glanz aufflammen läßt und mit so lachendem Übermut, mit so schelmischer Freude seine Lichter und Funken dem Abend in die noch verschlafenen Augen sprüht, daß der nur hineinblinzeln kann in die übermütigen Wellen schillernder, leuchtender Farben.

Und die Farben hatten sich noch nicht an ihrem Lichte verzehrt, denn noch war alles im Maienglanz, von zartem Schmelz und dabei von spröder, fester Innigkeit.

Wie die Sonnenstrahlen um dieses junge Grün strichen und webten, mit kosenden, werbenden Fingern, wie sie es durchleuchteten, durchdrangen und durchglühten, um dann, als seien sie erschreckt von so viel junger Schönheit, alles keusch in goldene Schleier zu hüllen — um danach sehnsuchtsvoll die Schleier wieder zu lösen!

Peter ging durch den Wald mit erhobenem Kopf, die Augen weit; alles was alt in ihm war, sank in die Tiefe, und das Junge in ihm stieg auf, wanderlustig und zukunftsfreudig, fast abenteuerfroh.

Er reckte die Arme, und knabenhafte Märchenwünsche flatterten in ihm auf: an eine Drachenhöhle führt ihn der Pfad, und der Drache bewacht eine junge Prinzessin, die ihre weißen Glieder in ihr wallendes Blondhaar hüllt, und er schlägt den Drachen, befreit die Prinzessin und wird König eines großen Landes.

König Peter! Er fühlte so viel Königliches in sich, so viel Macht und Sieghaftes gab ihm der Maienwald. Und er träumte sich weiter durch das lichte Grün.

Erst ein Tannenhäher, den er aufscheuchte und der nun krächzend vor ihm herflog — immer gerade auf seinem Weg, als machte es dem mißtönigen Gesellen Freude, den schreienden Verfolgten zu spielen — zerriß mit seinem stechend lauten Gehabe die summende Stille. Das war kein Vogel, wie er Helden voransliegt, ihnen den Weg durch den Zauberwald zu weisen, kein Vogel, der Geheimnisse in die Seele singt.

Jetzt gesellte sich noch ein zweiter dazu, und mit doppeltem Kreischen schreckten sie vollends das Märchen aus dem Walde.

„Bande — Schweinebande — gemeine Bande!" Peter griff einen Stein auf und warf ihn nach den Schreihälsen.

Abseits strichen die Störenfriede, ihr Krächzen verhallte, aber das Märchen wollte nicht wiederkommen.

Unglücksvögel waren die Häher, das wußte er von Vater Wittmüß, der die Geheimnisse der Natur kannte, wie niemand auf Mönchgut, und sich vor allem auf Vogelruf und Vogelflug verstand.

Begegenst Du eenen,
Denn giwt wat to weenen.
Begegenst Du twee —
Ach herre je, herrejemineh!

Einmal hatte der Alte einen jungen Häher gefangen. Er hoffte, aus dem Teufelsbraten durch seinen christlichen Umgang einen gesitteten Hausgenossen zu gewinnen. Der Vogel zeigte sich, soweit es seine Knarrlaute zugaben, zum Sprechen wohlgelehrig, und mit vieler Mühe gelang es Vater Wittmüß, seinem Zögling in stillen Stunden den Namen seiner Holden: Mariek, welcher der spröden Zunge lag wie kein anderer, fest einzuprägen. Johann wollte seine Gattin, mit der es in letzter Zeit manch harten Strauß gegeben hatte, durch diese versöhnenden Laute an ihrem Namenstage friedfertig überraschen. Als der Vogel aber so, ein sanfter Mittler und ehrlicher Makler, seinen Glückwunsch darbringen sollte, da schrie er immer nur mit unheimlich wachsender Deutlichkeit: „Verreck!" — „Verreck!" — „Verreck!" Und als die also Begrüßte, statt dem Unglücksvogel an die unholde Kehle zu gehen, eine Bosheit, eine kriegerische Tücke ihres Alten witterte und dem kampfbereit in die Haare fuhr, gelang es dem Höllenvieh zu entfleuchen.

Unglücksvögel sind die Häher. Vater Wittmüß sagt es, und der muß es wissen.

Begegnest Du twee —
Ach herre je, herrejemineh!

Das war ihm, Peter, dem harmlosen Wanderer soeben geschehen. Und nun mochte er zusehen, wie er aus dem „ach herre je, herrejemineh!" herauskommen würde, das ihm sicher war.

All die Schatten des Unmuts, des Zweifels und der Verdrossenheit legten sich wieder auf ihn, wie sehr er sich mühte, über Johann Wittmüß und seine Häherei zu lachen. Er war in seinem Leben viel törichte Wege gewandelt. Dieser wollte ihm der törichtste von allen dünken. Er fing an, in alter Weise gegen sich zu stürmen und zu wettern und sich zu beschimpfen, erst leise, dann lauter. Die Heimlichkeiten des Waldes versteckten sich vollends in ihre Tiefen.

Ein Eichhörnchen hüpfte jetzt über den Fußsteig, sprang eine Fichte an und lief an dem Stamm in die Höhe, zuckend, schnalzend und kichernd. Es lachte ihn aus, das Biest!

Und plötzlich waren es zwei, und das zweite machte es gerade so — schnalzte und lachte ihn aus.

Auch zwei — alles zu zweien. Nun ja, der Frühling ist im Land.

Begegenst Du twee —
Ach herre je, herrejemineh!

Und er, er trottete allein durch den Wald, gram und grimmig.

Als er damals die Reise um die Welt machte, hatte ihm auf Ceylon in Dambulla ein Elefantenjäger — er sah noch den verhutzelten kleinen Paniki, der ein so putziges Englisch sprach — allerhand Erbauliches erzählt von den einsamen Dickhäutern, die abseits von der Herde leben, gefürchtet von den andern und die andern fürchtend, unwirsch, zornmütig und bösartig.

Solch ein old Elephant-bachelor war auch er, gerade so trottete er durch den Wald, unwirsch, zornmütig und bösartig.

Und jetzt mußte er doch schon wieder lachen.

Alter Peter — Peter Brandt!
Old, old bachelor-elephant!

Er sang das und trollte sich weiter im Takt.

Unsinn! Was konnte ihm denn geschehen! Was stand ihm denn so Fürchterliches bevor! Und war es fürchterlich, konnte er nicht jederzeit heraus aus dem Zwang, aus dem Beisammen, aus der Sorge und der Pflicht, wieder hinein in die zornige und unwirsche Wildnis seiner Einsamkeit?

Seine Freiheit, sie war ihm zu allen Stunden gewiß! Nur so, nur in dieser Sicherheit gab er etwas von ihr auf.

Und er hatte ja noch nichts von ihr aufgegeben. Noch hatte er die Pflicht nicht auf sich genommen, noch konnte er abwinken, noch konnte er für sich allein bleiben — selbstverständlich konnte er das! Ganz wie er wollte!

‚Es ist doch besser, vieledler Ludwig — ich hab' mir das reiflich überlegt — Du nimmst die Kleine wieder mit nach Hause!'

Dumme Gesichter würden sie ja machen — aber Du lieber Gott, was hatte er schon für dumme Gesichter vor sich gehabt, solche, an denen er schuldig und unschuldig war, in Hülle und Fülle!

Mochten sie dumm aussehen, beim Professor kam es auf ein Mal mehr oder weniger überhaupt nicht an, und die kleine Ellen —

Er wollte sich ihre Züge vorstellen, ihre Augen vor allem, aber er brachte es nicht zustande. Wie seltsam! Es war etwa ein halbes Jahr her, daß er sie gesehen hatte, und gestern noch hatten seine Gedanken sie leibhaftig vor ihm erscheinen lassen. Heute aber, wie sehr er sich darum mühte, je mehr er sich darum mühte, um so ferner blieb sie ihm, um so wesenloser.

Wie sonderbar! Er stand still, er nahm den Hut ab, als zwänge der seine Vorstellungskraft ein, nichts — kein noch so fernes Bild — nicht einmal ein Nebelstreif — er stampfte mit dem Fuß auf, dann setzte er sich an den Wegrand und deckte die Augen.

Aber auch das Dunkel sammelte seine brennenden Gedanken nicht zu dem Lichtbild, das er wollte mit all seinen eigensinnigen Kräften — und so saß er und lachte, verhöhnte sich und wütete gegen die Schwäche seiner Gedanken, daß sie sich in Schnörkel verkrochen.

Er vergaß, wo er war, er dachte nicht an das, was die nächste Stunde ihm bringen sollte; er schob und hob an dem, was von seinem Leben in Trümmern lag, und forschte trauernd und voll Bitternis nach der Kraft und Unkraft seines Willens — mit all der freudig-zerknirschten Philosophie seiner grauen Stunden.

So fand ihn ein Sonnenstrahl, einer der letzten, der hier sein Wesen hatte, denn die Sonne wollte sich gleich hinter der Höhe von Puttbus verbergen. Der Schein zupfte an seinem versonnenen, verdrossenen Wimpern, und wie Peter den Kopf hob, fuhr er ihm kitzelnd in die Nase, daß er laut niesen mußte.

Er wischte sich die Augen und sah um sich die Schönheit der Welt.

Und schon war er wieder auf den Füßen und auf der Wanderschaft. Der Wald lichtete sich immer mehr. Jetzt trat Peter heraus und erblickte vor sich die grünen Breiten des welligen Geländes, an die zur Seite die blauen Buchten des Sundes zärtlich herandrängten. Ein frohes Staunen, ein jauchzendes Aufatmen weitete ihm die Brust.

X.

Und dahinten — auf dem einsamen Weg die Staubwolke — sie hatte nichts Drohendes mehr. Das war der Wagen, der die Zukunft trug, der die nächsten Stunden heraufführte. Näher kam er und näher — nun, wo Peter das Schicksal so leibhaftig auf sich loseilen sah, grüßte er es mit munteren, mutigen, erwartungsfrohen Augen.

‚Ich verstecke mich hier! Als Wegelagerer überfalle ich sie!'

Jungenhaft-lustig warf er seinen Hut in die Höhe und suchte sich dann einen Strauch, der ihn bergen konnte. Ohne einen Schreck sollte es für diese Attentäter auf seine Einsamkeit denn doch nicht abgehen!

Er lugte nach dem Wagen. Jetzt hörte man die Räder schon, aber von den Gesichtern war noch nichts zu erkennen, hell

Judith. Bronze von Prof. Wilhelm Widemann.

leuchtete nur der weiße Strohhut des Kindes herüber.

Nun galt es, sich still und sorgfältig versteckt zu halten, denn eben fuhren sie in den Wald ein.

Und jetzt — jetzt war es Zeit — jetzt wollte er sich mit einem Indianergeheul auf das Fuhrwerk stürzen.

Da sah er noch soeben, daß des Professors mächtiges Haupt schlafend nickte, und krampfhaft erwürgte er den Schrei. Sollte er den ungeheuren Mann aufwecken? Mochte der doch in Gottes Namen wo anders sein und bleiben, — er, dessen Masse hier ganz überflüssig war.

Und Peter trat aus dem Gebüsch, eilte wortlos, den Finger auf dem Mund, zu dem Wagen und reichte der kleinen Ellen, die durch all ihr Erstaunen hindurch ihn wohl begriff, mit lachenden Augen die Hand.

So, ihre Hand in seiner, ging er eine Weile neben dem Wagen her. Vertraut und nah sahen sie sich einander ins Gesicht, das Gefühl, daß sie beide ein schweigsames Geheimnis hatten, durchfloß sie und tat ihnen wohl. Und es war gleich alles Fremde von ihnen beiden genommen.

So sah sie also aus, der Gast seiner nächsten Zeit. Jetzt hatten und hielten sie seine Augen, die seine Gedanken nicht hatten sehen wollen.

Es gab so vieles in ihrem Gesicht, so viel kindlich Unausgeglichenes, Verschiedenartiges und sich Widerstreitendes — was war das Große und Starke, das Bleibende und Wahrhaftige?

War es die Schelmerei, das leichte, sorglose Spiel, das um die zuckenden Flügel ihrer kleinen, leichtgebogenen Nase ging? Oder die stille, fast klagende Tiefe ihrer großen, grauen Augen, deren Lider Staub und Frühlingssonne leise gerötet hatten, daß sie nach halbgeweinten Tränen aussahen?

War der Mund mächtiger als die Stirn — dieser volle, träumerisch geschweifte, leuchtend-selbstgewisse Mund, hinter dem so lustige, weitgestellte Zähne glänzten? Und die Stirn so blaß, so kalt schimmernd, so herbe, hart und spröde, so übersinnlich — knabenhaft!

Was war das Bleibende, das Zukünftige, was war das Frauengesicht in diesen Kinderzügen?

Wenn Peter so nach dem Zukünftigen ausblickte, er tat es mit größtem Gleichmut, ohn' alle Scheu, denn diese Zukunft war noch weit, sie brauchte ihn nicht zu kümmern. Noch lag das Wesen der Kleinen, das fühlte der erste Blick, in festester Knospenhülle eingeschlossen. Und weil er daran seine sorglose Freude hatte, drückte er ihre Hand noch einmal herzhaft, ehe er sie losließ.

„Onkel schläft schon über 'ne halbe Stunde," flüsterte Ellen ihm zu, und dann brachte sie in schalkhaftem Spiel die Blume ihres Hutes in leise Berührung mit der von Wohlleben inbrünstig strahlenden Nase des Schläfers.

Der hob die Hand, als sollte sie ein Insekt verscheuchen, wandte den Kopf ein wenig und druste weiter. Da lachten die beiden einhellig sich zu.

Peter wandte sich jetzt an den Kutscher, er solle ihn mit auf den Bock nehmen. Im Fahren stieg er auf, beim Platzmachen aber rückte der Rosselenker zu lebhaft an der Leine, die Pferde trabten allzu heftig an, und nun wurde Onkel Ludwig doch aus der Traumwelt gerissen.

Es dauerte eine Zeitlang, ehe er es glauben wollte, daß statt des einen Mannes nun zwei auf dem Kutscherbock saßen. Er blickte die Kleine an, und als die mit schelmischer Absichtlichkeit ganz selbstverständlich dreinsah, wurde er geradezu hilfsbedürftig.

Endlich machte er sich Mut, zu fragen: „Wer ist denn das?"

Da konnte Ellen nicht anders, als dem ratlosen Riesen die Wahrheit sagen.

Er räusperte sich — hm — hm — noch traute er sich nicht so recht. Dann rief er: „Guten Tag, Peter!"

Es war eine lächerlich dünne Stimme, die aus dem übermenschlichen Körper herauskroch, und Peter machte es Spaß, sie zu überhören.

Und jetzt wagte der Professor Unerhörtes. Er tupfte mit seinen gewaltigen Fingern Peter auf den Rücken — da war der Bann gebrochen, Peter drehte sich um, warf die Arme in die Höhe und hieß ihn willkommen.

„Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich ſtrahlenden Gipfel! Die Inſel ſchätzt ſich glücklich, durch Dich um eine landſchaftliche Schönheit reicher zu werden!“

Der Profeſſor piepte vergnügt.

„O Berg, biſt Du ein kreißender Berg? Mir iſt's, als hörte ich den ridiculus mus!“

Und der Großmächtige, den Peters Witze über ihn am meiſten ſelber beluſtigten, quiekte mit erneutem Wohlbehagen. Dann, da er einmal im Wohlgefallen ſaß, erkundigte er ſich, ob es zurzeit Spickaal im Lande gebe, und ob ihn nicht wie damals vor Jahren in Peters gaſtlichem Hauſe dies geſegnetſte Tier der Schöpfung erwarte.

„Auch Spickaal ſollſt Du haben, Du ausgehungerter Wanderer! Obwohl Du, großer Zoologe, in Deinem neuen Buch ihr Familienleben verleumdet haſt, hat ſich doch noch einer für Dich in den Rauch hängen laſſen.“

Ellen blickte zu ihrem Onkel Peter mit großen Augen empor. Solche Munterkeit war ihr neu und tat ihr im Innerſten wohl.

Ihr Vater lebte in einer blaſſen Welt, ſein Haus war wie verſchollen, Staub hatte ſich hier auf ihre natürliche Fröhlichkeit gelegt, und wenn ſich das Kind in das Haus von Onkel Ludwig flüchtete, taumelte es hier irrend und traurig zwiſchen fettumpanzerter Gleichgültigkeit und knochiger, ſpinöſer Härte. Eine wirkliche Freundin unter Altersgenoſſinnen fand ſie nicht, und ihr ſtändiger weiblicher Umgang, die Haushälterin ihres Vaters, die bald in bigotter Inbrunſt um ihren Heiland, bald mit den letzten Flammen weltlicher Luſt um das empfindungsloſe Herz des Hausherrn warb, war ihr abwechſelnd lächerlich und zuwider.

Das war ihre Welt geweſen. Wie freudig ſah ſie jetzt in ein neues Leben, wie gern folgte ſie Onkel Peter, der ſo anders war als die andern, in eine neue Zeit.

Der hatte jetzt die Zügel genommen, der ſchläfrige Kutſcher fuhr ihm zu langſam. Kräftig griffen die Braunen aus, und bald hielten ſie dann vor der Höhe, die Peters Wohnhaus trug.

Andächtig hob Ellen die Blicke empor. Das ſollte nun ihre Heimſtätte werden. Sie hatte das Haus lieb, noch ehe ſie eingetreten war.

XI.

Unten am Gartentor empfing Mutter Wittmüß die Kommenden. Mit unverhohlenem Kopfſchütteln betrachtete ſie Ludwig, den Koloß, wie er ſich aus dem Wagen hob und mühſam den Boden gewann. Das war ihr vor allem wichtig und beachtenswert. Die Kleine mußte erſt Peter ihr zuführen.

„So, Mutter Wittmüß, das iſt Ellen. Hoffentlich vertragt Ihr Euch beide!“

Jetzt gewährte die Alte auch dem Kinde einen gnädigen Blick, dann verſuchten ihre flatternden Augen noch einmal mit den Maſſen des ſich reckenden Onkel Ludwig fertig zu werden, wobei ſie vor ſich hinbrummte: „Junge, Junge — der kann ſich für Geld ſehen laſſen — in Bergen — auf'm Schützenfeſt,“ und nun, wo ſie mit ihm fertig war, wandte ſie ſich endgültig an die Kleine. „Na, denn komm nu man!“

Sie wollte mit ihr eiligen Schrittes ins Haus, aber Peter rief ihr nach: „Halt, Ollſch, ſo geht das nicht los! Ich möcht' auch dabei ſein, wenn die Kleine in ihr Zimmer kommt!“

Da trat Ellen an ſeine Seite, und er nahm das Kind an der Hand. So gingen beide zuſammen den Gartenweg hinauf, vor ihnen trottete fahrig Mutter Wittmüß, hinter ihnen ſtieg mit ſchnaufender Bedächtigkeit der Profeſſor.

Und ſo Hand in Hand traten Peter und die kleine Ellen in das Haus ein.

Er ließ dem Kinde nicht viel Zeit, ſich in der Halle umzuſehen, mit froher Eilfertigkeit zog er Ellen gleich an den Eingang zu ihrem Zimmer, ſtieß haſtig die Tür auf, nahm die Kleine an den Schultern und ſtellte ſie hinein.

„Hier. Das iſt für Dich!“

Und wie die Augen des Kindes aufjauchzten vor Glück, wandte er ſich verlegen zur Seite.

Ellen ſtand noch immer auf der Schwelle, ohne ein Wort zu finden. Ohm Peter indeſſen fuhr raſtlos in der Halle herum.

Als ſich dann die andern einſtellten,

der Professor und Mutter Wittmüß, da kam das Kind zur Besinnung, und die Sprache kehrte bei ihm zurück.

„Hier soll ich wohnen — das soll ich alles haben — sieh doch" — sie schaute sich um nach einem Genossen ihrer Freude, nach einem Freunde ihres Glücks, suchte und fand keinen andern als den Ohm Peter — ihm, ihm mußte sie zeigen, was er doch längst kannte — „Sieh doch mal, das alles ist für mich!" Und sie nahm ihn mit sich in ihr Reich.

Der Professor machte es sich inzwischen mit Hilfe der Alten in der Halle bequem. Als die beiden zurückkamen und Ellen ihn, mehr aus Höflichkeit, fragte, ob er sich nicht auch die Herrlichkeiten ansehen wollte, lehnte er dankend ab mit einem trostreichen „Später".

„Keine Gemütserschütterungen für meinen Freund Ludwig nach so anstrengender Fahrt! Erst sollst Du Dich jetzt der Spickaalforschung ergeben, was, Du Zoologe?"

„Wenn es sein muß! Was tut man nicht alles für die Wissenschaft."

Mutter Wittmüß trug das Abendessen auf, während die Ankömmlinge sich wuschen.

Dann saßen die drei bei Tisch und sprachen von der Zukunft.

„Nun, Du gewaltiges Oberhaupt der Familie, so ist es nun also hier — bei Peter Brandt, bekannt im Land als Unband und als Unverstand. Wollt Ihr nun oder wollt Ihr nicht?"

„Ob wir wollen!" quiekte der Professor und kaute.

„Und was sagt klein Ellen?"

„Wenn ich bitten darf, behalt mich hier!"

Sie saß da, still, in sich gewandt und aß keinen Bissen.

„Ja, aber wenn Du hier so traurig bist —"

„Es ist hier so schön —"

Peter blickte suchend in das Kinderherz.

„Dann lacht man doch und ist froh!" hielt er ihr entgegen.

„Ich glaub', es ist zu schön zum Lachen."

Da strich er die Segel und sah sie nur innig an, wie sie so dasaß, mit glücklichem Vertrauen in das versunken, was sie umgab, versunken bis in die Tiefe, wo die frohen Tränen quellen.

Und seine Hand streichelte ihren glatten, blonden Scheitel, um dann an dem einen ihrer Zöpfe hinunterzugleiten. Jetzt aber zog er mahnend daran.

„Gegessen wird jetzt! Die Hausordnung will respektiert werden!"

Das kam lauter, rauher und befehlshaberischer heraus, als es gemeint war, denn er hatte etwas wie Rührung zu verbergen.

Die Kleine schrak davon zusammen, und ihre Blicke wankten in zager Scheu. Da nahm er ihre Hand und flüsterte ihr leise und lächelnd ins Ohr: „Nimm Dir ein Beispiel an Deinem Oheim väterlicherseits, dem viel reckenhaften Spickaalbändiger!"

Sie lächelte zurück, in dieser gemeinsamen Vertraulichkeit fand sie sich wieder. Und nun aß auch sie von dem, was Peter ihr auf den Teller legte.

„Peter," begann jetzt der Professor in einer schmatzenden Pause, „Bruder Heinrich hat mir eins besonders ans Herz gelegt."

„Was ist das?"

„Es betrifft Ellens Unterricht. Du bist ja auf allen Gebieten beschlagen und hast Dich auch freundlichst bereit erklärt —"

„Na, auf allen Gebieten — Sprachen geht. Turnen und Singen gut. Religion ist aber sehr schwach."

„Nun, das ist ja auch dasjenige, worauf wir am wenigsten Gewicht legen."

„Ich weiß. Ich kenne Euch, Ihr Brüder, Ihr! Aber das muß ich Euch sagen: die Lehren der christlichen Kirche soll man kennen lernen. Wer sich in der Kirche wohl fühlt — gut. Wer nicht in ihr bleiben kann — auch gut. Aber ich muß erst einmal drin gewesen sein. Und soviel steht fest: an der Gestalt Christi kann im Grunde doch keiner etwas verderben. Und wer die Erlösung von der Kirche braucht, dem wird er auch zum Erlöser von der Kirche. Und praeter propter — hier ist ein Pastor, für den ich eine Schwäche habe. Und darum und deshalb werd' ich Ellen — unbeschadet Eurer und meiner sogenann-

ten Weltanschauung — zu ihm in die Christenlehre schicken."

„Aber selbstverständlich! Das bleibt Dir natürlich unbenommen. Das ist sogar Heinrichs Wunsch. Er hat doch nie daran gedacht, zwischen Haus und Schule einen Kampf heraufzubeschwören! Nur wär' es ihm lieb, wenn wir uns über einen bestimmten Stundenplan einigten —"

„Stundenplan — nee, nee, nee — so was machen wir nicht! Ich bin kein Küster! Was die Stunde gerade gibt, darüber unterhalten wir uns. Das ist unser Stundenplan, was, klein Ellen?"

„Ja, Oheim Peter."

„Stundenplan — es geht doch nichts über Eure Gelehrtenzunft! Sie wollen uns die Stunden einfangen und einsperren in Käfige nebeneinander. Und jeder Käfig hat seine Nummer und seinen Namen. Wollen wir das mit unsern Stunden geschehen lassen, Ellen?"

„Nein, Oheim Peter." Sie strahlte zu ihm auf.

„Unsere Stunden sind kein zoologischer Garten, Du Zoologe Du! Und nun iß! Und mehre Dich!"

Worauf Oheim Ludwig dem aussichtslosen Kampfe entsagte und sich wieder einwühlte in sein bequemes Behagen.

XII.

Der Professor blieb bei einer guten Zigarre sitzen, als die Mahlzeit beendet war. Ellen ging in Haus und Garten auf abendliche Entdeckungen aus, Peter begab sich in die Küche, um mit der Alten für den kommenden Tag die Anordnungen zu treffen — der Professor wollte morgen in aller Frühe wieder von dannen.

Wie die beiden sich über wirtschaftliche Dinge besprachen, klopfte es von draußen an der Tür, Peter öffnete und sah die Kleine auf der Schwelle. In ihren Augen war ein angstvolles Entzücken.

„Ich habe einen Stern gesehen," flüsterte sie keuchend.

„Ist der so seltsam?"

„Komm doch — einen ganz wunderbaren Stern. Größer als alle — und ist nicht immer da. Er verschwindet und kommt wieder. Und bald ist er weiß und bald ist er rot."

Sie hatte Peter auf die Höhe gezogen, der wußte schon, was es mit der Erscheinung auf sich hatte, ehe sie nach Südosten wies.

„Sieh doch — jetzt!"

„Das ist kein Stern, mein Kind. Das ist das Leuchtfeuer von der Die."

„Das Leuchtfeuer! Das ist schade! Ich freute mich so, daß es solche Sterne gibt. Das ist für die Schiffer, nicht?"

„Ja, mein Kind."

„Aber auch für uns ist es. Das kommt nun jeden Abend?"

„Gewiß."

„Das ist man gut. Dann ist die See nicht so furchtbar einsam. Weißt Du, daß ich immer Angst vor der See gehabt habe?"

„O ich denk', Du sollst sie lieb haben wie ich."

„Ich habe sie ja lieb. Aber ich hab' doch Angst vor ihr."

Sie blickte über die dunkle Flut, die heute nur leise bebte und kaum hörbar raunte, sie forschte ihr nach, wie sie in die schwarzen, unsichtbaren Fernen hinüberschauerte, und sie schmiegte sich an Peters Arm.

„Komm, Kleine, es ist kühl. Du mußt auch schlafen gehen. Morgen soll die Sonne Dir von der See erzählen."

Er führte sie hinein. Sie war gar nicht müde und wär' gerne noch aufgeblieben, aber sie wollte nicht widersprechen. So sagte sie still ‚Gute Nacht' und ließ sich von Mutter Wittmüß zu Bett bringen.

Die Männer blieben beim Wein in der Halle sitzen, und wenn sie auch zuerst die Stimme dämpften, später, da sie lange nicht einschlief, drangen doch manche Worte zu ihr hinein.

Sie sprachen über Naturgeschichtliches, über Fische vor allem, und Ohm Peter, das hörte sie wohl, konnte hier viel eigene Beobachtungen ins Feld führen.

Dann kam allmählich doch der Schlaf zu ihr. Und nun träumte sie von zwei Sternen, von einem weißen und einem roten, die sich suchten und suchten und niemals fanden.

Die beiden Männer aber saßen noch lange, und Peter freute sich, der Pro-

fessorenweisheit auf den Pelz zu rücken. Jetzt waren sie bei den Aalen, den vielbeliebten, angelangt.

„Das hört sich ja nach etwas an," so legte sich Peter ins Zeug, „und für Romantik seid Ihr deutschen Professoren ja immer zu haben, trotz oder wegen Eurer Verstaubtheit! Die Männchen, die rauhen, harten und wilden, verlassen das Meer nicht, nur die zartgemuten Weibchen steigen in die sanften Flüsse auf. Dann aber, wenn die Liebessehnsucht über sie kommt, in dunkeln, verschwiegenen Herbstnächten, zieht es sie zurück ins Meer, wo die Männchen brünstig ihrer warten. Dann gibt es eine prächtige nächtige Liebesfeier und danach Mutterfreuden, an denen die Mütter sterben. O Gott, o Gott, wie rührt mich das! Steht das nicht auch in Deinem neuen Buch?"

„Im wesentlichen ja."

„Und ist doch alles nicht wahr."

„Oho!"

„Blech ist es! Ich hab' jederzeit im Meer sowohl weibliche wie männliche Aale gefunden —"

„Da kann es sich nur um Ausnahmen handeln!"

„Ausnahmen — richtig! Selbstverständlich! Aus Regeln und Ausnahmen baut Ihr Eure Lehrbücher und Eure Welt! Und seid glücklich, wenn Ihr eine Regel habt, aber unglücklich, wenn Ihr nicht auch gleich 'n Hümpel Ausnahmen dazu habt, je mehr, desto besser! Keine Regel ohne Ausnahme, und Ausnahmen bestätigen die Regel! Heiliger Brahma — na, Du bist mein Gast! Prost — trink aus! Und erzähl' mir mal was anderes! Wie geht es denn Deinen Damen? Lassen die mich nicht grüßen?"

Die wissenschaftliche Streitaxt war für diesen Abend begraben, was ein kräftiger Trunk besiegelte. Am andern Morgen freilich in aller Herrgottsfrühe sollte sie von Peter aufs neue hervorgeholt werden. Doch schlief er in der Nacht den Schlaf des Friedfertigen.

Nur wenig Gedanken wälzte er durch den weingewärmten Kopf, ehe er zur Ruhe kam, jedenfalls nicht mehr als gewöhnlich, obwohl der Tag so ereignisreich für ihn gewesen war.

So also sah die vollbrachte Tat aus!
Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen

— — — — — — — — — — —

Wie schwer hatte er das alles genommen! Und alles war doch so leicht, wenn man es sich nicht selbst erschwerte, wenn man nicht kindisch mit Händen und Füßen dagegen anstrampelte. Die Kleine war ein so gutes, liebes Tierchen — so schmiegsam und fügsam — wie sollte die es fertig bringen, ihm das Dasein zu verkümmern!

Und ihre Freude — ihre sonnige Herzensfreude — ihr reines Glücksgefühl — das war doch etwas! Er dachte nicht daran, weichmütig zu sein — beileibe nicht — aber es war doch etwas — und wenn auch Rührung und dergleichen bei ihm nicht vorkam — er gab sich einen Ruck und noch einen, und dachte an was anderes und dann an gar nichts mehr.

XIII.

Mit Sonnenaufgang erhob sich Peter am andern Morgen, als erster im Hause. Schnell zog er sich an, ging dann ins Freie und sah prüfend ins Wetter.

Mühsam glomm die Feuerkugel durch Nebel und Daak, dann wurde der Dunst dunkler und dichter, Wolken zogen auf, und ein feiner Regen rieselte hernieder.

Das beunruhigte ihn nicht weiter. Wie sagte Vater Wittmüß, der Mann der Wetterregeln? „Morgengäste herbergen nicht." Morgenregen war selten von Dauer.

Und bald darauf, als Mutter Wittmüß sich regte und den Professor weckte, wie es verordnet war, da blaute schon der Himmel durch das Gewölk.

Ellen lag noch in festem Schlaf, als die Männer sich beim Kaffeetisch einfanden, und Peter verbot, sie zu stören.

„Ihr werdet beide am Leben bleiben, auch wenn Ihr Euch nicht Lebewohl sagt —", wogegen der Professor nichts einzuwenden hatte.

Jetzt flatterte der erste Sonnenstrahl in die Halle, durch den leuchtenden Staub sah man ein paar Fliegen sich tummeln.

„Das sind die ersten in diesem Jahr," erklärte Peter. „Übrigens — Mann der Wissenschaft, wie ist das mit der Preisfrage, die ich an Dich gerichtet hab'?"

„Mit welcher Preisfrage?“

„Na, mit dem Fliegenschmutz-Problem! Oder solltest Du, Du der Erforscher der Natur, das Kleine verachten und vergessen? Solltest Du —“ er sprach es mit drohender Erhabenheit — „solltest Du nicht wissen, daß aus dem Kleinen das Große entsteht, daß das Kleine das Größere und das Große das Kleinere ist?“

„Ja — ja —“ Der ungeheure Professor piepste ganz zerknirscht, „ich weiß ja, um was es sich handelt! Der Schmutz ist auf hellen Gegenständen schwärzlich und auf dunklen Gegenständen weiß.“

„So ist es. Und die Erklärung?“

„Ja —“

„Und die Erklärung?“

„Ich hab' mit dem Kollegen von der Chemie groß und breit darüber gesprochen. Der will gerne eine Analyse machen, dazu braucht er aber frische Präparate, und da die Fliegenzeit erst eben anbricht —“

„Dagegen läßt sich nichts einwenden!“

„Er will auch den Darminhalt sorgfältigst untersuchen —“

„Das soll er man!“

„Und dann kommt es darauf an, genau das Aktions- und Reaktionsverhältnis zwischen dem farbigen Substrat und der aufgetragenen Masse festzustellen.“

„Sehr gut. Und das ist Eure verdammte Pflicht und Schuldigkeit! Das erwartet die Wissenschaft von Euch!“

Draußen auf der Treppe zur Vorhalle dröhnte ein schwerer, bedachtsamer Schritt.

„Das ist mein Maat, Johann Wittmüß. Der will die Losung für den heutigen Tag.“

Peter stand auf und wollte ihn draußen abfertigen, dann brachte er ihn aber doch hinein.

Er, Johann Wittmüß, war ja der eigentliche Vater der wissenschaftlichen Frage, die sie eben beschäftigt hatte. So trat dieser gemächlich trampelnden Ganges in die Halle, ein alter Mann, gedrungen und stiernackig, auf dem kugelrunden Schädel ein paar graue Borsten spärlich verstreut, das Gesicht von einem Seemannsbart weiß umrahmt, versonnen und fast tiefsinnig die weiten, fernen, blauen Augen, aber lebensfroh und sich selbst wohlgefällig der breite, beredte Mund, den Schmunzeln und Priemtabak abwechselnd in zuckende Bewegung setzten.

„Na, Ihr beiden Fliegengötter, dann sprecht Euch miteinander aus, wie's sich gehört!“

Peter blieb an der Glastür stehen und blickte nach dem Wolkenzug, um die Windrichtung festzustellen. Und Vater Wittmüß verbreitete sich nun, vom Professor befragt, gesprächig über seine Beobachtungen, die ihm neue Wunder gezeigt hätten an diesem kleinen und verachteten Geschöpf, wogegen der Gelehrte ihm verhieß, daß wissenschaftliche Forschung auch diese Rätsel lösen würde.

Während aber so freudiger Wunderglaube und unbekümmerte Schulweisheit munter gegeneinander plätscherten, fielen Peters Blicke auf die Glasscheiben der Tür, und als die beiden entgegengesetzten Geister sich am lebhaftesten und mit strahlendster Zuversicht zu regen begannen, da sah er eine Anzahl kleiner Flecken auf dem Glas, und sah sie genauer an, und seine Augen wurden größer und immer größer und sein Herz so lustig wie nie.

Jetzt lachte er schallend in den Redefluß der beiden hinein.

„Ihr seid Geister! Donnerwetter mal noch mal! Na, nu kommt einmal her — alle beide!“

Sie traten zu ihm an die Glasscheibe.

„Was ist das — was sind das für Flecke?“

„Das ist offenbar Fliegenschmutz,“ erklärte der Professor.

„Ja, Fliegenschmutz is das,“ bestätigte der alte Wittmüß, und er holte seine Brille heraus, um noch sorgfältiger alles zu prüfen, ohne Feindseligkeit gegen diese Feindin des Wunderglaubens.

„Und was seht Ihr nun an diesen Flecken?“

„Sie sind nicht alle gleich gefärbt,“ antwortete der Professor mit logischem Blick auf das Ziel.

„Nein — die einen sind hell und die andern sind dunkel! Hier auf der transparenten Glasscheibe sieht man beide. Sonst aber — und das ist der ganze Witz — sieht man auf hellen Sachen eben nur die schwarzen und auf dunklen sieht man nur die weißen Flecke! So,

wie steh' ich nun da, wie steht der Fliegenschmutz nun da, und wie steht Ihr nun da! Jetzt sperrt die Mäuler auf und hujahnt Euch an, Wissenschaft und Wunderglaube!"

Die beiden prüften alles noch einmal mit aller Hingabe.

„Ja, Walroß, Liebling, es ist so! Ich habe eine Entdeckung gemacht! Hurra!" Und er jubelte wie ein Junge.

„Aber schade ist das! Jammerschade! Warum hat sich nicht erst die Chemie in die Fliegendärme hineingekniet — und in die Aktion und Reaktion — warum sind nicht erst ein paar Perückenköpfe darüber verrückt geworden!"

Eben trat Mutter Wittmüß ein.

„Ollsch — daran sind Sie nur schuld! Sie und Ihr mangelhaftes Fensterputzen!"

So hatte auch sie ihr Teil an der Fliegenforschung.

Und auch die kleine Ellen war von ihr nicht ungestört geblieben. Schon als Ohm Peter mit dem Professor davon zu reden anfing und die beiden lebhafter wurden, war sie aufgewacht. Schnell hatte sie sich angekleidet, jetzt trat sie strahlend in die Halle.

Zärtlich begrüßte sie der Ohm und ließ sich erzählen, wie sie geschlafen und was sie geträumt hatte.

Vater Wittmüß stand immer noch verloren vor der Glasscheibe, forschend gingen seine Blicke von Fleck zu Fleck.

„Ja, Alter, das ist nun so und wird nicht anders!" rief Peter zu ihm hinüber. Da nahm der Alte die Brille ab und wandte sich um.

Ellen ging auf ihn zu, bot ihm die Hand und wünschte ihm guten Morgen. Abwesend blickten seine großen Augen auf das Kind. Dann sagte er ruhig: „Ja. So is es woll. Aber es is schade, daß es so is. Nu is schon wieder ein Wunder weniger auf der Welt."

Und als die Kleine solche Worte hörte, die sie so gut empfand, wenn sie auch nicht wußte, was sie hervorrief, und dabei in die weiten, blauen Augen des alten Mannes sah, in denen sie die Heimat eigener Gedanken fühlte, da schloß sie im Innern auf der Stelle Freundschaft mit ihm, obwohl er sie gar nicht beachtete.

XIV.

„So, Kleine" — sie hatten den Professor verladen und ihm die letzten Abschiedsgrüße zugewinkt, eben war der Wagen in der Niederung verschwunden — „jetzt bist Du ganz in meiner Gewalt, jetzt bist Du mir überlassen mit Haut und Haar!"

Er packte ihren Arm. „Was machst Du jetzt, wenn ich Dich auffresse ohne Pfeffer und Salz?"

„Bist Du ein Menschenfresser?"

„Ja. Und Du bist eine kleine Prinzessin, ein Königskind. Die fressen Menschenfresser am liebsten, weil sie am besten schmecken. Vorher aber wirst Du noch geplagt und erniedrigt und mußt Magddienste leisten. Komm mit in den Garten. Du kannst mir da helfen."

„Ei ja!"

„Wir wollen Bohnen legen. Die sind jetzt dran. Ende Mai — allerhöchste Eisenbahn."

Sie gingen zum Gartenhaus, wo Peter die Geräte und Sämereien aufbewahrte, und machten sich dann an die Arbeit. Die Beete waren schon gegraben und geharkt. Peter zeigte dem Kinde, in welchen Abständen es Löcher in die Erde zu machen hatte, ließ sie dann die Bohnen hineinlegen und mit Erde zudecken. Sie wurde rot vor Freude, als er ihr sagte, sie habe ihre Sache gut gemacht. „Wie lange dauert's, bis sie aufgehn?" fragte sie.

„Gut vierzehn Tage."

„Und dann werden Stangen eingesteckt —!"

„Was so ein Stadtkind alles weiß! Hier können wir aber keine Stangen einstecken!"

„Warum nicht?"

„Weil es zu windig dafür ist! Dies sind Krupbohnen. Es bleiben niedrige Büsche."

„Und wenn Bohnen daran sind, dann essen wir sie!"

„Dazu sind wir imstande! Und weißt Du, wer sie kochen soll?"

„Nein —"

„Wer sie gepflanzt hat."

„Du?"

„Du!"

Sie sah ihn an wie aus verklärter Höhe. Dann aber schwindelte es ihr,

und verzagt ließ sie den Kopf hängen. „Ich kann ja gar nicht kochen.“

„Dann wirst Du es lernen.“

Als sie hier fertig waren, stürzte die Kleine zu Mutter Wittmüß und hängte sich an die Alte und bestürmte sie mit Fragen, wie man Bohnen koche, und fragte wieder und ging ihr nicht von der Seite.

Eine große Zukunft hatte sich vor ihr aufgetan.

Am Nachmittag machte Peter mit der Kleinen einen Spaziergang in die Schönheiten der Halbinsel, welche man von der Höhe des Hauses übersah. Er wollte mit ihr hinabsteigen und tiefer eindringen.

Durch dichten Wald mußten sie schreiten, ehe sie an die äußerste Spitze kamen. Unter den Baumkronen, in denen die Seewinde sich schaukelten, dichtes Untergehölz: Tannen, Haselnußbüsche und Wacholder; wo es sich lichtete ein undurchdringliches Gewebe von Stauden, Kräutern und Gräsern, aus denen bunte Frühlingsblüten ohne Zahl hervorleuchteten.

Ellen wollte sich in dieses Blumenmeer stürzen. Aber Peter hielt sie an der Hand. „Warte. Ich hab' noch Besseres für Dich! Etwas, was für Dich wie geschaffen ist.“

So gingen sie weiter. Schmetternde Finken grüßten ihren Weg. Leise und neckisch zwitscherten Meisen über sie her.

Und nun kamen sie an eine große Lichtung — einen weiten grünen Plan — und auf dem Grün ein schimmerndes, flimmerndes Weiß von unzähligen Blüten, die keine andern Farben neben sich duldeten.

„Maiglöckchen — o sieh doch!“ jauchzte das Kind.

Jetzt gab es für sie kein Halten mehr, sie lief auf die blühende Au, sie kniete dort nieder, sie warf sich in die Blütendecke mit ausgebreiteten Armen und badete sich in dem Duft.

Dann pflückte sie von den Blumen, soviel ihre kleinen Hände fassen konnten, und brachte sie Peter, der auf dem Wege geblieben war und freudig ihren Freuden zusah.

„Die sollst Du haben!“

„Danke. Die wollen wir uns in die Halle stellen. Und nun komm.“

„Bleiben wir nicht hier? Hier ist es doch so schön.“

„Wir wollen erst einmal an die Spitze.“

Und sie gingen dorthin, es waren nur noch wenig Schritte. Jetzt standen sie auf dem Höwt, an dessen Fuß die Brandung griff, hoch über der Flut, und blickten über die See, die in tiefem sanftem Blau vor ihnen sich dehnte und wiegte und zog.

Links sahen sie die Küste von Saßnitz, rechts erhob sich die Die in glänzendem Goldschein aus den Wassern, dazwischen war die endlose Ferne.

„Da, wo der Himmel mit dem Wasser zusammenstößt, da geht die Ewigkeit an, nicht wahr?“ so fragte Ellen.

Peter nickte.

„Und ehe man dahinkommt, muß man über das große Wasser. Das Sterben, das ist das große Wasser,“

Peter sah innig in sie hinein.

„Darum hab' ich auch wohl Angst vor der See. Weil sie wie der Tod ist.“

„Sieht das nach Tod aus, klein Ellen? Dieses Leuchten! Das ist doch ein lebendiges Jubeln ohne Ende.“

„Es ist doch nichts Vergnügtes dabei, weißt Du. Daß es so weit ist und so verlassen —! — So einsam ist es. Und dahinten geht dann der Himmel an —“

„Mit dem Himmel scheinst Du nicht viel im Sinn zu haben!“

„Ich glaube, hier auf dem Erdenland ist es am schönsten!“

Sie sah etwas an dem Hange, was sie anzog, und kletterte dort herum, biegsam und schmeidig.

„Sieh Dich vor, Ellen. Der Boden gibt da manchmal nach.“

Schon war sie wieder bei ihm, drei verblühte Butterblumen hielt sie sorgsam an den Stengeln.

„Die sind früh verblüht,“ sagte Peter, „da an dem sonnigen Hang.“

„Ja und weißt Du, was man damit machen muß?“

„Blasen.“

Sie setzten sich auf die Bank.

„Weißt Du, Ohm Peter, was Frieda Körner sagt?“

„Nein, das weiß ich leider nicht.“

„Die ist sehr wild, aber sehr klug. Die sagt, man muß daran sehen, wie lange es dauert, bis man einen Mann bekommt.“

„Nun dann ſieh doch einmal nach.“

Die Kleine blies, die beflügelten Körner ſtoben davon, dann zählte ſie, wieviel auf dem Fruchtboden ſtehen geblieben waren. Zehn waren es.

„Zehn Jahre. Na, iſt nicht ſo ſehr lange. Nun kommſt Du, Ohm Peter. Wie lange es dauert, bis Du eine Frau kriegſt.“

„Ach mein liebes Kind, das iſt vorbei. Dazu bin ich viel zu alt.“

„Alt biſt Du ja — aber ſo ſehr alt biſt Du doch noch nicht!“

„Bei mir fragt man höchſtens, wie lange es noch dauert, bis ich abſchramme.“

Er blies gegen den zweiten Stengel. Alle Körner flogen fort, bis auf eins.

„Siehſt Du! Ein Jahr noch!“

„Ja, wenn Du aber auch ſo toll puſteſt!“

Und die Kleine blies jetzt mit vollen Backen aus Leibeskräften über die dritte Orakelblume, ſo daß keine einzige Frucht ſtehen blieb.

„Siehſt Du, Ohm — jetzt bin ich überhaupt ſchon tot.“

Sie legte den Kopf an ſeinen Arm, und da ſie müde war, dämmerte ſie mit geſchloſſenen Augen vor ſich hin.

Aus ihrem Haar ſtieg ein Duft von Frühling, von Wald und Maiblumen zu ihm auf.

XV.

„Heute wollen wir einmal feierlich ſein. Und ſtilgemäß. Heut' am Sonntag gehen wir zu Paſtors. In die Kirche lieber nicht. Aber zu Paſtors. Sie werden ſonſt böſe. Und er ſoll Dir doch Stunde geben.“

„Soll ich mein beſtes Kleid anziehen? Oder mein zweitbeſtes?“

„Ei Du kleine Eitelkeit! Und daß Du ſo viel beſte Kleider haſt!“

„Du weißt doch — mein roſa und mein geſtreiftes!“

„Nein. Das weiß ich wirklich nicht! Aber ich will mir Mühe geben, es zu lernen und zu behalten.“

Er ſagte es lachenden Auges, mit ſcherzendem Munde. Aber ſie fühlte doch heraus, daß darin ein Tadel für ſie lag, ſo genau verſtand ſie ſich ſchon auf jede Schwingung ſeines Tones.

Es war das erſtemal, daß der Ohm etwas an ihr tadelte. Das ſenkte ſich ihr tief ins Gemüt, ſie hob und hob daran und brachte es allein nicht wieder herauf.

Und bei Ohm Peter war in der Tat — die Kleine hatte ganz recht gehört — ſo freundlich er ſich auch zeigte, ein leiſes beklemmendes Gefühl am Werke geweſen. Das Frauenzimmerliche, das hinter den Fragen des Kindes ſchlummerte, trat ihm als Störung in den Weg. Es war ja ſo gering, ſo unbewußt, ſo ganz und gar kindlich, ſo ſelbſtverſtändlich und ungetrübt. So natürlich im Grunde. Er hätte es zu anderer Stunde vielleicht gar nicht beachtet. Und doch lebte etwas darin, was er ſcheute, weil es fremd in ſeine Kreiſe tönte.

Da ſie aber beide von gleich zartmütiger Empfindung waren, ſo lag etwas wie ein leichter Schatten auf ihnen, als ſie über die Wieſen dem Kirchdorfe zuſchritten.

Jetzt kamen ſie an einen Graben. Der Steg war verfallen.

„Iſt doch ſchade, daß Du kein Junge biſt!“ ſagte der Ohm. Es war etwas Rauhes und Bedeutſames darin. „Jetzt müſſen wir den weiten Umweg machen!“

Sie ſehnte ſich nach ſeiner Anerkennung.

„Ich ſpringe mit 'rüber! Glaubſt Du, ich kann es nicht!“

„Der Graben iſt breit.“

„Schadet nichts. Komm. Wenn Du mich an die Hand nimmſt —“

Er faßte ſie an, ſie machten zuſammen den Anlauf und ſprangen.

Das Waſſer war doch zu breit für die Kleine. Wohl riß Peter ſie mit ſich, aber nur einer ihrer Füße faßte den Rand, der andere patſchte ins Waſſer und beſpritzte ihr Kleid hochauf mit moorigen Flecken.

„O — klein Ellen! Was haben wir da gemacht! Das ſchöne Kleid!“ Er war jetzt ganz unbefangen und froh, wo er ſorgen und helfen konnte. „Jetzt müſſen wir wieder nach Hauſe. Du mußt Dich doch umziehen!“

„Iwo! Das trocknet wieder. Und dann reib' ich es ab!“ Grauenhaft war ihr der Schmutz, aber ſie wollte und wollte nicht zimperlich erſcheinen, gerade jetzt am wenigſten.

„Und Dein Stiefel! Der Fuß muß ja ganz naß ſein.“

„Schadet nichts."

„Das erlaub' ich nun nicht, daß Du damit so weitergehst!"

„Dann zieh' ich einfach den Strumpf aus und geh' barfuß und laſſ' ihn im Gehen trocknen!" ſagte ſie forſch.

Und damit ſetzte ſie ſich hin und knöpfte ſich den Stiefel auf. In dieſer friſchen Entſchloſſenheit fand ſie ſich wieder. Der Ohm ſollte nicht Klage darüber führen, daß ſie bloß ein Mädel war!

Schon ſchwenkte ſie den Strumpf in der Luft, und nun gab es einen fröhlichen Marſch. Peter nahm den Schuh, in den er die Hand hineinſteckte, Ellen hakte ſich bei ihm ein und ließ ihren Strumpf in der Sonne wehn.

So ſchritten ſie fürbaß, in gleichem Tritt, und dann ſummten ſie dazu, und jetzt ſang Peter und machte nach dem Marſchtakte töricht-harmloſe Reime, wie es ſo ſeine Art war.

Was iſt denn das hier für ein Mann,
Was hat der für'n Handſchuh an?

Was iſt das für ein Mägdulein?
Die hat ein ſolch' und ſolch ein Bein!

Und zu jedem Vers ſchwenkte Ellen fröhlich ihre Standarte. So vollendeten ſie in klarer, echter Kameradſchaft ihren Weg.

Und über ihnen jubelten die Lerchen.

Als ſie ſo das Wieſengelände durchſchritten hatten, war der Strumpf getrocknet. Ellen ſetzte ſich an den Hang unter dem Knickbuſch und zog ihn an, dann ſäuberte ſie, ſo gut es ging, ihr Kleid, während Peter den Stiefel mit einer Grasbürſte bearbeitete.

Juſt war ſie mit ihrer Toilette fertig, da erklangen ernſt und gebietend die Kirchenglocken.

„Es war die höchſte Zeit," ſagte ſie mit feierlicher Schelmerei und ſtellte ſich ſteif in ihrer Fertigkeit auf die Füße.

Der Gottesdienſt war aus, Kirchgänger trafen ſie nicht, denn die zogen die Hauptwege, und auch die Dorfſtraße war leer, als ſie dem Pfarrhauſe zuſteuerten.

Im Garten trafen ſie Klara, die fahrige Dienſtmaid. Ihre blaßblauen Augen waren in ewigem Geflacker — Ohm Peter behauptete, ſie ſähen aus wie zwei tobſüchtig gewordene Vergißmeinnicht. Von ihr erfuhren ſie, daß Herr und Frau Paſtor im Hauſe, Jum und Jim aber im Garten ſeien.

Peter ſteckte den Finger in den Mund und pfiff gellend. Da kamen die beiden angeraſt.

Auf Ellens Zügen lag noch die muntere Jungenhaftigkeit, faſt herausfordernd blickte ſie drein, dermaßen, daß Jim und Jum erſt biſſig und voll Kampfbegier ſie umkreiſten. Sie war größer als die Jungen und blitzte hochgehobenen Kopfes die beiden Kobolde an, beluſtigt über das Doppelſpiel.

Da trat einer von den beiden kurzfertig auf ſie zu, packte ihren Oberarm und befühlte deſſen Muskeln. Kopfſchüttelnd winkte er ſeinem Spießgeſellen ab. Er hatte erkannt, daß in Ellen keine Pentheſilea ſtak. Und ſo ergaben ſie ſich der Weiblichkeit friedfertigen Sinnes.

Stiller und zaghafter wurde es Ellen zumut, als ſie vor die Paſtorsleute traten, dieſe großen, gradlinigen und beſtimmten Menſchen, und es dauerte geraume Zeit, bis ſie in der lauten, etwas harten und feſt zugreifenden Freundlichkeit Frau Brigittens die Seele herausgefühlt hatte.

Aber das Huſchende, Träumende und Heimliche ihrer Art verſteckte ſich doch triebmäßig vor der engen Selbſtverſtändlichkeit und Selbſtgewißheit, der fragloſen, geſetzlichen, dogmenhaften Helle, die in dieſem Hauſe vorherrſchte.

„Es iſt zu viel Schneelicht bei Euch!" hatte Peter einmal zu den Paſtorsleuten geſagt.

Und Ellen empfand gleich, ohne daß ſie Worte dafür gehabt hätte, die reine und kühle Klarheit dieſer Luft, von der Reinheit erfriſcht und gehoben, doch von der Kühle noch gedrückt, geengt und in ſich ſelbſt vertrieben.

Sie hätte hier doch nicht hauſen mögen. Wie ganz anders war es bei ihrem Ohm!

Paſtor Willers ſtieg nicht in den Turm und predigte nicht aus der Luke, er bemühte ſich vielmehr, fein ſänftiglich mit dem Heidenkind zu fahren. Und Ellen gewann auch ſo viel Vertrauen zu ihm, daß ſie ohne Scheu dem Religionsunterricht entgegenſah, der ſie zweimal in der Woche hierherführen ſollte. Aber ihr Herz öffnete ſie ihm nicht. Und auch Frau

Brigitte, so gütig und frohgemut sie sich zeigte, kam nicht an die stillen Tiefen ihrer Seele.

Das fühlten auch alle, daß etwas in dem Kinde sich nicht auftun wollte. Ein inniger und voller Einklang wollte sich darum nicht finden, und als der Küster und Organist sich melden ließ, benutzte Peter die Gelegenheit, sich mit Ellen zu verabschieden.

Jum und Jim begleiteten sie durch den Garten. Sie waren unzufrieden mit Peter und plapperten scheltend im Wechselgesang zu ihm auf:

„Jetzt kommst Du gar nicht mehr zu uns, wo Du Dein eigenes Kind hast!"

„Und ist doch bloß 'n Mädchen!"

„Kann sie überhaupt 'n Kopfsprung?"

„Wie weit kann sie unter Wasser schwimmen?"

„Kleinigkeit!" entgegnete Peter. „Wenn sie das nicht könnte!"

„Was kann sie denn sonst!"

„Was sie sonst kann? O sie — sie schlägt beide Beine hinter dem Nacken zusammen und hupft dann auf den Händen wie 'n Frosch. Das macht ihr erst einmal nach!"

„Das soll sie zeigen!"

„Jetzt am Sonntag! Und in dem guten Kleid! Seht mal zu, ob Ihr das nicht auch könnt."

Sie blickten Ellen, die sich ganz ernsthaft hielt, in so starrer Bewunderung an, daß sie das Adieusagen vergaßen.

Als Peter die Pforte geschlossen hatte und sich nach ihnen umdrehte, sah er die beiden sich in unglaublichen Verrenkungen auf dem Rasen wälzen. Wie die Mutter sie später zum Essen rief, fand sie zwei festverknotete Knäuel, die bewegungslos dalagen und die sie nur mit Aufgebot ihrer ganzen weiblichen Kunstfertigkeit wieder zu menschenähnlichen Gebilden entwirren konnte.

XVI.

Peter hörte, als er mit Ellen langsam die Dorfstraße hinaufschritt, ein asthmatisches Schnaufen hinter sich, und wie er sich wandte, gewahrte er den Organisten, Lehrer Karsten, der seine Geschäfte im Pastorenhaus schnell erledigt hatte und nun seiner Wohnung zustrebte.

Peter blieb stehen, um ihn zu begrüßen. Er hatte ihn liebgewonnen wegen seines Orgelspiels, in dem nichts war von der sich brausenden und lärmenden Zuversicht nüchterner Selbstgenügsamkeit, worin die meisten Organisten das musikalische Heil der Choräle erblicken.

„Bei Ihnen ist nicht das glaubenseifrige Hurrageblöke die Hauptsache," so hatte er ihm einmal seine Anerkennung ausgesprochen. „Man sieht in Ihrem Spiel die Träne der gequälten Kreatur. Und wenn ich in meinem Gemüt auch dafür nicht allzuviel übrig habe, es ist ein Heimliches in Ihrer Art. Kunst. Und dessen sollen Sie gelobet sein!"

Thomas Karsten war ein ältlicher Mann mit stillen, sanften Zügen und Augen, die in sich gekehrt waren, wenn er ihnen nicht eine flimmernde Fröhlichkeit aufzwang. Und das tat er gerne, wenn er mit andern zusammentraf. Denn es widerstrebte ihm aufs tiefste, gedrückt und gequält zu erscheinen oder gar fremdes Mitleid zu wecken.

Er war ein unglücklicher Mensch, geplagt von seinem asthmatischen Leiden, noch mehr aber von einer grenzenlosen Hypochondrie. Aber mit seinem peinlichen, bis zur Eitelkeit geschraubten Stolzgefühl ließ er keinen in diese seine Not hineinblicken.

Nur Peter war seinem geängstigten Gemüt auf die Sprünge gekommen. Und der scheute sich nicht, dem Leidenden in die umschattete Seele hineinzuleuchten, dachte wohl auch, er könnte dadurch die Geister der Schwermut verscheuchen. Aber das gelang ihm nur auf kurze Dauer, im Grunde erreichte er damit nur, daß sich das Innere des Kranken noch einsamer und finsterer abschloß.

„Guten Tag, Meister Thomas! Nun wie geht's?"

„Danke, Herr Brandt. Gut geht es!"

Herr Brandt aber traute dem Frieden nicht. „Was ist denn heute dran? Milzbrand, Rotz, Tollwut oder Wundstarrkrampf?"

Thomas Karsten war kein gewöhnlicher Hypochonder, mit Kleinigkeiten gab er sich nicht ab. Sein eigenes, ihm ehrlich zugehörendes Leiden, so schwere Qualen es ihm brachte, wollte seiner

Vorstellungswelt nicht genügen. Und andere Krankheiten, wie unheimlich und gefährlich sie auch waren, als da sind Krebs, Steinleiden und so weiter, sie alle waren, sintemal ihre Heilbarkeit nicht ins Reich des Unwahrscheinlichen gehörte, nicht wert, in seinen Gedankenkreis zu treten. Nur in dem Höchsten und Äußersten lebten seine Phantasien. So hatte er von dem, was Peter da eben aufführte, die Tollwut, bei der die Schutzimpfung so guter Erfolge sich rühmen durfte — er war über alle wissenschaftlichen Ergebnisse, die seine Innenwelt berührten, wohl unterrichtet — die Tollwut also hatte er längst glücklich überwunden. Und bei dem Gedanken an Peters offenkundige Verständnislosigkeit vermochte er ganz ungezwungen zu lächeln.

Peter drang deshalb auch nicht weiter in ihn, er stellte ihm Ellen vor und fragte ihn nach Ewald, seinem Sprößlinge. Das war, seit er seine Frau und eine blühende Tochter ins Grab gelegt hatte, der einzige Mensch, der ihm noch zugehörte, und er hing an dem Jungen mit weicher Zärtlichkeit.

„Ewald kommt zu Pfingsten."

„Da freut sich Vater Karsten! Wie ist es denn mit seiner Malerei?"

„Er kommt jetzt nicht recht dazu. Sie haben zuviel auf in der Prima."

„Und Ewald ist unheimlich strebsam!"

„Fleißig ist er."

„Und dann soll er Theologie studieren?"

„Ja." Sie waren vor dem Schulgebäude angelangt, in dem Lehrer Karsten seine Wohnung hatte. Als sie hier stehen blieben, sich zu verabschieden, faßte er an die Brusttasche. „Ein Bild hat der Junge ja neulich noch geschickt. Ich wollte es dem Herrn Pastor zeigen, hab's dann aber lieber doch gelassen."

„Warum?"

„Mir ist es so, als wär' es dem nicht recht, daß Ewald so gerne malt —"

„Was geht denn den das an!"

„Nun, der Junge hat doch ein Stipendium durch des Herrn Pastors Vermittelung — aber schließlich, er versäumt ja damit nichts in der Schule. Wollen Sie das Bild einmal sehen?"

„Gerne."

„Es ist sein erstes Porträt," sagte Thomas Karsten bedeutsam. Er hatte es in Seidenpapier gewickelt, sorgsam packte er es aus, es war auf Holz gemalt, nicht viel größer als eine Kabinettphotographie. Zärtlich blies er darüber hin. Dann reichte er es Peter.

„O, das ist er ja selbst! Fabelhaft, wo der Junge die Fertigkeit her hat!"

Es war ein Selbstbildnis, das die überraschend feinen und edlen, nur etwas weichlichen Züge eines Achtzehnjährigen zeigte: glänzend braune Locken, große, suchende, blaue Augen; auf der Oberlippe lag ein zarter, sammetweicher Flaum.

Das alles war unzureichend im Körperlichen, in den Knochen, in der Plastik, die Farbe aber war bis in alle Einzelheiten mit Sicherheit behandelt, nur daß sie hier und da allzu lieblich und schönrednerisch wirkte. Und das Ganze war mit einer Sorgfalt ausgeführt, die ins Peinliche und Kleinliche ging.

„Nicht wahr, das ist doch wundervoll!" sagte der Vater mit glücklichem Blick.

„Darf ich nicht auch einmal sehen?" bat ihn Ellen.

„Gewiß, mein Kind!" Und er reichte das Bild der Kleinen, die es mit einem Ruf des Entzückens in die Hand nahm.

„Ich will Ihnen was sagen, Meister Karsten," erklärte Peter. „Die Technik ist verblüffend. Aber das Ganze ist mir zu frauenzimmerlich. Und es gefällt mir auch nicht, daß der Junge so weichhändig sich selber streichelt. Himmel, muß der mit seinem Spiegel lieb Kind sein!"

Thomas Karsten zuckte die Achseln. Dann sagte er schüchtern, um sein Glücksgefühl zu verteidigen: „Sie sind ein zu strenger Kritiker, Herr Brandt. Und er ist doch noch so jung."

„Na ja. Und das wird sich ja wohl verwachsen. Daß ich's mit dem Jungen gut meine, das wissen Sie doch!"

„Ja, das weiß ich."

Und jetzt wandte sich Karsten an Ellen, die so in das Bild versunken war, daß sie von Ohm Peters Urteil nichts gehört hatte. „Nun, wie gefällt es Dir?"

„So gut! Ich glaub', ich hab' noch nie ein so schönes Bild gesehen!"

Das war ein gutes Wort zum Abschied.

(Fortsetzung folgt.)

Lesser Ury. Von Adolph Donath.

Lesser Ury ist ein Höhenkünstler. Mit geschärften Sinnen schlürft er aus den Tiefen der Natur und zaubert dann mit einer Wärme, wie sie nur wenige Maler-Dichter haben, aus der Natur die Seele hervor. Lesser Ury hat Sonnenfarben, die glühendsten und auch die feinsten. Seltsam fließen sie ineinander, so natürlich und echt, daß man sich einfach sagen muß: hier ist Luft, Licht, Farbe und Poesie, die Poesie der Natur. Und wie sich Ury zu dieser Höhenkunst emporgerungen hat, ist ein Kapitel von kunsthistorischem Interesse. — Er hat vor fünfundzwanzig Jahren angefangen, in Düsseldorf beim alten Müller. Da fand er aber nicht den richtigen Boden und ging darum, von Wanderlust getrieben, nach Brüssel, wo ihn Portaels, der Direktor der Akademie, sehr freundlich aufnahm. Portaels, der sich bekanntlich längere Zeit in Weimar aufgehalten hatte, war wohl einer der besten Lehrer, den ein Talent wie Ury finden konnte. Es lag in seiner Art, jenen Schülern, in deren Arbeit er eine Individualität erblickte, seine „Schule" nicht aufzwingen zu wollen, er ließ vielmehr die Talente rein aus sich selbst heraus sich entfalten, dort nur beistehend, wo beizustehen war. So haben sich bei ihm Wauters, Fernand Knopff, Leon Frederic und später Toorop und Ury frei entwickeln können. Toorop war gerade bei Portaels, als Ury in der Aktklasse, in der er übrigens den ersten Preis erhielt, arbeitete. Toorop ist damals, wie Ury erzählt, einer der pedantischsten und fleißigsten Schüler gewesen. Von seinem späteren Symbolismus war bei ihm in jenen Tagen nicht die Rede ... Ury erhielt von Portaels ein eigenes Atelier, Portaels förderte ihn in jeder Weise, bei Portaels malte er sein erstes großes Bild „Benjamin", das er leider in Berlin vernichten mußte, weil er in seiner kleinen Stube keinen Platz hatte für ein drei Quadratmeter großes Gemälde; bei Portaels machte er die ersten Versuche zu seinen Bildern „Der Mensch", „Jerusalem", „Jeremias". Allerdings hatte er damals keine Möglichkeit, diese Bilder auszuführen, weil er froh war, das nackte Leben fristen zu können ... Bei Portaels lernte Ury auch den Sohn von Meunier kennen und durch ihn den Meister selbst. „Konstantin Meunier," erzählt Ury, „ging es 1882 und 1883 noch sehr schlecht, und ich erinnere mich wohl, wie mir in jenen Tagen, da er mit einer Ausstellung seiner Zeichnungen aus den Bergwerken einen kleinen Erfolg hatte, Monsieur Sulzberger von der Etoile belge sagte: ‚Meunier ist bei mir gewesen und hat aus Freude förmlich darüber geweint, daß ich ein paar liebe Worte über ihn geschrieben habe' ... So wenig bekannt und so wenig geschätzt ist damals der große Konstantin Meunier gewesen."

Lesser Ury.

Von Brüſſel aus ging Leſſer Ury, den die bibliſche Malerei auf die Dauer nicht befriedigen konnte, nach Paris, um neue Anregungen zu ſuchen. Hier blieb er zunächſt zwei bis drei Monate, kam aber ſpäter wieder und hielt ſich dann länger als ein Jahr auf. Von Portaels hatte er warme Empfehlungen an den gefeierten Bonnat. Der empfing ihn äußerſt liebenswürdig, und als ihm der junge Künſtler einige Studien, darunter die eines Bildhauerateliers, zeigte, meinte Bonnat: ja, die wären ſehr gut, aber er ſollte doch Rembrandt ſtudieren, der die gleichen Effekte mit viel größerer Nobleſſe hervorgebracht hätte, und riet ihm vor allem, etwas mehr auf die Zeichnung zu ſehen. Sodann wies ihn Bonnat an Lefèbvre, deſſen Atelier zu Beginn der achtziger Jahre von deutſchen Künſtlern wenig beſucht war. Der Haß gegen die Deutſchen war nämlich zu jener Zeit in Paris noch ſo groß, daß ihn alle jene zu verſpüren hatten, die nicht vollendet franzöſiſch ſprachen. Im übrigen war damals auch die Manier, in der bei Lefèbvre gelehrt wurde, in Deutſchland noch nicht eingebürgert: die Schüler durften ſich ihre Modelle wählen, durften zeichnen und malen, was ſie wollten, da ihnen Lefèbvre vollſtändige Freiheit ließ. Er kam nur jede Woche ein- bis zweimal, um die Arbeiten zu revidieren, ſagte nichts anderes als: ſie wären gut oder ſie wären ſchlecht — und ging dann einfach weiter. Man lernte weniger vom Meiſter, dafür mehr von ſeiner Umgebung, aber wer dazu nicht das nötige Zeug in ſich hatte, konnte eben nichts lernen . . . Ury fühlte ſich bei Lefèbvre, der ihm, als er ſeine Bilder geſehen hatte, die Worte zurief: „n'êtes pas le premier venu", ſehr wohl und verbrachte hier ein ganzes Jahr. Damals ſtudierte auch Rochegroſſe bei Lefèbvre, und hin und wieder kam Gari Melchers, heute Namen vom beſten Klang.

Blämiſches Dorf. Gemälde.

Der Gemüsegarten. Gemälde.

Nachdem Ury Paris verlassen hatte, setzte er sich in dem vlämischen Dorfe Volluwet fest, wo er schon früher seine ersten naturalistischen Bilder gemalt hatte, hielt sich dann kurze Zeit in München auf und siedelte sich endlich im Jahre 1887 in Berlin an, wo Max Liebermann und Franz Skarbina fast die einzigen waren, die damals moderne Kunst anstrebten. Ury trat zu jener Zeit in vielfache Beziehungen zu Liebermann.

Ury war damals unter den ersten, die es wagten, Berliner Straßenbilder zu malen. Aber der Erfolg, den er erhofft hat, ließ lange auf sich warten, und der Künstler schien fast der Verzweiflung nahe, als ihn plötzlich Geheimrat Zöllner, der erste Sekretär der Akademie, rufen ließ und ihm mitteilte, Menzel wünsche ihn zu sprechen. „Der alte Zöllner," plaudert Ury, „war ein sehr liebenswürdiger Herr, er klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte: mein lieber Ury, das ist für Sie von großer Wichtigkeit. So leicht ruft Menzel die Leute nicht zu sich ..." Ury ging also zu Menzel. Der Altmeister machte ihn gehörig herunter. „Sie haben

alles Zeug, ein tüchtiger Künſtler zu werden, aber alles, was das Schönſte bei Ihnen iſt, iſt Zufall. Sie müſſen, wenn der Zufall Ihnen etwas gebracht hat, was gut iſt, es wieder auswiſchen und es dann durch Arbeit und Fleiß auf den Punkt bringen, den Sie durch den Zufall erreicht hatten." Ein urechter Menzel-Ausſpruch ... Bald nach dieſer Unterredung erhielt Leſſer Ury den Michael Beer-Preis, der ihm endlich Gelegenheit bot, nach Italien zu gehen.

Nach Berlin zurückgekehrt, veranſtaltete er gemeinſam mit Leibl, Uhde, Skarbina, Holſtein bei Hans Olde, den er als einen der liebenswürdigſten Menſchen charakteriſiert, die er überhaupt bisher unter der Künſtlerſchaft kennen lernte. Aus jener Zeit ſtammen die erſten Paſtelle Urys. Sie haben viel von ſich reden gemacht, denn aus ihnen ſprach die Seele eines Künſtlers, der mit ungeheurem Temperament die intimſten Reize der Landſchaft aufzurollen wußte. Schon zu jener Zeit (1892) hatte Ury den Naturalismus völlig überwunden. Der Landſchaft aber, in der er die Schönheit gefunden, iſt er bis heute treu geblieben.

Vlämiſches Dorf. Gemälde.

Liebermann und Habermann ſeine erſte Ausſtellung. Gurlitt, der damals in der Behrenſtraße einen kleinen Laden hatte, verſammelte alle die Talente um ſich, die ſich ſeither durchgeſetzt haben. Er iſt es, der Böcklin und Klinger zum erſtenmal ausgeſtellt und der für Leibl, Uhde, Kuehl, Liebermann, Habermann eifrige Propaganda gemacht hat. Nach ſeiner erſten Ausſtellung bei Gurlitt wandte ſich Ury, das Thema der Berliner Straße verlaſſend, der Landſchaft zu. Er zog zuerſt in die Umgebung Berlins und verweilte dann längere Zeit in Er durchquerte Deutſchland, malte die Oſtſee, malte den Thüringer Wald, malte die nahe Mark, wandte ſich auch noch einmal Italien zu, das ihm Ende der achtziger Jahre wenig geſagt hatte, und begeiſterte ſich an den Ufern des Gardaſees, zu denen er jetzt noch alljährlich für kurze Zeit zurückkehrt. Auch im Thüringer Wald ſtreift er immer wieder mit Palette und Pinſel umher.

Ury iſt ſtets ein Eigener geweſen, hat nie nach einer „Richtung" geſchielt, nie ſich einer „Richtung" angeſchloſſen. Er hat viel Kunſt geſehen und hat nament-

Thüringerwald in Regenſtimmung (bei Eiſenach). Gemälde von Leſſer Ury.

An der Nähmaschine. Gemälde.

großen sozialphilosophischen Bilder wie das Triptychon „Der Mensch“ oder sein „Jeremias“ — Ury ist ja wahrlich nicht bloß Landschafter — heute noch nicht die Anerkennung erkämpft haben, die sie wirklich verdienen. Etwas Übermenschliches ist in den Gestalten, die diese Gemälde beleben. Mächtig auf uns einwirkend, reißen sie uns mit in den Kreis ihrer farbenschweren Atmosphäre ...

lich viel alte Kunst studiert. Aber es ist ihm kaum jemals eingefallen, sie nachzumachen. Ein rastlos vorwärtsstrebender Künstler, ist er eigentlich nie mit sich zufrieden. Daß er den Weg zum Naturalismus fand, scheint uns ebenso selbstverständlich wie dessen Überwindung, wie seine Rückkehr zur Kunst, die in der Schönheit wurzelt, in dieser aufgeht, nach neuer Schönheit weitersucht. Natürlich sind Ury dem Einsamen, den man lächerlicherweise oft als „Radikalen“ bezeichnet und der doch nichts so sehr liebt als die Frühgotik, jederzeit Gegner erstanden. Aber er ist schließlich Sieger geblieben, wenn sich auch seine

Die Geschwister. Gemälde.

Die Reproduktion der Uryschen Bilder ist der unendlich feinen Farbennuancen wegen, die sie auszeichnen, mit Schwierigkeiten verbunden. Viele seiner zarten Pastelle, aus denen der Duft des Frühlings strömt, lassen sich überhaupt in ihrem ganzen Reiz kaum wiedergeben. So müssen wir uns denn damit begnügen, ein einziges Uryscher Pastell, das Porträt der früh verstorbenen Schriftstellerin Elsbeth Meyer-Förster, und außerdem drei von seinen Ölbildern in farbiger Reproduktion vorzuführen. Neben diesen Farbenbildern veröffentlichen wir aber eine Reihe der charakteristischsten Werke, die Lesser Ury als den künstlerischen Beherrscher der Straße und Landschaft, als trefflichen Zeichner und feinfühligen originellen Porträtisten zeigen. Sie legen für die Vielseitigkeit Urys und für den

Bildnis. Gouachezeichnung.

Interieur. Gemälde.

tiefen Ernst seines Schaffens beredtes Zeugnis ab.

Das Porträt von Frau Meyer-Förster, der hochbegabten Gattin des bekannten Verfassers von Alt-Heidelberg, hat Lesser Ury Ende der neunziger Jahre gemalt. Dieses Bild könnte kurz La diseuse heißen. Als sei sie nämlich im Begriffe, ein Gedicht vorzutragen, so steht die junge Frau da; ganz ungezwungen in der Haltung, der Kopf äußerst lebendig, von lebensprühender Farbe, rote Chrysanthemen im Haar und an der Büste, die sich vom tief dunkelblauen Hintergrund wundervoll abhebt. Das Kostüm, das die Dichterin trägt, ist schwarz, eine Art von Spitzenkleid, mit Flittern behängt und einer himmelblauen Rüsche geziert. In der Zartheit der Farbe und der Vehemenz der Auffassung erinnert das Bild an Goya. Ein höchst interessantes Gegenstück dazu ist das „Interieur" (Einschaltbild zwischen S. 572 und S. 573). Ein Ölbild von starken koloristischen Effekten,

mit Oberlicht, das von hinten fällt. Die Dame sitzt, einen blauen Hut auf dem Kopf, mit einem dunkelblauen Kleide angetan, auf einem roten Stuhl, die rechte Hand auf die Sessellehne stützend. Rechts steht ein Tisch, auf den sie ihren Muff gelegt hat. Ihr Schirm lehnt an dem Sessel. Den Boden bedeckt ein herrlicher Perserteppich, auf den die Sonne scheint. Ungemein fein und voll Empfindung ist das kleine, lichtüberstrahlte Gesichtchen. Das Bild stammt aus dem Anfang der neunziger Jahre, und das überrascht uns, denn diese Art von Farbe ist damals noch kaum bekannt gewesen; damals herrschte bei uns noch die Graumalerei vor.

Der Landschafter Ury offenbart sich vorzüglich in den beiden Ölbildern „Im Annatal" (zw. S. 576 u. 577) und „Thüringer Wald" (zw. S. 568 u. 569). Er hat sie während seines letzten Sommeraufenthalts in Thüringen (im Jahre 1905) gemalt. Ury belauscht den Mittag im romantischen Annatal. Die Mittagsonne leuchtet durch das Laub des Waldes, auf einen kleinen Weg niederglühend, der aus rotem Sand besteht. Da spiegeln sich die farbenbuntesten Reflexe. Wie Ury diese herausbringt, ist staunenswert. Gleich einer Farbensymphonie in Grün und Rot erscheint uns dieses Bild ... Das andere Bild vom „Thüringer Wald" ist gleichfalls eine koloristische Leistung ersten Ranges. Hier überwiegen wieder die schweren Töne, hier ist ein intensives Dunkelblau, das ich fast das typische Ury-Blau nennen möchte. Die Stimmung der Landschaft ist düster — Sturmstimmung. Ganz tief hängen die Wolken herunter, nur da und dort kriecht ein Sonnenstreif durch, und der Wind fegt über die Berge, die blauschwarz gegen den Hintergrund starren. Am Fuß der Berge breitet sich eine Wiese aus. Man fühlt aus diesem Gemälde das schlechte Wetter heraus ... Wer diese beiden Bilder aufmerksam betrachtet, mag in ihnen den Ury von heute sehen. Ury aber, den Suchenden, zeigen die folgenden Bilder.

Da ist der „Gemüsegarten", Mitte der achtziger Jahre entstanden. Der Ton des Bildes in Grau, von subtilster Feinheit, gehalten. Vorn am Weg, der zum Garten führt, schreitet ein Gärtnermädchen mit einem Korb in der Hand, die andere Hand an der Hüfte und an den Füßen holländische Holzpantinen. Ein Arbeiter, der gerade mit der Hacke im Garten zu tun hat, wendet sich, wie er das Mädchen erschaut, um sie anzusprechen. Rings um die beiden fällt

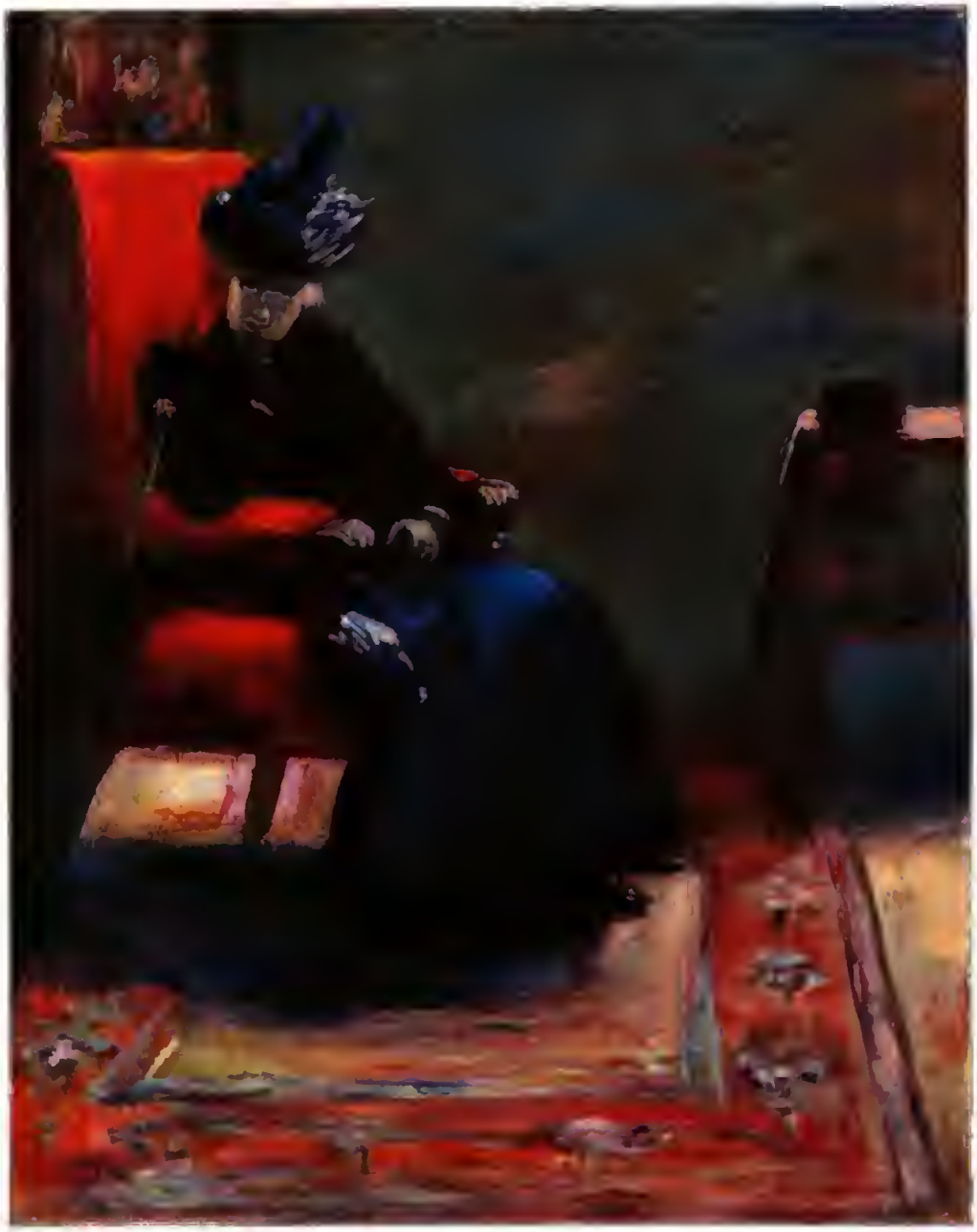
Bahnhof Friedrichstraße in Berlin. Gemälde.

herbſtliches Laub ... Die feuchtgraue Herbſtſtimmung, die über dem Garten liegt, iſt mit ſeltener Kraft herausgearbeitet. Im Genre des „Gemüſegartens“ iſt auch das Ölbild „Vlämiſches Dorf“, 1884, gemalt. Vorfrühlingsluft. Die Äſte der Bäume ſind noch kahl, nur in der Erde gärt es ſchon; der alte Bauer, der am Felde ſteht, mag vielleicht ſchon an die Ernte denken. Rechts erheben die verkrüppelten Häuschen des Dorfes ihre roten Giebel in die graublaue Luft ... Hier iſt Leſſer Ury der Realiſt, wie er im Buche ſteht, der Realiſt, der bis aufs letzte nur malt, was er ſieht. In demſelben Jahre 1884 hat Ury aber auch ſein Bild „Die Geſchwiſter“ geſchaffen. Auch hier rührt das Motiv aus dem Dorfe Volluvet her, wo ſich der Künſtler, wie ſchon bemerkt, lange Zeit aufgehalten hatte. Ein Jahr nachher iſt die „Nähmaſchine“ entſtanden. Vom Fenſter her, das mit einem duftigen

Studienkopf. Zeichnung.

Vorhang verdeckt iſt, breitet ſich das Licht über den abgenützten Tiſch der Maſchine, an der ein Mädchen ſitzt, ſtumpf in ſeine öde Arbeit vertieft. Das Licht fällt auch auf den Rohrſtuhl, auf dem das Mädchen ſitzt, und auf den Seſſel, der neben der Maſchine ſteht. Um die Lehne des Seſſels iſt ein Tuch geſchlungen ... Es iſt ſeltſam, wie ſehr dieſes Bild mit ſeiner ungewöhnlichen Realiſtik auch heute noch auf uns wirkt. Vielleicht noch einen tieferen Eindruck übt das „Interieur“ aus dem Jahre 1888 (S. 570). Ein junges Fräulein ſitzt mit einem Buche, deſſen Deckel rotbraun ſchimmert, auf einem Sofa. Davor ſteht ein Tiſch mit weißer, rotgeränderter

Im „Café Bauer“ zu Berlin. Gemälde.



Im Atelier.

Gemälde von Lesser Ury.

Unwetter (Gardasee). Gouachezeichnung.

Decke, mit einer Wasserflasche und Glas auf einem roten Tablett. An der Wand hängen goldumrahmte Bilder, deren Sujets deutlich erkennbar sind; darunter eingerahmte Photographien. Die Ecke des Zimmers schmückt ein viereckiges Brett, mit altem Tuch bedeckt. Darauf Bücher und ein Korb. Und links davon eine alte Uhr und unter dem Bücherbrett ein bläulich gefärbter Käfig mit einem Vogel. Die Intimität dieses Bildes fesselt sofort. Das Weiß der Tischdecke ist prachtvoll; prachtvoll der Zusammenklang aller Farben. Prachtvoll auch das Licht, das von einem für uns unsichtbaren Fenster auf den Parkettboden fällt und die ganze Stube in Helle taucht.

Mitten im Hasten und Jagen der Großstadtstraße finden wir uns dann wieder. Auch hier ist Ury zu Hause, vielmehr zu Hause gewesen. Schon 1888 begann er Berliner Leben zu malen, und was man damals bekrittelte, verhöhnte, belachte, wird heute mit Freude begrüßt. Wer die Gouache „Bahnhof Friedrichstraße" (S. 571) betrachtet, kann sich der Empfindung nicht entziehen, daß hier eine Wirklichkeitskunst steckt, die erstaunlich ist. Vor uns wölbt sich der Viadukt, Züge brausen darüber hin, der dicke Rauch der Lokomotive schlägt, vom Schneesturm gedrückt, zu Boden, hüllt ein Stück der Friedrichstraße ein, treibt, mit Schneeflocken sich mischend, den Damen und Herren, die von den Zügen kommen, ins Gesicht, umjagt die Kutscher der Omni-

Im Café Unter den Linden. Gemälde.

Am Hundekehlensee bei Berlin. Kohlezeichnung.

buſſe und Droſchken, die Viadukt und Straße paſſieren ... Und von dem bunten Treiben der Straße zieht es den Künſtler nach dem bunten Treiben des Café. Hier macht er neue Studien, Licht- und Luftſtudien. Das Paſtell „Café unter den Linden" zum Beiſpiel. Es iſt Abend, Anfang des Winters. Man ſieht durch die Scheiben des Cafés: draußen liegt der Schnee, die Bäume glitzern ſchloßweiß, auf den Straßen fahren die Droſchken. Dieſer Straßenausſchnitt hat die bläuliche Farbe der Dämmerung. Drinnen im Café aber beginnt man bereits die Lampen anzuſtecken. Man hat ſofort den Eindruck, daß man in einem geſchloſſenen Raum iſt, von dem aus man die Straße beobachten kann. Dieſer Kontraſt zwiſchen Innenraum und Straßenluft iſt hier glänzend wiedergegeben, und ebenſo köſtlich die rauchige Caféluft gemalt, die an den Fenſterſcheiben vorüberſtreift ...

Otto Brahm. Gemälde.

Zu Beginn der neunziger Jahre nimmt die künſtleriſche Tätigkeit Leſſer Urys eine andere Wendung. Ury, der kühne Realiſt, der ausgeprägte Naturaliſt, kehrt ſich vom Boden der Großſtadt ab und flüchtet nach der rauch- und dunſtloſen reinen Luft. Draußen an den Seen des Grunewalds findet er friſche Anregungen. Er lebt nur der Natur, wie ein echter Lyriker, von Licht und Luft beglückt und be-

geistert. Er hört wirklich die Musik der Natur. So gibt er Symphonien, von den feinsten Klängen an bis zu den dröhnendsten Akkorden. Wie schlicht ist etwa die Kohlezeichnung „Am Hundekehlensee“ (S. 574), wie wuchtig wieder der „Regenbogen“, den er bei Belitzhof, in der Nähe von Potsdam sah. Hier die feinste Herbststimmung mit den vom Winde sanft bewegten Baumzweigen und den Sonnenpünktchen, die aus den grauen Wolken hervorquellen und dann im Wasser des Sees leise aufblitzen; dort die elementare Sonnenkraft, die nach schwerem Gewitter über Erde und Kiefer und märkischen Sand strahlt, die Kiefernstämme rötlich vergoldet und in dem Kreis der abziehenden Gewitterwolken das Farbenspiel des Regenbogens zeugt. Und nun die vielen duftigen Pastelle, die Ury auf seinen Reisen in Thüringen, an der Ostsee und in Italien schuf. Da ist, um nur eins von diesen Bildern herauszugreifen, der „Gardasee“. An unserer Reproduktion vermißt man zwar die zarten Pastellfarben, die dem Bilde seinen intimsten Reiz verleihen, aber man spürt doch die weiche, lyrische Poesie, die über ihm schwebt. Morgenluft zittert über dem See.

Regenbogen (Beelitzhof bei Potsdam). Gemälde.

Am Gardasee. Gemälde.

Tiergartenstraße (Berlin). Gemälde.

ist das Magische an Urys Landschaft, daß wir in ihr die Poesie und Seele der Landschaft wiederfinden. Selbst dort, wo der Künstler die Farbe scheut, selbst in der einfachen Zeichnung, wie auf dem Blatte „Unwetter am Gardasee", ist der Grundton der Natursphäre prachtvoll getroffen.

Den Porträtisten Ury kennzeichnet neben dem Bild der Elsbeth Meyer-Förster das von Direktor Otto Brahm, welches Reinhardt in der „Ruhmesgalerie" des Deutschen Theaters aufgehängt hat (S. 574). Brahm ist hier mit außerordentlicher Schärfe beobachtet. Er sitzt in der Loge des Theaters, richtet das Opernglas nach dem Publikum, um dessen Stimmung zu erkunden; das Licht von der offenen Bühne streift grell das Glas und erhellt das charakteristische Profil des Direktors; ausgezeichnet ist dabei der energievolle Zug des Gesichts geprägt. Ury hat übrigens auch Dr. Paul Schlenther gemalt, kurz bevor der sich anschickte, ans Burgtheater nach Wien zu gehen ...

Lesser Ury steht heute in der Vollkraft seines Schaffens. Was er, der stille Wegebahner, uns bisher gegeben hat, war echte Kunst. Mehr aber noch können wir von ihm, dessen Sonderausstellung augenblicklich bei Keller & Reiner in Berlin allgemein fesselt und die Aufmerksamkeit aufs neue auf sein reiches Schaffen lenkt, in Zukunft erwarten.

Winter im Hochwald.

Die Sonne ist gerade hervorgekommen;
noch wiegen sich am Himmel die seidefeinen Rosawolken, und der See, an dessen Ufern Oliven stehen, ist ganz in Silber eingehüllt. Die Gestade drüben schwimmen in blauem Dunste... Das eben

Den Fels erstieg, demantenübersät,
Im Hermelin des Winters Majestät.

Die Faust gekrampft in den vereisten Bart,
Hält sinnend er hier Rast von langer Fahrt.

Kein Laut, kein Lauscher stört des Alten Ruh.
Bald fallen ihm die müden Augen zu ...

Ein fernes Fuchsgebell erstirbt im Forst;
Leis schwebt ein Adler zum verschwieg'nen Horst,

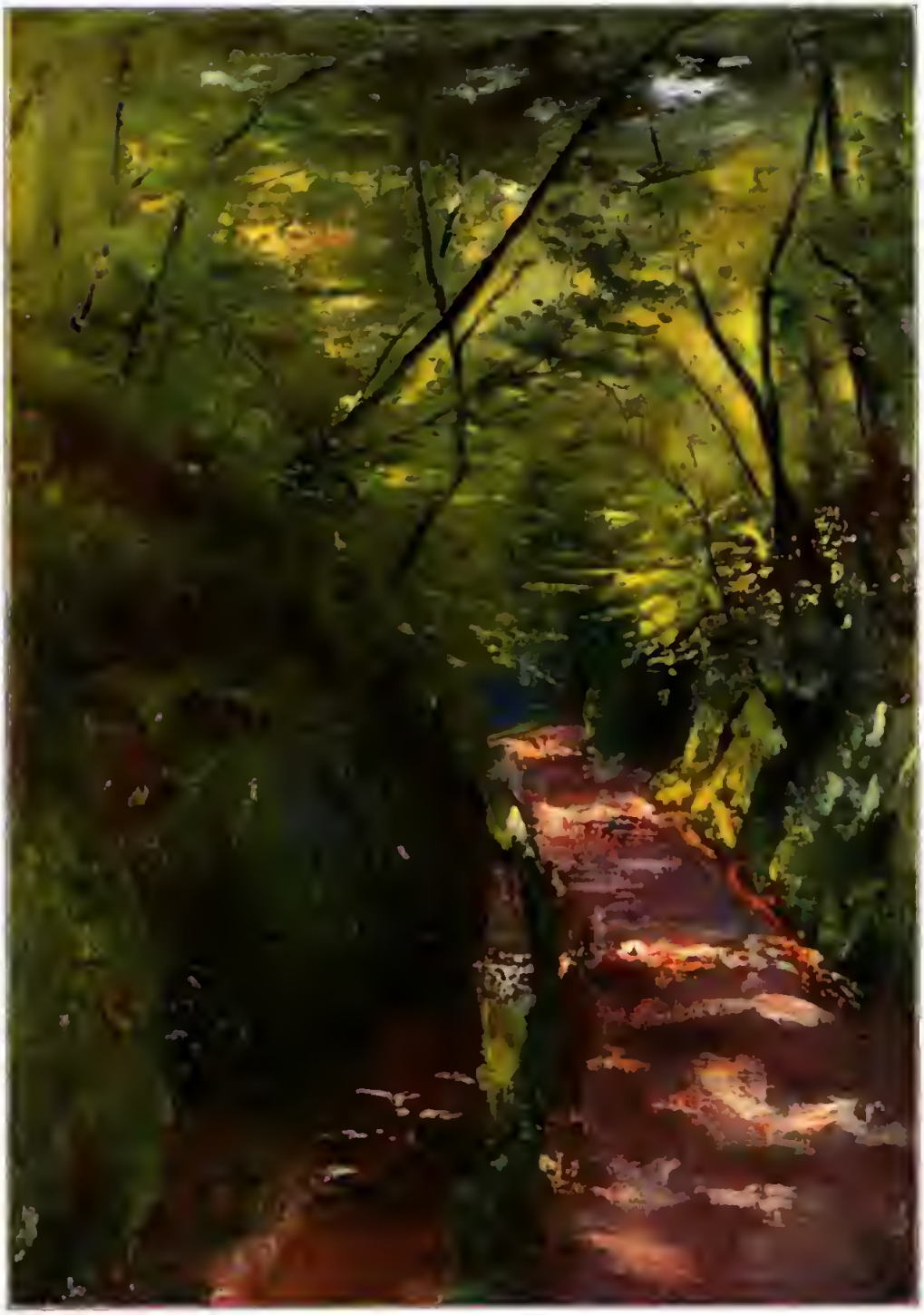
Und tief im Grunde tritt ein scheues Reh
Lautlos heraus an den erstarrten See. —

Dies ist die Stunde, wo die müde Zeit
Zu schlummern scheint im Schoß der Ewigkeit,

Wo uns der weiterschloss'ne Himmel still
Sein wundersam Geheimnis künden will,

Und durch die Wälder leis von Baum zu Baum
Ein Flüstern geht, ein goldner Frühlingstraum.

Paul Wolf.



Im Annatal bei Eisenach.
Gemälde von Lesser Ury.

Der Amateur-Detektiv.

Von Balduin Groller-Wien.

Nach dem Abendessen begab man sich in das Rauchzimmer. Das war eisernes Gesetz und durfte durchaus nicht anders sein. Die beiden Herren wären vielleicht lieber noch bei Tische sitzen geblieben, um im Nachgenusse der kulinarischen Meisterleistungen in aller Behaglichkeit ihre Zigarre zu rauchen, aber das ging nicht, ging absolut nicht. Das wußten sie schon so lange, und nun schien ihnen der Aufbruch und die Auswanderung nur das Selbstverständliche. Die schöne Hausfrau hatte das so eingeführt. In ihrem Hause durfte nur im Rauchzimmer geraucht werden. Dort hielt sie sogar gelegentlich mit und rauchte selbst in Gesellschaft eine Zigarette, aber für alle anderen Gemächer bestand — das setzte sie durch — strengstes Rauchverbot.

Frau Violet Grumbach hielt wie auf sich selbst, so auch auf den Rahmen für ihre Persönlichkeit, auf ihre Wohnung. Wie ihre äußere Erscheinung mit aller nur denkbaren Sorgfalt, mit Geschmack und guter Berechnnng in Szene gesetzt war, so auch die Wohnung. Die Einrichtung war modern, war kostbar, alles war blitzblank und funkelte förmlich vor Sauberkeit. Und da sagt man noch manchmal, daß gewesene Künstlerinnen im allgemeinen keine guten Hausfrauen abgäben!

Frau Violet war Schauspielerin gewesen. Nicht eine von den allerersten, aber sicherlich eine der allerhübschesten. Auch jetzt noch — alles, was wahr ist! — war sie eine ungemein anziehende Frau. Etwas unter Mittelgröße, die Formen von angenehm entwickelter rundlicher Fülle, jetzt doch schon beträchtlich mehr entwickelt als zuzeiten ihrer aktiven Künstlerschaft; lichtblondes, immer kunstreich geordnetes Haar, lebhaft blitzende graue Augen, feingezeichnete zarte, rote Lippen und ein pikantes, keckes Stumpfnäschen, das dem runden Gesichtchen auch jetzt noch eine Art kindlichen Ausdruckes lieh, — alles in allem ein sehr angenehmes Ensemble.

Zu den Mahlzeiten liebte sie es, immer in besonders gewählter Toilette zu erscheinen. Kinder waren nicht im Hause, so hatte sie Zeit dazu. Überhaupt besaß sie eine ganz gute Art, sich das Leben zu verschönen; sie schmückte sich und ihre Umgebung. Da begreift es sich denn, daß sie ihre Vorhänge, ihre Spitzen und Deckchen, ihre Plafonds und Seidentapeten nicht der bösen Wirkung des Tabaksqualms aussetzen wollte.

Heute war nur ein Gast anwesend, der alte Hausfreund Dagobert Trostler, und der war im Hause Grumbach so zu Hause, daß man seinetwegen keinerlei Umstände mehr machte; wenn Frau Violet doch wieder große Toilette angelegt hatte, so galt das nicht einmal eigentlich ihm. Es war einmal Gepflogenheit, die eingehalten ward, auch wenn sie mit ihrem Mann allein zu Tisch ging. Höchstens daß einige Nuancen auf Rechnung des Gastes kamen, so der herzförmige Ausschnitt der weißen Spitzenbluse, der dem Beobachter einige Aus- und Einblicke gestattete, und die halblangen Spitzenärmel, welche den rundlichen Unterarmen, die sich zu den feinen Handgelenken und den hübschen kleinen Händen zart verjüngten, den wünschenswerten Spielraum gewährten.

Andreas Grumbach, der Besitzer einer großen und sehr einträglichen Jutespinnerei, war ganz erheblich älter als seine Gattin; so an zwanzig Jahre, und wenn es verwehrt ist, das Alter der Damen mit allzu brutaler Genauigkeit nachzurechnen, so darf es bei ihm schon verraten werden. Er mochte doch so seine drei- oder vierundfünfzig Lenze gesehen haben, aber er sah sogar noch etwas älter aus, als er war. Sein schönes dunkelbraunes, glattgebürstetes Haar bewies nichts. Er hätte auch außer Haus frisieren lassen können. Der Backenbart zu beiden Seiten schimmerte schon

sehr stark ins Silbrige, und dabei trug er noch das Kinn ausrasiert in dem Bestreben, doch etwas jünger auszusehen und den Silberspegen nicht allzusehr anwachsen zu lassen.

Dagobert Trostler, sein alter Freund — na, alter! er war einfach ein gleichalteriger Jugendfreund —, war durchaus nicht damit einverstanden gewesen, als Grumbach, einem holden Johannistriebe nachgebend, vor etwa sechs Jahren die Schauspielerin Violet Mooslank als sein ehelich Gemahl in sein Haus führte. Es war aber nichts dagegen zu machen, und schließlich hatte Dagobert auf der ganzen Linie unrecht behalten. Es ward eine ganz akzeptable und respektable Menage daraus, die Ehe gestaltete sich zu einer durchaus glücklichen.

Dagobert selbst war Junggeselle geblieben. Er war ein ausgedienter Lebemann mit stark gelichtetem Scheitel und einem Petrus-Schöpfchen. Sein sokratisches Gesicht wurde belebt durch zwei dunkle ausdrucksvolle Augen. Jetzt hatte er nur noch zwei große Passionen, die Musik und die Kriminalistik. Sein großes Vermögen gestattete ihm, sich diesen seinen beiden so sehr divergierenden Liebhabereien ohne jegliche andere Sorge zu widmen. Zur Musik hatte er ein genießendes und ein schaffendes Verhältnis. Seine Freunde behaupteten, daß er stärker war im ersteren. Auch er hatte Violet schon gekannt, als sie noch dem Theater angehörte, und wenn es damals irgendeine ihrer Rollen mit sich brachte, daß sie einige Lieder zu singen hatte, so war er es, der sie ihr einstudierte. Natürlich als Amateur. Auf allen Tätigkeitsgebieten, auf denen er sich umtat, blieb er Amateur, passionierter Dilettant, gentleman-rider. Seinen Profit hatte er aber bei jenen musikalischen Einpaukungen doch. Es gelang ihm nämlich manchmal, auf diesem Wege die eine oder die andere seiner eigenen Kompositionen als Einlagen in die Öffentlichkeit zu schmuggeln.

Was seine kriminalistischen Neigungen betraf, so äußerten die sich zunächst darin, daß er am liebsten von bedeutenden Raubmorden und halbwegs anständigen Unterschlagungen sprach. Er war überzeugt, daß an ihm ein Kriminalkommissar von Klasse verloren gegangen wäre, und behauptete steif und fest, daß, wenn alle Stricke rissen, er sehr wohl in der Lage sei, sich als Detektiv sein Brot zu verdienen. Seine Freunde machten sich auch oft genug lustig über ihn. Nicht etwa, daß sie an seinem einschlägigen Talent gezweifelt hätten. Von dem hatte er ja oft genug überzeugende Proben geliefert. Sie fanden nur die Passion sonderbar, sich selbst eine Rute auf den Rücken zu binden. Denn seine Liebhaberei brachte ihm nicht nur mancherlei Unannehmlichkeiten ein, sondern sie verstrickte ihn gelegentlich wohl auch in recht gefährliche Situationen. Wenn es irgendwo eine Ansammlung von Menschen gab, war er sicher mit dabei, aber nicht mit dem allgemeinen Interesse an dem aktuellen Vorgange, welcher Art er auch sein mochte, — er paßte auf Taschendiebe und trachtete, sie bei der Arbeit zu beobachten und auf frischer Tat zu ertappen. Er geriet da nicht selten in bedenkliche Verwickelungen, aber es gelang ihm doch, manchen Langfinger der Polizei in die Hände zu liefern. So liebte er es auch, bei dunklen Kriminalfällen auf eigene Faust Nachforschungen anzustellen, und daher kam es, daß er sich alle möglichen Scherereien auf den Hals lud, alle Augenblicke bei Gericht zu tun hatte oder auf die Polizei zitiert wurde, der seine privaten Bemühungen manchmal schon unbequem geworden waren, — aber das alles machte ihm Vergnügen. Er war eben Amateur. —

Man begab sich also ins Rauchzimmer.

Die beiden Herren setzten sich an das Rauchtischchen, das in der Nähe des Fensters stand, Frau Violet nahm auf einer kleinen gepolsterten Bank Platz, die — ein ganz reizendes Möbelstück — sich von dem hohen und feingegliederten Kamin bis zur Tür hinzog und dort den Raum sehr schicklich ausfüllte. Der Kamin stand in einer Ecke, und so war dort ein sehr trauliches Plätzchen geschaffen.

Grumbach nahm vom Rauchtische ein Zigarrenkistchen; nicht auf gut Glück. Es waren deren mehrere da, und er hatte erst bedachtsam gewählt. Er öffnete es und wollte die Zigarren eben Dagobert reichen, als er stutzte.

„Ich weiß nicht," sagte er nachdenklich,

„es muß in meinem Hause doch noch einen Liebhaber geben — gerade für diese Sorte. Es wäre kein schlechter Geschmack. Das Stück kostet einen Gulden!"

„Bemerkst Du Abgänge?" fragte Dagobert.

„Ich glaube, sie zu bemerken," erwiderte Grumbach.

„In unserem Hause wird nichts gestohlen!" warf Frau Violet ein in Verteidigung ihrer Hausfrauenehre.

„Gott sei Dank — nicht!" gab Grumbach zurück. „Und doch — ganz bestimmt kann ich es natürlich nicht behaupten — aber mir ist, als hätten aus der oberen Lage gestern nur zwei Zigarren gefehlt, und heute fehlen da acht oder neun Stück."

„Eigene Schuld," bemerkte Dagobert. „Müßtest sie eben unter Verschluß halten!"

„Man soll in seinem Hause auch etwas frei herumliegen lassen können!"

„Vielleicht irrst Du Dich doch?" gab Frau Violet zu bedenken.

„Es wäre nicht unmöglich, aber ich glaub's nicht. Nun, ein Unglück ist's gerade nicht, aber es beunruhigt."

„Das müßte doch nicht schwer sein, der Sache auf den Grund zu kommen," äußerte Dagobert, in dem sich die Detektivleidenschaft zu regen begann.

„Das einfachste wird sein, Deinen Rat zu befolgen, Dagobert. Verschließen — das ist der beste Schutz!"

„Das wäre mir nicht interessant genug," lautete die Antwort. „Man muß den Marder erwischen!"

„Soll ich mich vielleicht auf die Lauer legen und tagelang aufpassen? Da komme ich noch billiger weg, wenn ich's mich ein paar Zigarren kosten lasse."

„Du mußt doch wissen, wer Zutritt in das Zimmer hat!"

„Für meinen Diener stehe ich. Der nimmt nichts!"

„Und ich für mein Stubenmädchen," beeilte sich Frau Violet hinzuzufügen. „Sie ist seit meiner Kindheit bei mir, und es ist noch nicht eine Stecknadel weggekommen!"

„Desto besser!" fuhr Dagobert fort. „Glaubst Du, daß täglich Abgänge vorkommen?"

„I bewahre! Das fehlte gerade noch! Vorige Woche glaubte ich's einmal schon bemerkt zu haben und dann einmal vielleicht auch in der vorvorigen Woche."

Dann ließ man das Thema fallen. Man sprach noch eine Weile von den Tagesereignissen, die gerade die öffentliche Meinung beschäftigten; darauf erhoben sich Hausfrau und Hausherr, um sich noch ein wenig herzurichten für die Oper. Es war gerade ihr Logentag, Mittwoch, und Dagobert sollte wie gewöhnlich mit von der Partie sein. Einen so alten Bekannten und vertrauten Hausfreund durfte man schon ein Viertelstündchen allein lassen, ohne sich erst groß zu entschuldigen.

Frau Violet meinte in spöttischem Scherz, es müsse ihm sogar sehr erwünscht sein, eine Weile allein bleiben zu dürfen, da er nun um so ungestörter dem düsteren Problem nachsinnen könne, wohin die verschwundenen Zigarren wohl geraten sein mögen. Er als Meisterdetektiv werde das doch gewiß herausbringen!

Es hätte nicht erst dieses spöttischen Appells bedurft, um ihn an seine Liebhaberei zu erinnern. Er hatte im stillen ohnedies schon bei sich beschlossen, den Täter zu entdecken, und so war es ihm nun ganz besonders willkommen, sich ungestört auf dem Schauplatz der Tat genau umsehen zu können. Der Fall war ja herzlich unbedeutend und geringfügig, aber was tut ein Amateur nicht, um im Training zu bleiben? Man nimmt einmal auch so etwas mit.

Er setzte sich, als er allein war, in seinem Fauteuil zurecht und begann nachzudenken. Gar so einfach war die Geschichte denn doch nicht. Die letzte Untat war am Tage vorher begangen worden. Er besah sich das Zigarrenkistchen, den Rauchtisch — da war nichts zu entdecken. Es war einfach ekelhaft, was in dem Hause für Reinlichkeit herrschte! Wie da täglich aufgeräumt und aufgewischt wird! Da soll dann ein Mensch etwa noch einen Fingerabdruck auf dem Holzrahmen des Rauchtisches entdecken, der die rote Tuchfüllung der Platte umgrenzt! Der Rahmen war wahrscheinlich auch gestern nicht staubig, und seither ist ja wieder unsinnig gewischt und gebürstet worden, — und da soll ein Mensch daktyloskopische Studien machen!

Damit war es also nichts.

Im Zimmer leuchteten jetzt vier elektrische Lampen. Er drehte mit einem Griff auch noch die übrigen acht auf. Strahlende Helle erfüllte nun den Raum, und jetzt untersuchte er weiter. Er schritt das Gemach nach allen Richtungen ab, und überall hin sandte er den forschenden Blick, ohne irgendeinen Anhaltspunkt finden zu können.

Dann setzte er sich wieder an den Rauchtisch. Es war klar, daß dieser das Zentrum für die Nachforschungen bilden müsse. Wie er aber auch spähte, hier ließ sich keine Spur und kein corpus delicti entdecken, — doch — eben als er wieder seine Wanderungen aufnehmen wollte, bemerkte er etwas. Eingebettet in der schmalen Spalte zwischen Tuch und Holzrahmen des Rauchtisches und über sie herausragend ein Haar, dunkel und glänzend, nicht lang — gerade gezogen vielleicht fünf Zentimeter, aber es hatte die Tendenz, sich zu einem Kreise zu schließen.

Dagobert fuhr mit der Hand über Tuch, Rahmen und Spalte, wo das Haar steckte. Dieses bog sich und blieb stecken. Es hat also auch Bürste und Staubtuch standhalten können. Anderseits — bei der Art, wie hier rein gemacht wurde, wie bereits erwähnt — geradezu ekelhaft! — war es wohl anzunehmen, daß der Widerstand kaum von Dauer sein würde. Mehrfache Angriffe würden das Haar doch wohl wegfegen. Es war also ganz gut möglich, ja wahrscheinlich, daß es erst gestern hingelangt ist.

Er dachte einen Augenblick daran, sich den Diener hereinzuläuten, um sich zu vergewissern, ob nicht heute schon irgend jemand, der nicht zum Hause gehörte, das Zimmer betreten hätte, vielleicht ihn auch darüber auszuholen, wer gestern dagewesen sei, aber er verwarf den Gedanken sofort wieder. Natürlich wollte er, mußte er spionieren, aber nicht bei der Dienerschaft! Das konnte zu albernem Gerede führen, und eine gewisse Rücksicht war er doch dem Hause seines besten Freundes schuldig.

Er hob also das Haar mit den Fingerspitzen heraus und barg es mit aller Sorgfalt in seinem Taschenbuche. Dann setzte er seine Nachforschungen fort. Er sah sich in dem ganzen Zimmer noch einmal gut um; es war wohl kaum noch etwas zu holen. Die Beleuchtung war so hell, daß ihm nicht leicht etwas entgehen konnte. Oben auf der glatt polierten Fläche des schwarzmarmornen Kamingesimses bemerkte er ein dunkles Klümpchen, das den scharfen geraden Zug der Linie unterbrach. Ob es wohl verlohnte? Für einen Detektiv verlohnt sich alles, kann sich alles verlohnen.

Er rückte sich einen Ledersessel hin und stieg auf ihn. Ein Zigarrenstummel, etwa vier Zentimeter lang. Eine ganz leichte Staubdecke auf der polierten Platte. Wenn die Hausfrau das wüßte! Da ist heute nicht abgewischt worden. Der Herr Bediente hat sich's bequem gemacht. Wahrscheinlich wischt er da nur jeden zweiten oder dritten Tag ab. Älter war die dünne Staubschicht nicht. Auch der Stummel war nicht älter. Das konnte ein Raucher schon beurteilen. Und noch eins. Auf der Staubfläche zeigte sich keine Spur einer Hand oder eines Fingers. Die Platte war also nicht schon staubig, als der Zigarrenrest da hingelegt wurde. Er dürfte also — er ist also gestern hingelegt worden.

Dagobert untersuchte den Rest. Er stammte von der inkriminierten Sorte.

Nun stieg Dagobert vom Sessel, steckte den bedachtsam verpackten Stumpf in die Tasche, löschte die überzähligen Lampen wieder aus und fuhr dann, als die Zeit gekommen war, mit in die Oper.

II.

Grumbach hatte die ganze Zigarrenaffäre am nächsten Tage schon wieder vergessen. Der vielbeschäftigte Fabrikherr und Großkaufmann hatte wahrhaftig an anderes zu denken. Er kam auch später nicht wieder auf sie zurück, weil sich kein Anlaß dazu ergab. Ganz zu Ende war sie aber doch noch nicht.

Dagobert hatte fast eine ganze Woche verstreichen lassen, bevor er sich wieder in dem Grumbachschen Hause sehen ließ. Das letztemal war er am Mittwoch dort gewesen, und erst am darauffolgenden Dienstag abend zeigte er sich wieder. Frau Violet empfing ihn im Rauchzimmer. Das Diner war vorbei, und zum Kaffee,

den er mit ihr nehmen sollte, rauchte sie selber ganz gern eine Zigarette.

„Ich komme Ihnen ungelegen, gnädige Frau?“ begann er die Unterhaltung.

„Sie sind mir immer willkommen, Herr Dagobert,“ erwiderte sie liebenswürdig, aber etwas betreten schien sie doch, als sie sich auf der Kaminbank zurechtsetzte.

„Ich meinte nur,“ fuhr er harmlos fort, „weil ich ja annehmen konnte, den Herrn Gemahl nicht zu Hause zu treffen.“

„Allerdings — Dienstag ist sein Klubtag; da ist er nie zu Hause. Desto angenehmer für mich, Gesellschaft zu haben.“

„Es wäre aber doch auch möglich gewesen, daß Gnädige sich bereits mit anderweitiger Gesellschaft versorgt hätten und ich vielleicht nur störend gewesen sein würde.“

„Sie stören niemals, Herr Dagobert,“ versicherte sie eifrig und lenkte dann ab, indem sie ihn, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, bei seiner schwachen Seite packte und ihn mit seiner Detektivleidenschaft zu necken begann.

„Nun? Haben Sie den ruchlosen Zigarrenmarder noch immer nicht entdeckt?“ fragte sie mit fröhlichem Spott.

„Spotten Sie nicht zu früh, Gnädige!“

„Mein Gott, ein paar Zigarren können leicht wegkommen, ohne daß man erfährt, wohin sie geraten sind. Man sollte gar nicht forschen. Am nächsten liegt es, den Diener zu beargwöhnen. Er ist sicherlich unschuldig, aber wenn einmal der Verdacht geweckt ist — mein Mann ist sehr genau! — da kann der arme Teufel leicht um sein Brot kommen.“

„Wir werden uns ja gleich überzeugen,“ entgegnete Dagobert und drückte auf den elektrischen Taster.

Frau Violet erschrak über seine Voreiligkeit und machte eine Bewegung, ihn zurückzuhalten, aber es war schon zu spät. Im nächsten Augenblick stand der Diener im Zimmer der Befehle gewärtig.

„Sie, lieber Franz,“ begann Dagobert, „Sie werden so gut sein, mir einen Fiaker zu holen, so etwa in einer Stunde.“

„Sehr wohl, gnädiger Herr!“

„Hier, lieber Freund, für Ihre Mühe eine feine Zigarre!“ Dagobert griff dabei nach dem Kistchen.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, ich rauche nicht.“

„Ach, Unsinn, Franz!“ sagte Dagobert. „Jetzt tun Sie nur Ihre Zigarrentasche heraus; wir wollen sie einmal ordentlich anfüllen.“ Und er griff jetzt mit der ganzen Hand in das Kistchen.

Franz lachte mit dem ganzen Gesicht über den herablassenden Scherz und versicherte noch einmal, daß er kein Raucher sei.

„Na, dann ist's ja gut,“ bemerkte Dagobert leutselig, „dann werden wir uns schon noch miteinander verrechnen. Sie sollen deshalb nicht zu kurz kommen.“

Der Diener verbeugte sich und verließ geräuschlos das Zimmer.

„Sie sehen, Gnädige,“ nahm darauf Dagobert wieder das Wort. „Er ist es nicht gewesen.“

Nun war es an Frau Violet, hell aufzulachen.

„Wenn das Ihre ganze Kunst ist, Dagobert, dann lassen Sie sich nur ruhig wieder das Lehrgeld zurückgeben! Ich sage ja nicht, daß er's gewesen ist — er ist es bestimmt nicht gewesen —, aber selbst wenn er sich schuldig gefühlt hätte, glauben Sie wirklich, daß er Ihnen in diese plumpe Falle gegangen wäre?“

„Wer sagt Ihnen denn, Frau Violet, daß das meine ganze Kunst ist? Ich wollte Ihnen nur vordemonstrieren, daß er der Schuldige nicht sein kann.“

„Weil Sie ihm sofort alles glauben! Sie sind naiv, Dagobert.“

„Für mich war es ganz zwecklos, ihn vorzuladen. Ich wollte nur vor Ihnen seine Ehrenrettung bewerkstelligen. Eigentlich recht überflüssigerweise. Denn auch Sie sind von seiner Unschuld überzeugt, und damit könnten wir ja die Sache als abgeschlossen betrachten.“

„Dagobert, Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen.“

„Ich will alles sagen, wenn es Sie interessiert, meine Gnädige.“

„Es interessiert mich sehr.“

„Wäre es nicht besser, überhaupt nichts mehr davon zu reden?“

„Ja, warum sollte das nun besser sein, Dagobert?“

„Ich dachte nur — ich weiß nämlich alles.“

„Um so besser! Lassen Sie hören, was Sie herausgebracht haben.“

„Es ist ja möglich, daß ich im einzelnen

irre, dann werden Sie in der Lage sein, mich zu korrigieren."

„Ich?!" Sie sah ihn groß an.

„Sie, meine Gnädige. Es ist ja auch möglich, daß ich mich schwer blamiere — ich glaube es nicht, aber möglich wäre es immerhin. Sie müssen berücksichtigen, daß ich ausschließlich auf meine Kombination angewiesen war und es ganz selbstverständlich verschmäht habe, Ihre Dienerschaft auszuhorchen."

„Keine so lange Einleitung, Dagobert; zur Sache, wenn ich bitten darf."

„Gut, ich decke meine Karten auf. Sie erinnern sich, meine Gnädigste, daß ich am letzten Mittwoch zum erstenmal von den Abgängen erfuhr. Fünf Minuten später hatte ich die genaue Personenbeschreibung —"

„Wie haben Sie denn das angefangen?"

„Die genaue Personenbeschreibung des — des Rauchers. Ich denke, wir bleiben bei dieser Bezeichnung und vermeiden den odiosen Ausdruck Dieb oder auch nur Zigarrendieb. Die Zigarren sind ja tatsächlich nicht gestohlen, sondern nur geraucht worden, ohne daß der Hausherr davon wußte. Der Raucher ist also ein hochgewachsener junger Mann, einen guten Kopf größer als ich, mit einem wohlgepflegten schwarzen Bart und prachtvollen Zähnen."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich werde Ihnen alles sagen, Gnädigste. Übrigens hoffe ich, die Richtigkeit der von mir gelieferten Personenbeschreibung heute noch eklatant bestätigt zu sehen. Ich rechne nämlich darauf, daß der vortreffliche junge Mann binnen kurzem uns die Ehre seiner Gesellschaft gewähren wird. Ich habe auch schon das Kistchen mit seiner Lieblingssorte zurecht gerückt."

Da tat sich die Tür auf, und der Diener trat mit der Meldung ein, daß der Wagen für den gnädigen Herrn bestellt sei und pünktlich zur festgesetzten Zeit vorfahren werde. Dann richtete er an die Hausfrau die Frage, ob es ihm nun erlaubt sei, zu „gehen". Die Erlaubnis wurde erteilt, und er zog sich dann mit einer devoten Verbeugung und einem dankenden „Küß d' Hand!" wieder zurück.

„Franz ist nämlich ein Theaternarr," erläuterte Frau Violet. „Einmal in der Woche muß er ins Theater gehen, und da gebe ich ihm am liebsten den Dienstag abend frei, wo mein Mann ohnedies nicht zu Hause ist, er also am leichtesten entbehrt werden kann."

„Ach sooo!" erwiderte Dagobert nachdenklich. „Nun, das ist ja ganz in der Ordnung."

„Lassen Sie sich aber dadurch nur nicht ablenken, lieber Dagobert," fuhr Frau Violet fort. „Sie sind mir die Aufklärung schuldig, wie Sie zu jener Personenbeschreibung gelangt sind."

„Ich hatte am Mittwoch, als Sie und Ihr Herr Gemahl sich zurückzogen, um sich fürs Theater fertig zu machen, einige Minuten Zeit zur Untersuchung. Die Sache wäre vielleicht schwierig geworden, wenn ich am Schauplatz der Tat keine Spuren gefunden hätte."

„Und Sie haben welche gefunden?"

„Ja. In der Spalte des Spieltisches ein Haar und hier oben am Kamin einen Zigarrenrest."

„Die konnten aber schon lange hier und dort liegen!"

„Ich hatte meine guten Gründe, anzunehmen, daß es wirklich corpora delicti und erst am Tage vorher dorthin gelangt seien. Ich habe dann bei mir zu Hause die beiden Gegenstände genau, das Haar sogar mikroskopisch untersucht."

„Und das Resultat?"

„Ein vollkommen befriedigendes. Das Haar wies auf einen Täter mit schönem schwarzen Bart. Naturechtes Schwarz, keine Spur von künstlichem Farbstoff — also ein alter Mann ist unser Raucher nicht. Ich kann sogar sagen, daß es ein junger Mann ist. Denn das Haar war weich, bieg- und schmiegsam. Nicht gerade erster Flaum, aber doch noch immer zart. Es hätte derber, borstiger sein müssen, wenn da vorher schon jahrelang ein Rasiermesser gewaltet hätte. Der junge Mann hält auch etwas auf seinen Bart, denn unter dem Mikroskop wies das Haar eine Spur von Brillantine auf. Das ist ein ganz harmloses kosmetisches Mittel, aber ein wenig eitel muß man doch sein, um es anzuwenden. Da Sie den Täter kennen, Gnädigste, werden Sie

ja beurteilen können, ob meine Annahme eine richtige oder irrige ist."

„Ich glaube, daß Sie sich da in eine fixe Idee verrannt haben."

„Möglich; aber das ist ja nicht von Belang. Gehen wir weiter. Hier oben am Kaminsims lag der Zigarrenrest."

„Zu welchen Schlüssen führte Sie der?"

„Es war mir zunächst angenehm, feststellen zu können, daß die Sorte stimmte. Die weiteren Schlüsse ergaben sich von selbst. Erlauben Sie jetzt, daß ich noch einmal auf Ihren Diener zurückkomme. Ich erwähne da etwas beinahe zum Schluß, wovon ich ausgegangen bin und womit ich eigentlich angefangen habe. Nicht ohne Grund hatte ich ihn jetzt hereinzitiert. Sie sollten sich ihn noch einmal ansehen. Also der Mensch ist blond, und sein Gesicht ist, wie sich das für einen ordentlichen Diener gehört, der auch bei Tisch serviert, glatt rasiert. Er hat ferner, wie es sich eigentlich für einen ordentlichen Diener nicht gehört und wie Sie sich überzeugen konnten, als er uns so freundlich angrinste, recht schadhafte Zähne. Endlich konnten Sie sehen, daß seine Statur eine ziemlich kleine ist. Er ist noch etwas kleiner als ich, und wir haben doch festgestellt, daß der unbekannte Täter einen schwarzen Bart trägt, sehr gute Zähne hat und einen Kopf größer ist als ich."

„Das haben wir durchaus noch nicht festgestellt!"

„Dann wollen wir es gleich besorgen. Die Spitze der Zigarre war nicht mit einem Messer abgeschnitten, sondern prompt und glatt abgebissen worden. Dazu gehören gute Zähne. Darüber wären wir also im klaren. Nun muß noch seine ungewöhnliche Körperlänge bewiesen werden. Nichts einfacher als das. Reproduzieren wir einmal die Situation, meine Gnädige —, eigentlich gar nicht nötig. Denn sie ist schon hergestellt. Sie auf Ihrem bevorzugten Platze —, ich in respektvoller Entfernung, aber doch gerade noch nahe genug für unsere Konversation, Ihnen gegenüberstehend, an den Kamin gelehnt. Die Aussicht, die ich da beinahe aus der Vogelperspektive genieße, ist eine entzückende. Sie brauchen nicht zu drohen, Frau Violet —, eine entzückende. Auch ich würde ohne besonderen Grund meinen glücklichen Beobachterposten nicht verlassen. Wenn ich aber eine Zigarre wegzulegen hätte, so müßte ich mich zum Rauchtische begeben, auf dem die Aschenbecher stehen. Denn ich könnte nicht auf den Sims hinauflangen, mir wäre er zu hoch! Da hätte ich nun die Personenbeschreibung begründet. Stimmt sie, meine Gnädigste?"

„Sie stimmt," gab Frau Violet lachend zu. „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Dagobert. Sie sind ein fürchterlicher Mensch, und ich sehe schon, es wird doch am besten sein, wenn ich selber gleich ein umfassendes Geständnis ablege, sonst glauben Sie am Ende noch Gott weiß was!"

„Keine Geständnisse! Ich lehne sie ab. Geständnisse können — ich spreche natürlich ganz akademisch — können auch falsch sein. Es sind auf Grund von falschen Geständnissen schon Justizmorde verübt worden, und nichts vermag mich mehr aufzuregen, als der Gedanke an einen Justizmord. Zudem — ich brauche das Geständnis nicht; es kann mir nichts mehr nützen. Ich bin hier nur Untersuchungsrichter und habe kein Urteil zu schöpfen. Meine Aufgabe war, den Tatbestand aufzuklären und die Täterschaft zu erweisen. Ob dann bei der Schlußverhandlung gestanden oder geleugnet wird, das geht mich nichts an."

„Gut, also hören wir weiter!"

„Ich mußte also weiter kombinieren. Der hochgewachsene junge Mann mit dem schönen Bart und den guten Zähnen hat seine Zigarre hier in Ihrer Gegenwart geraucht und Ihnen dabei Gesellschaft geleistet. Er hat mit Ihnen geplaudert, wie ich jetzt mit Ihnen plaudere. Ein besonderes Geheimnis konnte nicht dahinter stecken."

„Gott sei Dank, daß Sie mir das wenigstens nicht zutrauen, Dagobert!"

„Konnte nicht dahinter stecken. Wir kennen uns nun schon lange genug — Sie sind eine kluge Frau. Sie wissen, was auf dem Spiele steht, und Sie machen keine Dummheiten."

„Ich danke für das ehrende Vertrauen!"

„Mein Vertrauen ist auch felsenfest, nicht minder mein Respekt. Aber es ist nicht nur das. Ich habe offene

Augen und gute Ohren. Ich selbst hätte irgendeinmal etwas bemerken, oder irgendein Gerede hätte auch zu mir dringen müssen. Nichts von alledem. Sie haben da einen Besuch empfangen, der weiter nicht auffallen konnte, sonst wäre er schon aufgefallen. Warum fiel er nicht auf? Weil Sie ihn oft empfangen. Es mußte also ein ganz harmloser Besuch sein. Ein Umstand konnte allerdings stutzig machen. Aus den hingeworfenen Äußerungen Ihres Mannes konnte ich mir so ungefähr herausnehmen, daß die Zigarren gewöhnlich am Dienstag abend verschwanden, zu der Zeit also, wo er im Klub war. Was ich nicht wußte, was Sie aber angaben, ist, daß am Dienstag Ihr Diener das Theater zu besuchen pflegt."

„Hoffentlich ziehen Sie aus diesem Umstand nicht auch Ihre Schlüsse!"

„Ich denke nicht dran. Tatsache scheint mir, daß der junge Mann ziemlich häufig im Hause vorspricht, daß er aber gerade am Dienstag etwas länger verweilt und die Hausfrau unterhält."

„Das ist richtig, aber ich kann versichern, daß die Unterhaltungen ganz harmloser Natur sind."

„Daran habe ich niemals gezweifelt, zumal der junge Mann — wie soll ich sagen? — ein wenig unter Ihrem Stande ist."

„Wie haben Sie das nun wieder herausgebracht, Dagobert?"

„Es erklärt sich von selbst, gnädige Frau. Freund Grumbach hat nicht eine oder zwei Zigarren vermißt, sondern gleich sechs oder sieben. Sie erinnern sich; nach seiner Angabe hatten aus der obersten Schicht am Tage vorher zwei Zigarren gefehlt. Die hat Grumbach jedenfalls selber herausgenommen und sich dabei halb unwillkürlich das Bild eingeprägt, das das Innere des Kistchens darbot. Einen Tag später schien es ihm, als fehlten acht oder neun Stück. Also Abgang von sechs oder sieben Stück. Man raucht aber nicht sechs oder sieben schwere Zigarren während eines Plauderstündchens mit der Hausfrau, man raucht eine, wenn's hoch kommt zwei. Der Vorgang war nun der, daß die Hausfrau den jungen Mann beim Abschied ermutigt hat, sich noch einige Zigarren einzustecken."

„Auch das ist richtig. Aber daraus folgt doch noch nicht, daß ich mich, wie Sie sich auszudrücken belieben, unter meinem Stande unterhalten hätte."

„Ich bitte um Verzeihung, meine Gnädigste. Einem gesellschaftlich vollwertigen Besuch empfiehlt die Hausfrau vielleicht, sich auf den Weg eine Zigarre mitzunehmen —, eine! Natürlich ohne Betonung. Eine Handvoll zu geben oder — zu nehmen, das deutet schon auf einen gewissen gesellschaftlichen Abstand."

„Sie sind wirklich der reine Kriminalkommissar, Dagobert!"

„Auf einen Abstand und doch auch auf eine gewisse Sympathie."

„Es ist auch ein ganz netter, liebenswürdiger junger Mann. Haben Sie sonst noch etwas herausgebracht?"

„O, noch eine ganze Masse! Ich legte mir die Frage vor: Was kann das für ein junger Mann sein, der so oft, vielleicht täglich, ins Haus kommt, ohne daß es irgendwie auffiele? Die Antwort darauf war nicht schwer. Es konnte nur ein Beamter aus dem Bureau Ihres Mannes sein, wohl einer, der die Aufgabe hat, jeden Tag am Abend dem Chef die Kassaschlüssel oder den Tagesrapport zu überbringen."

„Er bringt allerdings nach Geschäftsschluß die tägliche Abrechnung nach Haus. Mein Mann hat sich das so eingerichtet."

„Woran er sehr recht getan hat. Das weiß ich übrigens nun auch. Denn ich war inzwischen bei Ihrem Direktor."

„Nein, was Sie nicht alles treiben, wenn Sie eine Spur verfolgen!"

„Man fängt entweder nicht an, meine Gnädigste, oder man fängt an, dann aber muß man auch bis ans Ende gehen, sonst hätte es keinen Sinn."

„Und was haben Sie bei dem Direktor ausgerichtet?"

„Alles, was ich wünschen konnte."

„Lassen Sie hören, Dagobert!"

„Ich sagte ihm, daß ich gekommen sei, einen jungen Mann zu protegieren —, er solle mich nur dem Chef nicht verraten. Der Direktor lächelte. Er wisse ganz gut, daß, wenn ich vom Chef etwas wolle, es von vornherein bewilligt sei. Wohl möglich, gab ich zu, es wäre mir aber lieber, ihn nicht direkt um den Freundschaftsdienst zu bitten. Der Direktor

Der Stefansdom.

Gemälde von Jakob Alt.

Photographieverlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

begriff oder tat, als begriffe er, und stellte sich mir zur Verfügung."

‚Um was handelt es sich?' fragte er.

‚Sie haben da einen jungen Mann im Kontor,' erwiderte ich, — ‚na, wie heißt er doch nur? Ich habe so ein scheußliches Namensgedächtnis! Tut übrigens nichts; werde schon draufkommen. Also ein auffallend großer junger Mann mit liebenswürdigen Manieren' — sonst hätte er Ihnen nicht gefallen, meine Gnädigste —, ‚mit einem schönen schwarzen Bart und guten Zähnen. Abends bringt er gewöhnlich dem Chef —'

‚Ach, das ist ja unser Sekretär Sommer!' unterbrach mich der Direktor.

‚Sommer, natürlich Sommer! Daß mir der Name entfallen konnte! Sehen Sie, lieber Direktor, Sommer ist ja ein ganz begabter Mensch, aber er ist in der Kanzlei, bei der Korrespondenz nicht am richtigen Platze. Es fehlt die letzte Genauigkeit und Exaktheit bei der Arbeit. Dagegen müßte er sich vortrefflich verwenden lassen für den Verkehr mit den Parteien. Ich weiß, daß Sie schon geraume Zeit nach einer geeigneten Persönlichkeit suchen zur Leitung der Verkaufsfiliale in Graz. Wäre das nichts für Sommer?'

Der Direktor schlug sich mit der Hand auf die Stirne.

‚Donnerwetter, das ist eine Idee! Da suchen wir uns die Augen aus dem Kopfe und haben den Mann in nächster Nähe! Natürlich ist Sommer wie geschaffen dafür! Sie üben da nicht Protektion an ihm, sondern erweisen uns einen Dienst mit Ihrem Vorschlag. Er geht nach Graz. Die Sache ist abgemacht.'

„Sie sehen, meine Gnädigste, ich war glücklich genug, ein wenig Vorsehung spielen zu können."

„Aber, Dagobert, wie konnten Sie die Behauptung riskieren, daß der junge Mensch nicht fürs Bureau tauge?"

„Da war nichts riskiert dabei. Ich verließ mich auf mein bißchen Psychologie. Der richtige Bureaumensch ist immer mehr oder minder — bis zu einem gewissen Grade Pedant. Er wird es durch seine Beschäftigung, die unausgesetzte minutiöse Genauigkeit erfordert. Ein Pedant ist unser Freund nicht. Der richtige Bureaumensch beißt die Spitzen der Zigarren nicht mit den Zähnen herunter, sondern er schneidet sie säuberlich ab mit dem Federmesser oder mit einer besonderen Maschinerie, die er sicher bei sich trägt, wenn er Zigarrenraucher ist. Und noch etwas tut der richtige Bureaumensch nicht. Er legt Zigarrenstummel nicht auf Marmorkamine. Er bemüht sich vielmehr zum Aschenbecher und deponiert den Rest dort, immer bestrebt, darauf zu achten, daß nicht etwas von der Asche daneben gehe. Unser sorgloser junger Freund, der es mit einem Zigarrenstummel nicht so genau nimmt, wird es wahrscheinlich auch mit der Bureauarbeit nicht gar zu genau nehmen. Er hat's nicht in sich!"

„Und daraus haben Sie dann gleich geschlossen, daß er der richtige Mann für den Parteienverkehr ist?"

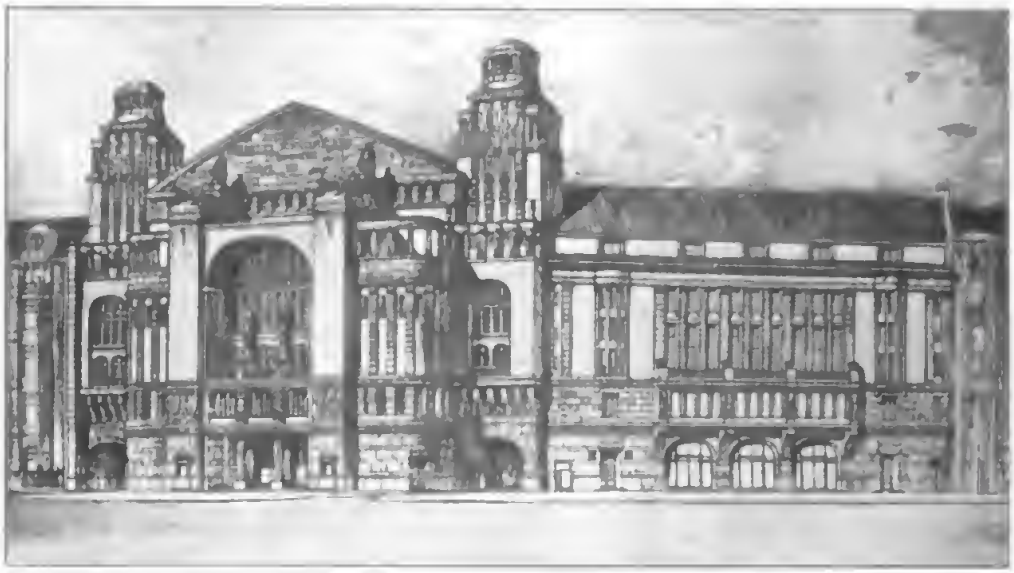
„Nicht nur daraus, sondern auch aus der Bevorzugung, die Sie ihm haben zuteil werden lassen, meine Gnädigste. Er muß ein sehr angenehmes Mundwerk haben, wird wohl auch ein kleiner Schwerenöter sein. Das alles ist ganz vortrefflich, wenn man mit der Kundschaft in persönliche Berührung zu treten hat."

„Eines müssen Sie mir noch aufklären, Dagobert. Sie haben sich bemüht, den jungen Mann wegzubringen, weil Sie um meine Tugend besorgt waren?"

„Aber, Frau Violet! Sie wissen doch, welches Vertrauen ich in Sie setze! Da ich aber wußte, daß die abgängigen Zigarren durch Ihre Hände gegangen waren und Sie daraus Ihrem Manne gegenüber ein Geheimnis machten, mußte der Raucher notwendigerweise verschwinden. Das mußte sein!"

„Ein Geheimnis! Da steckt ja die Ungeschicklichkeit von mir. Ich hatte es meinem Manne nicht gleich gesagt; hatte nicht daran gedacht, und als er dann eine Affäre daraus machte, da wäre es so merkwürdig herausgekommen. Es wäre mir peinlich gewesen."

„Gerade so habe ich es aufgefaßt, gnädige Frau ... Für mich dürfte übrigens der Wagen vorgefahren sein. Sollte der junge Mann noch kommen, sich zu verabschieden, dann bieten Sie ihm zur Abwechslung eine Zigarre von einer anderen Sorte an, und dann wird diese wichtige Affäre für alle Zeit erledigt sein."



Neues Schauspielhaus und Mozartsaal in Berlin-Schöneberg. Erbaut von Boswau & Knauer in Berlin.

Die Berliner Bühnen. Von Paul Oskar Höcker.

Deutsches Theater und Kammerspiele. — Neues Schauspielhaus (Shakespeares Sturm und Dreyers Hochzeitsfackel). — Komische Oper (Ruth St. Denis, Carmen). — Lessingtheater (Sudermanns Blumenboot). — Kgl. Schauspielhaus (Renners Merlin, Schönthans Klein-Dorrit, Shakespeares Hamlet). — Neues Theater (Herzogs Condottieri). — Lustspielhaus (Kadelburg-Skowronneks Husarenfieber).

Die vorige Winterspielzeit hat der Schauspielerwelt, der Kritik und einem kleinen Häuflein Theaterbesucher Berlins eine große künstlerische Offenbarung gebracht: in dem Gastspiel des Moskauer Künstlerischen Theaters.

Berlin war schon so stolz geworden auf seinen Max Reinhardt, den Kulissenzauberkünstler des Sommernachtstraums; es fühlte sich seit kurzem aller Welt voran in der Vereinigung dichterischer Vertiefung mit den denkbar prächtigsten Bühnenbildern; es pries den Vettern und Basen aus der Provinz in schmunzelndem Selbstbehagen das großartige, unvergleichliche Zusammenspiel in ein paar Szenen, die im Deutschen, im Lessing- und im Kleinen Theater zu sehen waren.

Und nun war dies mit einem Schlage gar nichts mehr. Diese Moskauer brachten nicht ein Trio, ein Quintett, ein Sextett von Kammerspielern: sie brachten ein sinfonisches Orchester von rund hundert Instrumenten, deren jedes mit einem ganzen Künstler besetzt war.

Die bis zum Buchdrama undramatische und doch so seltsam packende historische Tragödie Zar Feodor Iwannowitsch, die bis zur Novellistik undramatischen modernen Schauspiele aus dem ringenden Kulturleben Halbasiens, die trotz der fremden Sprache und der stillen Handlung der atemlos dasitzenden Menge an Herz und Nieren gingen, — sie wurden in so klassischer Vollendung der Menschendarstellung, der Rhetorik und des gesamten äußeren Beiwerks von diesen gestern noch unbekannten Moskowitern den Berlinern vorgeführt, daß selbst die snobistischsten unter ihnen anerkennen mußten: jene besitzen, was bei uns erst zum bescheidenen Teil im Werden ist.

Fräulein Grete Berger im „Wintermärchen".

Das Bild vom Kammerspiel und vom Sinfonieorchester wird bleiben. Der findige Max Reinhardt selbst hat es festgenagelt. Feinste, intimste Kunst kann nach seiner Meinung in Berlin nur das Zusammenspiel von einigen wenigen erlesenen Darstellern, etwa den besten seines Deutschen Theaters, bieten. So beschränkt er sich darauf, an „Kammerspielabenden" in dem benachbarten, zu einem intimen Saal-

theaterchen umgebauten Tanzsalon Emberg die stilvolle Harmonie seiner paar Virtuosen bewundern zu lassen. Zu einem so gewaltigen Kunstkörper aber, wie dem der russischen Meisterspieler, reichen die Kräfte der Berliner noch lange nicht aus.

Die Anerkennung, die den Fremden gezollt worden ist, äußerte sich nicht in dem bei andern exotischen Erfolgen üblichen lärmenden Generalanzeigerton. Nein, es lag bei aller Wärme und Ergriffenheit eine gewisse Beschämung darin. Und in jenen Frühlingswochen, kurz vor dem Kehraus der Bühnenspielzeit, ward das undankbare Wort vom Reinhardtismus geprägt.

Die Sommerschwüle von 1906 liegt zwischen heut und dem großen künstlerischen Erlebnis in dem Herrn Bonn abgepachteten Berliner Theater. Und es ergibt sich, daß der Sturm, der da vom fernen Osten her über das Berliner Theaterleben hereinbrausen wollte, nur ein paar Eitelkeiten geknickt, nur ein paar Hoffnungen zerstreut hat. Der übrige Schaden, den allzuhohe künstlerische Ansprüche etwa hätten anstiften können, ist zum Segen der Theaterkassen in den Hundstagen wieder repariert worden. Die große Masse der Berliner Schaulustigen hat die russischen Meisterspiele vergessen, und an der Stätte, an der sich damals die Kunst des holden Scheins in einer Vollendung offenbart hat, wie in Bayreuth, auf dem schwesterlichen Gebiet des Musikdramas, nur unter den allergünstigsten Umständen, an jener für uns geweihten Stätte produziert sich heute Abend für Abend Ferdinand Bonn mit seiner Frau Maria in dem plumpen Hintertreppenstück des ‚Sherlock Holmes', das er sich aus den klugen Salondetektivnovellen der Conon Doyle-Reihe zurechtgezimmert hat. Derselbe Theaterdirektor Ferdinand Bonn, den sein künstlerisches Gewissen beim Gastspiel der Moskowiter nicht in das letzte Mauseloch seines Berliner Theaters getrieben hat, der vielmehr im Frack und in unschuldsvoll weißer Weste dem Kronprinzenpaar in der flugs hergerichteten Hofloge die Honneurs machte. Als der Vizewirt des Hauses.

Rudolf Schildkraut als Autolikus im „Wintermärchen".

Die Hoffnung des Berliner Bühnenlebens ist Max Reinhardt geblieben. Ein Wechsel auf längere Sicht. Die erste Tat nach den Ferien, die Einübung des ‚Wintermärchens', hat nichts anderes gezeigt, als was jeder Besucher seines ‚Sommernachtstraums' und seines ‚Kaufmanns von Venedig' billig erwarten durfte. Man arbeitet im Deutschen Theater nach wie vor auf Stimmung, Stimmung, Stimmung, auf Beleuchtungswirkungen, auf hübsche Bühnenbilder, auf gut fließende Bewegung der Gruppen, auf intimen Flüsterreiz der Liebesszenen und auf kräftige Komik der Rüpel. Man geniert sich ein bißchen, festzustellen, daß der große Publikumserfolg Schildkrauts als Gauner Autolikus auch für die Kritik das einzig Nennenswerte der ‚Wintermärchen'-Aufführung war. Frau Sorma (als Kammerspielerin in Ibsens Gespenstern eine zwar nicht große, aber höchst interessante Frau Alwing) gab die Hermione. Was wir bei Reinhardt zu sehen bekommen, ist mehr, ist besseres als Meiningerei, es ist viel mehr, viel besseres als Beerbom Tree den Londonern in seinen Shakespeare-Feerien bietet. Es ist eben guter Reinhardtismus. Und alles, was am Reinhardtismus von vornherein schlecht gewesen ist, das ist schlecht geblieben, trotzdem das große russische Vorbild die klugen Künstler und Regisseure des Deutschen Theaters doch nicht nur beschämt, sondern auch belehrt haben müßte. Noch immer nämlich — können die wenigsten der Reinhardtschen Künstler Verse sprechen. Einzelne — können überhaupt nicht sprechen. Keiner aber hat die Sommermonde dazu benutzt, um auch nur die primitivsten Regeln der Atemtechnik zu erlernen. Ja es scheint fast, als ob ein Zungen- oder Sprachfehler oder ein starker Dialekt die Vorbedingung bildete, um am Deutschen Theater in tragenden Rollen herausgestellt zu werden. Noch immer lispelt und gurgelt Herr Moissi (Oswald in den ‚Gespenstern'), der Mann des interessanten Stockschnupfens, seine Prosa und gebundene Rede so unakustisch, daß er auf der achten Parkettreihe kaum zu verstehen ist. Er spricht um so lebhafter mit den Händen. Talent besitzt er fraglos. Aber vorläufig ist er ein Dilettant, denn er kann auf der Bühne weder sprechen noch stehen noch gehen. Nonchalance kann auch im Leben etwas Schönes, Anmutendes sein. Aber man muß immer die Empfindung dabei haben: der Mann beherrscht die Formen. Man darf um Himmels willen nicht auf Schritt und Tritt herausmerken, daß ihm die Kinderstube überhaupt noch fehlt.

In Reinhardts Bahnen suchte auch Alfred Halm zu wandeln, der Leiter des schmucken und praktischen und gern begrüßten Neuen Schauspielhauses, das die rührige Architekten-

firma Boswau & Knauer innerhalb eines Zeitraums von noch nicht neun Monaten fix und fertig an den Nollendorfplatz hingestellt hat. Shakespeare war gerade wieder mal entdeckt worden. Wenn der ‚Sommernachtstraum' zwei Jahre lang volle Häuser macht, so wird auch noch der ‚Sturm' ziehen. Hier wie dort Luftgeisterspiel, Mondscheinspuk, Liebesidyll und Rüpelgekrächze. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen den beiden Bühnentaten. Dort ein bühnenwirksames, schon immer gern gesehenes Stück mit der immer gern gehörten Musik Mendelssohns — hier das Stiefkind der dramatischen Muse Shakespeares. Der dramatischen, betone ich, denn ich will mir nicht mit all den wildmähnigen Shakespeareforschern in die Haare geraten, die den Sturm mit Fußnoten herauszugeben gewohnt sind. Es sind ihrer zu viele. Sie weisen immer wieder darauf hin, daß der große Brite im Prospero sich selbst, den vom Reich der Phantasie Abschied nehmenden Weltmüden, auf die Bretter gestellt hat, im Luftgeist Ariel die seiner müdgewordenen Schöpferhand entschwebende Lichtgestalt seiner Muse, und sie erwarten, daß der Theaterbesucher dies pietätvoll würdige, daß er niederknie und anbete. Wozu er aber gar nicht verpflichtet ist. So wundervoll poetisch einzelne Bilder im Sturm sind, so sinnig viele Wendungen, so geistreich manch mystische Beziehung, so blank geschliffen manch tiefes Denker- und Dichterwort: der ‚Sturm' ist ein herzlich schlechtes Theaterstück, und man verlangt ganz Unmögliches, wenn man das Werk in einer alle Wünsche befriedigenden Aufführung zu sehn verlangt. Freilich: besser durfte sie immerhin sein als die, womit das Neue Schauspielhaus seine neuen, prächtigen Dekorationen vorstellte (man munkelt, sie haben vierzigtausend Mark gekostet) und sein neues Personal. Von den in Berlin annoch unbekannten Darstellern und Darstellerinnen ragte keines über das Mittelmaß einer leidlichen Provinzbühne. Von den Bekannten sah man nicht allzu Vorteilhaftes: den Prospero des Adolf Klein, den Kaliban des ehemaligen Oberregisseurs der Königlichen Schauspiele Max Grube. Adolf Klein faßte den Prospero als Sonntagnachmittagspredi-

Erste Dekoration aus Shakespeares „Sturm" im Neuen Schauspielhause.

Ruth St. Denis (Komische Oper).

ger auf. Dieser kluge, gebildete und sehr fleißige Darsteller verfällt mehr und mehr der Unart, die Bedeutung der von ihm zu sagenden Worte durch eine unerträgliche Dehnung steigern zu wollen. Er ist ein guter Sprecher. Vor allem ein guter Aussprecher. Er verschluckt nicht den halben Dichter, wie's so oft bei Reinhardt und bei Brahm geschieht. Aber wie er s. Z. im Zapfenstreich auf den hinauszupolternden Kasernenhofluch des schnauzbärtigen Wachtmeisters: „Ihr Himmelhunde, soll ich Euch Beine machen" Lungenkraft und Zeitmaß eines Götteranrufs aus der Orestie verschwendete, so klebte er die hinhuschenden zarten Wortbilder Prosperos umständlich mit breitem Kleisterpinsel auf eine schwerfällig und knarrend vorüberrollende Wandeldekoration. Die Schuld an der Langweile trägt neben Adolf Klein zur Hälfte aber Meister Shakespeare. Denn der Prospero ist nun einmal keine dramatisch wirksame Gestalt. Der Kaliban Max Grubes war schon am Königlichen Schauspielhaus ein bißchen in usum delphini zurechtgerückt. Er hat das Urmenschentum des armen Halbwilden, das Furcht und Mitleid erwecken soll, in Ermangelung anderer Vorbilder im Zoologischen Garten studiert. Das Grunzen des Wildschweins, die tapsigen Bewegungen des Seehunds und Pavians brachten es bei Kennern zu rückhaltloser Bewunderung und trugen den Erfolg des Abends davon. Max Grube hat noch die überhebliche Vorstellung aller Hoftheaterbeamten: daß die Leute im Parkett unsagbar dumm sind, daß sie keine Anspielung verstehen, wenn man ihnen nicht dazu noch eine Grimasse schneidet oder ihnen listig „beiseite" zublinzelt. Er wird diese unbedingt irrige Annahme nun vielleicht ablegen, wo die Lücken im Zuschauerraum nicht mehr wie am Gendarmenmarkt durch Lakaien, deren köpfereichen Verwandten-Anhang und muntere, immer dankbare Kadetten ausgefüllt werden. Mit Shakespeare war's im Neuen Schauspielhause also nichts. Immerhin haben wir ein hübsches, für Berlin W und WW gut gelegenes neues Theater, dem sich ein akustisch vorzüglich geratener Konzertsaal — der Mozartsaal — angegliedert hat, wir haben Fleiß und Ernst anzuerkennen, und wir dürfen von den Mitteln der neuen Drehbühne wohl noch manch hübsche Probe erwarten. Das Bild des im Sturm an einem Felsenriff scheiternden Schiffes war ein Meisterstück der Bühnentechnik. Aber ein Zugstück ist der mit viel Kosten und mit viel äußerer Arbeit vorbereitete Sturm nicht geworden. Auch Engelbert Humperdincks neue Musik, die stellenweise die Bühnenvorgänge sehr gut illustriert, stellenweise ganz überflüssig ist und stellenweise schauderhaft falsch von den hübschen jungen Damen aus Prosperos Reich gesungen ward, konnte als Lockmittel nicht dienen. Noch weniger der Reigen der mageren, nackt-

Ruth St. Denis.

Ruth St. Denis im Tempeltanz (Komische Oper).

beinigen Göhren aus der Duncanschen Reformtanzschule. Man kennt ja schon bei der Meisterin nach fünfzig Sekunden sämtliche ihr zur Verfügung stehenden Hüpfbewegungen. Wehe nun gar den Kopierenden! Von griechischer Anmut, der die spekulative Isadora nachgegangen sein will, war da nichts zu spüren. Man sah überhaupt keine Linie. Nur eckig emporgezogene Knie, eckig in die Luft geschleuderte Ellbogen. Wenn man über die alten Ballettkünste erhaben gelächelt hat, dann erkennt man bei Duncanschen Vorführungen erst so recht: was die armen Damen früher doch alles gelernt haben mußten, bevor sie auftreten durften. Heute wird auf allen Gebieten reformiert, die Schulweisheit wird über Bord geworfen, und die Führung übernehmen — die Dilettanten. Zum Glück merkt selbst der Großstädter, der sich so leicht bluffen läßt, nach einiger Zeit, daß Dilettanten wohl als Anreger, aber niemals als Ausführer etwas taugen.

Weniger geräuschvoll und auch weniger gouvernantenhaft als die Duncan stellte sich den Berlinern in der ersten Hälfte des Novembers die Tänzerin Ruth St. Denis in ihren indischen Tänzen vor. Statt des widerlichen Reklamelärms brachte sie Schönheit, statt vor uns reformatorische Lehrsätze zu entwickeln, übersetzte sie diese in die Tat.

Eine schlanke, gertenschlanke, biegsame Gestalt, die jeden Muskel in der Gewalt hat. Ein edelgeschnittenes Antlitz mit bedeutenden Augen. Olivenfarben, nein fast bronzen die Haut. Das schlicht gescheitelte rabenschwarze Haar zeigt auf beiden Seiten Blumenschmuck. Ein Jäckchen aus Goldstoff umspannt die Schultern und die Büste. Ähnlich wie bei den Bauchtänzerinnen bleibt handbreit, gürtelartig, die Taille frei von Gewandung. Der Rock aus Goldstoff schließt sich knapp um die Hüften, fällt aber unten breit über die mit Glockenketten geschmückten Knöchel. Schuhe und Spitzendessous sind nicht vorhanden. Die fast knabenhaft wirkende Gestalt wendet sich kaum an die Sinne. Die Bedeutung dieser großen Tänzerin liegt auf ganz anderem Gebiet. Sie führt uns einen fremden Kult, ein fremdes Volk, eine fremde Kunst vor.

Ruth St. Denis ist Amerikanerin. Auf Reisen durch Indien war sie Zeuge der religiösen Tänze der Hindus. Was sie dort gesehen hat — und wohl auch bei den arabischen Tänzerinnen, oder bei den Geishas, vielleicht sogar bei den quälenden und doch fesselnden Zeremonien der Derwische, der Fakire — das ist, durch ihre künstlerische Auffassung, ihren Geschmack geläutert, das Thema zweifellos jahrelangen Bemühens für

Aus dem letzten Akt der Oper „Carmen" (Komische Oper).

sie gewesen. Ein bewundernswerter Fleiß war erforderlich — neben einer wirklich genialen Veranlagung und körperlicher Eignung — um diese tausend wundervollen Bewegungen und Stellungen in so logischer Form zu entwickeln und zu gliedern. Eine Tempelhalle mit mystischer Beleuchtung, Weihrauch, Gruppen inbrünstig im Gebet verharrender Indier bilden das Beiwerk für die verschiedenen Teile ihres Tanzes. In einzelnen Gängen, von einer monotonen, aber überaus charakteristischen Musik unterstützt, stellt Ruth St. Denis die fünf Sinne dar. Alle Gemütsbewegungen gelangen dabei zu sinnfälligem Ausdruck, von der weihevollen Andachtsstimmung bis zur bacchantischen Ekstase, von wildem, fanatisch gesteigerten Entsetzen bis zum hinsterbenden Träumen. Was die Tanzreformer am Schreibtisch in dicken Leitartikeln verlangt haben, was die Duncan, die Gwendoline Allan und ihre Nachahmerinnen in geschraubten Interviews in ihre mäßige Tanzerei hineingeheimnissen möchten, — hier ist es. Aber diese Tänzerin ist durch eine heiße Schule gegangen, um dieses Fließen der Glieder, diese Harmonie der Bewegung, diese nie versagende Herrschaft über den sehnigen Körper zu erlangen, diesen inneren Rhythmus, diese Musik der Gebärde. Was sie bietet, ist schlackenlose Kunst. Die erste Hälfte des Theaterwinters hat Genüsse von solcher Vollkommenheit sonst nicht zu verzeichnen gehabt.

Und es war mit Kosten verknüpft, Ruth St. Denis in der Komischen Oper tanzen zu sehen: man mußte vorher die dreistündige Vorstellung von ‚Hoffmanns Erzählungen' in Kauf nehmen. Dieser entzückende Offenbach ward an der Gregorschen Bühne an dem Abend, den ich erwischte, in zweiter Besetzung gegeben. Ich erschrak über die mangelhafte Aufführung. Auch Chor und Orchester konnten kaum mit den Darbietungen eines kleinen Stadttheaters Schritt halten. Der Schlendrian hat sich auch an dieser Bühne eingestellt. Man glaubt eben, die Presse kontrolliere die Leistungen nach der Premiere nicht mehr, und das Interesse brauche vorläufig nur der Neueinübung der Bizetschen Carmen zu gelten. Musikalisch läßt Carmen auch in der Originalbesetzung der Komischen Oper zu wünschen übrig. Aber es ist ein Tropfen spanischen Bluts in der ganzen Darbietung. Dieses spanische Blut verändert freilich nur gar zu sehr die Rasse der Carmen — denn die ist durch und durch französisch, sogar pariserisch.

Fräulein Wüst als Thea in Sudermanns „Blumenboot".

Das erste literarische Ereignis der Vorsaison war die Sudermann-Première.

Doch damit ist schon zuviel gesagt. Ein literarisches Ereignis ist eine Sudermann-Première ja längst nicht mehr. Sie ist jetzt mehr ein gesellschaftliches. Und auch das Gesicht dieser Gesellschaft ist ein anderes als damals, da man im Autor von Sodoms Ende, auch noch vom Johannes — vielleicht gar noch von der Heimat — einen zukunftssicheren Dramatiker witterte, dessen Geburtsjahr die höheren Töchter einmal in der Literaturgeschichtsstunde würden auswendig lernen müssen. Sudermann schreibt nicht mehr fürs deutsche Volk, er schreibt, um von den Bankiers und Bankiersfrauen des Berliner Kurfürstendamms bei der Erstaufführung beklatscht zu werden. Die kitzelt er — das deutsche Volk rührt und bewegt er nicht mehr wie damals, als er noch der naive, begnadete Dichter der Frau Sorge und des Katzenstegs war.

In seinem ‚Blumenboot' — Schauspiel in vier Akten und einem Zwischenspiel — zeigt Hermann Sudermann übrigens, daß er mit dem deutschen Volk auch sonst keine Berührung mehr hat. In welchem Ausschnitt des Großstadtlebens will Sudermann diese Aristokraten, Kaufleute und Artisten kennen gelernt haben? Wo insbesondere diese Zerrbilder der modernen Frau?

Das ‚Blumenboot' ist eine vergröberte Auflage von Sodoms Ende. Sudermann sagte sich wohl: Frau Ada, Fräulein Kitty, Willi Janikow und Konsorten, die ich vor zwanzig Jahren kennen gelernt habe, waren damals schon reichlich pariserisch angegangen — die Fäulnis wird in diesen beiden Jahrzehnten dementsprechend Fortschritte gemacht haben, also dürften sie heute vom Gipfel der Perversität nicht allzu weit mehr entfernt sein — keinesfalls dürfte die Berliner Verderbtheit

Herr Böttcher und Fräulein Eschborn in „Klein Dorrit“ (Königl. Schauspielhaus).

heutzutage noch hinter der pariserischen zurückstehen. Inzwischen hat da übrigens Marcel Prévost einen erschreckend modernen Pariser Typ geschaffen, den der demivierge. Haben wir jetzt in Berlin auch. Aber fraglos. Und er ist bühnenwirksam, pikant, in Deutschland dabei noch so gut wie gar nicht schabloniert.

So kam denn des Berliner Großkaufmanns Hoyer Enkeltöchterlein Fräulein Thea Erfflingen zur Welt: „neunzehnjährig, schlank, biegsam, mit federnden Bewegungen, frühreifes, alles wissendes, pietätloses Gegenwartskind.“

Sie ist die Tochter der Baronin Erfflingen, die „ihren letzten Liebhaber in den Gattenstand erhoben hat“, und die Schwester von Raffaela, die mit dem fleißigen, nüchternen, biederen Kaufmann und Arbeitstier Brösemann verheiratet ist, mit einem Löwenjäger ein Verhältnis anbandeln möchte, aber noch nicht den rechten Mut dazu hat. In der ersten Szene fragt Thea „unschuldig“ ihre Schwester Raffaela: „Sag' mal, Süßes, warum nimmst Du Dir keinen Liebhaber? Ich beobacht' Dich nu schon ein ganzes Jahr. Du lächelst. Du weinst. Du hast heiße Lippen. Bald is es der eine, bald is es der andre. Ich denk' immer: Nu wird's doch was werden. Aber es wird nichts. Sag' mal, so talentlos kannst Du doch gar nicht sein.“ Thea kennt nämlich „die ganze mécanique“. Die große Welt, das ist der Markt für die Liebhaber. Das Ziel, der Rausch, das Leben, die Betätigung der Phantasie, alles das ist der Liebhaber. Für wen ist man schön? Für den Liebhaber. Wozu strebt man nach Persönlichkeit? Um sich innerlich frei zu halten für den Liebhaber. Von wem sie das alles gelernt hat? Na, von Mama. Sie war ja freilich noch ein Kind, als Mama ihr Leben so führte — na, wie sie's eben führte. Aber sie fragte sich doch damals schon: Warum werden kleine Mädchen immer rausgeschickt, wenn die hübschen Onkels kommen? Inzwischen hat sie gemerkt warum, und sie meint: das war Mamas gutes Recht. „Und ich werd's ebenso machen, genau so,“ sagt sie eine Stunde, bevor sie sich mit dem tadellosen Gardeinfanterieoffizier Grafen Sperner verloben soll. Der ist nobel, eisern, ein bildhübscher Kerl. Aber sie liebt ihn nicht. Warum sie ihn dann überhaupt heiratet? Ja, wenn's mit einemmal ein Baby gäbe? Nein, nein, für sie geht der Weg zum Leben quer durch die Ehe.

Aber der Graf Sperner scheint ein Mann zu sein, der nicht mit sich spaßen läßt. So entscheidet sich denn Thea in dem (ganz theaterhaften, in fast allen Voraussetzungen läppischen) Familienrat lieber dafür, ihren Vetter Fred zu heiraten. Der ist ebenso aufgeklärt wie sie. Er hat ihr einmal schon gesagt, nur halb im Spaß, wie sie sich ihre Ehe einrichten würden: volle Freiheit beiderseits,

leben und leben lassen. „Jeder auf Separatkonto — bis einst der Tod uns vereint!“ Den Mann nimmt sie. Und wenn's nicht klappt, dann lassen sie sich 'n bißchen scheiden und haben sich hernach erst recht lieb. „Das is pikant,“ sagt Thea, „das ärgert das Publikum.“ Und noch was, womit man das Publikum ärgern kann. „Am Hochzeitsabend vom Diner weg,“ schlägt sie ihm vor, „da gehen wir zuerst ins Fidele Meerschweinchen.“ Das ist eine schmierige Artistenkneipe, in der Freds Verhältnisse heimisch sind. Fred muß ihr sein Ehrenwort geben, daß er sie dahin führt, sonst heiratet sie ihn nicht. O — sie ist ein Frechdachs. Sie hat „eine Patentschnauze“, sagt ihr Verlobter begeistert. Nun ja, sie will die ganze Welt auslachen. Will so dahin fahren im Leben — wie in einem Blumenboot. Und sie will sich durch diese Ehe nur den Weg frei halten, „zu werden, was sie ist“. Ganz wie Mama.

Natürlich scheint diese Ehe in den ersten beiden Akten nur geschlossen, um in den folgenden drei Akten gebrochen zu werden. Man ist auf alles gefaßt. Und das Publikum hat diesem erquickenden Auftakt einen Erfolg bereitet. Im dritten Akt, den Sudermann ein „Zwischenspiel“ nennt, kommt das junge Hochzeitspaar also richtig ins Fidele Meerschweinchen. Ja ja, so modern ist diese Thea, geborene Erfflingen. Sie führt das aus, was die kühnste Reporterphantasie sonst nur aus dem unkontrollierbaren Land der unbegrenzten Möglichkeiten unter „Vermischtem“ aufzutischen wagt: Trauung im Automobil, Trauung 4258 Meter hoch, Hochzeitsmahl im Luftballon, Hochzeitsreise ins Fidele Meerschweinchen.

Der sittenlosen, unmöglichen, aber immer noch amüsanten Thea steht diese drei Akte hindurch ein spießbürgerlicher, ebenso unmöglicher, aber nirgends amüsanter Moralprediger mit mahnend erhobenem Zeigefinger gegenüber: der Herr Verfasser.

Er tut kund und zu wissen, daß er der Meinung sei, eine Ehe auf solcher Grundlage könne nie und nimmer glücklich ausfallen. (Woran ja wohl kaum jemand gezweifelt hat.) Und er sorgt dafür, daß das Laster im Hause Erfflingen knüppeldicke bestraft wird. Thea ergeht es bei sämtlichen Exkursionen, die sie vom Wege der Bürgertugend unternimmt, miserabel. Im Fidelen Meerschweinchen erhält sie den ersten moralischen Peitschenhieb. Schon aus Vacano, Holtei, dem Seiltänzer und seinem Kind und den Bajazzi wissen wir, daß es unter dem fahrenden Volk viel schwergeprüfte Menschen gibt, die nur unter tiefem eigenen Kummer das Publikum mit ihren Hanswurstiaden belustigen. Hier heißt der alte Melodramenheld Little Möppel. Dieser einfache, au fond

Stägemann. Matkowsky. Geisendörfer.
Hamlet, letzter Akt (Königl. Schauspielhaus).

tiefernſte Clown hält der eleganten jungen Frau vor: „Warum machen Sie ſich gemein mit uns?“ Und Thea bekommt daraufhin einen hyſteriſchen Weinkrampf. Moral: man ſoll an ſeinem Hochzeitsabend nicht ins Fidele Meerſchweinchen gehen. Den zweiten Peitſchenſchlag bekommt die junge Frau vom Grafen Sperner. Jetzt, wo ſie mit Fred verheiratet iſt, macht ſie dem Manne Avancen, vielmehr Mama Erfflingen macht ſie für ſie. (Seltſamer Graf und Gardeoffizier übrigens, der in dem Hauſe, wo er einen ſo runden Korb bekommen hat, ungeniert weiter verkehrt.) Der Graf liebt Thea mehr denn je. Er würde Karriere, Familie, alles für ſie hingeben. „Wenn Sie mir jetzt ſagen, komm, wir wollen betteln gehn, wir wollen Zigarrenladen aufmachen, wir wollen Pferde handeln, Thea, ich würde Ihnen noch dankbar die Hände küſſen und ſagen: So viel Glück hab' ich nicht verdient.“ (Seltſamer Graf und Gardeoffizier, ich ſagte es ſchon.) Aber ſie denkt nicht daran, die Freiheit ihrer Ehe mit Fred gegen die Gebundenheit an der Seite eines ſo ernſten und leidenſchaftlichen Mannes einzutauſchen. Nein, ſie bleibt doch lieber Freds Frau. Dem Namen nach. „Aber wenn Sie jemals nach einer Freundin Sehnſucht haben — wenn Sie einmal im Leben Sehnſucht haben nach dem Weibe Ihrer Liebe, dann, Graf Sperner, dann rufen Sie mich.“ Worauf der Graf ſich hoch aufrichtet. „Das Leben der Frau zu ſchänden, die mir auf Erden das Heiligſte werden ſollte, das werden Gnädigſte mir kaum zumuten können.“ Nun iſt ſie plötzlich von Scham überwältigt, ſie ſtürzt ihm nach, ruft „Verzeihung, ich wußt' ja nicht, was ich tat, Verzeihung!“ und ergreift ſeine Hand, drückt Stirn und Lippen darauf, dann ſtürzt ſie, den Kopf in den Händen, zurück. Die Szene iſt zum Teil belauſcht worden. Schwager Bröſemann, das Arbeitstier, der einzige Moralhüter des Hauſes, ſieht voller Entſetzen, wie tief die junge Frau von dem fremden Manne gedemütigt wird. Das Gebaren ſeiner eigenen Frau gibt ihm übrigens längſt Anlaß zu Beſorgniſſen ähnlicher Art. Er nimmt ſich hiernach alſo vor, beſſer aufzupaſſen. Raffaela iſt wegen ihrer Furcht vor Liebesabenteuern von ihrer Mama und ihrer Schweſter lang genug gehänſelt worden, lang genug hat ſie gebeten und gefleht: „Hetzt mich da nicht hinein!“ Aber Thea hat gebohrt und gewühlt, Gelegenheit gemacht und Briefe getragen. Dem konnte Raffaela auf die Dauer nicht ſtandhalten. Sie hat ſich dem löwenjagenden Verehrer endlich ergeben. Bröſemanns Mißtrauen flößt der in alle Intimitäten eingeweihten Thea Angſt ein. Sie warnt Raffaela. Doch die ſchüchterne Raffaela iſt plötzlich ganz rabiat. „Mein Blut iſt jetzt wie Flammen. Wenn er (der Löwenjäger) mich verläßt, dann ſterb' ich. Oder wenn ich nicht ſterbe, dann fall' ich jedem anheim. Dann bin ich wie eine von der Straße. Wer mich will, der hat mich!“ In der Nacht wird ſie von ihrem Gatten beim Stelldichein ertappt. Bröſemann, bisher der einzige, der eine weiße Weſte in dieſem ſchmutzigen Milieu trug, befleckt ſie mit dem Verbrechen eines Totſchlags. Er macht dem Löwenjäger, der zum Glück nicht auf die Bühne kommt (er riecht zu ſtark nach Operette), mit dem Bootshaken den Garaus. Vorausſichtlich wird er alſo aus zwingenden Gründen eine Zeitlang die Geſchäfte der Firma nicht führen können. Es bleibt nur Fred, der für ihn einzutreten vermöchte. Das bisherige Bummelgenie Fred. Fredchen ſtarrt ratlos hinter dem Schwager her, der ſich dem Gericht ſtellt. „Wie ſoll ich das ſchaffen? Ich?“ fragt er. Ja, das Publikum weiß es auch nicht. In der Première lachte es bei dieſer Frage des ſchwächlichen Lebejünglings hell auf. Aber nun kommt die moraliſche Wendung. So viel Peitſchenhiebe und Schickſalsſchläge haben Thea endlich mürbe gemacht, „gebeſſert“, ſie ergreift Freds Hände und leuchtet in Entſchloſſenheit auf, als der, plötzlich zum Manne werdend, das Programm entwickelt: „Auf Blumenbooten wird nun nicht mehr gefahren. Jetzt heißt es: Durch!“

Matkowsky als Hamlet.

So philiſtrös und ſalbungsvoll zum Schluſſe die Selbſtverſtändlichkeiten einer ſittlichen Weltanſchauung vorgetragen werden, ſo übertrieben, herausfordernd über-

trieben ist die Zeichnung der leichtfertigen Taugenichtse beiderlei Geschlechts. Unmöglich besonders ist diese Mama Erfflingen, diese kupplerische Gelegenheitsmacherin ihrer Töchter. Man kann den ganzen Theaterzettel durchgehen und findet auch nicht eine lebenswahre Gestalt. Verbrauchte Bühnenklischees, so weit es nicht fratzenhafte Entstellungen sind. Brösemann —! Der liebe, brave Ohnetsche Hüttenbesitzer steigt aus dem Grabe. Hundert Vettern der älteren Romanliteratur grüßen ihn. Bei den Blaustrümpfen einer vergangenen Epoche war er gewöhnlich der bisher wegen seiner Transtiefel und seiner erfrorenen Hände von der hochmütigen Haustochter über die Achsel angesehene Gutsinspektor, der beim Zusammenbruch sich wie ein Held benimmt und hernach die durch Schaden klug gewordene, inzwischen gewöhnlich verwaiste junge Herrin doch noch zur Frau bekommt. Selbst Rittner, der prächtig erdechte Rittner, wußte mit dem langweiligen Tugendbold nichts anzufangen. Die einzige schauspielerische Leistung des Abends, derentwegen sich der Theaterbesuch lohnt, ist die des neuengagierten Fräulein Wüst. Die Rolle der Thea erlaubt ja das Ziehen aller Register. Fräulein Wüst hat sie gezogen. Und hat zuweilen Klänge zutage gefördert, die wirklich echt klangen. Man wird ihr Talent im Auge behalten müssen. Über die Szenen des Zwischenspiels ist nicht viel zu sagen; 's ist halt eine gepfefferte Neuauflage von Murgers Boheme, von Wolzogens Lumpengesindel, mit einem lütten Schuß Nachtasyl. Der Akt wurde von Reicher, Bassermann (als der Clown Little Möppel) und anderen ersten Kräften des Lessingtheaters so gespielt, wie es bei ihnen in so leichten und dankbaren Aufgaben, die zur Übertreibung herausfordern, selbstverständlich ist: ohne Übertreibung.

Sudermanns Aufstieg fiel in die Zeit, da die neugebildete, neugegliederte Kritikerzunft der Berliner Literatencafés nur in dem Dramatiker den Dichter erkannte, der das Elend der Hinterhäuser zu schildern vermochte. Notabene — mit Herzblut. Das Armeleutemilieu, den rot- und blaukarierten Kattunbezug eines Krankenbettes, Hunger und Not und Liebesleid in schlesischem, österreichischem, ostpreußischem, märkischem Landstraßendialekt, wir haben's anderthalb Jahrzehnte ohne Murren an uns vorüberziehen sehen, mit Herzblut und mit ohne. Heute gibt der kommende Mann auf dem Theater nicht mehr in Hinterhauselendsbildern seine Visitenkarte ab, sondern am besten in einem Märchenstück.

Einem gar grauslichen und ganz indiskutierbaren Märchenstück von Herbert Eulenberg, ‚Ritter Blaubart', dessen sadistische Frauenschlächterszenen bei der Erstaufführung den Protest des radaulustigen Teils der Zuschauer hervorriefen, dieser literarischen Schreckenstat der Brahmschen Ibsenbühne, folgte das in literarischer Hinsicht schüchternere Königliche Schauspielhaus ein fünfaktiges, gutgebautes Jambenstück ‚Merlin' von Gustav Renner. Ein freundliches Schuldrama, das zu Zischen und Pfeifen keinerlei Anlaß gab. Auch nicht zu kritischen Randglossen. Es ist eben eine kleine Weile auf dem Repertoir. Grade wie Jon Lehmanns ebenso freundliches, ebenso talentvolles Benedixlustspielchen aus der Journalistenwelt ‚Das Lied vom braven Mann' dank Vollmers köstlichem Nachtredakteur ein Weilchen da war. Das Schauspielhaus — unter Barnay nicht revolutionärer als vorher unter Grube oder späterhin vielleicht einmal unter Bonn — erfüllt eben auf diese bescheidene Weise seine Pflichten gegen die zeitgenössische Literatur. So hat es den jungen Mädchen, den liebenswürdigen Tanten und sonstigen Abonnenten auch Schönthans Lustspiel nach Dickens' ‚Klein Dorrit' vorgesetzt. Arme Dorrit, wie hast Du Dich verändert! Aber es gibt Damen, die erzählen, sie hätten darin „geheult wie die Schloßhunde". Womit doch wohl der Zweck erfüllt ist. Es ist sogar Repertoirstück geworden. Literarische Feste kann die preußische Hofbühne nur auf dem Gebiete der Klassiker feiern. Sie hat soeben die dreihundertste Aufführung des Hamlet dazu gestempelt. Matkowsky gab in diesem Winter zum erstenmal den melancholischen Dänenprinzen. Überraschenderweise gab er ihm an einigen Stellen, wo andere berühmte Darsteller sinnieren, den Schwung seines gewaltigen, plötzlich überschäumenden Temperaments. Und dieser Schwung riß mit fort.

Repertoirestück des Neuen Theaters (unter der neuen Direktion Schmieden) ist Rudolf Herzogs vieraktiges Schauspiel ‚Die Condottieri' geworden. Bartolomeo Coleone, der Condottiere der Republik Venedig, verlangt vom Rat der Zehn, daß ihm ein Denkmal errichtet werde, ein Reiterstandbild. Sein natürlicher Sohn Giovanni Nemo hat das größte Interesse daran, daß diese Forderung Erfüllung finde, weil sie ihm die Nachfolge im Amt sichert. Der nach einem stark strapazierenden Genußleben dem Tod geweihte Coleone wird von Giovanni vor den Rat gebracht und stirbt während der Unterhandlung, aber Giovanni hat die Geistesgegenwart, den Tod seines Vater noch so lange zu verheimlichen, bis sämtliche Forderungen erfüllt sind. Auf das Publikum übt der Augenblick, da Coleone, im Lehnstuhl sitzend, das Visier seines Helmes herunterreißt, um dem Rat der Zehn die Todeszuckungen seines Gesichts zu verheimlichen, eine große Wirkung aus. Rudolf Herzog, der als Erzähler für einen der frischesten und begabtesten gilt unter den jetzt Schaffenden, hat unbedingt auch das Gefühl für packende szenische Momente: er hat gesundes Theaterblut.

Einen erquicklichen Abend, reich von Schalk und burschikosem Übermut, bietet Max Dreyers köstliche Satire ‚Die Hochzeitsfackel'.

Die Herzensleiden eines jung vermählten Fürstenpaares werden darin geschildert — und die Zudringlichkeiten antiquierter Hochzeitsgebräuche gegeißelt. Dreyer hat nicht die fabrikmäßige Mache der heutigrn Lustspiellieferanten; er bleibt immer der Poet, der billige, pikant angeschminkte Wirkungen verschmäht. Seine fröhlichen Bühnenwirkungen fließen lediglich aus seiner Stimmung. Die derbe deutsche Art gibt überdies einen guten Gegensatz zu den lyrischer gehaltenen Liebesszenen der poetischen Maiennacht, die im Neuen Schauspielhause eine hübsche Widergabe fand.

Husarenfieber, letzter Akt (Lustspielhaus).

Bis zu dem Tage, an dem diese Blätter in den Druck wandern, ist sonst nur noch Kadelburg-Skowronnels Lustspiel ‚Husarenfieber' (im Lustspielhaus, der Stätte des Familientags und der anderen Unterhaltungsstückchen der Firma Kadelburg u. Gen.) als Zugstück zu nennen. Die Handlung zu erzählen, sei mir erlassen. Es kommen eben Husaren vor. Viel Husaren. Husaren aller Gattungen. Lauter schneidige Husaren. Wie die Backfische sie gern haben. Und außerdem Zivilisten. Wie die Backfische sie nicht ausstehen können. Aber die drolligste Nummer des Abends, das laß ich mir von den Backfischen nicht bestreiten, obwohl die im Lustspieltheater ebenso ausschlaggebend sind wie im Königlichen Schauspielhaus, ist doch ein Zivilist. Jawohl: Herr Georg Engels. Der ist urkomisch. So urkomisch, daß ich mir in der Woche nach der Premiere bereits zwei Eintrittskarten für den zweiten Weihnachtsfeiertag (Vorausbestellung beizeiten erforderlich) gesichert habe, weil da mein Onkel, ein Landwirt, aus dem Posenschen zu Besuch in Berlin weilen wird, und weil ich den rotbäckigen, prächtigen alten Herrn über Engels lachen sehen will. Er wird krähen, er wird stampfen, er wird sich das Bäuchlein halten. Hernach führ' ich ihn zu einem Fläschchen Wein. Und von dem Abend wird er den ganzen trüben Winter hindurch daheim schwärmen. „Ach nee, Kinder, Berlin. Man versauert hier ja. Engels im Husarenfieber. Großartig. Nee, so 'ne ulkige Kruke. Tja, Kinder, so ein bißchen Kunst frischt einen doch immer wieder auf. Hoffentlich können wir zur landwirtschaftlichen Woche alle miteinander abkommen. Dann geh' ich noch 'mal mit ins Husarenfieber. Ob's sie's aber dann noch geben?"

Natürlich werden sie's dann noch geben.

... Es lebe die Kunst! Es lebe Berlin! Es lebe Engels! ...

Der verlorene Sohn.

Australische Skizze von Stefan von Kotze.

Bill Peters saß auf einer leeren Geneverkiste unter der niedrigen Veranda, die das baufällige, alte Wellblechhotel von Murinda umgab. Krampfhaft hielt er ein zerfetztes Zeitungsblatt in den harten braunen Händen; aber seine Blicke irrten darüber hinweg, in die öde, leblose Landschaft hinein, als suchten sie dort eine Antwort. Die gleichförmigen, mit spärlichem graugrünen Busch bewachsenen Hügel träumten vielleicht wie er von der Vergangenheit, von der Jugend. Und wenn die auch viele Jahrtausende zurücklag, so war es Bill doch, als seien sie sein Prototyp. Er kannte sie schon so lange; aber heute schien es ihm, als verstehe er plötzlich ihre Traumsprache, als könne er in ihren verwitterten stumpfen Zügen und Furchen uralte, ewigalte Erinnerungen lesen, die alle einmal jung gewesen waren, so jung und hoffnungsvoll wie einst er selbst.

Zum ersten Male verglich er sich mit dem Lande, in dem er wohnte, kam ihm eine Ahnung, daß ihn nur dieses grausig eintönige Milieu zu dem gemacht, was er war. Und statt der stieren, vagen Gleichgültigkeit, mit der er sonst an den verkrüppelten Eukalypten und Mimosen vorbeigegangen war, stieg ein grimmes Gefühl des Hasses in ihm auf, der ohnmächtigen Wut des Besiegten gegen diese finsteren Kerkerwände inmitten der stahlblauen, nichtssagenden Unendlichkeit des Himmels. Alt und seelenlos, wie ein versteinerter Totentanz, war alles um ihn her; und es hatte auch ihm den lebenden Odem aus der Brust gesogen, den wilden Pulsschlag der Leidenschaft erstickt, die Spiegelbilder des schaffenden Hirnes ausgelöscht.

Zornig ballte er die Hände. Konnte er nicht noch heute — —

„Vater!“ rief eine heisere Knabenstimme von der Straße her. „Essen ist fertig. Mutter wartet!“

Ein etwa achtjähriger Bengel, barfuß, Hemd und Hose zerrissen, außerdem erstaunlich schmutzig, grinste ihn aus vorsichtiger Entfernung an. Sein Gewissen schien auch nicht ganz rein zu sein. Hinter dem Rücken verborgen hielt er ein erlegtes Opossum, von dem wahrscheinlich die großen schwarzen Blutflecken auf dem Hemde stammten.

„Wo bist Du denn gewesen den ganzen Vormittag, Du infame Range? Gleich kommst Du her und — —“

Doch der Junge war schon um die Ecke des Hauses verschwunden, ehe noch der Vater sich ganz erhoben hatte. Und so sank Bill wieder auf seinen Sitz zurück, müde und gleichgültig. Er glättete sorgsam das zerknitterte Zeitungsblatt aus und las nochmals die Notiz, die ihrer lokalen Wichtigkeit entsprechend besonders fett gedruckt war. Erwartete man doch in dem weltabgelegenen Diggernest Murinda einen wirklichen, echten, blaublütigen Lord aus England! Das war ein Ereignis, das sogar dem Leitartikel über die Stellung der Regierung zum neuen Minengesetz den Vorrang streitig machen durfte.

„Unserem Bezirk,“ so hieß es devot in dem Wochenblättchen, „steht ein hoher Besuch bevor. Es handelt sich, wie uns aus Sydney telegraphiert wird, um einen Pair des Britischen Reiches, den Sehr Ehrenwerten Lord Alfred Wisloe Montagu, der eigens nach Australien gekommen ist, um sich nach dem Verbleib seines zweiten Sohnes, des Hon. Cecil Montagu zu erkundigen. Es betrifft eine sehr romantische Geschichte. Als junger Student ist dieser Cecil vor Jahren schwer verschuldet nach Australien geflohen; und obwohl er zuerst noch regelmäßig an seine Mutter geschrieben, wurden seine Briefe bald seltener und blieben schließlich ganz aus. Der strenge Vater, der ihn verstoßen, kümmerte sich nicht weiter um den mißratenen Jüngling; und die Mutter starb bald nach seiner Flucht.

„Das alles ist reichlich zwanzig Jahre her. Und nun, im Greisenalter, sieht sich der hohe Herr gezwungen, doch noch zu forschen nach dem Verschollenen. Denn sein ältester Sohn und Erbe erlag vor

kurzem einer tückischen Krankheit, die auch die Paläste der Großen nicht verschont, und das reiche Fideikommiß mitsamt dem Titel fallen an eine entfernte Seitenlinie, wenn der andere Sohn nicht gefunden wird.

„So hat sich denn der greise Pair selbst aufgemacht und die beschwerliche Reise nach Australien unternommen. Es war keineswegs leicht, nach so langer Zeit die Spuren des Auswanderers hier draußen wieder aufzufinden. Aber mit Hilfe der Polizei glückte es schließlich.

„Doch leider werden die Irrfahrten des suchenden hohen Vaters, wie wir hören, aller Wahrscheinlichkeit nach an dem einsamen Grabe eines Selbstmörders enden. Und zwar ganz in der Nähe von Murinda. Vielleicht erinnern sich noch einige unserer älteren Leser . . ."

Das Blatt entsank Bills Händen. Allerdings — er erinnerte sich! Und er hatte es doch schon so gut wie vergessen! Er hatte ja damals den Selbstmörder gefunden, auf seinem Wege ins Innere, in den Busch, der ihm wie der Ozean dünkte in seiner uferlosen Unendlichkeit, seiner unheimlichen Verschwiegenheit.

Er erinnerte sich sogar bis in das Kleinste hinein. Eine Biegung im halbvertrockneten Fluß; auf dem Sande das ärmliche Lager eines jener unsteten Wanderer, die den Erdteil ruhelos von Nord nach Süd durchstreifen. Ein kleiner Haufen Asche, wo der Fremde seinen Tee gekocht.

Als er näher trat, war eine ganze Schar Krähen mit widerlichem Krächzen aufgeflogen. Und da, an einem überhängenden Aste — — ihn schauderte, als er sich das grausige Bild ins Gedächtnis zurückrief!

Aber damals — damals hatte er nur höhnisch gelacht. Das war doch eine deutliche Einladung des Schicksals! Und wie er so stand und um sich in die verbissene Verzweiflung des Busches schaute, da sah er sie kommen, eine endlose Reihe rauher, zerlumpter, gebeugter Gestalten, die Enterbten des Glücks, alle einzeln, und Halt machen an diesem Platz, einer nach dem anderen, und den Riemen von ihrem Bündel schnallen, um dem Beispiel zu folgen.

Da hatte ihn ein schwaches Winseln gestört. Aus der kalten Lagerstätte des Selbstmörders kroch ein Hund, struppig und mager, dem Verhungern nahe, und flehte zu ihm mit demütigen Augen. Und dieser Köter hatte ihn gerettet. Er verstand es jetzt selbst nicht, wie es gewesen. In die starre Einsamkeit seines verdorbenen Lebens war plötzlich ein Inhalt gekommen, ein primäres Gefühl war gesproßt auf dem Grabhügel der anerzogenen, der angezüchteten.

Er hatte den Hund gefüttert. Und dann war ihm eingefallen, die Gelegenheit zu nutzen und auch äußerlich ein neues Dasein anzufangen. Er hatte seine Papiere mit denen des Toten vertauscht — William Peters war der Name — und war nach Murinda gegangen, der Polizei Anzeige zu erstatten von seinem grausigen Funde.

„Vater," schrie wieder der Junge von vorhin, „Vater — die Mutter wartet!"

„Ja — ja — ja!" antwortete Bill ungeduldig.

Er stand schwerfällig auf, faltete das Blatt, steckte es ein und trat von der Veranda in den glitzernden Sonnenschein und den staubigen Weg hinaus. Es war die Hauptstraße der Niederlassung, aber nur auf einer Seite bebaut. Ein paar viereckige Wellblechkasten — Läden und Wohnhäuser — mit verkümmerten Vorgärten, zerfallenden Zäunen; und weiterhin Holzbuden und Hütten aus Baumrinde, alle in eine gerade Reihe ausgerichtet. Denn früher war Murinda einmal eine aufstrebende Bergwerksstadt gewesen und sorgfältig ausgelegt worden für die kommende Entwicklung. Doch die Goldminen hatten enttäuscht, die großen Unternehmer waren längst abgezogen, und unten im Bach pochte nur noch schläfrig eine einzige lahme Quarzmühle für die kleinen Digger, die hier mühsam ihr Dasein fristeten, den winzigen, anämischen Adern der Berge tropfenweise das rote Blut entziehend, von dem sich die Kultur nährt. Nur die einsame Telegraphenlinie in ihrer nackten Häßlichkeit erinnerte daran, daß da drüben, weit hinter dem Horizont, die weite Welt kämpfte und feilschte.

Langsam schritt Bill Peters den ausgetretenen Fußpfad entlang, seiner Hütte

zu. Niemand war auf der Straße zu sehen; denn es war Mittag. Der Junge war schon vorausgelaufen.

Wieder schaute Bill um sich, als habe er Murinda noch niemals vorher gesehen. Und er erkannte das Abbild seines Lebens seit jenem Tage, da er es zum ersten Male betreten. Alles war wüst und vertrocknet und hoffnungslos und stumpf. Furchtbar stumpf. Und das hatte seine Seele aufgesogen. Er war ebenso abgestorben, wie der Busch um ihn her. Er hatte sich assimiliert, wie das dürre, lechzende Gestrüpp an den steinigen Hängen, das auch nicht vertragen würde, wenn man es verpflanzte in üppigen Boden, unter wolkenschweren Himmel, zwischen regenwarme Winde.

Er konnte nicht mehr leben unter den Menschen da draußen in der Ferne — und gar in Verhältnissen, die man hierzulande nur aus den Beschreibungen verirrter Hintertreppenromane kannte; die so fremd waren, wie die Existenz auf einem anderen Planeten. Er, Bill Peters, im Frack und weißen Kragen, neben einer Dame, einer wirklichen Dame aus den Modeschnittblättern, wie sie sich die Frau Postassistentin hielt! Es war geradezu lächerlich! Man würde ihn verhöhnen — mit Fingern auf ihn weisen, wie auf ein sonderbares wildes Tier!

Er blickte an sich herab. Seine derben Nagelstiefel, die lehmgefleckte englischlederne Hose, das kurzärmelige Flanellhemd, der Riemen um den Leib, der zerknitterte Filzhut auf dem haarigen Schädel, der ungepflegte, lange Bart, der Kalkstummel im Mundwinkel — sie alle paßten in die Umgebung, weil er sich der Umgebung angepaßt hatte. Wie würde sich dieser verwilderte Mensch in Lackstiefeln über ein blankes Parkett bewegen können? Und was sollte er sprechen? Sogar vor den korrekten alten Dienern müßte er sich schämen!

Immerhin: Zwanzig harte Jahre lang hatte er jetzt, hier in Murinda, in den Minen gearbeitet — und nie war ihm das Glück hold gewesen. Da kam es jetzt zu ihm! Sollte er es zurückweisen, weil er sich vor dem Lächeln eines Lakaien fürchtete, weil er den Gebräuchen der großen Gesellschaft entwöhnt war? Andere waren doch auch, wie er, in alle Welt verschlagen worden, hatten vielleicht in der Gosse gelegen und waren doch heimgekehrt. Warum nicht auch er? Warum sollte er sich nicht losreißen können von den Polypenarmen dieser Umgebung.

Die Antwort kam schnell.

Er stolperte direkt von der Straße in das größere der beiden Zimmer, aus denen seine primitive Hütte bestand. In dem Halbdunkel sah er zunächst gar nichts. Eine Flut schriller Schimpfworte überschwemmte ihn. Seine Frau keifte, daß er schon wieder die Zeit in der Kneipe verbummele, statt zu arbeiten.

„Ich muß hier schuften und mich abrackern von früh bis spät und waschen und kochen und flicken, während Du den Tagedieb spielst. Hier ist Dein Essen — Deine Schuld, wenn's kalt ist!"

Bill setzte sich schweigend an den Tisch, den er einst selbst aus rohen Bohlen zusammengezimmert, und begann mechanisch zu essen: Salzfleisch, Brot und Sirup. Der Teller war aus verbeultem Blech, das Messer rostig, und der Gabel fehlten der Holzgriff und eine Zinke. In den eisernen Becher, von dem die Emaille abgesprungen war, goß ihm Frau Peters pechschwarzen Tee aus dem Kessel vom Feuer ein, ohne ihren Redefluß zu unterbrechen.

„Und Bobbie, der Schlingel, ist genau schon wie sein Vater. Geht Opossumjagen, statt mir Holz zu hacken; und die Lina ist noch immer nicht vom Schlächter zurück. Zwei Stunden ist sie nun schon fort, und —"

„Mutter! Mutter!" Die fehlende Lina stürzte aufgeregt ins Zimmer, zerzaust und barfuß.

„Da bist Du ja, Du Göhr! Wo hast Du denn das Fleisch? Na warte, Dir werd' ich mal gleich —"

„Mutter," unterbrach das Mädchen atemlos, „ein großer Lord ist angekommen — in der Polizeistation ist er — ich habe ihn gesehen — o, ein feiner Herr — und er fährt gleich wieder weiter — mit dem Polizeisergeanten — und Frau Mills läßt sagen, wir sollten schnell kommen — wenn Du noch den Lord sehen willst —"

Mit einem wahren Indianergeheul

sprangen die drei kleinen Bengel vom Fußboden auf, wo sie ein übelriechendes Stück Fell in lange Peitschenschnüre zerschnitten, und stürzten, taub gegen den gellen Ruf der Mutter, ins Freie. Frau Peters warf wütend ein Stück Brennholz hinter ihnen drein und dann fragte sie: „Wo sagst Du? An der Polizeistation?"

„Ja, ja! Komm nur schnell! Schnell!"

„Und das erzählst Du mir noch nicht mal!" fuhr sie ihren Mann an. „Da muß ich sofort hin. Komm, — Du kannst dann gleich das Fleisch holen beim Schlächter. Fertig essen kannst Du nachher!"

Bill stand gehorsam auf; seine Tochter hängte sich tänzelnd in seinen Arm, und selbander eilte die Familie die Straße hinauf — Frau Peters ungeduldig voran.

Sie sah nicht festtäglich aus. Ihr verschlissener Kattunrock, von ungewisser Farbe und mit Fettflecken besät, war so hoch geschürzt, daß man die groben Knöchel nackt in den offenen Stiefeln stecken sah. Eine alte Jacke ihres Mannes, mit hochgekrempelten Ärmeln, diente ihr als Bluse. Das dünne, rote Haar war in einen kleinen Knoten auf dem Hinterkopf zusammengezerrt. Ihr kupfriges, knochiges Gesicht glühte vor Hitze und Erregung. In der einen Hand hielt sie einen schmuddligen Mehlsack für das Fleisch, das Bill nachher besorgen sollte; und in der anderen ein unförmliches, quäkendes Bündel, das den jüngsten Familiensproß vorstellte.

Lina bestürmte ihren schweigsamen Vater mit Fragen, auf die sie glücklicherweise nicht erst die Antworten abwartete: „Warum trägt denn der Lord keine Krone? — Ißt er mit dem König zusammen auf dem Thron? — Wie sehen die Kinder von einem Lord aus?"

Vor dem Polizeiamt hatte sich die gesamte ablömmliche Bevölkerung von Murinda zusammengefunden, meist ähnlich gekleidet wie das Ehepaar Peters und mit zahllosen Kindern aller Altersklassen behaftet. Am Torweg hielt ein klapperdürrer, entmutigter Viererzug vor einer etwas wackligen Kutsche, bedient von einem bärtigen Buschmann.

A—a—ah!!

Ein schlanker, alter Herr, in Schwarz gekleidet, trat auf die Veranda heraus, gefolgt von zwei Beamten. Er blickte etwas erstaunt um sich; aber seine Züge blieben ernst und hart. Sein weißer Schnurrbart verlieh dem feingeschnittenen, tiefgefurchten Antlitz etwas Martialisches; und die klaren, blaugrauen Augen milderten nicht den kalten Stolz dieses Wesens aus einer andern Welt.

Bill Peters taumelte zurück und lehnte sich schwer atmend gegen eine Telegraphenstange. Lina sah erschreckt zu ihm auf und wischte sich die Nase mit dem Handrücken: „Bist Du krank, Vater?"

„Nichts — nichts!" Er winkte hastig ab und blickte mißtrauisch um sich. Doch niemand achtete auf ihn. Neben ihm standen seine Frau und die Jungen. Das Baby schrie ärgerlich weiter oder lutschte zur Abwechslung an dem schmutzigen Zeigefinger der Mutter. Augen und Mund offen, starrte alles auf die fremdartige, vornehme Erscheinung.

Bill raffte sich zusammen und schaute auf. Das Herz krampfte sich in ihm, und es war, als schnüre ein eisernes Band seine Kehle zusammen. Er wollte rufen — schreien: ‚Vater — Vater — hier bin ich — hier ist Dein Sohn — Dein verlorener Sohn! Gib mir Deine Hand — nimm mich mit Dir, Vater! — Ich will nicht Dein Geld — Deine Titel — Dich will ich nur, Vater, Deine Vergebung. Vergib mir — vergib mir — Vater, mein Vater!'

Aber kein Ton kam über die trockenen Lippen.

Der alte Herr stieg steif und mühsam in den Wagen und setzte sich. Sein Blick streifte neugierig die Familie Peters, die dicht daneben stand. Und Bill war es, als läse er darin seine Antwort, die Bestätigung seiner Furcht: Hohn — Verachtung — Verdammnis!

Eine Rückkehr war unmöglich.

Die Peitsche knallte über den mutlosen Gäulen. Unter dem Begleitgeheul der Jugend setzte sich das Fuhrwerk in Bewegung. Noch einmal wandte der Fremde sich — das scharfe Profil schnitt deutlich gegen den dunklen Buschhintergrund ab. Dann verhüllte eine weiße Staubwolke den Wagen und seine Insassen.

Und müde und stumpf drehte Bill Peters sich um und wanderte zurück zu den Trägern.

Dorf Loenen im Oktober. Gemälde von Prof. Gilbert von Canal.

Das Liberty Kaufhaus in London.

Das Warenhaus.

Ein Bild aus dem modernen Geſchäftsleben. Von Georg Buß.

In „Wilhelm Meiſters Lehrjahre" ruft Werner ſeinem Freunde zu: „Welch eine angenehme geiſtreiche Sorgfalt iſt es, alles, was in dem Augenblicke am meiſten geſucht wird und doch bald fehlt, bald ſchwer zu haben iſt, zu kennen, jedem was er verlangt, leicht und ſchnell zu verſchaffen. Wenn Du ſiehſt, wie viele Menſchen beſchäftigt ſind, wenn Du ſiehſt, wo ſo manches herkommt, wo es hingeht, ſo wirſt Du es gewiß auch mit Vergnügen durch Deine Hände gehen ſehen. Die geringſte Ware ſiehſt Du im Zuſammenhange mit dem ganzen Handel." Faſt möchte man meinen, Werner habe dieſe Worte erſt heute mit Bezug auf die neuen Warenhäuſer geſprochen. Aber als Goethe ſeinen Werner ſo trefflich reden ließ, beſtand lediglich das alte Kaufhaus und Ladengeſchäft, das ſeine Stärke in einer beſtimmten Branche und im Feſthalten an gewiſſen ehrwürdigen Traditionen ſuchte. Daß ein eigenartiger Zauber, eine warm und herzlich berührende Poeſie dieſes Kaufhaus der alten Zeit mit ſeinen ehrſamen Menſchen umwob, empfindet jeder, der Guſtav Freytags „Soll und Haben" lieſt.

Andere Zeiten — andere Ideale und ſoziale Verhältniſſe. Dampf und Elektrizität haben Zeit und Raum, haben die auf der Materie laſtende Schwere faſt überwunden; die Maſchine in tauſendfältigen Variationen erſetzt die Arbeit der menſchlichen Hände. Maſſenproduktion, Maſſenkonſum, Maſſenverkehr und Maſſenanſiedelung beſtimmen die moderne Phyſiognomie, und in dieſe fügt ſich ein das Warenhaus, die branchenreiche Verkaufsſtätte aller zum täglichen Leben erforderlichen Bedarfsartikel und Nahrungsmittel.

Nicht einem plötzlich auftretenden Gründungsfieber, wie der oberflächlich Sehende wohl annimmt, ſondern einer allmählichen Entwicklung verdanken die Warenhäuſer ihre Entſtehung. Ihr Urſprung liegt in

Angestellte des New Yorker Kaufhauses von Seicel & Cooper bei ihren Freiübungen auf dem Dache des Gebäudes.

Nordamerika, nicht in Europa. Sie gehören, wie wunderbar es klingen mag, zu den Pionieren der Kultur, haben sie doch schon vor vielen Jahrzehnten der weißen Rasse ermöglichen helfen, auch in solchen Gebieten des gewaltigen Kontinents festen Fuß zu fassen, die ihr anscheinend jede Möglichkeit eines erträglichen Lebens versagten. Wo Menschen sich zu einer Ansiedelung zusammen fanden, tat sich alsbald der Kaufladen auf, allen eine frohe Verheißung, daß die Siedelung standhalten werde. Nicht den Alleinvertrieb der Artikel einer einzigen Branche machte er sich zur Aufgabe, war doch hierfür der Kundenkreis zu klein und die Nachfrage nach feineren Qualitäten zu gering, wohl aber die Versorgung der Ansiedler mit allen Gegenständen, deren sie zu ihrer Ausrüstung und wirtschaftlichen Existenz bedurften. So war der Kaufladen in Wirklichkeit ein Warenhaus, das mehrere Dutzend Spezialgeschäfte ersetzte und in dieser Alleinherrschaft seine Stärke fand.

Ergötzlich schildern Cooper, Sealsfield und Gerstäcker in Lederstrumpferzählungen, Lebensbildern und Romanen der westlichen Hemisphäre, wie es in solch einem roh aus Balken und Brettern gefügten Warenhause zuging und was für tausenderlei Artikel in ihm vereint waren. Wer — mit Erlaubnis zu sagen — in völliger nakedness in den Laden hineinkam, konnte ihn, wofern er nur die notwendige Anzahl Dollars oder als Tauschobjekt einige Dutzend wertvoller Felle zurückließ, in wenigen Minuten als modern gekleideter Gentleman, als gut ausgerüsteter Trapper oder als praktisch und solid ausgestatteter Farmer verlassen, falls er

Saal für plötzliche Unglücksfälle des amerikanischen Warenhauses von Seicel & Cooper.

nicht vorzog, noch eine Weile an der Drinking Bar des gastlichen Hauses dem Whisky und „Free lunch“ zuzusprechen.

Was in recht urwüchsiger Form unter dem Zwange der Verhältnisse begonnen wurde, ist, veranlaßt durch das schnelle Anwachsen der amerikanischen Städte und die zunehmende Neigung des ständig anschwellenden Großkapitals für Ringbildung und Meisterung des Detailhandels, in der Folgezeit zu immer höherer Vollkommenheit gebracht worden. Das Prinzip, um des Gewinnes willen die Artikel möglichst vieler Branchen im Warenhause gegen Barzahlung zum Verkauf zu stellen, wurde konsequenter und insofern ersprießlicher durchgeführt, als man das Haus vergrößerte und eleganter ausstattete, die geschmackvolleren Neigungen und die Bequemlichkeitsanforderungen eines feineren Publikums berücksichtigte, die Vorschriften der Mode schnell befolgte und die allgemeine Aufmerksamkeit mit überraschenden Neuheiten fesselte.

„Dry goods stores“ nannten sich diese Geschäfte — eine Bezeichnung, die sie noch heute behalten haben, mag sie sich auch mit dem Inhalte des Hauses selten decken, denn der Ausdruck „Dry goods“ heißt wörtlich „trockene Waren“ und phraseologisch „Modewaren“ oder „Ellenwaren“. Aber über den engen Kreis der Mode- und Ellenwaren sind die Dry goods stores schon längst hinaus; sie legen sich keine Beschränkung mehr auf und haben ihren trockenen Departements recht feuchte hinzugefügt, in denen nicht nur riesige Vorräte an Weinen, Flaschenbieren und Likören aufgestapelt sind, sondern auch breite Marmorbassins mit fließendem Wasser und lebenden Fischen ihren Standort haben und sich rückwärts einer langen, marmorbelegten Fleischbank und weißbeschürzter Verkäufer stattliche Eisschränke hinziehen, hinter deren Spiegelscheiben ganz wie im Metzgerladen sehr appetitlich Dutzende mächtiger Rinderviertel hängen. Zu alledem kreischende

Magasin du Printemps in Paris.

Papageien und Kakadus, piepsende Singvögel, turnende Affen, miauende Angora- und Zibetkatzen, bellende Zierden der Hundewelt, Zimmerpflanzen, Palmen und Orchideen, photographisches Atelier, Zahnatelier, Nachweisebureau für häusliches Dienstpersonal und kolossales Tamtam. Der Amerikaner hat recht, wenn er versichert: „The big store — a city in itself.“

England, Frankreich und Deutschland blieben hinter Amerika nicht lange zurück, denn die Aussicht, durch Vereinigung tagtäglicher Bedarfsartikel aller Branchen in einem nur gegen bar verkaufenden großartigen Ladengeschäft bedeutenden finanziellen Nutzen zu erzielen, war zu verlockend. Auch verlangten Städte mit Millionen-Bevölkerung und Weltverkehr, wie London, Paris und Berlin, mit Notwendigkeit solche Geschäfte, die dem Publikum große Auswahl, Zeitersparnis und Bequemlichkeit boten.

Der nüchterne Sinn der Engländer gab den Großbasaren oder Warenhäusern ein mehr gewöhnliches Gepräge, indem er die reiche Auswahl in recht schlichtem architektonischem und dekorativem Rahmen bot. Die größten Universalgeschäfte Londons, die Army and Navy Stores und Civil Service Stores, wurden nur in Mietshäusern und das vielumfassende Geschäft von Whiteley und das Möbel- und Haushaltungsgeschäft von Maple zwar in Eigenhäusern, aber in solchen ohne jede höhere architektonische Durchbildung untergebracht. Anders in Paris, der Hochburg der Mode, des Luxus und des Lebensgenusses: hier suchte man mit allen Mitteln dem ganzen Hause außen und innen einen glänzenden, geschmackvollen Charakter zu verleihen und dem Publikum mit der recht bestrickenden Augenweide Beifall abzugewinnen. Die Grands Magasins du Louvre und der Bon Marché, dieser vor einem halben Jahrhundert von Chauchard, jener von Boucicout begründet und beide inzwischen erheblich vergrößert und vervollkommnet, der Printemps, die Belle Jardinière und viele andere Großbasare

Grands Magasins du Louvre in Paris.

Warenhaus von A. Wertheim in Berlin. Blick vom Leipziger Platz. Entworfen und ausgeführt von Professor Dr. ing. A. Messel in Berlin.

legen für dieses Streben nach ästhetischer Wirkung Zeugnis ab. Was diese Unternehmen besonders förderte, war aber neben der ständigen Verbesserung der Organisation die bevorzugte Stellung von Paris und der glänzende Verlauf der großartig inszenierten Weltausstellungen. Der breite Fremdenzustrom, den die Expositions universelles herbeiführten, und die vielen reichen Ausländer, die sich in der Weltstadt, in der man sich nicht langweilt, zeitweilig oder dauernd ansiedelten, verhalfen den Pariser Großbasaren zu einem ausgezeichneten Kundenkreise und zu einem vorteilhaften Rufe bei allen Nationen. Wer nach Paris kam, verfehlte nicht, sie als eine der sehenswertesten Unternehmen der französischen Hauptstadt aufzusuchen. Zwar sind sie erheblich früher als in Deutschland mit einer nach den Jahresziffern des Umsatzes und Reingewinnes, sowie nach der Vielheit der Artikel normierten Sonderbesteuerung bedacht worden, aber ihrer Blüte, Vergrößerung und Vermehrung hat diese Maßregel keinen Abbruch getan. Ihre Stärke liegt eben darin, daß sie von der Mehrheit des Publikums als vollkommen legitim, existenzberechtigt und zeitentsprechend anerkannt werden.

In Deutschland hat die bisherige Sonderbesteuerung den Warenhäusern ebenfalls nichts geschadet. Sie hat das Kapital von der Begründung neuer Warenhäuser nicht abzuschrecken vermocht, tauchen doch einschlägige Unternehmen in sehr verlockendem Gewande mehr und mehr auf, und zwar, mit oft recht geringer Berechtigung, sogar in kleinen Städten.

Eigentlich hat doch erst Deutschland dem Warenhause eine architektonische Ausgestaltung verliehen, die sowohl der zweckmäßigen Bestimmung des Baues, wie den Anforderungen der Kunst, insbesondere der harmonischen Verbindung von Stein und Eisen, entspricht. Es hat in Wahrheit den architektonischen Typus für das Warenhaus geschaffen — jenen lichterfüllten, geräumigen und monumental wirkenden Bau mit dem prächtigen Ober-

Front des A. Wertheimschen Warenhauses in Berlin nach der Leipzigerstraße.

lichthof, um den, als den vornehmsten Kern der ganzen Anlage, sich die verschiedenen Stockwerke öffnen und leicht auffindbar die Treppen und Fahrstühle gruppieren.

Das Prinzip der zwecklichen und schönen Raumdisposition ist besonders konsequent und geschickt in dem Warenhaus A. Wertheim in Berlin, der glänzenden Schöpfung Prof. Alfred Messels, zur Durchführung gebracht worden. Auch die beiden Berliner Warenhäuser von Hermann Tietz, vornehmlich das von Cremer & Wolffenstein barock erbaute am Alexanderplatz, ferner das Hermann Tietzsche Warenhaus und der „Oberpollinger" in München, beide in Übereinstimmung mit der architektonischen Physiognomie der alten Isarstadt von Prof. Littmann erbaut, sowie zahlreiche andere Warenhäuser, unter ihnen das von Georg Schneider für Gebr. Barasch in Breslau, von Rindsfüßer & Kühn für S. Wronker in Mannheim und von Breslauer & Salinger für Wertheim in Rostock erbaute, beweisen hinreichend, daß diese Aufgaben der Architektur in unserem Lande technisch und meist auch ästhetisch eine vorzügliche Lösung gefunden haben.

Wie kompliziert und schwierig solche Aufgaben sind, ergibt sich am besten aus dem Umfange der meisten Warenhäuser. Das auf einem 16700 qm großen Grundstück errichtete Wertheimsche Warenhaus weist eine bebaute Grundfläche von nicht weniger als 14000 qm auf und übertrifft mithin die 11200 qm betragende des deutschen Reichstagsgebäudes um 2800 qm. Vereint gibt die nutzbare Fläche seiner sechs Geschosse 80000 qm, also eine solche, die nicht viel kleiner als die des Königsplatzes ist. Treten demgegenüber auch die übrigen Warenhäuser erheblich zurück, so nehmen sie sich doch noch immer recht stattlich aus, denn die beiden Berliner Warenhäuser von Tietz besitzen eine be-

baute Grundfläche zwiſchen 2500 und 4000 qm, jenes derſelben Firma in München eine ſolche von 3800 qm und der dortige Oberpollinger von 2200 qm.

Für die Verteilung der Räume iſt aus der Erfahrung heraus eine ziemliche Gleichartigkeit erwachſen. Das Kellergeſchoß umſchließt Garderoben und Kantinen für die Damen und Herren des Perſonals, Warenexpedition, Lagerräume, Weinkeller, Heizkammern, Motoren-, Keſſel-, Koks- und Akkumulatorenräume; das Erdgeſchoß und die folgenden drei Obergeſchoſſe enthalten Verkaufsräume und Bequemlichkeiten für das Publikum, das vierte Obergeſchoß endlich Räume für Ateliers und Werkſtätten, Lager, Warenannahme, Offertenabgabe, Hauptkaſſe und kaufmänniſche Bureaus. Zahlreiche Treppen und Aufzüge, dieſe geteilt in ſolche für Perſonen und für Laſten, Haustelephone, Sprachrohre, elektriſche Beleuchtung, Zentralheizung und ausgiebige Ventilationsvorrichtungen ſichern den verſchiedenen Geſchoſſen und Räumen eine auskömmliche Verbindung und bequeme Benutzbarkeit.

Wie die Kunſt zu ihrem Recht gekommen iſt, wie ſie das Ideal nicht in einem Glashauſe, ſondern in einem aus edelſtem Material errichteten Stein- und Pfeilerbau geſehen, und wie ſie ihm den Stempel des Monumentalen aufgedrückt hat, iſt zur Genüge erſichtlich an dem Warenhauſe Wertheim, das man, ſobald man vom Warenhauſe überhaupt ſpricht, nicht umhin kann, immer wieder als typiſch zu bezeichnen. Die 150 Meter lange Hauptfront an der Leipzigerſtraße bringt mit ihrer meiſterlichen, gotiſch anklingenden und doch modern anmutenden Vertikalgliederung das Große und Umfaſſende dieſes Handelspalaſtes kraftvoll und überzeugend zum Ausdruck. In der Vorhalle am Leipziger Platz geſellt ſich zur Kraft der Zauber echter Poeſie, hervorgerufen durch den fein, reiz- und ſinnvoll komponierten Schmuck der von den Künſtlerhänden Vogels, Weſtphals und Rauchs trefflich gemeißelten Skulpturen und dem von Gaul entzückend modellierten Wandbrunnen. Dieſe Halle, mit ihren mächtigen Pfeilern, ihren Bogen, ihrem Schmuck, ſtolz, groß, markig und doch ſchönheitsverklärt wie die prächtigen, noch mit der Gotik verſchwiſterten Schöpfungen italieniſcher Frührenaiſſance, leitet ſtimmungsvoll hinüber zum Innern des Hauſes, zu den groß wirkenden, im mil-

Vorhalle des Warenhauſes von A. Wertheim nach dem Leipziger Platz mit der Bärengruppe von A. Gaul.

den Glanze des Granits, Marmors und Mosaiks, der Bronze und der echten Vergoldung schimmernden Lichthöfen, zu den malerisch aufsteigenden Treppenläufen, zu dem mit warmtoniger Holztäfelung, edler Holzskulptur, gemalten Allegorien und dezenter Vergoldung wahrhaft vornehm ausgestatteten großen Teppich- und Festsaal, zu dem berückenden weitgespannten Onyxsaal, zu den idyllisch angelegten Sommer- und Wintergärten, zur Flucht der übrigen Räume.

Ja, es ist anders geworden! Noch vor anderthalb Jahrzehnten glaubten viele, mit einer gewissen Verachtung auf

In der Antiquitäten-Abteilung des Warenhauses A. Wertheim in Berlin.

die Riesenkasten von Eisen und Glas herabsehen zu dürfen. Dann baute Wertheim den ersten Teil seines Warenhauses. Er brachte die Voreingenommenheit vieler Gegner ins Wanken und erweckte durch die Art des Betriebes selbst in den Kreisen solcher Käufer Interesse, die bisher geglaubt hatten, sich in Rücksicht auf ihre soziale Stellung dem Warenhause fernhalten zu müssen. Später taten sich — horribile dictu — neben dem Hexensabbat von Waren noch ein Bücherlager und ein Kunstsalon auf, und sogar diese wußten sich Anerkennung zu erringen. Andere Unternehmer folgten den Spuren, indem sie gleichfalls das Haus zu einem Warenpalast gestalteten und dem Betriebe ein anziehendes Gepräge verliehen. Und nun stehen die Warenhäuser als gewaltige Handelsorganisationen da, die tief in das soziale Leben eingreifen. Wer das leugnet, spielt die Rolle des Vogels Strauß.

Gewiß, das Warenhaus schädigt leider häufig das kleine Ladengeschäft, das seinen Mann redlich nährte. Aber das große Publikum ist egoistisch. Jedermann findet im Warenhause alles beisammen, was Toilette, Schmuck, Sport, Spiel, Kunstbedürfnis, Reise, Zimmerausstattung, Wirtschaft und Küche verlangen. Er ist — was besonders in einer Großstadt stark ins Gewicht fällt — vom mühseligen Absuchen der Spezialgeschäfte entbunden und spart Kraft, Zeit und Fahrgeld. Dem unangenehmen Gefühl, kaufen zu müssen, ist er enthoben, denn niemand kümmert sich um ihn. Zwanglos kann er das ganze Haus durchwandern, die Aufzüge bis zum obersten Geschoß benutzen, die reich dekorierten Säle und Hallen durchstreifen, Neuheiten der Mode, Kostbarkeiten aller Branchen, moderne Zimmereinrichtungen, seltene Altertümer und wertvolle Kunstwerke beschauen, ungeniert sich am Büfett erfrischen, zwischen Palmen

Die Teppichhalle des Warenhauses A. Wertheim in Berlin.

und Blumen im Winter- und Sommergarten weilen, Schirm, Paletot und Paket an der Annahmestelle zum unentgeltlichen Bewahren abgeben. Kostenlos darf er eins der sechs Telephone benutzen, ohne Schwierigkeiten kann er das gewünschte Billett zu irgendeinem Theater oder Konzert erhalten, sich oben im Atelier photographieren lassen und anstandslos, ohne etwas gekauft zu haben, das Haus verlassen.

Kauft er, so vollzieht sich das Geschäft erfreulicherweise ohne Anpreisen, Feilschen und Hadern, denn die Preise sind unverrückbar. Er empfängt einen Zettel, auf dem Art und Preis der Ware verzeichnet sind, übergibt ihn der Kassiererin, zahlt und erhält ihn quittiert zurück. Inzwischen hat die Verkäuferin die Ware samt einem korrespondierenden Zettel auf den neben der Kasse befindlichen Abfertigungstisch gelegt. Der Käufer zeigt der amtierenden Dame seinen Quittungszettel vor und hat das Vergnügen, die Ware in sauberer Verpackung sofort entgegenzunehmen.

Ein anderes Bild. — Oben in der

Der Onyxsaal des Warenhauses A. Wertheim in Berlin.

Abteilung für Lebensmittel, wo sich Delikatessen, Konserven, Südfrüchte und Kolonialwaren in lockender Fülle darbieten, sind auf Schildern die Tagespreise der verschiedenen Sorten verzeichnet. Madame promeniert gemächlich einher, wirft kritische Blicke auf diese und jene Ware, übersieht nachdenkend die Schilder, konstatiert die Übereinstimmung der Preise mit den im Zeitungsinserat angegebenen und wünscht schließlich, einen Auftrag zu erteilen. Eine Angestellte mit Blockbuch und Bleistift eilt herbei. — „Was befehlen gnädige Frau?“ — „Zwei Pfund gebrannten Kaffee Mischung I zu 83, zwei Pfund Mischung II zu 1,35, fünf Pfund Nudelgraupen zu 38, eine Dose junge Schoten zu 80, eine Dose extra Stangenspargel zu 1,60, eine Dose Erdbeeren naturell zu 98, zehn Pfund Tiroler Äpfel zu 16, ein Pfund Plockwurst zu 1,20 und eine ganze Dose Ölsardinen Marke Martell zu 2,20!“ — „Macht 16,64!“ — „Bitte, senden Sie nach Grunewald, Bilsestraße 30!“ — Das Fräulein hat notiert. Madame erhält ihren Zettel, zahlt an der Kasse, empfängt Quittung und geht von dannen. Die Waren wandern sofort zur Sammelstelle in die Stadtexpedition und schon nach wenigen Stunden nach dem Ort ihrer Bestimmung. In zuvorkommender Weise hat man auf Wunsch von Madame sogar ein ihr lästig gewordenes Paket eines Konkurrenzgeschäfts mitgesandt.

Promptheit und Zuvorkommenheit sind nur möglich, wenn das Personal gut geschult und die Expedition, sowohl die Stadtexpedition wie die für Erledigung auswärtiger Bestellungen bestimmte Fernexpedition, vorzüglich organisiert ist. Das ist der Fall. Kommt gleichwohl ein Versehen vor oder erregt die Qualität der Ware Anstoß, so kann der Käufer sich an das Beschwerdebureau wenden. Durch schnelle und kulante Abhilfe sucht das Warenhaus die Gunst des Käufers zurückzugewinnen und seinen guten Ruf zu wahren.

In besonderem Maße hängt der gute Ruf von der Güte und dem mäßigen Preise des Angebotenen ab. Billig und gut ist eine der anziehendsten Zauberformeln. Daß sie den Warenhäusern geläufig ist, beweist der Andrang des Publikums. Geradezu gewaltig ist der Zustrom, wenn an sogenannten „Extratagen“, wie sie viele Warenhäuser in

Szene setzen, Wäsche, Gardinen, Blusen, Strümpfe, Handschuhe, Teppiche und andere Dinge zu herabgesetzten Preisen verkauft werden. Mag solche Preisherabsetzung lediglich ein taktisches Mittel nach amerikanischem Rezept sein, um den Ruf des Warenhauses als einer außergewöhnlich billigen Quelle zu steigern, oder mag sie der Zwangslage entsprungen sein, mit dem alten Lagerbestande in gewissen Abteilungen behufs Aufnahme neuer und moderner Ware räumen zu müssen, immer erscheint sie als wirkungsvolles Mittel, sich die Kauflust des Publikums zu sichern. Und angenommen, das Warenhaus setze an solchen Extratagen in den betreffenden Abteilungen wirklich etwas zu, so würde der Verlust hundertfältig aufgewogen werden durch das wachsende Renommee, das dem ganzen Hause mit seinen Dutzenden Abteilungen zugute kommt, indem es neue Scharen von Käufern herbeizieht.

Wo solcher Massenandrang herrscht, müssen auch außerordentliche Sicherheitsvorkehrungen getroffen werden, insbesondere gegen Feuersgefahr. Zwar ist das Gebäude massiv in Stein und Eisen aufgeführt und mit feuerfesten Decken versehen, aber der größte Teil seiner Warenschätze ist brennbar wie Zunder. Verschiedene Brandkatastrophen, unter ihnen die im Goldbergschen Geschäft zu Budapest, haben bewiesen, daß durch intensive Hitze eiserne Balken in Weißglut geraten, sich dehnen und infolgedessen das Mauerwerk, mit dem sie verankert sind, sprengen und zum Einsturz bringen. Selbst die Ummantelung der Eisenträger mit Isoliermaterial genügt nicht immer, um ihnen vollkommenen Schutz gegen die Glut zu gewähren. Unbedingt muß ein im Entstehen begriffenes Feuer schnell bewältigt werden. Dementsprechend ist das Warenhaus in allen seinen Teilen mit zahlreichen Hydranten samt Schlauchleitungen und gefüllten Eimern versehen und mit der städtischen Feuerwehr in direkte Verbindung gesetzt. Große Warenhäuser sind sogar unter die Bewachung einer eigenen Feuerwehr gestellt. Auch ist jedem Mitgliede des Personals ein bestimmter Posten

Im Sommergarten des Warenhauses A. Wertheim in Berlin.

Im Teesalon des Warenhauses A. Wertheim in Berlin.

zugewiesen, den es bei etwa eintretendem Feuerlärm sofort einzunehmen hat. Mehrere Male in jeder Woche wird blinder Alarm geschlagen, um zu üben und zu erproben, ob jedermann an seiner rechten Stelle ist und alle Schutzmaßregeln richtig funktionieren. Natürlich sind für Beleuchtungszwecke alle offenen Flammen vermieden und die für Heiz- und Kochzwecke notwendigen Feuerstellen auf zwei beschränkt. Auf diese Weise ist jede Herausforderung des gefräßigen Gegners vermieden und die Möglichkeit eines Brandes erheblich herabgemindert.

Andere Schutzmaßregeln richten sich gegen diebische Hände. Die Warenhäuser regen leider gewisse Elemente unter den aus allen Bevölkerungsschichten herbeiströmenden Besuchern zum Stehlen außerordentlich an. Nicht allein daß der zünftige Dieb stiehlt, auch so manche charakterschwache und krankhaft veranlagte Person vermag in diesem Milieu von Überfluß, Genußsucht und Lebenslust ihren Gelüsten auf Kosten der Ehrlichkeit nicht zu widerstehen. Halb unbewußt folgt sie einem hoch gesteigerten Drange des Begehrungsvermögens und einem eigenartigen, geradezu märchenhaften Gefühl, als genüge es zum dauernden Besitz, nur die Hand nach den scheinbar sorglos ausgestellten Schätzen auszustrecken. Es ist ein Sinnentaumel, verstärkt durch das summende Gewühl der Menschenmassen, in dem die letzten Spuren klarer Reflexion verloren gehen. Langsam schleichend oder blitzschnell greift die Hand nach der verbotenen Frucht — der kurze Griff kostet die Ehre. Die Mehrzahl der Erliegenden — man spricht von 90 und gar von 99 Prozent — gehört dem weiblichen Geschlecht an. Dieses gewaltige Übergewicht ist im Hinblick auf die Fülle gerade solcher Ausstellungsgegenstände, die lediglich der weiblichen Putz- und Gefallsucht dienen, und auf gewisse pathologische Zustände der Frauen sehr erklärlich. Daß sich auch viele Minderwertige und Erblichbelastete unter ihnen befinden, steht fest. Der Vorschlag des Münchener Gerichtsarztes Prof. Dr. Hans Gudden, jeden abgefaßten Warenhausdieb einer psychiatrischen Untersuchung zu unterziehen, erscheint daher ebenso berechtigt wie das Verlangen, den Warenhausdiebstahl weniger mit Gefängnis als mit Geldstrafen zu sühnen; ebenso sollten polizeilicherseits die Warenhäuser zur Einführung gewisser prophylaktisch günstiger Selbstschutzmaßregeln veranlaßt werden, die im wesentlichen darin bestehen könnten, kleine wertvolle Gegenstände nur hinter Glaswänden auszulegen. Nicht abzuweisen ist auch die milde Praxis mancher Warenhäuser, nur die ertappten zünftigen Diebe und Rückfälligen dem Strafrichter zu überliefern, hingegen alle andern laufen zu lassen. Allerdings hat das Abfassen seine Schwierigkeiten. Im Warenhaus A. Wertheim geschieht es mit Hilfe angestellter Damen, die sich in der Maske von Käuferinnen unter das Publikum mischen und fleißig Umschau halten. Entgegengesetzt einer weitverbreiteten Annahme ist zu betonen, daß die Kriminalpolizei mit dieser Über-

wachung und überhaupt mit irgendwelcher Beaufsichtigung des Verkehrs in den Warenhäusern nichts zu tun hat. —

Und nun ein Einblick in die Organisation eines Warenhauses. Ihn zu gewinnen, ist nicht leicht; denn kein geschäftliches Unternehmen läßt sich gern in die Karten sehen.

Oberstes Prinzip ist, die Ware nur gegen Barzahlung zu verabfolgen. Diese bare Begleichung erleichtert den Betrieb sehr wesentlich und dient beiden Kontrahenten insofern zum Vorteil, als der Preis der Ware keines Aufschlages über den geschäftsmäßigen Wert bedarf.

Je umfangreicher der Betrieb ist, um so sorglicher muß die Gliederung und um so strenger die Überwachung sein. Zentralverwaltung, Buchhalterei, Korrespondenz und Kasse, Einkauf, Verkauf und Expedition, Personalleitung und Hausverwaltung: sie alle benötigen zahlreicher Personen, die in den größten Warenhäusern insgesamt etlichen kriegsstarken preußischen Gardebataillonen entsprechen. Tatsache ist es, daß im Louvre mehr als dreitausend Herren und Damen beschäftigt sind, im Bon Marché ebensoviele und in Printemps etwas weniger. Wertheim dürfte die Kopfzahl des Louvre noch übertreffen. Das sagt genug, um den Wert einer geschickten Verteilung aller mitwirkenden Kräfte und einer strengen Ordnung erkennen zu lassen.

Naturgemäß gliedert sich das Geschäft in Bezirke, Rayons, Departements, kurz, Abteilungen, deren jede irgendeine Branche vertritt. Jeder Abteilung ist eine Anzahl Verkäuferinnen oder Verkäufer zugewiesen, denen ein Chef vorgesetzt ist. Mit der Abteilung steht, durch Fahrstühle leicht erreichbar, ein Lager in Verbindung, aus dem die verkaufte Ware ergänzt wird. Eine gewisse Zahl räumlich angrenzender und branchenverwandter Abteilungen steht samt ihren Chefs wieder unter einem besonderen Vorgesetzten mit einem Stabe von Herren und Damen. Er kontrolliert den Betrieb, versendet, wenn der Andrang des Publikums in einer Abteilung allzu stark ist, geeignete Hilfskräfte und sorgt dafür, daß innerhalb seines Gebietes alles richtig funktioniert. Nach oben hin findet diese Gliederung ihre Spitze in der Geschäftsleitung und weiter in der Zentralverwaltung. Für den Einkauf besitzt das Lager jeder Abteilung einen Einkäufer, der in der betreffenden Branche Spezialist ist und sich über die besten und billigsten Bezugsquellen, über alle Neuheiten und über die einschlägigen Vorschriften der Mode auf dem laufenden hält. Sämtliche Einkäufer empfangen ihre Instruktionen von einem Einkaufschef. Er gehört als die eigentliche Seele dieses wichtigen Betriebszweiges zu den maßgebenden Persönlichkeiten der Verwaltung. Hervorzuheben ist, daß gewisse große Warenhäuser für stets gangbare Artikel einiger Hauptbranchen eigene Fabriken besitzen, und daß sie für längere Zeit kontraktmäßig verpflichtete Lieferanten beschäftigen. Alle diese Waren in Auslagen und Schaufenstern dem Publikum geschmackvoll und fesselnd vorzuführen, ist Aufgabe einer Anzahl künstlerisch vorgebildeter und vortrefflich bezahlter Dekorateure.

Vor der Theater- und Konzertkasse des Warenhauses A. Wertheim in Berlin.

Die materiellen Vorteile bilden überhaupt den besten Kitt für das Zusammenarbeiten des Personals. Im allgemeinen ist es Brauch, den Verkäufern und Verkäuferinnen neben dem Gehalt noch einen prozentualen Anteil an den von ihnen verkauften Waren zu gewähren. Die Pariser Geschäfte bewilligen zwei bis fünf Prozent. In Deutschland verfährt man zur Anspornung des Personals in ähnlicher Weise. Zu den Prozenten erhält der Angestellte im Louvre ein Anfangsgehalt von 400 Frank, sowie freie Wohnung, Verpflegung und Wäsche. Bezeichnend für die Güte der Verpflegung ist die Bewertung eines Diners mit anderthalb bis zwei Frank. Nicht schlechter haben es die Beamten im Bon Marché. Das Logierhaus für die weiblichen Angestellten des Bon Marché enthält sogar ganz wie ein vornehmes Klubgebäude ein Musikzimmer, ein Spielzimmer, einen Lesesaal und einen für abendliche Zusammenkünfte und Festlichkeiten bestimmten Salon. Wer von den Beamtenwohnungen absieht, erhält eine Entschädigung in Geld. Hingegen darf keiner die Beköstigung abweisen, er sei denn ein Oberbeamter. Diesem steht es frei, außerhalb des Geschäfts zu speisen; als Vergütung erhält er jährlich 800 Frank. Insgesamt wendet der Louvre für die Verpflegung, zu der auch der in Frankreich übliche Mittagswein gehört, jährlich mehr als zwei und ein Viertel Millionen Frank auf. Im Printemps ist jeder Angestellte, sofern er das einundzwanzigste Lebensjahr noch nicht überschritten hat, zum Wohnen in den Logierhäusern des Unternehmens unbedingt verpflichtet.

Natürlich herrschen in allen diesen Quartieren die strengste Aufsicht und die peinlichste Reinlichkeit. Vergehen gegen die Hausordnung werden scharf geahndet und sogar mit Entlassung bestraft. Es versteht sich von selbst, daß die Logierhäuser der Damen von denen der Herren getrennt sind und daß die Damen nicht einmal in den gemeinschaftlichen Gesellschaftsräumen Herrenbesuche, auch nicht solche ihrer männlichen Anverwandten, empfangen dürfen.

In der Kunstausstellung des Warenhauses A. Wertheim in Berlin.

Wie für die Gesunden, so ist auch für die Kranken und Invaliden nach Möglichkeit gesorgt. Die Grands Magasins besitzen ihre Hausärzte, Hausapotheke und Sanatorien. Auch sind die Pensions- und Invalidenfonds bestens bestellt. Der Bon Marché verfügt zurzeit über einen Invalidenfonds von 4 800 000 Frank, zu dem sich noch ein von der Witwe Boucicout vor mehr als anderthalb Jahrzehn-

Großer Lichthof in Marmor und Bronze des Warenhauſes A. Wertheim in Berlin.

ten den Beamten vermachtes Kapital von ſieben Millionen Frank geſellt. Der Louvre zahlt für jeden Angeſtellten nach ſiebenjähriger Tätigkeit 1000 Frank in den Penſionsfond, denen er bis zum fünfzigſten Dienſtjahre des Beamten jährlich 200 Frank hinzufügt. Im ganzen genommen ſind die Einrichtungen dieſer Warenhäuſer derart, daß ſich die Angeſtellten wohl und geſichert fühlen können.

Was in einem Lande als Annehmlichkeit und Vorteil geprieſen wird, erfährt in einem anderen Lande eine weniger günſtige Beurteilung. In Deutſchland

haben die Besitzer der Warenhäuser wohl durchgehends von der Gewährung freier Wohnung und Verpflegung an ihre Angestellten zugunsten eines auskömmlichen Gehaltes und der persönlichen Freiheit abgesehen. Sie berücksichtigen den stark ausgeprägten Familiensinn unseres Volkes, der sich auch darin zu erkennen gibt, daß viele junge Leute, insbesondere junge Damen, nach geschehener Tagesarbeit gern in den Kreis der Ihrigen zurückkehren oder einen anderen Familienanschluß suchen. Dieses Familienleben mit seinen wohltätigen Folgen für Herz und Gemüt der jungen Generation zu entziehen, würde im vorliegenden Falle mehr Schaden als Nutzen stiften. Man bescheidet sich also einfach damit, den Angestellten in den praktisch und bequem eingerichteten Kantinen des Warenhauses auf Wunsch Speisen und Getränke gegen billiges Entgelt zu verabfolgen.

Faßt man alle Einzelheiten der Organisation und des Betriebes zusammen, so läßt sich auch von den gigantischen Warenhäusern diesseits des Ozeans und besonders von dem Wertheimschen ganz wie in Amerika sagen: „The big store — a city in itself" — das Warenhaus ist eine Welt für sich.

Nach Emile Zolas sehr zutreffender Ansicht machen die Warenhäuser das „Glück der Damen", aber augenscheinlich noch mehr ihr eigenes. Allerdings, das Glück ist ein sehr eigentümliches Etwas. — Goethe nennt es die „Göttin des lebendigen Menschen". Daß die Göttin sich jedermann huldvoll erweise, läßt sich nicht sagen. Will der Kaufmann ihre Gunst erfahren, so muß er nicht nur fleißig schaffen, sondern auch ganz durchdrungen sein von dem bedeutungsvollen Geiste seines Berufes und seiner Zeit. Das trifft für die Herren der Warenhäuser zu. Und so hat sich ihnen die „Göttin des lebendigen Menschen" in einer Weise zugewandt, daß es begreiflich ist, wenn die Besitzer der kleinen Ladengeschäfte verlangend rufen: „Hehre Göttin, neige Dich auch zu uns!"

Kaufhaus Oberpollinger in München. Entworfen und ausgeführt von Hellmann & Littmann, München

Badende Nymphen. Gemälde von Arnold Böcklin. Photographieverlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

Blick auf Wesselburen, Hebbels Geburtsort.

Friedrich Hebbel. Von Adolf Bartels.

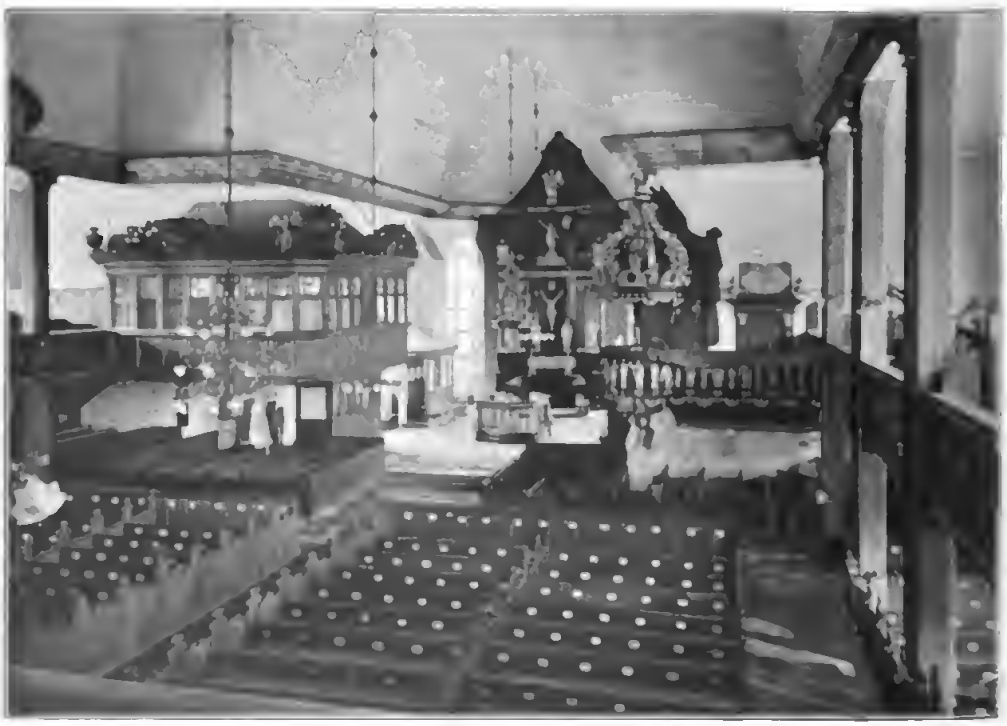
. Frau Christine Hebbel, geb. Engehausen, in Wien, der Witwe des Dichters, zum 90. Geburtstage, 9. Februar 1907.

1.

Wenn ich meines großen Landsmannes Hebbel gedenke, steht zugleich auch immer die Kirche seines und meines Geburtsortes Wesselburen vor mir: Auf einer uralten hohen Wurt mitten in der Nordseemarsch gelegen, strebt sie mit dem Gestühl ihres roten Ziegeldaches, auf dem sich noch ein stattlicher, kupfergedeckter, also grüner russischer Kuppelturm erhebt, mächtig zum Himmel empor und bildet ein Wahrzeichen für die Schiffer, die auf der Nordsee der Eidermündung zusteuern. Ob man sie an schönen Frühlingstagen, wo die weite, ebene Marsch einen einzigen grünen Teppich bildet, aus ihr fast wie die Peterskirche aus der Campagna aufragend erblickt, ob an stillen Frühherbstabenden von Dohlen umkrächzt, ob von den wilden Herbst- und Winterstürmen dieser nordischen Gegenden umbraust, immer wirkt sie imposant, wirkt sie als etwas Gewaltiges und fast Fremdes in diesem meerentstiegenen flachen Lande, das zwar goldene Saaten und stattliche Herden und hübsche Dörfer die Fülle, aber außer ihren Seedeichen mächtige Werke der Menschenhand, Zeugen alter Kultur und stolzer Geschichte (so wenig es hier in Dithmarschen an dieser selbst fehlt), kaum noch hat. Ganz bescheiden ducken sich die Häuser der jetzigen Stadt, des früheren Marktfleckens Wesselburen, dessen Straßen alle auf die Kirche zuführen, zu den Füßen der Kirche, auch jetzt noch, wo die neue Zeit stattlichere Gebäude gebracht hat — wie denn einst zu Hebbels Tagen, wo die riedgedeckte Kate noch einen beträchtlichen Bestandteil der Häuser des Fleckens bildete! Wahrlich, man begreift es, daß dieser Bau einen so großen Eindruck auf die Seele des jungen Dichters machte, daß er seiner auch vor Notre Dame in Paris und St. Peter in Rom nicht vergaß. Dem Äußeren der Kirche entspricht das Innere: Ein einziger gewaltig hoher und weiter Raum, der sehr schön in seinen Verhältnissen, durch Emporen auf allen Seiten glücklich umgrenzt und durch Altar, Taufstein, Kanzel und die trefflich verteilten Sitzbänke wirklich ausgefüllt, dazu hell und farbenfreudig ist, wie es das Barock liebte, das hier im Norden noch bei der Erbauung der Kirche um 1730 herrschte. Zu Hebbels Zeit umgab noch der Friedhof die Kirche, zwar nicht mehr benutzt, aber noch erhalten, voll von düstern Bäumen, Kreuzen und Leichensteinen, großen wappengeschmückten Steinplatten, unter denen die alten Dithmarscher Bauern, in so vielen heißen Kämpfen erprobt, einer fröhlichen Urständ entgegenschlummerten.

Man hat seit Taine den Einfluß des „Milieus“ auf die Entwicklung des Dichters oft überschätzt: ein Emanuel Geibel oder selbst ein Gustav Freytag, gleich nach der Geburt nach Dithmarschen versetzt, wäre doch nie etwas wie ein Hebbel geworden. Aber das ist sicher, daß der Dichter aus seinem Volkstum und der Lebensatmosphäre, die sich dieses geschaffen, und die man meinetwegen Milieu nennen mag, herausgeboren wird. Christian Friedrich Hebbel, der Maurerssohn von Wesselburen, ist Dithmarscher, ausgeprägter Dithmarscher, gar nicht anders zu denken wie als Dithmarscher, und darum soll, wer ihn ganz genau kennen lernen will, auch einmal in seine Heimat gehen, soll sich die Kirche von Wesselburen betrachten und von dem von ihr nur reichlich eine Stunde weit entfernten Nordseedeich über Meer und Land schauen, über die graue Nordsee und über die grüne Marsch, die der Nordsee abgewonnen ist; soll auch ein wenig in der Geschichte der Dithmarscher forschen, die der Chronist Neokorus zuerst geschrieben, und die seitdem noch oft behandelt worden ist. Man hat die Dithmarscher wohl Germanissimi genannt, und wenigstens von den deutschen Stämmen der Germanen repräsentieren sie in der Tat am reinsten germanische Art. Kein Wunder auch. Von dem übrigen Deutschland durch einen großen Strom abgeschieden, selbst von den benachbarten Holsten durch mächtige Sümpfe — Dithmarschen bedeutet auch großes Sumpfland — fast völlig ge-

trennt, sind sie, wahrscheinlich die Avionen des Tacitus, bis an die neue Zeit heran unvermischt geblieben, reine Niedersachsen auf der Geest, Niedersachsen mit einem friesischen Einschlag in der Marsch; und da sie sich nun auch noch, im Besitz altgermanischer Volksfreiheit, ganz selbständig entwickeln konnten, so ward ihre Geschichte eine Kette mannhafter Taten und ihr kleines Staatswesen wenigstens in seiner Blütezeit ein aristokratisch-demokratischer Musterstaat, so ward ihr ganzes volkstümliches Leben in Glauben und Aberglauben, Recht und Sitte, Sage und Märchen und so fort ausgeprägt deutsch. Noch heute heißt in Dithmarschen ein Wald Wodanslag, die die Gestalt Wodans am deutlichsten verratenden Märchen in Müllenhoffs schleswig-holsteinischen Sagen und Märchen entstammen Dithmarschen, Geschlechterverfassung und mit ihr Blutrache und Eideshilfe haben sich in Dithmarschen bis nach der Reformation erhalten, der altgermanische Schwertertanz ist dort noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts getanzt worden; wie wohlgefestet in Dithmarschen aber gute deutsche Sitte war, das ersieht man noch aus Klaus Groths „Quickborn", der das Ende der alten Zeit für Dithmarschen bedeutet. Doch stellt dieser Dichter die weichere Seite des Dithmarschentums dar, Hebbel die härtere. Das bemerkt man bald, wenn man die Geschichte der alten Dithmarscher studiert, daß ihr besonderes Wesen eine Verbindung starken Willens mit wilder Leidenschaft war: hier der nie unterbrochene hartnäckige Kampf mit der Nordsee, der ein Stück fruchtbaren Marschlandes nach dem andern abgewonnen wird, ein Kampf, der ohne zähe Willenskraft gar nicht denkbar ist, denn oft genug erwies sich die „Mordsee" als Siegerin und riß wieder fort, was hundert rüstige Hände unter unsäglichen Mühen geschaffen; dort aber auch eine Reihe wilder Beutezüge zu Wasser und zu Lande und blutiger inneren Fehden, bei denen ein Opfer zehn andere nach sich zog, über allem freilich zuletzt die unerschütterliche Freiheits- und Vaterlandsliebe, die die Dithmarscher so viele Kämpfe mit übermächtigen Feinden siegreich bestehen und zuletzt ruhmvoll erliegen ließ. Willenskraft und Leidenschaft, die in Härte, Trotz und Heftigkeit ausarten, ein äußerst starkes Selbstbewußtsein zunächst auf dem Grunde der inneren Tüchtigkeit und des Freiheitsgefühles, dann aber wohl auch einmal in Überhebung und barocke Renommisterei umschlagend — welchem Kenner Hebbels und seiner Werke brauchte ich diese Dithmarscher Charaktereigenschaften näher zu illustrieren? Willenskraft und Leidenschaft, welch letztere viel mehr ist als bloßes heftiges Temperament, machen den tragischen Dichter, er kann die großen Probleme nicht zwingen ohne den Willen, kann die gewaltigen Charaktere sich nicht ausleben lassen ohne die Leidenschaft, die tatenheraufführende; als dritte notwendige Eigenschaft des Tragikers tritt dann noch der metaphysische Drang, der Tiefsinn hinzu, der alle Rätselfragen an-



Inneres der Wesselburener Kirche.

Die Hebbelstraße in Wesselburen. An der Stelle des mit einer Tafel bezeichneten Gebäudes stand Hebbels Geburtshaus.

packt und im irdischen Geschehen das höhere Gesetz erkennt — auch diesen konnte Hebbel aus seinem Volkstum empfangen, von dem Dithmarscher Bauernvolke, das mit der Natur, in der nordischen Natur seines Landes lebte und aus ihr wie aus dem wechselnden Geschick eines kämpfereichen Lebens manchen Anlaß zum Nachdenken über Menschengeschick und Menschennatur, über Gott und Welt empfing. Charakter, Leben, Dichtung Hebbels verraten gleichmäßig seine Volksart: Wie seine Vorfahren mit der Nordsee, ringt er sein ganzes Leben hindurch zäh mit Leben und Kunst, ringt er sich aus niedrigstem Stande zu den Höhen des Daseins empor, ringt er autodidaktisch um die weiteste, freieste und tiefste Bildung, ringt er dem Leben seiner Zeit Problem auf Problem ab, ringt er um die echte Tragik, die jede wohlfeile Versöhnung abweist, aber als Ausfluß der höchsten Notwendigkeit und Sittlichkeit erscheint und darum nicht bloß tief ergreift, sondern auch stolz und frei macht. Hebbel war keiner jener Götterlieblinge unter den Dichtern und Künstlern, denen alles wie im Traume zufällt, er mußte sich alles erobern, mußte entbehren, entsagen, leiden, selbst schuldig werden, ehe er den schmückenden Kranz berühren durfte; er war ein Kämpfer und wich nicht wie Goethe dem tragischen Weh am liebsten aus, sondern er ging ihm entgegen, ernst und entschlossen, aber freilich nicht, wie man geglaubt hat, hart und kühl — wohl litt er mit. Fast alle seine Gestalten tragen sein und seines Volkstums Gepräge: Holofernes in der „Judith" hat schon lange vor mir Kenner unseres Volkstums an den „prahlenden" Dithmarscher Bauern erinnert, Golo in der „Genoveva" ist von jener unheimlichen Leidenschaft erfüllt, die nordische Naturen manchmal überkommt und sie zum Äußersten treibt, ist dabei durchaus wahr gegen sich selbst und büßt freiwillig, Meister Anton in der „Maria Magdalene" ist schon lange als der norddeutsche Bruder des Musikus Miller erkannt worden, ist, wie man gesagt hat, einer jener norddeutschen Menschen, die das Selbstverantwortlichkeitsprinzip unverantwortlich übertreiben. Seine Tochter Klara, die fällt, weil sie sich selber treu bleiben will, ist auch nur als Norddeutsche denkbar, selbst die heilige Genoveva und die Jüdin Mariamne bekommen bei Hebbel, so treu mittelalterlich die eine und so antik die andere erscheint, starke Züge bewußt germanischen Empfindens. Herodes ist wieder eine Kraftnatur wie Holofernes, aber gedämpfter; echt deutsche Männer schlichter Haltung sind Herzog Ernst und der Kanzler Preysing in der „Agnes Bernauer"; im König Kandaules in „Gyges und sein Ring" hat Hebbel einmal die liebenswürdige Schwäche dargestellt, während Herzog Albrecht in der „Agnes Bernauer", der Grieche Gyges und Siegfried in den Nibelungen seine gelungensten arischen Jünglingsgestalten sind, alle drei verschieden voneinander und doch alle treu. Die beste Verkörperung der bösen germanischen Natur ist Hagen in den „Nibelungen" geworden, hier kommt am Ende das Dithmarschentum Hebbels am reinsten und gewaltigsten zum Ausdruck. Selbstverständlich hat Hebbel alle diese Gestalten nicht bewußt nach seinem Volkstum geschaffen, das ist ja überhaupt unmöglich, aber kraftvoll aus seinem Volkstum heraus und nicht ohne eine Ahnung von der Bedeutung des Blutes — „wir erbten es mit dem Blut von unsern Müttern" läßt er in „Kriemhilds Rache" den Markgrafen Rüdiger von adeligem Sinne und edler Art sagen. Unter unseren großen deutschen Dichtern ist Hebbel sicherlich der am ausgesprochensten germanische, die Strecke, die ihn in dieser Hinsicht von dem Nordgermanen Ibsen trennt, ist nicht sehr weit, obschon die beiden sonst vielleicht nicht so viel gemein haben, als man gemeinhin annimmt, da Hebbel der germanisch-konservative, Ibsen der germanisch-radikale Geist ist. Unerklärbar ist aus Hebbels Dithmarschentum die gewaltige ästhetische Potenz des Dichters, aber die ist zuletzt immer unerklärbar, und so kommt mir auch hier wieder das Bild der Wesselburener Kirche in den Sinn, die sich so mächtig über ihre Umgebung erhebt. Sie wird auch in der Seele

Hebbels Kindheitsgarten mit dem Maria Magdalene-Brunnen.

des jungen Dichters den angeborenen Sinn für das Große und Gewaltige zum Leben erweckt haben.

2.

Neben die mächtige Kirche stelle man dann die ried- oder strohgedeckte Kate in der Norder-, jetzt Hebbelstraße zu Wesselburen, in der der Dichter das Licht der Welt erblickte. Völlig überwunden hat Hebbel seine Herkunft sein Leben lang nicht, aber sie wirkte ganz anders nach, als der demokratische Sinn unserer Zeit für solche Fälle anzunehmen pflegt: der Maurerssohn von Wesselburen war nie Revolutionär. Wer hätte mehr Ursache gehabt als er, die Gesellschaft anzuklagen! Nicht nur, daß er in der Kindheit ungenügend ernährt und gekleidet wurde — er hat wenigstens im Winter, wo der Vater nichts verdiente, hier und da Hunger leiden müssen und bisweilen kein Hemd auf dem Leibe gehabt —, mit sechs, sieben Jahren verlor er auch das Vaterhaus und sank damit nach der Anschauung seiner Landsleute zum Proletarier herab, mit vierzehn Jahren verlor er den Vater, der ihn zum Maurerhandwerk hatte zwingen wollen und seine Familie in bitterster Armut hinterließ. Ein Versuch, ihm, dem allgemein als hochbegabt bekannten Knaben, die Quellen höherer Bildung zu erschließen, ist gar nicht gemacht worden, weder haben ihm die Pastoren des Ortes Privatstunden erteilt, noch hat man je daran gedacht, ihn auf das Landesgymnasium in Meldorf zu schicken, wie es doch dem einen oder dem andern armen Landeskind durch reiche Dithmarscher Bauern geschehen ist. Nur daß er nicht Handwerker, sondern Schreiber geworden ist, verdankt er einem seiner Landsleute, seinem Lehrer Dethlefsen, der ihn dem Kirchspielvogt von Wesselburen empfahl. Aber welch eine Kette von Demütigungen brachte ihm noch seine Schreiberlaufbahn, während der er u. a. mit dem Kutscher in einem Bett zusammenschlafen und mit diesem und der Köchin essen mußte! Dabei war er in den letzten Jahren seines Wesselburener Aufenthalts unbedingt nicht nur die größte geistige Potenz, sondern auch wohl die gebildetste Persönlichkeit seines Heimatsortes. Und dennoch ist er kein Revolutionär geworden, obschon die Zeit der dreißiger Jahre, in die seine Hauptentwicklung fällt, ihm als solchen sogar Chancen geboten hätte — lebten doch das ganze junge Deutschland und die politischen Dichter dazu von der revolutionären Stimmung! Man erkennt in dem Fall Hebbel sehr deutlich, daß die weitere Abstammung unendlich viel wesentlicher ist als die unmittelbare Herkunft; man kann bei uns in Deutschland ein Sohn des niederen Volkes und doch eine durchaus aristokratische oder konservative Natur sein. Hebbel, ein Maurerssohn, aber wahrscheinlich ursprünglich bäuerischer Familie entstammend, ein Dithmarscher Bauernenkel, war eine Dithmarscher Herrennatur und ist während seines ganzen Lebens nie in Zweifel geraten, wie er seine Stellung zu wählen habe. Wohl hat auch er als junger Mensch Börne gelesen, das jungdeutsche Treiben aber da schon entschieden verurteilt. Im Jahre 1848 begrüßte er zwar die Revolution als die endliche Aufhebung langen und schmachvollen Druckes, aber der revolutionären Überstürzung trat er so entschieden wie möglich entgegen. „Ich konnte mich nicht überzeugen," schreibt er einmal in seinen politischen Briefen an die „Augsburger Allgemeine Zeitung", die noch heute dem praktischen Politiker äußerst wertvoll erscheinen, „daß die Heftigkeit, womit man Krisen herbeizuführen suchte, die zur rechten Zeit auch ohne künstliche Mittel eingetreten wären, eine notwendige, eine auch nur ungefährliche sei. Mir kam das so vor, als ob man, um den Frühling zu anti-

zipieren, den kaum gepflanzten Baum, dem er Blüten und Früchte entlocken sollte, in Brand steckte; ich zweifelte und zweifle, ob man ihm dadurch wirklich Blüten und Früchte abgewinnt, denn ich glaube, daß menschliche Institutionen so gut wie Naturgewächse dem Gesetz der organischen Entwicklung unterworfen sind, und kenne kein Surrogat für das Lebendige, das allein auf diesem Wege entsteht." Dieselben politischen Briefe enthalten jene berühmte Stelle über den abstrakten Kosmopolitismus, die man in unserer Zeit schon öfter als den Anfang des entschiedenen Nationalismus in Deutschland hingestellt hat: „Wer weiß es denn nicht, daß die Völker sich gegenseitig supplementieren, wer hofft nicht, daß dies auch noch einmal von den Massen erkannt werden und daß dann ein Völker-Areopag zustande kommen wird. Ist das aber jetzt schon der Fall? Stehen die Völker einander in dem europäischen Staatensystem bis jetzt nicht noch gerade so trotzig abgeschlossen gegenüber wie früher die Stände im einzelnen Staat? Zeigt sich in der jetzigen Krisis auch nur die kleinste Spur von einer Bereitwilligkeit der Nationalitäten, sich aufzulösen und in die Menschheit aufzugehn? Besinnen sich im Gegenteil nicht sogar diejenigen, die aufgelöst und mit andern verschmolzen erschienen, wieder auf sich selbst? Und würde das Volk, das, bevor die übrigen reif sind, damit den Anfang machen wollte, sich nicht dadurch vernichten? Die Lehre: ‚Liebt alle andern Völker mehr als Euch selbst!' muß erst allgemein gepredigt werden, ehe sie befolgt werden kann, und wir, die wir ihr bisher immer mehr als billig zugetan waren, tun sehr wohl, sie endlich aufzugeben. Was macht uns denn in ganz Europa verächtlich? Warum erhielten wir den philosophischen Ehrentitel? Doch wohl nur unseres frühreifen Kosmopolitismus wegen, der uns unter lauter Egoisten den Großmütigen spielen und oft Degen und Scheide zugleich verschenken ließ. Ich denke, es wäre einmal Zeit, ihn zu verabschieden; wir brauchen nicht zu besorgen, daß er anderswo engagiert wird, wir können den Liebling zu jeder Stunde wieder haben." — Die sozialen Fragen, die zu seiner Zeit auftauchten, hat Hebbel von Anfang an seit dem Erscheinen des Buches von Friedrich Engels über die englischen Arbeiterverhältnisse, mit wärmstem Interesse verfolgt, aber den Kommunismus nannte er schon 1848 „die wahnsinnige Ausgeburt fanatischer Köpfe, in denen die großen Ideen unserer Zeit nur halb reif wurden", und träumte von einer „organisierten Völkerwanderung" als Lösung der schwierigsten Fragen, womit er einen ganz modernen Gedanken vorwegnahm, wenn man auch damals von einer Entvölkerung des Landes noch nichts wußte. Kurz, dieser Sohn des Volkes war nichts weniger als ein Revolutionär oder Radikaler, er war ein durchaus konservativer Geist wie alle unseren deutschen Großen, wie Luther, wie Kant, wie Goethe, wie Bismarck. Darum war er natürlich kein Reaktionär oder gar ein Streber: er hat ja allerdings auch Fürstengunst erreicht, ist einmal Karl Alexanders von Weimar Gast gewesen, hat ferner an seinen Orden eine naive Freude gehabt; aber wer ihn nur ein wenig kennt, der weiß, daß er der höchsten fürstlichen Huld auch nicht ein Tüttelchen seiner Überzeugung geopfert haben würde. Der gesund demokratische deutsche Bauersinn, der jedem gibt, was ihm zukommt, aber nicht mehr, und für sich selber auch das Gebührende verlangt, ist in Hebbel immer lebendig geblieben.

Im übrigen ist ja ein großer Dramatiker, ein großer Tragiker gar nicht anders zu denken denn als konservative Natur, als historischer Geist. Alles Dramatische ist Kampf, sei es der Gesamtheit und des Individuums, des Alten und des Neuen und so fort, ein wirklicher Kampf ist aber nur zwischen Mächten möglich, die beide noch lebensfähig und daher berechtigt sind, sonst wäre der Kampf ja nur Schein. Und wirkliche Tragik ergibt sich

Des Kirchspielarztes Mohr Haus, in dem Hebbel seine Schreiberzeit verbrachte.

doch wohl nur, wenn der Kampf, der Konflikt, einerlei, wer de facto in ihm erliegt, der Idee nach unlösbar ist, wenn der Untergehende sein Recht sozusagen mit ins Grab nimmt. So muß der große Dramatiker und Tragiker ganz notwendig im tiefsten Grunde konservativ gesinnt sein, gerecht über den Dingen stehen, alle menschlichen Einrichtungen, Bewegungen, Gesinnungen im tiefsten Grunde verstehen, sie auf die allgemein-menschliche Natur zurückführen können, zuletzt auch mit dem Herzen bei allem sein. Der Radikale kritisiert, urteilt, verwirft, will vernichten, im besten Fall, um von Grund aus neu aufbauen zu können; der konservative Geist schaut nur und das Untergehende prüft er genau mit demselben Gemütsanteil wie das Aufgehende, nichts Menschliches ist ihm fremd. Hebbel im besonderen hatte den scharfen Blick

Kirchspielschreiberei, in der Hebbels Jugendgeliebte wohnte.

für den Dualismus in der Welt (wenn man diesen auch noch nicht ohne weiteres als seine Weltanschauung hinstellen soll), er erkannte die Zweiheit selbst in der Idee und gewann seine Tragik sozusagen aus deren Spaltung, der er freilich als tiefere Ursache wieder die Unvereinbarkeit der Zwecke der sittlichen Weltordnung und des individuellen Behauptungs- und Durchsetzungstriebes unterlegte, und für deren menschenvernichtende Kämpfe er zwar keine Versöhnung, aber in der „Selbstkorrektur der Welt" doch die große Ausgleichung fand. Ich will hier nicht tiefer in die Gründe der Hebbelschen tragischen Theorie hinabsteigen, Hebbels Tragik wird auch leichter empfunden als logisch erklärt, aber ihr konservativer, das heißt Menschennatur und Menschengeschick auf ewige Grundlagen zurückführender Charakter ist fast überall unverkennbar. In seiner „Judith" hat der Dichter das über den ihm gezogenen Kreis hinausstrebende, wenn man will, schon das moderne, emanzipierte Weib dargestellt, aber da steht auch ein einziger, lapidarer Satz, der es wieder in seine Schranken zurückweist: „Ein Weib soll Männer gebären, nimmermehr soll sie Männer töten." Daß der Golo in der „Genoveva" nicht etwa das Recht der Leidenschaft predigt, habe ich bereits angedeutet; Genoveva selbst wird auch als Heilige gefaßt, die die Erde neu entsündigt:

In sieben langen, langen Jahren wird
Sie dulden, was ein Mensch nur dulden kann...
Dann endlich ist die Zeit der Prüfung aus,
Still geht sie ein zur ew'gen Herrlichkeit,
Und ein Gefühl erneuter Zuversicht
Durchdringt belebend jede Menschenbrust.

In diesem Sinne kann auch der moderne Mensch „Heilige" gelten lassen. Das eben ist das Große bei Hebbel, daß er das Alte mit neuem Geiste durchdringt, es nicht auflöst wie der Radikalismus. So nimmt er denn auch nicht Partei gegen seinen Meister Anton, sondern erfüllt uns mit Respekt vor der alten Welt, die dieser vertritt, obgleich er anderseits die mildere, menschlichere Beurteilung sittlicher Verfehlungen keineswegs abweist. Eine Notiz in seinem Tagebuche belehrt uns, wie stark er mit seiner unglücklichen Klara gefühlt hat. Man halte aber einmal diese Klara gegen Frenssens Anna Boie in „Hilligenlei", um die Unterschiede der Zeiten und — Menschen zu sehen. Mit vollem Recht hat übrigens noch das heutige Dithmarschertum Frenssen abgelehnt. — Immer stärker tritt, je älter Hebbel wird, der kon-

Friedrich Hebbel.
Nach einem früher in Klaus Groths Besitz befindlichem Gemälde.

servative Zug in ihm hervor, bei der „Agnes Bernauer“ erkannte es selbst das deutsche Publikum, und der Hebbel-Biograph Kuh meinte, der Dichter habe die Staatsraison auf Kosten der ewigen Liebesleidenschaft erhoben. Aber wir Jüngeren haben uns alle auf seiten des Herzogs Ernst, des deutschen Idealfürsten, gestellt, so tief uns auch das Los der schönen Agnes ergreift. Auch „Gyges und sein Ring“ ist ein durchaus konservatives Stück, es stellt das Scheitern verfrühter Kulturpflanzungspläne dar und hat als alles durchdringende Idee die der Sitte. In den „Nibelungen“ kann man die nicht wankende Treue der Burgunden gegeneinander als das konservative Element preisen, überhaupt aber ist die Treue vielleicht die Idee dieses Stückes: auch Kriemhild handelt ja aus ihr heraus, Rüdiger hält sein Wort im extremsten Fall und so weiter. Und ich rede hier ruhig von „deutscher Treue“ — die besten von uns tragen sie als Ideal in der Seele und werden sie bewähren, obschon in dieser unsrer Zeit vielleicht nichts niedriger im Kurs steht als gerade sie. So kommen wir auch hier zuletzt zum Deutschtum, zum Germanentum Hebbels zurück, er ist der Dichter, der es vielleicht am entschiedensten vertritt, so wenig wir darum etwa Goethe und Schiller das Deutschtum absprechen wollen. Aber andere Zeiten fordern andere Männer oder doch die schärfere Hervorkehrung bestimmter Seiten bei großen Männern, und es steht ja nirgends geschrieben, daß der Dichter nicht auch entschieden und bewußt national sein dürfe. Unser Deutschtum mag ruhig auch wieder einmal den Harnisch anziehen und das Schwert führen.

3.

Gehen wir von der Persönlichkeit des Dichters Hebbel zu seinen Werken selbst über, so haben wir zunächst festzustellen, daß jene, so bedeutend sie ist, doch nicht mehr ist als diese. Man hat bisweilen behauptet — so namentlich beim Erscheinen der Tagebücher, die die deutsche Welt durch ihren reichen Gehalt geradezu überraschten — der Geist Hebbel sei mehr als der Dichter. Und noch heute findet man Leute, die dem Dichter mit allerlei Geistreichelei über seine Stellung in der Zeit und zu ihren Problemen gerecht werden zu können vermeinen. Ihnen gegenüber muß man immer wieder darauf verweisen, daß Dramen Welten bilden, die durch und in sich selber existieren, falls sie eben gelungen sind, mag ihnen auch der persönliche Charakter ihres Schöpfers noch so stark aufgeprägt sein. Ja, jedes Drama ist eine geschlossene Welt für sich, ein Mikrokosmos, ist dies in noch viel höherem Grade als ein Epos oder ein Roman, da die relativ enge, allzu reiches Detail abweisende Form dafür um so mehr Tiefe, Gesetzmäßigkeit, Rundung, kurz, den Ausschluß jeder Willkür, das Abschneiden aller zufälligen Verbindungen mit Welt und Leben, von denen namentlich der Roman eine Fülle behalten kann (sein Verfasser kann ja sogar

Christine Hebbel-Engehausen, K. K. Hofschauspielerin.
Gemälde von Karl Rahl. Im Besitz des Frankfurter Hochstiftes.

immer dazwischenreden), unbedingt fordert. Was nun das Hebbelsche Drama im besonderen anlangt, so dürfte es in dieser Hinsicht das vollkommenste in der deutschen Literatur sein, sich dem Shakespeares am meisten nähern. Wohlverstanden, ich meine nicht, daß Hebbel seine Vorgänger, Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, im allgemeinen übertreffe. Wie wäre eine Dramenreihe wie die Schillers im ganzen, ein Werk wie Goethes „Faust" im einzelnen zu übertreffen? Aber in dem Spezifischen der dramatischen Form ist Hebbel meiner Ansicht nach der größte, sein Drama hat im Bau, im Hineinsetzen und Ausgestalten der kleinen Welt in der großen seine besonderen Vorzüge. Das erklärt sich zum Teil aus den ungeheueren Fortschritten der Geschichtswissenschaften, die zwischen Schiller, der zuletzt doch nach Aufklärer ist, und Hebbel liegen, und von der auch Kleist und Grillparzer noch nicht hinreichend profitiert haben. Nicht, daß ich gerade meinte, die Geschichtsstudien Hebbels hätten seinem Drama jene Vorzüge verliehen, nein, er wurde eben aus einer anderen Zeit in eine andere Zeit hineingeboren und brachte, übrigens auch als Dithmarscher, die besondere Begabung für die genauere Erfassung der geschichtlichen Atmosphäre mit. Dann ist er sich freilich auch theoretisch vollkommen über das zu Leistende klar geworden, hat es als Grundsatz ausgesprochen, daß das Drama schon an und für sich und ohne spezielle Tendenz historisch und die Kunst die höchste Geschichtsschreibung sei, die „in dem ungeheuren Meer, worin Welle Welle verschlingt, Baken stecken und der Nachwelt den allgemeinen und an sich unverlierbaren, weil unmittelbar im Leben aufgehenden Gehalt der Geschichte in der Schale der speziellen Perioden, deren Spitze sie in ihren verschiedenen Gliederungen bildet, überliefern, ihr also, wenn auch nicht das weitläufige und gleichgültige Register der Gärtner, die den Baum pflanzten und düngten, so doch die Frucht mit Fleisch und Kern, auf die es allein ankammt, und außerdem noch den Duft der Atmosphäre, in der sie reifte, darbieten kann". Also das Drama hat nach Hebbel den Gehalt der Geschichte in der jeweiligen Zeitatmosphäre zu geben, und damit wird denn auch das Verhältnis des historischen Dramas (an das Hebbel nicht speziell denkt) zur Geschichte ein weit anderes, als es die frühere Ästhetik, Lessing z. B., angenommen hatte. Es taucht der Begriff des „Milieu" auf. Shakespeares Dramen haben dies Milieu, Gaethes „Götz", „Egmont" und „Faust" haben es auch, aber bei Schiller ist es nur schwach vertreten, das Valk in der „Jungfrau von Orleans" beispielsweise erinnert noch sehr stark an die alte Schäferwelt, und selbst im „Tell" hat es kein rechtes realistisches Leben. Das wird mit Grabbe und Büchner, vor allem aber Hebbel und Ludwig anders, und gerade in der organischen Verbindung von Fabel, Charakteristik und Milieu ist Hebbel der Meister, während Grabbe bekanntlich hier ganz formlos ist und selbst bei Ludwig das Detail sich übermäßig vordrängt. Nicht umsonst spricht Hebbel vom Duft der Atmosphäre, auf naturalistische Reproduktion ging er nicht aus. Aber was hat er trotzdem auf diesem Gebiete geleistet! Man fasse jedes seiner Dramen scharf als Weltbild ins Auge — wie allseitig und abgeschlossen, wie charakteristisch und farbenvoll erscheint ein jedes! Kaum dürfte eine Literatur ein besseres Gemälde des Judentums besitzen, als es die „Judith" bietet; von der Heldin an bis zu dem letzten Volksgenossen sind alle Personen treu im jüdischen Rassencharakter, und die ganze, etwas forcierte Stimmung des Stückes paßt vorzüglich zu diesem. Hebbel wußte es auch: „Das Werk durfte mir wohl, noch ganz abgesehen von der großen Wirkung, die es hatte, Mut und Vertrauen einflößen, hätte es auch nichts Bleibendes enthalten als die Volksszenen und den stummen Daniel," schrieb er in der Selbstbiographie von 1852. Wir übersehen über den Volksszenen natürlich nicht, daß Judith doch naturgemäß aus dem in ihnen gegebenen Milieu emporwächst, übersehen nicht die konsequent gegebene Entwicklung dieses Charakters und seine mächtige Kontrastierung durch den Holofernes, der auch wieder ein typischer Vertreter des zur Selbstvergötterung treibenden Heidentums ist. Alle Dramen Hebbels sind, als Ganzes gesehen, bewunderungswürdige Organismen, mögen auch Otto Ludwig und andere Beurteiler darin recht haben, daß bisweilen einzelne Muskel- und Nervenstränge blaßliegen. „Die ‚Genoveva', der Gegenpol der ‚Judith', folgte gleich darauf," sagt Hebbel in der erwähnten Selbstbiographie, „und brachte eine Darstellung der mittelalterlichen und urdeutschen Zustände, wie jene ein Bild Judäas." Allerdings, es ist hier ein Bild des Mittelalters gegeben, wie es in unserer Literatur auch kaum zum zweitenmal existiert, freilich eines typisierten Mittelalters, des typisierten Frühmittelalters, möchte ich sagen, wie Kleists „Käthchen" das des typisierten Spätmittelalters ist. Schwerlich hat auf einem mittelalterlichen Schloß je eine Menschengesellschaft zu-

Christine Hebbel.

sammengehauft, wie sie Hebbel in seinem Drama gibt, aber den Duft der mittelalterlichen Atmosphäre, die frühmittelalterliche Waldstimmung wie die Kirchenluft, hat Hebbel vortrefflich herausgebracht. Und er hat es, wie auch Kleist, getan in Anknüpfung an die Volksempfindung dem Mittelalter gegenüber, wie sie nicht bloß in Märchen, Sage und Volksbuch, sondern auch noch in der Volksphantasie unmittelbar lebte. Manche Gestalten der niederen Dienerschaft im Schlosse, selbst der tolle Klaus, sind unzweifelhaft aus Hebbels Dithmarscher Jugendleben, aber nicht aus der Wirklichkeit, sondern aus dem Phantasieleben des Knaben, in das Drama hineinspaziert. Diesem verdankt auch „Der Diamant", das trotz einer gelungenen Berliner Aufführung immer noch halbverschollene Jugendlustspiel Hebbels, nicht wenig, trotzdem auch seine Gestalten keineswegs von der Straße genommen sind — ihr Gehaben, ihr Knochenbau, auch ihr geistiger Bau, ihr „Schnack" erinnern stark an Wesselburen, das Dithmarscher Wesen hat eine Neigung zum Derben und Barocken, eine gewisse Lust am Rüpeltum, die sich ja auch in Shakespeare und Holberg findet, mit der Verfeinerung des Lebens und der Literatur aber anderswo ausgestorben ist. Daß diese Neigung und diese Lust dem Lebensernst und der Lebenstiefe nicht gefährlich werden, beweist die „Maria Magdalene", die auch als Milieudrama ungewöhnlich stark ist. Das Bild der vormärzlichen Kleinstadt, das Hebbel hier gegeben, dürfte in unserer Literatur gleichfalls ohnegleichen sein, wenigstens wenn man auf den konzentrierten Lebensgehalt, den ausgeprägten Duft der Atmosphäre geht — nicht alle Einzelheiten des kleinstädtischen Lebens aus der Zeit unserer Großväter findet man hier wieder, aber doch die Hauptzüge und den Geist. Wesselburen ist wohl das Modell gewesen, doch hat Hebbel nicht die Wirklichkeit abgeschrieben, wenn auch der Birnbaum und der Brunnen bei seinem Vaterhause in das Stück hineingekommen sind und die Sitte des Teetrinkens (was Fr. Th. Vischer dann törichterweise rügte) und noch mancherlei sonst; sehr treu aber hat er das Wesen und die gesamte Lebensatmosphäre des Handwerkertums seiner Heimat festgehalten. — Mit „Herodes und Mariamne" kommt Hebbel dann zum Geschichtsdrama allergrößten Stils empor, Shakespeares „Julius Cäsar" und „Antonius und Kleopatra" bieten sich uns ohne weiteres zum Vergleiche. Vielleicht ist gerade hier die wunderbare Durchdringung der historischen und psychologischen Elemente, des Volks-, Zeit- und persönlichen Schicksals auf der Höhe, und so erhalten wir ein Gemälde der Dekadenze des Altertums, das bis ins einzelne das Verdienst der absoluten Treue beanspruchen kann. Welche grandiose Stimmung ergibt das wieder, wie deutlich sehen wir die Menschen des Dramas von der heißen, ja sengenden Atmosphäre umwittert! Und welche Menschen sind das, der Emporkömmling Herodes mit all den Leidenschaften des orientalischen Despoten, doch nicht ohne Heldenhaftigkeit, nur an einer Stelle tödlich verwundbar, in der Liebe zu seiner Gattin, diese dann, die stolze Mariamne, die sich und alles opfert, weil sie Liebe ohne Vertrauen nicht versteht, darauf deren Mutter, die ränkespinnende Alexandra, und noch manche andre! Gerade dieses Drama möchte ich für den echtesten Hebbel erklären, etwas ähnliches hat keiner unserer anderen Großen vermocht, so nahe Ludwigs „Makkabäer" „Herodes und Mariamne" scheinbar stehen. Hebbel freilich war nicht auf das Gebiet der fiebernden Leidenschaft beschränkt, auch die deutsche Schlichtheit lag ihm — Zeugnis des ist seine „Agnes Bernauer", die man geradezu als Gegenstück (Kontraststück) zu „Herodes und Mariamne" bezeichnen kann. Aus der versinkenden Welt orientalischer Leidenschaft und Herrschsucht kommen wir hier in die emporstrebende deutsche, wo die Pflicht regiert und man Grenzen kennt. Das Milieu ist das des ausgehenden Mittelalters, oder besser, das der beginnenden Neuzeit. Fürstentum, Adel, Bürgertum sind charakteristisch vertreten, durch die eigentlichen Volksszenen weht etwas von der Stimmung des Volksliedes, was wohl die große Bewunderung, die Klaus Groth für sie hegte, erklärt. Ganz unendlich verschieden ist hiervon wieder die Atmosphäre von „Gyges und sein Ring", des formvollendetsten der Dramen Hebbels. Wieder sind wir hier im Orient, aber im mythischen; denn hier stoßen das Griechentum von der einen und das Indertum von der anderen Seite zusammen. Man könnte sein höchstes Staunen darüber ausdrücken, daß Hebbel, der nur die Volksschule besucht und nie durch die höhere Schule die Welt des Altertums kennen gelernt, solchen Stoffen und ihrer Atmosphäre gerecht werden konnte. Aber beim Dichter bildet eben das Talent. Gegen die Gymnasialbildung darf man das tiefe Erfassen der Antike durch den Autodidakten Hebbel nicht ins Feld führen. Mir kommt Hebbels „Gyges" in mancher Beziehung fast „antiker" als Goethes „Iphigenie" vor, und die er-

Friedrich Hebbel.
Gemälde von Karl Rahl. Im Besitz des Frankfurter Hochstifts.

greifende Schönheit dieses Dramas ist über jeden Zweifel erhaben. Doch bricht Hebbels Natur selbstverständlich stärker in den „Nibelungen“ durch, gerade zur Eroberung dieses Stoffes für die deutsche Bühne war er der rechte Mann. Ich weiß wohl, man hätte die Recken der germanischen Vorwelt noch wilder und wortkarger gewünscht, viele Deutsche sehen in Richard Wagners stabreimredenden Helden die rechten Vertreter des deutschen Germanentums. Doch besteht ja kein Zwang, die beiden Werke miteinander zu vergleichen, sie liegen auf ganz verschiedenen Gebieten. Vielleicht dürfte man es wagen, die Nibelungensage der deutschen Schule allgemein in der Fassung des Hebbelschen Dramas zu bieten, die Jugend würde sie ihrem poetischen Gehalte nach so leichter erfassen, als wenn sie sie aus dem Nibelungenlied kennen lernt.

Man leugnete unter dem Einfluß einer konventionellen Schönheitskunst früher wohl, daß Hebbel Schönheit habe. Heute wissen wir, daß jeder große Dichter seine eigene Schönheit hat. Sie ist bei Hebbel oft herb, düster, gewaltig, aber sie durchzieht alle seine Werke von der Judith bis zu den Nibelungen, kommt auch hier und da in einer Szene ganz rein zum Ausdruck. Wie schön ist der Abschied Siegfrieds und Genovevas, wie schön erwacht die Kindheit in Klara und dem Sekretär („Maria Magdalene“), wie schön, erhaben schön scheidet Mariamne von der Erde, wie schmerzvoll schön Agnes Bernauer, von wie gewaltiger Schönheit ist die Domszene in den Nibelungen, wie schön auch manches Moment des grausigen Kampfes zum Schlusse! Hebbel war ja nicht bloß eine dramatische, er war auch eine lyrische Natur, ja, ein großer lyrischer Dichter, der eine Reihe ganz vollendeter lyrischer Gebilde gab, denen wir nichts zu vergleichen wissen, so wuchtig sind manche und wieder so zart.

4.

Es hat lange gedauert, bis Friedrich Hebbel als Dichter durchgedrungen ist. Alle poetischen Richtungen seiner Zeit haben ihn bekämpft, und selbst der Dichter, der ihm am nächsten stand, Otto Ludwig, hatte viel an ihm auszusetzen, bis er dann doch beim Erhalten der Todesnachricht eingestand, daß Hebbel der größte Dichter seiner Zeit gewesen sei, und bedauerte, ihm nicht geschrieben zu haben. In den letzten zwanzig Jahren ist das nun freilich sehr viel anders geworden: es gibt jetzt mehr als ein halbes Dutzend stark verbreiteter Ausgaben von Hebbels Werken, und die Literatur über ihn bildet bereits eine kleine Bibliothek, auch erscheint er ziemlich regelmäßig auf den deutschen Theatern, freilich immer noch nicht genug. Ibsen, der auch wußte, was Hebbel war, und in mancher Beziehung von ihm ausging, wenn er auch, wie schon erwähnt, nicht so ohne weiteres mit ihm zu vergleichen ist, hat ihm bei dem großen Publikum den Weg bereitet: man wird ja in der Tat die Mariamne besser verstehen, wenn man die Nora gesehen hat.

Also Hebbel steht jetzt als anerkannter großer Dramatiker fest und gebietend in unserer Literatur da, und es gibt schon Leute, die von dem Dichterkleeblatt Goethe-Schiller-Hebbel reden. Es wäre vielleicht kein Unglück für unser Volk, wenn die Gesamtheit diese Anschauung adoptierte: die drei Dichter ergänzen sich in der Tat nach den verschiedensten Richtungen, und allein mit der Klassik reichen wir dem heutigen Leben gegenüber nicht mehr, es muß ein starker moderner Geist zu Schiller und Goethe hinzutreten. Hebbel kann auch der Jugend bereits sehr viel geben. Doch bin ich nicht für allzu große Beschränkung, und so wäre in meinem Programm für die Träger unserer künftigen Entwicklung von der Dichtung her auch noch für Lessing, Kleist, Grillparzer, Otto Ludwig, Gottfried Keller Platz. Aber Hebbel ignorieren darf man in Zukunft freilich nie mehr, wir können diesen ausgeprägtesten Germanen in unserer Literatur auf keinen Fall entbehren. Unsere Bühnen müssen seine Hauptwerke samt und sonders in ihrem Spielplan haben, wenn sie auch wahrscheinlich selbst im glücklichsten Falle zu denen Schillers nur in dem Verhältnis von 1 zu 3 gegeben werden können, da sie ja viel schwerer lasten und die Durchschnittsmenschheit der echten Tragik immer nach Kräften ausweichen wird. Die Jugend soll von Hebbel unbedingt die „Nibelungen“, „Agnes Bernauer“ und vielleicht auch noch „Gyges und sein Ring“, sowie ausgewählte Stücke seiner Ästhetik kennen lernen. Ihn später lesen und sich ihn vertraut machen muß aber in Zukunft jeder Deutsche. Er wird nicht allen gefallen, schon als Tragiker nicht, dann, weil er einem in der Tat nicht so leicht eingeht und weil in seinem Wesen manches Herbe und Abstoßende ist. Im besonderen werden alle schwächlichen Dichter immer seine Feinde sein, schwächliche Naturen überhaupt mannigfachen Anstoß an ihm nehmen. Vielleicht auch noch ganz feine Kulturmenschen. Aber der gesunde Durchschnitt des deutschen Volkes wird sich seiner Kraft erfreuen, auch seines großen Kunsternstes, seines starken sittlichen Verantwortlichkeitsgefühls, selbst wenn er ihm nicht überallhin folgen kann, und seine glühenden Anhänger werden immer die sein, die das Leben schwer nehmen und zu seinen Tiefen hinab möchten. Diesen wird nach und nach die menschlich-dichterische Gesamtpersönlichkeit Hebbels, die aus Werken, Tagebüchern und Briefen allseitig und klar zu erfassen ist, gewaltig ans Herz wachsen, und sie werden im besonderen auch seine Bedeutung für unsere Zeit, die bei unendlichen Bestrebungen doch des tiefsten Ernstes und des unbedingten Selbstverantwortlichkeitsgefühls in hohem Grade entbehrt, immer wieder hervorheben und zur Geltung zu bringen versuchen.

Digitized by Google

Der Schmied von Gretna-Green.

Von Hans Sendling.

Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.
Sie sind gewandert hin und her ...
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern.

... So klagt das deutsche Liedlein, das der junge Heine, wie er zu seiner Überformung hinzusetzte, als wirkliches Volkslied am Rhein gehört hat. Und dann England: anstatt der melancholisch empfindungsvollen deutschen Tragik, die sich dem Verhängnis beugt, hier einfach die praktische, gutmütige Realistik von Gretna Green.

Indessen die eigentümliche englische Neigung, mitten in aller Starrheit der Rechtsherkommen und der konventionellen Sitte, die größer ist denn irgendwo, bald hier bald dort eine Hintertür scheinbar achtlos offen zu lassen, entstand nicht erst auf den britischen Inseln. Denn sie hat im letzten Grunde keinen anderen Ursprung, als den gemeinsamgermanischen. Sie stammt aus dem vieldurchkreuzenden gutherzigen Humor in allem Rechtswesen der noch jungen Germanenvölker, den nur eben wir Deutschen über der langen Herrschaft der reiferen, unjugendlicheren römischen Systematik haben von uns tun müssen. Auch wir hatten einst tausendfältig denselben Sinn im geltenden Recht, der dem Bedrängten und selbst dem Übeltäter gerne half, wenn er nur nicht aus Gemeinheit gehandelt hatte. Oder der in deutschmittelalterlichen Weistümern dem Vogt und seinem Knecht vorschrieb: ‚Wenn du das Zinshuhn vom Bauern holst und hörst im Hause ein neugeborenes Kind, so empfängst du wie immer das Huhn, da es der Herrschaft gebührt und nach Recht zusteht, und nimmst des Huhnes Kopf mit dir und wirfst über deine Schulter, ohne hinzusehen, das übrige Huhn in die Stube, wo die Wöchnerin liegt!' Diese alteingeborene Germanenart, die immer gutmütiger ist, als sie sich selber zu sein erlaubt, sie ist auch diejenige, die Gretna Green zwar nicht ausdrücklich geschaffen, aber das Dörfchen der kurzfertigen Heiraten lange Zeit neben der Strenge der gesetzgeberischen Vorschrift geduldet und sich die Miene gegeben hat, als wisse man nicht davon; genau wie es den Knecht des Vogts nichts angeht, was er hinter seiner Schulter tut.

Selbst der fabelnde germanische Märchensinn fehlt dem Sagen und Erzählen von Gretna Green nicht, obwohl dieses längst nicht aus den Märchen- und Spielmannszeiten, sondern aus ganz jungen stammt. Mit welcher sicheren Kunst der hübschen Zuspitzung und abrundenden Komposition hat die mündliche Überlieferung hier wieder gewaltet, indem sie durch den ländlichen Schmied in seiner klingenden Schmiede den Ausreißerpaaren, die nach Gretna Green entflohen, das unlösliche goldene Ringlein mit dem Hammer auf die Hände festigen läßt! Nur der grämliche Historiker muß dann wieder wissen: Gretna Green hat in all seiner Blütezeit keinen Schmied im Orte gehabt, und erst bei Gedenken des lebenden Geschlechts hat sich der erste dort eingerichtet! Eine Berichtigung übrigens, die, was viel heißen will, sich nicht einmal in Hertslets „Treppenwitz der Weltgeschichte" findet, diesem unterhaltenden und so viel hübsche, feine Betrachtungen anregenden Buche, welches Hans Helmolt in den neuen Auflagen vortrefflich verwaltet. Unter den „priests" von Gretna Green war niemals ein Schmied; sie waren Weber, Handwerker, Zollaufseher und kleine Landleute.

Dort, wo der Solway Firth von Westen tief in die britische Hauptinsel hineinschneidet und mit scharfem Merkmal die Grenze Englands und Schottlands bezeichnet, dort liegt in den Dünen und Mooren und Grasweiden am Innenwinkel des Firth das in aller Welt berühmt gewordene Heiratsdorf, als erster kleiner schottischer Ort, den man auf der großen Straße von England nach Glasgow und Westschottland erreicht. Heute freilich ist seine Romantik dahin, und all die neugierigen Scharen von englischen und amerikanischen Sommertouristen, die durch das verschlafene Örtchen gefahren und geradelt oder mit dem staubnachwölkenden Auto-

mobil daher gefaucht kommen, wecken sie nicht auf. Der Wirt im Ort macht sein Geschäft, und die Einwohner, die aus den einstigen Webern und Landleuten infolge der allgemeinen Verkapitalisierung heute zumeist Tagelöhner im Torfmoor geworden sind, lachen gleichgültig über die Bären, die der Wirt den wißbegierigen Fragern aufbindet. In der Nähe des Ortes steht dann noch im Angesicht der blauen Flut des Firth ein alter Menhirstein, einer der zahllosen, die einst die Vorväter des Keltentums errichtet haben, der Clochmabenstane; das ungefähr ist heute Gretna Green, und damit ist es beschrieben. Zwar gibt es noch immer einen Laien-Trauvater, einen priest, er heißt Peter Dickson; aber sein „Wirkungskreis" ist klein geworden und wirft sehr wenig mehr ab. Die vom Parlament angenommene Lord Broughams Act von 1856 hat die Romantik von Gretna Green, die übrigens an Ort und Stelle immer die geringste war, ruiniert, indem sie bestimmte, daß zur rechtlichen Gültigkeit der „schottischen Ehen" ein vorhergehender Aufenthalt im Lande von drei Wochen — heute herabgesetzt auf zwei Wochen — nötig sei. Dadurch wurden die runaway-marriages der Engländer unmöglich gemacht; denn da jedermann wußte, daß bei fast allen Entführungen das Ziel Gretna Green war, so beruhte das Heil der Liebenden auf der Fixigkeit, womit sie vor den verfolgenden Vätern, Müttern, Vormündern dort anlangten, den Trauvater bei Tag oder Nacht herausklopften und, wenn die Verfolger anlangten, schon verheiratet waren.

Wer kennt nicht aus Dickens' unsterblichen Pickwickiern das Kapitel, wie Wardle und Mr. Pickwick hinter Jingle dem Schlingel herjagen, der, sobald er von dem Vermögen der ledigen Tante gehört hat, ihr jüngferliches Herz im Sturm erobert, gerade als es sich dem biederen Mr. Tupman zuneigen will? Wie nun die nächtliche wilde Wettfahrt dahingeht über die herbstlichen englischen Landstraßen, mit Extraposten hüben und drüben, wie die Postillone draufpeitschen und wie genial Mr. Jingle die Guineen, die er Mr. Tupman abgepumpt hat, gegen die Verfolger ins Feld schickt! So daß diese aus einem ärgerlichen Aufenthalt in den anderen geraten, Schlagbäume erst aufgezogen werden müssen, Schlüssel verlegt sind, die Stallknechte auf den Relaisstationen in geheimnisvollem, gar nicht herauszurüttelndem Schlummer liegen, bis endlich im trüben Morgengrauen, als trotz allem das fliehende Paar beinahe erreicht ist, von der Wardleschen Kutsche das Rad abläuft, daß sie krachend und hoffnungslos im spritzenden Kot der Straße zusammenbricht! Das, wenn es Dickens auch örtlich verlegt hat, ist das Bild der Fahrten nach Gretna Green, wofür er unmittelbar die Erzählung von solchen benutzt hat. Und John Howe und Jack Ainslie aus Carlisle, der letzten englischen Stadt und Pferdewechselstation vor Gretna Green, sie waren die in ganz England berühmten Postillone, die manches bedrängte Paar vor Mamas Herannahen noch im letzten angstvollen Augenblick durch wahre Indianerlisten gerettet hatten.

Reiche Leute sind sie übrigens alle nicht geworden, die postboys nicht und auch nicht die priests. Warum denn? Sie saßen ja auf dem grünen Zweig und wußten, ihr Bäumlein trage Jahr um Jahr, und das Leben ist so lustig und närrisch, wenn man dazu den Dudelsack bläst, und das gibt dann wieder den Durst, dem kein echter „Gretna-Charakter" entrinnt, und alles kommt doch, wie es kommen soll. Nur einer hat sich beizeiten ein Landgütchen gekauft und auf das einträglichere Heiratsgeschäft verzichtet. John Howe aber mußte auf seine ganz alten Tage Fensterputzer werden, und dabei trat er fehl, und am nächsten Samstagmorgen war er tot. —

Einer weitschichtigen Darlegung des Eheschließungsrechts bedarf es für die Erklärung der Gretna-Green-Fahrten nicht. Allgemein beeinflußt uns zwar — Historiker wie Laien, und gar erst die Balladendichter! — die Unwillkürlichkeit der falschen Vorstellung, daß bis in die Zeiten der standesamtlichen Ehe immer der Geistliche die Paare zusammengegeben habe. Dies hat zwar die Kirche, da sie sich überhaupt als Instanz für alles auszubreiten suchte, früh angestrebt und namentlich für die ihr wichtigeren vornehmen Stände. Aber allgemeinhin durchgedrungen ist sie damit sehr viel später, als für gewöhnlich ge-

wußt wird. Der Forderung, daß allein die vor dem Pfarrer oder durch ihn geschlossene Ehe gültig sei, hat für die katholische Welt erst das Tridentiner Konzil im XVI. Jahrhundert Nachdruck verschafft, der Protestantismus hat das gleiche erst mit dem XVII. und XVIII. Jahrhundert durchgesetzt, und in Schottland ist diese ausschließende Forderung niemals Gesetz geworden. Die der kirchlichen Ehe vorhergehende germanische Eheschließung und Übertrauung der Braut an den jungen Ehemann geschah im Kreise der Verwandten durch den Vater oder sonstigen Vormund. Und das römische Recht, welches im Spätmittelalter in Deutschland auf gelehrtem Wege aufkam und das einheimische Volksrecht vielfältig zurückdrängte, behandelt seiner ganzen materiellen Nüchternheit nach die Eheschließung sogar unfeierlicher und formloser als die „barbarischen", auf ihren Waldrodungen lebenden Germanen, nämlich lediglich als einen rechtsverbindlichen mündlichen Vertrag. Das römische Recht ist nun aber wieder die Mutter oder zum mindesten die stellvertretende ältere Schwester des im Mittelalter ausgebildeten kanonischen oder Kirchenrechts, das durch den Protestantismus für seinen Bereich keineswegs aus der Welt geschafft, sondern nur erheblich umgestaltet worden ist.

Aus der weitgehenden Abhängigkeit des kanonischen Rechts von dem grundlegenden römischen rührt es her, wenn ersteres für die bürgerliche Gültigkeit einer Ehe nichts weiter zur unerläßlichen Bedingung machte, als die von den beiden Beteiligten kundgetane Willensäußerung; die, um sich kund zu tun, natürlich auch Zeugen voraussetzte, deren zwei genügten. Wir müssen hier, um es nicht zu verwirren, den älteren Bestand des kanonischen Rechts von den Machtansprüchen auseinanderhalten, die der Klerus erhob. Es war also eine Sache für sich, wenn die Kirche, um ihrer Beteiligung an der Eheschließung, ihren Anerbietungen oder Forderungen in dieser Hinsicht Nachdruck zu verschaffen, ihr ganzes Arsenal von Strafen, Bußen und wiederum von Dispensen, von Bindungen und Lösungen aller Art auftat. Sie erklärte die ohne Priester geschlossenen Ehen längst für unerlaubt, während sie aus dem kanonischen Recht die Gültigkeit solcher Ehen doch bis an das Tridentiner Konzil bestehen ließ. Sie strafte solche unerlaubten Ehen, aber stellte sie nicht in Frage. Und der Protestantismus, wie gesagt, schloß sich dem Verhalten des Tridentiner Konzils erst weiterhin an. Nachmals wurde denn auch in Schottland über die ohne Priester geschlossenen Ehen der Kirchenbann verhängt, aber der tat den eiligen Gretna-Green-Pärchen, die vielleicht nur eine Stunde ins Land kamen, nicht weh. Es fehlte in Schottland der Wille des Staates, der Forderung der Kirche die Verbindlichkeit des unerläßlichen Gesetzes einzuräumen, wie er das auf dem protestantischen Festlande und nach langem Zögern endlich auch im protestantischen England tat.

In England galt nämlich noch lange jener vom Mittelalter überlieferte kanonische Rechtszustand, daß eine durch einfache Willensbekundung vor zwei Zeugen geschlossene Ehe gültig und damit unlöslich war, obschon das bereits als eine Ausnahmeform betrachtet wurde, zu der sich ohne Not nur geringes Volk herbeiließ. Die tridentinischen Konzilbeschlüsse des Katholizismus hatten auf England und Schottland natürlich keinen Einfluß mehr gehabt, um sie kümmerten sich, von ihren Priestern angehalten, bestenfalls nur die Iren. Aber im Jahre 1753 wurde jener Zustand nun auch für England geändert, indem nach harten Kämpfen in beiden Häusern des Parlaments die Akte des Lord Hartwicke angenommen wurde, welche Personen, die in England und Wales die Ehe anderweitig als in einer Kirche oder gottesdienstlichen Kapelle abschlössen, mit Deportation auf vierzehn Jahre bestrafte und Ehen solcher Art rechtlich für ungültig erklärte. Von da ab blieb also nur Schottland als Asyl des mittelalterlichen Zustandes übrig. Denn an der Örtlichkeit von Gretna-Green haftet nicht etwa ein besonderes Recht. Die Gretna-Ehen sind eben „schottische Ehen", Gretna-Green lag nur am bequemsten für die Flüchtlinge als südlichster Grenzort an der großen Poststroute. Deshalb kommen als Gretnas Wettbewerber auch das eng benachbarte Springfield und ferner Annan in Betracht, und in allen

möglichen Grenz- und anderen Orten sind schottische Ehen geschlossen worden und werden noch geschlossen; „klassisch“ aber ist nur Gretna-Green geworden.

Die Lord Hartwicke's Act von 1753 machte also, da zur kirchlichen Trauung notwendig das dreimalige Aufgebot gehörte, hastige Trauungen bei Entführungen in England unmöglich. Dabei hatte sie jedoch die englische Gültigkeit der im Ausland nach dortigen Formen geschlossenen Ehen nicht in Frage stellen wollen und im übrigen wohl gar nicht vorbedacht, wie leicht man ihr fortan auf dem Wege einer Eilfahrt nach Schottland ein Schnippchen schlagen werde. Für solche scheint der „naheliegende“ Vorrang Gretna-Greens schon ungefähr zwölf oder fünfzehn Jahre nach Einbringung der Lord Hartwicke's Act modisch anerkannt gewesen zu sein. Im Jahre 1784 spricht J. J. Volkmann, der deutsche Bädeker des XVIII. Jahrhunderts, mit dem alle Reisen in Europa, u. a. auch Goethes Reise nach Italien, gemacht wurden, von den Trauungen zu Gretna-Green als von einer altbekannten Sache. „Fischer und Handwerker vertreten hier ungestraft die Stelle der Geistlichen.“

Ob die „Fischer“ ganz zutreffend sind, muß bei der Unsicherheit unseres Wissens für jene Zeit dahingestellt bleiben. Leute, die sicher zu Hause waren, wie die Weber, waren für die Flüchtlinge schon erwünschter. Bestimmte, allein zuständige, von irgendwem eingesetzte Trauväter hat es in Gretna-Green nie gegeben. Es gab nur bevorzugte. Und immer waren sie nur von sich selber eingesetzt oder hatten das „Geschäft“ geerbt und auch wohl hineingeheiratet. Auch vor 1753 sind in Gretna-Green formlose Ehen geschlossen worden; doch bis dahin hatte dies rein örtlichen Charakter, der Vorzug von Gretna als Grenzort spielt noch keine Rolle, und die Trauväter von 1753 umschwebt prähistorische Dämmerung. Immer aber pflegt sich zu dem, was nachmals vieler Leute Denken und Phantasie beschäftigt, eine Ursprungsage zu bilden, die dann unbekümmert ihr „Es war einmal“, wenn sie selber auch noch so neu ist, desto weiter zurückverlegt. Es war einmal eine Königin von England, die hatte Krieg geführt und kam mit ihrem Heere aus Schottland zurück. Mit den Soldaten aber waren viele schottische Weiber gelaufen, und als das Heer an das Wasser kam, wo die Grenze ist, da mußten sie zurückbleiben; da weinten sie und und winkten und grüßten noch lange, und von dem Grüßen heißt der Ort, der dort nachher gebaut wurde, Gretna. Aber die Königin sah sich um und sah das Weinen und Grüßen, und da rührte es sie, daß die Weiber so traurig zurückbleiben mußten. Nach England aber konnte sie nur die richtigen Frauen der Soldaten mitnehmen, darum ließ sie das Heer wieder umkehren und befahl ihren Hauptleuten, die Soldaten und ihre Herzallerliebsten schnell zu trauen. Und davon kommt es her, daß jetzt in Gretna Trauungen gemacht werden, ohne daß man es nötig hat, zum Priester zu gehen.

Der Mann, der bald nach 1753 die Zeichen der Zeit begriff, war Joseph Paisley. Er war 1727 oder 1730 geboren; ich sage es sogleich voraus: unsere Kenntnis lautet in diesen älteren Gretna-Dingen überwiegend „vielleicht“ oder „ungefähr“ und, wie bei Herrn Nemlich in Reuters Reis' nah Konstantinopel: Genau weiß man das nicht. Gesichert dagegen ist die Kunde, daß Joe Paisley, „wie die meisten älteren Trauväter“ an der Grenze, ein drunken freebooter war. Ein Mann des schottischen XVIII. Jahrhunderts, der aus der Lage Gretna-Greens an einer wichtigen Landstraße und an einem die Grenze bildenden Meerarm seine vorurteilslosen Schlüsse zog und der deswegen nicht für nötig hielt, Abstinenzler zu sein. Er war also ganz der Geeignete, um auch die Sporteln der Ausreißerpaare, die die Grenzlandstraße brachte, als der gewissermaßen Nächstberufene mitzunehmen. Im übrigen lebte er schmerzlos im Bann der kirchlichen Obrigkeit zu Edinburg, der ihn so wenig anfocht, wie Betrübnis über die erst im Keimstadium stehende obrigkeitliche Landfriedenspolizei; und allmählich zog er sich, wie der Freiherr von Münchhausen am eigenen Zopfe, an seinem immer gedeihlicher anwachsenden Heiratsgeschäft in die relativen Regionen einer gewissen Respektsperson empor. Die zwei Zeugen, die außer der

mündlichen Willensabgabe des Paares die rechtsförmliche Quintessenz der Gretna-Green-Ehe waren, stets zur Hand zu haben, konnte ihm natürlich nicht schwer werden. Man wird nach allem Gesagten nicht mehr verwundert sein, zu hören, daß um die Zeit von Joe Paisleys Amtswaltung von einer geordneten Buchführung über die Trauungen noch keine Rede war. Die Neuverbundenen bekamen ihr Zettelchen mit Zeugenunterschrift und zahlten je nach Vermögen und Gefühl, wobei Joe den mittleren Durchschnitt auf eine halbe Krone, also $2^1/_2$ Mark, taxierte, der sich auch später so erhielt. Um das Gerüst dieser Tatsächlichkeiten rankt sich dann noch das Lianengeschlinge einer Anzahl von Anekdoten, die das nach allgemeinen Gesetzen der Sagenbildung vorauszusetzen war. Was jedoch die Phantasie dieser homerischen Frühzeit von Gretna-Green hervorgebracht hat, das ist weder sehr heroisch, noch ist es sonderlich witzig. Alle diese von den Nacherzählern krampfhaft als „amusing" bezeichneten Histörchen hinterlassen beträchtliche Fragezeichengefühle; wie im besten Falle die, daß Paisley einmal zwei gleichzeitig angekommene Paare in der Hetze falsch durcheinander vermählt habe. Sogar ein Dickens, der 1852 mit seinem jüngeren Freunde Wilkie Collins zu Studien nach Gretna-Green reiste und dort Aufenthalt nahm, hat nichts Altes oder Neues herausgeschlagen, was ihm eine stärkere oder auch nur eine fröhliche Anregung gab.

Zeitgenössische Schottlandfahrer des XVIII. Jahrhunderts, längst vor Dickens, haben uns bei alledem die Person Joe Paisleys mit der Sorgfalt der reisenden Tagebüchler ihrer Zeit geschildert. Er war in vorgerückten Lebenstagen sehr fett geworden, aber sein Humor muß weniger dem des unsterblichen Sir John Falstaff als ungefähr dem des Germarfritzen zu Jena entsprochen haben, der den älteren Generationen bei uns bekannt ist. Joe war nie betrunken, versichern diese literarischen Momentphotographen, er befand sich immer nur in einer reichlicheren Alkoholisierung, an die sein Körper und sein Seelenleben sich gewöhnt hatten. Sein Existenzminimum an Brandy in den letzten vierzig Jahren seines Erdenwallens war eine schottische Pinte am Tag, gleich drei englischen Quartmaß; einmal setzte er sich am Montag früh mit seinem treuen Freunde Ned the Turner vor ein frisches Anker, und am Sonnabend nachmittag footballten die beiden alten Knaben das leere Faß aus der Tür, aber helfen hatten sie sich durchaus von niemandem lassen. So erreichte Joe bekömmlich und ohne Überanstrengung ein gesundes Alter, behielt seine Bärenkräfte bis ans Lebensende, und mancher bereute, die Probestücke des dicken Alten herausgefordert zu haben; 82 oder 84 Jahre alt ist er, nach dem Januar 1811, gestorben.

Im Januar 1811 war er nämlich noch als fröhlicher Patriarch dabei, wie seine Enkelin Ann Graham, die schönste der Mädchen von Gretna-Green, in allen Formen korrekter Bürgerlichkeit Robert Elliot heiratete, der seit einiger Zeit im Hause wohnte und der nach Paisleys baldigem Tode die Trauungen fortsetzte. Elliot ist nun schon fühlbar aus anderer Generation, er hat sogar Memoiren abgefaßt, die 1842 erschienen sind; auf sie soll weiterhin noch bezug genommen werden. Bis wann er getraut hat, hat sich nicht feststellen lassen, jedenfalls über 1842 hinaus. Nur: der alleinige und klassische Trauvater von Gretna-Green, wie er es gerne der auswärtigen Öffentlichkeit (oder Kundschaft) darstellen wollte, war er nicht. — Da war zunächst noch die neben Elliot nicht minder wichtige Dynastie der Lang oder Laing. Es sind drei Generationen: David, der von 1792 bis 1827 traute, sein Sohn Simon, unter den Freunden Simmie oder Old Sim genannt (tätig 1827 bis 1872), und endlich dessen Sohn William (1872 bis 1896). Den Verfall der Gretna-Ehen erlebte also schon Simmie. David, der Gründer der Langdynastie, war Weber und in jungen Jahren zugleich sein eigener Hausierer. Hierbei wurde er, als er mit seinem Pack Tuch und Wolle durch Lancashire kam, eines guten oder vielmehr bösen Tages für die englische Marine „gepreßt". Das Schiff, worauf er diente, nahm dann der berühmte Flibustier der aufständischen Nordamerikaner, Paul Jones — übrigens ein schottischer Landmann — weg, der die ganze britische Küste in Schrecken setzte.

David Lang vermochte später zu entwischen, hatte aber vom Händlergeschäft in England genug; dafür war er in der Fremde nicht dümmer geworden und wurde nicht lange nach seiner Heimkehr, wie Paisley, Trauvater.

Die aufsehenmachendste Ehe, die David Lang traute, war eine seiner letzten, wenn nicht die letzte: die der sechzehnjährigen Miß Turner mit einem gewissen Wakefield. Dieser schwindelte dem in Liverpool die Schule besuchenden Mädchen schwere Krankheit und völligen Bankerott ihres sehr reichen Vaters vor; damit lockte er das zu Tode bestürzte Kind nach Manchester und verhieß ihr, daß er, wenn sie ihn ohne Verzug heirate, ihren Vater vor Schande und Schuldgefängnis mit 60000 Pfund Sterling retten wolle, die er gar nicht hatte. Die Ehe wurde danach, weil kein anderer Weg war, durch besondere Parlamentsbill aufgehoben. Bei der Gerichtsverhandlung gegen Wakefield mußte der alte David Lang als Zeuge vor die Lancaster Assizes, wo er keine sonderlich ehrerbietige Aufnahme fand. Wakefield wurde dann zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Das war 1827, und noch in demselben Jahre ist David mit 72 Jahren gestorben, indessen schwerlich, obwohl es angedeutet wird, aus Zartgefühl. Simon, sein Sohn, folgte ihm als Trauvater nach. An ihn hielt sich Dickens hauptsächlich, als er nach Gretna-Green kam. Dickens hatte es bald heraus, zum Entzücken der Dorfbewohner Simmies Schluckauf nachzumachen, wenn er einen sitzen hatte; dieser pflegte auch die Interjektion seiner Trauansprachen zu bilden, die sonst an angemessener Kürze nichts zu wünschen ließen.

Elliot und die drei Lang waren von Rechts wegen alle Weber. Dann war aber da noch die Straßenzolleinnehmerei, die am unmittelbarsten an der englisch-schottischen Grenze lag. Hier amtierte 1836 bis 1843 Simon Beattie, der das Geschäft schon, ehe er nach Gretna gelangte, an einem anderen Grenzübergang ausgeübt hatte. Er ist der bereits erwähnte Ausnahmsmann, der sich eine Farm kaufte, als er Geld genug dazu hatte. Berühmter noch wurde das Zollhaus von Gretna für die Flüchtigen aus England durch Beatties Nachfolger John Murray, 1843—1865. Murray ist wohl als der legendarische Grobschmied anzusprechen, insofern, als es von diesem immer heißt: er hatte das der Grenze nächstgelegene Haus. Er hat auch wohl die meisten und einen Teil der ansehnlichsten Paare getraut und soll einmal in einer Nacht einundsechzig Trauungen vollzogen haben. Aber Schmied war er nicht, sondern hatte als Steinhauer gelernt. 1856 baute er gerade ein stattliches Haus auf der Grenze und wollte es als herrschaftlichen Gasthof einrichten, da kam die Lord Broughams Bill, und nun lag die goldene Gans von Gretna geschlachtet und war tot.

Die Hotelidee hatte ihm übrigens längst John Linton vorweg genommen. Dieser war genügend lange Kammerdiener bei Sir James Graham von Netherby gewesen, um aus seinen Ersparnissen, ungefähr im Jahre 1825, den Gutshof bei Gretna-Green, Gretna-Hall, als besseres Gasthaus herzurichten. Linton amtierte jedoch nicht selber als Trauvater, sondern ließ die Zeremonie durch David Lang und später durch einen Schuhmacher vollziehen, dessen Name der Wissenschaft bisher noch verborgen geblieben ist. Linton war also schon oberer Unternehmer, so daß wir hier gewissermaßen an der Wiege einer neuen Hierarchie stehen; und richtig wird er zur Unterscheidung von den einfachen priests in örtlichen Schriftstücken gelegentlich der bishop genannt. Offenbar bei ihm hat die vielberufene Turner-Wakefield-Trauung stattgefunden, denn er mußte Zeuge im Prozeß sein. Als er dabei nach seinen Sporteln gefragt wurde, fand er lange die Sprache nicht, endlich begnügte er sich mit der Auskunft, er schnitte das Kleid nach dem Träger. Obige Annahme macht auch die Frage des Prozeßrichters an Lang, der die Trauung vollzogen hatte, verständlich: ob er Hausknecht sei. (Nämlich bei Linton dann.) Worauf der alte David, Wort für Wort bedächtig aus der Mundecke herausschiebend, in seinem Grenzschottisch die Antwort gab, die zu den Hauptstücken im Gretnaer Anekdotenschatz gehört: „I never was an ostler; were'e ever ane?“ — 1851 starb Linton als hochgeachteter Einwohner und hat einen

Ein Liebeslied.

Gemälde von Oskar Graf.

schönen Grabstein, wie er sich für Honoratioren gebührt.

Indessen die willigen guten Geister zu Gretna, die stets darauf warteten, liebende Herzen und Hände ohne unzarte Fragen ehelich zu verbinden, sind damit noch nicht erschöpft. Da sind noch John Douglas, genannt der Dandy, und Tom Little der Pfeifer und viele andere. Tom, dessen Hauptstücklein auf dem Dudelsack „Ta ponny muir hen" war, wohnte in dem zweistöckigen Hause in Springfield und war in England ganz gut bekannt. Um durch den berühmteren Namen des nahen Gretna nicht in Nachteil gebracht zu werden, hing er zu den Zeiten, als sein Sohn das Geschäft schon mit beriet, ein Schild ans Haus, darauf stand „The Gretna Wedding Inn." Und auf das Schild ließ Tom kurz entschlossen das Bild des Schmiedes malen, der sein junges Paar mit dem Hammer auf dem Amboß traut. Das nette, etwas konfuse Buch von „Claverhouse" — das ist ein Pseudonym nach der bekannten Bonnie-Dundee-Ballade von Walter Scott —: „Gretna Green and its traditions" (Paisley, A. Gardner, 1905), auf das ich mich hauptsächlich stütze, scheint zu meinen, so sei die Sage entstanden. Aber die ist offenbar älter; wie käme Tom auch sonst darauf? Ein hübscher Einfall wäre doch noch keine zugkräftige Reklame gewesen. Aus der landläufigen Sage ist das Schild entstanden, nicht umgekehrt. Tom der Musikant und sein findiger Sohn taten nichts anderes, als die Wirte tun, die in Heidelberg an funkelnagelneue Häuser schreiben: „Scheffels Waldhorn ob der Bruck" oder „Schauplatz von Altheidelberg", oder als die Leute, die mit Romeo und Juliens Sarg in Verona und unzähligen ähnlichen, oft heiligsten Dingen ihr Geschäft beim gläubigen kleinen Publikum machen.

Dadurch nun, daß niemals ein einzelner das Monopol auf die Gretna-Trauungen gehabt hat, wird es erschwert, zu sagen, wie viele Paare wohl im Durchschnitt der Jahre ehelich verbunden worden sind. Von Elliot, der immer etwas aus den übrigen herausragt, haben wir eine Statistik, die mit 58 Paaren 1811 beginnt, stetig bis 198 im Jahre 1825 steigt und bis 1840 wieder auf 42 sinkt. Doch begründet sich dieses Sinken nicht aus einem Rückgang an sich, sondern aus dem Wettbewerb, den Elliot durch Lintons Gasthaus, durch Beattie, die Langs und andere erfuhr. Im ganzen findet beträchtliche Zunahme statt. Eine ziffernmäßige Berechnung ließ sich Lord Brougham für seinen schon erwähnten Gesetzantrag durch den Staatsanwalt Fawcett aufstellen. Sie beginnt freilich erst mit 1844, wo sie 267 Trauungen zählt, steigt aber bis 1855 auf 707 Paare.

Die getrauten Paare waren, wie mehr als einmal versichert wird, in der großen Menge geringes Volk aus der weiteren Umgebung, dem die formlose Trauung mit ihrem altherkömmlichen Normalsatz von 2 s 6 d nur einfach bequem war. Die richtigen Flüchtlingspaare waren eine Minderheit in der Gesamtzahl. Von solchen sollen freilich hier und da hundert Guineen und mehr gezahlt sein, ein vornehmes Paar soll dem Trauvater einen Bierschoppen gestrichen voll mit Goldstücken und den Postillonen je ein Weinglas voll gegeben haben — eine Erzählung, aus der dem ewig mißtrauischen Historiker nur die typischen Züge der volkstümlichen Sagenbildung herauslugen, die immer gleich dem Künstler nach plastischer Anschauung strebt. Man sieht auch wieder: es sei das Volk in diesen Schichten noch so wenig persönlich profitlich, seine Phantasie und das Gedächtnis seiner Erregungen drehen sich doch um das gleißende Gold, das ihm zu einer abstrakten Herrlichkeit wird. Wie mancher junge Viscount, so malt man sich unwillkürlich aus, mag mit der hübschen Gesellschafterin seiner Mutter oder mit des Pfarrers blonder schöner Tochter nach Gretna-Green durchgebrannt sein; aber von der Gretna-Tradition sind sie spurlos vergessen. Desto lieber wird dann aber immer wieder die Trauung des Earl von Westmoreland mit der Miß Child erzählt. Ihr Vater, einer der größten Bankherren in London, sollte dem jungen Grafen, vielleicht nicht ganz unglaubwürdig, bei der Werbung hart und patzig geantwortet haben: „Your blood, my lord, is good, but money is better!" Indessen das Mädchen liebte ihn und glaubte an ihn, so gab

sie ihre Einwilligung, sich von ihm entführen zu lassen. Mit vorbestellten Relaispferden auf allen Stationen ging die Fahrt der schottischen Grenze zu; obendrein hatte in dem Marktflecken Shap, der in der Grafschaft Westmoreland an der Route lag, der junge Earl eine List angewandt, um alle Pferde auf einmal wegführen zu lassen. Nichtsdestoweniger gewann der alte Child, der hinter der Tochter und ihrem Entführer herjagte und sein money nicht schonte, mehr und mehr Gelände, und zuletzt bei Nacht im Walde zwischen Penrith und Carlisle, nahe der Grenze, hatte er sie erreicht. Um ihren Wagen anzuhalten, sprang er aus dem seinen und schoß auf ihre Pferde, so daß das Vorbeipferd stürzte. Die vorne brachten aber doch in wilder Eile die Stränge los, und unterdessen war der Diener des Grafen hingelaufen und hatte bei dem alten Herrn die Riemen, womit die Kutsche in den gebogenen Federn hing, an einer Seite durchgeschnitten. So kippte, als die Verfolgung weiter ging, der Kutschkasten gegen das Hinterrad und wirkte hartnäckig als Bremse, und als der wütende Alte mit neu beschaffter Extrapost und großer Verspätung in Gretna-Green anlangte, fand er die beiden als Mann und Frau.

Noch eine Begebenheit erzählt Elliot in seinen Memoiren, die die hübscheste ist und besser als alle die Leute von Gretna-Green kennzeichnet. Ein junger Mr. G., Sohn eines reichen Geistlichen, hatte die Erzieherin einer befreundeten Familie sehr lieb, und da man die beiden verhinderte, sich zu sehen, stellte er ihr seine Briefe auf die Weise zu, daß sie beim Spaziergang sie unter einem Stein aufhob, der zugleich ihre Antworten in Obhut nahm. Durch diese Postbestellung verabredeten sie schließlich, daß sie nach Gretna-Green durchbrennen wollten. Bares Geld hatten sie nicht, der junge G. versetzte seine wertvolle Uhr, und als sie in Gretna ankamen, hatte er gerade noch so viel, daß der Postillon sein Trinkgeld bekam. Aber Elliot traute auf Borg, nachdem er vereinbart hatte, daß die beiden bei einer alten Frau, die auch sonst derartige Fremde aufnahm, wohnen bleiben müßten, bis das verhießene Geld ankäme. Von dort aus schrieb der glückliche junge Ehemann Briefe über Briefe, die ohne jeden Erfolg blieben; das gute alte Weiblein aber behielt nicht nur Geduld wegen ihrer Auslagen, sondern half der jungen Frau auch noch, Leinen zu kaufen und sich das Notdürftigste an Wäsche zu nähen. Endlich nach einem Vierteljahr kam ein Landschulmeister im Auftrage des Vaters G. und sollte alles bezahlen, unter der Bedingung, daß die Erzieherin ihrer Wege gehe. Er dachte, er könnte bei dem jungen G. am ehesten etwas ausrichten, wenn er durch die alte Frau auf ihn drückte. Die aber schlug sich energisch auf die Seite ihrer Mietsleute, die sie lieb gewonnen hatte; sie sagte, die jungen Leute brauchten gar nicht viel, so daß sie es noch mit ansehen könne, und mit dem Bezahlen müsse er ja wissen, was er tue und was recht sei. So zog der Schulmeister unverrichteter Dinge ab. Nach einem weiteren Monat, in dem viele Briefe geschrieben wurden, kam er dann aufs neue und löste das junge Paar ohne Bedingungen aus. Freilich Elliots Gebühr für die Trauung blieb in der Schwebe; er hatte bei der günstig erscheinenden Konjunktur 20 Pfund gefordert und der Schulmeister das auch vorläufig zugesagt. Als danach keine Zahlung erfolgte, erbot sich ein Attorney (Anwalt oder Agent), die Sache für Elliot zu besorgen. Aber alles, was der Attorney endlich brachte, war eine Kostenrechnung über 12 Pfund, die Elliot bezahlen mußte.

Zufällig hat auch eine Enkelin jenes vorhin erwähnten Earl von Westmoreland und der Miß Child zu Gretna-Green geheiratet, Lady Adele Villiers, die mit dem Rittmeister Ibbetson von den elften Husaren durchging. Als er, längst verwitwet, 1898 starb, erinnerten die englischen Zeitungen wieder an diesen alten vielbesprochenen Roman. Noch eine ganze Reihe britischer Adelsnamen werden unter den Gretna-Heiraten aufgeführt, doch meist ohne interessierendes Beiwerk. Im Juni 1840 kamen der Lord Archibald Douglas von Drumlanrig, der spätere Marquis of Queensberry, und die Tochter des Sir Clayton miteinander zu Pferd nach Gretna-Green und ließen sich so,

wie sie aus dem Sattel sprangen, trauen, entweder von Elliot oder von Simon Lang. Von den nicht sehr vielen Ausländern, die nach Gretna kamen, ist der höchstgeborene wohl der bourbonische Prinz Karl von Neapel-Sizilien, Herzog von Capua, der Bruder des Königs Ferdinand, des sogenannten Re Bomba. Er heiratete am 7. Mai 1836 in Gretna-Hall die schöne Miß Penelope Carolina Smyth, nachdem die beiden früher schon heimlich im Schlosse Marlia bei Lucca, in Madrid unter dem Namen O'Conner und in Rom durch den Kardinal Weld getraut worden waren. Zur Abrundung so vieler Eheschließungen buntester Art, bei denen aber immer die hausgesetzliche Einwilligung des Königs gefehlt hatte, wurden sie endlich in London noch einmal kirchlich getraut, nachdem der Einspruch des neapolitanischen Gesandten zwar formell berücksichtigt, aber bei der Eigentümlichkeit der englischen Gesetze wirkungslos geblieben war.

Lord Brougham, dessen Gesetzantrag im Jahre 1856 den schottischen Ehen ein Ende machte, war selber schottisch vermählt. Jedoch war er in Coldstream an dem östlichen Grenzfluß Tweed getraut worden und nicht in Gretna-Green, das auf alle anderen Orte allmählich mit überlegener Verachtung herabsah. Eigentümlich verquickt sich der Name dieses in der englischen Geschichte bedeutenden Mannes, der selber Schotte war, immer wieder mit den schottischen Ehen; er — damals einfach Mr. Brougham, der erst 1830 Peer und Lordkanzler wurde — war es auch, der 1827 den Turner-Wakefield-Prozeß geleitet hatte. Auch seine Acte machte die kirchliche Trauung nicht für Schottland zur Notwendigkeit; sie fügte aber durch einen einfach praktischen Griff mit ihrer Bedingung dreiwöchigen Aufenthalts den schottischen Laientrauungen dieselbe Sicherung für Einsprüche hinzu, die die kirchliche Trauung in dem dreimaligen Aufgebot besaß.

Heute werden von dem Trauvater Peter Dickson zu Gretna-Green, den man sich nicht bedrückend ehrwürdig vorstellen darf, nur noch wenige Paare getraut. Das sind dann Knechte und Mägde von den Landgütern in der Nähe und Moorarbeiter und ähnliche Hochzeiter, die weniger auf die Zeremonie geben als darauf, daß sie billig ist. Das ist dem sparsamen Schotten ja in allem wichtig, der nach einem Wort Fontanes dritter Klasse fährt, wenn er kann, während der Engländer es tut, wenn er nicht anders kann. Ganz hier und da kommen aber nach Gretna-Green auch noch schwärmerisch veranlagte Paare, die die gesetzliche Aufenthaltsbedingung erfüllen und denen niemand auf den Fersen ist: eigens um sich von dem „Schmied von Gretna-Green" trauen zu lassen und um auf diese Weise dem Tage ihres formellen Lebensbundes eine von ihnen so empfundene Poesie, eine vom Hörensagen des Einst verklärte Romantik mutvoller und vielüberwindender Liebe zu gewinnen.

Unechter Lorbeer.

Am Wege sah ich einen Lorbeer sprießen,
Und neben ihm stand, aufgeputzt als „Dame",
Die breite, plumpe Marktfrau, die Reklame,
Bemüht, ihn, Wachstum fördernd, zu begießen.
„Komm," lachte sie, „ich schmücke die Poeten.
Sie würden von der Prosa sonst zertreten."
„Bah," rief ich voll Verachtung, „das Gelichter!
Wer Deinen Lorbeer sucht, der ist kein Dichter."

Alice Freiin von Gaudy.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Walter Bloem, Der krasse Fuchs (Vita, Berlin 1906). — Josef Viktor von Scheffels Briefe an Karl Schwanitz (Leipzig 1906, Georg Merseburger). — Franz Adam Beyerlein, Ein Winterlager (Vita, Berlin 1906). — Karl Rosner, Georg Bangs Liebe (Concordia, Berlin 1906). — Georg Hermann, Jettchen Gebert (Berlin 1906. E. Fleischel & Co.).

Ein neuer Studentenroman .. Die Speere klirren und die Humpen donnern auf den Tisch, in Licht und Sonne baden sich die bunten Mützen und Bänder, das Leben und Treiben des wehrhaften Burschentums der Gegenwart schlägt sich vor uns auf.

Da gehen die Gedanken unwillkürlich zurück in die Vergangenheit, zu dem Studententum verschollener Tage, zu der Rolle, die es in Geschichte und Dichtung gespielt hat. Vertraute Bilder drängen heran: im galanten Leipzig bummelt der junge Goethe, in Göttingen tauschen die Hainbündler bei Vollmondschein schwärmerische Schwüre. In Freundschaftstränen entlädt sich sentimentaler Überschwang, in trunkenen, tyrannenblutlechzenden Phrasen irre Freiheitssehnsucht. Die Zeiten wechseln, die große Revolution rauscht vorüber. In Jena doziert der Professor Friedrich Schiller. Ihm macht ein junger Student seine Aufwartung, mit ihm eine neue, nach anderen Zielen strebende Generation. Der Student heißt Friedrich von Hardenberg; mit feuriger Beredsamkeit entwickelt er seinem Altersgenossen Friedrich Schlegel seine Ideen für eine neue Poesie und Weltanschauung. Jena wird die Wiege und die Hochburg der ersten Romantik. Aber ihr bedeutendster Poet, eben der Enthusiast Hardenberg (Novalis) stirbt früh, und das preußische Königspaar, das er als Hoffnung einer neuen Zeit gefeiert, erlebt gerade durch Jena seinen Schicksalstag und muß vor Napoleon flüchten. Diesen selben Napoleon preist der Senat der Universität Leipzig als unüberwindlichen Heros und beschließt, nach dem Namen des Unsterblichen die zum Schwert und Gürtel des Orion gehörigen Sterne zu nennen. In Berlin dagegen lauscht die akademische Jugend einem Manne, der furchtlos — während der Trommelschlag der die Linden entlangziehenden französischen Regimenter in den Hörsaal schallt — die deutsche Nation ermahnt, daß Vaterlandsliebe jetzt das erste Erfordernis und die mächtigste Idee sei. Das war Fichte. Und stärker noch wird das Feuer, das nach dem Steinschen Wort die Franzosen dann verzehrte, in Heidelberg geschürt, dem Sammelpunkt der jüngeren nationalen Romantiker. Was Wunder, daß da die Studenten in der vordersten Reihe standen, als es 1813 losging! Wie ein Symbol früherer Größe der Nation trugen viele des Knaben Wunderhorn oder die damals geschaffene Zelt- und Feldausgabe des Nibelungenliedes im Tornister. Und ein wegen allzugroßer Duellwütigkeit relegierter und von allen deutschen Universitäten ausgeschlossener einstiger Student erwarb sich durch frische Lieder und frühen Heldentod die Unsterblichkeit: Theodor Körner. Als dann schmählicher Undank die Nation für ihre gewaltige Leistung lohnte, wurde mit den besten Patrioten in der Restaurations- und Denunziationszeit auch die Studentenschaft in die Opposition gedrängt. Wieder tritt Jena hervor. Von hier geht der Gedanke einer allgemeinen deutschen Burschenschaft aus, die unter den schwarzrotgoldnen Farben des Lützowschen Freikorps den herrlichen Geist von 1813 pflegen sollte. Es ist bekannt, wie sehr die Regierenden diesen Geist allmählich fürchteten, mit welchem Mißtrauen sie die Zusammenkunft der Jugend auf der Wartburg zum Reformationsfest beobachteten, wie die Ermordung Kotzebues, des Verräters, durch einen überspannten Studenten und einige andere Vorfälle ihnen einen Schein Rechtes gaben, die ganze burschenschaftliche Bewegung zu unterdrücken. Als Antwort auf die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse ertönte zum erstenmal das herrliche Glaubensbekenntnis: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus." Das Haus zerfiel, der Geist lebte: die deutsche Studentenschaft blieb in ihrem besten Teil den nationalen und freiheitlichen Ideen treu. Viele der Trefflichsten — denken wir nur an Fritz Reuter — mußten es bitter hinter Festungsmauern büßen. Andere flohen nach freieren Ländern, als auch das tolle Jahr ihnen keine Erfüllung ihrer Sehnsucht brachte.

Aus der folgenden Epoche, der Zeit der Erschöpfung, der Reaktion, der Abwendung von der Politik stammt dann der Studententypus, der jahrzehntelang, zum Teil noch heutigen Tages durch alle Witzblätter und Lustspiele sich schleppt. Der Student als harmloses Bierhuhn, als Sauf- und Pumpgenie, er, der ewig seine Uhr versetzt hat, ewig vor Manichäern flüchtet, Laternenpfähle umarmt, Nachtwächter anulkt und bestenfalls, wenn der unergründliche Durst ihn dazu kommen läßt, sich bei der filia hospitalis beliebt macht. Scheffel hat diesem Studententum köstliche Lieder geschaffen, hat ihm im Perkeo und im Rodensteiner Ideale gegeben.

Aber dieser Scheffelsche Studententypus,

ob er auch fraglos noch existiert, ist doch längst nicht mehr, wie vielleicht von 1850 bis 1880, für unser Studententum charakteristisch. Die große, etwa um 1880 einsetzende Wandlung im Geistesleben der Nation wandelte auch den deutschen Studenten. Die tieferen Wirkungen der Ereignisse von 1870 machten sich fühlbar; ein starkes Nationalbewußtsein trieb empor; Bismarck bekehrte sich zum nationalen Schutzzoll, Treitschke erhob seinen nationalen Weckruf an die Jugend. Und die akademische Jugend nahm den Ruf auf. Vierzehn studentische Verbindungen schlossen sich 1881 zum streng nationalen Kyffhäuserverband (V. D. St.) zusammen; deutsche Studenten hoben einen von allen deutschen Theaterleitungen abgelehnten Dichter auf den Schild: Wildenbruch. Dieser Wildenbruch war auch vertreten in der Anthologie, die, von Arent, Henckell, Conradi herausgegeben, 1884 die moderne Dichtung gleichsam eröffnete. Und man darf heut wohl sagen, daß sich die moderne Literaturbewegung naturgemäß in erster Linie auf das Studententum stützte, das allen ihren Phasen folgte und sich mit ihr zugleich wandelte.

Der Unterschied der Zeiten und studentischen Typen läßt sich vielleicht am besten ermessen, wenn man Scheffels „Gaudeamus" mit Otto Erich Hartlebens „Studenten-Tagebuch" vergleicht. Wie verschieden ist das, was die beiden großen Zecher, die ewigen Studenten der deutschen Literatur, aus ihren Universitätszeiten schöpften! Scheffels süffige Poesie steigert sich zu blühendem, etwas harmlosem Blödsinn; Otto Erich schlägt sich mit sozialen Problemen herum und formt Anklagen. Der ideale Scheffelsche Student schwingt hier den Humpen und dort das Rapier, ist mit einem Worte der Couleurstudent, wie Joseph Viktor selber es war und mit ihm wohl die tüchtigsten und erfreulichsten Jünglinge der Zeit. Otto Erich Hartleben jedoch hat, so viel ich weiß, niemals Mütze und Band getragen, und die tüchtigsten und wertvollsten Jünglinge dieser ganzen Generation gleichfalls nicht. Sie alle waren Finken, überall bei ihnen stößt man auf eine Ablehnung der Mensur-, Kneip- und Lebensideale des Couleurstudenten, und in den vielen von Göttingen, Berlin, Bonn, Leipzig usw. ausgehenden Studenten-Musenalmanachen des letzten Jahrzehnts konnte man charakteristischerweise alles andere finden, nur kein Kneiplied.

Inzwischen sind wir wieder einmal nahe daran satt zu sein. Die Romantik läutet längst von neuem ihre Glocken, und auch die Romantik des Studententums kommt wieder zu ihrem Recht. Der Couleurstudent steigt gegenüber dem Finken. Die Helden der letzten Studentenromane schwingen schon wieder Humpen und Rapier. Alt-Heidelberg, das Scheffel besungen, ward von neuem beschworen: in vollem Wichs ließ Wilhelm Meyer-Förster die Jugend aufziehen. Paul Grabein tat desgleichen in „O Du mein Jena!" Und nach Heidelberg und Jena grüßt uns Marburg. In das Marburger Studenten-, speziell in das Korpsleben führt uns der Roman, von dem die vorstehenden Betrachtungen ausgingen: Walter Bloems „Der krasse Fuchs (Berlin 1906, Vita).

Walter Bloem ist als Erzähler ein Neuling. Die Bühne dagegen kennt seinen Schritt schon. Und etwas wie Bühnenluft schlägt uns auch aus seinem ersten Roman entgegen. Er ist ein lauter Dichter, der besser schreien als flüstern kann. Er ist mehr Sudermann als Hauptmann. Mehr glänzender Techniker als eigentlicher Menschendarsteller. Er arbeitet mit Dekorationen und geht keinem Effekt aus dem Wege. Er liebt die Ausrufungszeichen, und wenn ihm eins nicht wuchtig genug scheint, kommt es ihm nicht darauf an, es zu verdoppeln. Er liebt die Unterstreichungen, die Gedankenstriche und -punkte. So hat sein Roman etwas Knalliges. Man begreift, daß er im gleichen Verlage erschien wie „Jena oder Sedan?". Man darf vermuten, daß auch ihm ein starker äußerer Erfolg beschieden sein wird.

Der krasse Fuchs Werner Achenbach aus dem Wuppertal, der stolz die hellblaue Cimbernmütze durch Marburg trägt, soll nach dem Titel der Held des Buches sein. Tatsächlich verläßt ihn der Autor auch nie. Wir sehen mit seinen Augen. Aber wir sehen, was andere erleben. Er steht nur äußerlich im Mittelpunkt. Er ist tatsächlich nur Zuschauer, Chormitglied. Ein unerfahrener Junge, der die Augen weit aufreißt und vor dem sich ein paar Szenen aus dem gewaltigen Drama Leben abspielen. Auf der Schulbank hat er nichts davon erfahren. Und nun sieht er in seiner unmittelbaren Umgebung Menschen schuldig werden und büßen, lieben und entsagen, leiden und sterben. Da ist Scholz, der erste Chargierte der Cimbern, die harte Herrennatur; da ist der jüdische Student Simon Markus; da ist der in Frühstürmen der Liebe zitternde Klauser. Und neben ihnen, mit ihnen verknüpft, Vernichterinnen oder Vernichtete, die Mädchengestalten: das arme Lenchen Trimpop, das Scham und Schande in die Lahn trägt, die schöne Rosalie, die es schlauer anfängt, die etwas schattenhafte Marie Hollerbaum, die Tochter aus gutem Hause. Sie sind es, deren Schicksale sich hier entscheiden. Der krasse Fuchs ist dabei nur ein Mitläufer!

Die meisten dieser Gestalten sind flott, aber etwas äußerlich charakterisiert. Ihre Art und Eigentümlichkeit lernen wir kennen; ihre Tiefen entschleiern sich nicht. Walter Bloem stößt sie mehr von außen an, als daß er sie von innen heraus bewegt. Und sie werden um so unzulänglicher, je höher sie in sittlicher und gesellschaftlicher Hinsicht stehen. Professor Dornblüt, Klauser, Marie Hollerbaum sind Zeugnisse dafür. Der alte Herr heiratet das Mädel, das der Aktive liebt. Die Aussprache zwischen ihm und seinem jungen Korpsbruder, die ganze Zeich-

nung des Mädchens sind böse mißlungen. Hier und in der Darstellung des Klauserschen Liebesschmerzes mischen sich falsche Töne ein, die man peinlich empfindet. Es sind dieselben falschen Töne, die bei Sudermann stören. Ob die Empfindung unecht ist oder nur die Form, lasse ich vorläufig dahingestellt. Zu laut und übertrieben tönt vieles in unser Ohr. Diese Übertreibung zeigt sich wie fast überall auch in der Zeichnung des krassen Fuchsen. So ein schneeweißes Bählämmchen in Couleur, das erst aus dem alten Studentenlied lernen muß, daß nicht alle Mädchen nur „platonisch trachten", ist mir noch nicht über den Weg gelaufen. Und mit seinem merkwürdigen Liebespech wird der krasse Fuchs allmählich fast komisch. Viel saftiger, eindringlicher und ernster wirken Gestalten wie die Rosalie. Und Simon, ihr Bruder, hätte eine Prachtfigur nach der vortrefflichen Anlage werden können, wenn er nicht durch die Komposition des Romans von vornherein dazu verurteilt worden wäre, in der Skizze stecken zu bleiben.

Bis auf diesen einen, im Grunde interessantesten, sind die Studenten Walter Bloems Korpsstudenten. Sie tragen nicht nur die gleichen Mützen, sie haben auch den gleichen Haarschnitt und geben in gleicher Weise die Hand. Keiner zweifelt an der Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der Einrichtungen und Zustände seines Korps; ihre Farben blau-weiß-gold geben ihnen einen Halt. Das ist gut und richtig gezeichnet, mit dem Bemühen der Objektivität und mit heimlicher, aus eigenem Erleben erwachsener Liebe. Der alte Korpsstudent verleugnet sich da nicht. Und fast in keinem Falle gehn die Gedanken dieser Jünglinge über Kneipe und Paukboden hinaus. Der krasse Fuchs fällt wohl mal in Gewissensnöte und reflektiert, aber er beruhigt sich. Und interessant ist, daß er speziell über die „Ehre" reflektiert. Genau wie Sudermann. Überhaupt kommt man von diesem Namen nicht los, wenn man Walter Bloem liest. Alles, was man gegen Sudermann sagen kann, kann man gegen ihn sagen. Selbst das böse Wort von der gewissen leisen Schamlosigkeit der ewig aufgeknöpften Gestalten. Aber umgekehrt kommt ebenso vieles, was *für* Sudermann spricht, auch Walter Bloem zugute. Es ist Schmiß in seinem Buche, Verve, eine unruhige Kraft, die sich manchmal zu sehr aufbläht, aber auch unbekümmert packt. Besonders in der ersten Hälfte ist „Der krasse Fuchs" riesig lebendig. Walter Bloem scheint sich danach in die Linie Spielhagen—Sudermann einzufügen, d. h. Schöpfern zuzugesellen, deren Werke keinen Ewigkeitsgehalt haben, aber Zeitinstinkt verraten und große Zeiterfolge erringen. Und ich halte es, wie gesagt, für sehr möglich, daß ein starker äußerer Erfolg auch dem „Krassen Fuchs" zuteil wird.

Da wir gerade im Studentischen sind, mag ein kurzer Blick auch auf Joseph Viktor von Scheffels soeben veröffentlichte „*Briefe an Karl Schwanitz*" fallen (Leipzig 190?, Georg Merseburger). Im „Krassen Fuchs" sagt ein älterer Korpsstudent zu dem jüngeren, der ihn in Gewissensnöten über den Begriff der „korpsstudentischen Ehre" interpelliert: mit dieser Ehre sei es gerade wie mit der Mensur. Daß sich zwei junge Kerls die Köpfe und Nasen entzweischlagen, sei eigentlich Blödsinn. „Aber ... mer wird e Kerl dabei." Und an anderer Stelle: „Wir sind Schüler ... Lehrlinge ... wir müssen uns vorläufig mit einem Symbol der großen Lebensideale begnügen. Und dieses Symbol ist uns eben das blau-weiß-goldene Band." Joseph Viktor von Scheffel hätte zu diesen Worten genickt. Zum blau-goldenen Bande hat er vom Erbrecht fort oft den Blick erhoben und seinem Freunde Schwanitz hat er unter dem 28. Februar 1846 ins Album geschrieben, daß der Kern jedes echten studentischen Strebens der Zug nach Wahrheit, daß die Hauptsache sein müsse, ein ganzer Kerl zu werden — „nur keine Halbheit, kein unentschiedener Charakter, kein unentschlossenes Schwanken".

Diese Briefe an Karl Schwanitz zeigen uns den Poeten sonst von keiner neuen Seite. Sie sind weder in menschlicher noch literarischer Beziehung allzu ergiebig, sie kennzeichnen den Studenten Scheffel, aber nicht mehr den Dichter. Weitaus am wichtigsten sind die Aufzeichnungen aus dem Jahre 1848. Hier lebt die ganze Zeit auf, hier spricht Scheffel als Repräsentant des besten Volksdurchschnitts. Er macht den Rausch mit und den Katzenjammer, er hält sich die Reaktionäre ebenso vom Leibe wie die Radikalen, aber was er im tollen Jahre sieht, nimmt ihm alle Hoffnung, daß durch das Volk eine Besserung der Zustände erreicht werden könne: und auch ihm wird nun Glaubenssatz, daß nur auf Schlachtfeldern das Vaterland gerettet werden kann.

Nach 1850 werden die Briefe spärlicher, und über das tiefste Problem des Scheffelschen Lebens lassen sie sich gar nicht aus. Der Jugend- und Universitätsfreund tritt mehr und mehr zurück; Scheffel gewährt auch ihm in sein Inneres keinen Einblick. Aber man fühlt, daß er, der die flottesten Kneiplieder gemacht, im Grunde ein unrastvoller, unglücklicher Geselle war, bei dem die facies melancholica immer mehr an Stelle des alten Humors trat. Er hatte nirgends Ruhe, er klagte immer, er jammerte, daß er sich am Ekkehard zuschanden gearbeitet habe. Wie stark ihn das frühe Erlöschen seiner Schaffenskraft getroffen haben mag, ist nicht abzusehen. Daß wirklich, wie heut Glaubenssatz ist, der böse Alkohol daran schuld gewesen, will mir nicht recht einleuchten. Uhland war *kein* Trinker und versagte ebenso früh. Aber das ist ein weites Feld ...

Ein alter Student — und zwar ein Rostocker mit der Körperlänge, dem Humor und dem Appetit, die im gesegneten Obo-

tritenländchen zu Hause sind — ist auch die lebendigste und erfreulichste Figur in dem Roman „Ein Winterlager“ von Franz Adam Beyerlein (Berlin 1906, Vita). Der kriegerische Titel mag manchen locken, der hier in irgendeiner Weise ein Seitenstück zu „Jena oder Sedan?“ erwartet. Aber die Hoffnungen der Sensationsjäger werden zuschanden, leider ohne daß dafür die Freunde einer feineren und stilleren Poesie zu ihrem Recht kämen. Franz Adam Beyerlein hat ohne Frage Ehrgeiz und Streben. Robust und unbekümmert hatte er einst unter dem sensationellen Broschürentitel das etwas grobschlächtige, aber von starkem und skrupellosem Erzählertalent zeugende Werk geschrieben, dessen Riesenerfolg seinen Namen allbekannt machte. Seitdem bemüht er sich, nach dem publizistischen Erfolge auch einen mehr literarischen zu erringen. Er möchte uns beweisen, daß er des sensationellen Stoffes und der äußeren Effekte ohne Schaden entraten kann. Aber diesen Beweis ist er uns nun zum zweiten Male schuldig geblieben. Zwar ist das „Winterlager“ nicht ganz so mißlungen wie „Similde Hegewalt“, doch es ist weder in speziell erzählerischer noch in allgemein poetischer Hinsicht eine Leistung, die das anständige Mittelmaß überragt. Und wieder staunen wir über eins: daß derselbe Beyerlein, der in „Jena oder Sedan“ so forsch drauflosmarschierte, neuerdings als Erzähler, als Techniker ganz unsicher geworden ist und beinah völlig versagt. „Similde Hegewalt“ war dafür ein böses Beispiel; und das neue Buch läuft in schlechtverhehlter Ratlosigkeit aus.

Man schreibt den Winter 1760 61; in der Neumark haben russische Truppen und Freischaren Winterquartier bezogen. Auch Schloß Kreipitz ist nicht davon verschont geblieben. Auf diesem Schlosse haust ein alter Edelmann von kastilischer Abstammung mit seiner äußerlich und innerlich exotischen wunderschönen Tochter Jimena. Man sieht: wie der pommersche Sand bei Spielhagen, trägt der märkische bei Beyerlein fremdartige Gewächse. In Gestalt eines Freischarenmajors, der den nom de guerre Sextus Fabius führt, kommt für Jimena das Schicksal. Er schmachtet sie an, und sie erhört und heiratet ihn, nachdem er sie über seine edle Geburt beruhigt hat. Aber der geheimnisvolle Major ist tatsächlich — und auch hier grüßt Friedrich Spielhagen herüber — ein adliger Bastard. Seine Frau erfährt das und will ihn zur Rede stellen, da findet sie ihn tot ... vor ihm jedoch liegt die Urkunde, wonach ihm soeben auf Betreiben seiner gräflichen Mutter Titel und Rang eines Barons Gyldenstern verliehen ist. Er selbst hat sich den zirkassischen Dolch ins Herz gestoßen. Weshalb? Weil er Jimena anfänglich belogen hat und weil er weiß, daß sie ihm das nie verzeihen wird? Das wissen die Götter und Beyerlein.

Dazwischen wird ein Edelmann ermordet und ein Reitknecht getötet, erschießt sich eine deutsche Lukrezia und spießt ein braver Mecklenburger einen Schurken auf. Und endlich ist ein Schluß angepappt, der berichtet, daß Jimena später einen venezianischen Edlen heiratete und bei einem Volksaufstand erschossen wurde. Ferner, daß der ehemalige Rostocker Student, der einzige, dem wir näher kommen, zu Friedrich dem Großen übergeht.

Das alles ist eigentlich merkwürdig zusammenhanglos und abgerissen gegeben, als hätte Beyerlein nicht die Kraft gehabt, abzurunden, innere Beziehungen zu schaffen. Es ist vor allem gar keine Schöpfung aus dem Vollen, sondern wirkt wie etwas Mattes, Zusammengesuchtes, Unorganisches. Und die Personen, die uns vorgeführt werden, sind äußerlich ja ganz leidlich charakterisiert, aber innerlich bleiben sie uns seltsam fremd; gerade die beiden Hauptfiguren: Jimena und Sextus Fabius. Wir fühlen uns nie einen Augenblick an ihr Schicksal gebunden, weil wir sie viel zu wenig kennen. Beyerlein unterschlägt uns zu viel. Ein guter Psychologe ist er nie gewesen, aber hier macht er überhaupt kaum den Versuch, uns einen Einblick in die Seele dieser Menschen zu verschaffen. So bleiben wir kalt und ohne tieferes Interesse. Nur der biedre Mecklenburger gewinnt, wie gesagt, unsre Achtung und Freundschaft; nur von ihm scheiden wir ungern. Ich halte das Buch also für schwach und bedeutungslos. Und ich frage mich nur immer: wenn ein Mensch, der niemals ein besonderer Dichter und großer Gestalter, wohl aber ein starker Erzähler war, nun als Erzähler kurzatmig wird, wenn er, den gerade das stoffliche Element getragen hat, nun freiwillig auf die Hilfe dieses tragenden Stoffes verzichtet — was bleibt dann in aller Welt noch übrig? Ich fürchte — ich fürchte, die Antwort wird Beyerlein nicht gefallen!

Viel wärmer berührt ein sanft-freundlicher Roman von Karl Rosner: Georg Bangs Liebe (Berlin 1906, Concordia), in dem Kindheit, Lehr- und Wanderjahre eines Wiener Buchhändlers unter starker Benutzung eignen Erlebens geschildert werden. Die Lehrjahre führen den jungen Wiener zu uns ins Reich, denn, sagt der vortreffliche Herr Schneeberger, „'s gibt für an Wiener keine bessere Schul', da kriegt er um das Weiche — zu Weiche — a bisserl a härtere Rinden herum, und das braucht's.“ Überhaupt ist besagter Herr Schneeberger die beste Gestalt des Buches und ein prächtiger Kerl. Neben ihm, sehr lieb gezeichnet, steht Georg Bangs Mutter. Die beiden verfolgen den Weg des Jungen und halten die Hand über ihm, aber vielleicht macht es dies grade, daß der Junge uns nicht interessanter wird. Er bleibt immer brav, sehr brav, aber er geht auch niemals recht eigne Wege, sondern sittsam den ihm von der Mutter und dem väterlichen Freund vorgeschriebenen Pfad.

Er erlebt deshalb weder etwas besonderes, noch wird er vor eine schwierige Situation gestellt, noch ringt er sich aus Dumpfheit zur Freiheit. Auch die erotischen und sonstigen Probleme des Entwicklungsalters sind für ihn nicht da. Er ist und bleibt ein braver Junge, dem schließlich alles auf dem Präsentierteller dargebracht wird: die Mutter erzieht ihm die Braut, Herr Schneeberger schenkt ihm ein Geschäft, und er wird ein glücklicher Gatte und fleißiger Buchhändler bleiben sein Leben lang. Das ist gewiß vortrefflich, aber nach dem von Rosner selbst gebrauchten Ausdruck „Lehr- und Wanderjahre" hat man sich mehr vorgestellt. In Selbsterkenntnis sagt Georg Bang am Schlusse, er sei nur ein Durchschnittsmensch, von denen zwölf aufs Dutzend gingen. Er ist niemals in Sandwege hineingetappt, aber ohne dies, steht im Jörn Uhl, wird ein Leben auch nicht voll. So bleibt das Werk im Zuständlichen stecken und landet im Familienblättlichen. Und das ist schade, denn es zeugt sonst von einem guten Können und liest sich angenehm. —

Als das „Buch der Saison" ist von verschiedenen Seiten der Berliner Roman „Jettchen Gebert" von Georg Hermann proklamiert worden (Berlin 1906, E. Fleischel & Co.), aber er hat doch wohl nicht genug dichterische Qualitäten, um eine erhöhte literarische Bedeutung in Anspruch nehmen zu können. Ohne die „Buddenbrooks" wäre er nicht da. Er hat von ihnen nicht nur die breite und weite Anlage, er erinnert auch sonst, obschon er ganz anders lokalisiert ist, fortwährend an sein großes Vorbild. Aber eben nur, wie Nachhall und Echo an den eigentlichen Hall erinnert.

Aus der Lübecker Patrizierfamilie ist hier eine gute jüdische Familie des alten Berlins geworden. Auch mit ihr geht es langsam, aber sicher bergab, ohne daß eigentlich irgendwelche Katastrophen eintreten. Jason Gebert, ihr feinster Vertreter, erzählt einmal, er hätte als Junge eine schöne grüne Raupe gehabt, ein rares Tier, aber eines Tages wäre sie, von Schlupfwespen gestochen, wie ein leerer Schlauch zusammengefallen. „Wir Geberts gleichen ganz meiner grünen Raupe, aus der kein Schmetterling werden sollte — wie lange noch, dann wird das Geschmeiß uns völlig unterhaben." Das Geschmeiß aber, das sind die Jacobys aus Bentschen, mit denen die Geberts sich versippen, d. h. die aus dem Osten zuziehenden Juden, die mit dem Achtgroschenstück nach Berlin kommen, aber fünfzehn Jahre später kraft ihres nicht ganz sauberen Geschäftsgebarens fett in der Equipage sitzen und die alten eingewurzelten Judenfamilien Berlins, die Vertreter einer feineren Kultur, langsam unterkriegen und herabziehen. Dieser Gegensatz zwischen den Geberts und Jacobys durchzieht das ganze Buch. Und auf fast 500 Seiten wird erzählt, wie Jettchen, eine letzte und echte Gebert, von ihrem blonden Deutschen, den sie lieb hat, lassen und die Frau des kleinen, fetten, kurzfingrigen Profitmachers Joel Jacoby werden muß.

Georg Hermann, der eigentlich Georg Borchardt heißt und selbst einer alten jüdischen Familie Berlins entstammen mag, hat sich bisher als Kunstkritiker mehr bekannt gemacht denn als Eigenschöpfer, und es ist verständlich, daß ihm am besten das Kostüm zu treffen gelingt — das Kostüm im weitesten Sinne. Aus tausend Strichen und Strichelchen läßt er das vormärzliche Berlin vor uns erstehn — das Berlin des Jahres 1839 — und er schwelgt etwas reichlich in den Toiletten der Damen und Herren, in den Möbelausstattungen, dem Lebenszuschnitt, dem literarischen, künstlerischen, musikalischen, wissenschaftlichen und politischen Interessen der damaligen Welt. Das gibt gewiß einen eignen Reiz, denn die Biedermeierzeit ist heut ja wieder Trumpf. Und das entworfene Bild mag auch stimmen, obschon Georg Hermann einmal den 1832 gestorbenen Zelter noch 1839 in der Singakademie dirigieren läßt. Aber wie gesagt: eine solche Weitläufigkeit der bloßen Zustandsschilderung hält doch der längste Leseratem ohne Seufzer nicht aus. Es wird hier noch länger getafelt, als in den „Buddenbrooks", und Naturschilderungen von einer schwerfälligen und botanischen Gründlichkeit hemmen den an sich langsamen Schritt der Handlung noch mehr. Unter den Gestalten ragt vor allem Jason hervor. In ihm und dem blasseren Kößling kündigen sich die problematischen Naturen der Zeit an, die in Spielhagen ihren bekanntesten Verkünder finden sollten. Aber grade in der Charakterisierung der Gestalten bleibt Georg Hermann hinter Thomas Mann zurück: er wiederholt sich mehrfach, ist viel weniger diskret und vergröbert etwas. Hin und wieder reflektiert er auch ganz unkünstlerisch und belehrt uns, daß man in diesem Zuge noch keine Selbstgefälligkeit zu erblicken und aus jenem dem Helden noch keinen Vorwurf zu machen brauchte. Daß die eigentliche Handlung ganz geringfügig ist, ward schon gesagt. „Es ist eine alte Geschichte", aber wir würden trotzdem stark gepackt sein und für das Liebespaar stärker Partei nehmen, wenn dieses Paar sich nur ein bißchen mehr rühren und für das eigne Glück kämpfen wollte. Der Erzähler läßt uns nicht in Zweifel, daß dann Jettchen ihren Kößling wahrscheinlich bekäme. Aber die beiden Leutchen werfen die Flinte gleich ins Korn, und in Jettchen muß die Nichte doch wohl stärker sein als die Liebende, da sie sich so ohne Mucken von Onkeln und Tanten zur Schlachtbank Joel Jacobys führen läßt. Ihre kurze und traurige Ehe soll in einem zweiten Teile behandelt werden. Diesem zweiten Teile wollen wir gern entgegensehn, denn Georg Hermann ist ja ein ganz tüchtiger Könner. Aber ein ursprünglicher Dichter? Da haben die Herolde wohl zu früh geblasen.

Illustrierte Rundschau.

Heinrich Seidel †. — Die Versteigerung der Galerie Königswarter bei Schulte-Berlin. — „Das Einzelwohnhaus“ (Verlag von J. J. Weber-Leipzig). — Diele eines bürgerlichen Wohnhauses. Von Heinrich Lassen-Königsberg i. Pr. — „Junggesellenwohnung“ von Prof. Paul Schultze-Naumburg. — Neue kunstgewerbliche Arbeiten von Ch. F. Morawe-Berlin. — Zu unsern Bildern.

Heinrich Seidel †. Ausschnitt einer Aufnahme von Johannes Lüpke in Berlin.

Unser alter lieber Mitarbeiter — Freund und Mitarbeiter dieser Hefte seit ihrem Bestehen — Heinrich Seidel ist am 7. November einer tückischen Krankheit erlegen, zu früh, viel zu früh für alle seine Verehrer und Verehrerinnen in deutschen Landen, die noch viel von seiner stillen, freundlichen Muse erwarteten und erhofften. Dem hochgewachsenen stämmigen Manne, dem man gleichsam schon von weitem den Mecklenburger ansah (Seidel, ein Pfarrerssohn, war am 25. Juni 1842 in Berlin geboren), schien ein langes Leben beschieden — es hat nicht sollen sein. Die Zahl der wirklichen Humoristen unter Deutschlands Dichtern war nie groß, sie ist in unserer Zeit sehr klein: mit Heinrich Seidel ging einer der besten von uns. Sein Humor war so kernecht wie kerndeutsch. Und dabei voller Eigenart. Karl Busse hat ihn feinsinnig gekennzeichnet: er beruht nicht wie der Raabesche auf verkämpften Schmerzen, auf einer geistigen Überlegenheit, sondern auf einer freundlichen Gemütsstimmung. Es ist ein trauter, harmloser Humor, der sich an schnurrigen Einfällen ergötzt, sich an unmöglichen Vorstellungen weidet, artige Reimkunststückchen macht und drollige Situationen erfindet. Aber das alles leuchtete dann wie Sonnenschein in unsere Häuser hinein. — Heinrich Seidel war ursprünglich Ingenieur, Techniker. Merkwürdig genug, daß die konkrete Wissenschaft, welche die Technik bedingt, sich mit seiner Art vertrug. Und so gut vertrug. Denn er galt als eine ausgezeichnete Kraft auf seinem Gebiete und war an hervorragenden Arbeiten mittätig; so ist z. B. der gewaltige Eisenhallenbau des Anhalter Bahnhofs zu Berlin größtenteils sein Werk und auch die Konstruktion der großen Gepäckaufzüge auf unsern Bahnhöfen wird ihm zugeschrieben. Aber froh mag er doch wohl gewesen sein, als er der Technik den Rücken kehren konnte. Das war, wenn ich recht unterrichtet bin, nach dem Erscheinen seines „Leberecht Hühnchen“, 1883, der ihn mit einem Schlage zum gefeierten Dichter machte, nachdem ein Band Gedichte und ein Band kleiner Erzählungen ziemlich unbeachtet vorübergegangen waren. Wer kennt „Leberecht Hühnchen“ nicht! Nun, wer ihn kennt, kennt auch den ganzen Seidel, den Mann selbst und seine Art. Denn dieser Hühnchen — und darin lag die Stärke des Buches — gab uns alles das, was Seidel als sein Ideal betrachtete: Menschenglück im kleinen und kleinsten Rahmen, die Genügsamkeit bei heiteren Sinnen. Im winzigen Zimmer des winzigen Hauses richteten Leberecht und sein Freund ein lukullisches Essen zu dreißig Reichspfennigen her. Und als der Held das gekochte Ei nachdenklich betrachtet, sagt er: „Sieh mal, so ein Ei. Es enthält ein ganzes

Selbstbildnis.
Gemälde von Rembrandt (Sammlung Königswarter).

Huhn, es braucht nur ausgebrütet zu werden. Und wenn dies groß ist, da legt es wieder Eier, aus denen nochmals Hühner werden, und so fort, Generationen über Generationen. Ich sehe sie vor mir, zahllose Scharen, die den Erdball bevölkern. Nun nehme ich dies Ei, und mit einem Schluck sind sie vernichtet! Sieh mal, das nenne ich schlampampen!"

Das ist Seidel. Derselbe Seidel, der auch im Leben seine helle Freude an einem kleinen, bescheidenen Blümchen, an einem kleinen bunten Falter — an einem Schöppchen recht sauren Mosel haben konnte, der alles mit Liebe umfaßte und

Landschaft mit Kühen (Morgenstimmung bei Dortrecht). Gemälde von Albert Cuyp. (Sammlung Königswarter.)

Der Karren vor dem Bauernhaus. Gemälde von Adriaan van Ostade. (Sammlung Königswarter.)

still darüber sinnierte. Daneben her aber ging doch ein scharfes Sehen auch für die Wirklichkeiten des Lebens, jenes Sehen, ohne das es eben keinen Dichter gibt. Nur sah er selbst überall gut nur das seiner Eigenart entsprechende, am besten die drolligen Käuze, die wir in allen seinen Erzählungen finden: die Sammler und die alten sauertöpfigen Basen und die Leute ohne Pointe und was es dergleichen mehr gibt. — Seidel hat sich, was nicht vielen unter den lebenden Dichtern vergönnt war, eine große, treue Gemeinde geschaffen, die unbedingt und vielleicht bisweilen sogar kritiklos zu ihm hielt, an ihm hing. Und wahrlich, es ist ein gutes Zeichen für unser Volkstum, daß ihm das möglich war. Es ist doch ein Beweis, daß uns

Haus Meyer-Förster in Degerloch bei Stuttgart. Von Eisenlohr und Weigle. Verkleinerte Nachbildung aus dem Werk: Haenel und Tschormann „Das Einzelwohnhaus der Neuzeit."

die Paprikasaucen der Mode nicht so munden, wie man uns gern weismachen will, daß in uns noch viel, unendlich viel Bedürfnis nach ruhiger Behaglichkeit lebt, ein tiefes Empfinden für das Einfache, Reine und ein gesunder, starker Naturſinn. Freilich, es ist bei weitem nicht alles gleichwertig, was Seidel schrieb. So manche seiner Erzählungen steht auf schwachen Füßen, so mancher kleinen Skizze fehlt jedes Rückgrat. Und man kann auch nicht „viel Seidel" hintereinander lesen. Aber zur rechten Stunde eine seiner Perlen: das ist köstlich. Außer dem um Leberecht, dem Unsterblichen, gesponnenen Bändchen, seien hier noch besonders genannt „Die goldene Zeit", „Der Schatz", die Lebenserinnerungen „Von Perlin nach Berlin" und vor allem einzelne der Gedichte, die im Bande „Musik der armen Leute" vereinigt sind. —

Wieder ist eine der größten Privatgalerien zersplittert worden, diesmal eine österreichische, die des Barons Königswarter. Die erste Hälfte dieser großen Sammlung, die der Genannte in den letzten fünfzig Jahren des vorigen Jahrhunderts mit feinem Verständnis zusammengebracht, umfaßte moderne Gemälde und wurde, nach dem jähen Verfall des Familienvermögens, schon vor einigen Monaten in Wien versteigert; jetzt kam der zweite, ungleich bedeutendere Teil, kamen die Gemälde alter Meister in Berlin bei Ed. Schulte unter den Hammer. Die Auktion war wieder einmal ein wirkliches Ereignis auf dem Kunstmarkt. Schon der Katalog, der sie vorbereitete, erregte mit seinen herrlichen Reproduktionen Aufsehen; auf das Ergebnis der Versteigerung war man in höchstem Grade gespannt. Nun, es hat die Erwartungen voll erfüllt. Zum Hauptschlager wurde ein Selbstbildnis Rembrandts, anerkannt echt und von Kennern als aus der Zeit von 1634 bis 1635, den ersten Jahren der Amsterdamer Wirksamkeit des Meisters stammend angesprochen. Das wundervolle Gemälde — 57 zu 44 Zentimeter groß — wurde in lebhaftem Kampf bis auf 180000 Mark gesteigert und kommt nach Wien, in die Galerie Baron Gutmann, zurück. Den nächsthohen Preis erzielte auch ein Porträt, das des Edelmanns Frederik Marselair von Rubens; ein Pariser Händler ersteigerte es um 84000 Mark. Nun folgte

Landhaus Dr. v. Seefeld in Zehlendorf. Von Dr. Ing. H. Muthesius. Verkleinerte Nachbildung aus dem Werk: Haenel und Tscharmonn „Das Einzelwohnhaus der Neuzeit."

Diele eines bürgerlichen Landhauses. Von Heinrich Lassen in Königsberg i. Pr.

nach der Bewertung der überaus zahlreich versammelten Käufer eine herrliche Landschaft von Alb. Cuyp (1620—1691), „Morgenstimmung bei Dordrecht" mit famos gemalten Kühen, die 72000 Mark erzielte. Zwei große Porträts von van Dyck gingen für 59000 und 56000 Mark fort. Der schöne Ostade, den wir auch abbilden, fand für 42000 Mark einen Käufer, drei andere Ostades erzielten annähernd gleich hohe Preise; ein Teniers kam um 30000 Mark erfreulicherweise in den Besitz des Friedrich-Museums, ein herrlicher Mieris erreichte den Preis von 30000 Mark. Sehr hoch bewertet wurde ein freilich sehr schöner Lancret (1690—1743), „Der Tanz im Freien", mit 71000 Mark. Ein Herrenbildnis von Frans Hals (1580 bis 1666) kam auf 29000 Mark, zwei Porträts von Joshua Reynolds, darunter ein wundervolles Selbstbildnis, erzielten 23600 und 15000 Mark. Sie gingen damit eigentlich überraschend billig fort, während die Preise zweier Nattiers (1685—1766) mit 63000 und 18000 Mark wohl nach der

Diele eines bürgerlichen Landhauses. Von Heinrich Lassen in Königsberg i. Pr.

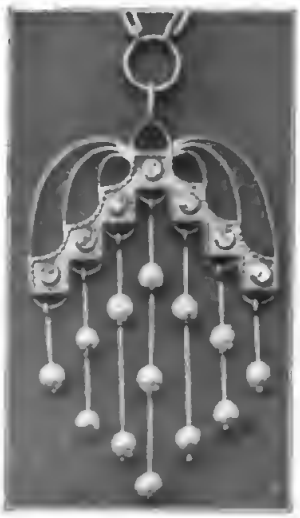
andern Seite hin überraschten. Im allgemeinen waren es Niederländer und Franzosen, welche die glänzendsten Preise erlangten — ein gewisser Modezug ist darin unverkennbar. Und unverkennbar ist es auch eine Tagesmode, wenn die Italiener fast vernachlässigt erschienen; so wurden für einen Tintoretto (1519—1594), ein Porträt des Dogen Grimani, zwar kein Werk allererster Klasse, aber doch weit über das Mittelmaß, nur 3900 Mark gezahlt. Der Erlös der ganzen Auktion soll sich auf $1^1/_2$ Millionen belaufen. — — —

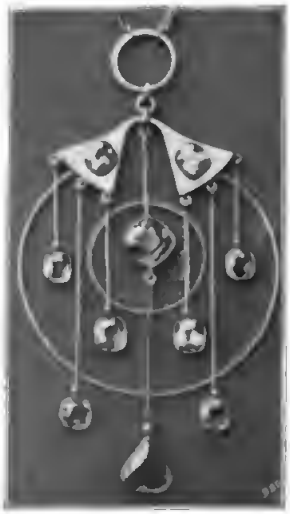
Wer sich demnächst ein Haus bauen will, plant dazu jetzt, im Winter. Zu solch fröhlichem, beneidenswertem Planen möchten wir ein gutes, kürzlich erschienenes Buch empfehlen: „Das Einzelwohnhaus der Neuzeit" von Erich Haenel und Heinrich Tscharmann (J. J. Weber, Leipzig). Es ist das, ausdrücklich sei's bemerkt, kein Buch für die Leute mit den ganz großen Portemonnaies,

Arbeitszimmer einer Junggesellenwohnung. Von Prof. Paul Schultze-Naumburg.

sondern ein Wegweiser und Pfadfinder für solche, die billig und dabei schön und praktisch bauen wollen. Die erfahrenen Verfasser sagen selbst: Wir haben versucht, vor allem solche Wohnhäuser zusammenzustellen, die den Bedürfnissen des Mittelstandes entsprechen, d. h. deren Baukosten sich zwischen 20000 und 100000 Mark bewegen. Das kleine Werk, dem wir zwei charakteristische Abbildungen entnehmen durften, enthält eine Fülle von Anregungen, bietet, man darf wohl sagen: jedem Geschmack etwas, und ist nicht theoretisch, sondern möglichst praktisch gehalten, anschaulich und klar in Text und Bild. —

Ich möchte gerade hier einige Worte zu den beiden größten Abbildungen anfügen, die wir auf Seite 644 u. S. 645 gegenüberstellten. Sie schlagen nämlich in das gleiche Feld. In Ostpreußen hatte man für die diesjährige Dresdner Kunstgewerbe-Ausstellung eine sehr hübsche Idee. Man schrieb einen Preisbewerb aus — die Baugesellschaft Amalienau bei Königsberg war die Auftraggeberin — zur Erlangung mustergültiger Entwürfe für die Halle (Diele) eines bürgerlichen Landhauses. Bedingung war, daß die gesamte Ausbildung und Ausstattung dieses Raumes, d. h. ohne freistehende Möbel, für den etwa 9 Meter Länge, 5,5 Meter Breite und ca. 6 Meter Höhe vorgeschrieben wurden, nicht mehr als 8000 Mark kosten dürfte. Unsere Abbildungen, die wir absichtlich größer geben, als sonst an dieser Stelle möglich, werden besser als viele Worte dartun, in wie trefflicher Weise diese schwierige Aufgabe von H. Lassen-Königsberg gelöst wurde. Übrigens verdiente auch die Ausführung durch die Möbelfabrik Radtke & Cie. in Königsberg alles Lob. — Ebenfalls aus der Dresdener Ausstellung, der man in der Erinnerung immer wieder liebevoll und dankbar gedenken muß,





Anhänger. Von Ch. F. Morawe in Berlin W. 35.

stammt die allerliebste „Junggesellenwohnung“ von Paul Schultze-Naumburg (ausgeführt von den Saalecker Werkstätten, Saaleck in Thür.), ein Muster von Behaglichkeit. Es ist übrigens nicht gut, wenn man ausgerechnet für Junggesellen solch behagliche Wohnräume schafft, — denn sonst heiraten sie erst recht nicht!

Den Schluß der diesmaligen Rundschau bilden Abbildungen der neuesten kunstgewerblichen Arbeiten von Chr. F. Morawe in Berlin. Unseren Lesern ist der feine Künstler kein Fremder; wenigstens seiner originellen Uhren, die wir früher brachten, wird sich mancher Leser erinnern. Diesmal sind es Schmuckstücke, Anhänger und Fächer, die wir im Bilde wiedergeben, und auch sie zeichnen sich durch glückliche Eigenart im Entwurf, vor allem aber durch dessen sorgsames, liebevolles Anpassen an das Material und die durch dieses bedingte Technik aus.

Anhänger. Von Ch. F. Morawe in Berlin W. 35.

Als Titelbild stellten wir dem Heft diesmal wieder eine schöne farbige Reproduktion voran, ein Blatt nach einer Studie von Prof. Otto Seitz, dem trefflichen Münchener Meister, dem wir schon so manche interessante Gabe verdankten. Eine Studie übrigens zu einem Gemälde, das der Künstler nur plante, aber nie zur Ausführung brachte, einer Maria Stuart. — Zwischen Seite 616 und Seite 617 schalteten wir einen Böcklin ein, der den meisten unserer Leser neu sein wird: eine rechte Böcklinsche Frühlingslandschaft von wundervoll harmonischem Farbenzauber; gelb das wogende Kornfeld, grün das Laub, blau der Himmel. Das herrliche Gemälde befindet sich in der Galerie von Herrn Robert Guthmann in Berlin. — Etwas nach Böcklin mutet uns auch das „Liebeslied“ von O. Graf (zwischen Seite 632 und Seite 633) an: Der Faun an den Weinstamm gelehnt, seine Flöte blasend; hinten, aus der Landschaft neckisch emportauchend, zwei Nymphlein. — In Heft 12

Wohnzimmer einer Junggesellenwohnung. Von Prof. Paul Schultze-Naumburg.

des vorigen Jahrgangs brachten wir einen längeren Artikel über das Schaffen eines der originellsten deutschen Plastikers unserer Tage, Prof. Wilhelm Widemann. Wahrscheinlich werden sich noch viele unserer Leser der Wiedergabe seiner formenschönen und so ganz eigenartiger Werke in jenem Artikel erinnern. Wir freuen uns, eine weitere Schöpfung des Künstlers wiedergeben zu dürfen, seine „Judith" zwischen Seite 552 und Seite 553).

Die Berliner Jahrhundert-Ausstellung des letzten Sommers, deren Nachwirkung noch lange nicht erloschen ist, hat so manche Künstler wieder emporgehoben, die fast zu den Vergessenen gehörten. Der eine ist der Stuttgarter Gottlieb Schick, geb. 1779, gest. 1812. Seine großen Gemälde muten uns heut fremd an; aber seine Porträts üben auch jetzt noch denselben Zauber aus, der ihn vor hundert Jahren während seines römischen Aufenthalts zum gefeiertsten Bildnismaler der ewigen Stadt machte. In jener Zeit stand er auch der Familie des

Elfenbeinfächer mit Maraboufedern und Carneolsteinen. Von Ch. F. Morawe in Berlin W. 35.

Geschnitzter Fächer aus Elfenbein und Schildpatt mit Carneolsteinen und Straußenfedern. Von Ch. F. Morawe in Berlin.

preußischen Gesandten in Rom, Wilh. v. Humboldt, nahe und malte dessen Gemahlin Caroline, geb. v. Dachröden (zw. S. 544 u. S. 545), eine der liebenswürdigsten und gescheitesten Frauen ihrer Zeit. Ich möchte die Farben des Bildes wenigstens andeutungsweise skizzieren: Caroline war goldblond; das Gesicht leicht gebräunt; sie trug einen Rock von hell oliver Farbe und ein erdbeerrotes Mieder; der Vorhang hinter ihr ist braunviolett, die Tischdecke zeigt rote, blaue und grüne Ornamente auf braunem Grund. Man sieht: koloristisch leicht hatte Schick sich es nicht gemacht, aber er verband all diese Farben zu einer schmelzenden Harmonie. — Zu den Künstlern, die durch die Jahrhundert-Ausstellung wieder einem größeren Kreise bekannt wurden, gehören auch die beiden Alts, Jacob und Rudolf, Vater und Sohn (1789 bis 1872; 1812 bis 1905). Der Sohn freilich, dessen Wirken ja bis in unsere Tage hinneinreicht, war den Wienern immer lieb und vertraut; im Reich kannten ihn wenige Kenner. Der Vater aber war auch in der Kaiserstadt an der Donau fast vergessen — und war doch ein so feiner Künstler. Wer seinen „Stefansdom" (zwischen S. 584 u. S. 585) sah, wird das bestätigen. Wundervoll, wie der ehrwürdige Bau von den grau und braunen Häusern, von dem hellblauen Himmel sich abhebt, wie die Priester in Weiß, Rot und Schwarz vorn über die Straße schreiten. H. v. Sp.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Bal paré. Gemälde von Prof. Max Slevogt.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 | Heft 6. Februar 1907

Ohm Peter. Von Max Dreyer.

(Fortsetzung.)

Als Peter und Ellen sich so von Vater Karsten trennen wollten, trat aus einem der gegenüberliegenden Häuser ein Fischer, Jakob Pisch, den sie den Seeräuber nannten. Er hatte offenbar stark gefrühstückt, der schwere Mann war mit seinem Gleichgewicht zerfallen, und die Art, wie er sich ihnen näherte, konnte feindselig aussehen.

Der vorsichtige Thomas Karsten trat denn auch schleunigst hinter das Staket seines Hauses, und er zog Peter und Ellen näher an sich heran, um sie vor jeder Berührung mit dem Vorbeisegelnden zu bewahren. Dabei bohrten sich seine weitgeöffneten Augen forschend in das Gesicht des unliebsamen Nachbarn, der in ungestörtem Gleichmut vorüberstrich, Peter mit einem unbefangenen: „Gun Dag ook, Herr Brandt!“ begrüßte, und dann, vorm Winde kreuzend, seinen Kurs eilig weiter verfolgte.

„Haben Sie ihn gesehen —?“ fragte Thomas Karsten. Er trat jetzt wieder hinter dem Zaun hervor, und da Peter sich anschickte, seinen Weg fortzusetzen, schloß er sich ihm an, ihn eine Strecke zu begleiten.

„Wen — den Seeräuber?“

„Haben Sie gesehen, was er im Gesicht hat?“

„Ja. Ausschlag. Vom Suff. Feuerwasserblumen.“

„Wenn das nur nicht etwas anderes ist!“

„Auch möglich.“

„Wissen Sie, daß er als Seefahrer in den Tropen gewesen ist? Daß er als Schiffbrüchiger auf Hawai gelegen hat?“

„Na — und —?“ Peter ahnte etwas, aber er wollte ihn ruhig sich aussprechen lassen.

„Sein Ausschlag — es bilden sich bei ihm Knoten in den Augenbrauen — haben Sie das nicht bemerkt?“

„Nee.“

„Das ist ein bedenkliches Symptom. Und auf Hawai ist der Aussatz unheimlich verbreitet.“

Nun war es heraus. „Ja, das weiß ich aus eigener Anschauung,“ sagte Peter gelassen.

„Sind Sie — auch dagewesen?“

„Ja. Auf meiner Reise um die Welt.“

Thomas Karsten trat unwillkürlich weiter zur Seite und sah forschend in Peters Gesicht. „An zwölfhundert Aussätzige leben dort —“

„Das weiß ich nicht so genau. Grauenhafte Gestalten hab' ich da allerdings mehrfach gesehen. Übrigens hab' ich meistens, wenn es sich so gab, die Kolonien von Aussätzigen besucht. In Kreta. Im Kapland. In Florida. Es gibt ja nichts Größeres in seiner Furchtbarkeit als solch eine Gesellschaft, so einen ganzen Staat von Todgeweihten und langsam Sterbenden. Und dem Großen soll man nirgends aus dem Wege gehen.“

Absichtlich und ausdrücklich ergab er sich so dem vollen Ernst der Sache, aber sein Begleiter ward damit aus seinen Wahnvorstellungen nicht herausgerissen. Nur flüchtig mischte sich bei dem in seine Angst eine ferne Bewunderung für Peter, auf dessen Haut seine Blicke wieder flackernd herumforschten. Da sie nichts fanden, eilten seine Phantasien aufs neue dem entschwundenen Seeräuber nach.

„Wissen kann man's ja nicht — und es laufen doch vermutlich auch bei uns an den Küsten, in den Hafenstädten verkappte Aussätzige herum — ehe die Leute zum Arzt gehen — und die Ärzte bei uns, wissen die denn so viel von Lepra, daß sie die Krankheit gleich richtig erkennen —?"

Peter blickte in seine verirrten Augen. Und es war Mitleid, aber auch ein lachender Zorn, als er zu ihm sagte: „Na also, Meister Thomas! — Denn ist jetzt glücklich die Lepra dran! Weiter kann man's wohl nicht gut bringen."

„Ich denke ja nicht an mich. Der Mann hat doch Familie — Kinder — und die Gefahr fürs ganze Dorf —! Was mich betrifft —" Er pfiff vor sich hin und lächelte — aber wie!

Peter wußte, daß diesem Geißelbruder nicht zu helfen war, nicht durch Güte, noch durch Härte, und mit gesundem Ärger überließ er ihn seinem Schicksal. Mochte er sich weiter quälen, bis die Erschöpfung ihn beruhigte. So gab er ihm schnell und unvermittelt die Hand. „Adieu, Vater Karsten. Und schicken Sie mir Ihren Ewald, wenn er kommt."

Als Peter und Ellen das Dorf hinter sich hatten und wieder auf der Wiese waren, fragte er das Kind, wie ihm die Pastorsleute gefallen hätten.

„Ganz gut. Aber noch besser hat mir Herr Karsten gefallen."

„Wirklich?"

„Und weißt Du, wer mir am allerbesten gefallen hat?"

„Nun?"

„Ewald."

„Seh einer an!"

XVII.

„Heute, mein Fräulein, kommst Du nun einmal mit aufs Wasser!"

Ellen nickte dem Ohm zu, aber in ihren Augen war die Angst.

Wohl war es ein sonniger Morgen, doch ein kräftiger Ostnordost fuhrwerkte mit Hallo um das Haus und rüttelte herrisch an seinen Fensterläden. Und die See war voll weißer Köpfe.

Dorthin sollte sie fahren — auf das weite, wilde, trostlose Wasser, vor dem ihre Seele immer Furcht gehabt hatte, seit sie es zum erstenmal gesehen und wohl schon ehe sie es kannte.

„Das ist nun das Pflegekind eines Fischers und ist noch nie mitgefahren!"

„Fischer — bist Du denn Fischer? Du bist doch mehr!"

„Ja. Ackerbauer. Fischer und Ackerbauer, so steht es in der Steuerliste. Und das muß wahr sein.

Ich pflüge die Erde, ich pflüge das Meer,
Was ist auf der Welt was gewaltiger wär'!"

Er packte sie an den Schultern, daß sie zusammenfuhr. „Komm, mach Dich fertig!" Da gab es kein Erbarmen.

Als sie dem Strande zugingen, sahen sie von der Dünenhöhe aus den alten Wittmüß schon mit dem Boot beschäftigt.

„Wie heißt das Boot eigentlich?" fragte Ellen, um nur irgend etwas zu sagen, um nur aus ihrer beklemmenden, schweigsamen Furchtsamkeit herauszukommen.

„Sieh — das ist das erstemal, daß Du nach ihm fragst. ‚Mien' heißt es."

„Mien?"

„Ja. ‚Mein!' Die dummen Menschen glauben natürlich, das wär' so viel wie ‚Mine'. Als ob jedes Fahrzeug 'n Frauenzimmernamen haben müßte! Aber ich will Dir was sagen, Kleine. Wenn Du Dich auf der ersten Fahrt sachgemäß benimmst, soll es ‚Ellen' heißen. Und frisch angestrichen wird es dann auch!"

Sie waren jetzt unten bei dem Alten.

„Na, Johann? Alles all right?"

„Ja woll, Herr Brandt."

Peter zog die großen Seestiefel an, die bis an die Hüften gehen. „So, Kind, nun steig ein!"

Er half ihr über den Rand, sie setzte sich gottergeben hin, die Männer schoben das Boot über den Sand ins Wasser und durchs Wasser weiter, bis dieses tief genug war, das Fahrzeug zu tragen.

Dann sprangen sie hinauf und kletterten hinein.

Noch lagen sie unter Wind, das Vorgebirge hielt hier noch die Brise von ihnen ab. Sie setzten das Raasegel.

„Sollen wir auch 'n Reff einlegen?“ fragte Johann Wittmüß, auf die See hinauslugend.

„Nee, nee! Bei dem bißchen Wind!“

So wurde das Segel voll aufgezogen.

Sie gaben dem Boot ein paar Riemenstöße; jetzt faßten auch die Vorboten des Windes schon das Segel, Peter setzte sich an das Ruder, der Alte zog nach dessen Wink nun auch den Klüver auf, und das Fahrzeug kam in Schuß.

Ellen hatte, sobald die Vorbereitungen sie in Ruhe gelassen, in der Mitte am Mast ihren Platz genommen. Den einen Arm schlang sie um diesen Halt. Sie wollte und wollte sich von ihrer Verzagtheit nicht unterkriegen lassen. Sie wollte sich ihres Pflegevaters nicht unwürdig zeigen.

Was konnte ihr denn auch geschehen? Der Ohm war doch bei ihr. Und Vater Wittmüß war doch auch da. Wo die waren, konnte sie doch auch sein. In eine Gefahr hätte der Ohm sie doch nicht mitgenommen — —

Nun wurde das Boot unruhig. Und nun gab es einen Stoß, daß sie zuckend und stoßend atmete mit aufgerissenem Mund. Und wieder und wieder schlugen die brandenden Wellen hart und dröhnend wie schwere Klötze gegen die krachende Bootswand.

Schaum spritzte ihr ins Gesicht — das schreckte sie auf und tat ihr doch wohl dabei.

Doch aus dem Schaum wurde mehr, jetzt waren es Wassertropfen — eine Hand voll Wasser — da — eine Wassermasse — eine ganze Welle — die ganze See brauste über sie her — sie mußte ertrinken — laut, gellend schrie sie auf — sie klammerte sich an den Mast — ihre Augen suchten durch das Wasser nach dem Ohm. Der saß fest und ruhig, wo er immer gesessen hatte — und jetzt machte er eine Bewegung und warf ihr etwas zu und nickte bezeichnend — es war sein Ölzeug — und ehe sie alles recht begriff, zog Vater Wittmüß ihr den wasserdichten Rock an mit einem zärtlichen „So, mien lütt Diern!“ und nahm sie auf einen Platz, wo sie vor den hereinschlagenden Wogenkämmen besser geschützt war.

Sie sehnte sich nach dem Ohm, nach einem Wort von ihm, nach seiner Hand, sie suchte nach seinen Augen, aber die gehörten dem Boot und seinem Weg, die kümmerten sich nicht um sie und ihre Not.

Da fühlte sie sich verlassen und elend und so krank, zum Sterben krank.

Ihr war es, als sollte sie den Geist aufgeben, als wollte all ihr Leben aus ihr heraus — und frierend, zitternd und stöhnend sank sie vornüber.

„Spie Di man düchdig ut, mien lütt Diern,“ sagte ermunternd der Alte. Er hielt ihr den Kopf, und sie wußte nicht mehr, was mit ihr geschah.

Und dann warf sie wieder aus all ihrer Drangsal auf den Ohm Peter ihre Blicke, und da sah sie etwas in seinen Augen, was sie lange, lange nicht vergessen konnte und das sie in die elendeste Verlassenheit stieß.

Wie hatten ihre ertrinkenden, brechenden, verlöschenden Blicke zu ihm gefleht — und er gab ihr etwas zurück, was schlimmer war als Kälte, Liebloſigkeit und Fremdheit: ein Funken fröhlicher, sich weidender Grausamkeit sprühte zu ihr herüber.

Davon verkrampfte sich ihr Herz — das war das Entsetzen eines Feindseligen — und das kam von ihm — das war bei ihm — sie wollte nicht mehr leben — nichts mehr sehen — nur sterben — nichts wissen — nichts fühlen — nur sterben —

Sie rollte sich zusammen und begrub sich in ihre Not.

Was die verzerrten Blicke Ellens gesehen und ergriffen hatten, es war davon etwas, wie sehr es auch in ihrer kindlichen Verzweiflung verwilderte, immerhin am Werke gewesen. Peter hatte, wie er so herrisch am Steuer saß und das geängstigte Boot mit fester, schonungsloser Hand hindurchzwang durch die widerspenstige böswillige See, immer weiter und ferner sich in seine selbstherrliche, höhnende Einsamkeit hineingefunden.

Was ging ihn dieser kleine Haufen Elend im Grunde an!

Seekrank ist die kleine Person — nun ja! Davon wird weiter kein Wesens gemacht. Das ist doch mehr zum Lachen als zum Weinen.

Und Angst hat sie, klappernde Angst. Das ist allerdings mehr zum Weinen als zum Lachen.

Ja, ein Mädel — —!

Da sind Jim und Jum andere Kerle! Als die das erstemal mit ihm gefahren sind — gespuckt haben sie auch, wie die Fontänen. Aber zwischendurch haben sie sich ausgelacht — sich die Zungen ausgestreckt — und sich die Borsten gezaust.

Und er mußte sich ein Mädel aufhalsen lassen!

Alles, was in den letzten Tagen wieder fremd in sein Behagen getönt war, alles, was das Kind, das Weib in dem Kinde und das Kind in dem Weibe ihm an Zumutungen auflud, an Peinlichem, an Beengendem und an familiärem Dunst, die ganze Unleidlichkeit des sauersüßen Geschmackes, der ihm öfters davon auf die Zunge kam, all das drängte sich grausam zusammen in der Rauheit dieser Stunde.

Und dann — so etwas Krankes, Wimmerndes und Hilfloses, er hatte nun einmal ganz und gar keine Wärme dafür. Er war zum Pfleger nicht angetan. Einen gewissen Abscheu konnte ihm so was Leidendes einflößen. Und er begriff die Tiere so gut, bei denen alle, die in Krankheit fallen, als etwas Unleidliches und Ungehöriges kurzer Hand totgebissen, totgestoßen oder sonst aus der klaren Welt geschafft werden.

Bis zur rohesten Härte gedieh in solcher Stunde Peters verknorrte Art, und Ellen hatte in dem Blick, der sie entsetzte, nicht die Unwahrheit gesehen. Nur daß es die Wahrheit kurzer Zeiten war, etwas, was jäh und grell hervorschoß, um wieder in die weichen und reichen Tiefen seines zerklüfteten Wesens zurückzutauchen.

Ellen aber wollte immer noch sterben, als die Männer längst die Heringsnetze ausgesetzt hatten, als das Boot gewendet war und wieder ruhigeres Wasser gewann.

Nun fühlte sie auch die Hand des Ohms, nach der sie sich vorhin so inbrünstig gesehnt hatte, und diese Hand war sorgsam und lind. Sie streichelte ihr Haar, dabei sprach er ihr zu, kräftig war noch sein Ton, aber er hatte doch nichts Rauhes mehr.

„Na, Kleine — jetzt wird's besser. Jetzt kommen wir wieder an Land."

Er war aufgestanden und mit Vater Wittmüß beschäftigt, das große Segel herunter zu nehmen. Dann stieg er über Bord ins Wasser, ließ sich von dem Alten das Kind zureichen und trug es in seinen Armen auf den Strand. Hier setzte er sie in den Sonnenschein aufs Dünengras.

„Das war nichts fürs Ellenkind — für das Elfenkind. Nun ruh' Dich hier aus. Wir kommen dann auch."

Er nickte ihr zu, mit so gutem, gütigem Auge, daß sie ihm ganz benommen, ratlos, verworren und wie verschlafen nachsah, als er sich dem Boot wieder zuwandte.

Was hatte sie nur vorhin in diesen selben Augen gesehen? Sie schauerte zusammen, wenn sie daran dachte. Aber es behielt doch nur leise Macht in ihr, nicht mehr als ein böser Traum.

Und als er ihr aus dem Boote, wo er mit dem Alten alles in Ordnung brachte, ein paarmal mit der Hand zuwinkte, winkte sie ihm froh zurück.

Dann stieg im gleichen Maße, wie sich ihr körperliches Befinden hob, der Ärger in ihr auf, daß sie sich so wenig tapfer gezeigt hatte.

Es war ja wohl ganz erklärlich, daß sie dem Ohm so zuwider gewesen war! Und sie empfand jene Blicke schon nicht mehr als so unfaßbar schlimm. Aber ihr Ärger wuchs bis zur Scham. Und sie gewann schwer ihren Gleichmut wieder.

Als sie mit den Männern durch die Dünen heimwärts schritt, brachte sie es über sich, mit mattem Lächeln zu sagen: „Ellen wird das Boot nun wohl nicht heißen."

„Nein. ‚Mien' — dabei muß es nun bleiben."

Die Worte waren fest und kurz. Und in dem „Mien" war ein bündiger Gegensatz zu allem andern in der Welt. Aber dabei legte er den Arm um ihren Hals. Und damit war die Not dieses Tages doch im Schwinden.

XVIII.

Am Nachmittag hatte Ellen bei Paſtor Willers den erſten Religionsunterricht.

Es war immer noch etwas wund und weh in ihr, als ſie allein über die Wieſen ſchritt, denſelben Weg, den ſie am Sonntag mit dem Ohm gegangen war.

Sie war immer noch nicht wieder ganz feſt auf den Füßen, zuweilen fühlte ſie deutlich, daß der Boden unter ihr ſchwankte — als wären die Zuckungen des gequälten Bootes noch mächtig über ſie und ihre Zuverſicht. Behutſam und nachdenklich ſchritt ſie weiter.

Sie hatte ſich bisher über Menſchen nie ihren kleinen Kopf zerbrochen. Und machte ihr jemals einer Gedanken, ſo waren es doch keine, die ihr an die Seele gingen, die ſie ergriffen und packten und ſchüttelten.

Ihr Daſein, das ein leiſer, lauer Morgendämmer eingeſchloſſen hatte, war im Innern nicht ſo bewegt geweſen, daß es von hier aus die Hülle durchbrochen hätte, und auch von außen hatte ſich keine Erſchütterung, nicht einmal eine lebhaftere Schwingung in ſeinen Ring geworfen.

Ihr Innenleben hatte ſich früher keinem Menſchen aufgetan. Wem hätte ſie ſich auch erſchließen ſollen? Ihre Mutter war geſtorben, als das Bewußtſein des Kindes juſt Augen bekommen hatte, ihr Vater war immer in ſeiner lautloſen, weltfernen, abweſenden Art an ihr vorübergehuſcht.

Und die andern Menſchen — ſie blieben ihr noch ferner, es ward ihr bei ihnen nicht warm, nicht kalt. Dies und das verwunderte ſie an ihnen, doch ohne ſie zu erregen; über manches mußte ſie lachen, doch ohne ſich zu freuen. Sie hatte aus fremder Einſamkeit dem Leben wie einem Schauſpiel zugeſehen, das ſie im Grunde nichts anging, das eigentlich ganz ungeeignet, zu weit und unverſtändlich für ihre Jahre war und dem ſie mit kindlicher Verſchlafenheit am beſten diente.

So war ſie zu Ohm Peter gekommen. Und hier war gleich etwas in ihre Seele gefallen, daß da, wo früher ein Nebel lag, Licht und Bewegung ſich hob. Wie hatte es ſich bald in ihr geregt von allerlei ſehnſüchtigen Kräften!

Da der Ohm ſie an die Hand genommen hatte, war ſie in ein neues Land eingegangen, in das Land, wo lebendige Menſchen lebten.

Menſchen, die man lieb haben konnte, bei deren Berührung es einem warm durchs Blut ging.

Da waren außer dem Ohm Vater Wittmüß und Mutter Wittmüß, beide ihr zugetan, ſie in rauher, er in weicherer Güte, da waren Jim und Jum, die luſtigen kleinen Banditen, deren ritterliche Ergebenheit ſich aus der Verwunderung noch nicht ganz heraustrante, da war Lehrer Karſten mit ſo guten, bangen Augen, daß man immer nach ſeiner Hand faſſen möchte, ſie zu ſtreicheln, und ſein Sohn Ewald, der wunderſchöne Primaner, der hier nun auch bald Einkehr halten würde und auf den ſie ſich freute, wie auf ein Geſchenk.

Und die Paſtorsleute, zu denen ſie ging? Meinten die es nicht ehrlich gut mit ihr? Wer lebte überhaupt im Kreiſe, der ihr nicht wohlgeſinnt war?

Keiner mehr als der Ohm! Das wußte ſie, das fühlte ſie, und das mußte ihr bleiben! Sie hatte ja auch keinen ſo lieb wie ihn, keiner war ihr ſo nah, von keinem drangen Worte und Weſen ſo tief in ihren Sinn. Sie mußte immer an ihn denken, an ihn und über ihn.

Wie elend feige hatte ſie ſich auf See gezeigt! Er mußte ſie ja verachten!

Da war wieder das Schwanken unter ihren Füßen, und ſo ſtark wurde es, daß ſie taumelte und ſich ſetzen mußte.

Hier hatte ſie am Sonntag geſeſſen, mit ihm zuſammen, als ſie ſich den getrockneten Strumpf wieder anzog. Da war ſie wie 'n Junge geweſen, aber die Jungenhaftigkeit hatte nicht lange ſtandgehalten. Und heute ließ er ſie wie zur Strafe allein; es war das erſtemal, daß ſie einſam einen ſo weiten Weg gehen mußte.

Daß er ſie nicht ſo lieb hatte, wie ſie ihn, das war ja ſelbſtverſtändlich. Aber wenn er ſie doch nur ein wenig leiden möchte! Nur ein wenig — mehr wollte ſie ja gar nicht —

Und da kam wieder der eine Blick empor und ſtand vor ihr wie ein unerbittliches Geſpenſt, daß ſie die Hände in die Augen preßte und ſich zurückwarf und

den Kopf mit den gedeckten Augen ins Gras einwühlte.

Nein, nein, nein! Das war er nicht, so war er nicht! Und sie klammerte sich an alle seine Worte, die er nachher zu ihr gesprochen hatte, und all seine freundlichen Blicke und Gebärden zog sie zusammen und legte sie sich ans Herz.

Er war ihr gut! Sie wollte sich auch so innig Mühe geben, ihn nicht zu verdrießen, ihn nicht zu stören und ihm nicht verächtlich zu werden, nach allen ihren Kräften. Daß ihm es nicht leid würde, sie aufgenommen zu haben, daß er sie nicht gleich wieder fortschickte! Und die hellen Tränen liefen ihr die Backen hinunter.

Hierbleiben! Immer hierbleiben! Das wollte sie am liebsten! Dies war die Welt, in die sie gehörte! Und sie streichelte den Boden mit der Hand, ehe sie sich wieder auf die Beine machte.

Schon war ihr viel leichter zumute, und sie lief ein paar Schmetterlingen nach, einem Fuchs und einem Zitronenfalter, die in farbenblindem Übermut miteinander spielten und kosten.

Aber die rechte Fröhlichkeit wollte sich doch nicht bei ihr einstellen, und sie betrat den Pfarrgarten mit demütig gesenktem Kopf. Für das christliche Wort war heute der Boden in ihr wohlbereitet.

Und Pastor Willers hatte seinen guten Tag. Er gab ihr keine Lehren, er gab ihr Bilder.

Ihr Religionslehrer in der Stadt hatte dafür gesorgt, daß für sie das Christentum nicht viel mehr gewesen war als der kleine Katechismus.

Jetzt wurde ihr der Heiland leibhaftig, sie konnte ihm die Hand geben, er rief sie zu sich, er, der die Kinder so lieb hatte und dessen Güte so lind und warm alle Not in die Arme nahm.

Und sie glaubte, sie würde jetzt beten lernen.

Früher hatte sie nur Worte gesprochen, ein Geplapper war es wie bei den Heiden. Denn der liebe Gott, an den sie sich unmittelbar wandte, war für sie stets ein fremder, ferner alter Mann gewesen, kühl, mit eisgrauem Bart und verdrossen buschigen Brauen. Und daß er immer und immer auf einem Platz saß, das war ihr so maßlos unheimlich. Man konnte nur immer scheu auf ihn hinstarren und nur Gelerntes zu ihm hinaufsprechen, Eigenes konnte man ihm nicht sagen, beim besten Willen nicht.

Mit dem Heiland aber war es ganz, ganz anders. Und sie erschrak geradezu, wenn sie sich umblickte, über die große Leere, daß sie früher so gar nichts von Christus gewußt und gefühlt hatte.

Sie war voll Wärme und Licht. Und überströmend von beidem drückte sie dem Pastor die Hände, als sie nach der Stunde von ihm ging.

Frau Brigitte, die Krankenbesuche machte, war nicht zu Hause. Jum und Jim aber waren auf Wald-, Feld- und Wiesenraub unterwegs. So blieben alle ihre Gedanken bei ihr, als sie den Heimweg antrat. Und sie beschleunigte ihre Schritte, um nur alles ungeschmälert vor ihren Ohm zu tragen.

Und wie Peter so in die leuchtende Seele der Kleinen blickte, da wurde über ihn selbst die Gestalt des Heilands mächtig, das Schönste, was die Kindheit ihm gegeben. Und wie Ellen ihm alles erzählte, was sie von Christus gesehen hatte, da saß er vor ihr und hörte ihr zu, er selbst mit großen Kinderaugen, half auch wohl ein und ergänzte das Bild aus den eigenen Erlebnissen.

So waren sie miteinander wie zwei getreue Gefährten, die unter sich teilen, was sie Schönes sehen und hören. Und in Ellen war ein reines Glück.

Als der Ohm, bei dem der alte Förster Hagen gemeldet war, sie längst allein gelassen hatte, jubelte noch alles in ihr Hosianna, sie schwenkte die Palmenzweige lauter Offenbarungslust, und sie mußte springen und tanzen wie die Kinder Israels.

So hüpfte sie in die Küche, flog der Mutter Wittmüß an den Hals und schrie ihr ins Ohr: „Ich bin ja so glücklich!“ Die mußte ihre ganze lachende Ärgerlichkeit zu einem kräftigen: „Diern, wat geht denn mi dat an!“ zusammenraffen, um kraft solchen Wortes die Kleine von sich abzuschütteln.

Dann lief sie in den Garten, besah ihre Bohnen, fand, daß die ersten Schosse bereits ans Licht wollten, und hatte die

Gewißheit, daß ihre Hände gesegnet seien.

Zuguterletzt bekam der alte Wittmüß seinen Besuch. Der war an seinem Schuppen, der hinter dem kleinen Hause stand, mit Zimmerarbeiten beschäftigt.

Er hörte die Kleine nicht, sie schlich sich heran, sah ihm still eine Weile zu, dann sprach sie aus der Welt ihrer Gedanken: „Joseph aber war ein Zimmermann —"

Er drehte sich um, wurde zuerst nicht recht klug aus ihr, als ihm dann aber einfiel, woher sie kam und woher sie sprach, kniff er seine großen Philosophenaugen, die weiß Gott wo in den Geheimnissen dieser Welt herumgekramt hatten, listig zusammen und kraute sich hinterm Ohr. Dann sagte er kauend und kopfschüttelnd: „Nee, mein Kind, Joseph — nee, nee! Mit den Josephs weißt Du, hab ich nie so die richtige Fühlung gehabt. Mit den in' Alten Testament nich, un mit den in' Neuen — nee, nee, mit den noch viel weniger. Da kann man nu nix gegen machen!"

XIX.

Der Schuppen, an dem der Alte herumflickte, war ein Atelier, ein Laboratorium, ein Raritätenkabinett, ein Observatorium, ein Museum, eine Bibliothek, eine Apotheke, eine Menagerie.

In der Mitte stand eine hölzerne Drehbank, auf der die verschiedensten Geräte, Feilen, Bohrer, Messer, Lötkolben, Hämmer und Zangen wild durcheinander lagen. Die Wände aber suchten sich an geradezu kribbelnder, schwindelerregender Buntheit und Wirrnis zu übertreffen. Da waren Bilder, Bücher, Flaschen, Gläser und Tiegel, Knochen, Steine, ausgestopfte Bälge, gedörrte Fische, Bündel getrockneter Pflanzen, Kästen und Vogelbauer, zum Teil bewohnt, zum Teil ohne Insassen.

Das alles schien fremden Augen völlig ungeordnet und willkürlich sich zu mischen, für Johann Wittmüß aber schlangen sich von Ding zu Ding beziehungsvolle Fäden einer höheren Ordnung und banden jedes an seinen Platz. Für ihn war das Universum nicht besser und sauberer gefügt als diese Welt.

Hier war es, wo er in seinen Mußestunden dem kosmischen Geheimnis nachging.

Hier war es, wo er der hilfsbedürftigen und leidenden Mitwelt nach seinen Kräften mit Rat und Tat Beistand leistete, sei es, daß ein Schirmgestell aus den Fugen gegangen oder eine Wanduhr innerlich vergrämt war, sei es, daß in dem menschlichen Räderwerk selbst sich eine Stockung zeigte oder daß beim lieben Vieh die Maschine nicht richtig schnurren wollte.

Hier war es auch, wo er, so oft er eheflüchtig ward, ungestörten Frieden fand, denn seine Mariek kam nie in diesen Raum. Dessen geheiligte Ordnung, die sie kurzweg Staub und Dreck nannte, war ihr zuwider wie wimmelndes Ungeziefer, und der Forschungsgeist, der hier umging, hatte für sie etwas beklemmend-irrsinniges. Nachdem der bewußte Häher von hier aus seinen Weg in ihre Geburtstagsstube genommen, war ihr Mißtrauen gegen diese „versaute Rumpelkammer" nicht geringer geworden.

„Wo hast Du denn Deinen Klaas?" fragte ihn die Kleine.

„Der wird wohl binnen sein."

Sie ging an die Tür, und richtig da saß er auf der Drehbank, neigte seinen grauen Dohlenkopf und blinzelte sie mit dem hellen Lid erwartungsvoll, doch ohne Ergebenheit an.

„Komm Klaas, komm!" rief sie. Der Vogel rührte sich nicht. Sie hielt ihm die Hand hin, aber er sperrte den Schnabel auf und machte Miene zu beißen.

Da lief sie wieder hinaus. „Ein ekliges Tier!"

„Komm mal, mein Klaas, komm mal her!" rief nun der Alte. Und der Vogel flog gleich auf seine Schulter. „Was hat sie gesagt? 'n ekliges Tier? Büst Du 'n ekliges Tier?"

Der Vogel schmiegte seinen Kopf an den haarigen Hals. „Dich haben alle Tiere lieb, Vater Wittmüß! Warum mich eigentlich nicht?"

„Die fühlen ganz genau, ob man sie selber richtig lieb hat. — Na, nu laß man!" Er nahm die Dohle und warf sie in die Luft. Sie flog aufs Dach und schrie von dort sich lebhaft neigend laut und vergnügt zu ihm herunter.

„Jetzt singt sie Dein Lob.“

„Jeder so gut, wie er's kann. Aber wenn Du mal was Schönes von Gesang hören willst, ich hab' jetzt 'n Maus, die singt, da kommt keine Opernsängerin gegen an.“

„Ach, Deine Mäuse, weißt Du“ — Ellen rümpfte die Nase — „die stinken mir zu doll!“

„Na siehst Du! Un da wunnerst Du Dir, daß die Tiere nix mit Dir in'n Sinn haben. Die wahre Liebe weiß nix von Gestank.“

Sie ging ein wenig der Tragweite dieser Worte nach, dann flogen ihre Gedanken wieder in die Religionsstunde, und sie begann ein christliches Gespräch.

„Jesus hat gesagt, wir sollen alle Menschen lieben wie uns selbst. Daß wir auch alle Tiere lieben sollen, davon sagt er nichts.“

„Weil es viel schwerer is, alle Menschen lieb zu haben, als alle Tiere. Ja.“

„Wie Du das sagen kannst!“

„Wer das fertig bringt, alle Menschen lieb zu haben, der hat noch viel eher alle Tiere lieb un alle Pflanzen un alle Steine.“

„Das kann man doch nicht zusammenbringen!“ sagte die Kleine belehrend. „Der Mensch ist doch ein höheres Geschöpf.“

„Weißt Du das so genau?“

Sie trug ein hochmütiges Gesicht. „Das ist doch selbstverständlich! Und das soll mir mal einer vormachen, all die vielen ekligen Tiere lieb zu haben!“

„Ich will Dir was sagen, Kindting, es gibt Menschen, da sind Flöhe, blinde Fliegen und Pferdebremsen die reinen himmlischen Geister gegen.“

„A gitt! Dann bist Du auch wohl so wie die indischen Büßer!“

„Wie sünd die?“

„Von denen hab' ich gelesen, daß sie — daß sie sich ruhig beißen lassen. Daß sie ihrem Ungeziefer nichts zuleide tun.“

„Hast Du das Buch, wo das in steht?“ fragte der Alte lebhaft.

„Nein, aber Du kannst es mir glauben, so ist es. Das kommt daher, weil sie sich einbilden, daß es eine Seelenwanderung gibt. Weißt Du, was das ist?“ Das Professorenblut regte sich in ihr.

„O ja,“ entgegnete Johann Wittmüß, nicht ohne Stolz. „Davon steht was in das eine Buch, das mir Herr Brandt gegeben hat.“

„Na, und denn siehst Du wohl, zu welchem Unsinn man kommen kann mit solchen Tiergeschichten!“

„Unsinn, mein Kind? Das laß Dir von mir erzählen, es gibt soviel Menschen mit 'ne Lauseseele, warum soll es nicht Läuse mit Menschenseelen geben können!“

„Du bist gräßlich, Vater Wittmüß. Du machst abscheuliche Witze. Du schmähst das Ebenbild Gottes!“

Das letzte kam mit dem Pathos zornigen Selbstbewußtseins heraus, für das der Alte nur sein stilles Schmunzeln hatte.

Sie wandte ihm die Rückseite ihrer gekränkten Gottähnlichkeit zu und ging ein paar Schritte von ihm.

Dann fiel ihr ein, daß dieser alte Lästerer heut morgen der Zeuge ihrer Schmach gewesen sei, und das zog sie zu ihm zurück. War das Gespenst jener Stunde auch gebannt, sie fühlte doch den unheimlichen Reiz, seines Schreckens sich zu erinnern. Und sicher konnte der Alte ihren Gedanken über den Ohm, die noch nicht zur Ruhe gekommen waren, wenn sie auch auf ebenen Bahnen sich ergingen, Führerdienste leisten.

„Ich hab' Dir noch nicht gedankt, Vater Wittmüß.“

„Wofür?“

„Daß Du heut morgen so gut zu mir warst!“

„Daß ich Dir den Kopp gehalten hab'—! Was ist da zu danken!“

„Ich glaube, Ohm Peter war sehr böse auf mich!“

„Meinst das?“

„Hat er Dir nichts davon gesagt?“

„Nee.“

„Ich denk' mir das so, weil er — weil er sich im Boot gar nicht um mich gekümmert hat.“

„Ja mein Kind, das bißchen Spucken, da gibt man hier nix auf. Un wenn einer am Ruder sitzt —“

„Ja, ja, dann hat man keine Zeit, sich um was anderes zu kümmern, dann hat man nur Blicke für das Boot und seinen Kurs!“

„Was 'n richtiger Steuermann is —“

Vorfrühling.

Gemälde von C. Vinnen.

„Und das ist der Ohm? Nicht wahr, das ist er?"

„Ob er das is!"

„Alles kann er und alles weiß er! Sag' mal, wundern sich die Leute nicht, daß ein so gebildeter, feiner und kluger Mann hier so unter ihnen lebt!"

„Wundern — so was tun die Leut' hier nich!"

„Was tun sie denn?"

„Sie brauchen ihn."

„Ja, er hilft jedem, dem er kann! Und nicht wahr, sie schwärmen alle für ihn!"

„Schwärmen — so was tun sie auch nich."

„Aber gut sind ihm alle!"

„Die meisten sind ihm bös!"

„Das ist nicht wahr! Warum?"

„Dankbarkeit macht böse."

„Das versteh' ich nicht."

„Das wirst Du noch kennen lernen."

„Das sagst Du wieder bloß, weil Du die Menschen nicht leiden magst. Magst Du mich eigentlich leiden?"

„Ja."

„Bin ich denn kein Mensch?"

„Du sollst doch erst einer werden."

„Bitte. In sieben Monaten werd' ich vierzehn!" Das kam mit so scharfem Stolz heraus, daß jede weitere Behandlung dieser Frage abgeschnitten war.

Jetzt sah sie den Ohm auf der Höhe mit dem alten Förster, den offenbar sein amtlicher Bericht wieder zu dem Retter in der Not geführt hatte. Wie Peter sagte, litt der alte Herr an einer heillosen Periodenverschlingung, die Sinn und Verstand in allem, was er schrieb, ohne Rettung strangulierte.

Nachdem sie selbander das Wirrsal aufgeknotet und geglättet hatten, brachte Peter den Gast zu seiner jungen Birkenanpflanzung, die nicht recht gedeihen wollte. Auf den Stämmen zeigten sich bösartige Rostflecke, gegen diese sollte der Förster ihm ein Mittel an die Hand geben.

„Ohm!" rief die Kleine von unten mit ihrer hellen Stimme, und sie winkte hinauf. Peter nickte ihr freundlich zu.

Als er dann mit dem Förster zu ihnen herunterkam, lief sie ihm entgegen.

Der alte Hagen grüßte das kleine Fräulein mit seiner soldatisch-ritterlichen Grandezza. Dann erkundigte er sich bei Johann Wittmüß nach dessen Menagerie.

„O, unser alter Johann," so erklärte Peter Brandt, „der verbessert die Natur."

„Wie denn das?"

„Jetzt ist er auf Kreuzungen versessen. Seine Mäusezucht müssen Sie sich 'mal ansehen. Er hat 'ne Hausmaus mit 'ner Waldmaus und 'ne Zwergmaus mit 'ner Brandmaus gepaart — oder ist es anders?"

„Nein, so is es," sagte Johann Wittmüß mit Gewichtigkeit.

„Jetzt will er Ratten und Mäuse zusammenbringen. Und dann alles mögliche. Wer weiß, wohin wir da geraten. Sein höchster Ehrgeiz ist 'n Bastard von 'm Stiefelknecht und 'ner wilden Ente."

XX.

„Du mußt schwimmen lernen, Ellen!"

„Das will ich gern," sagte sie voll Ergebenheit. Aber die Angst vor der See stieg doch in ihr auf und legte sich ihr aufs Herz.

„Dann hol Deinen Badeanzug!"

Er war so schnell in allem. Und seine Worte klangen so fest. Sie ging gleich und zwang sich zur Freudigkeit. Sie wollte ihre Angst nicht zeigen, er sollte sie nicht verachten — das Furchtbare sollte nicht wieder aufleben — nie, nie wieder!

Als er ihr nachsah, kam etwas Düsteres in seine Augen.

Es war das erstemal, daß ihr Geschlecht ihm Gedanken machte.

Er hatte bisher nur das Kind in ihr gesehen — selbstverständlich, denn das war sie. Und zum Donnerwetter! — er gab sich einen nachhaltigen Ruck — das wär' auch noch besser, wenn es nicht so bliebe!

Ein Kind ist ein Kind — ganz gleich, ob Mädel oder Junge!

Und wenn er mit Jim und Jum zusammen badete, warf er sich doch auch nicht im reinen Naturzustand, wie es sonst seine Art und seine Freude war, dem Meer in die Arme.

Den Zwang des Badeanzugs mußte er für sich selbst, also auch hier ganz ohne weiteres in derselben Weise auf sich nehmen.

Das nächste Mal sollten auch Jim und Jum dabei sein, die fertigen Schwimmer,

gewissermaßen als Schrittmacher für die Kleine!

Und Spaß würde es ihr machen, wenn er mit den beiden kleinen Seehunden im Wasser seine Kunststücke vollführte!

Alles Nächtige war aus seinen Augen geschwunden, als die Kleine wieder bei ihm antrat. Und mit harmloser Freude an dem Neuen, von der auf das Kind selbst etwas überging, nahm er sie an die Hand und führte sie so, daß Wanderlust mit ihnen war, dem Strande zu.

Hier wies er ihr ein Dünennest. „So Ellenkind, da zieh Dich aus."

Er selbst ging eine Strecke weiter, entkleidete sich schnell, schlüpfte in sein Trikot und rannte sofort mit jungenhaftem Gebrüll in die Brandung hinein, fiel hin, überschlug sich und blieb eine Weile verschwunden, so daß Ellen, die dem Spiele zusah, von Grauen erstarrte.

Aber dann kam auch schon ein Bein wieder zum Vorschein, dann ein zweites, darauf der Kopf, der Nacken, und nun stand der ganze Ohm Peter wieder auf den Füßen, er reckte die Arme, rief ein lautes, klingendes „Hoho!" und kam ans Land auf Ellen zu, die sich badefertig aus den Dünen erhob.

Der Ohm winkte ihr, seine weißen Zähne lachten ihr entgegen durch den herabgezogenen Schnurrbart hindurch, sie trat zu ihm, nahm seine Hand, und mit niedergeschlagenen Augen, wie ein Jungfräulein, das zum Menuettanz die Füße ansetzt, ging sie trippelnd neben ihm auf die Brandung los.

Sie hatte eine Heidenangst, aber sie bezwang sich mit Gewalt, und daß der Ohm sie hielt, das stärkte ihre Kraft. Als sie an die Brandung kamen, kniff sie die Augen zu und mit Todesverachtung schritt sie hinein.

Ein leiser Schrei, den das Rauschen erstickte, dann warf sie sich mit dem Ohm der nächsten Welle entgegen und ließ den schäumenden Kamm über ihren Rücken brausen.

Mit vollem Entzücken sah Peter der schmiegsam-schönen Anmut ihrer Bewegungen zu. Sie aber fühlte sich nicht eben sicher und behaglich in dem Wellenspiel. Als der Ohm sie losließ, tastete sie wieder nach seiner Hand. Und ihn freute es, sie zu halten.

„So, klein Ellen, jetzt wollen wir einmal in das tiefere Wasser. Da ist es ruhiger, und da sollst Du einmal das Schwimmen versuchen."

Er hatte bei Jum und Jim eine ebenso einfache wie zweckmäßige Methode angewandt. Die kleinen Bengel hatte er unter den Armen soweit hinausgenommen, daß sie keinen Grund mehr bekamen, worauf er sie ohne weiteres los- und sich selber überließ.

Die Kerlchen gingen unter, kamen dann wieder herauf und strebten in ihrer Todesangst mit allen Kräften auf ihn zu, den einzigen Halt, pudelnd wie die Hunde — er wich ihnen aus, sie gingen wieder unter, tauchten wieder in die Höhe, strampelten und pudelten aufs neue, bis er sich ihnen endlich, wo der Atem sie ganz verließ, als Rettungspfosten stellte.

Nachdem sie so gelernt hatten, sich über Wasser zu halten und im Wasser fortzubewegen, machte es keine große Mühe, ihnen die regelrechten Schwimmbewegungen beizubringen.

Ebenso, wenn auch gelinder, wollte er Ellen in die Schule nehmen. Er hob sie auf die Arme und trug sie hinaus, sie schmiegte den Kopf fest an seine Schulter, ihre Augen waren halb geschlossen, in den so verschleierten Blicken mischten sich Scheu und stille Fügsamkeit.

Peter zuckte zusammen. Ein weiblicher Zug war auf dem Kindergesicht, ein Zug so zagender Ergebenheit, so bang bereiten Duldenwollens — aber wie er so auffuhr, schlug sie die Augen voll zu ihm empor, und nun sah er Kinderaugen voll vertrauenden Gehorsams.

Und seine Blicke freuten sich ihrer kindlich zarten Gestalt, der schmalen, knochigen Füße, der überschlanken Arme. Und seine Finger streichelten ihren magern Hals.

Jetzt waren sie weit genug draußen.

„So Ellen, nun laß ich Dich los."

Sie wollte „nein" rufen, aber es ward nur ein Gurgeln, denn schon war ihr Mund unter Wasser — — —

Peter, der zurückgetreten war, wartete und wartete — sie kam nicht wieder zum Vorschein. Da ward es ihm angst und

bange, er tauchte, wo die Blasen emporgurgelten, und hob sie an die Luft.

Wild warf Ellen die Augen herum, aber ihre Arme hingen schlaff und suchten keinen Halt. Sie hatte so viel Wasser geschluckt, daß sie fast zerbarst. Und es kostete viele Künste, ehe sie sich einigermaßen davon befreit hatte. Doch ihre Augen blieben gehorsam und zu allem bereit.

Da sagte aber der Ohm: „Nein, mein liebes Kind. So geht das nicht. Du willst einfach so lange schlucken, bis in der See kein Wasser mehr ist und Du wieder Grund hast!"

Schon lachte sie, und zur Belohnung verkündete ihr Ohm Peter, daß sie für heute aufhören wollten. In flacherem Wasser, wenn einmal noch weniger Brandung wäre als heut, wollten sie die Versuche wieder aufnehmen.

Sie gingen an Land. Der Ohm gab ihr einen zärtlichen Klaps. „So, Kleine, nun zieh Dich schnell an!"

Sie lief in ihr Nest und gab sich alle Mühe, mit dem Ohm zu gleicher Zeit fertig zu werden, was ihr denn auch so ziemlich gelang.

Heute war sie mit sich zufrieden. Sie war stärker gewesen als ihre Angst! Sie hatte dem Ohm keinen Anlaß gegeben, ihr böse zu sein.

Wenig verlangte er ja nicht. Und die ganze Art seines Schwimmunterrichts — ei wei, ei wei! Sie mußte immer noch spucken. Und sie würde heute nichts essen können, der Salzwassergeschmack machte ihr übel.

Aber was lag daran? Sie hatte sich heute so ganz anders benommen als auf der Segelfahrt. Jetzt brauchte sie an diese Fahrt und all das, was mit ihr zusammenhing, nicht mehr zu denken.

Und das machte sie so froh.

Freilich, die große Angst vor der See, die blieb bei ihr, und die würde auch wohl niemals von ihr weichen.

Der Ohm rief zu ihr herüber.

„Ja! Ich bin auch soweit!"

Peter musterte sie, wie sie in vollem Anzug vor ihn trat. Sie erschien ihm so größer, älter und mädchenhafter, viel kindlicher war sie in dem Badekleid.

Er nickte zu dieser Beobachtung, wie um die Tatsache noch fester zu machen. Es war eine leise Zufriedenheit dabei und etwas von wohliger Ruhe.

XXI.

Die nächsten Religionsstunden waren schon nicht mehr wie die erste. Der Katechismus wurde auch hier in seine heiligen Rechte eingesetzt, und sie mußte lernen und lernen, Worte, die ihr so fremd und wesenlos schienen und kein Leben in ihr gewinnen konnten.

Wie verzweifelnd irrte sie mit dem Buch durch Haus und Garten.

„Lern man nich so viel!" riet ihr Mutter Wittmüß in ihrer unbekümmerten Art. „Was Du nich weißt, brauchst Du nich wieder zu vergessen!"

Aber das konnte sie nicht retten.

In der Stunde hatte sie heute ihre Aufgabe wohl hersagen können, aber sie kehrte doch trostlos aus dem Pfarrhause zurück.

Pastor Willers hatte ihr den Heiland gegeben — jetzt nahm er ihn ihr wieder, denn er machte ihn zum Wort und dann zum Buchstaben.

Das Dogma der Dreieinigkeit hatte er ihr heute aufgeladen, und daran schleppte ihre Seele.

Jeden, der ihr auf dem Heimweg begegnete, hätte sie bitten mögen, die Last von ihr zu nehmen. Jeden Bauer, jeden Fischer, jeden Fuhrmann war sie im Begriff zu fragen, wie sie denn bloß das große Geheimnis zu verstehen hätte, das sie so quälte mit erdrückendem, unerbittlichem Dunkel.

Warum hatte sie sich nicht an Frau Brigitte gewandt, da sie den Pastor selbst nicht bitten konnte, nachdem er mit solcher Selbstverständlichkeit so viel Göttliches zwischen ihnen aufgerichtet hatte!

Frau Brigitte hatte ihr zum Abschied so kräftig ihren Kopf gestreichelt und ihr so herzhaft lustig Lebewohl gesagt —

Aber das war es ja eben — sie war so laut — Ohm Peter nannte sie eine Frau, die nicht flüstern kann — und wer das nicht kann, dem kann man selber nicht gut von Geheimnissen was sagen.

Da hinten ging Lehrer Karsten übers Feld. Sie lief spornstreichs zu ihm und hatte ihn kaum begrüßt, als sie ihn auch schon um Hilfe bat.

„Lieber Herr Karſten, wollen Sie mir nicht ſagen, wie das iſt? Der Vater und der Sohn und der Geiſt, das ſind drei und doch iſt ein Gott!“

Er ſah ſie an mit ſeinen ſtillen, bangen, fernen Augen, dann ſagte er ihr, wie er es gelernt hatte und ſo gut er's wußte: „Verſtehen läßt ſich das nicht, mein Kind. Das muß man glauben.“

„Aber das iſt doch ſo furchtbar ſchwer!“

„Wäre es nicht ſo ſchwer, würde dann wohl die ewige Seligkeit der Lohn dafür ſein?“

Das brachte ihr keinen Troſt.

Mutter Wittmüß war die nächſte, der ſie mit ihrer Not kam. Die war beim Keſſelſcheuern und gab die kurzfertige Antwort: „Wie kann man ſich darüber den Kopp zerbrechen! Das ſteht ſo geſchrieben und darum is es! Un wenn es anners wär', denn wär' es auch noch ſo!“

Was hatte ſie davon? Was ſagte ihr das? Wenn nur der Ohm zu Haus geweſen wäre!

Jetzt mußte Vater Wittmüß dran glauben.

Der Alte verſtaute ſeinen Priem auf die andere Seite und ſagte gemächlich: „Ja mein Kind, wie kannſt Du Dir nu gerade das ſo zu Herzen nehmen? Wo man hinguckt in der Welt, findt man doch ſowas, was man ſich nich erklären kann. As wie zum Beiſpiel: da is ein Menſch, un da is noch 'n anderer Menſch, un die tun ſich zuſammen, un davon kommt denn 'n dritter Menſch. Jä — is das nich reichlich ebenſo wunderbar as die ganze Dreieinigkeit? Siehſt Du, un ſo is die ganze Welt voll lauter Wunders. Un was man nich verſtehen kann, das is denn Glauben. Un weil's ſo viel von der Sorte gibt, darum is das auch gar nich ſo ſchwer.“

Nun hatte der eine ihr geſagt, wie ſchwer der Glaube ſei. Und hier hörte ſie davon wie von einer ganz leichten Sache reden.

Das machte ſie nur noch ratloſer und verzagter.

Erſt als Mutter Wittmüß ihr ſagte, ſie möchte doch von ihren Bohnen pflücken, die ſeien für die nächſten Tage fällig, kam ſie wieder auf andere Gedanken.

Als dann aber der Ohm gegen Abend nach Hauſe zurückkehrte, lebte ihre Not wieder in ihr auf, um ſo regſamer, als ſie bei ihm ihre Hilfe ahnte.

Wie ſie ſo in der Vorhalle bei ihm ſtand und in ihrer Bedürftigkeit ſich an ihn ſchmiegte, gab er ihr keine Worte wie die andern.

„Komm!“ ſagte er, und er zog ſie auf die Bank. „Wir wollen in die Wolken ſehen und in die Sterne.“

Er wußte, daß in ſolchem Schauen alle Not menſchlicher Enge ſich löſt.

Sie blickte hinauf zu dem heiligen Zug der ſchweigenden Abendwolken, ſie ſah, wie die Sterne ſich voll Licht tranken aus der quellenden, lebendigen Ewigkeit.

Und im Schauen ſank ſie hin, daß ihr Kopf ſich in Ohm Peters Schoß bettete.

Sie fühlten dasſelbe, ſie waren wie eins, die große Sicherheit, daß ein Großes um ſie war, das ſie hielt und ſie hütete, umſchlang ſie beide und trug ſie zuſammen empor.

„Du biſt mein Kind — mein Ellenkind,“ ſagte er leiſe.

„Und Du biſt mein Vater.“

XXII.

Heute war ein unvergeßlicher Tag, denn er zeitigte drei gleich bedeutende Ereigniſſe. Am Morgen kochte Ellen ihre Bohnen, am Nachmittag kam Ewald, der langerſehnte, leibhaftig zum Beſuch, und am Abend ſpielte der Ohm Cello, das erſtemal, ſeit die Kleine bei ihm war.

Wie ein Hausmütterchen, mit einer großen Küchenſchürze angetan, ſtand das Kind vor dem Herd, und ihr kleines Herz pendelte zwiſchen Angſt und Würde.

Nachdem ihre Finger mit ſcheuer Zartheit die Schoten abgezogen hatten, fragte ſie Mutter Wittmüß wohl ein dutzendmal immer dasſelbe: wie lange die Bohnen kochen müßten, wieviel Salz dazu gehörte, ob ſie in kaltem oder heißem Waſſer aufgeſetzt würden. Wenn aber die Alte, der Antwort müde, ſelber zugreifen wollte, zog ſie ſie mit eiferſüchtigem Zorn vom Herde.

Nun gab es noch eine Not: würde der Ohm auch zur rechten Zeit nach Hauſe kommen? Er war mit Johann Wittmüß zum Netzeeinholen ausgefahren, da ließ ſich die Stunde nicht ſo genau innehalten,

am wenigſten heute, wo der Wind ganz abgeflaut war und ſtatt ſeiner ein bleierner Glanz am Horizont aufzitterte.

Ellen lief in den Garten und ſtellte ſich auf die Höhe, nach den Männern auszuſchauen. Dann zog die Sorge ſie wieder zu ihrem Kochtopf, und wenngleich der Dampf in lebhaften Stößen den Deckel hob, nahm ſie ihn doch herunter, um mit eigenen Augen zu ſehen, ob das Waſſer auch richtig im Kochen war, nahm darauf einen Löffel, um zum vierten Male die Brühe zu probieren, und obwohl ſie ſich dabei lediglich den Mund verbrannte, nickte ſie doch mit fachmänniſch wichtiger Miene: „Ich glaube, es iſt gut!“

Und wieder rannte ſie in den Garten und guckte ſich die Augen aus, um dann mit dem herzensbangen Schrei: „Mutter Wittmüß, es iſt ſchon eine Minute zu viel!“ an den Herd zurückzufliegen.

„Na — ſo genau —!“ wehrte die Alte gelaſſen ab.

„Doch — doch!“ Und die Kleine nahm den Topf vom Feuer.

„So ſtehn bleiben dürfen ſie aber auch nich lang'!“ mahnte die Küchenmeiſterin. „Denn verlieren ſie 'n Geſchmack!“

„Was machen wir denn bloß!“ klagte das Kind. „Kochen dürfen ſie nicht mehr, und ſo ſtehen dürfen ſie auch nicht!“ Sie war in heller Verzweiflung.

Wie klopfte ihr Herz, als ſie im Garten Schritte hörte! Sein Schritt war es — und richtig, der Ohm kam den Weg herauf. Er hatte noch im Dorf zu tun gehabt und war von der andern Seite heimgegangen.

Nun hatte alle Not ein Ende.

Voll Stolz und zugleich mit tödlichem Bangen trug Ellen ihre Schüſſel auf. Und mit ſo verhängnisſchwerer, zitternder Inbrunſt hängt keine junge Frau beim erſten Mittageſſen an dem Munde ihres Mannes, wie ſich hier der Kleinen hellſeheriſch geſpannte Blicke den Kinnladen des Ohms ergaben.

Sie hatte von ihren Taten kein Wort geſagt, aber er merkte an ihrer verklärten Scheu, an ihrer zaghaften Feierlichkeit, was hier geſchehen war, und vor der Größe ſolchen Geſchehniſſes wahrte auch er andächtiges Schweigen.

Er aß nur, nickte ihr zu, klopfte ſein Zwerchfell, ſchnalzte mit der Zunge und nahm ſich aufs neue.

Und Ellen war eitel Glückſeligkeit.

Schweigſam blieb der Ohm auch ſpäterhin. Die Kleine betrachtete ihn mehrmals von der Seite, ſie fand, daß er müde ausſah, ſeine Augen waren ohne rechten Glanz, und die leichten Falten in den Winkeln wollten ſich tiefer graben.

Sie legte langſam die Hand auf ſeinen Arm. „Iſt Dir etwas, Ohm?“

Er ſprang in die Höhe. „Was ſoll mir ſein? Nichts iſt mir!“

Solche Mitleiderei war ihm zuwider. Und er hatte aus dem Ton, ſo kindlich er war, doch etwas Frauenzimmerliches herausgehört.

Er ſchüttelte ſich, dann ſagte er ruhiger: „Ich glaube, wir kriegen ein Gewitter. Das ſteckt mir immer ſchon vorher in den Knochen. Das erſte Gewitter im Jahr — das hat Macht über mich wie der erſte Schnee. Im übrigen“ — er gähnte lange und tief — „will ich heute mal ausnahmsweiſe einen Mittagsſchlaf halten.“

Ellen hing ſeiner Schroffheit nicht weiter nach. Sie ſah ihn immer nur ihre Bohnen eſſen, hörte das Schnalzen ſeiner Zunge und dachte an ſeine Blicke, als er ſich mit der Hand auf den Magen klopfte, zum Zeichen, wie gut es ihm ſchmeckte. Und ſie ſang leiſe vor ſich hin, als ſie der Alten in der Küche beim Abwaſchen half.

Als der Ohm und die Kleine ihren Nachmittagskaffee in der Vorhalle tranken, ſahen ſie eine ſchlanke Knabengeſtalt durch die Gartenpforte eintreten.

„Scheint mir der Ewald zu ſein,“ ſagte der Ohm.

Und er war es.

Die Kleine ſprang auf. Sie lief dem Beſuch entgegen, und wie bezwungen von ſeiner ganzen Erſcheinung nahm ſie ihn bei der Hand. Und ſo Hand in Hand mit ihm trat ſie vor den Ohm.

„Ja, es iſt Ewald. Und er will uns beſuchen.“

Sie führte ihn vor, als wär' er ihr längſt bekannt, als hätte ſie an ihm beſonderen Anteil.

Dafür traf ſie ein großer, verwunderter

Blick vom Ohm. Dann aber begrüßte er den jungen Gast, der bescheiden, den Hut in der Hand, sich verneigte, mit aller Freundlichkeit.

„Setzen Sie sich, Ewald. Und Du, Kleine, bring' noch eine Tasse."

Wie sie dann zusammensaßen, fragte Peter den Jungen vor allen Dingen nach seiner Malerei.

Der Befragte senkte die Augen, und Verlegenheit lag auf seinen ersten Worten. Dann aber wurde er lebhafter und freier, und schließlich trat ein reges Selbstbewußtsein heraus, das freilich verstand, sich geschmackvoll und gefällig in Bescheidenheit zu kleiden.

Er bekannte, daß er vom Malen nicht lassen könne, daß er dafür jede freie Minute verwende, deren allerdings nicht gerade sehr viele seien, da er natürlich seine Schulpflichten jetzt vor der Abgangsprüfung besonders sorgsam erfüllen müsse, daß er die Malstunden, die ihm ein alter einsiedlerischer Künstler umsonst gebe, niemals versäume, daß er jeden Pfennig, den er von seinem Taschengeld erübrige — und das sei fürwahr nicht allzu reichlich bemessen — in Farben, Pinsel und Leinwand anlege.

Von all dem Schwierigen lasse er sich nicht unterkriegen, und auch die Zukunft, die nicht grade gnädig auf sein Streben herabscheine, könne ihn seiner Kunst nicht abspenstig machen.

„Sie werden Theologie studieren?" fragte Peter.

„Ich muß wohl."

„Das heißt also, Sie wollen nicht!"

„O doch!"

„Hören Sie mal, dies ‚wohl' und dies ‚doch' — mit ‚wohl' und ‚doch' und solchen geflickten Empfindungen studiert ein ehrlicher Kerl nicht Theologie. Haben Sie nicht ein glattes, klares, innerliches ‚ich will' dafür —"

„Das hab' ich!"

Peter sah ihm ins Gesicht, Ewald hielt den Blick aus. Doch war sich Peter nicht klar, ob die großen, tiefblauen, schwarzbewimperten Augen des Jungen sich nicht allzugut auf sich selbst verstünden und nicht die willfährigen Diener all seiner Wünsche seien.

Die Kleine aber sah zu diesen Augen empor, den Kopf auf die Hände gestützt, gläubig wie die Engel zu Füßen der Sixtinischen Madonna. Sie hätte sich für die unbefleckte Reinheit aller Blicke dieser Augen in Stücke reißen lassen.

„Nun gut — wenn Sie wollen — dann wird sich ja wohl auch hier zwischen Kirche und Malerei ein Einvernehmen herstellen lassen. Wie mancher Geistliche ist nicht ein großer Maler gewesen! Sie wissen doch, daß jemand die Malerei die Lieblingsschwester der Theologie genannt hat."

„O ja."

„Davon ist mir allerdings nichts bekannt, aber es könnte immerhin jemand gesagt haben." Ohm Peter unterdrückte ein Spitzbubenlächeln und fuhr dann ernsthaft fort: „Dieses Verwandtschaftsverhältnis ist unzweifelhaft. Und seine Wurzeln gehn in die Tiefe. Religion und Malerei sind Stammesgenossen. Religion ist schlechthin Malerei. ‚Im Anfang war das Bild' soll man sagen. Das Urbild, dessen Abbild das Leben ist, mit all seinen Gleichnissen."

Er hätte gern seine Gedanken, die an Wendungen ihre Freude hatten, sich weiter schlingen lassen, aber er fand in Ewalds Augen, die, wie ihm scheinen wollte, auf Verständnisinnigkeit bewußt eingestellt waren, nicht die lebendige Gegenliebe.

‚Ist der Bengel nicht bloß hübsch, ist er auch dumm?' fragte sein lachender Ingrimm.

Oder tat er dem Jungen unrecht — und deshalb nur, weil die Kleine mit so schönheitsfrohen Sinnen selig in seinen Anblick sich vergrub!

Er sprang auf und reckte sich. Was ging es ihn an! Mochte sie ihre Blicke vergraben, wo sie wollte! Was kümmerte ihn der grüne Junge — was kümmerten ihn die beiden im Grunde! Fremder Leute Kinder — — —

Aus der dunstigen Ferne brach züngelnd der erste Blitz. Gott sei Dank! Jetzt war ein Loch in die elendige Schwüle gerissen, die ihn schon den ganzen Tag einschloß und umspannte. Und mit leichterem Mut sah er dem Donnerwetter entgegen.

Die beiden jungen Menschen waren nebeneinander sitzen geblieben. Erst

ſchweigend, dann fand ſich ein Wort, noch ſchüchtern und zag, bald aber zog es andere nach ſich, und dann war ein kindliches Geſpräch im Gange.

Das gefiel Ohm Peter nun wieder an dem Jungen, daß er nichts Überlegenes zur Schau trug, daß er nicht mit Primanerhochmut Konverſation machte, vielmehr mit der Kleinen einfach und anſpruchslos ſich gab und offene Freude zeigte, ſo mit ihr zu plaudern.

Es war etwas Unberührtes in Ewald, das erkannte Peter wohl, und allmählich ſtieg ein Wohlgefallen an dem Weſen der beiden in ihm auf.

Jetzt ſprach der Junge von ſeinem Vater mit ſchlichten Kinderworten, die ehrlich zeigten, mit welcher Liebe er an ihm hing und wie deſſen Gemütstrübungen ihn ſelber quälten.

Da bat ihm Peter manches ab. Er glaubte jetzt ſelber, daß ſeine leidige Schroffheit dem Jungen unrecht getan hatte.

Und da er ſich nicht zu ſchonen pflegte, ſtellte er ſich ſelbſt die harte Frage, ob es nicht niederträchtige Eiferſucht, das heißt väterliche Eiferſucht war, was ihn ſo auf Ewald gehetzt hatte.

Wie lächerlich war das! Wie elend lächerlich! Wenn die beiden ſich aneinander freuten, mußte der Glanz nicht auf ihn ſelber fallen?

Hegen und fördern mußte er dieſe werdende Jugendfreundſchaft!

War das nicht ein wundervolles Bild, dieſe ſchönen jungen Menſchen, die einander zugetan waren auf den erſten Blick — das Bild leuchtender Notwendigkeit. Mußte in ihm ſelbſt nicht die Jugendluſt des eigenen Lebens zurückfluten — in ihm, der mit ſeinem Alter abſeits ſtand, ein wiſſender Zuſchauer, in klarer Gelaſſenheit nickend zu dem, was ſich immer blühend wiederholt.

War nicht das Köſtlichſte hier im Entſtehen — die Jugendfreundſchaft zwiſchen Knabe und Mädchen, in der alle Blumen, alle Sterne des Lebens ſchlummern?

Und wenn daraus Liebe würde — nichts verſchleiern, alter Peter! Allem klar und feſt ins Auge geſchaut! — wenn die beiden ſpäter ein Paar würden — weiß Gott, an ihm, an ſeiner Hilfe ſollte es dann nicht fehlen!

Er wollte ſchon dafür ſorgen, daß aus Ewald ein tüchtiger Kerl würde. Von der Theologie würde er ihn loseiſen, in ſeiner Kunſt ſollte er es zu etwas bringen!

Ein großer Maler wird der Junge — und dann — —

Peter — alter Peter! Biſt doch immer derſelbe. Immer von einem Überſchwang zum andern. Erſt haſt Du gar kein Vertrauen zu dem Jungen, jetzt teilſt Du ihm das Höchſte zu. Biſt doch ein verrückter Kerl.

Und Dich hat einmal einer, dem Deine Rückſichtsloſigkeit in die Rippen fuhr, den „Eiſernen“ genannt!

Eiſern — Du lieber Gott! Ja, ein Eiſenſpan vielleicht. Den erſt der eine Pol anzieht, und wenn er ſich da vollgeſogen mit all ſeinem wilden Durſt, dann läßt der Pol ihn los, und er fällt und fliegt dem entgegengeſetzten zu. Und da wiederholt ſich das Alte. So bleibt es ein Dürſten und Fallen und Fliegen —

Peter — der eiſerne Span.

Er lachte ſich aus, und dann lachte er den Blitzen zu, die jetzt ſchneller und greller flammten — ſchon hörte man auch den Donner in dumpfen Wellen herüberzittern.

Ewald brach auf. Er hatte einen weiten Weg.

Natürlich! Das Jüngelchen fürchtet ſich vor den paar Regentropfen! So wollte ihn Peters Übelwollen verabſchieden. Aber deſſen Widerhall war eine um ſo größere Güte, die das letzte Wort behielt und den Jungen bat, recht oft wiederzukommen, auch mit der Kleinen einmal ſpazieren zu gehen.

Freudig ſagte Ewald zu, und ſo trennten ſich alle in einhelliger Zärtlichkeit.

XXIII.

Das Wetter wollte nicht heraufkommen, es ſtand feſt am Horizont, wie eingekeilt zwiſchen Himmel und Meer. Die Luft blieb in ſtiller, regungsloſer Erwartung, nur wenn ein Donner mächtiger ſich hob, bebte ſie leiſe zuſammen.

Der Ohm war wieder ſchweigſam geworden, und auch Ellen hatte nicht viel

zu sagen. Sie begleitete mit der traumwandelnden Schwärmerei ihrer jungen Jahre den, der eben von ihnen gegangen war, auf seinen Wegen.

So zog der Abend herauf. Peter machte sich nach dem Essen noch im Garten zu tun, Ellen ging früh ins Bett. Sie freute sich auf ihre Träume.

Als das Dunkel dem Ohm die weitere Arbeit verbot, setzte er sich in der Vorhalle nieder, stützte den Kopf in die Hände und sah den Blitzen zu, die unaufhörlich flammten.

Und jetzt war es auch, als ob ein leiser Windstoß in den Abend hineintaste.

Er sah nach oben: über die Sterne zog sich ein Dunst, und Wolkenkämme schoben sich langsam höher und höher.

Dann — wie Rufe klingt es kurz und abgerissen — sind es Warnungslaute — sind es Befehlstöne — es zieht etwas herauf, etwas Schweres und Dunkles, etwas unheimlich Machtvolles —

Jetzt ein Schrei — ein Brausen — trommelnd schlägt der Wind mit den Fäusten an die Holzwände des Hauses — — Ein wilder Wirbel in der Luft — und nun prasselt der Regen hernieder.

Peter geht hinein, schließt die Tür und setzt sich in die dunkle Halle.

Da bleibt er regungslos und horcht auf die Töne, auf die brausenden Fugen des Sturmes, auf die tausend klingenden Tropfen.

Aber das Haus singt nicht wie sonst, nicht in so klarer Höhe wie sonst, nicht in so hallender Tiefe, nicht mit so bewegter Seele. Denn seine Seele, die die Einsamkeit ist, hat Schaden genommen.

Und Peter klagt, daß er seinem Hause und seiner Musik das antun konnte. Daß er an seiner heiligen Einsamkeit sich so versündigen konnte.

Einsamkeit — Einsamkeit!

Nicht lange — ein paar Monate noch, dann war er wieder allein mit seinem Hause. Ob das ihm aber jemals diese Entweihung verzeihen würde!

Mußte von dem Geschehenen nicht immer etwas in dem Hause bleiben! Würde der Schade an seiner Seele je wieder schwinden!

Wie das klang — nein, nein, das war ein Lärmen — Regen und Wind — und Wind und Regen — wo waren die lebendigen Töne des Hauses, wo war die Musik, seine Seele?

Ingrimmig versank Peter in sich selbst, wie einen Mantel raffte er das Dunkel um sich zusammen.

Es blitzte schon lange nicht mehr, als hätten die Regenströme die Feuerschlangen ausgelöscht.

Und Peter dämmerte ein in einen zornigen Halbschlaf —

Da — eine zuckende Glut — ein wilder Stoß fauchender Flammen wirft sich herein — zugleich ein taumelnder Schlag, ein berstender, platzender, brechender Schwall von Dröhnen, Knallen, Knattern und Krachen — und noch mehr Flammen, wie hereingejagt von der tosenden Wucht des Schalles.

Das Haus bäumt sich und duckt sich und heult auf wie ein blutig geschlagenes Tier —

Und Peter fährt zusammen in jauchzendem Schreck, in jubelnder Angst —

Da fliegt eine weiße Gestalt auf ihn zu und schmiegt sich auf seinen Schoß, und zwei Arme umklammern ihn in drängender Herzensnot.

Es ist Ellen — längst ist es wieder finster geworden — hat sie ihn geahnt, daß sie ihn gleich findet auf ihrer Flucht?

„Ohm — Ohm — wie furchtbar ist das —"

Und sie drängt und schmiegt sich, als möchte sie in ihn sich bergen —

Da zuckt er zusammen, wilder als von dem Blitz, und will sie von sich stoßen —

Aber wie seine Hände fühlen, daß ihre Glieder davon erstarren, zieht er das Kind wieder an sich, mit väterlicher Sorge, steht dann auf und trägt sie auf den Armen zum Sofa, wo er sie niederlegt.

„Es hat uns ja nichts getan," tröstete er sie. „Und es bleibt bei dem einen Schlag."

Er machte Licht. Sie kauerte sich immer noch zitternd in ihr Nachthemd hinein. Da strich er über ihre großen, entsetzten Augen. „Das Wetter ist vorüber." Ein Donner verrollte in die Ferne. „Hör! Auch der Regen hat nachgelassen. Man sieht schon wieder Sterne. Und jetzt leg Dich wieder hin."

Sie stand gehorsam auf, er brachte sie

Kinderstudien. Gemälde von Alfred Sohn-Rethel.

bis zu ihrem Zimmer, sagte ihr gute Nacht und zog die Tür ins Schloß.

Dann setzte er sich. Seine Augen blieben auf die Tür gewandt in verdämmernden Gedanken, die mit Wolken spielten und deren Gestalten in Nebel sich verzogen, sobald eine Form sie umfangen wollte.

Und es war eine Bangigkeit über ihn gekommen.

Jetzt, wo das Wetter sich entladen hatte, war er doch nicht frei, nicht klar und nicht stark.

Wie sollte er sich lösen?

So saß er eine lange, lange Zeit.

Da ließen seine Augen von der Tür und gingen zu seinem Cello.

Lautlos war die Nacht geworden, die Wolken waren gesunken, der Mond hob sich in den Sternenhimmel.

Im Hause rührte sich nichts, die Kleine schlief sicherlich schon wieder ihren tiefen Kinderschlaf.

Er löschte die Lampe, deren Wachsamkeit die Ruhe störte, und holte das Cello hervor.

Und er spielte all seine Bangigkeit. Und er spielte all, was an Sehnsucht nach Einsamkeit in ihm war — nach reiner, heiliger, sieghafter Einsamkeit.

Erst war es ein leises Schweben auf weichen Schwingen, dann ward es der inbrünstige Flug rauschender Fittiche.

Er hörte nicht, daß die Tür sich öffnete, auf der seine nebelnden Blicke so lange geruht hatten. Er hörte nicht, wie Ellen, von seinen Tönen gezogen, ihm näher schritt.

Erst als sie in das Mondlicht trat, gewahrte er sie. Da stieß er einen Schrei aus, sprang auf und ließ das Cello fallen.

Sie aber brach schluchzend zusammen und kniete vor ihm, ihr loses Haar flutete ihr über das Gesicht und über die Hände, die die Augen deckten. So lag sie in dem Schein, wie eine Büßerin.

Ohm Peter stand ruhig. Dann fragte er leise und fest: „Worüber weinst Du?"

„Ich muß weinen. Über Dein Spiel muß ich weinen."

„Was heißt das, Ellen?"

„Das ist, als ob ich fort muß — als wenn ich Abschied nehmen müßte — als wenn ich hier nicht mehr bleiben könnte — —"

„Ellen!" Er atmete tief, da sich ihm offenbarte, wie das Kind lebte in dem, was er selber empfand. Er nahm ihre Hände und zog sie in die Höhe.

„Du fortgehen! Bist Du nicht mein Ellenkind?"

„Ja — ja!"

Er küßte sie auf die Stirn. „Und jetzt wünsche ich, daß Du endlich schläfst!"

XXIV.

Sie wanderten durch das flutende Sonnengold, Ewald und Ellen. Ein lachendes Flimmern, eine kichernde Heiterkeit zitterte über das Grün der Felder, die Luft war voll Jubel, voll Lerchensang und frohlockenden Lichtern.

Eine Strecke gingen sie Hand in Hand, dann ließen sie sich los, und nun schritten sie eine Weile jeder für sich, wie um die Freude des Nebeneinander durch kurze Trennung zu erhöhen.

Und Ellen schloß dann wohl die Augen, es freute sie, an den denken zu können, den sie sofort, sobald sie es wollte, wieder neben sich sehen durfte.

Sie suchte ihn so mit gesenkten Wimpern sich vorzustellen, wie er wirklich in all' seinen Einzelheiten aussah: seine Augen, seine Nase, seinen Mund — und blickte dann blitzschnell zu ihm hinüber und verglich ihr schwindendes Bild mit seiner Erscheinung. Und sie lachte, wenn sie es im kleinen verfehlt hatte, und war glücklich, wenn beides sich sorgfältig deckte.

So belustigte sie dieses haschende Spiel zwischen Vorstellung und Leibhaftigkeit.

Als sie den Strand erreicht hatten, setzten sie sich in die Dünen.

„Woran erkennt man eigentlich Malerhände?" fragte die Kleine, und sie nahm Ewalds Rechte, um sie genauer zu besehen und mit ihrer zu vergleichen.

Da entzog er sie ihr sofort. Seine Hände waren das einzig Unschöne an ihm, die Finger plump, ohne Linien, ohne Seele, das wußte er wohl, und er steckte sie in den Sand. „Die Hände sind doch das wenigste!" sagte er. Und seine unmutige Verlegenheit zu verbergen, wurde er großartig. „Weißt Du nicht, daß Lessing gesagt hat, Raffael würde auch dann der größte Maler gewesen sein, wenn er ohne Hände geboren wäre?"

„Wie kann der das wissen!“ sagte Ellen mit nachlässiger Kühle. Sie sträubte sich gegen Ewalds Verstiegenheit.

Und jetzt fragte sie ihn: „Hast Du Dein Skizzenbuch bei Dir?“

„Natürlich.“

„Laß mich doch, bitte, einmal sehen, wie Du's machst, wenn Du zeichnest.“

„Ach, weißt Du — wenn einer mir dabei auf die Finger sieht —“

„Das magst Du nicht?“

„Dann kann ich überhaupt nicht zeichnen.“

„Schade. Ich hätt' so gern gesehen, wie so aus nichts etwas wird. Das ist doch das Schönste, was man sehen kann. Möchtest Du's nicht doch einmal versuchen?“

„Es geht wirklich nicht, Ellen.“

„Na, wenn's nicht geht —! Aber dann zeichne doch mal etwas, wobei ich Dir nicht auf die Finger sehen kann.“

„Was meinst Du?“

„Mich. Oder willst Du nicht?“

„Gern! Ich hab' Dich schon selbst darum bitten wollen. Dann setz Dich, bitte, etwas höher. So. Und den Kopf mehr nach Saßnitz!“

Mit schneller, geschickter Hand brachte er in kurzer Zeit eine glatte Zeichnung ihres Kopfes zustande. Dabei verfeinerte er ihre Züge und zärtelte an den Linien herum, so daß sich das eigentlich Lebendige ihres Gesichts zu kühler Geleckheit verwischte.

Die Kleine empfand das auch, doch ohne daß es sie kränkte.

„Das soll ich sein? So hübsch bin ich nicht. Und eine Hauptsache hast Du vergessen.“

„Was denn?“

„Hier den Leberfleck am Ohr.“

„Ach das ist doch —“

„Der muß da mit 'rauf! Ohne den bin ich das gar nicht!“

„Aber Ellen!“ Er begriff wahrhaftig nicht, wie man um einen Schönheitsfehler kämpfen könne, und sah sie voll Verwunderung an.

Sie aber bestand auf ihrem Leberfleck.

„Wenn Du ihn nicht machst, mach' ich ihn. Gib mir mal den Zeichenstift.“

„Nein, nein!“ Dagegen verwahrte er sich lebhaft. „Von anderer Hand laß ich mir nichts hineinsetzen.“ Er fügte sich jetzt ihrem Willen und machte einen schwarzen Punkt neben ihrem Ohr.

„So,“ sagte die Kleine beruhigt. „Sehr ähnlich ist er nicht, aber da muß er sein. Und eigentlich ist er ja gräßlich. Sieh mal, es wachsen kleine Haare drauf. Der Ohm aber findet ihn nett. Er nennt ihn meinen Steckbrief. Und streichelt ihn manchmal mit dem Finger.“

Sie legte sich in den Sand, die Arme unterm Kopf, doch so, daß sie Ewald sehen konnte.

Er skizzierte jetzt das Stubbenkammer-Vorgebirge und summte leise vor sich hin. So blieben sie eine Weile schweigend.

„Sing mir etwas vor, Ewald,“ bat sie ihn dann.

„Singen soll ich? Was?“

„Was Du willst. Am liebsten was recht Trauriges.“

Er sang, ohne sich zu zieren, das Lied vom „verlorenen Schwimmer“.

Es wirbt ein schöner Knabe
Da überm breiten See
Um eines Königs Tochter,
Nach Leid geschah ihm Weh.

„Ach Knabe, lieber Buhle,
Wie gern wär' ich bei Dir,
So fließen nun zwei Wasser,
Wohl zwischen Dir und mir.

Das eine sind die Tränen,
Das andre ist der See,
Es wird von meinen Tränen
Wohl tiefer noch der See.“

So setzt sie auf das Wasser
Ein Licht auf leichtes Holz,
Das treibet Wind und Wasser
Zu ihrem Buhlen stolz.

Das Lichtlein auf den Händen,
Er schwamm zum Liebchen her,
Wo mag er hin sich wenden?
Ich seh' sein Licht nicht mehr — — —

Er sang es mit seiner klangreichen Stimme, die mehr Glanz als Innerlichkeit hatte. Doch weil ihm sein Skizzieren wichtiger war, kam alles wie nebenher, ungekünstelt, ohne Gepränge und mit einfacher Wirkung heraus.

„Schön, schön!“ Die Kleine hatte Tränen in den Augen und reckte sich in süßer, wohliger Wehmut. „Hast Du nicht noch was Traurigeres?“

„Nein.“

„Schade.“

Und nach einer Weile: „Sag einmal, kannst Du schwimmen?“

„Ja.“

„Ich nicht. Ich werd's auch wohl nie ſo recht lernen. Und jetzt ſing' mal etwas ganz Luſtiges.“

„Was Luſtiges?“

Er ſang:

Hudel die Trudel,
Dat Drauſſelneſt is vull.
Un kriegſt Du de Jung' nich,
So kriegſt Du de Ull,
Un kriegſt Du de Ull nich,
So kriegſt Du dat Neſt,
Un ſünd ſe utflagen,
So ſünd ſe inn weſt.

„Fein. Was kannſt Du alles! Aber das Traurige iſt doch am ſchönſten.“

Sie lag und kaute beſchaulich auf einem Grashalm. „Du kannſt malen und ſingen. Und ſchwimmen auch. Und biſt ſo klug in der Schule.“ In ihren gehobenen Augen war eitel Bewunderung. „Ich kann gar nichts.“ Sie ſenkte wieder nachdenklich den Kopf. „Singen — Du lieber Gott. Nicht mal die Wacht am Rhein!“ Nun kicherte ſie leiſe vor ſich hin.

Ewald klappte ſein Skizzenbuch zu und ſah nach der Uhr. „Späteſtens in einer Viertelſtunde müſſen wir gehen,“ ſagte er in braver Gewiſſenhaftigkeit.

Sie gab darauf nicht acht. „Zeig' mir doch mal Deine Skizze.“

„Daran iſt nichts zu ſehen.“ Er reichte ihr gleichwohl das Buch.

Sie beſah ſich das Bild, nickte dazu und gab ihm das Buch zurück. „Jetzt, Ewald, jetzt zeichne doch mal etwas, was Du nicht ſiehſt.“

„Wie meinſt Du?“

„Etwas, woran Du denkſt. So was, wovon man nur träumen kann. Was Überirdiſches und ſo was.“

„Das — das reizt mich nicht.“

„Zeichne mal was Großes. Den lieben Gott. Oder die Dreifaltigkeit. Oder den Tod.“

Solches Verlangen beunruhigte ihn, er ſtand auf und klopfte den Sand von ſeinem Anzug. „Wir müſſen jetzt gehen.“

Die Kleine erhob ſich auch, aber ſie blieb bei ihren Gedanken.

„Wenn ich zeichnen könnte, ich würde ſo was zeichnen wie den verlorenen Schwimmer. Sagen und Märchen und Lieder. Und was man ſich wünſcht, und wovor man Angſt hat. Die Nacht würd' ich malen. Weißt Du wie?“

„Nein.“

„Ein ſchwarzes Land, ganz eben und weit und ohne Bäume, weißt Du, und dahinter die See, die iſt auch ganz eben und dunkel und ſchläft ganz ruhig wie das Land. Und aus dem Waſſer ſteigt eine große Frau mit einem ſchweren düſtern Mantel. Ihre Haare ſind die Wolken. Und ihre Augen ſind Sterne. Und in den Wolken da ſind die Träume, gute und böſe — wo die Wolken ganz ſchwarz ſind, da ſind die böſen, und wo ſie heller werden, da ſind die guten Träume — und ganz, ganz hinten, wo die See zu Ende geht, da ſitzt ein drolliger kleiner Junge, und das iſt der Morgen — und — ja, das alles möcht' ich malen können! Warum machſt Du nicht ſo etwas?“

Unbehaglich war ihm Ellens Phantaſie, ein Land zeigte ſie ihm, in das er nicht gehörte. Das gab ihm ein kränkendes Gefühl der Ohnmacht. Doch enthob er ſich einer bewundernden Regung für die ihm verſagte Flugkraft ſeiner Gefährtin durch einen Ruck ſeines Selbſtgefühls. „Der eine malt dies, der andre das. Auf jedem Gebiet kann man Großes leiſten.“ Das war ein vortreffliches Wort, zur rechten Zeit gefunden und geſprochen. Damit kehrte ſeine Selbſtzufriedenheit wieder bei ihm ein. Und er trug dem Feſte, zu dem ſie gingen, eine leichte Stimmung entgegen.

XXV.

Jum und Jim feierten heute ihren zehnten Geburtstag. Als die Liſte der zu Ladenden aufgeſtellt wurde, hatten die Jungen ſich alle Gäſte außer dem Ohm Peter und Ellen verbeten.

Dieſer Wunſch war ausdrücklich gegen Ewald gerichtet, der ſonſt nie, wenn er zu Hauſe war, an dieſem Feſttage gefehlt hatte. Waren die Kleinen niemals dem großen Jungen irgendwie freundſchaftlich zugetan geweſen, ſo hatte dieſer ſich neuerdings, ſeit er Ellens erklärter Genoſſe war, eine Art Feindſeligkeit der beiden zugezogen.

In den ſtruppigen Gemütern der kleinen Burſchen war eine ſtille, ſcheue

Blume aufgesproßt, kaum ihrer selbst gewiß und ihren Besitzern gar unbewußt. Aber es kam davon doch ein neuer Schein und ein anderer Farbenhauch in ihr Strauchräuberdasein. Vielleicht auch wäre diese Offenbarung mit hellerer Kraft aufgegangen, hätte sie sich nicht einmütig, wie alles Wesentliche, bei beiden zugleich eingestellt, so daß jeder, was er schon sich selbst verbarg, vor dem andern noch besonders verstecken mußte.

So geschah es, daß Ellen von einer zärtlichen Empfindung bei ihnen nun schon gar nichts bemerkte. Wenn die beiden Jungen auch die letzten Male, wo sie zur Religionsstunde kam, immer zu Hause sich zeigten und in gleicher Weise vor wie nach dem Unterricht im Garten auftauchten. Und auch was im Hintergrunde geschah, hätte sie kaum mit sich in Verbindung gebracht. So wenn der eine eine Blume pflückte, dann auch der andere eine Blume pflückte — beide sich ansahen — sich voneinander abwandten — sich wieder ansahen — und dann die Blumen, statt sie sinngemäßer zu verwenden, sich grimmig gegenseitig an die Köpfe warfen.

Bestehen blieb indes, auch nach außen hin wahrnehmbar, die Tatsache, daß Ewald den beiden unleidlich geworden war, und es bedurfte des ganzen elterlichen Einflusses, seine Einladung, dem Gewohnheitsrecht getreu, durchzusetzen.

Nun hielt die Gefühle der Kleinen der Bann des Festtages mit seinem Kuchenduft, den guten Anzügen, den neuen Kragen und Schlipsen und vor allem mit dem überwältigenden — wenn auch völlig mißglückten — Versuch einer Scheitelung der Haare so einigermaßen im Zaum, daß die Begrüßung Ewalds, als er mit Ellen erschien, wohl den Charakter eines Beriechens trug, nicht aber in Bissigkeit ausartete. Um Ellen aber strichen sie in sanftem Schnurren und Knurren, die eckigen Köpfe wohlig in die Schultern gezogen. Und wenn sie sich dann ansahen, jeder das getreue Bild des andern, lachten sie sich prustend aus und wollten sich in die Schöpfe fahren. Aber vor den letzten wundersamen Spuren des Scheitels, dieses überirdischen, unantastbaren Etwas, auf das sie hinstarrten wie auf einen Heiligenschein, ließen sie immer wieder die Hände sinken. Dann begruben sie im Kaffee und Kuchen die Qualen ihrer Seelen.

Frau Brigitte hatte mitten auf dem Rasen unter dem großen Apfelbaum den Tisch gedeckt. Hier saß sie bei den Kindern und plauderte mit ihnen laut und fröhlich. Nach einer Weile kam der Ohm. Die beiden kleinen Helden des Tages begrüßten ihn wie gewohnt trotz Kaffee, Kuchen und Heiligenschein mit jubelndem Ansturm.

„Sie sehen heute unglaublich würdig aus, Peter Brandt!“ meinte Brigitte, als er am Kaffeetisch Platz genommen hatte.

„Kein Wunder. Ich komme aus der Gemeinderatssitzung.“

„Alle Achtung! Nehmen Herr Gemeinderat nicht ein Stück Kuchen?“

„Danke, danke!“

„Ja, ja! Politik verdirbt nicht bloß den Charakter, auch den Appetit.“

„Sie haben Dir doch alle begeistert zugestimmt?“ fragte Ellen, die von der Sitzung wußte, mit glühender Teilnahme.

„Begeistert — Frau Brigitte! Unsere Fischer! Nein, mein liebes Kind. Sie waren weder begeistert, noch haben sie mir zugestimmt.“

„Was war es denn?“ erkundigte sich Brigitte.

„Eine Sache, die mich mehrfach beschäftigt hat. Unsere Fischerei ist hier doch ganz auf dem Hund. Gelohnt hat in den letzten Jahren eigentlich nur der Fang von Schollen, Butten und Seezungen. Zeitweilig gab es davon so viel, daß man sie weit unterm Wert losschlagen mußte. Das brachte mich auf den Gedanken, sie für die Zeit günstigerer Konjunktur aufzubewahren. In Bassins. Sie da zu füttern. Man kann sie da auch züchten. Versuche, die ich im kleinen angestellt habe, gingen über alle meine Erwartungen. Also eine Anlage, die wirklich das Beste verspricht.“

„Und sie wollen nicht?“

„Wollen nicht.“

„Die Kaffern!“ stieß Ellen in ehrlichem Zorn heraus. Da sich alle Blicke auf sie richteten, biß sie sich auf die Zunge und senkte den Kopf.

„Ist den Leuten die Sache auch ganz klar geworden?“ fragte Brigitte.

„Du lieber Gott, 'n Mensch im Steck-

kiſſen begreift das. Ich hab' mir ſeit langem nicht mit einer Geſchichte ſo viel Mühe gegeben. Einen Hümpel Zeichnungen hab' ich ihnen mitgebracht. Den ſorgfältigſten Koſtenanſchlag hab' ich ihnen vorgelegt. Und dann haben wir gerade für ſo 'was hier an unſerm Südſtrand den geeignetſten Platz auf der Welt! Das leuchtet ihnen auch allen ein. Jeder einzelne glaubt felſenfeſt an die Sache. Und wie es zur Abſtimmung geht, ſagt Johann Klieſow, der Podeſta: ‚Die Sache is ſehr ſchön, aberſt ſie is zu ſchön für uns gewöhnlichen Fiſcherleut'!‘ Und alle ſtimmen dagegen."

„Ei wei, wird morgen der Fritz Klieſow verdroſchen!" ſchrie Jim mit grimmem Fanatismus, und Jum ſchlug auf den Tiſch, daß die Taſſen tanzten.

Frau Brigitte warf einen ſehr ſprechenden Blick hinüber, der die Glut der jungen Gemüter ein wenig dämpfte. Dann wandte ſie ſich wieder an Peter. „Ja, ja, es iſt die alte Geſchichte. Eh' von Gemeinde wegen etwas geſchieht" —

„Einen Augenblick hab' ich dran gedacht, es allein zu machen!"

„Tun Sie's doch!"

„Das Geld krieg' ich ſchon zuſammen. Und wenn die Anlage da iſt — erſt ſträuben ſie ſich natürlich aus allgemein menſchlicher Niedertracht — aber dann kommen ſie ganz von ſelbſt!"

„Nun alſo!"

„Nein, nein. Früher hätt' ich's vielleicht getan. Aber jetzt ſag' ich: wozu! Man ſoll keinen Menſchen zu ſeinem Glück zwingen. Und wer ein alter Knabe iſt, der braucht ſeine Ruhe!" Damit lehnte er ſich müde zurück.

Frau Brigitte ſprach lebhaft auf ihn ein: das ſei doch wirklich eine Aufgabe für ihn, und ſo etwas wäre das, was ihm fehlte.

Er ſchüttelte nur den Kopf. „Das war nun mein letzter Verſuch. Was liegt auch an einer Enttäuſchung mehr."

„Nicht ſo, Peter Brandt!"

„Die Sache iſt mir ſchon ganz fern gerückt. Sehen Sie, da läuft ſie übern Berg. Sie iſt froh, daß ſie von mir weg iſt, und ich bin's auch."

Er nahm ſich jetzt ein Stück Kuchen, hörte auf nichts mehr und machte Witze mit Jum und Jim.

Aber Ellen merkte wohl, daß der reine Frohmut nicht bei ihm war. Seine Augen waren ſo ferne. Als hätte er etwas begraben, woran doch ſein Herz gehangen.

Sie ſtand auf, trat zu ihm, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſtreichelte ſeinen Arm.

Er ſah ſie lange an, ſchob ſie leiſe von ſich und zog ſie dann zurück, ihre Hände zu drücken und ihr Haar zu liebkoſen.

Jetzt fand ſich auch der Vater des Hauſes ein. Auch er brachte Staub mit von der Berührung des Volkes, doch ſaß bei ihm der Unmut nur loſe.

„Daß ſich ſo etwas von Aberglauben hierzulande noch umtreibt!" ließ er ſich vernehmen. „Ihr kennt doch Stine Parchow, die mit den grasgrünen Augen. Die hat auf den Tod gelegen. Keinem hat ſie's ſagen wollen. Erſt mir hat ſie ſich offenbart. Dann haben ſie den Doktor geholt, und der hat ihr den Magen ausgepumpt."

„Magen ausgepumpt? Wie macht man das?" fragten Jim und Jum begierig. Sie hatten verteufelte Luſt, eine ſo grauſam verführeriſche Hantierung gelegentlich in ihrer Weiſe an einem lieben Nächſten vorzunehmen.

„Was hat denn dem Mädchen gefehlt?" forſchte Brigitte.

„Ja, denk' Dir, ſie hat einen Liebestrank zu ſich genommen."

„Sie — zu ſich genommen!" hielt Peter dagegen. „Ich denk', ſo etwas flößt man einem andern ein!"

„Wie genau Sie damit Beſcheid wiſſen!" ſagte die Paſtorin und hob drohend den Finger.

„In dieſem Falle haben es beide zu ſich nehmen müſſen," fuhr Paſtor Willers fort. „So ſteht es in dem Buch, ſonſt nützt es nichts. Der andere iſt der rote Kriſchan Ehlert."

Peter erkundigte ſich nach deſſen „geſchätztem Befinden".

„O, der hat, als ihm der Leib knurrte, einen halben Liter Denaturierten auf die Lampe gegoſſen und damit ſein Lebenslicht gewahrt."

„Und wie war's mit der Liebe?" fragte der gottloſe Peter. Dann, als er darauf keine Antwort bekam: „Was war denn das für ein Zeug?"

„Ein unglaubliches Gebräu. Ingwer, Terpentin — Pulver von getrocknetem Eidechsenschwanz — sogar Stechapfelsaft ist drin gewesen. Und was von spanischen Fliegen."

„Ist das ein Frauenzimmer, die Stine!" Peter schnippste mit den Fingern. „Geht die ihrem schlafmützigen Krischan mit Kantharidentropfen zu Leibe! — Ich will Ihnen was sagen, Karl Christian, Aberglaube ist nicht das richtige Wort dafür. Der Eidechsenschwanz ist dabei ja allerdings entbehrlich. Aber im übrigen — was auf diesem Gebiet alles möglich ist —"

„Wir glauben's Ihnen so!" bemerkte Brigitte mit leiser Sorge und warf einen Seitenblick auf die Kinder.

Peter aber blieb hartnäckig. „Meine Geschichten kann jeder hören. Sie sind natürlich, volkstümlich und lehrsam."

„Ja, ja!"

„Und die ich jetzt erzählen wollte, die handelt sogar von unserm braven Vater Wittmüß. Hat sie mir selbst verraten. Wissen Sie, wie er zu seiner Mariek gekommen ist? — Durch sein Taschentuch."

„Wieso?"

„Was Taschentücher in den Beziehungen zwischen Mann und Weib für eine Rolle spielen, das wissen Sie nicht bloß aus Ihrem geliebten Shakespeare. Johann Wittmüß sein Rotgeblümtes aber verdient als Standarte der Liebe in deren Zeughaus einen Ehrenplatz. Also Mariek machte sich nicht viel aus unserm Johann. Sie waren wieder einmal auf dem Tanzboden, halb widerwillig scherbelte sie mit ihm herum. Dabei kamen sie beide, sie wohl aus ihrem Widerstreben und er aus dem Bemühen, durch schmelzende Zärtlichkeit ihren Widerstand zu besiegen, ganz mörderlich in Schweiß. Als der Tanz zu Ende war, wischte er sich mit seinem Tuch die Stirn. Sie aber, der ihr eigenes, noch unberührtes dafür zu schade war, riß es ihm kurzfertig aus der Hand und trocknete sich damit nun auch ihr perlendes Gesicht. Und seit dem Augenblick war es um sie geschehen."

„Armer Johann Wittmüß!"

„Dadurch erklärt es sich auch, daß der alte Bursche, nachdem das Wunderbare so verhängnisvoll in sein Leben eingegriffen hat, in einem fort hinter die Welträtsel her ist."

„Nun tun Sie so, als sollte man das alles glauben!" rief Brigitte, und ihre hellen, rationalistischen Augen sprühten.

„Glauben Sie das nicht?"

„Das ist ja Unsinn!"

„Reizen Sie mich nicht, Frau Brigitte! — Kennen Sie nicht die verbürgte Geschichte von dem französischen König und der burgundischen Prinzessin?"

„Was ist das nun schon wieder?"

„Die ist auf demselben Boden gewachsen. Ball bei Hof. Dabei schwitzt die Prinzessin so, sie kann sich nicht helfen, sie geht in eins der hinteren dunklen Zimmer und wechselt das Hemd. Das ausgezogene bleibt auf dem Stuhl liegen. Der König kommt nach einer Weile in dasselbe Zimmer, auch er vom Tanzen erhitzt. Sieht da das weiße Stück Linnen und wischt sich damit das Gesicht ab. Und seit der Zeit ist der König wahnsinnig verliebt in die Prinzessin!"

Jum und Jim brüllen laut auf vor Vergnügen. Sie behaupten mit einhelliger Begeisterung, niemals eine schönere Geschichte gehört zu haben, und trampeln außer Rand und Band mit den Füßen.

Die Mutter gebietet ihnen Ruhe, dann wendet sie sich mit einem Nachdruck, der ihr Schmunzeln übertönt, an Peter Brandt:

„Nun ist es aber genug mit dem Zeug!"

„Glauben Sie das auch nicht? Das steht bei Brantôme, wenn ich nicht irre —"

„Wahnsinn!"

„Frau Brigitte, Sie reizen mich immer mehr. Ich kann nicht anders, ich muß Ihnen nun auch noch die Geschichte —"

„Um des Himmels willen!" Jetzt sprang sie angstvoll in die Höhe. „Wir wollen etwas spielen, Kinder, Versteck oder von Baum zu Baum!"

Fortsetzung folgt.

Der tote Beſuch.

Alte Wiener Ballade

von Börries, Freiherrn von Münchhauſen.

Eſſen und trinken ſollſt du mit Lebenden,
Freude dir gebenden,
Denn das Lebendige freut ſich am Wein.
Wer mit Gedanken an Tote zu Tiſche geht,
Sündigt am Leben und ſitzt bald allein,
Wie Jungfrau Margaret.

Nun deck den Tiſch für zweie
Und ſei doch ganz allein,
Zwei Löffelchen, zwei Meſſerchen,
— Aber ja kein Gäbelchen
Darf auf dem Tiſche ſein!

Hol gelben Wein für zweie,
Und ſei doch ganz allein,
Zwei Gläſerchen, zwei Fläſchchen,
— Aber ja kein Tröpfchen, —
Ja kein roten Wein!

Dein Mädchenzimmer atmet ...
Die Wiener Lampe ſummt und ſingt,
Andreas-Nacht iſt heute,
Die Nacht, die deinen Liebſten bringt.
Zur Zwölf der Zeiger rückt,
Die Uhr lauter tickt, tickt.

Du haſt ihn geſtern noch geſehn
Braunlockig an die Donau gehn,
Wo ſeine Kähne ſchaukeln,
Nun ſoll Andreas-Zauber ihn
Mit weicher Hand umgaukeln,
Denn alſo ſagt das Volk in Wien:

Eſſen und Trinken ſollſt du mit denen,
Danach ſich ſehnen
All deine Sinne und all dein Herz!
Deck nur ſein Tiſchlein, der Liebſte wird kommen,
Hat er genommen
Erſt deinen Wein und gebrochen dein Brot,
Wird er am andern Tag,
Da er nur dich noch mag,
Wiederkommen .....

Die Stiege kniſtert leiſe, —
Er hat doch ſonſt ſo feſten Schritt, —
Jungfer Margret hört offnen Munds,
Wie ſchlürfend er heut tritt.

Am Treppengitter gleitet
Geſpenſtiſch eine Hand herauf,
Und oben greift ſie hart und ſtumpf
Um des Geländers Knauf.

Er taſtet an der Türe, —
Das Lämpchen draußen brennt doch ſtets ...
Er griffelt an der Klinke ...
Die Tür geht ruckweis auf ...

Tritt ein. Setzt ſich genüber
Der blaſſen Jungfer Margaret, —
Wie ſtark iſt doch der Zauber,
Der dieſe Nacht durch Öſtreich geht!

Seine Augen ſind geſchloſſen,
Seine Wangen gelb im Lampenſchein,
Viel Tropfen rinnen nieder
Von Stirn und Haar in ſeinen Wein.

Seine gelben Hände greifen
Wie Puppenhände übern Tiſch.
Warum ſind nur die Hände naß
Und riechen waſſerfriſch!!

Sie eſſen wenige Biſſen,
Ein Wort ſpricht keins,
Wie nächtlich laut der Pendel tickt,
Wie ſich der Zeiger ſichtbar rückt, —
Eins!

Er ſteht. Geht durch die Stube,
Sein Rock ihm naß am Rücken hing,
Tappt ſchläfrig nach der Mützen, —
Im Zimmer ſtanden Pfützen
Von klarem Waſſer, als er ging. — —

Andreas-Nacht iſt lang und bang,
Doch einmal wird es Tag,
Die Jungfer heiß von Träumen
Noch auf dem Bette lag.

„Margret, wach auf und höre,
Dein Liebſter, Margaret, iſt tot!
Sie fanden ihn am Ufer
Im blaſſen Morgenrot,
Es trieb ſeit geſtern abend
Die Donau hin ſein leeres Boot!“ — — —

Den toten Fiſcher zog der Zauber der Nacht,
Nun hat er lebendiges Leben zunichte gemacht,
Wohl zwang ihn die Liebe, jetzt zwingt die Liebe er,
Nachts kommt er wieder die Straßen vom Ufer her.

Er ſchlürft und ſchlurrt die kniſternde Treppe herauf,
Seine Hand dreht taſtend um den Geländerknauf, —
Und ob ſie die Decke feſt um die Ohren ſchlug,
Sie hörte wenig und hörte doch immer genug,
Und früh vor ihrer Tür war die Diele genäßt,
Ein Wäſſerchen, wie wohl ein feuchter Schirm es läßt.

Da ward trübſinnig, die einſt voll Frohſinn war,
Saß Wochen und Wochen und flocht ihr langes Haar,
Und flocht mit irren Händen die Bänder am Mieder
Und löſte die Flechten kindiſch und flocht ſie wieder.

Zu ſchwer iſt Liebe, die den Toten noch liebt,
Weil du nur lieben ſollſt, was Liebe auch gibt,
Du ſitzt mit Lebendigen an des Lebens Tiſch,
Und das Leben will deine Liebe gebieteriſch,
Und das Leben iſt herriſch und ſo voller Ungeduld,
Daß es auch die ſtraft, die gefehlt ohne Schuld.

⊠ ⊠ ⊠

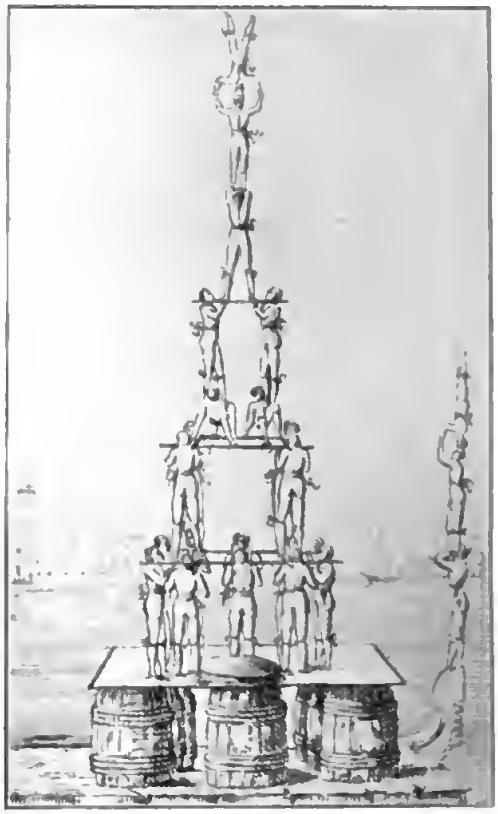
Porträt-Studie meiner Frau.
Gemälde von Prof. F. László.

Faustkämpfe auf der Brücke von S. Barnaba. Nach Molmenti „La storia di Venezia nella vita privata".

Der Karneval von Venedig. Von Olga v. Gerstfeldt.

Wie ein vertriebener König, der zu seinen getreuen Vasallen zurückkehrt, so ergriff der langersehnte Karneval alljährlich von Venedig Besitz. Mit Schellengeläute und Paukenschlag, mit Lachen und Jauchzen hielt er seinen Einzug, der fröhliche Allbeherrscher, und schwang den Zauberstab, mit dem er die holde Stadt in einen Tummelplatz der ausgelassensten Lebenslust verwandelte. Wir können seine geschichtliche Entwicklung in einer fast ununterbrochenen Kette ewig wechselnder Bilder vom XV. bis XVIII. Jahrhundert verfolgen. Schon am zweiten Weihnachtstage kam er, der lose Schelm, der Sittenverderber, die Herzen zu beglücken, die Taschen zu leeren und manchen, ja manchen zum Narren zu halten! Schon an diesem ersten Tage sah man Scharen von Masken mit Geschrei und tollen Späßen durch die Straßen eilen und sich auf dem Markusplatz versammeln, diesem Festsaal ohnegleichen, „von dem ich nicht weiß," wie Petrarca schreibt, „ob in der ganzen Welt ein ähnlicher zu sehen ist vor jener Kirche aus Marmor und Gold". — Erst tags zuvor hatte man in frommer Weihnachtsstimmung der Mitternachtsmesse beigewohnt in den schimmernden, von Tausenden von Wachskerzen erhellten Hallen von San Marco, wo Doge und Signorie, Patriarch und Klerus die Weihe der feierlichen Handlung erhöhten, wo Orgelklänge und der getragene Gesang geschulter Männerchöre die Seele zur Andacht stimmten. Damit war der Frömmigkeit Genüge getan, und mit gutem Gewissen konnte man sich besinnungslos der Freude in die Arme werfen. Und das Symbol aller dieser Lust war die Maske, die geliebte Maske, die Sicherheit bot und Freiheit gewährte, die der sonst streng gehüteten Gattin die Türen öffnete und die Wege bahnte, den eifersüchtigen Eheherrn zur ratlosen Ohnmacht verdammte, der blondlockigen Courtisane neue Triumphe verhieß und jeder-

mann, hoch und niedrig, jung und alt, schön oder häßlich, die erwünschte Gelegenheit bot, sich nach Herzenslust auszutoben. — Was konnte diesem leichtsinnigen Völkchen der Venezianer lieber sein als ein rechenschaftsloses Inkognito, das alle Schranken bürgerlicher Ordnung mit einem kichernden Gelächter umwarf, die übermütigsten Tollheiten beging und sich flink und unerkannt aus dem Staube machen konnte? Für Polizei und Staat waren es schlimme Zeiten. Täglich fanden die Sbirren in den engen, vielverschlungenen Gäßchen der Lagunenstadt einen lustigen Pagliaccio oder eine Pulcinella, Colombina oder Arlecchinetta in ihrem Blute liegen, die Larve noch auf den erstarrten Zügen, das bunte Kostüm zerknittert und zerrissen, ein jammervolles Bild menschlichen Leichtsinns, grausamer Tragik. Und doch — es waren köstliche Zeiten! Wie suchte mit klopfendem Herzen der Jüngling die Geliebte im bunten Wirrsal der unkenntlichen Gestalten; wie spähte er in die glänzenden Augen, die aus den Masken ihn anblickten, wie oft, ach wie oft ward er betrogen! Und wie beseligt mochten die schönen, törichten Frauen sein, wenn sie im Schutz des



Akrobatenkünste. Nach Paoletti „Il Fiore di Venezia".

alles verbergenden Domino die leicht erregbaren Männer in den Zauberbann ihrer heißen Blicke lockten! Ja, selbst den Häßlichen war es vergönnt, dies Sinnenglück zu teilen, sich einmal zu sättigen an glühenden Worten der Leidenschaft. Man denke sich das Temperament dieses Volkes hinzu, sein rasches, ungestümes Blut, seine orientalische Üppigkeit und in späteren Jahrhunderten die ihm überkommene Korruption, für die nur der Genuß noch Geltung hatte und deren Laster kein hemmender Zügel mehr bändigte. Aber das waren schon die Tage des Niederganges, wo nur äußerlich noch die Republik den Glanz der glorreichen Vergangenheit zur Schau trug, wo alles morsch zu werden begann und Venezia, la bella, selbst wie eine alternde Schöne erschien, im rauschenden Gewande und mit Juwelen beladen, doch zugleich unter Puder und Schminke die Spuren unaufhaltsamen Verfalls nur mühsam verbergend.

Frauenregatta. Nach G. Franco „Habiti d'Huomini et Donne venetiane".

Das XV. und XVI. Jahrhundert

kannten ſolchen Verfall noch nicht. Noch lebten manche alte und zum Teil naive Sitten der Vorfahren fort und äußerten ſich auch in Feſten und Spielen der Karnevalszeit. Aus den Tagen harter Mannszucht, wo jede Leibesübung gepflegt wurde, ſtammten die Akrobaten-Meiſterſtücke, die Seiltänzerkünſte, die Fauſt- und Stierkämpfe und Regatten, die ſich alljährlich wiederholten. Sie wurden von alters her durch die Rivalität der beiden Faktionen genährt, in die Venedig ſeit dem XII. Jahrhundert zerfiel. Die Caſtellani mit roter Schärpe und Mütze, die Nicolotti mit ſchwarzen Abzeichen, nach den Kirchen von S. Pietro in Caſtello und S. Niccolò benannt, hießen jede Gelegenheit willkommen, durch Kraftproben ſich gegenſeitig zu überbieten und in oft blutigen Kämpfen miteinander zu ringen. Daher die große Popularität der Fauſtkämpfe, die entweder von einzelnen Vertretern der Parteien ausgefochten wurden oder in ein Handgemenge ausarteten, bei dem Tote und Verwundete zu Dutzenden fielen. Die Zeit von September bis Weihnachten war dieſer „Guerra dei Pugni“ eingeräumt, doch fand ſie auch im Karneval bei beſonderen Anläſſen ſtatt. Als Kampfplatz dienten die dafür reſervierten Brücken ohne Geländer, wobei die Gegner beſtrebt waren, ſich gegenſeitig ins Waſſer zu werfen. Die Brücke bei S. Barnaba, die heute noch den Namen „Ponte dei pugni“ trägt, war vor allem beliebt, weil die Riva zu beiden Seiten den Zuſchauern bequemen Standort bot. — Die Eiferſucht der beiden Faktionen kam noch beſonders bei den häufigen Regatten zum Ausdruck, an denen ſich oft auch rudernde Frauen mit Feuereifer beteiligten, und bei den für Venedig charakteriſtiſchen Akrobatenkünſten, den ſogenannten „Forze d'Ercole“. Dieſe bildeten eine Hauptanziehung aller Karnevalsaufführungen. Wie durch Zauber erhob ſich vor den Zuſchauern ein luftiges Gebäude, aus Menſchenleibern gebildet, in allen nur denkbaren Formen und Kombinationen, einer auf des andern Schultern ſtehend oder liegend und jene tragend, die über ihn hinweg kletterten, um noch höher hinauf in ſymmetriſchen Linien den Bau emporzuführen. Das Fundament bildeten ein paar über Tonnen gelegte Bretter und auf dem Waſſer zwei aneinandergekettete Barken, wobei nicht ſelten einer der Künſtler auf den ſchwankenden Schnäbeln

Stiergefecht. Nach Paoletti „Il Fiore di Venezia“.

zweier Gondeln zu balancieren sich erkühnte, während er doch auf seinen Schultern die Last der anderen trug. Geriet das Gebäude ins Schwanken, oder gelang es nicht zur Zufriedenheit der Anwesenden, so mußte die betreffende Partei sich für geschlagen bekennen. Es scheint, daß die Castellani in diesen herkulischen Spielen fast immer den Sieg davontrugen, während anderseits die Niccolotti bei den Ruderregatten die meisten Preise errangen. Einige der beliebtesten Figuren der Forze d'Ercole hatten ihre bestimmten Namen — so der Koloß von Rhodos, die drei Brücken, die Glorie, Mahomets Sarg u. a. Auch der

Stiergefecht. Nach F. Franco „Habiti d'Huomini et Donne venetiane".

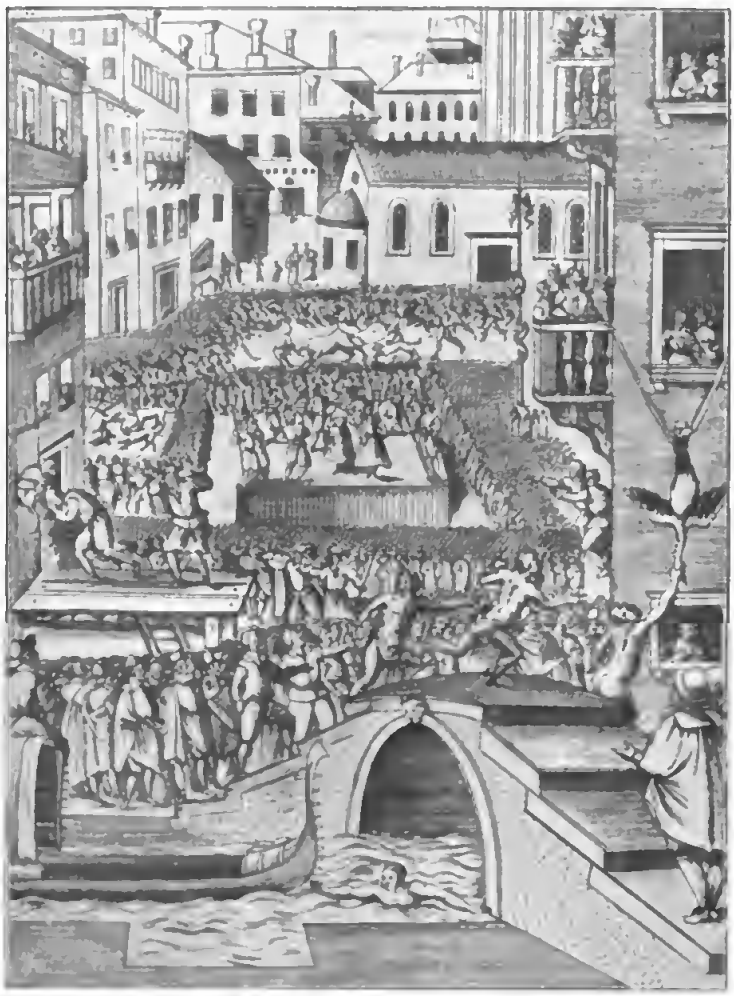
„Moresca" genannte Kriegstanz fehlte bei größeren Festen nur selten. Er begann, von Trommelschlag und Zimbeln begleitet, mit bestimmten rhythmischen Bewegungen und steigerte sich bis zu wüstem Kampfgetümmel, bei dem als Waffen kurze Dolche mit stumpfer Spitze dienten. Ebenso roh und weit grausamer waren die Stierkämpfe, das populärste Schauspiel in Venedig, das den ganzen Karneval hindurch an bestimmten Wochentagen das

Volksfest am Giovedì Grasso. Nach G. Franco „Habiti d'Huomini et Donne venetiane".

Volk in frenetiſchen Jubel verſetzte. Meiſt waren Ochſen, ja ſelbſt Kühe die wehrloſen Opfer dieſer Spiele; an ihren abgeſtumpften Hörnern durch Stricke gefeſſelt, die zwei Männer — tiratori genannt — handhabten, wurden ſie durch Hunde zerfleiſcht, die beſonders dazu abgerichtet waren, ſie an den Ohren zu packen, bis einer der betreffenden Kämpfer ſie durch den Gnadenſtoß von ihrer Pein erlöſte. Manchmal regierte den einen Strick eine Frau, die dann gewöhnlich den ungeteilten Beifall der Menge erntete. Am letzten Faſchingsſonntag wurde im Hof des Palazzo Ducale in Gegenwart des Dogen, der Dogareſſa, des verſammelten Hofſtaates, der Prokuratoren und anderer Würdenträger, die unter den Loggien ihre Plätze hatten, ein Stiergefecht abgehalten, doch waren die Tiere nicht gefeſſelt, und daher trugen die Tiratori mehr Geſchick und Mut zur Schau und ſetzten ſich größeren Gefahren aus. Auf dem Markusplatze hingegen waren Stierkämpfe unterſagt, außer wenn der Doge ſelbſt ſie bei beſonderen Gelegenheiten zu veranſtalten befahl. Eine ſolche ungewöhnlich bewunderte „Caccia del Toro“ zu Ehren eines polniſchen Prinzen im Karneval des Jahres 1739 wurde dadurch berühmt, daß Canaletto ſie darſtellte; ſie trug ein ungemein maleriſches Gepräge, weil die Kämpfer, 48 an der Zahl, als Europäer, Aſiaten, Neger und Rothäute wirkungsvoll maskiert waren. —

Seltener als die Stiergefechte waren die Bärenhetzen, dagegen erfreute ſich allgemeiner Beliebtheit ein barbariſches Spiel mit Katzen, wobei es galt, eine an einen Pfahl gebundene, ihre Pfoten aber freibewegende und ſich verzweifelt wehrende Katze mit raſiertem Kopf von unten tot zu ſchlagen. Noch manche andere rohe Beluſtigungen wußte das Volk ſich auszudenken, während die Patrizier nur bei beſtimmten Feſten als Zuſchauer erſchienen, aber ſich ſonſt — auf eigene Art vergnügten.

Den jungen Edelleuten boten vor allem die Turniere die gewünſchte Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, daneben auch allerlei ritterliche Übungen und Spiele zu Pferde. Geritten wurde viel mehr in Venedig, als man annehmen ſollte bei den be-



Volksbeluſtigungen. Nach G. Franco „Habiti d'Huomini et Donne venetiane“.

schränkten Verkehrsmitteln der Wasserstadt. In frühen Zeiten waren die Brücken aus Holz und kaum gewölbt, so daß sie dem Reiter kein Hindernis boten, und später blieben bestimmte Gegenden und Plätze den equestrischen Übungen überlassen. Für Turniere war die Piazza die rechte Szenerie, und die Prachtentfaltung bei solchen Gelegenheiten muß bestrickend gewesen sein. Manche der berühmtesten „Giostre", die von den Chronisten beschrieben werden und die jubelnde Begeisterung der Zeitgenossen verdienten, fielen in die Karnevalszeit. Stahlrüstung, federgeziertem Helm und Mänteln von Purpur und Gold. Und es wurde gekämpft um manchen Preis, — aber der höchste war dem Kämpen das strahlende Lächeln seiner Schönen! Ein solches Turnier, das der Doge Giovanni Mocenigo im Karneval 1485 abhalten ließ, um einen Friedensschluß zu feiern, hielt durch mehrere Tage das Volk in Atem. Fürsten und Condottieri strömten von allen Seiten herbei, unter ihnen Roberto Sanseverino mit seinen drei heldenhaften Söhnen, die hier — wie überall — den Preis errangen.

Volksfest am Giovedì Grasso. Gemälde von G. Bella in der Galerie Guerini Stampalia zu Venedig. (Photographie von T. Philippi.)

Dann thronte der Doge mit seinem glänzenden Gefolge auf der Loggia der Markuskirche, wo die ehernen Rosse stehen; auf Tribünen saßen in schimmernden Reihen die schönen Frauen umher, mit Perlen und funkelnden Edelsteinen bedeckt, das Goldhaar in zwei hohe, halbmondförmige Wellen über den Schläfen aufgebauscht, in kostbarste Stoffe gekleidet, den Fächer — einem zierlichen Fähnchen gleich — in der Hand. Auf dem Platz, der mit Fahnen, Schilden und wehenden Bannern geschmückt war, tummelten sich auf reichgeschirrten Vollblutpferden die Ritter in glänzender Trophäen von Gold- und Silberstoffen wurden verteilt, und 150000 auf dem Platz gescharte Zuschauer jubelten den Siegern zu.

Aber die höchste Quelle des Genusses blieben für diese temperamentvollen Menschen Maskenscherz und Maskenfreiheit, galante Abenteuer und Intrigen. Wie phantastisch man sich solche venezianische Abenteuer gedacht hat, zeigt Schillers Novelle des Geistersehers, worin Gespenster, Masken und Intriganten bunt durcheinandergewürfelt werden. Viele Tausende von Fremden nahmen alljährlich an diesem gefährlichen Treiben teil

Spielsaal während des Karnevals. Gemälde von Fr. Guardi im Museo Correr in Venedig. (Photographie von T. Philippi.)

und berauschten sich an dem überschäumenden Lebensbecher. Denn den Karneval von Venedig mitgemacht zu haben, gehörte gleichsam zur guten Erziehung. Misson, der 1688 hier weilte, entwirft ein anschauliches Bild aus jenen Tagen. Er schreibt: „Sobald es erlaubt ist, die Maske anzulegen, ... taucht man bis an den Hals in den raffiniertesten Genüssen unter. Die ganze Stadt ist verkleidet, die Sünde wie die Tugend sind maskiert ... und verändern völlig Namen und Sitte. Der Markusplatz füllt sich mit allerhand Volk. Fremde und Hofleute kommen aus allen Ecken Europas herbei; es ist eine allgemeine Bewegung und Konfusion. Man meint, die ganze Welt sei auf einen Schlag verrückt geworden." Langatmig beschreibt er dann das lärmende Maskengewühl, die Marionetten, Quacksalber, Zauberkünstler und Wahrsager, die von Plattformen herab mit langen Blechröhren den Leuten ihre Orakelsprüche ins Ohr flüstern. Bis weit hinunter an der Riva degli Schiavoni standen die Schaubuden in dichten Reihen, wo wilde Tiere und Monstren, Affen und Papageien, Riesen und Zwerge, Taschenkünstler und Kraftmenschen das Publikum anlockten. Ein Elefant im Jahre 1772, ein Rhinozeros und vor allem im Karneval 1762 ein zahmer Löwe, der wie ein Kätzchen spielte und sich von jedermann liebkosen ließ, erregten das Volk aufs höchste, und die beiden letzteren wurden sogar von Longhis Pinsel verewigt. Man denke sich bei diesem Pandämonium den ohrenzerreißenden Lärm hinzu, die schrillen Falsettstimmen der Masken, Trompeten, Pauken und Schellen, das Schreien und Toben, Jauchzen und Johlen! Daneben wurde auch der Campo S. Stefano für den Maskenkorso aufgesucht, und hier wie überall wogte die schillernde Menschenflut in unruhiger Brandung.

Doch ein Tag brachte dies bunte Karnevalsgetriebe zum Schweigen. An ihm war das Tragen der Maske streng untersagt, und kritisch mochten sich die plötzlich Entnüchterten gegenseitig betrachten! Dies war am 2. Februar das Marien-

Spielsaal. Gemälde von P. Longhi im Museo Correr in Venedig.
(Photographie von T. Filippi.)

fest der Purifikation, ein Gedenktag aus der Geschichte der Republik, der mit Prozession und Kirchgang gefeiert werden mußte. Sein Ursprung war legendarisch. Es hieß, slawische Piraten hätten einmal S. Pietro in Olivolo überfallen und venezianische Bräute, die dort getraut werden sollten, geraubt und mit sich fortgeschleppt. Doch sie hatten den schützenden Hafen kaum erreicht, als die nachgeeilten Venezianer sie überfielen, schlugen und die Jungfrauen heimführten. Da unter den Siegern die Handwerker des Viertels von S. Maria Formosa sich auszeichneten, ward ihnen das Privilegium zuteil, daß der Doge an diesem Feiertage in ihrer Kirche dem Tedeum beiwohnte. Er zog in glänzender Prozession dahin, mit allen Insignien seiner Würde und großem Hermelinmantel bekleidet, die juwelenbesetzte Mütze auf dem Haupte, — voran die päpstlichen Banner, die Commendatori in himmelblauen Gewändern mit rotem Barett, Pfeifer und Trommler in scharlachroter Kleidung; es folgten in schwarzem Samt des Dogen Schildknappen, die Kavaliere von San Marco mit langer Stola aus Goldbrokat, der ganze Klerus und die Würdenträger, Kanzler und Magistratssekretäre, Räte, Kapläne, Senatoren und Prokuratoren, alle in karmesinroter, purpurfarbener oder violetter Toga mit offenen, langen, pelzgefütterten Ärmeln.

Maskenszene. Gemälde von P. Longhi im Museo Correr in Venedig. (Photographie von Gebrüder Alinari in Florenz.)

Solche Gestalten und solche Farben bedurften des Hintergrundes venezianischer Szenerie, um ihren ganzen Zauber zu entfalten. So auch am Fest des Giovedì Grasso, des letzten Donnerstags im Fasching, das sich auf der Piazzetta abspielte, eingerahmt von den dicht mit Zuschauern besetzten Fassaden des Dogenpalastes und der Libreria und angesichts der blauen Wasserflut, die am Fuß der beiden Säulen an Marmorstufen plätschert. Dieser mit Glockengeläute verkündete Tag war der festlichste und zugleich gefährlichste des ganzen Karnevals, so daß die Behörden sich veranlaßt sahen, den Masken das sonst strengverbotene Tragen der Waffen für 24 Stunden zu gestatten. Früh am Nachmittage begannen die Vergnügungen. Tribünen waren der Länge des Platzes entsprechend aufgebaut und füllten sich bald mit vornehmen Gestalten, denn bei dieser Gelegenheit erschienen auch Doge und Dogaressa in höchstem Staat mit ihrem ganzen Gefolge, mit dem Adel, der Signorie und allen Gesandten. Wir kennen sie aus den Bildern Tintorettos, diese Prokuratoren und Räte, in ihren prachtvollen Samtmänteln, schwere Goldketten auf der Brust, meist weißbärtig und voll gelassener Grandezza. Würdevoll blickten sie herab auf das bunte Bild, echte Kinder ihrer Zeit, für deren Augen das blutige Schauspiel nichts Verletzendes hatte. Denn an diesem Tage wurden abermals mehrere Tiere geschlachtet, alter Sitte gemäß, um den Sieg der

Der Charlatan. Gemälde von G. B. Tiepolo im Palast Papadopoli zu Venedig.
(Photographie von Gebrüder Alinari in Florenz.)

Republik über einen aufrührerischen Patriarchen von Aquileja zu feiern, der, als er den Venezianern in die Hände gefallen war, als Lösegeld den jährlichen Tribut von einem Stier und 12 Schweinen entrichten mußte; diese wurden unter lautem Jubel am Giovedì Grasso niedergestochen. Nach und nach änderte sich der uralte Brauch, mit dem noch mehrere Zeremonien zusammenhingen. Es blieb jedoch ein Vorrecht der Schlosserzunft, an diesem Tage drei bekränzte Stiere feierlich vor dem Dogen niederzumetzeln. Es folgten dann allerlei Vorstellungen: Akrobaten führten die Kunststücke der Forze d'Ercole auf, andere den Waffentanz der Moresca. Doch die Hauptanziehungskraft übten die waghalsigen Leistungen der Seiltänzer aus. Füße und Schultern an bewegliche, den Seilen entlang gleitende Ringe gebunden, stiegen diese tollkühnen Equilibristen von einer am Ufer der Piazzetta verankerten Barke zur Spitze des Campanile empor, um von dort mit rasender Geschwindigkeit in die Loggia des Dogen herabzusausen, ihm Blumen und Verse zu überreichen, dann noch einmal auf die Spitze des Turmes zu klettern und unter dem stürmischen Jubel der Menge zum Ausgangspunkt zurückzukehren. Während dieser Luftfahrt bewegten sie zwei an den Armen befestigte Flügel, um den Anschein zu erwecken, als flögen sie leichtbeschwingt auf und nieder. Heute, wo die mächtigen Linien des Markusturmes nicht mehr in die Lüfte emporragen, hat man das Augenmaß für solche halsbrecherische Wagnisse verloren; nur mit der Phantasie kann man ihre Verwegenheit ermessen. Selbst Frauen unternahmen es mitunter, von der schwindelnden Höhe sich hinabgleiten zu lassen. Einem Gondolier gelang es im Jahre 1680 sogar, sich zu Pferde zur Glockenloggia hinaufzuziehen, um dann auf den Kopf des goldenen Engels zu klettern, wo er eine Fahne schwenkte und eine Flasche Wein leerte. Im folgenden Jahre hißte er sich in einer Barke an den Tauen empor, scheinbar rudernd, stieg wiederum auf den Engel und bewegte, sich auf den Kopf stellend, die Füße in der Luft. Doch nicht immer ging es ohne Zwischenfälle

ab. In den letzten Jahren der Republik verunglückte einer dieser Beherzten, der ohne jeglichen Halt am Tau herabzuschweben versuchte. Es gelang dagegen 1760 einem andern, der zum Ergötzen der atemlos Zuschauenden sein Kunststück noch dadurch steigerte, daß er sich nur mit den gekreuzten Füßen festhielt und während des kopfüber Herabgleitens die Mütze lüftete, grüßte und in die Hände klatschte.

Nicht selten ergötzten größere Maskenaufzüge, Momarie genannt, am Giovedì Grasso das Publikum. 1528 erschienen auf Seepferden Neptun, Mars, Merkur und andere Götter, und zugleich vollführte ein in Löwenfelle gekleideter Riese die Arbeiten des Herkules. Ein Jahr später fanden auf dem Markusplatz Tänze von wilden Männern statt, und Nymphen, die Schellen an den Füßen trugen, mischten sich kosend und leichtbeschwingt unter die rauhen Gesellen. 1533 wurde dem prachtliebenden Dogen Andrea Gritti noch Schöneres vorgeführt. In langem Zuge bewegten sich allegorische Gestalten an der fürstlichen Loggia vorbei: Pallas auf einer Schlange mit Buch und Schild; Justitia auf einem Elefanten, Wage und Schwert haltend; die Eintracht auf einem Storch, den Zepter in der Hand; die Victoria zu Pferde mit Schild, Schwert und Palmenzweig und viele andere im bunten Wechsel. Dann mußte die Gerechtigkeit mit der Gewalttätigkeit kämpfen und sie besiegen, die Eintracht den Unfrieden, die Victoria den Krieg, die Abundantia die Armut überwinden. Zuletzt wurde der waffengeschmückte Tempel des Janus feierlich geschlossen, am Tempel des Friedens aber öffneten sich unter Trompetenklängen Türen und Tore weit. Den Beschluß des Festes bildete stets ein großes Feuerwerk, das auf der Piazzetta abgebrannt wurde. Für den Adel folgte manchmal ein Ballfest in den Sälen des Dogenpalastes. Bürgertum und Volk aber tobte sich noch die halbe Nacht auf der Straße aus. Denn schon trat das Gespenst des Aschermittwochs dräuend vor die Phantasie der Schwärmenden, und es galt, den Freudenbecher bis zur Neige leeren. So drängten sich die Masken in allen öffentlichen Lokalen, in den

Das Menuett. Gemälde von G. B. Tiepolo im Palast Papadopoli zu Venedig.
(Photographie von Gebrüder Alinari in Florenz.)

Gasthöfen und Schenken, den Weinstuben — Malvasie genannt —, den Ridotti, wo der Leidenschaft des Spieles gefrönt wurde. Ja, seltsame Ironie, auch in den Refektorien der Klöster ging es geräuschvoll zu. So lose waren die Sitten in der „neptunischen Stadt", wie Goethe Venedig nennt, daß auch die Nonnen sich keine Karnevalslust versagten, maskiert auf den Straßen erschienen und im Schutz der verschwiegenen Klostermauern bei fröhlichen Gelagen schwelgten. Große Bankette bildeten überhaupt einen wichtigen Bestandteil aller Vergnügungen. Es versammelten sich dabei oft Hunderte von Gästen um Tafeln, die unter der Last von Gold und Silber, der raffiniertesten Gerichte, auserlesensten Weine, von Blumen und Früchten verschwanden. Ebenso prunkvoll waren auch die Maskenbälle in den Privatpalästen, deren grandiose Prachtsäle dann im Lichte ungezählter Wachskerzen erstrahlten.

Maske des Arlecchino. Marionette des Museo Correr in Venedig. (Photographie von T. Filippi.)

Der Üppigkeit des Lebens der Venezianer und ihrer unersättlichen Schaulust verdankten auch die Compagni della Calza ihre Entstehung, Genossenschaften junger Nobili, die zu dem einzigen Zweck zusammentraten, Feste zu veranstalten und der Stadt Belustigungen aller Art zu bieten. Das Merkmal ihres Kostüms bildete die Verschiedenheit der Strümpfe und Beinkleider, woher sich auch ihr Name ableitete. Diese überreiche Kleidung aus Samt, Atlas, Damast und Goldbrokat, mit spitzer, auf den Rücken herabfallender Kapuze und in Perlen oder Edelsteinen gestickten Devisen und Emblemen, läßt uns auf Carpaccios farbenfreudigen Gemälden im Kreise der jungen Edelleute die Compagni della Calza wiederholt erkennen. Sie trugen verschiedene Bezeichnungen — gli Accesi, i Sempiterni, Reali, Felici, Cortesi, Beati usw. — und wechselten zugleich Motto und die Farbenkombinationen der Gewandung. Sie überboten sich im Gepränge der Aufzüge, Bankette, Maskenbälle, Regatten und Theateraufführungen, zu denen der Karneval den willkommensten Anlaß bot und deren Inszenierung oft berühmten Künstlern anvertraut war. So hatte 1541 Pietro Aretino für die „Sempiterni" das Lustspiel Talanta gedichtet, dessen Ausstattung Vasari, Cristofano Gherardi und Battista Cungi übernahmen. Sie entwarfen alle Kulissen und bemalten in einem Palazzo am Canareggio Wände

Maske des Pantalone und weibliche Maske. Marionetten des Museo Correr in Venedig. (Photographie von T. Filippi.)

und Decken eines Saales mit allegorischen Figuren und mythologischen Szenen. Tags zuvor hatte eine Lustfahrt auf dem Canal Grande stattgefunden, bei der auf einem Floß eine goldschimmernde halbe Weltkugel dargestellt war, auf welcher bei fröhlicher Musik zweihundert Edelfrauen mit den Compagni della Calza tanzten; alle Paläste waren mit Teppichen behangen und mit buntesten Masken gefüllt; sie drängten sich in den Fenstern und auf den Balkonen; sie kletterten auf die Dächer, sie scharten sich auf den Brücken und umschwärmten in Tausenden von reichgeschmückten Gondeln die märchenhafte „macchina del mondo", die, langsam über das Wasser gleitend, ein holdes Bild glücklicher, schönheitstrunkener Jugend dahintrug.

Einen ähnlichen Anblick bestrickender Farbenpracht bot der Canal Grande bei Regatten, deren Ziel eine auf Barken errichtete Tribüne beim Palazzo Foscari war, jenem reizenden Bau, dessen Marmorsäulen und zierliches Maßwerk wie Spitzen in Stein wirken und der, an der Biegung des Kanals gelegen, ihn in zwei Richtungen beherrscht. Eine der schönsten Regatten veranstalteten 1529 die „Reali", verbunden mit einer aufregenden Seeschlacht, bei der ein hohes aus Holz errichtetes Kastell von dreißig Barken angegriffen, erobert und geschleift wurde. Die Reali trugen dabei ihre malerische Tracht: das eine Bein scharlachrot, das andere halb türkisblau, halb violett mit dem in Edelsteinen gestickten Emblem einer Zypresse und dem Motto „Zum Himmel erhebe sich der würdige Name". Zu den rauschendsten Festen gehörten auch die der „Accesi" 1564, die unter anderem eine Tragödie aufführten in einem eigens von Palladio erbauten und von Zuccaro ausgemalten Holztheater.

Den Compagni della Calza gebührt überhaupt die Ehre, die ersten szenischen Schauspiele in Venedig dargestellt zu haben (um 1500); sie begegneten dem Mißtrauen der Signorie und wurden wiederholt streng untersagt. Aber solchen Gesetzen, ebenso wie den zahlreichen Verboten gegen den Luxus, fügte man sich nur scheinbar, und bald war unter den Musen der Lagunenstadt auch Thalia heimisch. Wie am Hof von Ferrara, so wurden auch hier Terenz und Plautus beliebt, deren Stücke durch phantastische

Maske des Pulcinello und des Brighella. Marionetten des Museo Correr in Venedig. (Photographie von T. Filippi.)

Pantomimen, Ballette oder burleske Zwischenspiele unterbrochen und durch Prologe und Epiloge dem Verständnis zugänglich gemacht wurden. Daneben entstand aus der „Commedia dell' Arte" das Marionettenspiel, dessen Helden den volkstümlichsten Masken entlehnt waren und umgekehrt neue Typen dem Mummenschanz des Karnevals boten. Als venezianische Charaktermaske bildete sich so der „Pantalone" aus, der gutmütige, oft betrogene Kaufmann in schwarzem Mantel und roten Kniehosen. Wie später die Masken auf der großen Bühne eingebürgert waren, beweist die Rolle, die ihnen in den Lustspielen von Goldoni und Gozzi eingeräumt wird.

Der Markusplatz aber blieb nach wie vor das öffentliche Theater für hoch und nieder. Hier tummelten sich alle Volksmasken: Arlecchino und Arlecchinetta mit bunten Tuchlappen behangen und schwarzer Larve, laut und einfältig im Gebaren; Brighella oder Finochetto, in Weiß und Grün, der listig-verschmitzte Bediente, der alle Dialekte durcheinander würfelt; Mattello oder Mattacino, in weißem Gewande mit roten Bändern und Schuhen und hohem Federhut, ein Witzbold, Hanswurst und Courmacher der Damen, der sie mit Eiern bewirft, aus denen Orangenblütenwasser und Parfüms spritzen; Pulcinello, der Neapolitaner, ebenfalls in Weiß, ein Herz von rotem Tuch auf der Brust, mit großer Halskrause, eine hohe Filzmütze mit rotem Zipfel auf dem Kopf; Colombina, die zierliche Geliebte des Arlecchino in buntem Kleidchen, ein munteres Kammerkätzchen, dazu Schiffer und Fischer, Kutscher mit knallenden Peitschen; Zane, der Tölpel; der Magnifico und der Doktor, Astrologen und Soldaten, Neger, Türken, Spanier und die durch geräuschvolle Zudringlichkeit lästigen „Gnaghe", d. h. als Frauen verkleidete Männer, die mit näselnder Stimme verliebte Bräute, betrogene Gattinnen, Ammen, zänkische Alte karikierten. Durch dieses unruhige Menschengewühl schritt manches Mal ein geordneter Zug hindurch, etwa ein Teufel, der an sieben Zügeln die Todsünden vorüberschleifte, die vier Jahreszeiten mit ihren Attributen oder Neptun mit Tritonen und Najaden; mitunter zogen Karren vorbei mit Darstellungen einer gekrönten Venezia, der Weltteile, der Planeten, des engelumschwebten Paradieses oder der Hölle mit allen ihren Schrecknissen. Die vornehme Maske der Nobili stach von allen diesen farbenschreienden Kostümen ab; die dunkle „Bauta" war eine neutrale Tracht, wie ein Domino, mit weitem Mantel und Kragen, einem mit langen Federn gezierten Dreimaster und einer Larve aus weißem Atlas. Aber auch wer keine Larve trug, galt in diesem Kostüm als Maske, wurde von Bekannten nicht angeredet und brauchte keinen zu grüßen.

So rauschte und jubelte der Karneval vorüber. Die drei letzten Tage dachte niemand daran, zur Ruhe zu gehen. Wild und wüst war die Fastnacht; immer toller wurde der Lärm in der brodelnden Stadt; immer heiserer gellten die Stimmen, bis plötzlich die Bronzemänner auf dem Uhrturm mit harten Hammerschlägen die zwölfte Stunde verkündeten. Die Glocken des Campanile und aller Kirchen stimmten mit ein, und über die dunkle Flut der Lagune zog der ernste Klang der Fastenbotschaft hin. Wie mit einem Zauberschlage erstand auf der Piazzetta die hölzerne Kanzel, von der des Predigers donnernde Stimme die Eitelkeit alles Irdischen verdammen sollte. Am folgenden Nachmittage des Aschermittwochs aber strömte ganz Venedig auf den Kai der Zattere hinaus zu einem seltsamen Spaziergang des Wiedererkennens. Mit neugierigen Blicken suchte man in Gestalten und Gesichtern den Schlüssel zu den Intrigen der vergangenen Wochen. Manches eingefädelte Abenteuer fand am hellen Tage seine Fortsetzung oder aber das bittere Ergebnis qualvoller Enttäuschung!

Gerade in den Zeiten unaufhaltsamen Verfalls, während die Republik in ihren Grundfesten zu wanken begann, wurde das Treiben der Menschen auf der Oberfläche nur noch ausgelassener, noch zügelloser. Das Leben glich nur noch einem tollen Bacchantenreigen, der im Wirbelsturm des Sinnenrausches vorüberfaust. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert wurde auch der Spielwut mehr und mehr gefrönt. Der berühmte Ridotto bei S. Moisè war allabendlich der Sammelplatz der Masken, die in tiefem Schweigen die Tische umstanden, auf denen rollende Dukaten klirrend den Harrenden Verlust oder Gewinn verkündeten. Alle Feste arteten aus; war doch jede Lizenz gestattet, trat doch keine Schranke mehr dem Genuß störend in den Weg. Was schön und künstlerisch gewesen war, entartete zur häßlichen Gemeinheit. Trotzdem lag nach wie vor über der schimmernden Märchenstadt der Abglanz ihrer einstigen, verführerischen Karnevalsfreuden, und noch Byron konnte Venedig mit klingendem Saitenspiel besingen als

„The pleasant place of all festivity,
The revel of the earth, the masque of Italy!"

Froher Morgengang.

Mit Singſang fährt der Bäckerbub
Den alten Frühſtückskarren,
Indes in allen Stuben ſchon
Hungrige Mäulchen harren.
Frau Sonne wandelt durch den Park,
Den Morgentau zu trinken,
Und alle Läden fliegen auf
Zur Rechten und zur Linken.

Und Mutter Erde läßt den Puls
Nun wieder kräftig pochen;
Hei, wie in den Retorten ſchnell
Millionen Tränkchen kochen!
Schon winkt bei manchem blanken Pflug
Der Acker gleich liebem Brote;
Der Same fällt und ſchwillt und keimt —
Und ſtadtwärts rauchen die Schlote.

Und als ich Wald und Acker ließ
Und Dorn- und Roſenhecken:
Ein tauſendfältig Trippeltrapp
An allen Straßenecken!
Und Schulſack hier und Schulſack dort,
Viel Augen blitzen und lachen;
Ob Bubenſchopf, ob Gretchenzopf:
Welch Leben im Erwachen!

Ein Schritt noch durch das Gittertor:
Ich bin beim Tagewerke.
Der Dampfmaſchine Eiſenarm
Reckt ſich zu Rieſenſtärke.
Und hurtig müſſen Hand und Hirn
Fäden zu Fäden weben —
Und draußen wächſt das liebe Brot:
Hurra, du buntes Leben!

Max Bittrich.

Die Zukunftsschlacht.

I. Vor der Entscheidung. Von ⁘

Sieben Uhr abends.

Auf der Höhe von Quatre-Champs hält der Stab des Oberkommandos der dritten Armee.

Hier war vor etwa zwei Stunden der letzte ernstliche Widerstand des Feindes gebrochen worden.

Der regendurchweichte Boden ist zerwühlt von Geschossen, von Rädern und Pferdehufen. Die Umrisse liegender Menschengestalten treten in ihren graugrünen Uniformen undeutlich hervor aus dem Heidekraut, aus dem zerstampften Rübenfeld, aus den dünnen, niedrigen Birkenbüschen. Dazwischen massige Pferdekörper, hier und da zu kleinen Hügeln übereinandergetürmt. Verlassene Geschütze, umgestürzte Protzen und Munitionswagen den ganzen Hang der Höhe hinunter.

Grauenhafte Töne steigen von der Erde empor; ein vielhundertstimmiges, dumpfes Stöhnen, ein grelles Schreien des Schmerzes und der Qual.

Auf der Chaussee, die am Fuß des Hügels vorüberführt, marschiert Infanterie. Deutlich schallt ihr taktmäßiger Schritt herauf, wie die Kompagnien beim Klang ihrer Marschlieder vorüberziehen:

Denn sie hat es mir — ja versprochen,
Denn sie hat es mir — ja versprochen,
Denn sie hat es mir versprochen
Mein eigen zu sein,
Mein eigen zu sein.

Es hat aufgehört zu regnen. Unter der dunklen Wolkenwand flammt am westlichen Himmel ein tiefes Rot, von dem die Türme einer Stadt sich scharf umrissen abheben:

Vouziers. Von dort hört man noch ab und zu das trockene Knattern des Infanteriefeuers.

Der Oberkommandierende steht zu Fuß mit dem Chef des Generalstabes auf der Höhe und blickt aufmerksam hinunter in die weite Niederung der Aisne. Dicker schwarzer Qualm bezeichnet die Stellen, wo die Orte Ballay, Vandy und Chestre in Asche zusammensinken.

Hinter dem Oberkommandierenden, in achtungsvoller Entfernung, die Generalstabsoffiziere, Adjutanten und Ordonnanzoffiziere. Sie stehen und sitzen in Gruppen und sprechen leise. Ein Generalstabsoffizier zeichnet mit Buntstift die augenblickliche Lage in eine Karte ein.

In einer Sandgrube am Fuß des Hügels werden die Reitpferde von den Burschen gehalten. Dort ist auch der Unterstab: Stabsordonnanzen, Trompeter, Kavallerie-Stabswache — eine Menge Menschen und Pferde.

Auf der Chaussee erklingt das dumpfe Signal eines heranfausenden Automobils; es kommt von rückwärts, aus der Richtung von Beaumont.

„Vom Großen Hauptquartier," sagt der Chef, der das Glas auf das Automobil gerichtet und dessen Flagge erkannt hat.

Das Automobil hält auf der Chaussee, ein Offizier in Paletot, mit Mütze und Feldbinde, steigt aus und kommt den Hügel herauf.

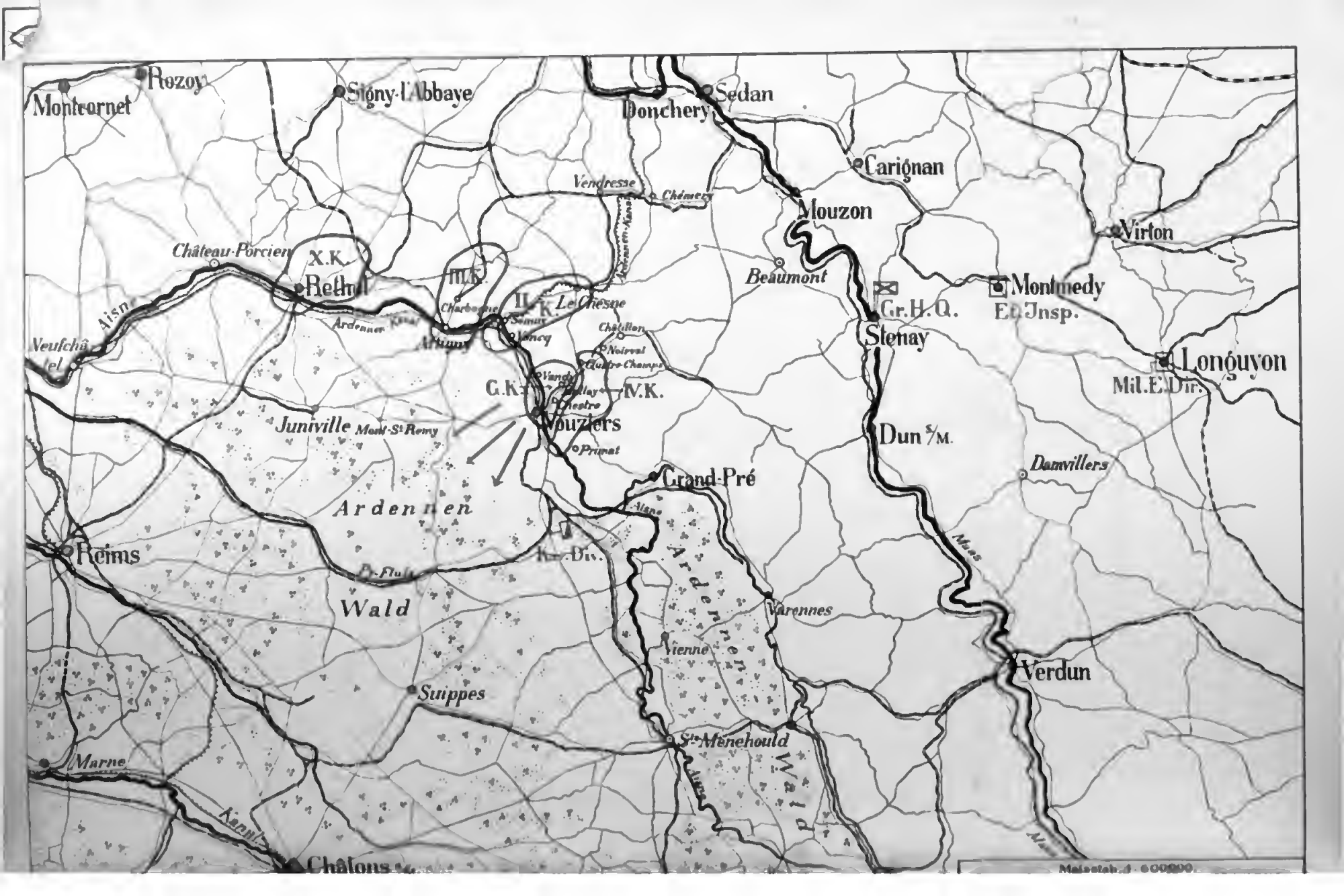
„Das Große Hauptquartier bittet um Nachricht, wie das Gefecht steht, und wie Euer Exzellenz die Lage bei der dritten Armee ansehen."

Der Chef winkte den Generalstabsoffizier heran, der die Einzeichnungen in die Karte gemacht hatte.

„Hier sehen Sie," sagte der Oberkommandierende, „was wir vom Feinde und von der Aufstellung der eigenen Truppen wissen. Patrouillen (Karte 1) hatten gestern gemeldet, daß bei Le Chesne starke feindliche Truppen aller Waffen ständen. Ich ließ heute in aller Frühe das Garde- und IV. Korps von Vendresse und Chémery zu beiden Seiten des Ardennenkanals vorgehen. Der Feind, an-

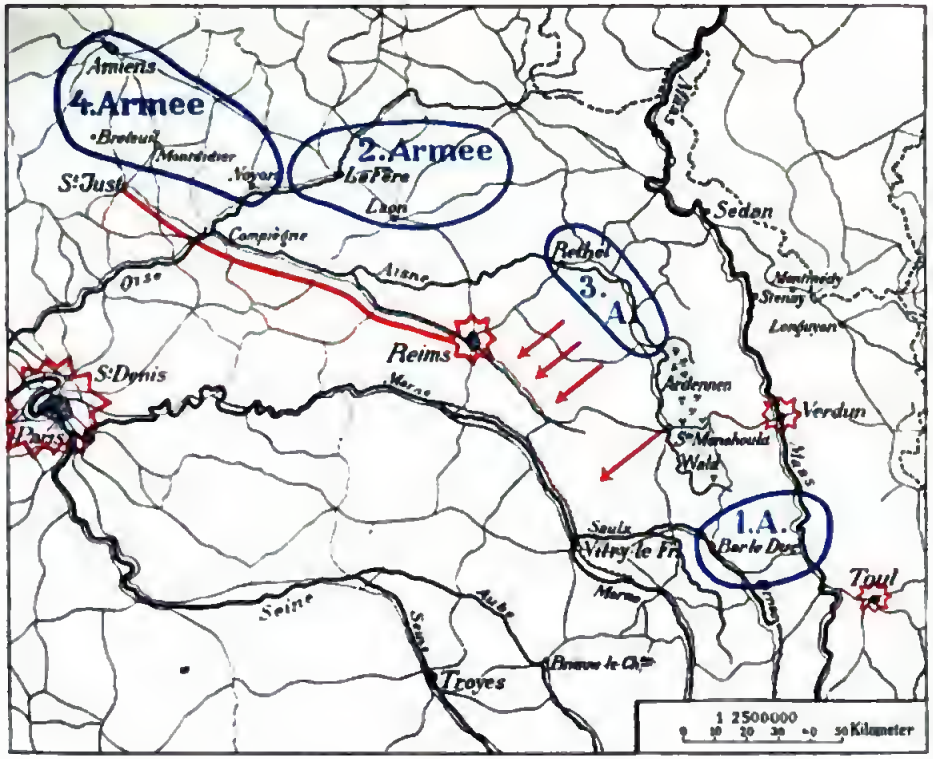
---

Wir bitten dringend, diesen Artikel, der auch dem Laien einen Einblick in das Wesen des modernen Krieges ermöglichen soll, nicht zu lesen, ohne die Situationen auf den Karten genau zu verfolgen. Unsere Leser finden das Karten-Material zwischen S. 688 und S. 689 derart eingeheftet, daß es ohne das Heft zu schädigen herausgenommen werden kann, um das gleichzeitige Lesen von Text und Karten zu erleichtern.

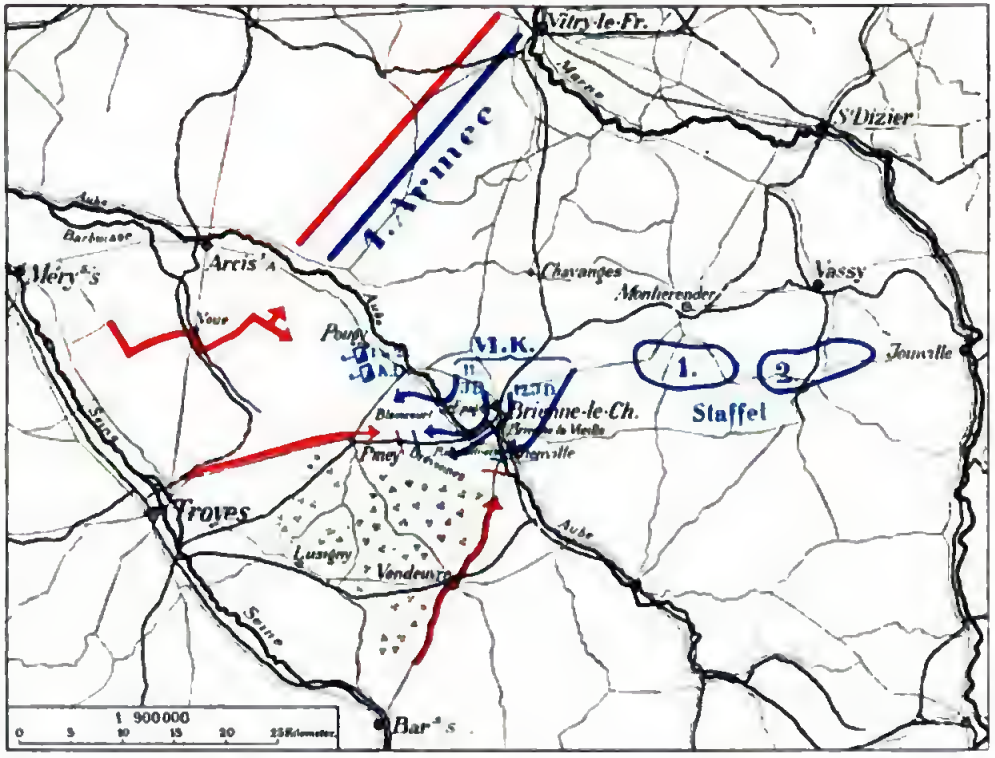


Rozoy
Montcornet
Signy-l'Abbaye
Sedan
Donchery
Carignan
Vendresse
Chémery
Mouzon
Virton
Château-Porcien
X.K.
Rethel
III.K.
Beaumont
Montmedy
Gr.H.Q.
Et.Insp.
Le Chesne
Stenay
Neufchâtel
Longuyon
Mil.E.Dir.
G.K.
IV.K.
Vouziers
Juniville
Dun s/M.
Damvillers
Grand-Pré
Ardennen
Reims
Wald
Varennes
Vienne
Verdun
Suippes
St-Menehould
Marne
Châlons

Karte 1. Stellung der 3. Armee am 10. August 7 Uhr abends.



Karte 2. Übersichtskarte der 1. bis 4. Armee am 10. August.



Karte 3. Stellung der 1. Armee mit dem VI. Korps am 14. August.

scheinend zwei bis drei Divisionen stark, wurde bei Le Chesne vollkommen überrascht, schlug sich aber sehr brav, zuletzt noch mit der Arrieregarde hier bei Quatre-Champs — Sie sehen die Verwüstung. Er ist bei Vouziers über die Aisne gegangen.

Von unserer dritten Armee stehen Garde- und IV. Korps vor Vouziers, das II. ist unterwegs nach Semuy, jetzt wahrscheinlich im Marsch durch Le Chesne. Von den beiden Korps des rechten Flügels, X. und III., habe ich seit lange keine Nachricht. Ich vermute, daß sie sich der Aisne zwischen Rethel und Semuy nähern; bis zum Mittag hatten sie keinen Feind vor sich.

Der Gegner, mit dem ich gefochten habe, hat wahrscheinlich gar nicht die Absicht gehabt, sich zu schlagen, ist nur durch meinen Angriff überrascht worden. Die zahlreichen Gefangenen gehören meist zum V. Korps, doch sind auch welche vom II. Korps darunter. Sie sagen übereinstimmend aus, daß sie von Reims mit der Eisenbahn an die Aisne gefahren, und von dort vor drei Tagen nach Le Chesne marschiert seien.

Der Feind hat, um zu entkommen, einen Teil seiner Arrieregarde geopfert, indem er die Brücke von Vouziers vorzeitig sprengte. Eine nachdrückliche Verfolgung ist dadurch unmöglich geworden. Ich werde aber heut noch Avantgarden über die Aisne schieben und in der Nacht eine oder mehrere Behelfsbrücken bei Vouziers herstellen. Meine Kavalleriedivision hat Befehl, südlich Vouziers überzugehen und die Fühlung mit dem Feinde zu erhalten.

An die beiden Korps des rechten Flügels, die ich bei Rethel und östlich vermute, ist bereits Befehl für morgen geschickt. Sie sollen nach Eintreffen dieses Befehls abkochen und zwei Stunden ruhen; dann wieder aufbrechen und nach Süden marschieren, über Juniville und Mont-St.-Rémy, um den heut geschlagenen Feind abzufangen, falls er sich nach Reims hineinwerfen will. Zu diesem Zweck sind beide Korps dem kommandierenden General des III. Armeekorps unterstellt. Von seinen Meldungen werden die Bewegungen des linken Flügels möglicherweise beeinflußt werden. Stößt der rechte Flügel nicht auf den Feind, so gehe ich in südwestlicher Richtung gegen die Marne vor."

Der vom Großen Hauptquartier entsandte Generalstabsoffizier war den Ausführungen des Oberkommandierenden aufmerksam gefolgt. Jetzt erwiderte er lebhaft: „Diese Bewegung würde den Absichten des Großen Hauptquartiers vollkommen entsprechen. Die vierte Armee (Karte 2), auf dem rechten Flügel unseres Heeres, wollte heut mit den Spitzen die Linie Breteuil-Montdidier-Noyon erreichen, links davon die zweite Armee bis La Fère und Laon vorgehen. Die Kavallerie beider Armeen hat den Feind schon seit mehreren Tagen westlich Reims hinter der Aisne festgestellt. Sein rechter Flügel lehnt sich an Reims an, der linke geht über Compiègne hinaus, anscheinend bis St. Just. Es scheint, daß der Feind hier unsern Angriff erwarten will.

Weniger klar liegen die Verhältnisse östlich Reims; indessen muß hier sehr bald Licht in die Sache kommen. Der ersten Armee ist es endlich gelungen, wenn auch mit großen Opfern, den Durchmarsch zwischen Verdun und Toul zu erzwingen; sie sollte heut bereits mit Spitzen den Ornain erreichen. Dieser Erfolg der ersten Armee kommt sehr zur rechten Zeit. Eigentlich sollte die feindliche linke Flanke durch unsere vierte Armee eingedrückt werden. Diese Bewegung ist nicht recht gelungen; die vierte Armee steht dem Feinde anscheinend frontal gegenüber. Dagegen muß ein Vorgehen der ersten Armee über Vitry-le-François die feindliche Stellung von der rechten Flanke her aufrollen. Was der Feind östlich von Reims an Kräften hat, und in welcher Aufstellung, läßt sich noch nicht erkennen. In der Nacht von gestern zu heut stand er noch bei Ste. Ménéhould. Diese Aufstellung war offenbar gewählt in Anlehnung an Verdun und die südlich davon liegenden Befestigungen. Nachdem diese durchbrochen sind und unsere erste Armee in der Gegend südlich von Ste. Ménéhould erschienen ist, kann der Feind seinen rechten Flügel dort nicht stehen lassen. Wenn er nicht seinen ganzen operativen Gedanken überhaupt fallen lassen will, muß er mindestens seinen rechten Flügel hinter die Marne zurücknehmen. Dieser Fluß bildet im Verein mit dem vorliegenden Kanal ein sehr bedeutendes Fronthindernis und macht den Angriff von Osten her sehr schwierig. Die Hauptschwierigkeit aber bietet das befestigte Reims, das einen solchen Angriff flankiert. Der Feind ist in der Lage, jederzeit ungehindert und überraschend mit Massen gegen die rechte Flanke unserer Truppen vorzubrechen.

Hiernach fallen nun der dritten Armee folgende Aufgaben zu: Vorgehen gegen die Marne südöstlich Reims, linker Flügel etwa bis an den Saulx-Fluß; Angriff, falls der Feind ihn annimmt; Sicherung gegen Reims.

Für die Lösung dieser Aufgaben werden der dritten Armee fünf weitere Bataillone schwerer Haubitzen zur Verfügung gestellt. Sie sind bereits mit der Eisenbahn unterwegs und können morgen und übermorgen in und bei Rethel, an der Strecke Rethel—Ste. Ménéhould, vielleicht auch noch weiter vorwärts ausgeladen werden. Das weitere wollen Euer Exzellenz mit der Militär-Eisenbahndirektion und mit der Etappeninspektion vereinbaren. Auf sonstige unmittelbare Unterstützung hat die dritte Armee nicht zu rechnen.

Es wird angenommen, daß die dritte Armee übermorgen, also am 12. August, mit ihren Spitzen vor der Marne anlangt. An demselben Tage wird die erste Armee die Gegend südlich Vitry-le-François erreichen und kann am 13. ihren Vormarsch fortsetzen, während die drei anderen Armeen ihren Angriff beginnen.

Das Große Hauptquartier bleibt heut nacht in Stenay (Karte 1). — Kann ich vielleicht gleich die Meldung mitnehmen, wohin das Oberkommando der dritten Armee für die Nacht geht?"

„Ist der Kommandant des Hauptquartiers schon zurück?" fragte der Chef nach rückwärts.

„Zu Befehl, Herr General," antwortete ein junger Offizier in der Uniform eines Ulanenrittmeisters. „Hier unten in Quatre-Champs ist kein Unterkommen möglich; jeder Raum bis zum Dachboden hinauf ist mit Verwundeten überlegt; auch in Noirval habe ich kein geeignetes Quartier gefunden. Dagegen ist in Châtillon reichlich Platz. Die Infanterie-Stabswache macht dort bereits Quartier; da ich der Bevölkerung nicht traue, habe ich für alle Fälle den Ortsvorsteher und den Pfarrer vorläufig festnehmen lassen. Die Große Bagage ist bereits bis nahe an Châtillon heran vorgezogen; Seine Exzellenz kann also bei seinem Eintreffen dort schon vollkommen fertiges Quartier und eingerichtete Bureaus vorfinden."

„Also Châtillon," sagte der Oberkommandierende zu dem Oberstleutnant aus dem Großen Hauptquartier. „Meine Aufgabe habe ich verstanden. Und," fügte er ernst hinzu, „wenn der Feind hinter der Marne standhält, dann wird die dritte Armee so angreifen, daß er trotz des starken Front-hindernisses nicht wagen soll, ein einziges Bataillon gegen die herannahende erste Armee zu entsenden."

Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Statt der schwarzen Rauchwolken bezeichnete jetzt rote Glut die Stellen, wo reiche Dörfer in Flammen aufgegangen waren. Auf der Chaussee wurde noch immer marschiert. Aber nun waren es endlose Wagenkolonnen, die mit knarrenden Rädern vorüberzogen. Warnend klang fortgesetzt die Hupe des Automobils, dessen langsam vorsichtige Fahrt sich an dem hellen Schein der Azetylenlaternen weithin erkennen ließ.

Es war zehn Uhr vorüber, als der Oberkommandierende in Châtillon eintraf. Dort hatte der vorausgeeilte Kommandant des Hauptquartiers schon alles angeordnet und einrichten lassen, um die nun erforderliche Arbeit des Stabes zu ermöglichen und Menschen und Pferden die notwendige Ruhe zu gewähren.

Die Straßen des Dorfes waren erleuchtet durch Lampen und Lichter, die in jedem Fenster brannten. Wo größere Lücken zwischen den Häusern den Weg ganz dunkel gelassen hätten, flammten seitwärts auf dem Acker mächtige Holzstöße. Große Tafeln, von Laternen beleuchtet, bezeichneten die einzelnen Quartiere und wiesen an den Straßenecken zurecht.

Die Schule und die daneben liegende Wohnung des Pfarrers waren zu Arbeitsräumen eingerichtet. Überall Tische mit Schreibgerät, das die Große Bagage mitgebracht hatte, Karten, bunte Farben zum Einzeichnen der Truppen.

Auf dem Bahnhof war die Telegraphenstation bereits in Tätigkeit. Der Feind hatte im Zurückgehen die Leitungen planmäßig zerstört, und die Telegraphenabteilung der Armee hatte bis jetzt nur die Verbindung mit dem Generalkommando des II. Armeekorps in Le Chesne herstellen können; dieses aber war durch Lichtfernsprecher mit dem III. Korps in Charbogne (nördlich Attigny) und mit dem X. Korps in Rethel verbunden. Das Garde- und IV. Korps hatten aus der Gegend von Vouziers Generalstabsoffiziere zur Berichterstattung und zum Befehlsempfang an das Armeeoberkommando entsendet.

Diese Offiziere hatten den ganzen Tag im Gefecht gestanden, sie waren mit sinkender Nacht von Vouziers nach Châtillon zurückgeritten, sie hatten die Aussicht, dort längere Zeit, vielleicht stundenlang zu warten; dann mußten sie wieder ihre Generalkommandos bei Vouziers aufsuchen, Befehle ausgeben und sich wieder zu Pferd setzen, um am frühen Morgen mit den Truppen weiterzumarschieren.

Der Kommandant des Hauptquartiers hatte also dafür gesorgt, daß sie in der Zeit des Wartens sich ausruhen konnten. Ihre Pferde wurden ihnen abgenommen und versorgt, die Offiziere fanden in einem Wirtschaftshause einen Raum, in dem reichliches Stroh, ein paar Decken und sogar ein Kopfkissen zur Ruhe einluden; auch Speise und Trank war genug vorhanden. Aber die Müdigkeit war zu groß. Die Befehlsempfänger hatten kaum einige Bissen gegessen, da sanken sie auch schon in einen todähnlichen Schlaf.

Mittlerweile hatten auch alle Offiziere des Armeeoberkommandos, die augenblicklich nicht beschäftigt waren, zu kurzer Ruhe sich ausgestreckt. Die Nacht bringt erfahrungsmäßig immer eine Menge Arbeit; einen zusammenhängenden Schlaf von mehreren Stunden finden nur ausnahmsweise einige wenige — da muß man lernen, in kleinen Absätzen zu schlafen und jede freie Minute dafür auszunutzen. Für nervöse Leute ist das nichts.

Der älteste Generalstabsoffizier aber, in der Kunstsprache Ia genannt, hat sich sofort an den Schreibtisch gesetzt und entwirft die Befehle für den morgigen Vormarsch, nachdem der Chef auf dem Ritt ins Quartier alles Erforderliche mit ihm besprochen hat.

Dabei macht das Zusammendrängen des Garde- und IV. Korps auf so engem Raum bei Vouziers Schwierigkeiten. Das Entwirren kann nicht den Generalkommandos allein überlassen werden, das Armeeoberkommando muß teilweise mit ganz bestimmten Anordnungen eingreifen. Dazu muß aber die Aufstellung beider Korps etwas genauer bekannt sein. Es wird also hinübergeschickt über den Hof nach dem Wirtschaftshause; die Befehlsempfänger, die kaum zehn Minuten geschlafen haben, werden aus ihrer

Erstarrung aufgerüttelt; sie müssen die Aufstellung ihrer Truppen so eingehend wie möglich einzeichnen und eine Menge Fragen beantworten: ob die Brücken von Voncq (Karte 1), von Vandy, von Primat noch stehen; ob die Korps ihre Brückentrains in erreichbarer Nähe oder schon vorgezogen haben; welche Anordnungen bereits für Brückenschlag getroffen sind; wo die erste und die zweite Staffel der Munitionskolonnen und Trains stehen.

Unter genauester Berechnung von Zeit und Raum wurden dann die Bewegungen des Garde- und IV. Korps derart geregelt, daß der je fünf Stunden dauernde Abmarsch ihrer Truppen und das nochmals je fünfstündige Abwickeln der langen Wagenkolonnen mit Munition, Verpflegung und Heeresbedürfnissen aller Art ohne jede Stockung und Kreuzung vor sich gehen konnte.

Für das X., III. und II. Armeekorps waren solche ins einzelne gehenden Weisungen nicht nötig. Diese Korps hatten ihre Marschstraßen zugewiesen bekommen, und man durfte ihnen das weitere überlassen, in der Gewißheit, daß die Generalkommandos alles sorgfältig vermeiden würden, was zu einer Reibung mit den Nachbarkorps führen konnte.

Indessen war noch der Fall in Erwägung zu ziehen, daß das X. und III. Armeekorps auf den Feind stoßen und durch das Gefecht etwa in südöstlicher Richtung weitergeführt werden könnten. Selbstverständlich ließen sich für diesen und noch manchen anderen denkbaren Fall jetzt keine Befehle geben; es mußte aber erwogen werden, ob vielleicht schon heute Anordnungen zu treffen waren, um den Nachschub der Munition und Verpflegung auch unter diesen Umständen sicherzustellen.

Es ist mit dem Truppenführen beinahe wie mit dem Schachspielen. Man kann immer nur einen Zug tun. Wer verfrühte Befehle gibt, muß sie nachher meist widerrufen, und das macht die Unterführer unsicher.

Aber durchdenken muß man vor jedem Zug das ganze Spiel bis in seine letzten Folgen. Zieht dann der Gegner eine Figur, so ist vielleicht der ganze Plan des Spiels umgeworfen; es muß ein neuer gefunden und ebenfalls wieder bis zur äußersten Konsequenz durchgedacht werden, ehe man selbst den nächsten Zug tut — und so fort, bis der Gegner matt gesetzt ist.

Um elf Uhr ist der älteste Generalstabsoffizier mit seiner Arbeit fertig; er geht hinüber nach dem Zimmer des Chefs und weckt ihn. Der Chef prüft die getroffenen Anordnungen an der Hand der Karte. Er kann nun die Befehle herausgehen lassen mit seiner eigenen Unterschrift, ohne sie dem Oberkommandierenden vorzulegen. Denn dieser hat die Grundzüge der morgigen Bewegung selbst angeordnet; er hat das volle Vertrauen zu der Arbeit seines Stabes und vor allem zu dem dafür verantwortlichen Chef, daß die Befehle in allen Einzelheiten ausführbar und zweckmäßig sind.

Es ist aber so wie so Zeit, den Oberkommandierenden zu wecken, denn der Verpflegsoffizier ist inzwischen seiner Aufgabe gerecht geworden, und in Zeiten großer Anstrengungen darf man die Bedeutung der Ernährung nicht unterschätzen. Es ist ein ungeheurer Unterschied, ob man in den Augenblicken, die das Höchste vom Menschen verlangen, den eigenen Körper zum Verbündeten oder zum Gegner hat.

Da Châtillon von Truppen nicht belegt ist, so hat der Verpflegsoffizier soviel im Ort gefunden, daß heute gar keine Konserven aus der Proviantkolonne auf den Tisch zu kommen brauchen. Während der immerhin sehr einfachen Mahlzeit geht die Arbeit des Stabes weiter; die Offiziere lösen sich ab, wer keine Zeit hat, zu Tisch zu kommen, dem wird etwas zu essen und zu trinken an seinen Schreibtisch gebracht.

Um Mitternacht kann der Oberkommandierende sich für die Nachtruhe zurückziehen, während der Chef noch einige dringende Vorträge hört.

Da ist vor allem der Nachrichtenoffizier der Etappeninspektion, der sich inzwischen mit dieser Inspektion in Montmédy (Karte 1) telegraphisch in Verbindung gesetzt hat, um das Nähere über die Heranführung der fünf schweren Haubitzbataillone zu erfahren. Die Etappeninspektion hatte im Einvernehmen mit der Militäreisenbahndirektion in Longuyon die für den Transport erforderlichen Züge derart in den Fahrplan einfügen können, daß der vorderste Zug bereits morgen, am 11., um 8 Uhr früh Rethel erreichte, der letzte am 13. zur selben Zeit.

Nach Mitteilung der Militäreisenbahndirektion waren zwei zum Ausladen geeignete Rampen in Rethel vorhanden, je eine in Attigny und Vouziers. Wenn die Ausladung am Vormittag des 13. beendet sein sollte, so mußten alle vier Rampen benutzt werden, gleichviel ob die Ausladeorte operativ günstig lagen oder nicht. Denn die Züge sollten sich von Stunde zu Stunde folgen, das Ausladen eines Zuges aber dauerte drei bis vier Stunden, so daß bei Benutzung nur eines Bahnhofes eine Stockung des gesamten Betriebes hätte eintreten müssen. Die Masse der schweren Geschütze wurde voraussichtlich auf dem rechten Flügel gebraucht, gegen die Festungsgeschütze von Reims. Alle fünf Bataillone aber in Rethel auszuladen war aus betriebstechnischen Gründen unmöglich; die Ausladung hätte sonst bis zum 18. vormittags gedauert, und die Batterien wären dann zum Teil vielleicht gar nicht mehr zur Verwendung gekommen.

Rethel, Attigny und Vouziers lagen aber nicht mehr im Etappengebiet, sondern bereits im Operationsgebiet der Truppen; es waren also in diesen Orten noch keine Behörden vorhanden, die das Ausladen regeln und schützen konnten, weder Etappen- noch

Bahnhofskommandanturen, auch keine Etappentruppen. Dem X., III. und Gardekorps mußte also befohlen werden, Stabsoffiziere ihres Befehlsbereichs vorübergehend mit Wahrnehmung der Etappen- und Bahnhofskommandanturen zu beauftragen, und die erforderliche Besatzung bis zum Eintreffen von Etappentruppen zurückzulassen. Der Etappeninspektion wurde hiervon Mitteilung gemacht; sie wurde aufgefordert, für schleunige Ablösung zu sorgen.

Um ein Uhr früh konnten die entsprechenden Telegramme abgehen. In der Zeit, während deren der Wortlaut dieser Telegramme festgestellt wurde, hatte inzwischen der Chef den Vortrag des Armeeintendanten gehört.

Die Armee hatte bisher nur teilweise auf die Vorräte der Verpflegskolonnen zurückgegriffen, da in dem gut angebauten Lande zwischen der Maas und der Aisne fast überall Lebensmittel gefunden wurden. Mit dem Überschreiten der Aisne aber kam man in das arme, schwach bevölkerte Gebiet des Ardennenwaldes. Dessen Bewohner fristen selbst mit Mühe ihr ärmliches Leben; es war keineswegs darauf zu rechnen, daß man Vorräte finden würde, die für die Ernährung der Armee überhaupt in Frage kämen. Die Ardennen mußten zudem von den Truppen in schnellem Marsch durchschritten werden, den schwer beladenen Verpflegskolonnen aber boten die steilen, schlecht gehaltenen Wege um so größere Schwierigkeiten, als nach dem langen Regenwetter der Boden völlig durchnäßt und die Wagengleise tief ausgefahren waren.

Es kam also darauf an, den Proviant- und Fuhrparkkolonnen weite Hin- und Hermärsche tunlichst zu ersparen, indem die Lebensmittel so weit als möglich mit der Eisenbahn vorgeführt wurden. Der Etappeninspektion wurde demnach eine allgemeine Skizze der für die nächsten Tage beabsichtigten Bewegungen mitgeteilt. Sie wurde aufgefordert, die Eisenbahn über Rethel und Vouziers, und von dort wieder westlich, dem Lauf des Py folgend, schleunigst in Betrieb zu nehmen und die Anlage von Magazinen an dieser Strecke vorzubereiten.

Später würde dann voraussichtlich die weiter südlich liegende Strecke über Ste.-Ménehould nach Suippes von Wert sein.

Für die nächsten Tage war besonders das Vorziehen einiger Mehlzüge wichtig, da die Feldbäckereikolonnen der Armeekorps wahrscheinlich gar keine Mehlvorräte im Lande finden würden.

Die Armee ging voraussichtlich schweren Kämpfen entgegen; somit war der Munitionsersatz sicherzustellen, die Anlage großer Munitionsdepots vorzubereiten, auch Etappenmunitionskolonnen vorzuziehen, die im Notfalle einen Teil der Munition den geleerten Kolonnen der Armeekorps entgegenführen konnten.

Nachdem der Armeeintendant seine Weisungen vom Chef erhalten hatte, kam der Armeegeneralarzt zum Vortrag. Auch seine Vorschläge führten zu einem längeren Depeschenwechsel mit der Etappeninspektion und dem Etappengeneralarzt. Es genügte nicht, die Feldlazarette der Armeekorps für die Behandlung der Verwundeten bereit zu halten. Die Hauptsorge mußte sein, einmal diese Lazarette für weiteren Gebrauch wieder verfügbar zu machen und dann die große Menge der Kranken schnell auf weiten Raum zu zerstreuen, um dem Ausbruch von Epidemien vorzubeugen.

Für den ersteren Zweck waren die Bestände der Lazarettreservedepots und das Kriegslazarettpersonal vorzuziehen, für den letzteren Zweck mußte die Krankentransportkommission Sanitäts- und Krankenzüge bereit halten, vor allem aber entsprechend eingerichtete Schiffe auf der Maas, da der Transport zu Wasser für die Verwundeten viel angenehmer und zuträglicher ist, als auf der Eisenbahn.

Inzwischen waren von der Adjutantur und von den Feldjustizbeamten noch einige Sachen bearbeitet worden, deren Erledigung eilte: Strafsachen, Beförderungen, Anordnungen für den Truppendienst, wie sie zu Friedenszeiten in den Parolebüchern stehen, und so war es zwei Uhr geworden, ehe der Chef seine Tätigkeit beendigt hatte.

Die erlassenen Befehle wurden auf verschiedene Weise befördert. Alles auf die Operationen Bezügliche war telegraphisch hinausgegangen, mit Ausnahme der Weisungen für Garde- und IV. Korps, die von den Befehlsempfängern mitgenommen wurden. Die übrigen Erlasse und Schriftstücke gingen den nächstliegenden Behörden durch Motorradfahrer oder Ordonnanzreiter zu, für die weiter abliegenden wurden sie durch den Feldregistrator an die Feldpostexpedition abgegeben.

Der Morgen dämmerte herauf, als die Tätigkeit in den Schreibstuben beendigt war und alles sich zur Ruhe begeben konnte — mit Ausnahme des Offiziers, der Schreiber und Ordonnanzen vom Dienst, die von Nacht zu Nacht wechselnd bereit sind, eingehende Telegramme, Meldungen und dergleichen zu empfangen. Alles was unwesentlich ist oder Zeit hat, legt der Offizier nur für später bereit; wichtige Eingänge, die sofortiges Handeln verlangen, trägt er zu jeder Zeit dem Chef vor, und dieser entscheidet sich dann, ob er selbst auf eigene Verantwortung vorläufige Anordnungen erlassen kann, oder ob er die persönliche Entscheidung des Oberkommandierenden auch während der Nacht einholen muß.

In der Zeit vor und nach großen Kämpfen gibt es für den ganzen Stab kaum Nachtruhe. Um so gewaltiger sind die Anforderungen, die die Schicksalsstunde an die seelische Spannkraft aller dieser Männer stellt.

* * *

Während die vierte, zweite und dritte Armee im Rahmen der vorstehend geschilderten Verhältnisse sich vor der Front des Feindes festsetzten (Karte 2), durch einleitende Gefechte die Stützpunkte in die Hand nahmen, von denen sie den Angriff vortragen wollten, war die erste Armee aus der Gegend von Bar-le-Duc bis in die Gegend südlich von Vitry-le-François vorgerückt. Sie war dort am 14. August auf einen viel schwächeren Feind gestoßen, anscheinend Landwehr, hatte mit vier Armeekorps angegriffen, hatte ein Armeekorps, das VI., vorläufig links rückwärts gestaffelt.

Die 1. und 2. Kavalleriedivision hatten Befehl erhalten, über die Seine ausholend gegen rechte Flanke und Rücken des Feindes vorzugehen (Karte 3). Aber sie hatten die Seineübergänge bei Méry, Troyes und Bar besetzt gefunden, und es war nicht gelungen sie durch Gefecht zu öffnen.

Das Oberkommando der ersten Armee hatte also das ohnehin etwas rückwärts befindliche VI. Armeekorps bei Brienne-le-Château angehalten und mit dem Schutz der linken Flanke beauftragt; die beiden Kavalleriedivisionen wurden dem Generalkommando unterstellt. Sie sollten mit ihrer Masse vor Troyes bleiben, aber Patrouillen zwischen Méry-Troyes und Troyes-Bar über die Seine werfen und feststellen, was denn eigentlich vom Feinde hinter dem Flusse stände.

Es war Mittag geworden. Die Sonne brannte heiß auf die trockenen, staubigen Felder. Das Generalkommando des VI. Armeekorps hielt bei Brienne-le-Château. Man war schlechter Laune, trotz des wolkenlos blauen Himmels, der auf das Tal der Aube herniederleuchtete.

„Wieder in Reserve, wieder zum Schutz gegen eine eingebildete Gefahr! Da stehen wir hier untätig, ohne einen Schuß zu tun, und vorn ringen die Ost- und Westpreußen und die Sachsen um Ehre und Sieg!"

Von Nordwesten her hörte man die ferne Schlacht. Es war ein unausgesetzter dumpfer Ton, der kaum mit dem Ohr wahrgenommen wurde, sondern gleichsam mit dem ganzen Körper. Luft und Erde schienen zu schwingen und zu zittern wie von einem unterirdischen Grollen.

Dazwischen zirpten im Grase die Grillen. In den Wiesen blitzten die Sensen der Bauern, die den zweiten Schnitt ernteten. Wie Kinderspielzeug bewegten sich die hochbeladenen Heuwagen lautlos durch die sommerliche Landschaft.

Über die Aube hinweg, in der Richtung auf Troyes, stiegen allmählich dichte weiße Staubwolken auf, die den dunstigen Horizont wie mit einem Schleier verhüllten.

Von der Brücke her, die südlich von Brienne-le-Château über den Fluß führt, kamen zwei Reiter auf der Chaussee im Trabe heran. Als sie den Stab des Generalkommandos bemerkten, verließen sie die Straße und setzten sich in scharfen Galopp. Wie sie näher kommen, erkannte man deutlich den braunen, goldverschnürten Attila der schlesischen Husaren und den hellblauen Rock und die orangefarbenen Aufschläge der Dragoner von Nachod.

„Meldung für das Generalkommando," rief der Husar schon von weitem; dann sprangen beide Offiziere von den schweißbedeckten Pferden, die mit schlagenden Flanken standen und die feinen Köpfe mit den blutroten, weit geöffneten Nüstern zu Boden senkten.

Ein Offizier des Generalstabes nahm die Meldungen in Empfang, bescheinigte auf dem Umschlag die Zeit des Eintreffens und las sie durch, die Karte aufmerksam vergleichend.

Dann trat er an den Chef des Generalstabes heran und sprach mit ihm lebhaft kurze Zeit. Der Chef wandte sich an die beiden Kavallerieleutnants: „Haben Sie das, was in den Meldungen steht, persönlich beobachtet, und können Sie nähere Erläuterungen dazu geben?"

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant."

„Dann tragen Sie den Inhalt Ihrer Meldungen Seiner Exzellenz selbst vor."

Der kommandierende General erfuhr nun, daß der Feind mit Truppen aller Waffen von Troyes und von Bar auf Brienne-le-Château marschierte (Karte 3).

Die 1. und 2. Kavalleriedivision hatten sich vor dem von Troyes heranmarschierenden Feinde in der Richtung auf Brienne-le-Château zurückgezogen.

Der von Bar anrückende Gegner wurde von dem Divisionskavallerieregiment der 12. Infanteriedivision gemeldet.

Die beiden Leutnants hatten sich ganz zufällig an der Brücke südlich Brienne-le-Château getroffen. Es war ein sehr glückliches Zusammentreffen, daß das Generalkommando beide Meldungen gleichzeitig erhielt. Über die Stärke des Feindes wurde nichts gemeldet, doch war nach der ganzen Lage anzunehmen, daß aus beiden Richtungen mindestens eine Division vorging — wahrscheinlich mehr.

Wenn der Feind inzwischen im Vorgehen geblieben war, so mußte er jetzt, bald nach Mittag, mit dem Anfang der einen Kolonne Piney erreicht, mit dem Anfang der andern Vendeuvre bereits durchschritten haben.

In ein bis anderthalb Stunden mußte das VI. Armeekorps in Berührung mit dem Feinde sein. Zeit war nicht zu verlieren.

Der kommandierende General ließ sich aus dem Stabe eine große Übersichtskarte geben, die den ganzen Abschnitt des Kriegsschauplatzes nordöstlich Paris umfaßte. Er überlegte einige Minuten allein; dann wandte er sich zum Chef des Generalstabes, bat diesen um seine Auffassung, und nach einem kurzen Austausch der Meinungen waren beide Männer vollkommen einig über das, was geschehen mußte.

Ihre Erwägungen waren folgende: Das VI. Armeekorps war beauftragt, die linke Flanke der ersten Armee zu sichern. Diese Aufgabe schien zunächst lösbar durch eine Verteidigungsstellung bei Brienne-le-Château, östlich der Aube. Der Fluß ist ein so bedeutendes Fronthindernis, daß der Feind zu zeitraubendem Ausholen gezwungen wurde, um ungestört vom VI. Armeekorps den Übergang ausführen zu können.

Aber auch Méry war vom Feinde besetzt gefunden worden. Wenn auch von dort der Gegner mit bedeutenden Kräften vorging, dann war die Flanke der ersten Armee nicht mehr gesichert. Meldungen über ein solches Vorgehen waren bisher nicht eingegangen. Wenn sie aber nach etwa einer Stunde eintreffen sollten, so war es dann wahrscheinlich für das VI. Armeekorps zu spät, noch andere Maßregeln zu treffen. Man mußte also aus der allgemeinen Lage heraus erwägen: handelte es sich voraussichtlich um einen Vorstoß des Feindes mit geringeren Kräften, der die Absicht haben konnte, die erste Armee zu täuschen und in falsche Richtung zu locken; oder drohte hier ein Flankenangriff in größtem Maßstabe, der bestimmt war, die ganze Operation zu entscheiden?

Eine sichere Auskunft über diese Frage konnte nur das zu erwartende Gefecht geben. Wollte das VI. Armeekorps etwa Weisungen vom Armeeoberkommando abwarten oder erbitten, oder untätig stehen und warten, bis die Meldungen der Patrouillen größere Klarheit schafften, so wartete es wahrscheinlich umsonst, fühlte sich von Stunde zu Stunde unsicherer und machte sich schließlich völlig abhängig von den Maßregeln des Feindes.

Und das ist immer der Anfang vom Ende.

Es hilft einmal nichts. Die Führer aller Grade müssen es wagen, in das Dunkel der Ungewißheit hinein zu handeln, und müssen starken Herzens die Verantwortung für ihre Anordnungen tragen, wenn es sich nachher herausstellt, daß ihre Schlüsse falsch gewesen sind. Und in gewissem Grade werden diese immer falsch sein — müssen es notwendig sein. Denn ein richtiger Schluß läßt sich nach einfachen logischen Gesetzen nur ziehen, wenn die für ihn gegebenen Voraussetzungen richtig sind. Sind eine oder mehrere Voraussetzungen falsch, so muß auch der Schluß falsch werden. Nun ist aber *eine* der Voraussetzungen, von denen alle Erwägung im Kriege ausgehen muß, notwendig falsch — nämlich die Vorstellung, die man sich vom Feinde macht. Die kann gar nicht richtig sein. In ganz kleinen Verhältnissen mag sie einmal annähernd zutreffen. Aber je größer die Verhältnisse sind, desto weniger wird das Bild, das die Phantasie vom Feinde entwirft, den Tatsachen entsprechen. Und so ist denn auch die erfolgreichste Führung immer nur ein Fortschreiten von Fehler zu Fehler. Es kommt eben darauf an, den eigenen Fehler sofort zu verbessern, sowie er sich bemerkbar macht, den Fehler des Feindes aber schnell zu erkennen und unerbittlich zu strafen.

Nach der gesamten Lage machte sich nun der kommandierende General des VI. Armeekorps folgendes Bild vom Feinde (Karte 2).

Der rechte Flügel des deutschen Heeres hatte während des ganzen Laufes der Operationen immer mehr nach Nordwesten herumgefaßt, so daß der Feind wohl den Eindruck gewinnen konnte, daß die deutsche oberste Heeresleitung hier den taktischen Erfolg suchen würde. Danach war wohl anzunehmen, daß die feindliche Führung ihre Reserven hinter ihrem linken Flügel gestaffelt hatte, um durch deren Einsetzen das Schicksal zu ihren Gunsten zu wenden.

Nun war es aber — wohl wider Erwarten der feindlichen Führung — der deutschen ersten Armee doch gelungen, zwischen Verdun und Toul durchzubrechen; diese erste Armee stieß hinter die feindliche rechte Flanke und mußte, wenn sie nicht irgendwie angehalten wurde, im weiteren Vorschreiten den ganzen rechten Flügel der feindlichen Front aufrollen.

Vorausgesetzt nun, daß der Feind seine Reserven wirklich hinter seinem linken Flügel hatte, so standen ihm zwei Möglichkeiten frei: *Entweder* er setzte diese Reserven da ein, wo er sie augenblicklich hatte, suchte den deutschen rechten Flügel zu schlagen, und durch diesen Sieg den Mißerfolg des eignen rechten Flügels mindestens auszugleichen.

Oder er machte den Versuch, dem Vorgehen der ersten Armee direkt entgegenzutreten, indem er seine Reserven mit der Eisenbahn von einem Flügel zum andern beförderte. Ob das möglich gewesen war, ließ sich ohne genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse nicht beurteilen. Das hing ab von der Zahl der zu befördernden Truppen, der Zahl der betriebsfähigen Bahnstrecken und deren Leistungsfähigkeit, von der Zahl und Länge der vorhandenen Ein- und Ausladerampen und Ausweichegeleise, vom verfügbaren Personal und Material und noch manchen anderen Dingen. Bei dem gut ausgebildeten Eisenbahnnetz in und um Paris schien es indessen wohl denkbar, daß drei bis vier Armeekorps mit ihren Munitionskolonnen und Trains seit dem 10. August aus der Gegend nördlich von Paris nach der oberen Seine bei Troyes und Umgegend befördert sein konnten.

War dies aber der Fall, so lag jetzt hier die Entscheidung des ganzen Feldzuges. Die erste Armee durfte ihre bisherige Aufgabe nicht weiter verfolgen, sie mußte alle verfügbaren Kräfte einsetzen, um diesen Plan des Feindes zum Scheitern zu bringen. Das konnte sie, da die ihr gegenüberstehenden Landwehrtruppen durch das heutige Gefecht voraussichtlich vollständig zersprengt wurden. Sie brauchte aber volle Freiheit des Handelns. Die war nicht gewährleistet, wenn das

VI. Armeekorps bei Brienne-le-Château hinter der Aube stehen blieb (Karte 3). Die erste Armee mußte sich dann, vielleicht unter den ungünstigsten Umständen, den Übergang erst erkämpfen, nachdem sie von ihrem bisherigen Gegner abgelassen hatte. Ging aber das VI. Armeekorps zum Angriff vor, so hielt es der ersten Armee den Übergang über den Fluß offen, zog viel mehr Kräfte des Feindes auf sich als durch bloßes Stehenbleiben, und erleichterte so dem Armeeoberkommando die immerhin schwierige Entwicklung der Armee nach der Flanke.

Der heutige Tag (14. August) konnte selbst bei großer Überlegenheit des Feindes dem VI. Armeekorps keine Katastrophe bringen; dazu war der Tag schon zu weit vorgeschritten. Auch wenn das VI. Armeekorps jetzt sofort zum Angriff antrat, so mußte doch nach Berührung der beiderseitigen Teten mit der notwendigen Entwicklung der Truppen und mit den einleitenden Gefechten soviel Zeit vergehen, daß eine durchschlagende Entscheidung vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr zu erwarten war. Bis zum nächsten Morgen aber konnte auf das Eingreifen der ersten Armee gerechnet werden.

Wenn nun aber der Feind überhaupt keinen gefährlichen Angriff von Troyes her unternahm, wenn er nur — etwa mit Teilen der Festungsbesatzung von Paris — den Versuch machte, die erste Armee irre zu führen und in falsche Richtung zu locken, dann mußte das VI. Armeekorps erst recht angreifen. Nur durch entschlossenes Vorgehen war es in der Lage, diese Täuschung zu erkennen und aufzudecken; blieb es dagegen hinter der Aube stehen, so konnte der Feind die Flußübergänge sperren und alle Aufklärung lahm legen.

Wohin aber sollte der Angriff sich richten? Der Feind kam von zwei verschiedenen Seiten, von Troyes und von Bar. Sollte das VI. Armeekorps gegen beide Richtungen vorgehen, etwa mit je einer Division? Dann hörte die einheitliche Leitung auf; statt eines Armeekorps fochten zwei vereinzelte Divisionen, und es konnte schwerlich gelingen, an einer Stelle mit Überlegenheit aufzutreten. Man mußte sich also entschließen, nach der einen Seite mit schwächeren Kräften abzuwehren, um nach der anderen mit wuchtiger Kraft vorstoßen zu können.

Nach Süden zu mußte der dichte Wald zwischen Vendeuvre, Brienne-le-Château, Piney und Lusigny dem Feinde die Entwicklung überlegener Kräfte sehr erschweren. Allerdings konnte der Gegner mit seinem rechten Flügel über die Aube hinweg ausholen; das konnte ihm nicht verwehrt werden, und eine solche Bewegung konnte für das VI. Armeekorps um so unangenehmer werden, als seine Trains an der Straße von Brienne-le-Chateau nach Joinville gestaffelt waren. Indessen war diese Straße immerhin von den Aubeübergängen östlich Vendeuvre noch einen Tagemarsch entfernt, und ein taktischer Erfolg nördlich des Waldes von Vendeuvre mußte voraussichtlich eine feindliche Offensive östlich der Aube zum Stehen bringen.

Demnach beschloß der kommandierende General: 4 Bataillone, 1 Maschinengewehr-Abteilung, 1 Eskadron, 3 Batterien der 12. Infanteriedivision gehen bei Dienville über die Aube und verhindern ein weiteres Vordringen des über Vendeuvre anmarschierenden Feindes. Alles andere wendet sich nach der Richtung auf Piney. Die 11. Infanteriedivision benutzt zum Übergang die Brücke zwischen Epagne und Blaincourt, und die Eisenbahnbrücke; die 12. Infanteriedivision die Brücke zwischen Brienne-la-Vieille und Radonvilliers, und die von Dienville. Beide Divisionen bleiben jenseits der Aube im Marsch auf Piney, die Eisenbahn zwischen sich.

Die 1. und 2. Kavalleriedivision waren durch den Gang der Ereignisse und durch die Geländeverhältnisse in eine recht ungünstige Lage gekommen. Ihr gegebener Platz war ganz auf dem südlichen Flügel, um dort herumgreifend die Aufklärung fortzusetzen und das Vorgehen des Feindes aufzuhalten zu helfen. Jetzt waren sie in dem sich verengenden Raum zwischen Seine und Aube eingeklemmt, und sahen die feindlichen Teten frontal dicht vor sich (Karte 3). Sie mußten gegebenenfalls auf die Aubeübergänge nordwestlich von Epagne angewiesen werden.

Alle diese Erwägungen und Entschlüsse hatten nur wenige Minuten Zeit erfordert. Während nun die entsprechenden Befehle entworfen und geschrieben wurden, ritten Adjutanten in schnellster Gangart sofort zu den Divisionen, um die Truppen erst einmal in Bewegung zu setzen, damit keine Minute durch Abwarten der Befehle verloren wurde.

Der kommandierende General begab sich für seine Person zur 11. Infanteriedivision nach Epagne. Inzwischen wurden durch den Chef des Generalstabes noch die Anweisungen gegeben für die großen Bagagen, die Munitionskolonnen und Trains. Die Großen Bagagen sollten zunächst östlich der Aube zurückbleiben, die Straßen freilassend. Sämtliche Munitionskolonnen und Feldlazarette sollten, auf die Divisionen gleichmäßig verteilt, vor die Großen Bagagen bis an die Aubeübergänge heranrücken, gleichfalls Straßen und Brücken freilassend. Von den Verpflegskolonnen wurde je eine Fuhrparkskolonne an die Große Bagage beider Divisionen herangezogen, eine Proviantkolonne nördlich von Brienne-le-Chateau für das Kavalleriekorps bereit gestellt. Die übrigen Verpflegskolonnen wurden weiter zurückgehalten und darauf aufmerksam gemacht, daß feindliche Kavallerie von Süden her gegen die Straße von Brienne-le-Château nach Joinville anreiten konnte. Wenn die Kolonnen innerhalb der Ortschaften zusammenfuhren, und die Begleitmannschaften die Umfassung der Dörfer mit dem Karabiner verteidigten, so waren sie gegen kleinere

Unternehmungen des Feindes wohl geschützt und nur dann in Gefahr, wenn die feindliche Kavallerie etwa reitende Artillerie heranbrachte.

Der Korps-Brückentrain wurde vorgezogen und der 11. Infanteriedivision zur Verfügung gestellt. Beide Divisionen wurden zugleich angewiesen, außer den bereits vorhandenen noch möglichst viele Brücken über die Aube zu schlagen.

Es war 2 Uhr, als der kommandierende General über die Brücke von Epagne ritt. Aus südwestlicher Richtung, aus der Gegend von Brévonnes, hörte man bereits das Knattern des Infanteriefeuers und aus ziemlicher Entfernung den dumpfen Knall feindlicher Geschütze: die Avantgarde der 11. Infanteriedivision stand im Gefecht.

Südlich der Eisenbahn, bei Dienville, leuchteten unaufhörlich die Blitze aus den Rohren der dorthin entsandten Batterien. An der dichten Rauchwolke, die in der stillen, unbewegten Sommerluft über diesen Batterien schwebte, war zu erkennen, daß sie in heftigem Artilleriekampfe standen.

Nördlich, in der Richtung auf Pougy, sah man die Reitermasse der beiden Kavalleriedivisionen. Von ihnen kam kurz vor 2 Uhr die Meldung, daß auch von Méry eine lange feindliche Kolonne aller Waffen in südöstlicher Richtung anmarschierte. Sie hatte um 12 Uhr mittags den Barbuisseбach bei Voué erreicht.

Damit schien jeder Zweifel geschwunden: es handelte sich aller Wahrscheinlichkeit nach um einen feindlichen Flankenangriff in großem Maßstabe. Das VI. Armeekorps hatte die ungeheuer schwierige Aufgabe, die Aubeübergänge für die erste Armee offen zu halten, die feindlichen Massen auf sich zu ziehen und an sich zu fesseln, und gleichwohl eine durchgreifende Entscheidung, wenn irgend möglich bis zum Einbruch der Dunkelheit, hinzuziehen.

Das Armeeoberkommando, das in der Gegend von Chavanges vermutet wurde, mußte von der Sachlage schleunigst unterrichtet werden. Bei der hohen Wichtigkeit dieser Meldung war jede Vorsicht geboten, um sie sicher an das Armeeoberkommando gelangen zu lassen. Ein Offizier des Generalstabes wurde von Brienne-le-Château aus im Automobil abgeschickt, und außerdem gingen zwei vorzüglich berittene Ordonnanzoffiziere auf verschiedenen Wegen mit gleichlautenden schriftlichen Meldungen ab. Die neuesten Hilfsmittel moderner Verständigungstechnik hatten versagt. Weder mit Lichtfernsprecher noch mit drahtloser Telegraphie war es gelungen, Verbindung mit dem Armeeoberkommando herzustellen; der Grund dieses Versagens hatte bisher nicht festgestellt werden können.

Alles war anders gekommen als beabsichtigt. Das deutsche Große Hauptquartier hatte mit dem rechten Flügel des Heeres den entscheidenden Schlag führen wollen; dem Feind aber war es gelungen, seinen linken Flügel rechtzeitig zu verstärken und zu verlängern, und so standen sich dort beide Teile frontal und, wie es schien, ungefähr gleich stark gegenüber.

Das Durchbrechen der deutschen ersten Armee zwischen Verdun und Toul gab den Dingen eine ganz andere Wendung. Die Entscheidung wurde von dem westlichen nach dem östlichen Flügel verlegt. Es schien, als ob das Vordringen der ersten Armee die Operation und damit wahrscheinlich den ganzen Feldzug rasch beendigen müßte; da wurde ihr Siegeslauf gehemmt durch einen Angriff, der sie zwang, zunächst um ihre Existenz zu ringen, und aufs neue schien das Zünglein der Wage auf die Mitte einzuspielen.

Wohin wird es sich am Ende neigen? Niemals kommt es im Leben, und also auch im Kriege, genau so, wie man vorher angenommen hat, und niemals wiederholt sich ein Ereignis genau so, wie es schon einmal stattgefunden hat. Deshalb hat alle theoretische Erkenntnis für den praktischen Gebrauch nur einen sehr beschränkten Wert. „Sollen die Regeln für den Krieg unter allen Umständen gültig bleiben, so schrumpfen sie zu Axiomen zusammen, wie in der Mathematik, daß gleiches zu gleichem gleiches gibt; sollen sie mehr bedeuten, so bildet jedes neue Verhältnis eine neue Ausnahme“ (Moltke).

Der 14. August hatte die große Entscheidung bringen sollen. Am 12. und 13. hatten westlich und östlich von Reims einleitende Kämpfe stattgefunden, am 14. hatten die vierte, zweite und dritte Armee mit aller Kraft angegriffen, um den Gegner zu fesseln und am Verschieben seiner Massen zu hindern. Das Ergebnis dieser Kämpfe war noch unbekannt. Aber wie sie auch ausgefallen sein mochten — hier bei Troyes lag jetzt die Entscheidung, der 15., spätestens 16. August mußte hier das Schicksal des ganzen Feldzuges bringen.

Und wie die großen operativen Fragen die Führung vor immer neue, unerwartete Aufgaben gestellt haben, so wird erst recht der taktische Zusammenstoß in jeder Wendung neue Überraschungen bieten; er wird die höchsten Anforderungen stellen an die nimmer müde Spannkraft, die Entschlußfähigkeit und die Verantwortungsfreudigkeit der Führer aller Grade.

Fischermädchen.

Skulptur von H. Peter-Solothurn.

Erinnerungsmedaillen von Prof. Ignatius Taschner.

Die Schwabinger Bauernkirchweih.

Von Fritz von Ostini.

Wird vielleicht einmal eine Zeit kommen, in der die Welt zu klug, zu nüchtern und zu tugendhaft geworden ist, um Feste fröhlicher Narrheit im Karneval zu feiern? Fast sieht es so aus, und es wäre doch sehr traurig, wenn dem so wäre. Traurig für das Leben im allgemeinen, das dann sein wird wie ein ewiger Spätsommer, in dem es nur Früchte und keine Blüten mehr gibt; traurig, ganz besonders traurig aber für eine Kunststadt wie München, in der das Festefeiern eine so wichtige Rolle im Organismus des künstlerischen Lebens bildet. Die wenigen Gelegenheiten im Jahr, wo das Ewig-Heitere in der Kunst Selbstzweck geworden, den Jungen und den Alten einmal Gelegenheit gibt, sich frei und fröhlich auszuleben, Gelegenheiten, die so oft auch Talente spontan zur Entfaltung bringen, wie die Tatsachen zeigen — diese wenigen frohen Feste nach so vielen sauren Wochen können nicht entbehrt werden! Vom einzelnen kaum, von der Gesamtheit gar nicht. Gerade in München hat sich vielfach gezeigt, wie das Spiel der Feste immer wieder Kräfte frei macht für den Ernst neuer Arbeit. Von Schützen-, von Maskenfesten, von Künstlerkneipen großen Stils aus hat oft genug ein neuer Aufschwung in wichtigen Kunstgebieten datiert. Sie haben hier in ihrer Kontinuität eine Überlieferung aufs Leben angewandter Kunst erhalten, haben zu einem öffentlichen Kunstgewissen beigetragen, zahllosen Gewerbetreibenden für alles mögliche die Hände geschickt gemacht, die Augen geöffnet. Die Dekoration und der Aufzug beim Schützenfest 1906, die Straßenschmückung beim Kaiserbesuch im November des gleichen Jahres zeigten, wie man in der bayerischen Hauptstadt solche Veranstaltungen zu wirklichen Kunstwerken der Freude zu machen weiß.

Scheibenbild von Herrmann Eißfeld.

In früheren Jahren nun brachte jeder Fasching ein paar bedeutende künstlerische Veranstaltungen, einen großen Ball der gesamten Künstlerschaft oder eine jener Riesenkneipen, die einem Erinnerungen blieben fürs ganze Leben.

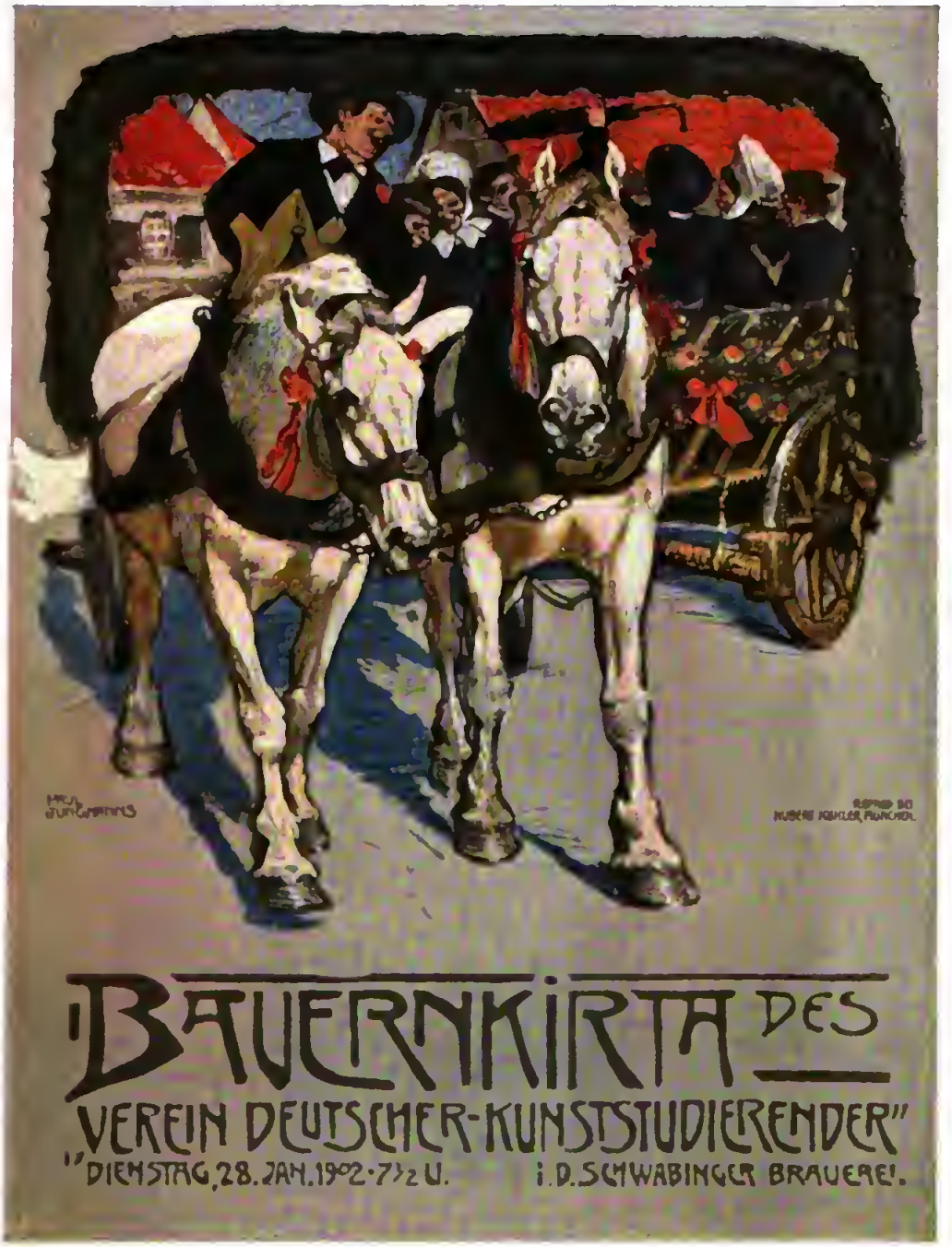
Scheibenbild von P. Ehrenberg.

Diese großen Lebensfeste haben fast ganz aufgehört. Einmal, weil mit dem Wachsen der Stadt auch der kameradschaftliche Zusammenhang unter der Künstlerschaft recht locker wurde, dann, weil der Kampf ums Dasein heut auch in härterer Form unter dem frohlebigen Völklein sich spürbar macht, und nicht zuletzt vielleicht, weil große derartige Veranstaltungen einen ungeheuren Zudrang mit sich zu bringen pflegen, dem im heutigen München kein verfügbarer Raum mehr genügt. Zu Lenbachs prunkvollem letzten Künstlerfeste im Hoftheater kamen Gäste aus England und Frankreich und sogar über das große Wasser kamen sie. Kleinere — relativ kleinere! — Maskenfeste aber gibt es freilich immer noch genug im Münchener Karneval, und in der Qualität geben sie den früheren nichts nach.

Das berühmteste und am meisten besuchteste dieser kleinen Feste ist die Schwabinger Bauernkirchweih, die seit elf Jahren in der Schwabinger Brauerei gefeiert wird und einen Ruf durch ganz Deutschland erlangt hat. Auch hier ist der Zudrang gewaltig; ihm zu genügen mußte längst das Fest in zwei Abende geteilt werden, so daß dem Hauptabend eine Nachkirchweih folgt. Zusammen nehmen dann wohl an dreitausend Menschen teil — seßhafte Leute sollen unverbürgten, aber nicht unglaubwürdigen Berichten zufolge mitunter die beiden Abende in einer Sitzung abmachen.

Schwabing ist das Charlottenburg von München, aber seit etlichen Jahren schon eingemeindet, nachdem es sich etliche Zeit vorher noch als selbständige Stadt neben der großen Schwester behauptet hatte. Swapinga oder so ähnlich soll es schon geheißen haben, als München noch nicht stand, wie bekanntlich alle die großen Münchener Vororte auf „ing", Geising, Sendling, Pasing ꝛc. ein weit höheres Alter aufzuweisen haben, als die Hauptstadt. Später wurde Schwabing ein Dorf, in das die Münchener Ausflüge zum Bier machten, und nicht viel mehr war es noch vor fünfundzwanzig Jahren. Heute aber ist es unser modernster Stadtteil, der Lieblingswohnsitz von Künstlern und Literaten, anerkannten und verkannten, auch der Bohême, quartier latin und Montmartre von Isar-Paris! Schwarzlockige Jünglinge laufen hier in russischen Studentenuniformen herum, sogar einen Jüngling in leibhaftiger Tscherkessenmontur, einen Tuladolch an der Seite,

Scheibenbild von J. P. Junghanns.



Festkarte von J. P. Junghanns.

habe ich durch Schwabing stolzieren sehen; hier hausen Mal- und Studierweibchen in den unmöglichsten Reformkleidern, mit den abenteuerlichsten Frisuren, fabelhaftesten Hüten und originellsten Lebensumständen. Kultur und Überkultur reichen dort der Halbkultur die Hände — nur die Natur hat in Schwabing nicht mehr viel zu suchen. Nur einmal im Jahre kehrt sie wieder ein, wenn die Bauernkirchweih gefeiert wird, im Karneval.

Erinnerungsmedaille von Willi Zügel.

Es gab eine Zeit, da die Altmünchener an gleicher Stelle sich's bei der echten Kirchweih der Schwabinger Bauern wohl sein ließen, wo diese eine Nummer im Jahresprogramm war, wie der Salvatorausschank, der Ablaß in Thalkirchen, die Pfingstmontagschlacht im Großhesseloher Wald oder die Wallfahrt nach Maria-Eich. Heute gibt es keine Schwabinger Bauern mehr, aber ihre Kirchweih haben vor elf Jahren die Münchener Akademiker, oder, genauer gesagt, hat ein Teil der Akademiker, haben die Mitglieder des kleinen Vereins deutscher Kunststudierender, wieder aufleben machen. Die Idee schlug ein. Sie füllte eine Lücke aus, ja sie schuf einen Stil und nicht nur für die Münchener Karnevalsfeste. Nach wenigen Jahren war die Bauernkirchweih so populär geworden, daß es in lebenslustigeren Münchener Kreisen schlechthin selbstverständlich wurde, mit dabei zu sein, obwohl das Vergnügen mit nicht geringen Strapazen erkauft werden mußte. Was so wohltätig abstach von so vielen oder besser von allen anderen derartigen Veranstaltungen war die unendliche Zwanglosigkeit, die dort herrschte, garantiert vom genius loci — denn man kneipte und tanzte in einer Vorstadtbrauerei! — vom künstlerischen Element, das in der Gesellschaft die Oberhand hatte, und von der Idee einer Bauernkirchweih selbst. Den meisten Menschen wird es schwer, mit einem Maskenkostüm auch einen

Festkarte von Rudolf Schiestl.

Charakter anzuziehen; darum sind die richtigen Maskenbälle in der Regel so steif, sind ihre Narren so griesgrämig, ihre Ritter von so trauriger Gestalt. Zieht einer oder eine aber ein Bauerngewand an, dann gibt sich die dazu gehörige Rolle ganz von selbst. Es braucht nur ein Sichgehenlassen, ein Abwerfen der gesellschaftlichen Schablone — und man paßt schon ins Gesamtbild. Einzelne Talente, die ihre Rolle auch mit Witz spielen, finden sich dann immer. Ich habe auf den Schwabinger Bauernbällen schauspielerische Leistungen gesehen, die alles, was Bühnenkünstler an solchen Charakteren hinstellen können, weit hinter sich lassen, Masken von einer Echtheit, daß sie vollen Kunstwert hatten, habe mit manchem guten Bekannten einen Abend am gleichen Tisch verbracht, ohne ihn zu erkennen. Die Umgebung wirkt da merkwürdig suggestiv auf jeden, so daß die ganze Gesellschaft schließlich in jene gesteigerte Stimmung gerät, die das schauspielerische Einleben in eine Rolle mit sich bringt, jene Stimmung, die eigentlich den Grundton jedes Maskenfestes abgeben sollte, aber die ihn sonst fast nie gibt. Die ungewollte Komik fehlt dabei freilich nicht, aber sie gehört mit dazu. Wie schmunzelt der Süddeutsche, wenn ihm ein Berliner „Gebirgsbewohner" die biedere Rechte reicht mit dem treuherzigen Gruß: ‚Guaten Tach! Wia jeht's Enk?!' oder wenn eine Maid mit nachtschwarzem Haar und, ach, so östlichem Profil vorübertänzelnd das bayerische Dirndl mimt, selig in der felsenfesten Überzeugung, daß sie auch ein geübtes Auge von einer waschechten Liesel oder Annamirl nicht unterscheiden könnte. Wer in solchen Selbsttäuschungen dahinlebt, wird freilich hin und wieder durch eine schlagfertige Maske recht boshaft ernüchtert, und daß eine solche Korrektur oft in derbbäuerischer Form „hübsch grob" zum Ausdruck kommt, bringt die Gelegenheit auch mit sich.

Tanzordnung von J. P. Junghanns.

Erinnerungsmedaille von Karl von Lilien.

In dieser grundsätzlichen Naturmenschlichkeit liegt der Hauptreiz des Festes. Hinaus mit dem, der etwas übelnimmt! Spielt einer den Bauern einmal allzu echt, so wird er dann wohl auch wieder durch ein möglichst ländliches Verfahren zurecht gewiesen. Man duzt sich wirklich, wie es die Bauern unter sich tun, man läßt die Maskenfreiheit gelten, die sonst

Ein Teil der Saaldekoration.

nur hinter der Larve akzeptiert wird, man stellt sich nicht etwa einer Dame vor, sondern der Tanzlustige fordert die nächste Schöne einfach auf, und sie ziert sich nicht, sondern sie walzt wacker mit ihm los. Wenn sie überhaupt die Courage dazu hat. Wehleidige Füßchen wagen sich nämlich besser nicht auf den Schwabinger Tanzboden, wo die Enge beträchtlich ist und schwergenagelte Schuhe dröhnend und verderblich umherstampfen. Und auch gegen Püffe darf man nicht allzu empfindlich sein, wo sich vierschrötige Holzknechte durchs Tanzgewühl Bahn brechen, wie Eisbrecher durch das gefrorene Meer. „Aufg'schaugt, an Ochs kimmt!" lautet der altbajuvarische Spruch, mit dem dann wohl ein solcher Ellbogengewaltiger begrüßt wird. Mit einem anderen Altmünchener Ruf schafft sich wieder die Maßkrüge schleppende Hebe Raum, auch im dichtesten Gedränge: „Soß, meine Herr'n, Soß!" Soß heißt — Sauce und gemeint ist das Bier, das aus den Krügen überquillt und unerbittlich jeden mit klebrigem Naß duscht, der nicht rechtzeitig schnell zur Seite springt. Dieser Warnungsruf: „Soß, meine Herr'n!" stammt aus dem Münchener Bräuhauskomment. Zart ist er freilich nicht,

Scheibenbild von Heinrich Told.

aber er tut immer seine Wirkung!

Also, die Schwabinger Bauernkirchweih steht im Zeichen des Maßkrugs! Schrecklich — nicht wahr? Auf anderen Maskenfesten Münchens regiert auch die Sektflasche, und der schäumende Münchener Trunk wird nur in abgelegenen Bierstübeln ausgeschenkt. Im allgemeinen mag das auch besser sein, aber die Bauernkirchweih ist ein Ding für sich, eine der wenigen Gelegenheiten auf dieser Erde, wo der Mann mit leeren Taschen so viel gilt, wie der mit vollen. Darum herrscht hier der alles nivellierende Maßkrug, jedem erschwinglich und jedem willkommen im

Scheibenbild von Maximilian Liebenwein.

Staub des Tanzbodens und in einer Glut, wie sie siebzehnhundert auf je siebenunddreißig Grad geheizte lebendige Öfen hervorbringen! Steht zu vermuten, daß manche von diesen Öfen auch beträchtlich höhere Temperaturen aufweisen, je nachdem dem Heizkämmerchen unter den linken Rippen der Zündstoff zugeführt wird. Es greift also jedes gerne nach dem schlichten grauen Steingefäß, es greifen sogar recht viele, dem Geist ihrer Rolle treu, nach dem Krug des Nebenmenschen. Denn der echte Landmann trinkt gern aus fremden Krügen, und mancher arme Teufel von Akademiker, dessen Mammon

Ein Teil der Saaldekoration mit Vereinsmitgliedern vom Jahre 1908.

schon durch den Preis für Eintrittskarte und Kostüm erschöpft war, benutzt diese Tatsache, um sich kostenfrei zu laben. „Sie erlaub'n scho!" sagt plötzlich ein Herr in Lederhosen, nimmt uns den Krug vor der Nase weg und sa— — trinkt uns „das mühsam geholte, das Bier" bis auf den letzten Rest aus, wie die unholdigen Schwestern in der Ballade vom getreuen Eckart. Will einer wider den Stachel lecken, dann heißt's: „Bal D'r ebba ebbes nöt recht ist (Wenn Dir etwa etwas nicht recht ist), brauchst 'as bloß sag'n!" und ein aufgekrempelter Hemdärmel deutet zart die in Aussicht stehende Antwort auf etwaige unnütze Beschwerden an!

Damenspende von Willi Zügel.

Die Gesellschaft ist bunt genug gemischt — die Maske macht sie aber homogen. Der wachsende Zudrang zwingt ja die Veranstalter zu immer strengerer Auslese unter denen, die sich um Karten bewerben, aber früher, wo manches „Flitscherl", manches Modell und manches Studentenliebchen mit hereinhuschte, war es auch nicht schlimm. Unterm grünen Hütl und im Mieder saß die Dame ganz vergnügt neben dem mehr oder weniger süßen Mädel, und es spricht nicht als das schlechteste Zeichen für das Münchener Wesen, daß dies hier ohne alle Schwierigkeiten möglich ist. Der größte Reiz solcher Feste besteht ja in der großen Freiheit, in der man auf ein paar Stunden schwimmt, wie ein Fisch in frischem Wasser, in der Losgebundenheit von den Fesseln der Konvention.

Festkarte von Hans Lesler.

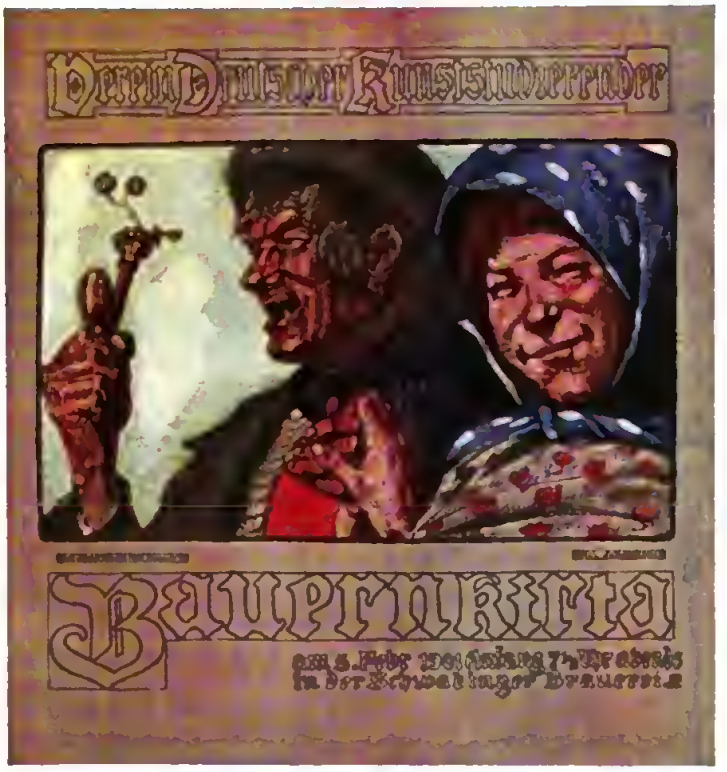
„Und kehr' ich besser nicht nach Hause,
So werd' ich auch nicht schlechter sein,"

mit diesen bedeutsamen Worten klingt das Lied des Bannerträgers der Seldwyler aus in Gottfried Kellers schöner Novelle vom „Verlorenen Lachen". Eine gute Devise für jedes Fest, das uns einmal auf kurze Frist von dem Sittenkodex des Alltags lossprícht!

Die Freiheit und der Humor herrschen auf der Schwabinger Bauernkirchweih. Und noch ein drittes macht sie wertvoll und lockend: die Schönheit! Man stellt sich schwerlich vor, was für ein prachtvolles Bild es gewährt, wenn eine solche Menge fröhlicher, meist junger Menschen in farbenreichen und originellen Volks-

Scheibenbild von J. P. Junghanns.

Farbe vom Volkscharakter, ja vom Landschaftscharakter bedingt. Da hat alles seinen tiefen Grund: warum der Bergler „das Grün so gern" hat, ist ohne weiteres einzusehen. Es gibt gewisse Bezirke in Franken, wo die Frauen für ihre Kleider nur Brokat von düsterer, aber wundervoller Harmonie der Farben wählen, schwarz, dunkelbraun und violett. Den liebfrischen Mädels unserer Berge dagegen, auf deren Almen es keine Sünd' gibt, ist auch keine Anilinfarbe zu grell und brennend für ihre Schürzen und Miedertücher. So entsteht das Urwüchsige und Reizvolle in den Volkstrachten aus dem Wesen der Träger heraus, und darum sind sie schön. In der Masse eines solchen Bauernballs merkt man erst, was für eine Heiterkeit in den bunten Farben wohnt, merkt man erst klar, mit welchem Recht der Volksgeschmack konservativ festhält an dem einmal als schön Erkannten, an gewissen farbenreich schillernden Seidenstoffen, Goldstickereien, Silberschmuck und trachten durcheinander wimmelt. Merkwürdig, daß diese fast alle so kleidsam sind! Wundervoll kleidsam! Nur die Volkstracht hat eben, im Gegensatze zur modischen Toilette, ihre Logik, ihre Zweckmäßigkeit, ihre Beziehung zwischen dem Menschen und dem Gewand. Der Anzug der Kulturmenschen aber ist eine Art internationaler Uniform, uns angemessen von ein paar Wiener, Pariser, Londoner oder New Yorker Schneidern, Hut- und Schuhmachern, diktiert vom Erwerbstrieb der Fabrikanten, der keine Logik kennt als die: wenn oft gewechselt wird, wird auch viel verbraucht! Die Volkstracht dagegen ist etwas Gewachsenes, Entwickeltes, das sich während ganzer Generationen kaum ändert, geschweige denn auf den launischen Geschmack eines einzelnen hin. Ihre Schönheitsbegriffe haben Tradition, ihr Schnitt ist vom Zweckmäßigen, ihre



Festkarte von J. P. Junghanns.

Tanzordnung von Hans Lesker.

anderen guten Dingen. Das blüht wie ein sommerlicher Garten, prächtig das Ganze, anziehend das Einzelne! Man kann sich nicht genug schauen in einer solchen Ballnacht, und wenn man von einer nagelschuhsicheren Ecke aus nur immer die Vorüberwandelnden betrachtet, rauschen die Stunden hin wie im Fluge. Es gibt viele, viele hübsche Mädchen und Frauen in unserem München — und wie hübsch sehen sie erst in der Volkstracht aus, unterm Miesbächer Hütl, unter den schwarzen oder goldenen schwäbischen Radhauben, den alemannischen Schapelkronen, in Holländerhäubchen, den oberbayerischen Bärenmützen, Schwarzwälder oder Vierländer Strohhüten, in bunten, seidenstarrenden Kopftüchern oder gar mit dem altbayerischen Riegelhäubchen!

Bei der Männerwelt wird mehr Charakteristik angestrebt als Schönheit. Natürlich überwiegt hier die Gebirgstracht, die grünbeschlagene Lodenjoppe, die „Kurzlederne", d. h. die lederne Kniehose, so abgeschlissen als möglich. In neuen, schwarzen Buxen sieht einer sehr unvornehm aus in dieser Umgebung. Beliebt sind auch die blauen, ausgewaschenen Leinenkleider der Flößer und Holzknechte, die oft eine ganz famose Farbe bekommen durchs Alter, sind die steifbeinigen Trachten unserer niederbayerischen Flachlandbauern mit kurzen Schoßjacken und engen, langen Lederhosen, die in blechern aussehenden Röhrenstiefeln stecken. Wahre Unika von Verschlissenheit, Verschossenheit, Geflicktheit kommen da ans Licht, bestaunt und beneidet von denen, die Sinn haben für das Echte! Den haben die Künstler aber! Und dann die Charakterköpfe: der dumme und der pfiffige, der protzige, der grobe Bauer und das armselige, von harter Arbeit gekrümmte Bäuerlein, der Bettelbub und der Geißbub, der Schnapsbrenner aus den Bergen (wie er im Sommer entsetzlichen, in München fabrizierten Enzian um schweres Geld an die Fremden verkauft), der Bergführer, Jäger, Holzknecht und zahllose andere Typen ziehen vorbei. Weniger häufig schon sind außerbayerische Trachten vertreten, und die vereinzelten Nationalkostüme der nichtdeutschen Staaten oder gar des Orients wirken schon deplaciert. Künftig sollen außereuropäische Trachten überhaupt nicht mehr in Schwabing zugelassen werden. Verhältnismäßig häufig und hübsch sieht man die Holländertrachten vertreten — ziehen doch allsommerlich so viele studienmalende Münchener ins Vaterland der Frans Hals und Rembrandt.

Eine erstaunliche Menge von echten Kostümen muß in München aufgestapelt

sein, um diese Feste zu ermöglichen. Es gibt nicht viele Familien, in denen nicht das eine oder das andere „Bauern-g'wandl" vorrätig wäre. Eine Anzahl von Händlern lebt nur vom Verkauf oder dem viel lukrativeren Verleihen von Bauernkostümen, plündert den Sommer über das platte Land und häuft die gefundenen Schätze dann für den Karneval an, oft genug für eine einzige Ballnacht das Doppelte von dem fordernd, was das ganze Kostüm ursprünglich gekostet hat. Ein Dutzend Silberarbeiter macht sein Hauptgeschäft mit dem Bauernschmuck, mit dem Miedergeschnür und dessen blitzenden Anhängern, den steinbesetzten Schnürstiften, den Halsketten mit reichen Schließen oder Florschnallen, Haarnadeln, Ringen, Ohrgehängen und Broschen. Manche junge Dame garniert sich das Busentuch ihres Oberländlergewandes mit einer Reihe von Broschen, wie sie es an einem ländlichen Vorbild sah, nicht ahnend, daß dort jede solche Brosche unter Umständen einen — erhörten Liebhaber bedeutet.

Das Vorhandensein so großer Vorräte an Volkstrachten bringt es mit sich, daß in München die Bauernbälle, die so billig, so lustig und zwanglos sind, nachgerade beängstigend überhand nehmen und zahlreiche andere Gesellschaften mit diesem Ausweg die Frage ihres Karnevalprogramms bequem und einfach lösen. Diese drohende Verbauerung des Karnevals wird vielleicht nach und nach auch der echten Schwabinger Bauernkirchweih leider ihren Reiz nehmen oder ihren Veranstaltern die Lust daran ganz verleiden. Und das wäre tief bedauerlich, nicht zum wenigsten deshalb, weil an der lustigen Sache sehr viel ernstes, künstlerisches Interesse hängt. Was an direkten Anregungen aus der bunten Bilderfülle des Maskenfestes für die jungen Künstler abfällt, darf schon nicht unterschätzt werden. Aber die Veranstaltung selbst braucht eine Menge künstlerischer

Tanzordnung von J. B. Junghanns.

Arbeit, die in fröhlichem Wettbewerb unter den jüngeren Malern — meist wohl noch Akademikern — erledigt wird. Gerade dieser Wettstreit der Lernenden unter sich ist geradezu überraschend fruchtbar, hat schon viel Vortreffliches zutage gefördert. Auf schöne farbige Einladungs- und Tanzkarten ist dort von jeher viel gegeben worden, eine ganze Serie künstlerisch wertvoller Blätter wurde so geschaffen. Ignatius Taschner, einer der kraftvollsten und eigenartigsten unter unseren jüngeren Meistern der dekorativen Kunst, hat sich hier seine Sporen verdient, der talentvolle Paul Junghanns, Rudolf Schiestl, Hans Lesker haben sich ausgezeichnet. Postkarten, dekorative Scheibenbilder ꝛc. werden für den Festabend gebraucht. Die Saaldekoration, die sich erst auf verhältnismäßig einfachen Schmuck des Tanzsaals beschränkte, wurde allmählich immer mehr in künstlerischem Sinne vervollkommnet. Wie unsere Aufnahmen zeigen, bildete sie im vergangenen Jahre die täuschend natürliche Ansicht eines oberbayerischen Wirtshauses. Vor etlichen

Kirchweih-Postkarte von Rud. Sieck.

Kirchweih-Postkarte von Hans Hammer.

Jahren begann Ignatius Taschner, der für solche Dinge stets das liebenswürdigste Interesse und eine köstliche Erfindungsgabe hat, kleine Erinnerungsplaketten für das Fest zu modellieren, andere machten es nach — so mobilisiert die Schwabinger Bauernkirchweih alle Schwesterkünste zugleich für ihre Zwecke. Aber damit ist ihr Nutzen für die Kunst nicht erschöpft. Die kleine Malergesellschaft des Vereins Deutscher Kunststudierender, welche den Bauernball veranstaltet, verwendet ihre reichlichen Überschüsse ebenfalls im Dienste des Schönen. Sie hat sich ein eigenes Heim geschaffen, von dessen Mobiliar jedes Stück nach eigenen Entwürfen gediegen ausgeführt ist; sie kauft von Zeit zu Zeit ein gutes Bild und wendet auch sonst für die dekorative Ausschmückung des Lokals freigebig Geld auf, das wieder jüngeren Kollegen zugute kommt, sie bietet ihren Mitgliedern alle erdenklichen Zeitschriften usw. Nach allen Richtungen hin strömt so dauernder Gewinn aus dieser Veranstaltung glücklicher froher Künstlerlaune.

Wie schon bemerkt wurde, bestreben sich jetzt auch viele andere Vereine, den Schwabinger Bauernball nachzumachen, wenn auch ohne dessen künstlerischen Geist. Nur eine verwandte Sache ist in den letzten Jahren entstanden und rasch sehr beliebt geworden durch ihre merkwürdige Eigenart: das „Veteranenfest in Pipping", das von den Simplizissimusleuten, besonders Ludwig Thoma und Ignatius Taschner, alljährlich im Arzberger Keller veranstaltet wird. Die Besonderheit der Sache liegt darin, daß es sich nicht um eine ulkige Parodie handelt, sondern um die möglichst naturgetreue Wiedergabe des bäurischen Veteranenfestes in einem Neste des oberbayrischen Flachlandes. Die feine Komik des Abends resultiert da direkt aus dem Ernst, mit dem jeder seine Sache durchführt, es ist dieselbe Komik, die solche Dinge im Leben haben: wir sehen mit Lachen, wie der Mann, der in den sechs Tagen der Arbeitswoche tüchtig, kernig, einfach und sympathisch ist, sich am Sonntag in Bratenrock und Zylinder zwängt, sich fremde Gefühle suggeriert, wie er Phrasen schwätzt und vielfach zum grotesken Wichtigtuer wird. Und nun gar bei der besonderen festlichen Gelegenheit! Wie Ludwig Thoma seine Bauern im Roman schildert, so erscheinen sie auf dem Pippinger Veteranenfest lebendig. Es werden Festreden gehalten, lebende Bilder gestellt, Denkmäler enthüllt. Aber nichts von bitterer Verhöhnung etwa — man persifliert nicht, man konstatiert! Wer keinen Blick für das echte Volkstum hat, wird die Sache vielleicht nicht einmal sonderlich amüsant finden. Als beste Maske kommt in der Regel Ignatius Taschner selbst, der zum Feste hierher eilt, ob er sich in Breslau, Berlin oder ob er sich etwa in Schanghai befand. Auch er karikiert nicht, er zieht sich nur recht an bis ins kleinste und lebt den Abend über ganz im Geist seines Typus — ein neues und feineres Maskenvergnügen; es könnte allen denen manche Anregung geben, die verlegen sind um ein karnevalistisches Programm.

Leimsieder freilich kann man hierzu nicht brauchen!

Erinnerungsmedaillen von Professor Ignatius Taschner.

Altes Lied.

Es ist manch heimliche Quelle,
Die klagend im Dunkeln singt:
Ist denn kein Becher zur Stelle,
Kein Becherlein, das mich trinkt?

Es ist an heimlicher Stelle
Manch Becherlein arm und leer,
Das von der klagenden Quelle
So gern gefüllet wär' ...

Wenn das vom sehnenden Quelle
Und der vom Becherlein wüßt',
Manch Mädchen und mancher Geselle
Die hätten sich längst geküßt! — —

Georg Busse-Palma.

Vendetta.

Nach einer korſikaniſchen Sage. Von Alice Freiin von Gaudy.

Das ſind die Nächte, da Freude rauſcht und lärmt:
Wild wird in Appietto der Karneval durchſchwärmt!
Heiß flammen dunkle Augen in Luſt und Liebesglut —
Hüte Dich, Pozzo di Borgo! Hüte Dein Korſenblut!
Hüte Dich, Felix Pozzo! ... Wer iſt es, der ihn warnt?
Ihn hat die ſchöne Lucia mit feurigen Blicken umgarnt,
Lucia Romanetti — für die er alles vergißt:
Die lauernde Vendetta — den alten Familienzwiſt — — —

Im Mondlicht träumt der Garten. Bunte Raketen glühn
Aufziſchend hinter Zypreſſen und dunklem Lorbeergrün.
Felix Pozzo di Borgo wandelt im Domino
Zur Seite der ſchlanken Lucia, ihrer heimlichen Liebe froh.
Er kündet mit fiebernden Lippen ſeiner flammenden Sehnſucht Gewalt,
Er ſchlingt in ſtürmiſchem Werben den Arm um die Mädchengeſtalt —
Da kniſtert es im Dickicht. Ein funkelndes Auge loht.
Ein Blitz. Ein Knall. Raketen? — O nein, ſo grüßt der Tod!
Wild zuckt die Hand zum Herzen, das tückiſche Kugel traf.
Wehe Dir — Pozzo di Borgo — Du ſinkſt in ewigen Schlaf ...

Lucia Romanetti neben dem Toten kniet.
Aufſtrahlt ein griechiſch Feuer. — Wer iſt es, der entflieht?
Kennt ſie den wehenden Mantel, die Haltung, die keiner vergißt?
Sie weiß, daß es Andrea, ihr einziger Bruder iſt!
Sie weiß: wild lodert die Rache ſeit ur-uralter Zeit,
Die ewig Romanetti und Pozzo di Borgo entzweit ...
Ihr Hilferuf ſtirbt in Grauen. — Sie neigt das verlarvte Geſicht.
Heiß küßt ſie den Mund des Toten — den Lebenden küßte ſie nicht.
Mit ihrem Schleier deckt ſie ihn vor dem Tau der Nacht,
Dann hält ſie ſtarr und klaglos dem Pozzo Leichenwacht.

Von ferne, aus dem Garten, hallt Lärmen und Geſang.
Taumelnde Masken tanzen lachend den Weg entlang.
Lucia hebt ſich ſteinern: „Halt' ein, beglückter Schwarm!
Den Beſten Deiner Sippe traf ein verruchter Arm.
Bring' ihn der ſtolzen Mutter. Ihr melde, was geſchah.
Sie rächt ihn: ſie iſt eine Colonna d'Iſtria!"

▪ ▪ ▪

Die Glocken von Appietto läuten zum Totenamt — —
Ein Sarg ſteht am Altare, von hohen Kerzen umflammt.
Marianna Pozzo di Borgo, in wallendem Witwenkleid,
Kniet auf den Marmorſtufen, erdrückt von herbem Leid.
Der beſte ihrer Söhne, den die Vendetta traf,
Der letzte ihrer Söhne — dort ſchläft er den Todesſchlaf!
Mit ihm erſtirbt der Name, der einſt ſo ſtolz gegrünt —
Kein Bruder lebt, kein Vetter, der ihren Toten ſühnt!
Und doch — laut ſchreit um Rache ſchuldlos vergoſſen Blut ...
Marianna Pozzo di Borgo ſchürt ihres Herzens Glut —

Vorüber iſt das Hochamt. Geſchloſſen iſt die Gruft.
Schwer wogt in blauen Wolken der ſchwüle Weihrauchduft.
Marianna tritt zur Pforte. Sie winkt ihre Sippe herbei:
„Mein Roß! Und laßt uns reiten! Nicht eher atme ich frei,
Nicht eher, bis ich Andrea, den Romanetti, fand —
Nicht eher, bis er gefallen — gefallen von meiner Hand!“

▣ ▣ ▣

Sie ſuchen ihn in den Klüften. Sie ſuchen talein, talaus.
Sie ſuchen ihn in den Grotten — auf Klippen im Meeresgebraus.
Sie können ihn nicht erjagen. Sie ſehen ihn klettern und fliehn:
Doch enger ziehn ſie die Kreiſe — enger und enger um ihn.
Sie drängen ihn aus der Wildnis auf weiten Plan hinaus.
Umgeben von Myrtenbüſchen ſteht ein verfallen Haus:
Andreas letzte Zuflucht! ... Die Flintenläufe drohn:
„Ergib Dich, Romanetti! Stirb als ein Korſenſohn!“

„Wohlan — ſo will ich ſterben! Ich weiche der Überzahl!
Nur laßt zuvor mich beichten beim Pfarrer drunten im Tal!“

Sie binden ihn zwiſchen die Roſſe. Sie führen ihn ſtundenweit.
Er kniet vor dem alten Prieſter, der ihn zum Tode weiht.
Mit heißen Tränen wandert beſchwörend der milde Greis,
Für des Jünglings Leben flehend, in der Korſen ſchweigendem Kreis:
Alle die finſtern Stirnen bleiben ſtreng und kalt,
Alle die Augen ſtarren auf Mariannas Geſtalt —
Andrea hart gefeſſelt am Baum. Schon knackt ein Hahn —
Da bricht ſich durch die Männer Marianna drohend Bahn:
„Wer wagt es, hier zu zielen? Mein iſt er, der dort ſteht!
In meiner Hand ſein Leben! — Ihr andern aber — geht!“

Sie ſteht und ſchaut auf den Jüngling, der ihren Sohn erſchlug ...
„... Madonna! ... Iſt es des Tötens, des Mordens nicht genug?
Unſelig Volk der Korſen, das ſich in Haß verzehrt,
Und immer, immer wieder, zu ſeiner Rache kehrt!...“
Es brauſt in ihrer Seele des Zornes Lavaflut —
Und dennoch wallt verborgen des Mitleids ſanfte Glut:
„Was tat der Romanetti? — Was Korſenpflicht gebot!
So jagt der Korſen Jugend ſich wechſelnd in den Tod —“

In ungezähmten Worten entſtrömt des Weibes Bruſt,
Was in ihr ringt und lodert an Haß und Racheluſt,
Die Klage um den Toten, der Jammer um ihr Leid —
Und leichter wird das Herz ihr, und ihre Seele weit.
Sie tritt zu ihrem Opfer, den Dolch in raſcher Hand.
Sie löſt mit feſtem Schnitte der Stricke feſſelnd Band:
„Ich will mich überwinden — der Gottesmutter zulieb:
Maria — Madonna der Schmerzen — meinem Kinde die Seligkeit gib!
Sei frei, Andrea —! Doch ſchwöre: Es war Dein letzter Schuß,
Daß nie eine Mutter wieder den Sohn betrauern muß!“

▣ ▣ ▣

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Erinnerungen an Heinrich Seidel.

Von Prof. Ludwig Pietsch-Berlin.

Immer habe ich bedauert, erst so spät im Leben die persönliche Bekanntschaft Heinrich Seidels gemacht und diese dann so wenig ausgenützt zu haben, trotzdem der Mensch mir so lieb wie der Dichter geworden war. Er wohnte in Groß-Lichterfelde! — und damit ist der Grund ausgesprochen, der die Hauptschuld trägt, daß seit dem Bekanntwerden mit ihm sich nie ein regerer und intimerer Verkehr zwischen uns entwickelt hat. Man empfiehlt ja geistig arbeitenden Menschen gegenwärtig so dringend, ihren Wohnsitz in einer der zahlreichen Vorortskolonien zu nehmen, wo sie, vom lärmenden Treiben der Großstadt ungestört, vom frischen Hauch des Waldes und der Gärten umweht, gesammelt und ruhig ihrer Familie und ihrer geistigen Arbeit leben könnten. Das ist unzweifelhaft richtig. Aber der innigere gesellige, ja auch der freundschaftliche Zusammenhang mit den Bekannten in der Stadt wird durch eine solche Wohnsitzwahl unerbittlich abgeschnitten. Die Verbindungen mögen ja leicht, bequem und nur mäßig zeitraubend sein, — man scheut aber vor ihrer Benutzung mehr und mehr zurück und schließlich schläft der Verkehr zwischen den in einem Vororte oder einer Kolonie Wohnenden und den in Berlin Gebliebenen völlig ein. Ich habe diese Erfahrung leider nur zu häufig gemacht. Befreundete Familien, mit denen man so lange in vertrautem Umgange gelebt hatte, ziehen nach Westend, nach Steglitz, nach Lichterfelde oder auch nur nach dem Grunewald — und das alte Band ist zerrissen. Man sieht einander kaum einmal im Jahr. Seidel wohnte, als ich ihn kennen lernte, so viel ich weiß, schon in Lichterfelde. Ich habe nie sein Heim betreten. Er hat sich in dem meinen kaum zweimal blicken lassen. Nur an zwei anderen Orten sind wir während der letzten achtziger und ersten neunziger Jahre zusammengetroffen. Aber immer habe ich dann die wohltätige Bestätigung des Bewußtseins empfangen, daß er meinem literarischen Schaffen eine rege, herzliche Teilnahme widmete und die zahlreichen Punkte heraussand, wo wir uns im geistigen und Gemütsleben begegneten, die Gegenstände, für die wir die gleiche, innige Sympathie und Liebe, und die, gegen die wir die gleiche unüberwindliche Abneigung, ja entschiedenen Haß empfanden.

Die persönliche Bekanntschaft mit ihm danke ich der merkwürdigen Gesellschaft von meist sehr gescheiten, sehr originellen Männern verschiedenster Berufe, Leuchten der Wissenschaft, Politiker, Publizisten, Dichtern, Bildhauern, Malern, Technikern, Journalisten, Zeitungsredakteuren, — die sich während mehrerer Jahre allsonntäglich von 1 bis 3 Uhr in der von Herrn Adam gehaltenen Knoopschen Weinstube im Hause Potsdamerstraße 136 zusammenzufinden pflegten, um bei einem Schoppen recht sauren Mosels in lebhaftem Gespräch alles zu verarbeiten, einander mitzuteilen, darüber zu diskutieren, was jeden einzelnen, die geistige Gesellschaft Berlins und die gesamte Kulturwelt zur selben Zeit zumeist beschäftigte und interessierte. Neben dem gehaltvollen Ernst fand der Humor sein Feld, der poetische wie der derb zynische. Die Geister platzten wohl oft genug kräftig aufeinander, — waren doch die verschiedensten Weltanschauungen, Geistesrichtungen, Gemütsarten, Temperamente und Altersstufen in der Gesellschaft vertreten und machte in ihr niemand aus seinem Herzen eine Mördergrube, — aber immer blieb ein behaglicher, urbaner, versöhnlicher Ton herrschend, und man nahm, nach meiner persönlichen Erfahrung zu urteilen, aus jeder dieser zwanglosen Sitzungen eine wirkliche geistige Bereicherung, erfreuende Erinnerungen und ein angenehmes Gefühl der Befriedigung mit heim. Freilich: „Nichts beharrt in gleicher Güte stets." Später haben persönliche Differenzen und nicht völlig hineinpassende neue Teilnehmer die ehemalige Harmonie zerstört. Einzelne konnten sich nicht mit dem Wein der Handlung befreunden. Andre verließen Berlin. Andre sogar diese Erde für immer. Und so ist auch diese Knoopsche Sonntagsgesellschaft allmählich dem Schicksal verfallen, dem noch keine ihrer Art entging. Auf die Blütezeit und die reichen, fruchtbaren Jahre folgten auch in ihr die Verfallzeit und die Auflösung. Ich danke ihr jedenfalls viele heitre und viele schöne, erbauliche Erinnerungen, mehrere höchst schätzbare Bekanntschaften mit bedeutenden, geistig hochstehenden Männern, und drei feste, innige Freundschaften fürs Leben. Zu jenen Bekanntschaften zählt auch die Heinrich Seidels.

Sein intimster Freund und poetischer Gesinnungsgenosse Johannes Trojan, eine der wichtigsten, hervorragendsten Stützen der Knoop-Gesellschaft, der jedes Zusammensein mit den reichen Gaben seines originellen

L'hombre-Partie.

Gemälde von D. Chodowiecki.

Photographieverlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

poetischen Humors würzte, hatte ihn eines schönen Sonntags dort eingeführt. Sein Bruder, Dr. Paul Seidel, „le Balafré", mit der grandiosen, über die ganze Breite der linken Wange gezogenen Quart, der gelehrte jetzige Direktor der Kunstsammlungen im kaiserlichen Privatbesitz, gehörte, wie ich glaube, schon vor ihm zu den selten fehlenden Gästen.

Wer Heinrich Seidel nur aus seinen Dichtungen kannte, der mußte durch die Erscheinung des Mannes überrascht werden. In der Zartheit der Empfindungen und ihres Ausdrucks, in der Feinsinnigkeit seiner Naturbetrachtung und Schilderung wies das, was ich von ihm gelesen hatte, eine so entschiedene Verwandtschaft mit dem Charakter Theodor Stormscher Poesie auf, daß ich mir unwillkürlich auch von seiner körperlichen Persönlichkeit ein dem ganzen Erscheinungstypus dieses Dichters nicht unähnliches Bild gemacht hatte. Und nun wurde mir ein kraftvoller, breitschultriger, blondbärtiger, sich rasch und rüstig bewegender Mann mit arbeitstarken Händen als Heinrich Seidel vorgestellt. Man durfte aber nicht vergessen, daß er seines bürgerlichen Berufs kein Schreibstubenmensch, sondern praktischer Ingenieur, daß er als solcher nicht nur am Zeichen- und Schreibtisch, sondern jederzeit auch in der Werkstatt, auf dem Bauplatz, auf den Gerüsten tätig gewesen war und sich den rauhen Wind des Lebens gehörig hatte um die Nase wehen lassen. Dafür aber war seine Sprache von zartem, sanften Klang. Man hörte es ihr an, daß Seidel der Feind alles Überlauten, aufdringlich Lärmenden sein mußte, so weit sich das nicht auf seinem technischen Berufsgebiet hörbar machte, wo ihm das Dröhnen der Hämmer auf Eisen und das ganze Schallen und Tosen der Arbeit der Schmiede und Monteure früher liebvertraute Klänge waren. Diese sanfte Sprache im Verein mit der mit ihr so seltsam kontrastierenden persönlichen Erscheinung des Dichters wirkten unmittelbar sympathisch auf mich. Wir kamen bald ins intime Gespräch, und es schien ihm jedenfalls nicht unangenehm zu sein, wieder einmal einen gefunden zu haben, der seine kleinen Novellen und Erzählungen mit herzlicher Freude an ihren feinen, zarten Reizen, an ihrer Sinnigkeit, ihrer stillen Anmut, ihrem gemütvollen Humor gelesen hatte. In meiner Jugend, vom fünfzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahr war ich ein leidenschaftlicher Verehrer und Leser Jean Pauls gewesen. Alle seine Werke hatte ich mit immer wachsendem Entzücken verschlungen. Die Wonne, die ich ihnen dankte, habe ich im praktischen Leben teuer bezahlen müssen. Die unglaublichen Dummheiten, die ich aus einer verrückt idealistischen Weltanschauung heraus machte und die mich manche schöne Jahre meines Daseins gekostet haben, sind zum großen Teil die Früchte dieses Jean Paul-Enthusiasmus, meines törichten Kopfes und Herzens gewesen. Damals, als ich Seidel kennen lernte, war ich wohl seit Jahrzehnten schon von dieser Krankheit gründlich kuriert. Aber die stille Liebe für die rein humoristischen Gestalten, die Jean Paul geschaffen, für die Quintus Fixlein, Fibel, Wuz, Siebenkäs, war unausrottbar in mir geblieben, wie unerträglich mir auch seine „hohen Menschen" und überschwenglichen, schwärmerischen, von Sentimentalität triefenden Jünglinge und selbst der philosophische Ironiker Schoppe-Leibgeber inzwischen geworden waren. Und nun fand ich in Seidels Novellen eine ganze Galerie von nahen Geschlechtsverwandten jener mir so lieb und teuer gebliebenen Geisteskinder Jean Pauls wieder. Keine ihm nachgemachten, nein aus verwandter Geistes- und Gemütsanlage heraus frei erschaffene, ähnlich seltsame Käuze, bei denen tiefes Gemüt mit reinem, innigem und wahrhaftigem Empfinden sich in einer oft skurrilen Schale verbirgt; Menschen mit den bescheidensten Ansprüchen ans Leben, die aber Lust und Glück aus den geringsten Erden- und Schicksalsgaben saugen; Menschen, denen jenes „Talent zur Freude" gegeben ist, das sie die Sorge und Armut des Daseins und die „Plagen, die unseres Fleisches Erbteil", gar nicht als solche empfinden läßt; die stillbeglückt ihrer Freuden warten oder selbst darin nie von dem Gedanken an die eigene Vergänglichkeit und an das allgemeine Weltelend gestört und beirrt werden. Aus Seidels lyrischen Gedichten müßte man — wenn man es nicht aus den Novellen und Erzählungen herausgelesen hätte — erkennen, daß in der Wesens- und Gemütsart seiner „Helden", seiner Hauptgestalten sich viel von des Dichters eigner Art spiegelt. Diese Erkenntnis und Überzeugung, die ich aus der Lektüre seiner Dichtungen gewonnen hatte, fand bei dem persönlichen Bekanntwerden mit ihm ihre volle Bestätigung. Was ihm das innere Glück, die tiefe Befriedigung gab, die aus allem, was er sprach und wie er sich gab, so wohltuend herausleuchtete, war neben dem Bewußtsein des Talents und der ihm damals in immer reicherem Maße werdenden Anerkennung, die tiefe Liebe zur Natur und das feine Verständnis auch für ihre verborgensten Schönheiten und holdesten Gaben. Wie sein treuer und poetischer Gesinnungsgenosse Johannes Trojan war er gründlich gebildeter Botaniker, kannte er das Leben der Pflanzen, so daß er sich nicht nur dilettantisch und ästhetisch an ihren Schönheiten weidete, sondern sich der Beobachtung ihres Wesens, ihres Werdens und Wachsens, Blühens und Früchtebringens mit wahrer Andacht hingab. Unter den anderen, den nicht wie die Pflanzen an eine Stelle des Bodens gebannten Geschöpfen der kinderreichen lebendigen Erde waren es besonders die Vögel, denen er das liebevollste Interesse widmete. Aufs innigste war er mit deren Leben und Singweise vertraut. Wie von

allen seinen außerordentlichen Gaben und Leistungen als Ingenieur und als Dichter, machte er auch davon kein Aufhebens. Man mußte es schon sehr geschickt und diplomatisch anfangen, um ihn zu einigem Aussprechen über seine Dichtungen und über die von ihm während seiner Ingenieurlaufbahn ausgeführten großen technischen Arbeiten zu bringen. So gelangte ich auch nur durch einen Zufall zur Kenntnis davon, wie vogelkundig und speziell wie vogelsprachkundig er war.

Die Gelegenheit, bei der das geschah, verdient eine nähere Schilderung. Wurde sie doch herbeigeführt durch eine Veranlassung, die auch die Quelle einzelner köstlicher, humoristischer Partien in seinen novellistischen Dichtungen war.

Zu den Teilnehmern an den Sonntagmittagsitzungen der Knoopschen Gesellschaft zählten auch die meisten und hervorragendsten Genossen des „Allgemeinen deutschen Reimvereins". Das ist ein seltsamer Bund ernster, geistvoller und gelehrter Männer, die, ob auch in gesetztem Alter, den Trieb empfanden, eine vergnügliche Maskenkomödie voreinander und vor der Welt aufzuführen. Der Gedanke dieses Vereins dürfte in dem an tiefen, an originellen und an schrullenhaften Ideen überreichen Denker-, Forscher- und Dichterkopf meines Danziger Landsmanns und Freundes Prof. Jacobson entsprossen sein. Der Ärger über gewisse in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hervorgetretene Erscheinungen in der deutschen Literatur, über gewisse Persönlichkeiten des „Grünen Deutschland", die sich rühmten, die „Revolution in der Literatur" heraufzuführen und die alten Götter zu zertrümmern, das Lachen über die Armseligkeit, die Nichtigkeit und offenbare Talentlosigkeit der eignen poetischen Produktion dieser revolutionären Jugend, deren Geistestaten in so starkem Kontrast zu ihren Worten standen, — diese Empfindungen und Stimmungen waren es, welche Jacobsons satirische Ader erregt und ihn getrieben hatten, eine Vereinigung ähnlich wie er denkender, befreundeter, humoristisch veranlagter Männer zusammenzubringen, die sich die Aufgabe stellten, die Führer jener literarischen Revolution und ihre Erzeugnisse systematisch zu verspotten.

Prof. Dr. Jacobson ist ein gelehrter Chemiker, der zumal auf dem Gebiet der Farbenchemie wichtige Entdeckungen und Erfindungen gemacht hat. Aber diese spezialwissenschaftlichen und technischen Arbeiten ließen ihm dennoch genügende Zeit und Geistesfreiheit für eindringende antiquarische, literarische und musikgeschichtliche Studien und zur eignen poetischen Produktion, die teils in altertümelnden, den Ton und Charakter der Reformationsepoche treffend nachahmenden, von ihm selbst in entsprechende Musik gesetzten, teils in naturwissenschaftlich-humoristischen, teils in satirischen Gedichten von ganz eigenartigem Humor bestand. Für die Photographen-, die Chemiker- und die Künstlervereinsfeste dichtete er immer wieder sinnreiche Tafel- und Gesellschaftslieder und ergötzliche Scherzgedichte. Während der letzten siebziger und ersten achtziger Jahre lebte er mit seiner Familie in Bernau, wo er für diese, für sich, seine Bibliothek und sein Laboratorium ein Heim von originellster Einrichtung und Ausstattung geschaffen hatte, das der treue Ausdruck seines eigensten Wesens, seiner Neigungen und Passionen war. Das unvergeßliche „Hussitenfest" zu Bernau im Mai 1882, dessen in ihrer Art ganz einzige Feier durch die Anwesenheit des kronprinzlichen Paares verherrlicht und geweiht wurde und das während fast dreier Tage das stille Landstädtchen und seine Umgebung völlig in die Gewalt eines Heeres von Berliner Künstlern gab, die teils Hussitenkrieger, teils Bernauische kriegstüchtige Bürger von 1480, teils kurbrandenburgische Hilfstruppen aus jener Zeit darstellten, dies Fest war wesentlich Dr. Jacobsons Werk. Ihm war es gelungen, das Stadtregiment und die Polizeibehörde für die Veranstaltung und für die Gestattung aller zum Teil sehr lärmenden, ja ganz tollen Äußerungen des fröhlichen Übermuts so günstig zu stimmen, daß sie keinen Einspruch dagegen erhoben und kein Hindernis in den Weg legten. Dr. Jacobson war es auch, der das „Hussitenmuseum" in einem alten Turm der Stadtmauer gegründet und mit mannigfachen Funden von alten Waffen und sonstigen Reliquien aus der Hussitenzeit bereichert hatte. An jenem Tage machte er den Cicerone für das auch dies Museum besuchende, heiter gelaunte kronprinzliche Paar. Und an den vom Balkon des Bernauer Rathauses herunterschauenden Herrschaften vorüber führte er als Prokop Holy der Einäugige gekleidet und gerüstet, mit dem Bärenfell umhüllt, den malerisch prachtvollen Künstlerzug der Hussiten, Brandenburger und Bernauer Krieger über den Marktplatz. —

Dieser gelehrte, wunderliche Humorist — so recht eine Figur nach dem Herzen Heinrich Seidels — hatte, nach Berlin übersiedelt, jene Gesellschaft gegründet, die sich der „Allgemeine deutsche Reimverein" nennt. Seine ursprüngliche Absicht, die Gründeutschen zu geißeln und zu ärgern, verlor der Verein bald mehr und mehr aus den Augen. Er schuf sich Phantasiegestalten von Dichtern und Dichterinnen, komischen Persönlichkeiten, denen er bestimmte Namen und meist — ein sehr kleines Gehirn, eine rührende Talentlosigkeit, einen leidenschaftlichen Dichter- oder Reimeeifer und als Grußwort und Losung den Ruf „Reimauf!" gab. Mit denen, die ursprünglich verspottet werden sollten, hatten sie wenig oder nichts gemein. Als Haupt des Vereins „kreierte" Dr. Jacobson eine hochkomische Figur, die er Hunold Müller von der Havel nannte. Maler Röhling, das künstlerisch reich begabte Mitglied des Vereins, schuf ein farbiges Bildnis dieses Reimers, das zugleich den täuschenden Schein

der Lebenswahrheit, des Nach der Natur Gemaltseins zeigte und von unwiderstehlich komischer Wirkung durch den ganzen Habitus, durch Haar-, Bart- und Kleidertracht und den Ausdruck hochgesteigerten Selbstbewußtseins des lorbeergekrönten Barden war. Eine andre Phantasiegestalt war der angebliche Verfasser einer imaginären, aber immer zitierten, riesig bändereichen Reimlehre und eines Reimlexikons, Theodor Ballheim, den Julius Stinde repräsentierte. Noch viele andre derartige Reimvereinsgenossen wurden geschaffen — auch Seidel hat daran vergnüglich mitgewirkt — und aus deren ihnen von ihren Schöpfern eingeblasenem Geist heraus dichteten letztere stattliche Sammlungen von, der besonderen Eigenart eines und einer jeden entsprechenden Versen, Essais, kleinen Geschichten in Prosa, Aphorismen usw. Leider nur zweimal ist eine Auswahl dieser Erzeugnisse gesammelt und einem Jahreskalender eingegliedert worden, dem vom „Allgemeinen deutschen Reimverein", herausgegeben „Rolsharfen-Kalender", der mit Buchschmuck von Röhling, einmal mit dem polychrom gedruckten Bildnis Hunold Müllers von der Havel, geziert erschien. Beide Kalender, in denen übrigens auch köstliche, scharf treffende Satiren auf moderne Dichterlinge, Naturalisten und, tiefsinnig klingenden Unsinn lallend, Symbolisten nicht fehlten, haben viel Freude bereitet, viel herzliches, gesundes Lachen ausgelöst und nur das bedauern lassen, daß keine neuen mehr erschienen sind.

Dr. Jacobson hatte inzwischen ein Grundstück nahe dem Ufer des Tegeler Sees erworben, sich dort ein Sommerhaus errichtet und einen Garten dabei angelegt, den er den „Reimgarten" taufte. Dieser war reich an durch Inschriften bezeichneten Plätzen, Steinen, Brünnlein, Bänkchen, Hügelchen, die durch irgendeinen Moment im Leben einer jener erfundenen Reimer und Reimerinnen angeblich geweiht worden sein sollten. Hier hatte die Dichterin X. gesessen, als sie den ersten Vers ihres berühmten Liedes dichtete, dort hatte Y. seinen großen Gedanken gehabt und an mehr dergleichen bedeutsame Vorgänge erinnerten diese Inschriften. Jacobson hatte außer dem Reimgarten und dem dazu gehörigen Sommerhäuschen auch eine Parzelle in der Tegeler Heide nahe dem Seeufer erworben, zwischen deren Kiefern er absonderlich große Dinge zu schaffen plante. Seidel hat den Freund in dessen Stolz auf diesen Waldgrundbesitz mit köstlicher Laune in der Figur des Dr. Havelmüller, des Helden einiger kleinen Erzählungen oder Charakterbilder, geschildert. Originelle Feste veranstaltete Jacobson an schönen Frühlings- und Sommertagen auf seinen Grundstücken für die Genossen des „Allgemeinen deutschen Reimvereins" und die andern Befreundeten aus der Knoopschen Gesellschaft. Mit ernsthafter, wichtiger Miene, die jeder festzuhalten verstand, wurden Ausgrabungen auf Jacobsons Grund und Boden und auf einer kleinen Insel im See in Szene gesetzt, wobei die merkwürdigsten prähistorischen, historischen und gänzlich unhistorischen Altertümer und Reliquien ans Licht gefördert wurden, welche die Forscher dann einer ebensogut gespielten Untersuchung unterzogen, um mit dem Aufwand ihrer ganzen tiefgründigen Fachgelehrsamkeit deren Bedeutung, die Zeit ihrer Entstehung, die Kulturstufe und den Volksstamm ihrer Verfertiger festzustellen. Natürlich fehlte Seidel nie bei diesen Festen. Dies lustige Maskenspiel, dies ganze skurrile Tun und Treiben machte auch dem für den Humor so empfänglichen Seidel ausbündiges Vergnügen. Durch dafür verfaßte, von ihm vorgetragene Festgedichte und Tafellieder, in deren sinnreicher lustiger Erfindung er mit Johannes Trojan wetteiferte, hat er die frohe, festliche Stimmung der versammelten Genossen immer noch gesteigert.

Dr. Jacobson hatte durch Umtausch oder Ankauf in der Tegeler Heide, weiter vom See entlegen, später eine größere Waldparzelle erworben. Da ließ er sich ein ganz nach seinem Sinn und Geschmack geplantes festes Wohnhaus erbauen, das er mit einem weiten Garten umgab und das er „Die Reimschmiede" nannte. Diese ganze Besitzung wurde von ihm durch frühsommerliche Gartenfeste von ähnlicher Art wie jene früheren, aber in noch größerem Stil gehalten, geweiht, zu denen der ganze Kreis der Befreundeten geladen war. Feste, die sich in dem durch buntfarbige aufgehängte Papierlaternen und Mondlicht phantastisch erhellten Garten bis tief in die laue Sommernacht hineinzogen.

Zu dem ersten dieser Feste in der neuen Reimschmiede eingeladen, stieg ich auf das Verdeck des Pferdebahnwagens, der von der Friedrichstraße jenseits der Weidendammer Brücke nach Tegel fuhr. Dort gesellte sich Seidel zu mir, der zu demselben Ziel wollte. Auf der langen Fahrt kamen wir in ein lebhaftes Gespräch, in dem alles behandelt wurde, was uns im Leben und in der Dichtung am meisten interessierte, am tiefsten erregte, am innigsten beglückte. Dabei lernten wir genauer als je zuvor die vielen Berührungspunkte erkennen, die wir miteinander hatten, die vielfach verwandten innersten Neigungen, in wie grundverschiedenen Formen des Daseins und Arten der geistigen Tätigkeit er und ich auch unsere Befriedigung fanden. Er führte ein stillbeglücktes, zurückgezogenes, weltfernes Leben, nachdem er seinen praktischen Beruf als Ingenieur aufgegeben hatte. Ich ward in jenen Jahren, trotzdem ich mein siebzigstes bereits hinter mir hatte, im Wirbel einer bewegten, wechselvollen Existenz umhergeschleudert, und doch lag mir, wie auch heute noch, nichts ferner, als die Sehnsucht und das Bedürfnis nach Ruhe, Stille und Weltverborgenheit. Und trotz alledem verstanden wir uns so gut!

Es war ein schöner, sonniger Juninachmittag. Wir stiegen ab, um auf dem Wege, der an Gebüschen vorüberführte, zur Reimschmiede des gemeinsamen Freundes zu gehen. Da blieb Seidel plötzlich stehen. Ich sah ihn aufmerksam auf das feine Gezwitscher eines Vogels lauschen, das aus dem Laube hervorklang. Der Gesang, die besondere Weise eines zweiten, eines dritten Vogels wurde in der Stille vernehmbar. Und Seidel kannte und nannte jeden der im grünen Blätterdickicht sich bergenden kleinen Sänger. Ich war nicht wenig überrascht und erstaunt. Unter allen mir bekannten literarischen und künstlerischen städtischen Menschen war mir noch nie einer begegnet, der „vogelsprachekund" gewesen wäre. Seidel aber war es gründlich. Er verhehlte nicht seinen gerechten Stolz darauf und seine Freude darüber, daß er alle die Vogelstimmen, die bei uns im Frühling und bis in den Sommer hinein in Feld, Wald und Gärten ertönen, zu unterscheiden wisse und mit der besonderen erblichen Familienweise eines jeden gefiederten und beschwingten Mitwirkenden in diesem großen Lenzkonzert im weiten, vom Himmelsdom überwölbten Saal der Natur genau vertraut sei. Einen noch viel reicheren Genuß mußte ihm dies Konzert dadurch gewähren, als den anderen nur oberflächlich hinhörenden Nichteingeweihten, Nichtwissenden. Ich kann diesen Gang mit dem Dichter nicht vergessen. Immer noch sehe ich ihn mit meines Geistes Augen, wie er dort an jenen Büschen stehen blieb und, das männliche Antlitz von zarter Freude verklärt, mit dem Ohr des feinen Kenners und dem Genuß des begeisterten Liebhabers die Klänge der vertrauten, alten lieben Lieder einsog, deren Sänger uns jeder Frühling wiederbringt.

Von dieser Vogelsprachenkunde Seidels gibt auch eine seiner eigenartigsten und liebenswürdigsten erzählenden Dichtungen einen ungemein anmutigen Beweis. Sie betitelt sich „Der neue Odysseus", ein Titel, der durch die bald nach dem Beginn eintretende und mit graziösem Humor geschilderte Situation der einen ihrer Hauptfiguren motiviert wird. Gleicht jene doch einigermaßen der, in welcher sich der von den Wogen nackt an die Küste des Phäakenlandes geworfene, erfindungsreiche Homerische Held an jenem Morgen befand, da er der holden Königstochter Nausikaa gegenübertritt, die mit ihren Jungfrauen zur „großen Wäsche" ans Meeresufer gekommen war. Dem gelehrten jungen Wanderer, den am schönsten Frühsommertage der Anblick eines umbuschten vermeintlichen Waldsees verlockt hat, in die kühle Flut einzutauchen und nach Herzenslust darin umherzuplätschern, werden sämtliche am Ufer abgelegte Kleidungs- und Wäschestücke von einem vorüberkommenden Strolch gestohlen. Als der erfrischte Schwimmer den See verlassen hat, findet er nicht den kleinsten Gewandrest, um seine Blöße zu bedecken. Und in dieser verzweifelten Lage sieht er die lieblichste junge Dame, die Tochter des Besitzers jenes waldartigen Parks, welcher den See einschließt, erscheinen; wie Odysseus Nausikaa. Wie dieser gelangt er durch die Vermittlung der klugen, freundlichen, über kleinliche Prüderie erhabenen Jungfrau zu einem Ersatz der fehlenden Bekleidung aus ihres Vaters Garderobe und wird in das Haus dieses edlen Herrn eingeführt, der dieselbe Vogelpassion, dasselbe leidenschaftliche Interesse an dem Wesen, Leben und Gesang der gefiederten Sänger haben muß, wie sein durch jenes seltsame Abenteuer ihm zugebrachter unfreiwilliger Gast. In der Schilderung der von jenem erfundenen und ausgeführten Einrichtungen zur Aufnahme und häuslichen Niederlassung seiner Lieblinge schwelgt Seidels vogelfreundliche Phantasie, und er selbst ist es, der durch den Mund der von der gleichen Neigung beseelten, mit dem Leben und dem Gesang unserer Sänger- und Vogelwelt gleich vertrauten beiden Männer spricht. Doch ich will hier den Inhalt der fesselnden, sonnigen kleinen Erzählung nicht nacherzählen. Jedem, der die Novelle noch nicht kennt, rate ich, sie selbst zu lesen. Wenn er noch nicht völlig abgestumpft ist gegen den Reiz heller, harmloser, keuscher Dichtung, die Natur und Menschen nur im rosigen und goldigen Licht sieht und malt und eine freundliche Welt erschafft, in der Unglück, Elend, Laster, finstre wilde Leidenschaften unbekannte Dinge sind, wird er dieser Lektüre einen erquickenden Genuß danken.

Während der letzten zehn Jahre bin ich nicht mit Seidel zusammengetroffen. Sein Heim in Groß-Lichterfelde und den von ihm angelegten, liebe- und verständnisvoll gehegten und gepflegten Blumen-, Frucht- und Gemüsegarten, der sein Haus umgibt, habe ich nie gesehen und betreten. Andere nähere Freunde des Poeten haben anziehende, das Gepräge der Wahrheit tragende Schilderungen davon und von dem stillen Glück, das ihm in und aus diesem Heim während seines Lebensabends erblühte, veröffentlicht. Was er sich in seinen Jugend- und Mannesjahren am liebsten gewünscht und erträumt hatte, ist ihm im Alter die Fülle geworden und somit das beste Los gefallen, das einem sterblichen Menschen beschieden werden kann. In der Schar unvergeßlicher Menschen, mit denen mich das Schicksal im langen, reichen Leben zusammengeführt hat und die mir lieb und teuer geworden waren, wird Heinrich Seidel immer in erster Reihe stehen.

Begegnung.

Skizze von Carl Busse.

An die Witwe Eusebia Wróbl hatte ihr Sohn, der nun schon über ein Jahr lang in Gnesen Kommißbrot aß, einen Brief geschrieben. Und wegen dieses Briefes mußte der Landbriefträger Valentin Schulz, nachdem er bereits Siedlice, Rambowo und Herbersdorf abgeklappert hatte, noch eine Stunde weiter laufen bis Rombczin.

Schon auf dem ganzen bisherigen Wege hatte er sich in eine stille Wut hineingefressen — erst über den Kanonier, der höchst unnütze Schreibübungen machte, dann über seinen eignen Beruf, der ihn wegen eines lumpigen Soldatenbriefes zu einem Marsche von zwei Stunden zwang, schließlich über die ganze Weltordnung, die ihm höchst verbesserungsbedürftig schien.

Und grimmig schritt er die Landstraße entlang, ohne sich umzusehen. Ein Wagen, der ihn hätte mitnehmen können, kam hier doch nicht — das wußte er aus alter Erfahrung. So hieß es eben vorwärtsstapfen! Und scharf stieß das Eisen seines Krückstockes gegen die Steine, als wollt' er ihnen wehtun. Sein innerer Groll entlud sich so.

Es war ein herrlicher Oktobertag. Gleichmäßig blau bis zum Horizont der ewige Himmel droben, in blau verdämmernd alle Fernen. Was sich sonst verschleierte, stand heute klar und leuchtend in der glashellen Luft, in der sich die feinsten Spitzen ferner Waldwipfel noch linienscharf abhoben. Verspätete Schmetterlinge, die in irgendeinem geschützten Winkel die Kühle der vorhergehenden Nächte und das Regengeplätscher der Tage überstanden hatten, dehnten noch einmal die bunten Schwingen, die schon halb erstarrt gewesen; in Rot und Gold flammten Buchen und Kastanien; die letzten Beeren der Ebereschen, die den Drosselzügen entgangen waren, glänzten tiefrot im kargen Laubwerk; Altweibersommer, als feinster Silberstrich aufblitzend und wieder verschwindend, zog über die Stoppeln; ab und zu klang hell von weither ein Schuß herüber — der Tod blies das Jägerhorn.

Aber Valentin Schulz, der Landbriefträger, achtete nicht der Herrlichkeit des Tages. Wer jahraus, jahrein hier herumtappen mußte, bald im leichten Kittel, bald in schweren Schaftstiefeln und schützendem Mantel, der gab sich nicht ab damit, in Nähe und Weite die Wunder zu sehen und zu suchen. Es war immer dasselbe. Er kannte jeden Baum und Strauch, die ausgefahrene Spur der Geleise, jeden Acker und jedes Stückchen Wald. Er wußte, daß ihn, wenn er nach zehn Minuten den Wald erreicht hatte, der Eichelhäher empfangen und den übrigen Wipfelbewohnern melden würde. Daß bald danach sich eine Lichtung auftat, über die fast immer Rehe wechselten. Daß sich oben irgendwo im durchschimmernden Luftmeer ein Bussard wiegte und auf ihn und die Welt der Tiefe beutegierig herabsah. Er brauchte gar nicht mehr aufzugucken: oben und unten war ihm alles längst vertraut und gleichgültig.

Mit einem Male stutzte er doch. Er vergaß mit dem Stocke gegen die Steine zu stoßen. Er faßte die Krücke unwillkürlich fester.

Vor ihm, etwa zwanzig Meter von ihm entfernt, war ein verdächtig aussehender Stromer aus dem Wald auf die Straße getreten. Mit eingezogenem Kopf stand er wie witternd da, sah links und rechts den einsamen Landweg hinab und setzte dann, gleichsam kühner geworden, den einen Fuß vor.

Der Landbriefträger war nicht gerade ängstlich, aber er zog doch unauffällig mehr und mehr nach der andern Wegseite hinüber. Schließlich waren Fälle vorgekommen, daß so ein verzweifelter Patron in der Ledertasche Geld vermutet und einen Angriff gemacht hatte.

Allerdings: der da vorn sah nicht danach aus, als ob er über besondere Körperkräfte verfügte. Ein langer ausgemergelter Mensch, der stets ein wenig vornüberkippte, wie ein zu schmächtiger Baum immer mit dem Wipfel nickt. Er trug

einen verwitterten breitrandigen Strohhut mit zerfaserter Krempe, der im Glanz der Neuheit einst das Haupt eines Gutsbesitzers oder Inspektors geziert haben mochte. Um den Hals hatte er ein ehemals weißes Tuch geschlungen, die Ärmel des schäbigen und merkwürdig langen Rockes waren an den Ellbogen durchstoßen, die Hosen ausgefranst und am linken Knie mit einem Flicken von andersfarbigem karierten Stoff besetzt. Am Fechtstock, den der Stromer wie ein Gewehr auf der Schulter trug, hingen ein Paar Stiefel, ein größeres Bündel und ein kleineres. So stand er an der einsamen Straße, rührte sich nicht und sah dem Briefträger entgegen.

Als Valentin Schulz heran war, setzte er sich, als hätt' er ihn erwartet, auf der anderen Straßenseite auch in Bewegung. Den verwunderten Blick, der zu ihm hinüberflog, schien er nicht zu sehen. Und schweigend, in einem Schweigen, das nur durch Raubvogelruf, Nadelknistern und den Hall ihrer Tritte unterbrochen ward, gingen die beiden fast im Gleichschritt dahin, zwischen sich nur die Breite des Weges und die Spuren alter Wagengleise.

‚Komisch!' dachte der Briefträger und tat einen prüfenden Seitenblick.

Auch der Landstreicher sah jetzt zu ihm hin. Er sprach aber nichts, nur rückte er vom Wegrand ein wenig ab nach der Mitte der Straße zu. Offenbar ging er für gewöhnlich langsamer und schlug nur jetzt ein schnelleres Tempo an, um mit dem erwählten Wandergenossen Schritt zu halten.

Valentin Schulz zuckte die Achseln und lockerte den Lederriemen der Tasche. Wenn der dufte Kunde da einen Spaß daran hatte, ihn schweigend zu begleiten, so ließ sich dagegen nichts machen. Es war das beste, ihn gar nicht zu beachten. Als Beamter konnte man sich sowieso mit derlei Pack nicht abgeben. Und allmählich kam wieder der Ärger über den Brief, den Marsch, den Beruf . . .

‚Du Lump,' dachte er, ‚hast es gut. Bummelst, bis Du müde bist, gemach im Wald, läßt Dir Gottes Sonne in den Rachen scheinen, hast nicht nötig, wegen dieses elenden Soldatenbriefes je eine Stunde hin und her zu laufen, tust nichts, bist ein freier Mann, siehst die Welt, hast jeden Tag Abwechslung, brauchst Dich um Dein Stück Brot nicht so jämmerlich zu schinden und lebst doch! Aber ich?'

Finster fuhr sein Blick nach drüben, daß der Stromer zusammenzuckte und unwillkürlich wieder einen Schritt hinüberwich auf die andere Wegseite. Aber gleichzeitig stutzte und stockte der Briefträger sekundenlang. Er konnte sich gar nicht täuschen: auch der dufte Kunde von drüben hatte ihn mit einem verlornen, seltsamen Blick angesehen. Mit einem Blick, in dem etwas Dumpfes, Feindliches war: Haß, Anklage, Neid.

Seltsam! Seltsam! Er trieb ihn seitdem, öfter 'rüberzuschauen. Halb war's Neugierde, halb noch etwas andres, was er nicht zu deuten wußte — so, als müßte ihm irgendeine Klarheit und Offenbarung werden. Ohne daß er es merkte, bog er sachte nach der Wegmitte ab. Der Landstreicher verzog den Mund zu einem halben Grinsen der Verlegenheit. Da lächelte Valentin Schulz. Und nun machte auch der andere wieder eine Seitenschwenkung, kippte stärker nach vorn und sagte: „Bin früher auch so gut gelaufen. Anderthalb Jahr."

Er hatte eine heiser angelaufene Stimme, die wie aus löchriger, ausgebrannter Kehle kam.

„Ja," erwiderte der Beamte, der nicht recht verstand. „Später marschiert man wohl langsamer."

Der andere schüttelte den Kopf, war still, als ob er sich etwas überlege, und sprach dann gedehnt: „Nee—e, ich mein', als Briefträger. In Uniform und blanke Kneppe."

Valentin Schulz lachte kurz auf. Hoho, der schmierige Lump wollt' ihn beschwindeln . . . als früherer Kollege sich vorstellen und daraufhin schnorren. Freundchen, Freundchen, man braucht Dich bloß anzusehen . . .

Aber als er ihn wirklich ansah, murmelte er nur etwas Unverständliches. Der Stromer sah gleichgültig gerade aus, wie ins Endlose hinein. Als hätt' er den Mann neben sich vergessen.

„Nu ja, ja," sagte der Briefträger und räusperte sich . . . „wie ist denn das alles nu so gekommen?"

Doch der Vagabund, als wäre plötzlich sein Mißtrauen geweckt, überhörte die Frage mit Absicht. Er stieß einen Stein mit dem bloßen Fuß an und deutete mit dem Daumen rechts über die Schulter: „Wunderscheene Pilze im Wald da ... so groß und alles voll. Steinpilze. Da hab' ich 'n ganzes Gericht 'von."

Und er wies auf eins der Bündel am Stock.

„In der Stadt läßt sich das gut verkaufen. Und wenn's 'n paar Dittchen bringt."

Er wartete wohl auf eine Erwiderung. Doch Valentin Schulz sah kalt und gleichgültig drein, als hätt' er nichts gehört. ‚Blas' mir was,' dachte er gekränkt, ‚wenn Du nicht reden willst, so fang' nicht erst an. Gottchen ja, so neugierig war man schließlich auch nicht.'

Unter dem kühlen Schweigen des andern duckte sich der Stromer wie unter einem bösen Wort. Er schnappte nach Luft, als hätt' sich ihm die rasche Gangart auf die Brust gelegt, und fing nach einer Weile wieder an, unsicher, wie einer, der nicht gewiß ist, Antwort zu kriegen: „Als Briefträger ... auf 'm Lande ... das ist auch kein leichtes Brot, nee, nee ... immer so 'rumlaufen, Tag für Tag, und wieder zurück — 's is nich für jeden! Hier im Bezirk is wohl auch 'ne schwere Menge zu tun?"

„Na, 's macht sich," murrte Valentin Schulz grimmig. Er zögerte noch, aber war halb schon versöhnt, daß der andere die Mühseligkeit seines Berufes anerkannte. Gottchen ja, wenn es wirklich ein früherer Kollege war ... Und all der Groll, den er auf dem ganzen Wege allein gekaut, brach sich Bahn und schaffte sich Luft. Wegen so 'nem lumpigen Brief muß er bis Rombczin laufen ... und überhaupt die ganze Schinderei ... Tag für Tag plackt man sich von Morgen bis Abend ... bei Schnee und Regen, Glut und Gewitter — und so 'n bischen Gehalt dafür, so 'n Lumpengeld! Er schimpfte, stöhnte, fluchte, hieb gegen die Steine, kam sich selbst erbarmungswürdig vor und war bei alledem froh, daß er sein Herz mal ausschütten konnte. Wie das erleichterte! Wie das befreite!

Der Landstreicher hörte zu. Er schien jedes Wort in sich hineinzusaugen. Seine Augen verloren allmählich die Scheu; sie sahen freundlicher und heiterer drein.

„Ja," schloß der Briefträger schließlich ruhiger, „es kostet schon Sohlen. Jeden Tag nach Siedlice, von da nach Rambowo, von Rambowo nach Herbersdorf, und manchmal auch noch nach Rombczin."

„Und immer wieder zurück?"

„Nu natürlich. Dableiben kann ich doch nicht."

„Immer wieder zurück. Jeden Tag zurück," sagte der Stromer und nickte. Er sah wieder in endlose Fernen. Er lächelte kaum merklich. „Hab's auch gemacht. Alle vierundzwanzig Stunden dieselbe Tour. Veldern, Riesendorf, Königsthal. Anderthalb Jahr Tag für Tag. Von Königsthal aus sah man die Schiffe auf der Oder. Nur die Masten und Segel und die Fähnchen, die weit weg zogen. Immer weiter 'rein in die Welt. Ich jedoch konnte niemals hin. Immer mußt' ich in Königsthal umkehren. Und immer dacht' ich mir, gerade hinter Königsthal muß die Welt wunderscheen und fremd werden, und alles muß anders sein. Dörfer, die ich nicht kenne, Städte, die ich nicht kenne, Menschen, die ich nicht kenne, Wege, Wälder, Flüsse, die ich niemals seh', denn in Königsthal hat mein Bezirk 'n Ende. Und ich hab' immer gestanden und nach der Oder gesehen, nach den Masten der Schiffe. Und bin einmal noch eine Stunde weitergelaufen, und konnt's nicht aushalten und hab's verflucht, daß ich jeden Tag Veldern, Riesendorf, Königsthal bestellen mußte. Und einmal ... an so 'nem Tag wie heute, da hatt' ich gerade mein Gehalt bekommen, und da hab' ich den Krempel hingeschmissen und bin weitergelaufen. Über Königsthal raus und immer weiter. Ja. Nu ist das auch schon manch Jährchen her."

Der Briefträger schüttelte den Kopf. Für nichts und wieder nichts ausgerissen ... na, na! Vielleicht waren da doch noch amtliche Gelder mitgegangen! Und laut sagte er: „Bist Du denn nie wieder retour gekommen?"

„Nee," sprach der Vagabund, „nie wieder. Ich geh' immer so weiter."

„Winter und Sommer?"

„Ja, was sonst? Immer so, wie mir's gerade gefällt."

Er sprach es fast fröhlich und zufrieden. Seine nackten staubigen Füße schienen sich leichter zu heben als vorher.

Valentin Schulz ging neben ihm, als ob er schwer nachsinne. Er verstand es nicht ganz. Aber ihm war so wie so freier zumute ... vielleicht weil er sich seinen Groll vom Herzen gesprochen. Sein Stock schlug nicht mehr so hart gegen die Steine.

So schritten die beiden schweigend nebeneinander, bis die drei, vier Häuser von Rombczin dicht vor ihnen lagen. Der Briefträger hatte seinen Schritt schon verlangsamt: er hoffte immer, daß der Stromer sich nun freiwillig von ihm trennen würde. Schließlich konnte er als Beamter doch nicht mit so einem zusammen in Rombczin auftauchen. Aber als der wunderliche Gefährte keine Anstalten machte, zurückzubleiben, hob er den Stock und deutete vorwärts: „Da muß ich nu hin!"

In der Bewegung und den Worten lag klar, worauf er hinauswollte. Und der Kunde verstand ihn. Er blieb stehen, wobei sein Oberteil noch ein paarmal hin und her pendelte, während die Füße schon ruhten, und sah den andern mit einem Lächeln an. Eigentlich lag das Lächeln nur in den Augen.

Und mit einem Male überkam den Briefträger, der ihm nur lose zunicken und weitergehen wollte, ein seltsames Gefühl. Er trat von einem Fuß auf den andern, brummte und fuhr zwischen zwei Knöpfe der Uniform. Vorsichtig holte er eine etwas abgeblätterte Zigarre vor und streckte sie dem Landstreicher hin.

„Da," sagte er. „Steck Dir man den Toback ein. Ich hab' hier noch welche..."

Der Stromer zog die Luft durch die Lippen und griff hastig zu.

„Schönigen, schönigen! So was kriegt man selten. Eher alles andre."

Und während er an der Zigarre roch, als wollt' er sich schon einen Vorgeschmack des erwarteten Genusses verschaffen, fragte er: „Gehst Du denn nu gleich wieder nach Hause zurück? Da bist Du wohl gar verheirat't?"

„Ja," sprach Valentin Schulz, „seit drei Jahren. Und zwei Kinder sind auch da."

„So, so, auch 'n paar Kinderchen." Und während er die Zigarre vorsichtig auf einen Meilenstein legte: „Da könnt'st De doch ... könnt'st De doch hier die Pilze mitnehmen. Schmecken sehr gut ... wunderscheen schmecken se."

Und er nahm den Stock herunter und löste eins der Bündel.

Aber der Briefträger wehrte energisch ab.

„Nee, nee ... das laß man. Die hast De Dir gesucht und kannst De selber brauchen."

„Aber Mensch," drängte der Kunde und tippte sich ein paarmal gegen die Stirn, „wer soll se mir denn kochen? Denkst De denn, ich hab' was davon? Ich krieg' se doch nicht zu essen. Nimm se man ruhig mit!"

„Quatsch!" sagte Valentin Schulz unwirsch. „In dem Tuch da könnt' ich se doch sowieso nich nehmen. Ich kann se ja gar nicht tragen."

„Und die Tasche hier? Die is doch leer. Ich schütt' se Dir rein."

Er knotete das Bündel schon auf. Die Schwämme drängten sich aus dem schmierigen Tuch. Doch als er aufsah, ließen die Hände von ihrer Beschäftigung ab. Er zuckte die Achseln.

„Wenn De nich willst —! Du willst Dir wohl von mir nischt schenken lassen."

„Nu nee, wenn De das meinst, wenn De das meinst," verteidigte sich der Briefträger und trat näher. Er kämpfte noch einen kurzen Kampf — es war die Amtstasche — und eigentlich ...

Aber als er die dürftige, am Boden kniende Gestalt sah, hielt er die Tasche weit auf.

„Wenn De durchaus willst ..."

Über das ausgemergelte Gesicht glitt ein heller Schein. Vorsichtig schüttete der Stromer die Steinpilze in die geöffnete Tasche.

„Na, denn danke ich auch ... und glückliche Reise! Zieh Dir man bald die Stiebel an ... 's wird jetzt am Abend schon immer kalt."

Der Landstreicher lachte. „Die Trittlinge sind mehr für 'n Winter ... also adjee ... und laß Dir die Pilze man schmecken."

Am Strande. Gemälde von Prof. Gregor v. Bochmann.

„Mach' ich, mach' ich," rief Valentin Schulz zurück: er schritt schon wieder kräftig aus. Er bestellte den Brief an die Witwe Eusebia Wróbl und trat dann auf Anruf beim Bauern Palicki ein, dem er eine Karte mitnehmen sollte. Die Bäuerin setzte ihm ein Glas Wein vor ... selbstgekelterten Holunderbeerwein —, und während er trank und sich ein wenig ausruhte, sah er durchs Fenster den Stromer die Straße entlang ziehen, gemächlich schreiten und stolz an der Zigarre saugen.

Der Holunderbeerwein rann feurig ins Blut. Der würde dem armen Kerl da draußen wohl tun. Ach Gottchen ja ... eigentlich ... trotz aller Plackerei ... man hatte es noch ganz erträglich. Wenn man so andre sah ...

Und auf dem ganzen Heimwege war ihm ordentlich fröhlich zu Sinn. Er hatte doch sein sichres Brot. Er wußte, wo er zu Hause war. Er hatte sein richtiges Bett, wo er die müden Knochen dehnen konnt'. Hatte 'ne Frau ... na ja, man schlug sich, vertrug sich, man gehörte doch mal zusammen. Und dann seine beiden Flachsköpfe mit den Rotznäschen ...

Aber so 'n Pennbruder ... wenn er auch wirklich ein halber Lump war ... immer auf der Straße liegen, immer weiter laufen, Sommer und Winter, ohne je an ein Ziel zu kommen, frieren und hungern, keinen Menschen haben, der zu einem gehörte, stets in Gefahr, ins Kittchen zu wandern, und schließlich verrecken am Grabesrand in der Fremde oder in irgendeinem Krankenhaus ... Gottchen, Gottchen, das war doch schrecklich!

Nee, nee, ganz zufrieden konnt' man noch sein, ganz zufrieden!

Und er schwang den Stock, sah heiter über die vertrauten Fluren und Felder und schritt schneller aus, als beflügle ihn etwas.

Zu gleicher Zeit schlurrte der Stromer eine halbe Meile weiter in entgegengesetzter Richtung die Straße lang. Er sog noch immer an der Zigarre, tat ab und zu, weil ihm der Rauch die Kehle austrocknete, einen Schluck aus der Buddel und lächelte.

Es kamen immer mal so Stunden ... voll Neid und Haß gegen die andern, wo man dies Leben satt hatte, wo die Reue bohrte. Die Reue, daß man alles hinter sich geworfen hatte und sein Lebtag nun auf der Landstraße lag. Ach, heut früh ... und gestern ... und vorgestern ... und dann, als der Briefträger kam, wo man sich sagte: ‚So könnt'st Du auch rumlaufen, in Uniform und blanken Knöpfen, könnt'st warm in Amt und Brot sitzen' — schön war das nicht, nee, wahrhaftig.

Aber 's war gut, daß man wieder mal reinguckte. Das tat besser als jeder Schnaps.

Der Landstreicher lachte vor sich hin. „Siedlice, Rambowo, Herbersdorf, Romczin," murmelte er, „Veldern, Riesendorf, Königsthal. Immer wieder zurück ... immer wieder zurück. Wie ein Schmiedegaul ... trab, trab, trab ... mit verbundenen Augen. Und trab, trab, trab, immer der gleiche Kreis."

Er schüttelte sich: „Nee, nee! Dann schon lieber so ..."

Er zog noch einmal an der Zigarre, fächelte den Rauch wie ein Kenner unter der Nase hin und her und machte sie dann aus. Den Stummel steckte er sorgfältig ein. So etwas bekam man selten ... ein guter Mensch, der Briefträger. Nun ging der wohl schon wieder auf Rambowo zu ... haha ... armer Kerl! Na prost ... nicht immer konnt' man so vergnügt sein. Ordentlich singerig ward ihm zumute. Er kippte ein paarmal vornüber und sang dann los:

„Ach, wie ist das Walzen schön!
Schumpeidi, schumpeida,
Ei, man muß es nur verstehn!
Schumpeidi, eida!"

Mit seiner löchrigen, heiseren Stimme sang er weiter und weiter und schlurrte auf der Landstraße hin, die unter dem leuchtenden Himmel in freie, unbekannte Fernen führte ...

Salome. Musikdrama von Richard Strauß.

Zweifellos bedeutet die Aufführung des Richard Strauß-Oskar Wildeschen Musikdramas Salome am Berliner Königlichen Opernhaus einen Sieg. Schon Salomes Einzug an dieser Stätte konnte dafür gelten. Denn die Berliner Hofbühne hatte bisher an der Gewohnheit festgehalten, ihren Abonnenten ein neues Werk, das neue Pfade wandelt, erst dann vorzuführen, wenn es die Probe seiner Lebenskraft schon anderwärts ausreichend nachgewiesen hat. Siehe Richard Wagner.

Die freundliche Protektion des Kaisers, die nahen Beziehungen des Komponisten zur Hofoper haben dem schwierigen, vielumstrittenen Werk die Wege nach Berlin geebnet. In Österreich-Ungarn haben sich ihm die Tore der Hofbühnen verschlossen — derselben Hofbühnen, an denen das leichtgeschürzte, oft auf so schlüpfrigen Pfaden wandelnde Bäslein der Oper, die Operette, und die französische Ehebruchskomödie anstandslos ein Heimrecht genießen.

Oskar Wildes, des Engländers, einaktiges Drama „Salome" ist in allen Kulturländern bekannt geworden — außer in England, wo der Autor, nachdem er mit seiner schweren Freiheitsstrafe aus der Gesellschaft ausschied, auch aus der Literatur ausgemerzt werden sollte. Jeder kennt die unerhörte Wucht, mit der das an Matth. 14, 4 sich anlehnende Thema hier in den paar knappen Szenen zwischen Salome, Jochanaan, König Herodes und der Herodias auf die Gemüter einstürmt, kennt die orientalische Farbenpracht der Sprache, die sinnliche Glut, die brutale Unbekümmertheit des englischen Dichters.

Unbedenklich war es also von vornherein durchaus nicht, das heißatmige Werk an einer Stätte darzustellen, die jedermann aus dem Volke zugänglich sein sollte. (Sie ist es der teuren Preise und der Schwierigkeit halber, ein Billett zu bekommen, nicht.) Die Proteste werden auch keinesfalls aufhören. Große Teile des Publikums stehen eben schon dem grausigen Stoff an sich feindlich gegenüber: sie verwerfen ihn in der Malerei ebenso wie in der darstellenden Kunst. Oskar Wildes dramatische Fassung ist nicht dazu angetan, diese Ängstlichen zu versöhnen. Die Straußsche Musik, die das Menschliche, Allzumenschliche — das Verbrecherische und Pathologische — der Personen des Salomekreises rücksichtslos steigert, verstärkt vollends die Antipathie.

Dennoch ist ein großer Sieg zu verzeichnen. Und ich glaube nicht, daß es sich nur um den Modeerfolg einer Saison handelt. Wenn nicht Einflüsse sich geltend machen, die mit künstlerischer Übung an sich nichts zu tun haben, so wird das Werk bleiben.

Hat man sich erst mit der Stoffwahl abgefunden, hat man die ästhetischen Bedenken endlich abgeschüttelt, die die verletzend deutliche Sinnlichkeit der Prinzessin-Dirne Salome auslösen muß, vor allem die Perversität ihrer Brunst für die Lippen Jochanaans — die Lippen des von seinem Rumpf getrennten Kopfes! — so sieht man sich doch einem großen Kunstwerk gegenüber, einem Kunstwerk aus einem Guß, aus einem Geist, fesselnd in allen Details, dankbar in allen Aufgaben.

Richard Strauß hat Wildes Salome nicht zu einem „Opernlibretto" verschimpfiert. Er hat es vielmehr fast wörtlich benutzt, fast wörtlich vertont. „Wie schön ist die Prinzessin Salome heute nacht!" Mit denselben Worten Narraboths, des Offiziers der Leibgarde des Herodes, hebt das Musikdrama an. Ohne Vorspiel, nach wenigen einleitenden Takten. Und wir sind gleich mitten in der Handlung. Die Stimme des Jochanaan, des Propheten aus der Wüste, wird vernehmbar aus seinem Gefängnis, der Zisterne. Er hat gegen Herodes auf den Gassen gepredigt, er hat des Königs Vermählung mit Herodias, dem Weibe seines Bruders, offen Blutschande genannt, er hat laut und streng geeifert gegen die berüchtigte und mächtige Buhlerin am Hofe des Herodes. Salome, der Augensprache ihres Oheims überdrüssig, verläßt das laute, schwelgerische Gastmahl und tritt in die süße Mondnacht hinaus, durch deren Stille die ernsten Mahnungen des gefangenen Propheten klingen. Salomes Neugierde erwacht: sie will den mutigen Fremdling kennen lernen, der es wagt, ihre Mutter zu

Dr. Richard Strauß. Nach der Original-Radierung von J. Farago, Verlag von Fritz Gurlitt in Berlin.

ſchmähen. Narrabothſ törichte Liebe muß ihr als Werkzeug dienen. Der Tetrarch hat es ausdrücklich verboten, daß irgendwer den Deckel zu dieſem Brunnen aufhebt. Aber — „Du wirſt das für mich tun," ſagt Salome, „und morgen früh werde ich unter dem Muſſelinſchleier Dir einen Blick zuwerfen, Narraboth, ich werde Dich anſehen, kann ſein, ich werde Dir zulächeln. Sieh mich an, Narraboth, ſieh mich an. Ach, wie gut Du weißt, daß Du tun wirſt, um was ich Dich bitte." Und Narraboth läßt den Propheten herauskommen. „Wie abgezehrt er iſt," ſagt Salome. „Er iſt wie ein Bildnis aus Elfenbein. Gewiß iſt er keuſch wie der Mond. Sein Fleiſch muß ſehr kühl ſein, kühl wie Elfenbein." Jochanaan offenbart der Prinzeſſin von Judäa ſeine ganze Verachtung: „Zurück, Tochter Babylons, komme dem Erwählten des Herrn nicht nahe! Deine Mutter hat die Erde erfüllt mit dem Wein ihrer Lüſte, und das Unmaß ihrer Sünden ſchreit zu Gott!" Aber Salomes Sinne reizt dieſe feſte, dunkle, ernſte Sprache. Sie iſt verliebt in Jochanaans Stimme. Sie iſt verliebt in ſeinen Leib, „der weiß iſt wie die Lilien auf einem Felde, von der Sichel nie berührt". Immer wieder ſchleudern Jochanaans trotzige Erhabenheit, ſein hellauflohender Zorn, die Werbende zurück. Narraboth fleht die Prinzeſſin an: „Sprich nicht ſolche Worte zu ihm. Ich kann es nicht ertragen." Aber Salomes Liebesgirren geht in wildes Begehren über: „Deinen Mund begehre ich, Jochanaan. Die roten Fanfaren der Trompeten, die das Nahen von Königen künden und vor denen der Feind erzittert, ſind nicht ſo rot wie Dein roter Mund. Laß mich ihn küſſen, Deinen Mund." Jochanaan wendet ſich voll Schaudern ab: „Niemals, Tochter Babylons, Tochter Sodoms, niemals!" Und Salome begehrt immer wilder, immer weniger ihrer Sinne Herrin: „Ich

Page. Salome. Narraboth. Jochanaan.

Aus der Oper Salome.

will Deinen Mund küſſen, Jochanaan!" Narraboth, in höchſter Angſt und Verzweiflung, erſticht ſich und fällt tot zwiſchen Salome und den Gefangenen. Noch immer bettelt die Verzweifelte: „Laß mich Deinen Mund küſſen, Jochanaan!" Der Prophet kehrt in die Ziſterne zurück. „Du biſt verflucht, Salome!" — Dann kommen Herodes und Herodias mit ihrem großen Gefolge vom üppigen Mahle. Der von allen Ausſchweifungen gezeichnete Tetrarch umgirrt die in trotzigem Schweigen im Palaſthof weilende Nichte: „Salome, komm, trink Wein mit mir; tauche Deine kleinen roten Lippen hinein! — Salome, komm, iß mit mir von

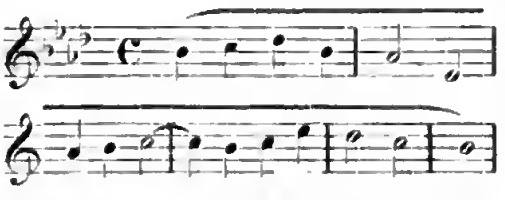
dieſen Früchten. Den Abdruck Deiner kleinen, weißen Zähne in eine Frucht ſeh' ich ſo gern! — Salome, komm, ſetz Dich zu mir!" Sie antwortet ſchroff: „Ich bin nicht durſtig — nicht hungrig — nicht müde, Tetrarch!" Die Juden führen Klage gegen Jochanaan. Aber der König iſt nicht bei der Sache, ſeine Sinne haben ſich für Salome erhitzt. Die Nazarener berichten von den Wundern des Meſſias, der die Toten erweckt — die Stimme Jochanaans erhebt ſich in ſeinem dunkeln Kerker wider Herodias, die wütend fordert, daß ihr Gemahl die Schmähungen verbiete ... „Tanz für mich, Salome!" unterbricht ſie Herodes. „Ich bin traurig heute nacht, drum tanz für mich. Salome, tanz für mich. Wenn Du für mich tanzeſt, kannſt Du von mir begehren, was Du willſt, ich werde es Dir geben." Herodias will in ihrer Eiferſucht nicht zugeben, daß ihre Tochter tanzt. Aber in der von Jochanaan gezüchtigten Prinzeſſin reift ein grauſiger Plan. „Willſt Du mir wirklich alles geben, was ich von Dir begehre, Tetrarch?" „Ich ſchwör' es bei meinem Leben, bei meiner Krone, bei meinen Göttern. O Salome, Salome, tanz für mich!" Muſikanten beginnen zu ſpielen. Salome führt den Tanz der ſieben Schleier aus. Sie ſcheint mitten im Tanz zu ermatten, rafft ſich wie neubeſchwingt auf — ſie verweilt einen Augenblick in viſionärer Haltung an der Ziſterne, in der Jochanaan gefangen gehalten wird, — dann ſtürzt ſie vor und zu Herodes' Füßen. „Ach, herrlich, wundervoll, wundervoll," ruft der Tetrarch, „komm her, ich will dich königlich belohnen, ich will Dir alles geben, was Dein Herz begehrt. Was willſt Du haben? Sprich!" In Verzückung liegt Salome zu ſeinen Füßen. „Ich möchte, daß ſie mir gleich in einer Silberſchüſſel bringen ... (ſie ſteht auf, lächelnd) den Kopf des Jochanaan." Herodes fährt entſetzt zurück, aber Herodias frohlockt: „Ah, das ſagſt Du gut, meine Tochter, das ſagſt Du gut!" Herodes beſchwört die Prinzeſſin: „Verlange etwas anderes von mir, verlange die Hälfte meines Königreichs!" Salome erwidert ihm ſtark und ſtarr: „Ich verlange von Dir den Kopf des Jochanaan!" Der geängſtigte König verſucht ihr alle Schätze der Welt vor die Sinne zu zaubern — Perlen, Topaſe, Kriſtalle, Türkiſe ... „Ich will Dir den Mantel des Hohenprieſters geben. Ich will Dir den Vorhang des Allerheiligſten geben. Nur nicht das Leben dieſes einen Mannes!" Wehgeſchrei der Juden erſchallt. Und wieder Salomes wilde Forderung: „Gib mir den Kopf des Jochanaan!" Ermattet ſinkt Herodes auf ſeinen Sitz zurück. „Man ſoll ihr geben, was ſie verlangt; ſie iſt in Wahrheit ihrer Mutter Kind!" Herodias zieht dem Tetrarchen den Todesring vom Finger und gibt ihn dem erſten Soldaten, der ihn auf der Stelle dem Henker überbringt. Der geht in die Ziſterne hinab. Salome lauſcht an der Ziſterne. „Es iſt kein Laut zu vernehmen. Ich höre nichts. Warum ſchreit er nicht, der Mann? Schlag zu, ſchlag zu, Naaman, ſchlag zu, ſag' ich Dir .... Nein, ich höre nichts, es iſt eine ſchreckliche Stille!" Ein rieſengroßer, ſchwarzer Arm, der Arm des Henkers, ſtreckt ſich aus der Ziſterne heraus, auf einem ſilbernen Schild den Kopf des Jochanaan haltend. Salome ergreift ihn. Herodes verhüllt ſein Geſicht mit dem Mantel. Herodias fächelt ſich zu und lächelt. Die Nazarener ſinken in die Knie und beginnen zu beten. Und nun ſetzt Salomes ſchauriger Triumphgeſang ein: „Ah, Du wollteſt mich nicht Deinen Mund küſſen laſſen, Jochanaan. Wohl, ich werde ihn jetzt küſſen. Ich will mit meinen Zähnen hineinbeißen, wie man in eine reife Frucht beißen mag. Ja, ich will ihn jetzt küſſen, Deinen Mund, Jochanaan!" Herodes ſieht ſie im Strahl des Mondlichts die Lippen Jochanaans küſſen. „Sie iſt ein Ungeheuer,

Fräulein Deſtinn als Salome und Herr Hoffmann als Jochanaan.

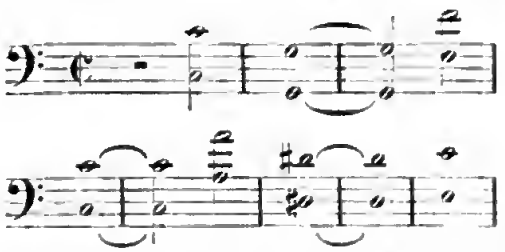
Deine Tochter," sagt er zur Herodias. Doch die Königin frohlockt: „Sie hat recht getan!" Da wendet sich Herodes schroff zu seiner Gefolgschaft um. „Man töte dieses Weib!" befiehlt er. Und die Soldaten stürzen sich auf Salome und begraben sie unter ihren Schildern.

Das Brutale dieser Handlung hat, wie gesagt, die Straußsche Musik nicht gemildert. Aber sie enthält in ihrer thematischen Arbeit eine großzügige, innere Entwicklung, die Oskar Wilde wohl nicht im entferntesten geahnt hat: Sieger in diesem Musikdrama wird Jochanaan. Die Wucht der Motive, die den Glauben der neuen Lehre versinnbildlichen, erdrücken das sinnliche Element. Es ist der Kampf und der Sieg der geistigen Mächte, der übersinnlichen, durchgeführt so packend wie in Wagners Tannhäuser.

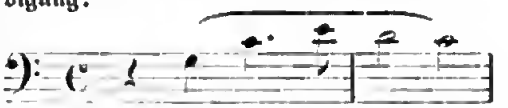
Um dem Komponisten folgen zu können, um alle Beziehungen zu verstehen, die er oft in geistvoller Kombination andeutet, muß man sich vor dem Anhören des Werks mit den Hauptmotiven vertraut machen, die den einzelnen handelnden Personen beigegeben sind oder durch die der Komponist bestimmte wiederkehrende Stimmungen charakterisiert. Es sind ihrer an die fünfzig. — „Er ist in einem Nachen auf dem See von Galiläa":



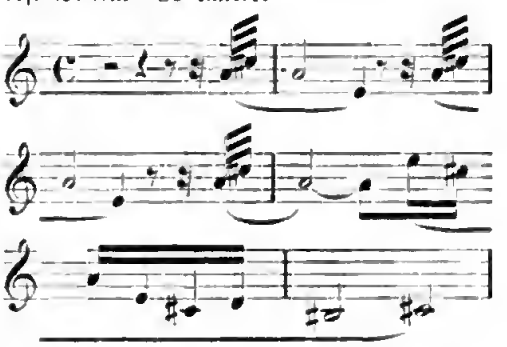
Dieses weiche, schlichte Motiv erklingt überall, wo an die klare Lichtgestalt des Erlösers, an seine Lehre des Friedens erinnert werden soll. Wuchtig, ernst, mahnend und drohend ist dagegen das Thema des Jochanaan, das in vielen rhythmischen Verschiebungen, melodischen und harmonischen Veränderungen, doch stets für das musikalische Ohr erkennbar, durch das Drama schreitet:



Natürlich entgehen dem, der das Werk nicht aufmerksam an der Hand eines Führers durchgearbeitet hat, viele der thematischen Verbindungen. Und wer es unternimmt, die Aufführung ohne jede Vorbereitung zu besuchen, gar der gänzlich Unmusikalische, der wird der Straußschen Tonsprache völlig hilflos gegenüberstehen. Er mag sich etwa so vorkommen wie ein Mann, dem eine schöne Frau allerlei Zeichen mit dem Fächer gibt und der der Fächersprache nicht kundig ist. Strauß geht in der Verwendung des Leitmotivs weit über Wagner hinaus. Schon die für das kurze Drama ungeheure Anzahl der Themen stellt große Ansprüche an den Fleiß und das Gedächtnis des Hörers. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die allzu verwickelte Detailarbeit in der Kombination der Motive dem großen Melodienstrom nicht günstig ist. Strauß will nicht nur dem Charakter einer handelnden Person seinen musikalischen Stempel geben, nein er deutet jede Regung des Willens, jeden Stimmungswechsel, jedes flüchtig gestreifte Wortbild durch einen besonderen Hinweis in der melodischen Führung der Stimme, in der thematischen Arbeit des Orchesters an. Einzelne Motive sind so glücklich erfunden, daß sie sich dem Ohr des Hörers sofort einprägen. So z. B. Jochanaans Thema der Verkündigung:



Ein Motiv, das immer wiederkehrt, wenn Salome den Propheten begehrlich ansieht, kämpft mit dem Thema der Verkündigung während der sich gewaltig steigernden Debatten des Paares. Das Orchester übernimmt dann gewissermaßen die innere dramatische Entwicklung. In seinem rhythmischen, melodischen und harmonischen Gegensatz ist dieses Motiv der Salome eines der bestempfundenen. Es lautet:



Daß eine so verwickelte, so beziehungsreiche, oftmals — es ist unverkennbar — auch gesuchte und geschraubte Verarbeitung so zahlreicher Themen eine meisterliche kontrapunktische Kunst erfordert, ist selbstverständlich. Doch die polyphone Ausgestaltung und harmonische Zusammenfassung großer, breiter Tonmassen ist das ureigene Element in Richard Strauß' musikalischer Persönlichkeit, ist die stärkste Seite seines Talents. Eine Partitur ausschreiben ist für ihn kein mühsames Verteilen des Stoffes auf einzelne Stimmen, vielmehr denkt und empfindet Strauß polyphon. Freilich „gibt er sich nicht mit Kleinigkeiten ab". Unser Ohr schmerzlich berührende Durchgänge kümmern ihn nicht, wenn es

ihm darauf ankommt, zwei oder mehr Themen nebeneinander weiterzuführen, die schlechterdings nicht unter einen Hut zu bringen sind. Mozart wäre gestorben, wenn er sich diese Musik hätte anhören müssen. Und die Straußgemeinde, die besinnungslos und kritiklos mit dem jungen Meister bis ins äußerste Dickicht all der Kakophonien mitgeht, die die Salome-Partitur zweifellos enthält, ist um die Robustheit ihrer Gehörnerven zu beneiden. Vielleicht ist sie aber auch um ein paar Jahrzehnte „vorausentwickelt". Es gab noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Musikkritiker, die Beethoven Dutzende von unreinen Durchgängen und falschen Dissonanz-Vorbereitungen und -Auflösungen in seinen letzten Sinfonien nachwiesen. Sie erklärten diese Fehler mit seinem Gehörleiden. Welchen Sturm der Entrüstung riefen zuerst Berlioz, Wagner und Liszt hervor. Und heute hat sich das Ohr der Mehrzahl an die wilden Harmonien dieser Neuromantiker längst gewöhnt. Auch gegen Gesetze, die seit den ersten Anfängen der Polyphonie für geheiligt galten, verstößt Richard Strauß rücksichtslos. Wenn die drei Trompeten ihre Fanfare hinausschmettern, die den sieghaften Namen Christi verkündigen soll, dann erklingen im dritten Takt, den jeder Normalmensch als in C-dur stehend empfinden würde, hintereinander drei Quinten, wie sie seit des Mönches Hucbald ersten mehrstimmigen Versuchen im VIII. Jahrhundert so schroff wohl noch in keine Partitur wieder gesetzt worden sind:

In der Instrumentation hat Richard Strauß in seiner Salome ein gewaltiges Werk geleistet. Die Färbung des Orchesters gewinnt in seiner Hand jede Nuance. Es scheint für ihn nichts zu geben, was er nicht in einer überaus geistvollen, zwar oft bizarren, aber stets interessanten Form mit dem instrumentalen Apparat auszudrücken wüßte. Es ist freilich ein Riesenapparat. Zu dem großen Wagner-Orchester treten noch Harmonium, Orgel, Celesta, Heckelphon, Holz- und Strohinstrumente, Glockenspiel. Fast alle „kniffligen" Versuche, die der große Instrumentationsmeister Hector Berlioz erfunden und versucht hat, sind in der Straußschen Orchestersprache zur Verwendung gekommen. Berlioz sagt z. B. in seiner berühmten Instrumentationslehre: „Ein piemontesischer Künstler, Dr. Langlois, erhielt mit dem Bogen, indem er die hohe Saite des Kontrabasses, statt sie auf das Griffbrett auszudrücken, zwischen den Daumen und Zeigefinger der linken Hand fest zusammenklemmte und so bis nahe an den Steg mit der Hand herunterfuhr, sehr eigentümliche hohe Töne, Töne von unglaublicher Kraft. Wäre man benötigt, im Orchester einen Weiberschrei auszudrücken: kein anderes Instrument als die Kontrabässe auf diese Art behandelt würde ihn besser darstellen." Wenn Salome an der Zisterne lauscht, in die der Henker hinabgestiegen ist, erklingt dieser ächzende Ton, der das bange, grausige Schweigen durchbricht, das kurz angeschlagene b der eingestrichenen Oktave über dem peinvoll langausgedehnten Tremolo im es der Kontraoktave, ausgeführt durch die übrigen Bässe.

Herr Grüning als Herodes.

Wo anfangen, um die tausend Effekte zu beschreiben, wo aufhören? Ich kann mir vorstellen, daß unzählige Hörer unsagbar gelangweilt oder auch abgestoßen werden. Ich verstehe aber auch, daß die Musik der Salome vielen als eine geniale Tat erscheint. Eines werden beide Teile anerkennen müssen: den kolossalen Fleiß, dem diese neuartige Schöpfung ihre Entstehung verdankt.

Der Fleiß des Königlichen Opernhauses verdient aber dasselbe uneingeschränkte Lob. Zwei Großtaten haben dem Werk zum Sieg verholfen: die wunderbare Leistung des Orchesters und die wirklich unvergleichliche Leistung — gesanglich und darstellerisch — des Fräulein Destinn.

Paul Oskar Höcker.

Wie man die Sterne photographiert.

Von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Es ist leider zu bekannt, daß menschliches Können seine Grenzen hat, nach welcher Richtung hin es auch sei. Geradezu märchenhaft Wunderbares zwar leistet die Technik, um diese Grenze unseres Könnens, unseres Wirkungs- und Erfahrungskreises, immer wieder zu erweitern, aber stets stößt man wieder irgendwo auf einen Punkt, der ein unerbittliches Halt gebietet, und wo der Menschengeist meint, daß hier nun kein weiteres Vordringen mehr möglich sei.

So stand es noch bis vor kurzem mit der Frage der Verschärfung unserer Mittel, die letzten Tiefen des Weltgebäudes zu erforschen. Das vor drei Jahrhunderten erfundene Fernrohr hatte zwar unsern Blick bis in vorher ungeahnte Tiefen geführt und Wunder über Wunder unserer Erkenntnis erschlossen, aber dieses Instrument war inzwischen bis zu einer so großen technischen Vollkommenheit gelangt, daß man theoretisch zeigen konnte, hier seien keine wesentlichen Fortschritte mehr zu erzielen. — Dies ist ungefähr so zu erklären. Die Wirkung des Fernrohrs könnte man mit der eines Trichters vergleichen. Alles Licht, das oben auf das große Glas, das Objektiv, fällt, wird so zusammengedrängt, daß es durch die kleine Öffnung unten, den Okular, nicht größer als die Öffnung unserer Augenpupille in der Nacht, hindurchgehen muß. Es gelangt also durch ein Fernrohr um so viel mehr Licht in unser Auge, als das Objektiv oben größer ist als unsere Augenpupille. Da das Licht der Himmelskörper uns gegeben ist, so setzt uns offenbar diese Eigenschaft des Fernrohrs, das Licht zusammenzudrängen, in den Stand, Sterne zu sehen, die viel zu wenig Licht aussenden, als daß wir es mit unseren Augen allein noch wahrnehmen könnten; denn die Empfindlichkeit des Auges ist begrenzt, wie eben alle unsere Fähigkeiten. Es können deshalb am Himmel Weltkörper vorhanden sein, die größer als Sonne und

Abb. 1. Photographisches Fernrohr mit Parabolsilberspiegel und Montierung nach F. Meyer. Hergestellt von Carl Zeiß-Jena.

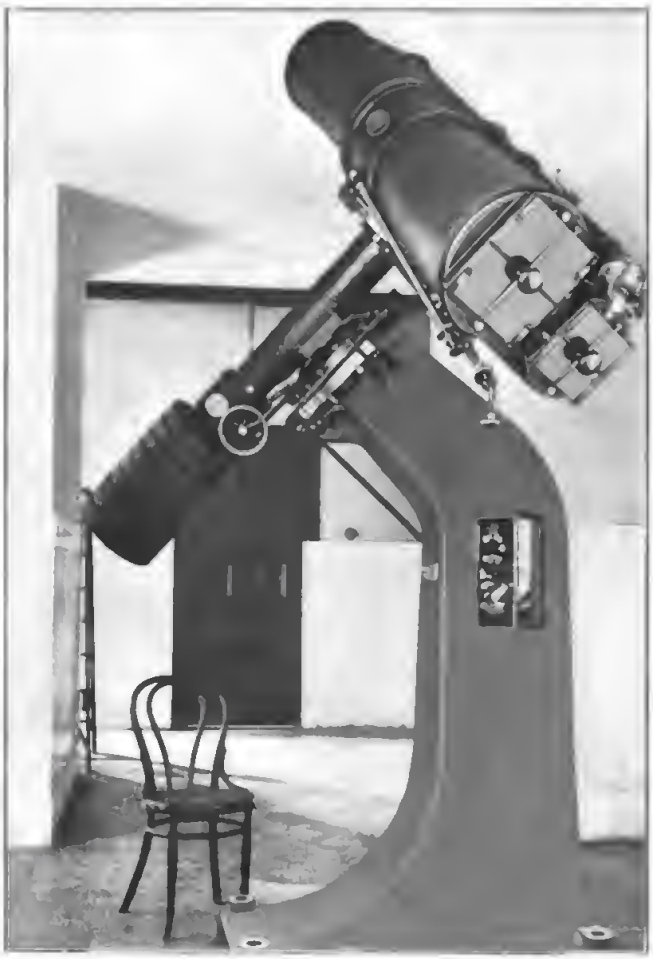


Abb. 2. Photographischer Bruce-Refraktor von 10 Zoll Öffnung. Auf der Yerles-Sternwarte.

Mond sind, die wir aber doch nicht zu sehen vermögen, weil sie zu wenig Licht aussenden, und dies ist in der Tat der Fall, wie ich noch näher erzählen werde. Das Fernrohr zeigt sie uns, nicht etwa, weil es vergrößert, das wäre ja bei diesen Gegenständen nicht nötig, sondern weil es mehr Licht in unser Auge führt. Das Brennpunkt-(Fokus-)bild eines Fernrohrs, das man allein für die Himmelsphotographie verwendet, also ohne ein Okular zu gebrauchen, ist um so größer, je größer das Fernrohr, d. h. seine Brennweite ist. Ein zwanzig Meter langes Fernrohr erzeugt auch ein zwanzigmal größeres Bild auf der photographischen Platte, als ein Fernrohr von einem Meter, und zwar ist seine Winkelvergrößerung etwa achtzigfach gegen das bloße Auge. Die Sonne und der Mond geben darin etwa zwanzig Zentimeter große Bilder. Dafür muß sich das Licht aber auch auf eine entsprechend größere Fläche ausbreiten und wird dadurch geschwächt. Man muß das Objektivglas dafür wieder um so viel größer machen, um mehr Licht zu sammeln. Wir sehen also, daß Vergrößerung und Lichtstärke eines Fernrohrs im Widerstreit miteinander liegen. Für den Mond, auf dessen Bilde man möglichst viel Einzelheiten unterscheiden will, muß man ein möglichst langes Fernrohr anwenden. In einer vorangegangenen Plauderei über unsern treuen Begleiter durch die Himmelsräume habe ich schon von den Schwierigkeiten gesprochen, die seiner photographischen Wiedergabe entgegenstehen, von denen ich einige der besten dem Leser vorlegen konnte. Ich habe auch bei jener Gelegenheit schon erwähnt, daß die Mondphoto-

Abb. 3. Die mit bloßem Auge sichtbaren Sterne am Gamma Cygni. Als Pendant zum nächsten Bilde.

Abb. 4. Dieſelbe Stelle des Himmels wie auf Abb. 3. Van Max Wolf in Heidelberg photographiert.

graphie gegen das direkte Sehen im Fernrohr noch immer zurückſteht, was namentlich ſeinen Grund in der Unruhe unſerer Atmoſphäre hat, die durch das Erzittern der Fokusbilder die feinſten Einzelheiten verwiſcht. Hierdurch wird dem direkten Sehen ebenſo wie der photographiſchen Himmelsforſchung eine Schranke geſetzt, welche die Technik nicht mehr zu überwinden vermag. Unſere optiſchen Mittel ſind viel ſtärker, als man ſie anwenden kann. In noch weit höherem Maße iſt dies für die Planetenoberflächen der Fall, für welche die Belichtungszeit und damit die verwiſchende Wirkung der Luftunruhe noch weſentlich größer ſind als beim Monde.

Nicht ſo bei den Aufnahmen in dem unendlichen Gebiete der Fixſternwelt.

Hier kommt es nicht mehr auf ſtarke Vergrößerung an. Man kann alſo die photographiſchen Fernrohre für dieſen Zweck mit kurzer Brennweite und großem Objektiv, d. h. möglichſt großem Öffnungsverhältnis herſtellen. Solche Objektive aber werden ſehr dick und können außerdem nicht ſo genau den Anforderungen der Theorie angepaßt werden wie Hohlſpiegel. Deshalb zieht man heute für die Konſtruktion von aſtrophotographiſchen Inſtrumenten Hohlſpiegel vor. Ein ſolches, in jüngſter Zeit erſt von der Firma Carl Zeiß in Jena hergeſtelltes Inſtrument iſt in Abb. 1 dargeſtellt. Auf ſeine nähere Beſchreibung will ich mich hier nicht einlaſſen, aber wie ganz anders ſieht es aus als ein Fernrohr! Es beſitzt einen Spiegel von vierhundert Millimeter und einem Öffnungsverhältnis von 1:2,5, die Brennweite iſt alſo nur einen Meter, das Bild viermal im Winkel vergrößert, ſeine Lichtfülle iſt etwa ſechzehnhundertmal größer als die des freien Auges. Einen anderen Typus des photographiſchen Fernrohres ſtellt der abgebildete berühmte Bruce-Refraktor der Yerkes-Sternwarte bei Chicago dar, mit dem auch einige der weiterhin wiedergegebenen Himmelsphotographien aufgenommen wurden (Abb. 2). Man ſieht, wie hier zwei Fernrohre an derſelben Achſe angebracht ſind. Wenn es irgend geht, pflegt man nämlich immer Doppelaufnahmen zu machen, um entſcheiden zu können, ob nicht irgendein ſehr kleines verdächtiges Objekt ein zufälliger Plattenfehler iſt. Im Innern des Pfeilers, auf dem das Inſtrument ruht, ſehen wir das Uhrwerk, mit dem es den Sternen nachgeführt wird. Mit Hilfe endlich eines dritten Fernrohrs, das gleichfalls mit den andern beiden feſt verbunden iſt, kann man die Sterne direkt beobachten und muß dadurch den Gang des Uhrwerks beſtändig kontrollieren, weil es kein Menſchenwerk gibt, das an Genauigkeit dem himmliſchen Uhrwerk gleichkommen könnte.

Abb. 5. Der Nordamerikanebel im Schwan. Aufgenommen von M. Wolf.

Wir ſind imſtande, mit ſolchem Fernrohr ſtundenlange Belichtungen auszuführen und dadurch die photographiſche Wirkung des Lichtes bis zu einer theoretiſch beliebigen Höhe zu ſteigern. Dieſer Umſtand war es, der den enormen Vorſprung der Himmelsphotographie vor dem direkten Sehen begründete. Man wird es begreifen, wie ungemein geringe Lichtmengen man auf einer photographiſchen Platte feſthalten kann, die von einer ſonne-

Abb. 6. Milchſtraße bei Rho Ophiuchi. Photogeaphiert mit dem Bruce-Refraktoe auf M. Wilſon.

beleuchteten Landſchaft in einer Tauſendſtel Sekunde ein brauchbares Bild entwirft, wenn man dieſe Platte mehrere Stunden lang dem geſammelten Lichte eines ſo machtvollen optiſchen Inſtrumentes ausſetzt, wie die oben beſchriebenen. Bei Sternaufnahmen fällt trotz ſo langer Belichtung auch der Übelſtand weg, den die Unruhe der Luft bei der Aufnahme der Details auf dem Monde und den Planeten hervorbringt. Die Sterne ſind ja alle nur Punkte, und wenn die durch die Luft ein wenig hin und her flackern, ſo erzeugen ſie auf der Platte Scheiben ſtatt Punkte, und zwar um ſo größere, je heller ſie ſind; ſie bilden ſich alſo durch die Photographie gerade ſo ab, wie man ſie auf den Sternkarten aufzuzeichnen pflegt.

Abb. 7. Milchstraße bei Pi² Cygni. Aufgenommen von M. Wolf in Heidelberg.

Daß die Himmelsaufnahmen viel mehr Sterne zeigen, als selbst in den mächtigsten Fernrohren direkt zu sehen sind, kann uns nun nicht mehr verwundern, und man sollte meinen, daß hier wirklich ein Weg gefunden sei, der grenzenlos bis in die letzten Unendlichkeiten des Weltraums führen müsse. Das wäre auch so, wenn man die Belichtungszeit wirklich beliebig verlängern könnte. Das ist indes leider nicht der Fall. Die Platten verschleiern schließlich, wodurch dann die feinsten Lichtpunkte oder die schwächsten Nebelgebilde wieder verdeckt werden. Ein weiterer Fortschritt ist hier wie für die gesamte Photographie in der Erzeugung noch lichtempfindlicherer Stoffe zu erwarten, als die Silbersalze, mit denen

man bis jetzt arbeiten muß. Solche Stoffe werden gewiß einmal entdeckt werden, denn wir haben manche Anzeichen, daß sie existieren.

Um nun dem Leser einige der auserlesensten Resultate der Astrophotographie vorzuführen, zeige ich zunächst ein Kärtchen, das die Sterne darstellt, die in einer bestimmten Gegend im Sternbild des Schwan um den Stern Gamma herum mit bloßem Auge sichtbar sind (Abb. 3). Dieselbe Stelle, nur in größerem Format, zeigt die nächste Abbildung 4, wie sie Max Wolf in Heidelberg am 16. und 18. Juli 1901 in $6^3/_4$ Stunden langer Belichtung aufgenommen hat. Welch eine unendliche Fülle von Sternen hat uns hier die lichtempfindliche Platte enthüllt. Wir befinden uns mitten in der Milchstraße, und hinter den noch einzeln zu erkennenden Sternen liegt abermals ein Nebel, ganz dem der Milchstraße ähnlich, wie wir sie mit dem bloßen Auge sehen: es ist kein Ende abzusehen in dieser Unendlichkeit von Sonnenschwärmen. Denn jedes dieser Pünktchen auf dem Bilde ist eine Sonne, wie die unsrige. Wo bleibt in dieser ganz unermeßlichen Fülle das Sandkörnchen, nein, das Atom, auf dem wir leben! —

Abb. 5 dann eine andere Partie der Milchstraße, gleichfalls im Schwan, und auch von Wolf im Juli 1901 in $4^3/_4$ Stunden aufgenommen. Hier hat sich eine große Nebelmasse verdichtet, die wegen der merkwürdigen Ähnlichkeit der Konturen der Nordamerikanebel genannt worden ist. Die Helligkeit dieser ungeheueren, in wahrhaft unermeßlicher Entfernung schwebenden Wolke von Weltmaterie überdeckt fast das Licht der darin befindlichen, ziemlich großen Sterne. Aber selbst in den besten Fernrohren ist von dieser Wolke fast nichts zu erkennen. Ihr Licht muß von der Art sein, die auf unser Auge nur wenig oder gar nicht wirkt, dagegen auf die photographische Platte um so mehr. Es ist gewissermaßen ein unsichtbares Licht, Ultraviolett nennt es der Physiker.

Die Weltmaterie ist hier offenbar nicht ganz zufällig verteilt. Man bemerkt deutliche Spuren einer ordnenden Kraft. Um den Nebel herum befinden sich sternarme Regionen; dieser scheint seinen Stoff aus ihnen zusammengezogen, verdichtet zu haben.

Eine noch geheimnisvollere Fülle von Details zeigt die Aufnahme einer Stelle der Milchstraße im Ophiuchus (Abb. 6), die am 5. April 1905 in der kalifor-

Abb. 8. Der Nebel im Schwertgehänge des Orion. Aufnahme der Yerkes-Sternwarte.

nischen Sierra durch eine dort stationierte Abteilung der Yerkes-Sternwarte mit dem vorhin abgebildeten Bruce-Refraktor in $4^1/_2$-stündiger Belichtung aufgenommen wurde. Die Kopie des meines Wissens noch nicht anderweitig veröffentlichten Originals verdanke ich der persönlichen Liebenswürdigkeit meiner amerikanischen Kollegen, ebenso wie die schönen Aufnahmen von Max Wolf. Mit dem ersten Blick sieht man auf dem Bilde, daß in diesen Regionen des Weltalls etwas Besonderes vorgegangen sein muß. An der einen Stelle verdichtet sich die Materie, ist aber zerzaust wie eine vom Sturmwind gepeitschte Wolke. An anderen Stellen führen gänzlich sternleere Kanäle zu dieser Wolke, als ob hier der Orkan die Sterne weggefegt und in der Wolke zusammengetrieben hätte. Aber was für eine Kraft muß dieser Weltsturm gehabt haben! Für die Entfernung der Milchstraße von uns können wir nur eine untere Grenze angeben; für unsere direkten Meßmethoden ist sie viel zu entfernt. Aber wir können mit Bestimmtheit sagen, daß zwei benachbarte Sterne in dem dichtesten Gewimmel auf unserer Aufnahme sicher Millionen von Kilometern in Wirklichkeit voneinander abstehen. Und eine Kraft, die hier Welten baute oder zerstörte, trieb ganze Schwärme von Sonnen auseinander und dann wieder zusammen zu einem neuen Weltgebäude, das in dieser Nebelwolke sich bilden will.

Abb. 9. Das Sternbild des Orion. Aufgenommen von M. Wolf in Heidelberg.

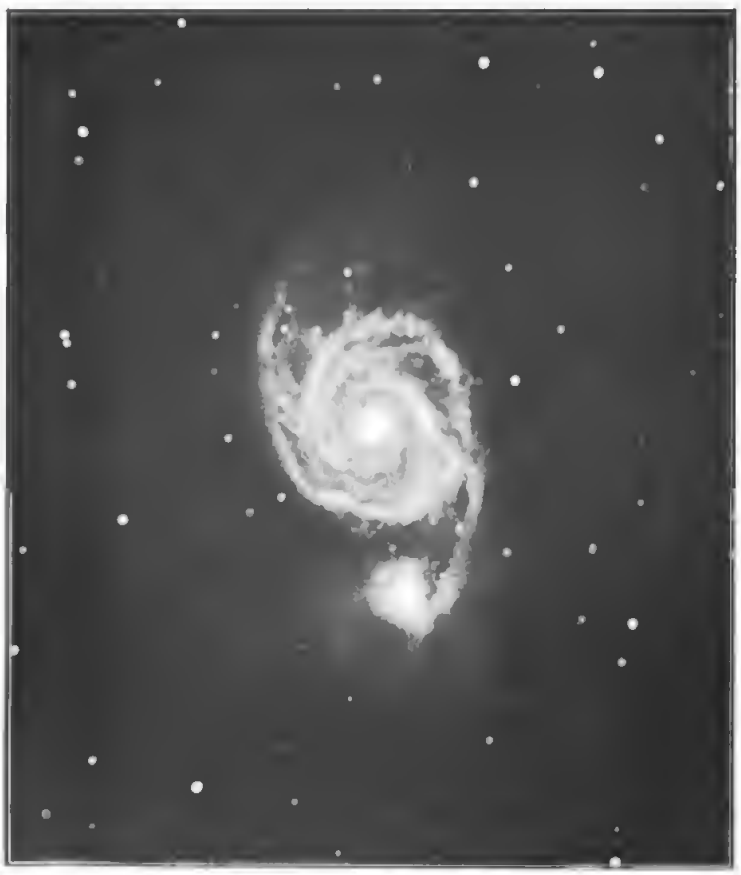


Abb. 10. Spiralnebel in den Jagdhunden. Aufnahme der Yerkes-Sternwarte.

Sehr deutlich erkennt man die Ursache dieser merkwürdigen Gruppierung der Materie, die man überall in dem weltumfassenden Sternenringe der Milchstraße wiederfindet, auf Abb. 7, die abermals eine Gegend im Schwan wiedergibt,

Abb. 11. Nebel in der Andromeda. Aufnahme der Yerkes-Sternwarte.

und von Wolf am 10. Juli 1904 bei vierstündiger Belichtung erhalten wurde. Wir sehen hier, in der oberen Partie des Bildes, wie ein Nebelballen in die dicht zusammengescharten Sterne von links nach rechts eingedrungen ist. Vor ihm ist die Dichtigkeit noch dieselbe wie überall, hinter sich aber hat er einen langen, fast sternleeren Kanal zurückgelassen. Diese Sternmaterie hat er wohl um sich selbst verdichtet, um aus vielen kleineren Sternen einen größeren zu formen.

Wenn solch ein Nebel nun in einen andern Nebel dringt, so muß er einen Wirbel in ihm erzeugen, und solcher Wirbel begegnet man in den Himmelsräumen zu vielen Hunderten, seit die photographische Platte uns die Struktur der Weltennebel immer deutlicher enthüllt. Das größte und hellste dieser Gebilde ist

der Nebel im Orion, von dem Abbildung 8 auf dem Yerkes-Observatorium am 19. Oktober 1901 in einer Stunde Exposition erhalten wurde. Man sieht, wie von rechts her etwas in die ungeheuere Gasmasse eingedrungen ist; eine Ansammlung von Sternen befindet sich hier wieder am Ende eines Kanals. Die Masse wirbelt, von dieser Stelle scheinbar nach beiden Seiten in den Raum hinausgespritzt, oben wieder ringförmig, wenn auch wild zerzaust, zusammen.

Aber noch viel weiter, als das Gesichtsfeld bei dieser Aufnahme reicht, verbreitet sich dieser Nebelwirbel im Raume; er nimmt mehr als die ganze untere Hälfte des Orionsternbildes ein. Die kleine, in mehrfacher Hinsicht interessante Aufnahme 9 von Wolf zeigt dies. Sie ist mit einem Zeiß'schen Unar von 135 mm Brennweite und 31 mm Öffnung hergestellt, wie es also der Amateurphotograph verwendet. Freilich kann solche Aufnahmen nicht jeder Amateur nachmachen. Es gehört dazu eben die komplizierte Vorrichtung, welche die Kamera den Sternen nachführt. Das Gesichtsfeld umfaßt hier das ganze Sternbild des Orion. In der Mitte sehen wir die drei Sterne des sog. Jakobsstabes, den Gürtel des mythologischen Jägers darstellend. Unten rechts der größte Stern ist Rigel; auch der andere Fußstern ist gut zu unterscheiden. Von den beiden Schultersternen oben aber tritt nur der rechte deutlich hervor. Der linke, Beteigeuze, der dem bloßen Auge viel heller erscheint als der rechte, ist auf der Photographie sehr schwach gekommen. Das hat seinen Grund darin, daß Beteigeuze ein ausgesprochen gelber Stern ist, dessen Licht auf die Platte viel weniger wirkt als das der weißen Sterne. Unter den drei Gürtelsternen befindet sich eine helle Partie, deren Sterne man als das Schwertgehänge des Orion zusammenfaßt. Innerhalb dieser hellen Stelle liegt auch der eigentliche Orionnebel. Unser kleines Bild zeigt aber, wie von hier noch eine Nebelwolke in einem Halbbogen bis über die Gürtelsterne hinaufgreift. Bei näherem Hinschauen erkennt man, daß das Ganze eine ungeheuere Nebelspirale ist, die in dem eigentlichen Nebel im Schwertgehänge beginnt, sich zunächst bis zu den Gürtelsternen hinaufdehnt, dann über diese Sterne hinweg nach rechts umbiegt, nun nach unten gegen Rigel zu und endlich wieder sich nach links wendet, hier den großen Halbbogen bildend. Es ist das große Verdienst von Wolf, durch solche Aufnahmen mit einer kleinen ein großes Gesichtsfeld umfassenden Kamera die Existenz solcher ausgedehnten Nebel nachgewiesen zu haben, die ganze Sternbilder einnehmen.

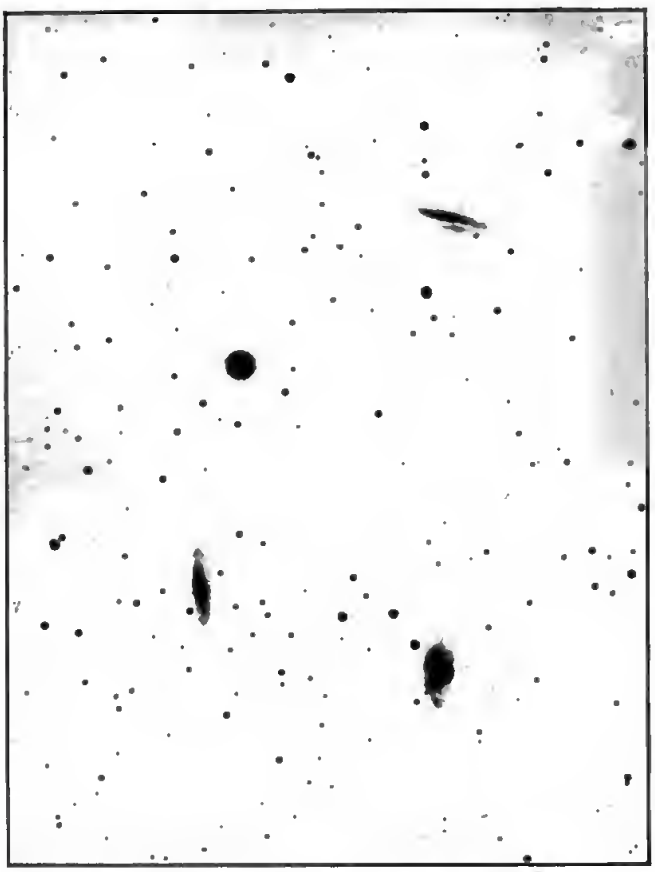


Abb. 12. Gegend im Sternbild des Löwen mit drei sogenannten planetarischen Nebeln. Aufgenommen von M. Wolf-Heidelberg.

Völlig deutlich sieht man diese spiralige Struktur bei dem berühmten Nebel in den

Abb. 13. Der große Sternhaufen im Zentauren. Aufgenommen auf der Arequipa-Station der Harvard-College-Sternwarte.

Jagdhunden (Abb. 10). Er ist an sich auch ein helles Objekt. Selbst in kleinen Fernrohren kann man ihn in mondlosen Nächten leicht finden. Mit geringen optischen Mitteln sieht man ihn als matte, leuchtende Scheibe, in etwas größeren Fernrohren erkennt man, daß hier zwei etwas ungleiche Nebel nebeneinander stehen; nur in den Riesenfernrohren ist eine Andeutung der Windungen wahrzunehmen. Wie großartig schön aber zeigt die Platte diesen Weltenwirbel mit seinem komplizierten System von Windungen! Der bloße Anblick läßt darüber keinen Zweifel mehr, daß der kleinere Weltkörper im Vorbeiziehen dem größeren diese umschwingenden Bewegungen erteilt hat. Hier vereinigten sich zwei Weltkörper,

um ein neues Sonnensystem zu gebären, denn aus den Spiralwindungen werden die ordnenden Naturkräfte Ringe bilden und aus ihnen umkreisende Planeten.

Ein anderer großer Nebel, den man, wie den im Schwertgehänge des Orion, bei tiefdunklem Himmel auch schon mit dem bloßen Auge unterscheidet, ist der in der Andromeda (Abb. 11). Nicht weniger deutlich als beim Nebel in den Jagdhunden erkennt man auf dieser vier Stunden belichteten Aufnahme der Yerkes-Sternwarte die spiralige Natur dieses Weltgebildes, nur daß wir es verkürzt von der Seite sehen.

Je tiefer das photographische Fernrohr in die Einzelheiten der Nebelflecke eindringt, deren es mehrere tausend am Himmel gibt, desto häufiger begegnet man dieser spiraligen Struktur. Sehr charakteristisch ist in dieser Hinsicht eine Aufnahme von Wolf (Abb. 12), die am 27. März 1906 in $3^1/_4$ Stunden erhalten wurde. Sie stellt eine Stelle im Löwen dar. Die große runde Scheibe ist ein Stern siebenter Größe, der also auch schon nicht mehr mit dem bloßen Auge sichtbar ist. In seiner Nähe befinden sich drei Nebel, die man bisher als „planetarische" bezeichnet hatte, was bedeutet, daß sie im Fernrohr als runde oder längliche, mattleuchtende Scheiben ohne jede Struktur erscheinen. Auf der Platte erkennt man, daß sie alle drei

Abb. 14. Komet Perrine von 1902. Aufgenommen von M. Wolf in Heidelberg.

Spiralnebel sind; der links unten hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Andromedanebel, der rechts unten mit dem der Jagdhunde, und rechts oben befindet sich ein Nebel, dessen spiralige Windungen man zwar nicht mehr deutlich erkennt, der aber genau so wie der Andromedanebel in mittleren Fernrohren aussieht, wo man auch nur eine helle Linse sieht mit einem dunklen Kanal. Die kreisende Bewegung ist das Anfangsstadium einer werdenden Welt. Darüber kann man in meinem Schriftchen „Weltschöpfung" (Kosmos-Verlag in Stuttgart) näheres nachlesen.

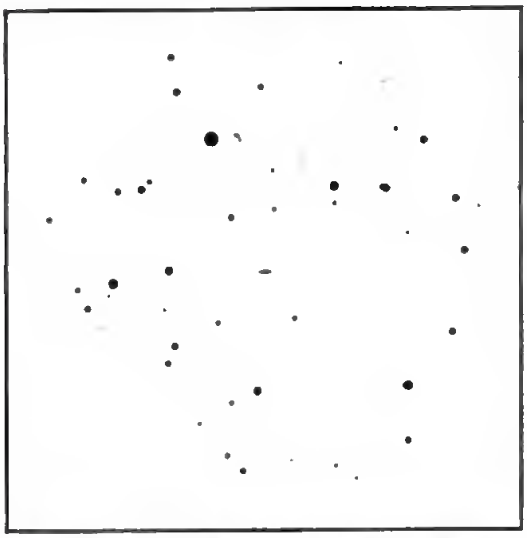


Abb. 15. Spur des Planetoiden Svea (Nr. 329). Aufgenommen von M. Wolf in Heidelberg.

Wirkt auf einen Weltnebel kein zweiter Körper wirbelbildend ein, so kann er in Tausende von einzelnen Sonnen zerfallen: Ein Sternhaufen entsteht, wie wir ihn auf Abb. 13 sehen. Es ist der im südlichen Sternbilde des Zentauren, das für uns nicht sichtbar ist. Die Aufnahme ist auf einer über 3000 m hoch in den Kordilleren gelegenen Station der Sternwarte des Harvard College in 1 Stunde hergestellt worden. Welch ein Gewimmel von Sonnen!

Den Nebeln äußerlich sehr ähnlich sind die Kometen, wenn sie aus unbekannten Weltenräumen in unser Sonnensystem herabsteigen. Auf sie kann man deshalb gleichfalls die Photographie mit Vorteil anwenden. Unsere Abb. 14 zeigt den auf der Lick-Stern-

warte in Kalifornien 1902 entdeckten Kometen von Perrine, von Wolf am 25. Oktober jenes Jahres in 1 Stunde 20 Minuten aufgenommen. Wir sehen deutlich, wie der Schweif sich fächerförmig in einzelne Strähne teilt. Die verschieden dicken, aber alle gleichlangen Striche, die sich über das Bild verbreiten, sind die Spuren der Fixsterne, vor denen sich damals der Komet hinbewegte. Da hier der Komet ein scharfes Bild geben sollte, nicht die Sterne, mußte das Uhrwerk des Fernrohrs so eingerichtet werden, daß es ihm folgte. Die Länge der Striche gibt also die Größe der Bewegung des Kometen unter den Sternen während der Expositionszeit an.

Ein umgekehrtes Verfahren hat zur Entdeckung einer großen Menge von neuen Mitgliedern unseres Sonnensystems geführt, was auch nur auf photographischem Wege in dieser Fülle und mit solcher Leichtigkeit geschehen konnte. Wenn man nämlich auf der Platte unter den während der Belichtung festgehaltenen Sternen auf dem Negativ einen kleinen, schwarzen Strich findet, wie genau in der Mitte auf dem von Wolf hergestellten Photogramme (Abb. 15), so bedeutet dies, daß der Himmelskörper sich unter den festen Sternen bewegt hat: es ist ein kleiner Planet, wie deren zwischen Mars und Jupiter nun schon mehr als ein halbes Tausend entdeckt wurden. Wolf hat von ihnen allein mehr als hundert wie zufällig auf seinen Platten zuerst gefunden. Die rechnende Astronomie, die allen diesen Duodezwelten ihre Bahnen anzuweisen hat, wird fast schon erdrückt von diesen allzu reichen Erfolgen der Himmelsphotographie.

Eine noch in höherem Maße überwältigende Fülle von eigenartigen Welten hat die empfindliche Platte auf dem Gebiete der sogenannten veränderlichen Sterne zu unserer Kenntnis gebracht. Abermals lege ich dem Leser Himmelsphotogramme von Wolf vor, wobei ich zunächst hinzufügen möchte, daß die drei letzten Aufnahmen mit gütiger Erlaubnis des Verfassers aus einer ganz eigenartigen Sammlung von zwölf „Stereoskopbildern vom Sternenhimmel" (Leipzig 1906, J. A. Barth) entnommen sind, die einen wunderbaren Reiz gewähren. Durch ein besonderes Verfahren ist man durch diese Bilder in den Stand gesetzt, mit den Augen eines Riesen, der selbst von Weltkörperdimensionen ist, plastisch in den Weltraum zu schauen. Unsere Abb. 16 zeigt zwei Aufnahmen aus dem Sternbilde der nördlichen Krone. Das rechte Bild ist am 28. Mai 1903 aufgenommen, das linke von genau derselben Gegend am 7. Mai 1905, also 2 Jahre später. Rechts sehen wir einen relativ hellen Stern, links an seiner Stelle erst nach genauem

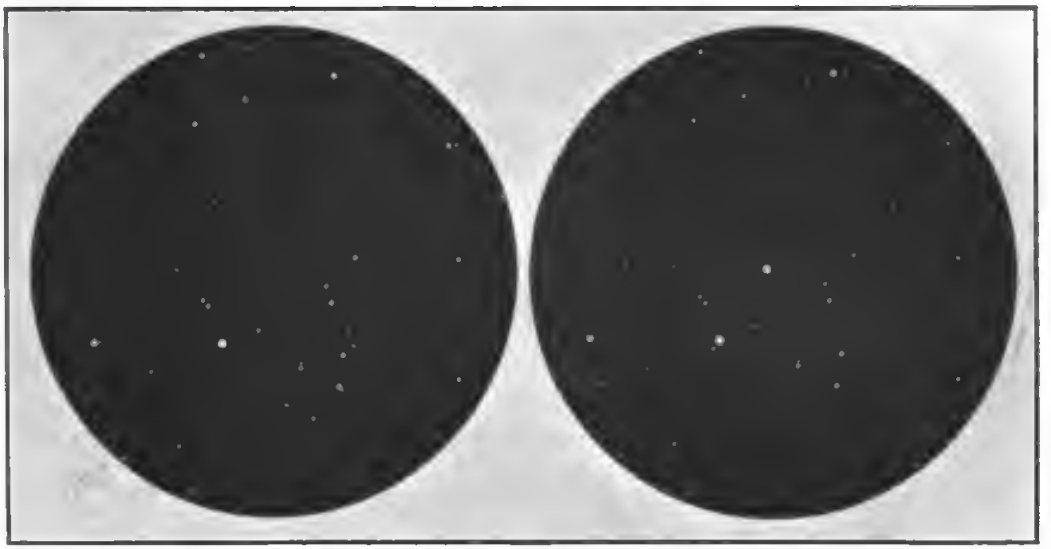


Abb. 16. Der veränderliche Stern R Coronae. Aufgenommen von M. Wolf in Heidelberg.

Hinſchauen ein ganz ſchwaches Sternchen. Er hat alſo in der Zwiſchenzeit ſeine Helligkeit bedeutend verändert, während alle anderen Sterne der Umgebung ganz genau dieſelben geblieben ſind. Es handelt ſich um den veränderlichen Stern R Coronae, der auf dem einen Bilde ſiebenter Größe war, auf dem anderen nur zwölfter Größe. Dieſer Stern verändert ungefähr in dieſen Grenzen unregelmäßig ſein Licht, er hat keine erkennbare Periode. Andere wieder verfinſtern ſich in ſo geſetzmäßiger Weiſe, daß man das Minimum ihrer Helligkeit beinahe ſo genau vorausberechnet, wie die Verfinſterungen unſerer Sonne. Man muß deshalb annehmen, daß die Urſache beider Erſcheinungen die gleiche iſt. Andere „veränderliche“ aber bleiben noch gänzlich geheimnisvoll. In meiner populären Aſtronomie „Das Weltgebäude“ (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut) kann man mehr darüber nachleſen. Vor noch nicht langer Zeit kannte man etwa 300 dieſer Himmelskörper, heute iſt, dank der Himmelsphotographie, ihre Zahl auf mindeſtens 3000 angewachſen.

Die Sonne iſt eigentlich auch ein veränderlicher Stern, da ſie ſich periodiſch mit Flecken überzieht. Sie zu photographieren hat begreiflicherweiſe keinerlei beſondere Schwierigkeiten, da hier eine Überfülle von Licht zur Verfügung ſteht. Sie zeichnet in einem Bruchteil einer Tauſendſtelſekunde ihr treues Bild auf die Platte, und man braucht auch deshalb das Inſtrument ihr nicht mehr nachzuführen, ebenſo kommt die Unſchärfe wegen

Abb. 17. Die Sonne, aufgenommen mit dem Spektrohelioographen der Yerkes-Sternwarte.

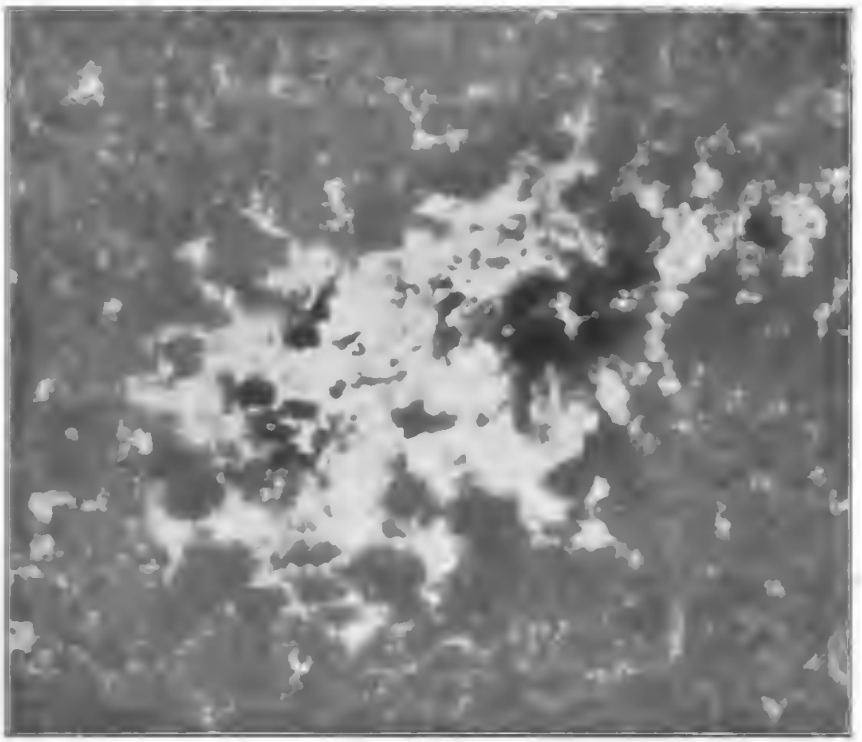


Abb. 18. Ein Sonnenfleck, aufgenommen mit dem Spektroheliographen der Yerkes-Sternwarte.

der Bewegungen der Luft bei ihr nicht mehr in Betracht. Das Bild der Sonne, das auf Abb. 17 wiedergegeben ist, wurde aber auf eine ganz besondere Weise am 12. August 1903 auf dem Yerkes-Observatorium erzeugt. Man zerlegte zunächst durch das Spektroskop das Sonnenlicht in seine Bestandteile. Es ist ja bekannt, daß die Linien, die man dabei im Spektroskop sieht, von bestimmten, uns bekannten Stoffen herrühren. Nun photographierte man die Sonne in dem Lichte nur einer dieser Linien und wußte dadurch, daß die hellen Partien der Aufnahme im gegenwärtigen Falle nur von glühenden Dämpfen des Kalziums ausgehen konnten. Es ist also möglich, auf diese Weise die Verteilung der einzelnen Gase auf der Sonnenoberfläche zu studieren. Man sieht, wie hier die „Calcium floculae", wie man sie genannt hat, die ganze Sonne mit einem dichten Netzwerk überziehen, und sie also keineswegs ein reines Antlitz zeigt. An einigen Orten drängen sich diese hellen Stellen zu größeren Wolken zusammen, den sogenannten Fackeln, die auch namentlich die Flecke umgeben. Unser letztes Bild zeigt die Umgebung eines Fleckes in stärkerer Vergrößerung. Was für gewaltige Vorgänge stehen hier vor unseren Augen! Man bedenke, daß zum Beispiel der dunkle Teil des Fleckes rechts auf unserem Bilde allein schon eine größere Ausdehnung als unsere ganze Erde besitzt.

Aber wir müssen hier abbrechen, ohne auch nur alle typisch verschiedenen Erfolge der Himmelsphotographie aufgezählt zu haben. Ihr scheinen wirklich keine Grenzen gesetzt zu sein. Die Entdeckungen, die mit ihrer Hilfe im letzten Jahrzehnt am Fixsternhimmel gemacht worden sind, wiegen alle Entdeckungen in diesem unermeßlichen Gebiete während der drei Jahrhunderte auf, in denen man Fernrohre gegen den Himmel richtet.

Wie viele neue Wunder wird uns die empfindliche Platte noch weiter enthüllen?

Jugend.

Hamburger Novelle von

Ilse Frapan-Akunian.

In einem kleinen zweifenſtrigen Wohnzimmer, im dritten Stock eines hohen ſchmalen Miethauſes, das in einer engen twietenartigen Straße Alt-Hamburgs lag, ſaß ein ſehr junger Mann im Licht einer trüb brennenden Petrollampe an einem altmodiſchen Mahagoniſekretär und ſchrieb.

Von der Straße herauf tönte das Rollen ſchwerer Laſtwagen, donnerartig verſtärkt durch die ſich hüben und drüben zuſammenneigenden Hausmauern, ſo daß oft die Scheiben erklirrten; Geſchrei der Ausrufer von Bücklingen, von Zwiebeln, von Kienholz und von Torf miſchte ſich kreiſchend oder in lang hingezogenem, eintönigem Singſang unter den Wagenlärm und das Klingeln der Omnibuſſe. Von Zeit zu Zeit klang das Geheul eines Dampfers herüber, und alle dieſe Geräuſche bedeckte gleichſam das feinmaſchige Netz eines ruhig und gleichmäßig herunterplätſchernden Landregens.

In dem Zimmer, wo der junge dunkellockige Mann vor dem großen Buche mit den altersgelben Blättern ſaß und ſchrieb, war niemand als er; aber die Lautloſigkeit um ihn her wurde zuweilen unterbrochen durch ein dumpfes Schluchzen aus dem Nebenzimmer und durch Geſchirrgeklapper und Waſſergeplatſche aus der Küche. Aber wie die Stimmen der Straße eingeſponnen wurden von dem plätſchernden Regen, ſo legten ſich über die ſchluchzenden und über die wirtſchaftlichen Töne aus den umgebenden Wohnräumen die nicht ſchnell und nicht langſam, in gleichmäßigem Takt hinſchnarrenden Züge der harten ſpitzen Stahlfeder in der Hand des Schreibenden.

Jetzt war er mit ſeiner Arbeit zu Ende. Er ſchob den Federhalter hinter das Ohr, zwiſchen die dicht anliegenden Locken, ſtützte den Kopf leicht in die linke Hand und durchlas mit halber Stimme, was er von dem viel durchſtrichenen loſen Blatte, auf dem er zuerſt den Entwurf gemacht, in das große alte Buch mit dem vergilbten Mönchsblatt vorn abgeſchrieben hatte. Es lautete ſo: „Heute, den 15. Oktober 1876, morgens 10¾ Uhr, ſchied mein geliebter Vater, Carſtens Erich Hetebrink, aus dieſem Leben. Er brachte ſein Alter auf ſechsundvierzig Jahre. Carſtens Erich Hetebrink ſchwang ſich vom unbedeutenden Kommis zum ſelbſtändigen Kaufmann empor, doch wurden ihm durch traurige Schickſalsfälle die Früchte ſeines Fleißes leider wieder entriſſen. Er war ein Ehrenmann in des Wortes ſtrengſter Bedeutung, geachtet und geliebt von den wenigen, die ihn kannten. Ehre ſeinem Andenken! Er ruhe ſanft. Für Carſtens Erich Hetebrinks Familie der trauernde Sohn, Asmus Erich Hetebrink, alt 18 Jahr, 8 Monate, 16 Tage.“ Dem Leſenden wurden die Augen feucht, die ihm ohnehin ſchon von vielen halbzerdrückten Tränen brannten. Er nahm die Brille ab und putzte ſie langſam und faſt wie in einem ſchweren Traum gefangen. Dann las er zum zweitenmal. Nun ſchien ihm doch an der für ihn ſo lebens- und ſchickſalsſchweren Einſchrift, zwiſchen deren kurzen Zeilen der größte Schmerz ſeines jungen Daſeins eingepreßt ſtand, etwas zu fehlen. Er beſann ſich lange, ehe er ſich entſchließen konnte, die reinliche klare Letternfolge durch ein paar eingeſchobene Worte zu verunzieren. Endlich aber nahm er die Feder und ſetzte vor das Wort „Ehrenmann“ das Prädikat „echter

deutscher", vor die „wenigen" aber, die den Vater geachtet und geliebt, stellte er ein großes „nicht", das er überdies unterstrich. So lautete nun der ursprünglich ganz einfache Satz über Erich Carstens Hetebrink: „Er war ein echter deutscher Ehrenmann in des Wortes strengster Bedeutung, geachtet und geliebt von den nicht wenigen, die ihn kannten." Es war dem Sohn, als habe er jetzt erst dem Vater nach Gebühr Ehre erwiesen: ein schwaches Lächeln, wehmütig und schnell verschwindend, umflog seine schmalen Lippen; er drückte das Buch geräuschlos zu und stand auf, so vorsichtig, als gelte es immer noch, den kranken Vater im Nebenzimmer nicht aus dem Schlummer zu stören.

Erich ging auf den schmalen, von zwei großen Schränken beengten Vorplatz und blieb an der offenen Küchentür stehn. In der schwach beleuchteten Küche stand die Mutter in einem alten, vorläufige Trauer vertretenden schwarzen Kleide und blauer Küchenschürze mit gesenktem Kopf und wusch Teller und Schüsseln. Ihr Gesicht war auf das Tun der Hände gebeugt, und zuweilen trocknete sie sich die Augen mit dem Schürzenzipfel. Ein so tief ergebener Schmerz, wortlos und demütig, lag in ihrer Haltung, daß die Luft in dem kleinen Raum ganz davon durchtränkt war, und daß ein fröstelnder Schauer den Sohn überwehte.

„Bist Du noch nicht fertig, Mama?" sagte er stockend.

„Ja. Gleich, Erich." Sie hatte kurz den Kopf gehoben, und er hatte ihre Augen gesehen, rot und naß wie zwei frische Wunden.

„Kann ich Dir etwas helfen, Mama?"

„Nein. — Ja. Du könntest die Mausefalle aufstellen. Der Speck steht im Küchenschrank, im dritten Bort von unten, links. Die Mausefalle ist noch drinnen, bei Vater."

„Tut das heute nötig, Mama?"

„Ja, die alten Mäuse springen überall hin. Die Falle muß nachher wieder in Vaters Stube. Ich hatte nur keine Zeit; sieh zu, vielleicht ist 'ne Maus drin, Erich! Vater hatte immer Angst, daß sie mal in sein Bett kommen."

„Konnte Robert das nicht tun, wenn es so nötig war?" sagte Erich etwas trocken.

„Erich, laß ihn, laß Deinen Bruder," flüsterte die Mutter, und ihre Tränen tropften in das Abwaschwasser. „Er ist drinnen bei Vater und kann sich nicht zugeben."

„Ach, Mama, das jetzt — das hat doch nun aber auch gar keinen Zweck, finde ich."

In des Vaters Schlafzimmer brannte kein Licht. Aber das Fenster stand offen, und der Laternenschein von der Straße machte es dämmerhell.

Weiß schimmerte auf dem ausgeräumten Bette der Kopf des Toten, und als der Sohn nahe herantrat, traf ihn das stille Bildnis mit der freien offnen Stirn, den dunklen Augenhöhlen und dem kleinen spitzen dünnbärtigen Kinn mit erschütternder feierlicher Gewalt. Etwas Unnahbares, Heiliges umschloß den gestern noch schwer Leidenden, wie eine neue reinere Atmosphäre, und zog den Jüngling, ihm selber unbewußt, auf die Knie nieder.

Aber im selben Augenblick ertönte neben ihm ein heiseres Schluchzen aus tiefgequälter Brust und dann ein lautes leidenschaftliches Aufweinen. Wie eine dunkle Masse lag am Fußende des Totenbettes der älteste Sohn, Robert, am Boden, den Kopf eingewühlt in das halb weggezerrte weiße Laken, mit dem der Verstorbene bis an die Brust zugedeckt gewesen war. Der rötliche Lichtschein von draußen streifte seine breite, bärtige, vom Weinen ganz verschwollene Wange und die krampfhaft zuckenden Schultern.

Erich erhob sich schnell: dies stürmische Weinen neben dem stillen Vater störte sein Gefühl und seine Schmerzerhebung. Ihn verlangte nach einer ununterbrochenen lautlosen feierlichen Einsamkeit.

„Ach Gott! Ach Gott! Ach Gott!" jammerte der Bruder, und sein Schluchzen und Schneuzen, rauh und weichlich zugleich, reizte den Jüngling.

„Was soll denn Gott dabei?" sagte er mit bitterm Flüstern, indem er Roberts Schulter berührte. „Geh zu Mama hinaus, man muß ihr allerlei helfen."

Aber Robert schien ihn nicht zu bemerken. „Ach Gott! Ach Gott!" ächzte

er unaufhörlich, blind und taub für alles, außer seinem wilden, brennenden Weh.

Erich seufzte laut auf. Er kam sich von des geliebten Vaters Leiche verdrängt, weggeschoben vor, und es schien ihm, daß er ein größeres Anrecht habe, hier zu sein, aber in stummer, ehrfurchtsvoller Zwiesprache mit dem über alles geliebten Toten. Er sehnte sich, auf diese erkaltete Hand seinen Mund zu drücken und dem Vater etwas zu versprechen, etwas Großes, Wichtiges, Bestimmendes.

Unmutig kehrte er in die Küche zurück, als gerade die Mutter ihm mit einem Teebrett entgegenkam.

„Wir wollen Abendbrot essen, geh ins Wohnzimmer," sagte sie in müdem Ton.

Er setzte sich mit der Mutter an dem runden Sofatisch nieder, der nur zur Hälfte gedeckt war. Sie saßen auf Stühlen, stumm und wie verloren in dem halbdunkeln Zimmer; das schwarze Sofa, auf dem noch vor wenigen Tagen der kranke Vater geruht, blieb leer. Aber sein hageres, fieberverzehrtes Gesicht schien aus dem Schatten zu blicken, auf den sich die Augen von Mutter und Sohn richteten. Die Hängelampe zeichnete einen Kreis in die Mitte des Tisches, weiß zur Hälfte, dunkel zur andern Hälfte, wo die grünwollene Tischdecke ohne Serviette geblieben war. Auf der hellen Hälfte standen der rotlackierte Brotkorb, die weißporzellanene Butterdose, die Flasche Braunbier, die für beide reichte. Die dunkle Hälfte des Kreises, die dem Sofa zugekehrte, war leer. Erich dachte, daß es heute zum erstenmal so sei, — daß nun nie wieder ein Teller vor des Vaters Platz stehn werde, ‚wir sind hier im Licht und Leben, Vater ist drüben im ewigen Schatten,' fühlte er, und kaum vermochte er sein Brot hinabzuschlucken.

„Trink, Erich!" Die Mutter schenkte ihm das Bierglas voll, dann biß auch sie wieder in ihr Butterbrot, und die Tränen flossen ihr auf das Brot in der roten Arbeitshand.

„Warum kommt denn er nicht zum Essen?" sagte Erich, und ein heftiges empörtes Gefühl machte seine Lippen zucken. Die Mutter antwortete nicht.

„Da sind noch die Austern, Erich," sagte sie kläglich, „was soll man damit anfangen? Um halb sieben heute morgen hab' ich sie für Vater gebacken! Wer dachte auch, daß es so schnell gehn würde."

„Ich habe etwas über Papa geschrieben, ich will es Dir vorlesen, Mama", bemerkte Erich mit einem zornigen Herzklopfen, und er schielte nach dem großen Buche auf dem noch offnen Sekretär.

„Iß Du die gebackenen Austern, Erich," wiederholte die Mutter, „sie haben doch das viele Geld gekostet, sie dürfen doch nicht umkommen. Der Doktor meinte auch, sie würden Vater wieder zu Kräften bringen. Ich will sie Dir herein holen."

Erichs Stirn färbte sich rot.

„Nein, Mama, danke."

„Ach, warum denn nicht? Du ißt doch gern, was gut schmeckt, Erich? Morgen sind sie schlecht."

„Warum denn ich? Warum quälst Du nicht ihn damit?" rief der Jüngling erregt.

„Er — er ist anders als Du, er kann nicht essen", sagte die Mutter harmlos.

Aber Erich fühlte sich tief beleidigt. Anders sein, das hieß in der Sprache der Mutter sicherlich schlechter sein, und es war fast Neid und Haß, was in ihm aufstieg.

„Wer noch vor drei Tagen die Nacht durchschwärmen konnte —" begann er hastig, „dessen Trauer — —"

„Hast Du ihm gesagt, daß es Vater unglücklicherweise noch erfahren hat?" fragte die Mutter leise, so daß es nur wie ein Stöhnen klang.

Erichs Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an.

„Gewiß, Mama, ich hab' es ihm gesagt."

„Ich dacht' es mir! Ach Erich! Erich!" Die Mutter erhob sich mit einem schweren Seufzer.

„Nun? Wieso?" Auch Erich sprang auf die Füße und reckte seine schlanke, hohe Gestalt.

„Warum hast Du das getan, Erich?"

„Warum? Ist es nicht Zeit, Mama, daß er sich mal besinnt? Ich wollte ihm zu Gemüte führen, wer er eigentlich ist! Darum!"

Die Sünde. Lithographie von Prof. Maximilian Dasio.

Die Mutter krümmte die Schultern, aber sie blickte vorwurfsvoll.

„Jetzt, wo er es nicht wieder gut machen kann! Ach, Erich, das hättest Du nicht tun sollen. Nun liegt er da drinnen und kann sich nicht zugeben und ist ganz außer sich."

Erich erbebte. Er fühlte, daß die Mutter recht hatte, aber er fühlte zugleich auch die ganze Heftigkeit seines Zornes gegen seinen Bruder.

„Er hat Papa umgebracht durch sein liederliches Leben," rief er hart und erbitterten Tons.

Die Mutter ergriff ihn am Arm.

„Erich! Um Gottes willen! Das mußt Du nicht! Das darfst Du nicht," flüsterte sie ängstlich, hilflos. Und bittend sah sie in des harten Jünglings ehrliche, offene Augen.

„Vertragt Euch! Ach, vertragt Euch, Jungens! Geh zu ihm!"

Aber der jüngere Sohn fühlte, daß er nicht das Kind ihrer Liebe war, wie der Verzweifelnde da drinnen, und diese Empfindung machte ihn unbeugsam. Er war ein Vaterkind, kein Mutterkind.

„Das kann ich nicht, Mama," sagte er fast heftig, „das hat er um Papa nicht verdient. Wenn ein Mensch nicht mal so viel Ehrgefühl hat — von Herz will ich gar nicht sprechen —, aber Ehrgefühl, daß er nicht die Nacht durchlumpt — während sein Vater im Sterben liegt" — — Er griff sich mit beiden Händen an den Kopf in einer Gebärde der Verzweiflung, wie sie der Vater oft gemacht hatte.

„Es ist ja wahr," schluchzte die Mutter, „aber sieh, Erich, Du hast Vaters Kopf, also — geh und sag' zu ihm —"

„Nein, Mama, er muß kommen und sagen."

„Erich, er ist fünf Jahre älter als Du; Du verlangst wohl zuviel."

„Nicht zu mir, Mama, zu Dir soll er kommen, zu Dir."

„Ach, laß man. Ich verlang es nicht."

„Du mußt es verlangen, Mama! Sieh!" — sein junges, energisches Gesicht mit dem ersten Bartflaum um den festgeschnittenen Mund erhellte sich von einem plötzlichen Einfall — „sieh, dies hier ist die alte Hamburger Chronik mit Bildern. Du hast mir Papas Schlüssel gegeben, und gleich in der langen Schieblade fand ich das Buch. Ich hab' mich so gefreut! Es war wie ein Gruß. Auf dem Blatt vorn hat Papa Euren Hochzeitstag eingeschrieben und unsere Geburtstage, und ich habe jetzt Papas Todestag hinzugefügt. Laß ihn hereinkommen, Mama, und seine Hand auf die alte Chronik hier legen, wo die Ehre unserer Vaterstadt drin steht und die Bilder von all den Hamburgern, die — die uns Ehre gemacht haben durch ihre Taten und durch ihr Leben, und laß ihn versprechen, Mama, feierlich versprechen, daß er sich vollständig, aber vollständig ändern will."

Seine anfangs unterdrückte Stimme hatte sich allmählich gehoben und klang in eine Art von Begeisterung aus, so als ob er etwas sehr Edles und Hohes ausgesprochen. Er war ganz blaß geworden und stand in so männlich entschiedener Haltung da, daß niemand den achtzehnjährigen Jüngling in ihm vermutet hätte.

Die Mutter sah ihn betroffen und verwundert an.

„Ich will da drinnen sitzen und nähen, die Florstreifen um Eure Hüte," stotterte sie, sich abwendend und ihr Nähkörbchen mit dem grünen Kissen an sich drückend.

„Du willst nicht hören, was ich geschrieben habe? Du gehst zu ihm?" rief Erich schmerzlich betroffen.

Die Mutter senkte seufzend den Kopf. „Laß mich man. Ich kann das noch früh genug hören. Ihr könnt ja nicht ohne Flor auf die Straße, Junge."

Erich trat zurück. Peinlich erstaunt betrachtete er das noch jugendliche, von vielem Weinen entstellte Gesicht seiner Mutter.

„Die alten Lappen!" machte er wegwerfend.

Aber die Mutter faßte ihn am Arm.

„Horch! Da! Da sind sie wieder! Das schreckliche Mäusegeknabber! Hör! Ach, und Vater liegt tot! Kann sie nicht mehr wegjagen." Aufschluchzend verschwand sie im Sterbezimmer.

Der junge Mensch aber stand wie von einer fürchterlichen Klarheit getroffen, die ihn blendete und lähmte. Die schaurige

Bedeutung des Todes ging ihm auf; eine erstarrende Kälte kroch ihm über die warme Haut, und ein entsetzliches Bangen überfiel ihn. Furchtsam sah er sich um, furchtsam und ungläubig. ‚Wie ist das? Werde auch ich einmal so unbeweglich daliegen wie Papa? Werde ich alles, alles über mich ergehen lassen müssen, und keine Hand rühren können, nicht einmal die Mäuse von mir scheuchen?‘

Und aus der Angst und der Einsamkeit und den Schatten rundum entsprang ihm plötzlich das Gefühl, daß dies hier mit Robert und ihm nicht gut sei, und er bekam Sehnsucht nach seinem Bruder und wünschte, sich mit ihm zu versöhnen. Er wollte hineingehn, eh' sie dort Licht machten, wollte die Mutter und Robert umarmen, und alle drei wollten sie da zu des Vaters Füßen versprechen — schwören — schwören — Sein Herz wallte auf, wurde heiß und weit, seine Tränen stürzten, er griff nach der Türklinke. Da hörte er, daß die Mutter und Robert drinnen leise und vertraulich miteinander redeten, und er ließ die Klinke fahren: seine Seele zog sich wieder zusammen.

Er holte sich die Lampe und setzte sich still und einsam an des Vaters Sekretär, zu des Vaters Büchern, zu des Vaters kleinen Heften, gefüllt mit allerlei Aufzeichnungen, abgeschriebenen und eigenen Gedichten, Notizen und Erinnerungsblättern. Als er auf einem losen Blättchen die Storm'schen Worte fand:

„Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue“...

da trockneten die Tränen in seinen Augen, und wie verzaubert blickte er die Strophe an.

‚Ja!‘ stammelte er für sich. ‚Ja.‘ Und er nahm das Blatt ehrfürchtig in die Hände, es war ihm, als berühre er seines Vaters Hand. Vorsichtig legte er das Heiligtum in seine Brieftasche.

Seine Augen brannten, sein Kopf schmerzte, aber Angst und Einsamkeit waren von ihm gewichen. Er fühlte es mit unerschütterlicher Gewißheit: nicht die Mutter und nicht der Bruder waren beim Vater, *er* allein war bei ihm, und er blieb bei ihm, bis der Morgen fahl und frostig durch die überfrorenen Scheiben hereinblickte. — —

* * *

Erich Hetebrink saß auf einem Eckstein und besann sich.

Es war nicht etwa Erich Hetebrinks Gewohnheit, auf Ecksteinen zu sitzen und sich zu besinnen, denn er hielt weiße Kalkflecken oder abgeschabte Stellen an den Kleidern, die er sich selbst verdiente, für Vergehen gegen die Moral der Ordnung und des Wohlanstandes, die man mit leichter Mühe vermeiden kann.

Und ebensowenig war es seine Gewohnheit, sich nachträglich Gedanken zu machen über das, was er unterlassen oder getan. In den dreiundzwanzig Jahren seines Daseins, die reicher an Erlebnissen gewesen, als es die ersten dreiundzwanzig Jahre eines Menschen zu sein pflegen, war es ihm bisher als selbstverständlich erschienen, daß man „wissen muß, was man will“, und er hatte sich bis heute für einen ungewöhnlich überlegten und entschlossenen Mann gehalten.

Und nun saß er gleichwohl in sonderbarem Unbehagen hier auf dem Eckstein, in der Novembernacht, den Hut in der Hand und den Wind im Haar, und starrte mit abwesenden Blicken über die Schlammbeete weg, die sich der Straßenfeger bis morgen aufgehoben hatte, nach den immer deutlicher sich rundenden nassen Steinen mit den schwarzen Pfützen dazwischen.

War das derselbe Nebelweg zum Deich hinab, durch den immer der Nordwest gegen die alten Giebelhäuser hinter den zu einer dichten Wand verschnittenen Linden stürmt? Derselbe holprige, schmutzige, blätterbestreute, winddurchsauste, geliebte Knüppeldamm, den er seit drei Wochen fast täglich begangen, mit leichtem, beschleunigtem Schritt, mit sich weitender Brust, mit einem vorlauschenden Lächeln, mit einem Herzen, das höher und höher klopfte, je näher er jenem Hause am Markt kam, wo *sie* wohnte?

Ungläubig sah er sich um: nach rechts und links verschwand der Nebelweg im Dunkeln, und nur die Stellen dicht vor ihm, die runden Steine, die schwarzen Pfützen, die Schlammbeete des Straßenfegers waren einigermaßen erkennbar. Am Himmel leuchtete kein Stern, kein Licht leuchtete aus einem Fenster, es ging kein Mensch, kein Hund bellte.

‚Worauf warte ich hier eigentlich?‘ fragte eine noch nie gehörte Stimme in ihm. ‚Worauf horche ich?‘ Und gleich darauf ertönte die Stimme seiner Mutter, die ihm riet, sich nicht zu erkälten, sondern nach Hause zu gehen.

‚Ja. Ja! Gewiß. Ich komme schon,‘ erwiderte er und blieb doch sitzen und horchte und wartete, wartete und horchte hinaus und hinein.

Rund um ihn ging der Wind mit einem gleichmäßigen schläfrigen Schnaufen. Und drinnen klopfte das Herz mit gleichmäßig schläfrigem Schlag.

‚Vielleicht ist das immer und überhaupt so?‘ dachte er. ‚Ja, dann muß das wohl so sein,‘ wunderte er sich und stand endlich auf, ratlos und steif. Sein Blick fiel auf den Eckstein.

‚Der Eckstein ist eine Walfischrippe. Merkwürdig! Durch alle Meere schwimmt so ein Riese, und plötzlich liegen seine Knochen da herum,‘ dachte er noch.

Dann dachte er nichts mehr.

Er wußte, daß das Dunkel rechts sein Weg war, und er tappte hinein, beinah verwundert, daß es sich vor ihm auseinandertat. Und wieder passierte es, daß er bei jedem Schritt, den er machte, gerade einen Schritt weit vor sich sah, weiter nicht. Und allmählich unterschied er dann, daß die runden Steine rötlich, und die Pfützen von tieferem Schwarz waren als die Schlammbeete, und daß es möglich war, sowohl die Pfützen wie die Schlammbeete zu vermeiden.

‚Ja, das ist denn wohl so,‘ fühlte er, ‚das ist der Ernst des Lebens, ja ja.‘ Und von einem plötzlichen Frösteln überlaufen, schloß er die Haustür auf. — —

Drinnen, in Tante Metas Hause, war alles wie gewöhnlich, und es wunderte Erich, daß alles wie gewöhnlich war. Es wäre natürlicher gewesen, wenn alles anders ausgesehen hätte, fühlte er; wenn die Treppe plötzlich von weißem Marmor und der abgetretene graue Läufer eine Purpurdecke, wenn der Geruch des Gasofens Blumenduft und der hartheisere Pendelschlag der alten Vorplatzuhr leise Musik geworden wäre, — dann — ja dann — hätte er sich leicht hineingefunden. Denn solch eine Begebenheit muß ja einen Einschnitt machen, eine Veränderung wirken, sonst — ja — sonst ist es keine Begebenheit.

Und schon wußte er deutlich, daß auch seine Mutter ganz wie gewöhnlich in der gelben, peinlich sauberen Wohnstube auf dem Sofa sitzen und stricken würde, und daß er auf dem Stuhl ihr gegenüber ganz so sitzen würde, wie er eben auf dem Walfischknochen gesessen. Ohne Eile öffnete er die Stubentür.

Natürlich, da saß sie, beschienen vom gelben Licht der Hängelampe, steil aufrecht, trocken und ein wenig sauer, in der Lautlosigkeit des späten Abends, ganz allein, ihr weißes Gestrick mit den großen Holznadeln in den Händen.

„Bist Du da, Junge?“ sagte sie nickend und gähnend, „Du kommst spät. Onkel Aloys ist dagewesen und hat geräucherten Stör und Braunschweiger Wurst mitgebracht, sehr schön, gar nicht fett. Und Bier hab' ich holen lassen, eine Flasche steht noch im Eisschrank, also alles, was das Herz begehrt.“

Erich blinzelte, atmete ein wenig schneller, aber er konnte es nicht bis zum Lächeln bringen. Er setzte sich und aß und trank, während die Mutter ihn bediente.

„Na, erzähl was, Junge,“ ermunterte sie ihn, „Du sagst ja kein Wort. Aber daß ich es nicht vergesse: Du mußt mir morgen Tuchecken mitbringen, Junge, ich will sie mit Stinens Hilfe innen und außen in Türen und Fenster nageln, man kann es vor Zugluft hier nicht aushalten. Der Winter geht erst an.“

„Das wird schön aussehen,“ erwiderte Erich mit trocknen Lippen, „es ist hier schon hübsch genug, wirklich!“ Und seine Augen wanderten von der schmutziggelben Tapete über die steifen, gelben Stuhllehnen zu dem graugelben Rouleau, das vor dem großen Fenster herabgelassen war und mit der runden Stange unten regelmäßig, wie der Wind es bewegte, an die Scheibe schlug.

„Wenn es notwendig ist, kümmere ich mich einen Quark darum, wie es aussieht, Junge. Tante Meta hat auch nicht hören wollen, und liegt nun da mit Rheumatismus in allen Knochen. Ich will sie wohl pflegen, dazu bin ich hier, aber nicht, um mir auch die Krankheit an den Hals zu holen.“

Frau Hetebrink sprach mit gekränktem Ton, und Erich notierte sich die Tuchecken, samt Maßen und allem. Befriedigt fuhr die Mutter fort: „Morgen abend ist die Jacke hier fertig. Fühl mal, wie weich, Junge. Halt sie an Deine Backe. So was kriegst Du nicht im Laden. Wenn wir noch monatelang hier bleiben müssen in diesem Schmutz und Nebel, und Du hast täglich die Fahrt nach Hamburg hinein und wieder heraus — — schüttle nicht den Kopf, Erich, warmes Unterzeug mußt Du tragen, und wenn ich es Dir selbst anziehen soll, so lang und groß Du bist."

Frau Hetebrink warf einen verstohlenen Blick auf ihren Sohn, und dieser Blick war stolz und liebevoll. Hätte Erich aufgesehn, so würde sie ihn niemals so betrachtet haben. Das war hier nicht Stil. So intim war man nicht, und Erichs frühe Sorgenfalte, zwischen den Augenbrauen, sein mehr männliches als jünglingshaftes Gesicht, und die Sicherheit, mit der sich die hoch und gut gewachsene Gestalt bewegte, hinderten die Mutter nicht, ihren Sohn als ein halbes Kind zu betrachten und so oft wie möglich „Junge" zu nennen.

Das waren ja altgewohnte Sachen für ihn, aber heute erschienen sie ihm neu, ungehörig, lästig. Er nahm mit einem Seufzer den Börsenkurier aus der Tasche und entfaltete ihn so breit er konnte, um zu zeigen, daß er auch jemand sei und Platz für sich brauche.

Ein leichtes Stöhnen und Husten kam aus dem Nebenzimmer. Frau Hetebrink legte schnell ihre Arbeit hin und schob die gelbgestrichene Flügeltür zur Hälfte in die Wand hinein. Die Großvaterspfeifen in dem Gestell auf dem Sekretär klapperten aneinander bei ihrem Schritt, der Arzneigeruch aus dem Krankenzimmer zog herein, Erich versuchte, ihn mit dem Zeitungsblatt wegzufächeln. Schläfrig sauste der Wind um die Mauern, und regelmäßig klopfte die Rouleaustange an die Scheibe. Drinnen bei Tante Meta wurde gesprochen, über das, was so weit, weit fort .....

Jetzt zitterten die Scheiben, der Fußboden, das ganze Haus — ein Wagen holperte über das schlechte Steinpflaster, eine Peitsche knallte, ein Fuhrmann schrie — dann wieder nächtliche Stille und Einsamkeit und in den Ecken eine drohende Erwartung.

„Ja, richtig, wie gehts denn drinnen?" sagte Erich mit flüchtigem Aufblick, als die Mutter zurückkam. Sie legte eben ihr Strickzeug in eine weiße Serviette und zog die Komodenschieblade auf. Sie gähnte laut.

„Ziemlich gut, heute. Tante Meta hat mit Appetit gegessen, aber es ist langwierig. Der Doktor sagt, zwei Monate".

„Wird heute gewacht, Mama?"

„Das grade nicht. Stine steht um zwölf auf und setzt sich in den Backenstuhl bei Metas Bett, ich geb ihr 'ne Feuerkieke unter die Füße. Aber ich leg mich hin".

„Glaubst Du, daß Stine zu rechter Zeit wach wird, Mama?"

„Nein, ich muß sie wecken; in fünfundzwanzig Minuten ist es so weit."

Erich hatte in beiläufigem Ton gefragt; jetzt wurde er ernsthaft.

„Mama, daß ich's nicht vergesse. Überübermorgen, Sonnabend, ist Ultimo. Ich muß morgen mit dem Boot sieben Uhr fünfunddreißig fahren, bleibe abends in der Stadt bei Reichmanns und komme erst Sonntag wieder heraus."

„Bei Reichmanns? Warum nicht bei Onkel Aloys? Jedenfalls ist das Mittag da besser," sagte die Mutter.

„Nein, das ist zu weit vom Kontor, Mama; ich muß also spätestens um halb sieben geweckt werden."

„Gut, ich will es Stine einknoten, — na, denn — Sonntag muß ich wohl einen Pudding machen zur Feier des Tags?" Frau Hetebrink lächelte zum erstenmal, dann zupfte sie an dem Börsenkurier in Erichs Händen.

„Geh zu Bett, Jung, es ist Bürgerszeit, kannst ja morgen nicht aus den Augen gucken."

Erich runzelte die Stirn.

„Komm, komm, Mama, Du denkst wohl, das sind Unterhaltungsblätter?" sagte er wichtig und steckte die Zeitung zu sich.

Sie reichten sich trocken die Hand.

„Na denn — gut Nacht! Schlaf wohl, Mama. Laß Dir die Zeit nicht lang

werden. Sonntagmorgen komm ich wieder heraus. Und morgen früh spätestens halb sieben, etwa fünf Minuten früher. Und Stine soll mir nicht immer den starken Kaffee wegtrinken und für mich Wasser nachgießen," sagte Erich, und es war ihm, als seien die drei letzten Wochen aus seinem Leben wieder weggewischt oder nie gewesen, so streng war sein Ton.

„Junge, was sagst Du?" rief Frau Hetebrink entrüstet. „Wie wird Stine das tun?"

„Sie tut es, Mama, verlaß Dich darauf, und Sie nimmt mir auch immer Cold-cream weg. Sie riecht ganz nach Rosenglyzerin, paß mal auf."

Frau Hetebrink geriet in Aufregung. Ihr sonst so unbewegtes Gesicht, dem die starke blonde Flechte über der Stirn eine angenehme Würde verlieh, färbte sich vor Empörung. Nicht gegen Stine, sondern gegen ihren Sohn. Es war drollig, sie immer auf Stinens Seite zu sehn, aber heute konnte Erich es nicht gut ertragen, wie die Mutter fast mit Tränen wiederholte:

„Die alte treue Stine, und die riecht nach Deinem Rosenglyzerin? Ooh Erich, versündige Dich nicht! Bald zwanzig Jahr hier im Hause und soll Dir Cold-cream weggenommen haben? Wenn Du so was sagst, kann ich nicht schlafen."

Der junge Mensch lächelte auf eine unfrohe, fast unechte Weise. Es kam ihm selber abgeschmackt und unnatürlich vor, daß er seinem Widerwillen gegen die alte Haushälterin der Tante gerade in diesem Augenblick Luft gemacht hatte. Etwas ganz andres wollte er sagen, und einen Moment war es ihm, als sei das jetzt, nach diesem kleinlichen Klatsch, den er soeben begangen, völlig unmöglich. Aber dann siegten doch seine strenge Wahrhaftigkeit und ein gewissermannhafter Trieb, auf etwas Unangenehmes gerade loszugehn, und er sagte, während sein regelmäßig geschnittenes Gesicht tief blaß wurde und er nervös an seiner linken Hand die Manschette auf und ab schob:

„Ich habe Dir noch etwas mitzuteilen, Mama," seine Stimme war belegt und künstlich gefaßt, „ich habe Dir mitzuteilen, daß ich mich mit Dinchen Poppinga verlobt habe."

Frau Hetebrink wankte, als habe sie einen Stoß erhalten; ihr noch jugendliches, hübsches Gesicht wurde sehr rot, sehr aufgebracht, sehr gewöhnlich. Und aufgebracht und gewöhnlich ward ihre Sprache, die nie gewählt war, und ihre Stimme klang kläglich und schrill.

„Na," sagte sie, die Hand auf die knarrende Tischplatte stemmend, „Du bringst mir ja schöne Nachrichten! Eine Hiobspost nach der andern. Verlobt? Bist Du verrückt, Junge? Nu schon? Ein Kickindiewelt! Ein Grünschnabel! Hättst wohl noch zehn Jahre Zeit gehabt! Verlobt! Und mit wem? Mit Dinchen? Wer ist Dinchen? Wieso? Wovon — worauf? Die hat ja auch nichts, Junge, so wenig wie Du. Es ist die Möglichkeit! Wovon wollt Ihr denn leben?" Sie schöpfte Atem und sah den Sohn ungläubig und verwirrt an.

Erich schwieg; er hatte die Unterlippe eingebissen, wie er es schon als kleiner Knabe zu tun pflegte, wenn er gescholten ward, und dasselbe blasse, trotzige Gesicht hatte er auch damals schon gehabt. Aber es arbeitete in ihm, er wollte etwas sagen, wollte den Bann durchbrechen, den er sich selbst auferlegt. Wenn er die Mutter erinnerte — wenn er sie mahnte, daß er seit vier Jahren schon ihrer beider Ernährer war, was dann? Nein, das ging nicht; wenn man stark ist, kann man schweigen, sich selbst beherrschen, dachte er mit einer gewissen Freudigkeit. Nur aus seinen grauen Augen mit den langen Lidern sprach sein unbeugsamer Wille. Und diesen Blick scheute die Mutter, er reizte sie stärker als jeder Widerspruch.

„Dinchen Poppinga!" holte sie von neuem aus. „Also darum das Gelauf zu Poppingas, Tag für Tag! Darum ist hier alles besser als in Hamburg, darum ist die Elbfahrt im Novemberwetter morgens und abends eine Spaziertour für Dich! Darum gibst Du dich ohne warmes Mittagessen gern zufrieden. Darum mußten wir hier heraus und Tante Meta pflegen. Du kümmerst Dich den Kuckuck um Tante Meta. Dir steckt die Schauspielertochter im Kopf! Hast

Du vielleicht das große Los gewonnen?“ rief sie, außer sich vor Ärger.

Erich antwortete nichts, noch immer nichts. Er schob an seiner Manschette, und es wurde ihm vor den Ohren, als knalle wieder der Fuhrmann mit der Peitsche, aber ganz nah; jeden Augenblick konnte er sie im Gesicht fühlen. — War es denn wirklich er, mit dem so gesprochen wurde? Es hatte selten Streit zwischen ihnen gegeben, man kam sonst ruhig miteinander aus. ‚Wenn ich das Brot für uns verdiene, dann bin ich ein erwachsener Mensch, aber wenn ich glücklich sein möchte, dann bin ich ein dummer Junge.‘ So dachte er. Es wurde ihm bitter im Munde, und er wollte es der Mutter sagen. Aber gleich darauf fühlte er eine tiefe Scham, und er beherrschte sich, weil die Mutter in ihrer Existenz abhängig von ihm war.

„Was hast Du gegen Dinchen?“ fragte er ruhig.

„Daß sie übergeschnappt ist! Du und Dinchen und die ganzen Poppingas, Ihr seid alle verrückt. Ich sehe auch mein Teil, und Stine kennt die Gesellschaft aus und zu Haus. Hast Du das Mädchen je mit einer Arbeit in der Hand gesehen? Neulich stand sie auf der Straße und sammelte Krohns die Torfsoden auf, er hatte seine Karre umgeschmissen. Nu bitt ich Dich! Das geht doch zu weit! Nein, Du, Erich, nein, die will ich nicht zur Schwiegertochter.“

Über Erichs Gesicht irrte ein erkennendes Lächeln. Ja, das war Dinchen, so ganz Dinchen, das frohherzige, hülfsbereite, liebevolle Kind, das keinen Unterschied zwischen den Menschen sieht und für sie alle dieselbe zutrauliche Miene hat. Die Mutter hatte aber auch Recht, Dinchen gab nichts auf die Meinung der Leute; zu sicher tat sie, was sie tat, ließ nicht andre für sich wählen .....

„Wenn Du wüßtest, was für ein interessantes frisches Leben da herrscht, in diesem Hause!“ sagte Erich aus vollem Herzen.

Aber nun geriet Frau Hetebrink ganz außer sich. Es war das Wort „interessant“, das sie aufbrachte, das sie gleichsam scheu und wild machte.

„Interessant!“ stöhnte sie. „Ach Gott, wenn Ihr davon leben wollt, dann werdet Ihr kein Fett ansetzen! Ja, Flicken und Löcher in Kleidern und Strümpfen, Hypotheken auf ihrem Haus, eine über die andre, aber immer gesungen und deklamiert und musiziert, als wenn alle Tag Sonntag wär! Mein Junge, wir müssen arbeiten, wir haben nicht jeden Tag Sonntag. Wenn Du mal in zehn Jahren an Heiraten denkst, brauchst Du eine Frau, die arbeiten gelernt hat, und kein Zirkusfräulein. Sieh auch auf Vermögen, Junge! Wer selbst nichts hat, kann nicht arm heiraten.“

„Was willst Du noch? Ich bin verlobt, Mama,“ sagte Erich, erschöpft von dem innern Kampf und in Gefahr, nun doch seine Selbstbeherrschung zu verlieren. Er wollte hinausgehn. Aber die Mutter hielt ihn am Ärmel, sie suchte nach etwas, das noch tiefer treffen, den doch geliebten Sohn, der ihr Halt, ihre Stütze, ihre Hoffnung und ihr Stolz war, noch empfindlicher kränken sollte.

„Und solchen dummen dummen Jungenstreich machst Du mir, Du!“ schrie sie ihm ins Gesicht. „Und hältst Dich doch Gott weiß wie hoch über andre erhaben. So was paßt vielleicht für Deinen Bruder, aber nicht für einen Verstandskasten, wie Du bist.

Erich zuckte zusammen. Ein ungleichmäßiges, krankhaftes Rot fleckte sein Gesicht.

„Vergleiche mich nicht mit *ihm*! Ich will in keinen Vergleich mit *ihm* gestellt werden, Mama,“ sagte er mit leiser grollender Stimme, „das ist das einzige, was ich mir verbitte! Aber das *verbitt*' ich mir.“

„Das verrückte Dinchen!“ Die Mutter schlug die Hände zusammen und blickte nach der grauen Stuckdecke.

Da fühlte der junge Mensch Tränen aufsteigen. Hastig riß er die Tür auf und ging hinaus.

Die Mutter sah ihm nach, murrte vor sich hin, schüttelte den Kopf. Bald aber schob sie alles Nachdenken bei Seite und tat ihre kleinen Obliegenheiten mit innigster Hingebung. Das Strickzeug wurde noch einmal hervorgeholt und besser eingeschlagen, auch die vier Zipfel der Serviette, in der es lag, mit Stecknadeln

aneinandergeheftet und alles wie ein Fetisch in die Schieblade gelegt. Dann nahm sie die Wärmflasche aus dem Ofenrohr, in der das Wasser leise brodelte, schraubte das Deckelchen darauf, umwickelte sie mit einem Handtuch und legte sie in den Fußsack unter dem Backenstuhl, in dem Stine die Nacht verbringen sollte. Stinens Teetopf, der stark nach Rum duftete, wurde gefüllt und unter den gestrickten Wärmer gestellt, die Nachtlampe in Tante Metas Zimmer nachgesehn, und endlich wurde Stine geweckt.

„Stine, Sonntag wollen wir einen schönen Pudding machen," sagte Frau Hetebrink zum Gutenachtgruß, „es sind noch Rosinen da und Cardamom; Cardamom muß drin sein, sonst geb ich um die ganze Geschichte nichts. Und vergessen Sie um Gottes willen nicht, meinen Sohn morgen gegen halb sieben zu wecken, sonst kriegen wir ein Donnerwetter auf den Kopf."

Zu gleicher Zeit, da Erich, noch im Dunkel umhertappend, auf das Glück des Glücks wartete, war Dinchen Poppinga schon ganz in seine Morgenwellen untergetaucht oder spielte darüber wie einer jener kleinen wirbelnden Taumelkäfer, die mehr einem Stern als einem Käfer ähnlich sehen.

Sie hatte sich zwischen Vater und Mutter auf dem Diwan dicht eingeschmiegt, hatte ihre runden, etwas kurzen Arme nach beiden Seiten um die Schultern ihrer zwei liebsten Menschen gelegt, und auf ihren rosenroten flaumigen Wangen spielte das Licht der rotverschleierten Lampe wie auf eben gereiften duftenden Früchten.

Noch war das Geheimnis vor den zwei jüngeren Brüdern verborgen geblieben, noch war es ganz auf dieses Zimmer beschränkt, wo Papas Klavier, Papas Bilder, Papas Staffeleien und Malkasten und Blumen ein Heiligtum schufen, in dem Dinchen zu allem Schönen betete, für das ihre junge bewegliche Seele offen war.

Eine zweite Lampe mit einem Reflektor beschien die glühenden Bäume auf Papas letzter phantastischer Ölskizze. Das Klavier war aufgeschlagen, von den Resedatöpfen im Fenster kam ein Sommerabendduft, und das Gespräch bewegte sich in lauter Oktaven, vom zartesten Pianissimogeflüster zum hochpathetischen Forte.

„Mein Poppy! Mein Mams!" flüsterte Dinchen. „Groß Erikus erinnert an Schiller, nicht wahr? Findest Du nicht, mein Mams? Oder an den Antinouskopf in dem Buch, mein Poppy, ganz dieselben edlen Züge und Locken! Sehr ernst sieht er aus! O mein Poppy, er paßt zu Dir, Du bist auch so ernst und edel. Ich lache wohl viel, aber das ist nur auswendig, ich bin auch sehr ernst. Nur eins ist mir schrecklich: wenn ich mich mit groß Erikus verheirate, dann muß ich Euch verlassen! Mein Mams, ich soll Dich verlassen? Dich, mein Poppy? Und Franz und Luki? Euch? Euch?" Und wie ein Regen liefen die schnellen heißen Tränen über das blühende Rosengesicht.

„Du bist aufgeregt," tröstete Frau Poppinga, eine große, schwere Frau mit vollen Backen und schwärmerischen dunkeln Augen, „und dann ist es am besten, wir bitten Poppy, daß er was singt. Mein Mann, das Klavier ist offen, sing uns was vor. Dabei kann man so ruhig weinen."

Herr Poppinga erhob den feinen Kopf mit dem braunen Vollbart, dessen Spitzen wie in Milch getaucht aussahen. Sein kurzer, stark verwachsener Körper streckte sich, er fuhr sich durch den Haarbusch.

„Hast recht, Mams, Musik ist Gebet," sagte er pathetisch. „Sieh, Dinchen, die Liebe — das ist eine Göttermacht! Es war einmal ein armer Krüppel, Dinchen, sein Rücken war rund wie ein Sandsack, der liebe Gott hatte bis zuletzt nicht gewußt: mach' ich hier aus diesem Erdenkloß eine Schildkröte oder einen Menschen. Nun hatte er einen Sänger daraus gemacht, die Stimme war tief und dröhnte wie aus der Orgel, aber der arme Krüppel — ein Krüppel blieb er doch, und als er sein Elend recht einsah, da stand er da draußen, Dinchen, auf dem Elbdeich, Kind, unter den schwarzen Herbstwolken und Möwengekreisch und wollte ins Wasser. Da legte sich eine warme Hand auf seinen Kamelshöcker, und eine schüchterne Mäd-

chenstimme sagte" — Herr Poppinga sah seine Frau an und lächelte verklärt. Die Frau wischte sich die Augen, fiel ein: „Nein, sie sagte nichts, sie wollte auch ins Wasser." — „Tat wenigstens so." Herr Poppinga lächelte. ‚Sie auch?' fragte der arme Krüppel, ‚Sie sind ein hübsches, gesundes, reiches Mädchen, was für einen Grund haben Sie, Fräulein?' ‚Eine unglückliche Liebe,' sagte das Mädchen mit bebender Stimme und sah den armen Krüppel so innig an, daß er sein Elend halb vergaß und es ihm schwindelte vor dem wogenden Fluß. ‚Wie heißt der Glückliche, den Sie unglücklich lieben?' stammelte der arme Krüppel mit angehaltenem Atem und mit Eifersucht im Herzen. Da breitete das Mädchen ihre Hände vor ihr liebes Gesicht und fiel ohnmächtig neben dem armen Krüppel auf den Boden hin, in das steifgefrorene Gras. Und als der arme Krüppel sie wieder ins Leben zurückbrachte, da sagte sie: ‚Mit Dir leben oder mit Dir ins Wasser.' Siehst Du, Kind, das ist Liebe! Weißt Du nun, was Liebe ist?" Die Mutter warf sich weinend in die Sofakissen. Dinchen strahlte mit perlenden Augen Vater und Mutter an.

„Was für ein schönes Märchen," stammelte sie staunend, als sähe sie in den offenen Himmel.

„Wahrheit! Wahrheit!" rief Herr Poppinga und klopfte sich auf die Brust. „Kind, Kind, die schönsten Geschichten sind immer Wahrheit! Gebe Dir der gütige Gott ein Glück wie das unsrige!" Stürmisch umfaßte er Frau und Kind, die in einem Wonnenebel schwammen.

Plötzlich aber hob er seinen haarbuschigen Kopf und seufzte hoch auf: „Sieh, Mams, da haben wir nun ein braves, liebes Kind, unser ältestes, unser erstes Kind, für einen wildfremden, xbeliebigen Kerl — entschuldige, Kind, ich will mich mal so ausdrücken — Kerl aufgezogen, und kein Mensch weiß, ob er der Mann ist, sie so glücklich zu machen, wie sie's verdient. Mams, ich sage es hier laut und vernehmlich: sie hat uns noch keine böse Stunde bereitet, und das soll ein Vaterherz — ein Mutterherz — so — so — so — hinnehmen?"

„Nicht weinen! Nicht weinen!" tröstete Frau Poppinga mit feuerroten Augen, das Taschentuch als kleinen nassen Ball in der Hand drückend. „Der Lauf der Welt ist so. Sie hat ihn lieb. Wir wollen immer das Beste hoffen, Poppy. Es wird ja wohl der Rechte sein."

Herr Poppinga lächelte schon wieder, er legte seine Hand auf Dinchens Kopf.

„Na, Kinder, dann hört zu," sagte er feierlich. „Dann will ich singen, und unsere Liebe hier," er beschrieb einen Kreis mit dem Zeigefinger, „soll mit in den Tönen sein! Wir wollen zum lieben Gott flehen, daß dieser junge Mensch der Rechte ist für unser braves, liebes Kind. Lassen wir die Töne aufwärts steigen und an die Wohnung des Ewigen klopfen! Wir wollen einen Schritt in das ferne, unnahbare Land der Zukunft tun und dort" — Er blies die Lampe aus, ging zu Dinchen und strich ihr sanft über die heiße Stirn. „Nun steht meine Seele hier, Kind, in der silbernen Rüstung, umflattert vom weißen Mantel. Denn ich bin groß und schlank, wißt Ihr, und ich trage einen Helm mit Schwanenflügeln und ein blitzendes Schwert als Schützer der Unschuld. Siehst Du mich, Kind? Mams, siehst Du mich?" fragte er mit sonderbarer, geisterbeschwörender Stimme.

Und Mams und Dinchen sahen ihn und wagten kaum zu atmen. Dann sang er sein Lieblingslied.

‚Im fernen Land, unnahbar Euren Schritten,' sang mit heißer Andacht, mit tiefer Hingebung und mit einer wundervollen, sammetweichen Stimme, daß die starken, klaren, seligblauen Wellen die drei innig verbundenen Menschen ganz umfluteten. Das Zimmer war Musik, die Luft bebte, und die kleine Braut warf sich mit aufgehobenen Händen vor einem verhüllten Heiligtum nieder: „Gut sein!"

Wie in Verzückung saß sie, konnte sich nicht regen, als der Gesang zu Ende war. Sie fühlte tief, daß dies, gerade dies ihr geliebter, ihr angebeteter Papa war, außer dem guten, süßen, kleinen Mann mit der hohen Schulter und dem großen Kopf, über den die großen und kleinen Straßenjungen noch heute lachten. Sie hatte also zwei Väter, einen herrlichen, großen Sänger und einen lieben,

unverlierbaren Poppy, der sich selbst „den armen Krüppel“ nannte. Gewußt hatte sie's ja längst schon, aber nicht wie heut, nicht so wie heut! ‚Ob wohl alle Menschen so doppelt sind?‘ dachte sie mit freudigem Erschrecken. Kaum hörte sie ihre Mutter sprechen, die, ebenso erregt wie sie selbst, ihren Gefühlen Worte gab.

„Du hättest die Menschen alle gut gemacht mit Deinem Singen,“ flüsterte die Frau, „ich kann es von mir sagen, ohne Schmeichelei, ich werde besser, wenn ich Dich höre, Poppy. Ach warum, warum mußtest Du, der zum großen Sänger geboren bist, — — so verkümmern!“

„Warum?“ Herr Poppinga schlug sich auf den Rücken.

„Und mein Buckel?“ sagte er in tragischem Ton. „Und mein Sandsack? Es ist dafür gesorgt.“

„Ich komm' nicht darüber weg,“ sagte Frau Poppinga.

„Laß den alten Höcker in Ruh'! Er hat uns beide zusammengebracht, ist das nicht genug? Laß, Mams, das Herz springt mir sonst entzwei! Laß.“

Aber nun kam auch Dinchen heran.

„Mein Poppy,“ sagte sie verwirrt, „mein einziger Poppy, dies war der glücklichste Abend meines Lebens.“

„War?“ riefen beide Eltern gleichzeitig.

„Wir leben alle noch,“ setzte der Vater lachend hinzu, „und für Dich, mein Dinchen, soll das Glück erst angehn! Dein Erikus hat keinen Kamelshöcker.“

Das Kind sah ihn an, aufgelöst in Dank, Liebe, Seligkeit und seltsamem plötzlichen Weh.

„So wie Du ist doch kein Mann, kein alter, kein junger, kein mittlerer! Keiner, Poppy!“

Die Mutter faßte ihre Hand.

„Kind! Erich sollte das nicht hören.“

„Dürft' ich ihm das vielleicht nicht sagen, Mams?“ rief stürmisch die junge Braut.

„Das fühlst Du nicht?“ riefen beide Eltern.

Das rosige Mädchen schrak auf wie aus einem Traum. Es strich sich die blonden zerzausten Haare, wurde immer röter, immer heißer.

„Erich? Ja, der muß auch dabei sein, — aber — ohne Euch — wenn ich von Euch getrennt werde — dann — dann — sterb' ich vor Sehnsucht —“ lispelte sie, und wieder löste sich die Beklemmung der jungen Brust in einen warmen überreichen Frühlingsregen auf.

„Gut, daß Du doch herauskommst, Erich,“ sagte Frau Hetebrink eifrig, als ihr Sohn durchnäßt und in hohen Stiefeln, wie ein junger „Klutenpetter*)“ abends bei ihr eintrat. „Ich habe Dir so vieles zu erzählen, die Poppingas sind also wirklich — man kann nicht anders sagen als — tippelmohnsch! Weißt Du, daß sie die Hühner in der Stube haben?“

„Das ist Helene, weiter nichts,“ erwiderte Erich mit Gelassenheit, während er den Regen von seinem Hut schüttelte.

„Helene? Welche Helene?“

„Der zahme Hahn, Mama.“

„Frau Poppinga soll das Geld mitgebracht haben, er hat nichts und ist nichts,“ fuhr die Mutter fort, nachdem sie über den Hahn „Helene“ verächtlich gelacht hatte, „aber es ist schon alles heidi. Sie essen nie zu rechter Zeit, das Mädchen, das Dinchen, segelt auf dem Rad durch allen Dreck und benimmt sich auffallend. Schlechtes kann man ihr gerade nicht nachsagen, aber sie singen und juchheien da Tag für Tag. Frau Poppinga war eine reiche Bäckerstochter.“

„Ich gehe gleich hin, Mama, gib Dir keine Mühe,“ bemerkte Erich und wusch sich die Stiefel ab.

„Du willst heute wieder hin?“

„Ja, Mama.“

„Deshalb bist Du herausgekommen, Junge?“

„Nur deshalb, Mama.“

‚Junge, hör doch!‘ wollte die Mutter noch sagen, da war er schon mit offnem Regenschirm auf der Straße.

Diesmal blieb er nicht auf dem Eckstein sitzen; spornstreichs rannte er den Nebelweg entlang bis zu dem Spitzgiebelhäuschen am Markt.

Er wollte sein Dinchen, sein liebes, ungerecht gekränktes, beleidigtes Mädchen nun erst recht fest an sich drücken. Es

---

*) Landwirt.

kam ihm wie Verräterei gegen sie vor, daß er all den Klatsch angehört hatte.

Die hell von weitem durch Nacht und Sprühregen leuchtenden sechs Fenster — drei unten, drei oben —, die zur oberen Hälfte gleichfalls erleuchtete Haustür, die zwei flachgeschnittenen, ächzenden Linden davor, zwischen denen die buntscheckige Glaslaterne hing, die abgerissenen, melodischen Töne, die ihm, dem Liebenden, bewillkommnend entgegen zu eilen schienen: all das verwob sich zu dem sonderbar festlichen, frohen Eindruck, den dieses Haus vom ersten Betreten an auf ihn geübt hatte. Mit einem Sprung setzte er über die drei Treppenstufen und riß die Tür auf.

„Hah!“ lachte ausgelassen eine Mädchenstimme, jemand kreischte auf, es gab ein Durcheinanderlaufen, das Licht erlosch, und im Halbdunkel erblickte der Sehnsüchtige vor sich einen bildhübschen, nur etwas dicken, jungen Menschen mit einer Zigarette im Mund und einem, wie er trotz seiner Kurzsichtigkeit leicht erkannte, schwarzen, fingerdick aufgemalten Schnurrbart.

Erich starrte das Schreckbild, das sogar noch einen Spazierstock schwang und sich den gemalten Schnauz drehte, einen Augenblick sprachlos an.

Es wich zurück, da ging er schnell nach und faßte nach der Hand des dicken Burschen.

„Di—Din—chen? Du?“ stammelte er betroffen, ungläubig, ohne eine Spur von Lächeln.

„Nun — ja,“ sagte Dinchen und riß sich los.

„Dinchen! So? Du? Und Zigaretten? Du — Du — rauchst?“

Sie schämte sich, weil er sich zu schämen schien.

„Was ist denn dabei?“ erwiderte sie trotzig und verkroch sich hinter der Tür.

„Was dabei ist? Meine Braut? Ein junges Mädchen in solchem Aufzuge? Dinchen!“

„Na, und was tut denn das?“ murmelte sie hinter der Tür, dem Weinen nahe.

Aber auch Erich war völlig außer Fassung; das Geschrei und Gelächter der jüngeren Brüder, ihr Anspringen und ihre Püffe im Dunkeln vermehrten nur sein Unbehagen.

„Papa wollte uns doch heute photographieren — zusammen —“ stotterte er unzusammenhängend.

Die Braut hinter der Tür lachte gezwungen.

„Na ja, und geht es vielleicht nicht so mit mir? — Als — als Max und Moritz?“

„Als Max und Moritz? Dinchen und ich und — — aber Dinchen! Dinchen!“

Weiter brachte er nichts heraus; die Ungehörigkeit ihres Aufzugs nahm ihm alle Gedanken.

Dinchen verschwand lautlos.

In großer Unbehaglichkeit ging Erich hinauf, um die Eltern zu begrüßen. Er fand Papa in der Malschürze, wie er mit Mams gemeinsam unter dem Wasserablauf im Korridor Pinsel wusch. Beide waren elterlich und liebevoll, aber ganz mit Papas Entwürfen beschäftigt.

„Ich kann sie noch nicht zeigen,“ sagte Poppy. „Mir schwebt das Ganze deutlich vor, aber der Weg von den Augen zur Hand — das ist die Schwierigkeit! Du glaubst nicht, was für eine Hexe die Phantasie ist. Für mich spricht jeder Farbenspritzer. Aber wenn ich dann Mams frage, sieht sie etwas andres drin, als ich.“

„Du bist eben ein Künstler, Poppy, und ich nicht,“ fiel die Frau ein. „Na, Erich, jetzt kommt Ihr dran. Photographie mit Blitzlicht. Hier draußen, wo wir weiße Wände haben. Der Apparat ist schon aufgestellt.“

Herr Poppinga trocknete sich die Hände und sah sich suchend um; Mams band ihm die Malschürze ab.

„Wo ist Dinchen? Wo ist Dein Moritz? Das wird ein Jux, wenn's gelingt! Ein Knipsographie-Unikum, sag' ich Dir.“

Erich versuchte ein freundliches Gesicht zu machen, er empfand eine unangenehme Steifheit um den Mund.

„Ich weiß nicht, lieber Papa, meine Braut kam mir in einer unglaublichen Verkleidung eben entgegen,“ sagte er beschämt; „soll ich es aussprechen oder nicht, — sie hatte keine Ähnlichkeit mit — mit einem jungen Mädchen.“

Der kleine Mann mit der hohen

Schulter strich sich den braunen Vollbart, und in seinen klugen Augen blitzte der Kobold.

„Originell, unsere Kleine, wie?“ rief er und lachte schallend auf, brach aber gleich ab und zog die Brauen in die Höhe. Sein Blick wurde kritisch, durchdringend. Er ging auf Erich zu, dem er nur bis zur Schulter reichte und faßte ihn am Rockknopf.

„I, sag' mal,“ begann er in ernstem, betroffenem Ton, „Du wirst doch hoffentlich Spaß verstehen und Humor haben?“ Sein Lachen verschwand vor der säuerlichen Grimasse des jungen Bräutigams, er pfiff gedankenvoll vor sich hin und forderte Erich auf, einstweilen ins Zimmer zu gehn.

„Ja, ja,“ murmelte er, hinter Erich herkommend, seiner Frau leise zu, „das ist eine subtile Geschichte. Da haben wir abermals ein Mißverständnis. Also verzichten wir auf den kleinen Spaß.“

„Es ist kühl hier, wollen das Klavier zumachen,“ versuchte Herr Poppinga dann zu scherzen, aber der Deckel entfiel seiner Hand mit solcher Wucht, daß es klirrte.

„Eine Saite ist gesprungen!“ rief die Frau. Erich wollte sprechen, die gesprungene Saite suchen, aber er fühlte sich so gequält und einsam plötzlich, daß er steifsteif vor der Wand stehn blieb, an der Poppingas farbenglühende Ölskizzen dicht nebeneinander angeheftet waren. Er sah nichts, er wartete auf Dinchens Eintreten, zuckte zusammen, sobald sich ein Schritt hören ließ.

Die Eltern sprachen noch ein paar Worte und gingen hinaus, Dinchen kam nicht.

Auf einmal, da sich Erich Vorwürfe über seine Steifheit, sein linkisches Wesen machte, krähte es in unheimlicher Nähe von ihm. Helene, der zahme Hahn, stand auf dem Sofa, glänzte wie Kupfer im Feuer und hackte mit dem Schnabel in die Polsterung, als wäre er auf einem Düngerhaufen.

‚Vielleicht war ich blind bisher? Vielleicht sind sie wirklich verrückt?‘ fuhr es dem verzweiflungsvoll Wartenden durch den Kopf.

Da kamen die zwei Brüder der Braut herein, sie pufften sich nach dem Takt, ein dritter Junge, ein Spielkamerad, blies die Mundharmonika dazu; sie fielen auf den Teppich zu Erichs Füßen und muhten. Erich wich verstört zurück.

„Wo sind sie denn alle?“

„Sie schreiben Briefe und lassen Dich grüßen,“ Franz verbeugte sich ironisch mit der Harmonika; er hatte große Ähnlichkeit mit der Schwester.

„Dinchen auch?“

„Ja!“ schrie Ludwig. „Nein!“ schrie der andre. „Dinchen hat 'n Brummschädel, hat sich lang gemacht.“

„Wann kommt sie?“ fragte der Bräutigam.

Franz blickte ihn unverschämt an. „Sie schämt sich, Sie hat gesagt, Du solltest weggehn.“

Der junge Mann setzte sich mit gekränkter Miene an den Tisch. Dann stand er auf, holte sich ein Buch vom Bort und schlug es auf. Er konnte nicht lesen. Mit der Hand verschattete er die Augen und sah doch alles. Die große schöne Lampe hatte einen zerstoßenen Zylinder und qualmte, im Bücherbort herrschte greuliche Unordnung, auf dem Diwanpolster stand der Hahn, krähte auf und hackte in den Überzug, die Jungen stießen absichtlich an den Tisch, unter dem sie grade jetzt Menagerie spielten.

„Spiel doch mit, Du alter Leimsieder!“ winkte Ludwig dem stumm Dasitzenden zu, und Franz schrie ihm ins Ohr, als ob er taub sei: „Der Käfig für den Gorilla ist noch frei für Dich!“

Sogar diese harmlose Zumutung dünkte Erich heute unpassend —

‚Ich muß fortgehn, mich lieber auf der Straße herumtreiben,‘ dachte er.

Da kam Dinchen herein. Sie trug die rosa Bluse und den schwarzen Rock wie gewöhnlich, aber noch ehe sie sich die Hand reichten, bemerkte Erich, daß die Ärmelnaht geplatzt war, und daß der Ellenbogen hervorsah.

„Wo warst Du so lange, Dinchen?“ sagte Erich in gekränktem Ton. „Es ist schon zehn.“

„Ich hab' geheult,“ erwiderte sie und fuhr sich über die Augen, „mich ins Bett gelegt und gebrüllt.“

„Und ich sitze all die Zeit hier und warte auf Dich, Dinchen.“

Sie nickte trotzig, der kleine ſchwellende Mund bebte.

„Warum iſt Deine Oberlippe ſo rot und geſchwollen?“ Erich muſterte ſie genau. „Ganz entſtellt biſt Du.“

„Schnauz!“ warf ſie kurz hin.

„Wie? Wovon?“

„Vom Schnurrbart!“ Und damit brach ſie wieder in Tränen aus und lief zum zweitenmal davon.

Diesmal kam ſie nicht wieder. — —

Frau Hetebrink ſaß ſchon am Kaffeetiſch und wartete auf ihren Sohn. Die Lampe brannte, das Feuer im Ofen kniſterte behaglich, und draußen der Himmel ſah blau in die Fenſter, wie es allmählich Morgen ward. Er kam mit trübſeliger Miene und ſetzte ſich an ſeinen Platz.

„Was macht Tante Meta? Haſt Du ſchlafen können?“ Immer die ſtereotypen Fragen, die ihm ſelbſt ſchon blöd und leer vorkamen.

„Du biſt geſtern abend ſehr ſpät gekommen. Ich finde das höchſt unpaſſend, Junge, bei dem Verhältnis, in dem Du jetzt zu dem jungen Mädchen ſtehſt,“ ſagte unerwartet die Mutter.

„Wieſo?“

„In dem Hauſe iſt keine Aufſicht und Ordnung, Du biſt jung — man kann in allerlei Geſchichten hineinkommen —“

Erich zuckte die Achſeln und aß haſtig ſein Schwarzbrot.

„Du kennſt ſie eben nicht, Mama.“

„Ja, und ich habe gedacht, wenn es doch nun mal ſo iſt, dann bring mir das Mädchen mal her. Ich kann mich ja irren, Erich.“

Erich erſchrak heftig; er ſah Dinchen mit der Zigarette und dem aufgemalten Schnurrbart vor ſeiner Mutter ſtehn. Er konnte ſich nicht mehr entſinnen, daß er ſich vor wenigen Tagen ſo unbändig darauf gefreut hatte, ſein reizendes Dinchen ſeiner Mama vorzuſtellen. ‚Was wird ſie ſagen?‘ dachte er ängſtlich, und mit der „ſie“ meinte er ſowohl Dinchen wie ſeine Mutter. ‚Was wird das geben?‘

„Nach dem Ultimo, — ſpäter dann,“ er verſchluckte ſich und mußte huſten; ganz unvermittelt fuhr er in gezwungen höflichem Ton fort: „Sieh, Mama, das iſt nett von Dir! Wirklich! Na, danke! Proſt!“ Damit hob er die Kaffeetaſſe wie einen Seidel grüßend gegen die Mutter. Auch Frau Hetebrink hob ihre Taſſe und klirrte mit Erichs an, ganz verſöhnlich und gut gelaunt.

„Ich will das meinige tun, komm nur mit der kleinen Deern her.“ Mutter lächelte. „Hübſches Geſicht hat ſie, beſonders Haar und Mund, aber keine Figur, kleiner Pluck, alles in einem, kein Abſatz, keine Taille. Ich hab' ſie mir genau angeguckt. Sie ſchnürt ſich wohl gar nicht? Na, das iſt neumodiſch — aber mir'n Greuel. Und daß ſie auf 'm Rad durch den Dreck ſegelt, ſtatt an der Nähmaſchine zu ſitzen, wirſt ihr hoffentlich abgewöhnen, Erich. Ich will ſie wohl in Schick kriegen, was das betrifft.“

„Es ſind ganz eigenartige, reizende Menſchen. Der Vater beſonders iſt ein koſtbares Original,“ bemerkte Erich kleinlaut. „Man muß ſie nicht nach andern beurteilen und nicht nach dem Geklatſch rundum; ſie haben etwas eigentümliche Einfälle — —“ er verſtummte vor dem forſchenden Blick der Mutter. — — —

Vom Kontor, mitten aus der Arbeitshetze heraus, ſchrieb er folgendes Briefchen:

Meine liebe Braut!

Des Ultimos wegen kann ich drei Tage nicht hinauskommen, und ich werde Dich und Euch alle ſchmerzlich entbehren. Hoffen wir, daß die kleine Verſtimmung zwiſchen uns beim Wiederſehn am Sonntag gänzlich geſchwunden iſt, und daß wir uns des guten Tages mit dankbarer Seele erfreuen, wie Dein lieber Papa ſo ſchön zu ſagen pflegt. Sehr dankbar wäre ich Dir, meine liebe Braut, wenn Du mir erklärteſt, was Du mit Deiner Vermummung geſtern im Grunde bezweckteſt und wie Du heute über den peinlichen Vorfall denkſt. Es darf nichts dunkel bleiben zwiſchen Dir, liebe Leopoldine, und

Deinem Dich liebenden Verlobten
Erich Hetebrink.

Die Antwort lief poſtwendend ein; ſie lautete:

Lieber groß Erikus, lieber Rix!

Daß Du drei Tage nicht kommſt, iſt ſcheußlich, und verſtimmt bin ich ſchon

längſt nicht mehr. Wenn Du Sonntag kommſt, wollen wir tanzen, Poppy hat einen himmliſchen Walzer komponiert! Er heißt: „Sphärenreigen“; iſt das nicht ein entzückender Name? Motto: „Was iſt das Leben ohne Tanz? Ein Stern ohne Glanz!“ Der Walzer wird gedruckt, aber wir ſollen nach dem Manuſkript tanzen. Geſtern abend ging ich noch auf den Elbdeich hinaus und hatte die Sterne im Waſſer lieb und ſandte Dir durch den Sirius tauſend Grüße. Hat er ſie beſtellt?

Lieber Erich, was für eine Wichtigkeit! Wir wollten, das heißt, mein Papa wollte uns als Max und Moritz photographieren und dann viele Kopien machen mit der Unterſchrift: „Wo iſt die Braut?“ Für die Verwandten und Bekannten, weißt Du. Sie denken, es iſt ein Vexierbild, drehen es links, drehen es rechts, und es iſt kein Vexierbild, es iſt ganz einfach eine Verlobungsanzeige! Die Idee iſt von mir, und es iſt ſchade, daß ſie Dir nicht zu gefallen ſchien, aber ich finde bald eine andre.

Helene hat den getrockneten Laubfroſch im Terrarium aus dem Winterſchlaf aufgeſtöbert, und jetzt ſitzt das arme kleine Vieh ſo jämmerlich da mit eingeſunkener Kehle; ſollte man es wohl mit Morphium wieder einſchläfern können, da jetzt keine Fliegen zu bekommen ſind?

Gute Nacht, lieber Rix, eben hat Poppy überirdiſch ſchön geſungen. Schlaf ſüß, komm Sonntag recht früh und träume von

Deinem Moritz.

P. S. Leopoldine kann ich nicht ausſtehn, nenne mich nie ſo, bei meinem Zorn!

Dinchen.

Saure Arbeitstage lagen hinter dem jungen Bräutigam, als er Sonntag früh über die menſchenvolle Landungsbrücke ſich durchdrängte zu dem ſchwankenden Ponton, wo der kleine Dampfer ſchon zur Abfahrt bereit lag. Mit dem Entzücken, das nur der kennt, der am Sonnabend abend über die Zeit hat arbeiten müſſen und nun einen freien Tag vor ſich ſieht, löſte Erich ſich ein Billett, drehte ſich durch das Kreuz und ſchob ſich mit der Menge über das naſſe Verdeck, auf das der dicke ſchwarze Qualm aus dem Schornſtein mit atembeklemmender Gewalt niederſchlug, in die Kajüte, die ſchon dicht beſetzt war.

Das Boot heulte auf und fuhr faſt unmittelbar los. Der Wind war ihm entgegen, weißzerſtäubte Seen kamen über Bord und floſſen in Bächen bis mitten in die Kajüte. Man rückte bald da, bald dort zuſammen, um ſich zu ſchützen. Die Fenſter herunter plätſcherte es in immer ſtärkerem Anſturm, die Möwen kreiſchten und tauchten in die trübgelben Elbwellen. Auf wenige Schiffslängen hinaus war die Luft ſchwarzgrau und unſichtig.

„Famoſes Wetter, was?“ ſagte Erich zu einem Herrn, der faſt unverwandt durch dasſelbe Fenſter mit ihm in das ſchäumende, ſpritzende Waſſer ſah. Er fühlte ſolch ein Bedürfnis, ſeine Freude auszuſprechen.

„Naßkolt und klöterig, aber die Luft is ſchön,“ ſagte der Mann, der einen dicken blauen Schal um den Hals trug und lange, friſchgetrante, großmächtige „Dreckpetter“ an den Füßen.

„Unſere Elbe iſt doch ein großartiger Strom,“ fuhr Erich begeiſtert fort, während er einer Sturzflut auszuweichen ſuchte, die ans Fenſter donnerte und ihm Geſicht und Bruſt mit kalten Tropfen traf.

„'n Berg Waſſer is da in,“ ſagte der Mann, „geht jawoll nu immer ſo weiter bis nach Cuxhaven hinzu.“

„Bis in die Nordſee, gewiß; na, fahren Sie vielleicht bis Cuxhaven?“

„Das is recht,“ nickte der Mann, „ich will nämlich nach Amerika. Aber bei Cuxhaven, da fängt wieder Land an, ſagen Sie mal? Oder wie is das? Wenn das mit all das Waſſer bis Cuxhaven ſo beibleibt, denn hätte ich Waſſer genug, denn möchte ich nich mehr und ginge zu Hauſe. Aber ich denk' auch ſo, von Cuxhaven komm ich woll zu Land weiter.“

Erich unterdrückte ſein mitleidiges Lachen und wies den Mann zurecht. Er war aus Mecklenburg und hatte Luſt bekommen auszuwandern, weil ſein alter Pachtherr geſtorben war. Die Frau wollte auch gern, er ſollte nur erſt mal bis Cuxhaven fahren und ſehen, ob es von da an wieder trocken würde. Er

bedankte sich treuherzig für die Aufklärung, obgleich sie seine Hoffnungen zerstörte.

„Unser Deutschland ist schöner als Amerika," sagte Erich, als Wilms, so hieß der Pächter, ausstieg, statt sein Billett abzufahren, „Deutschland, Deutschland über Alles!" Damit schüttelte er ihm die Hand: „So so? Ja, das kann woll sein," machte Wilms bedächtig, „ich danke Ihnen auch vielmal." Erich sprang ans Land. Er freute sich, daß er dem lieben Dinchen eine Tafel Schockolade und ein Veilchensträußchen mitzubringen hatte, und daß er die von seiner Mutter gewünschten Tuchecken trotz der Überarbeit von Hamburg aus an sie abgeschickt hatte. Und er freute sich des Sturms, der ihn umwehte, als er auf dem Deich entlang schritt, freute sich des Storchnests auf dem alten Kirchendach, aus dem jetzt Spatzen und Ammern emporflogen. Er fühlte sich gehoben, daß er dem einfältigen Wilms gesagt hatte, er solle doch nicht auswandern. ‚Wo kann es schöner sein als hier?' dachte er. ‚Bald wird das junge Eis auf den Gräben hier fest sein, und wenn wir diesen Winter ordentlich Schnee bekommen, dann haben wir schöne Sonntage vor uns." Das ganze Leben schien auf einmal wie ein schöner Sonntag vor ihm zu liegen; er blickte verächtlich nach dem Eckstein, auf dem er in jener Nacht gesessen. Was gab es zu besinnen? — —

Ganz schwach und fast unsichtbar war die Sorgenfalte geworden, als Erich seine Mutter und Tante Meta begrüßte. Tante Meta, die sich in den Morgenstunden stets am schmerzfreiesten fühlte, dankte dem Neffen, wie sie es oftmals tat, für seine Bereitwilligkeit, das Ungemach des Hierwohnens auf sich zu nehmen, damit nur sie gut gepflegt sei. Von der Verlobung wußte sie nicht.

„Ach Gott ja, Erich, das vergeß ich Dir nicht," sagte die Kranke mit feuchten Augen, „und die Tuchecken hat er auch geschickt, — er ist ein braver Sohn, Malvine. Solchen kannst Du noch mit der Laterne suchen, und wenn ich einmal sterbe, so soll er nicht leer ausgehn."

Erich drückte ihr dankbar die Hand.

„Wirst bald gesund sein, Tante! Und keine Rede von Beerben, das ist Unsinn und mag ich nicht hören. Aber wenn Du mir doch was schenken willst, denn tu es bei Lebzeiten; schenk mir die alten Hamburgischen Raritäten, die Du oben im Sekretär hast, die Schriften und Karten und Lithographien aus Onkels Nachlaß — die nehm' ich gern."

Er wurde rot vor Freude, als Tante Meta ihm erwiderte, der „alte Unkram" liege ihr doch nur im Wege und könne „von Herzen gern" von ihm weggenommen und Erichs kleiner Bibliothek zu Hause eingereiht werden.

Auch Frau Hetebrink war freundlich und nachgiebig gegen ihren Sohn.

„Ich denke also, daß Du mit ihr herkommst," sagte sie, „zum Kaffee auf eine Stunde, so lange hab' ich Zeit. Ich hab' Stine gestern ordentlich herumgejagt. Die dunklen Gardinen sind alle abgenommen und geklopft und gebürstet worden, wir haben hier gescheuert und geseift — bis an die Knöchel im Wasser, sag ich Dir. Die Börter, die Bilder — alles herunter, aber wie sieht es nu auch nett und appetitlich aus! Ach ja, Ordnung und Reinlichkeit, — das ist das halbe Leben. Das alte Makartbukett hab ich in 'n Aschеimer geschmissen. Nu is die Vase leer, aber der Staub ist weg, und all die Medizinflaschen sind ausgespült und nach der Größe aufgepackt auf dem Bort hier, wo die bunten Teller standen, denn Teller gehören in den Schrank. Und ich hab 'n halben Butterkuchen zum Kaffee genommen, sieh mal — dick mit Mandeln und Streuzucker belegt, der soll uns wohl schmecken."

Erich kratzte sich hinterm Ohr, und dann ordnete er die Stube nach seinem Geschmack.

„Die Medizinflaschen müssen weg, ganz weit weg," sagte er mit Bestimmtheit, „und die bunten Teller wollen wir wieder hinstellen. Bei Poppingas sind viele Bilder und Skizzen, schade, die haben wir nun nicht, aber von den alten Lithographien ist eine sehr gut, die von Bürgermeister Hüpeden mit der goldenen Kette um den Hals. Die wird angebracht, wo das beste Licht ist; bei Poppingas sprechen

ſie immer ſehr viel über die Beleuchtung, es kommt alles drauf an. Und rundum Tannenzweige, die ſind hinter dem Garten genug, und in die leere Vaſe einen ganz großen Tannenſtrauß."

„Allmächtiger, es iſt ja noch kein Weihnachten! Soviel Leben um — —" Frau Hetebrink unterdrückte das weitere, denn Erich ſah gar zu freudig und erwartungsvoll aus. Sie erinnerte ihn nur an die Tuchecken.

„Nein," ſagte er, „die bring ich heut abend an, die verunzieren ſonſt alles, Mama. Und die alten Sofaſchoner wirf in die Schieblade. Und um eins bitt ich Dich: laß Stine nicht herein, die verdirbt mir den Appetit mit ihrer Schnüffelnaſe."

Frau Hetebrink wies entrüſtet die „Schnüffelnaſe" zurück, aber ſie hatte ſchon ſelber vorgeſorgt: eine jüngere Stiefſchweſter Stinens ſollte bedienen; Stine hatte der ſogar ihre beſte weiße Schürze dazu geliehn.

„Damit Du ſiehſt, wie undankbar Du manchmal gegen Menſchen biſt, Junge! Na, und einen Blick auf Fräulein Poppinga wird Stine doch werfen dürfen? Sie iſt ſchon ganz voll davon, daß ſie herkommt. Stine hat Menſchenkenntnis," ſetzte ſie nachdrücklich hinzu.

Als Erich fortging, war das kahle Zimmer zwar nicht heller, aber doch feſtlich geworden; ſoviel Tannengrün hatte er darin angebracht, daß Tante Meta ſich erkundigte, ob neues Kienholz vorgefahren wäre; das ſei doch nicht glaublich am Sonntag, aber es röche danach.

„Ein Glück, daß die Geſchichte noch nicht niet- und nagelfeſt iſt," ſeufzte Frau Hetebrink, als ſie unter all den Tannenzweigen ſteil auf dem Haartuchſofa ſaß und ſtrickte. ‚Aber es fängt gut an, Allmächtiger!'

„Hier," ſagte Erich und berührte mit dem Zeigefinger Dinchens nackten Ellbogen, „aufgeriſſen."

Sie fuhr zurück und äugelte lange an der Stelle herum.

„Du ſagſt aufgeriſſen, und es iſt die Naht, Rix," rief ſie ſorglos.

„Iſt das nicht gleich, Dine? Bitte, nähe das zu," bat Erich.

Dinchen legte den Kopf auf die Seite und lächelte.

„Der Ärmel iſt nämlich zu eng, platzt ſofortеſtens wieder auf."

„Ja, dann mach' ihn weiter, ſonſt weiß ich keinen Rat."

„Es iſt ja nicht kalt," lächelte Dinchen.

„Um die Kälte handelt es ſich hier nicht, aber um die Ordnung. Ein junges Bräutchen geht doch nicht mit Löchern." Dinchen ſtarrte ihn an.

„Ein Loch iſt es nicht, Rix, es iſt die Naht."

„Mach, was Du willſt, nur ſo laß Dich nicht ſehen," ſagte Erich etwas lebhaft.

„Stört es Dich?" fragte Dinchen mit holdem Lächeln.

„Ja, ganz entſchieden, Dine. Stört es Dich nicht?"

„Nein, das ſiehſt Du ja, Rix."

„Und wenn ich in Löchern zu Dir käme, Dine, würde Dich das auch nicht ſtören?"

„Du?" Sie öffnete die Augen weit und beſann ſich.

„Glaubſt Du, Rickſi, daß ich es an Dir ſehen würde? Ich ſehe doch nicht auf Deinen Anzug," ſagte ſie träumeriſch, weich, „ich ſehe doch Dein — Dein Herz." Sie errötete und betrachtete ihre Fingerſpitzen.

„Nun ſieh! Wenn Du ſo kommſt — —" rief er gerührt und gewonnen und umfaßte das Mädchen. „Gib mir das kleine Ding da in Deinem Auge, die dumme kleine Träne da," ſagte er flüſternd und küßte das Tröpfchen weg, „das war ja gar nicht nötig!"

Dinchen lehnte ſich in ſeinen Arm, ſtrich ihm übers Geſicht, liſpelte: „Deine grauen Augen, Deine braunen Locken, Deinen niedlichen, bräunlich goldigen Schnurbart, — alles das ſeh ich, aber Deinen Anzug, ob der ganz iſt oder neu oder alt — das, Rickſi, ſeh ich nicht."

„Ja, Du biſt ein merkwürdiges Mädchen!" Erich lächelte, und ſie leuchtete ihn an mit ihren liebevollen Augen.

„Der Menſch iſt die Hauptſache," ſagte ſie überlegen.

„Aber der Anzug gehört auch zum Menſchen, klein Dine. Ich wollte Dich

nämlich bitten, daß Du nach Tisch mit zu Mama kommst. Sie erwartet uns zum Kaffee."

Ganz entzückt umschlang sie seinen Hals.

„Oh, Rix, ist es wahr? Zu Deiner lieben süßen Ma?"

Nun ging auch über Erichs Gesicht heller Sonnenschein. Er küßte Dinchens Schläfe.

„Freust Du Dich, klein Dine? Ja, es ist gut, daß Ihr Euch kennen lernt. Vielleicht sagst Du dem Mädchen Bescheid, daß wir eine Stunde früher essen?"

„Ja, weißt Du, Rix, Selma hat nicht sobald was fertig, sie hat bis zwei heut nacht gelesen!" Erich machte eine ungeduldige, ungläubige Miene. „Was liest sie denn so lange?"

„Ach, den ‚Kampf um Rom,' sie schluckt ihn nur so; es ist der dritte Band, und sie jammert schon, daß der Schluß nicht da ist, den hat Franz verliehen."

„Allmächtiger! Nee, was für 'ne Wirtschaft!" Der Bräutigam schüttelte anhaltend den Kopf, dann lachte er verzweifelt auf.

„Das kleine unterirdische Ding? Euer Dienstmädchen? Und die liest den ‚Kampf um Rom?' Den möcht ich auch gern lesen, aber ich hab keine Zeit dazu. Ich kann kein längeres Buch durchkriegen, keine Zeit dafür! Einfach nicht Zeit." Er blickte Dinchen verdutzt, sie ihn voll Mitleid an.

„Oh Gott, Du Armer, wie schrecklich mit Dir!"

„Ich finde das mit Selma noch schrecklicher," sagte er achselzuckend.

Sie wurden beide stumm.

„Geht Deine Mama nie in die Küche?" fragte er später.

„Kommt auch vor, aber selten," war Dinchens gelassene Antwort. „Mama hat mit Poppys Malerei und Musik zu tun."

„Wieso? Was kann sie denn dabei helfen?"

„Zusehen und Zuhören, Eri." Und als er nicht auf ihre Antwort einging, wurde sie eifrig. „Oh, das ist sehr wohl zu begreifen. Wenn man keinen Zuschauer, keinen Zuhörer hat, das macht doch keinen Spaß?"

„Bei Euch muß wohl alles Spaß machen?" entfuhr es Erich scharf.

„Gewiß!" Dinchen guckte ihm prüfend in die Augen. „Du bist so merkwürdig heut, Eri, bist Du mir böse."

„Böse? Böse kann ich Dir niemals sein, Dine, aber näh Dir den Ärmel zu. Mit dem Schlitz dürfen wir nicht bei Mama ankommen."

Dann zieh ich mich um! Das ist das einfachste," sagte Dinchen treuherzig, „die Prünerei hasse ich, und umsomehr, wenn Du hier bist. Auf nach Valencia!" Damit rannte das übermütige Ding hinaus. —

In Erichs Nachdenklichkeit platzte eine Lachexplosion hinein. Dunkelrot und prustend, mit schwimmenden Augen winkte Mama Poppinga dem Schwiegersohn: „Erich, hör mal, die Selma, das ist eine Fundgrube! Weißt Du, was sie eben sagt? Sie meint Quacker Oats, aber sie nennt es ‚gequaaakte — ge — quaakte Grütze!' Oh Gott, ich muß es Poppy erzählen!"

Und Mama lief, so schnell es ihre Korpulenz zuließ, ihren Poppy aufzusuchen; Lachexplosionen bezeichneten ihren Weg.

Auch Erich lachte, aber er schüttelte den Kopf dabei. Da läuft nun die Mutter mit dem Spaß durch das ganze Haus von einem zum andern, und säet gleichsam Lachsamen aus. Und binnen kurzem ist die Saat aufgegangen, und üppig sprießt Gelächter in jeder Ecke. Immer machen sie es so: was einer weiß, muß auch der andre wissen; kein Witz, keine Anekdote, kein Scherzwort, das nicht durch fliegende Boten sogleich herumgetragen würde. Es kostet ja nichts, nur Zeit, und Zeit hat man hier die Fülle.

‚Glückliche Leute! Gelungene Familie,' dachte der junge Mann, ‚wie ist es nur möglich, so sorglos, so ausgelassen zu sein! Na, dann kann ich mich in Geduld fassen, Mittagessen gibt es heute Gott weiß wann! Ja ja, sie sind ein bißchen tippelmohnsch! Ein bischen sehr sogar.'

Er ging selbst in die Küche und ermahnte Selma zur Eile. Aber sie wollte ihm von Amalasunta erzählen, deren Bekanntschaft sie gestern Nacht gemacht hatte .....

Hundekoppel.

Gemälde von C. Troyon in der Galerie Ravené zu Berlin.

‚Wenn ich nur Dinchen bald hier heraus hätte, das ist ja eine ungesunde Wirtschaft,‘ dachte er, und die Sorgenfalte schnitt sich tief in seine Stirn.

„Eine Stunde zu spät,“ sagte Erich, als Dinchen singend und sorglos, das Pelzkäppchen schief, den Veilchenstrauß im Knopfloch, mit ihm in das Schlackerwetter hinaustrat. „Wo ist Dein Schirm?“

„Übergeklappt, Eri, sieht aus wie eine große Mohnblume; wenn es zu sehr klatscht, leihst Du mir Deinen.“ — „Also flink! Mama wartet schon längst.“ Er kratzte sich hinterm Ohr, und sie eilten.

„Eri, mag Mama gern hören, wenn man deklamiert? Ich habe mir etwas aus Freiligraths ‚Glaubensbekenntnis‘ eingeübt.“

Verlegen schwieg Erich eine Weile.

„Vielleicht ist es besser, wenn wir das auf später lassen. Mama ist viel einfacher als ihr, Dine.“

„Oder das Hexenlied? Da kann man viel hineinlegen, Eri!?“

„Lieber keine Gedichte, Dine, das erstemal.“ Erich unterdrückte einen Seufzer. „Es wird Dir manches bei uns, — bei Mama fremd vorkommen; denke dann nur, daß auch Ihr vieles an Euch habt, das andern fremd vorkommt,“ sagte er gedankenvoll.

„Ja, das denk' ich wohl, Eri; so wie Poppy und Mams sind die Menschen nicht gegeneinander. Meist trocken und platt.“

„Gewiß, gewiß, Dinchen, in dieser Hinsicht hast Du ein schönes Ideal vor Augen. Solch ein Verhältnis ist wundervoll!“

Sie schmiegte sich kindlich an ihn.

„Wir wollen so wie Poppy und Mams gegeneinander sein, unser ganzes, ganzes Leben, Eri!“

Erich lachte vor Freude.

„Gewiß, gewiß!“ wiederholte er. „Das möchte ich auch. Aber es ist schwer.“

„Schwer, Eri? Nein, es ist leicht! Ganz leicht.“

„Glaubst Du, klein Dine? Nehmen wir an, es gefällt mir etwas an Dir nicht.“

„O nein,“ widerstrebte sie mit naiver Sicherheit, „so was müssen wir nicht annehmen. Poppy gefällt auch alles, was Mams tut.“

Er lächelte überlegen, ein wenig traurig.

„Oder ich tue etwas, was klein Dine nicht paßt.“

„O, Eri, nein, mir gefällt und paßt alles.“

Wieder ging es wie warmer Sonnenschein über Erichs ernste Stirn. Aber schnell verschwand das Licht: sie kamen an dem Walfischknochen vorüber, auf dem Erich in jener Nacht gesessen, und er starrte auf das weißlich-grüne, spaltige Ding . . .

„Warum zuckt Dein Arm, Eri?“ fragte Dinchen. „Willst Du mich loslassen? Vielleicht machst Du lieber große Schritte?“ Sie zog ihren Arm aus dem seinen, er ließ es geschehen, er schien es nicht einmal zu spüren. So gingen sie den Nebelweg hinab. Plötzlich ward Erich der Veränderung inne, er war allein voran, Dinchen nicht mehr an seiner Seite. Bestürzt blieb er stehen.

„Warum hast Du meinen Arm losgelassen, Dine?“

Sie tauchte aus dem Halbdunkel des Winternachmittags, ihre Augen waren voll, sie schüttelte leicht den Kopf.

„Was hast Du, Dinchen?“ Hastig griff er nach ihrer Hand, aber sie war schlaff, ohne Gegendruck.

„Ich fühle —“ lispelte sie.

„Was fühlst Du?“ Er schob ihren schlaffen Arm wieder in den seinen und seufzte unwillkürlich.

„Du wolltest lieber allein gehen. Du warst mir eben nicht so gut wie sonst; — die Straße oder der Platz hier hat Dich an etwas Trübes erinnert.“

Erschreckend, mit leidenschaftlicher Hast drückte er den weichen Mädchenarm gegen seine Brust. Es war ihm zumute, wie noch niemals. Ein wilder Trieb durchfuhr ihn: weglaufen mit Dinchen! Allem andern entgehen! Der Mutter, dem Geschäft, der Sorge, dem Leben! Ja, selbst dem Leben! Dinchen fest, fest halten und mit ihr ins Wasser stürmen, in die unsern in breiten, schweren, gelben Wogen hinrauschende, mächtige Elbe hinein. Wie das Wasser aufspritzen und zusammenschlagen würde! Dinchen würde nicht schreien, sie würde mit ihm hineinspringen; fühlen würde sie, daß er ihr gut ist, so gut, wie ein Mensch dem andern sein kann! Das wäre schön!

Ein verrückter Augenblick! Schnell ging die verbrecherische Anwandlung vorüber. „Komm!“ sagte er schaudernd und zog Dinchen mit sich fort zu seiner Mutter. — —

„Sieh so, Fräulein Poppinga! Na, das ist nett, daß Sie uns auch mal besuchen!“ So empfing Erichs Mutter das tief errötende Dinchen, nachdem Stine wie eine graue Katze dem jungen Paar beim Eintritt über den Weg gesprungen war.

Dinchen fuhr bei der Anrede zusammen, dann schlug sie die Augen nieder vor der „lieben, süßen Ma“ und machte mehrere kleine, verlegene Verbeugungen.

„Mein Junge ist oft bei Ihnen, in Ihrem Elternhause,“ plauderte Frau Hetebrink lebhaft. „Junge, was bist Du denn so steif? Stehst da wie 'n Stock! Nimm doch mal Fräulein Poppinga die Jacke ab, mußt 'n bißchen galant sein gegen Damen, kommst ja nun in die Jahre! Es ist wirklich Zeit, daß wir auch mal das Vergnügen haben. Meine Schwägerin ist krank, Gelenkrheumatismus, ja, nicht angenehm. Aber das wissen Sie wohl schon, Fräulein Poppinga, hier in dem kleinen Nest weiß man alles von den Nachbarn. Erich, hilf doch mal, Fräulein Poppingas Hutnadel hat sich im Haar verwickelt, Fräulein Poppinga hat so starkes Haar. Ich hab' es schon immer von weitem betrachtet, von Ansehen kenn' ich Sie ja längst. Na, ich will mal gleich nach dem Kaffee sehn, er steht in der Röhre warm, ich dachte nicht, daß Sie so spät kämen.“

Sie ging in die Wohnstube und ließ die Tür hinter sich offen. Die jungen Leute standen beklommen auf dem halbdunkeln Vorplatz mit der heiser rasselnden Uhr und dem Gasgeruch.

„Willst Du vielleicht Dein Haar in Ordnung bringen? Der Wind hat es tüchtig zerzaust; dort ist der Spiegel und hier mein Taschenkamm,“ sagte Erich mit unterdrücktem Flüstern, und Dinchen nahm mit zitternden Fingern den Kamm und fuhr sich damit planlos und ängstlich in den aufgewehten, dunkelblonden Haaren herum, ohne in den Spiegel zu sehen.

„Ist es so gut, Erich?“

„Viel besser ist es nicht geworden,“ bemerkte Erich unter sorglicher Musterung, „da ist es nicht glatt, und da auch nicht; laß mich mal!“

„Ach ja, mach Du es zurecht!“ Und mit freudiger Bereitwilligkeit hielt Dinchen ihm den Kamm und den Kopf hin, von dem ein zarter Vanilleduft ausging.

Das berauschte Erich, und auch seine Hände wurden ungeschickt, während Dinchen ängstlich nach Frau Hetebrink ausspähte und fortwährend leise bat: „Ist es denn noch nicht gut? Ach, laß doch endlich ... Ganz glatt kriegst Du mich nie.“

Frau Hetebrink war unbeschreiblich zuvorkommend, sie wollte beweisen, daß sie wohl wisse, wie man Gäste empfängt.

„Also herzlich willkommen, Fräulein Poppinga,“ wiederholte sie, „wo wollen Sie Platz nehmen? Auf dem Sofa vielleicht? Und Erich vis-à-vis? ‚Vis-à-vis is beter als dicht bi,‘ sagen wir so auf Plattdeutsch. Aber Plattdeutsch verstehen Sie wohl nicht? Trinken Sie gern viel oder wenig Rohm zum Kaffee? Viele Leute nennen das Rahm, aber das sind alles neue Moden, die braucht eine ältere Frau wie ich nicht mitzumachen. Meine Mutter sagte immer Rohm, und meine Tante sagte auch Rohm; und dabei bleib' ich; als das noch ganz allgemein Rohm hieß, da war er viel dicker und fetter als heutzutage! Der Butterkuchen ist frisch, von Dabelstein an der Ecke hier — na, Sie holen wohl auch da? Wird man immer gut bedient, nicht? Nein, bitte, nehmen Sie nicht das allerkleinste Stück, Fräulein Poppinga, Sie haben ja schon einen Marsch hinter sich. Wie es so mit Macht wehte und schneite, dachte ich, Sie hätten das mit der Angst gekriegt, aber Sie sind wohl so ziemlich an Wind und Wetter gewöhnt? Sie fahren ja auch auf dem Velozipiped. Ist es nicht ein schmutziges Fahren? Nein? Ich denk' immer an die Strümpfe und Rockstöße, wie die wohl aussehen werden! Na, Fräulein Poppinga, trinken Sie aus, bitte! Zwei Tassen haben Sie erst, die Kanne ist ganz voll. Ja, Erich sagte mir, daß Sie uns mal das Vergnügen machen wollten. Es war grade vorvorgestern, vor dem Ultimo. Erich hat bei Ihnen so angenehmen Familien-

anſchluß gefunden. Ein junger Menſch, der keine Schweſter hat, ſteht immer etwas im Nachteil. Und mein Junge iſt ja noch furchtbar jung, eben dreiundzwanzig, da wird es auch Zeit, daß er ein bißchen Galanterie und Damenumgang lernt. Und bei Ihnen geht es natürlich immer vergnügt zu? Iſt Ihr Herr Papa eigentlich angeſtellter Muſiker? Nein? Oder iſt er als Maler angeſtellt? Nein? J — ich dachte er wäre irgendwo angeſtellt. Denn muſiziert er wohl nur zum Vergnügen? Na ja, etwas muß man ja ſchließlich doch — — Noch 'n Stück Butterkuchen, Fräulein Poppinga! Darf ich Ihnen nachher noch ein Stück kalten Pudding anbieten? Er iſt mit Roſinen und Kardemum. Ohne Kardemum mach' ich mich aus der ganzen Geſchichte nichts. Nu ſehen Sie mal, wie wir hier nu gemütlich zuſammenſitzen! Nu' hol ich mir mein Strickzeug, und Fräulein Poppinga hat vielleicht auch eine Handarbeit mitgebracht? Nein? Na, das ſchadet nicht; ein andermal. Sehen Sie, das wird eine Jacke für Erich! Ich ſtricke gern. Mögen Sie auch ſo gern ſtricken? Ihre Mama hat wohl auch genug zu ſtopfen und zu flicken bei ſo zwei Jungens? Die zerreißen was! Meiner," ſie nickte Erich halb drohend zu, „iſt ja ſchon ſo groß, aber was der an Strümpfen zerreißt — nicht zu ſagen! Heute geb' ich ihm ein Paar, übermorgen fängt es ſchon an mit Dünnwerden. Aber wenn man gleich dahinterher iſt und alles unter der Nadel hält wie ich, denn geht es noch. Wenn man die Löcher wachſen läßt, bis daß die Kühe daraus ſaufen können, denn iſt es natürlicherweiſe zu ſpät. So zum Beiſpiel mit dem Einmachen! Machen Sie ſelber ein, Fräulein Poppinga? Nein? Na, ich auch nicht, nur was Zuckergurken ſind und Kürbisflaſchen als Ingwer. Aber das muß drei Jahr ſtehen, denn iſt es erſt gut. Erich, hol mal den grünen Topf voll 'rein. Fräulein Poppinga ſoll das mal ſehen, anbieten kann ich das noch nicht, denn das ſteht erſt zwei Jahr. Hat meine Schwägerin Meta eingemacht, ich kann alſo nicht dafür garantieren. Das iſt ebenſo wie mit der Wäſche zu Haus, geb' ich auch nichts um, Fräulein Poppinga! Wird immer grau; und wenn man im Kontor ſteht und ſo 'n Taſchentuch 'rauskriegt, und das iſt denn grau — nicht? Wenn man doch unter Leute muß, nicht? Sieh ſo! Noch 'n klein Stück Butterkuchen, Fräulein Poppinga? Nein? Ach, eſſen Sie man! Eſſen und Trinken hält Leib und Seele zuſammen! Erich, komm, Junge, Du biſt ja ſonſt kein Koſtverächter, wenn es was Gutes gibt! Iß!"

Um ſieben Uhr dachte Dinchen, daß ſie nun ſchon zwei Stunden hier ſeien, und ſie verſuchte Erich über den Tiſch hin zu telegraphieren, daß ſie jetzt weggehn möchte, natürlich mit ihm. Aber Erich war ſo ſtumm und verlegen, ſie konnte ſeinen Blick nicht fangen und blieb vor ſchüchterner Hilfloſigkeit ſitzen. Als er den grünen Topf mit dem falſchen Ingwer hereinbrachte, beugten ſich alle drei Köpfe darüber, und Dinchen fühlte Frau Hetebrinks Hand auf ihrer Schulter, eine kalte, ſchwere Hand, die ſchwerer und ſchwerer wurde und ſie langſam, unabweislich zurück auf ihren Platz niederdrückte.

Es ſchlug halb acht.

„Mußt Du nicht mal nach Tante Meta ſehn, Mama?" ſagte Erich mit heuchleriſcher Sanftmut.

Aber Frau Hetebrink wehrte verwundert ab.

„Für heut nachmittag hab' ich Stine angeſtellt. Ich werde doch Fräulein Poppinga nicht allein laſſen," ſagte ſie.

„Ich zeige Fräulein Dinchen — —" wahrhaftig, er ſagte Fräulein Dinchen! — „die Lithographien und Hamburgenſien inzwiſchen," beharrte Erich mit beſorgter Stirn.

„Die alten Scharteken?" Frau Hetebrink lachte. „Nein, aber ich habe einen andern Vorſchlag. Wir können Vingt-un ſpielen, Fräulein Poppinga, oder wollen Sie vielleicht Skat? Dabei geht die Zeit hin, man weiß nicht wie. Als mein ſeliger Mann noch lebte, ſpielten wir jeden Abend Sechsundſechzig, und das waren immer die gemütlichſten Stunden. Wenn es Ihnen alſo recht iſt, denn ſpielen wir Sechsundſechzig zu dritt; es iſt nur nicht ſo leicht mit den Mariagen, das hab' ich dagegen."

„O ja," lispelte Dinchen, denn Erich protestierte nicht; er brachte selbst das Kästchen mit den Karten und Spielmarken.

„Kennen Sie den Schwiegervater von Apotheker Lüders, Fräulein Poppinga?" sagte Frau Hetebrink, während sie mit geübter Hand die Karten mischte und verteilte. „Kennen Sie nicht? So. Na, der alte Herr hieß Quast oder heißt vielleicht noch so, denn er lebt noch. Na und der spielte auch so gern mit seiner Frau Sechsundsechzig, das war nämlich in Gremsmühlen, da waren wir mal vierzehn Tage, mein seliger Mann und ich. Na, Fräulein Poppinga, haben Sie noch keinen Stich? Wenn Sie 'n kleinen Atout haben und stechen damit, daß Sie doch 'n Stich kriegen, denn wie wollen Sie denn sonst Mariage ansagen, wenn Sie vielleicht eine kriegen?"

Dinchen errötete tief und spielte eine ganz dumme Karte aus. Frau Hetebrink geriet in Aufregung.

„Erich, sieh doch mal, ich glaube, Fräulein Poppinga kennt das ganze Spiel nicht!"

„O nein," sagte verwirrt das junge Mädchen, „ich spiele es zum erstenmal."

Was man nicht kann, muß man lernen, und so lernte denn Dinchen „Sechsundsechzig" spielen, bis die Uhr acht schlug, zuerst Sechsundsechzig einfach und dann mit Trommeln und Pfeifen; recht einfältig stellte sie sich dabei an.

Dann stand sie schüchtern auf und sagte, daß es nun wohl Zeit sei, nach Hause zu gehen, und Erich, obgleich selber eingeschüchtert und verlegen, stand auch auf um Fräulein Dinchen nach Hause zu begleiten.

Aber Frau Hetebrink, leutselig und gesprächig wie nie, drückte sie beide wieder auf ihre Plätze nieder.

„Nein, Fräulein Poppinga, so haben wir nicht gewettet," sagte sie aufgeräumt, „ich hab' noch kalten Pudding und kalten Schweinebraten, heute laß ich Sie nicht weg, Sie müssen und müssen zum Abendbrot bleiben. Ach, was, kommen Sie man, Fräulein Poppinga, machen Sie keine Geschichten! Ihre Eltern wissen ja, wo Sie sind, aber für alle Fälle kann Erich eben rumlaufen und kann Bescheid sagen. — Der hat lange Beine, der ist den Augenblick wieder da. Nee, so schnell kann ich mich nicht von Ihnen trennen, Fräulein Poppinga, wo mein Junge mir so viel von Ihnen erzählt hat. Ich muß Sie doch auch ein bißchen kennen lernen, Fräulein Poppinga, nicht?"

Und wieder lag ihre kalte, schwere Hand auf der Schulter des jungen Mädchens. Es wurde Dinchen bang zumute, aber Widerrede wagte sie nicht, da sie sah, daß Erich sich den Überrock anzog und die Handschuh hervorholte.

Dann ging er, und sie mußte sich neben Frau Hetebrink aufs Sofa setzen und mit ihr Sechsundsechzig weiter spielen. „Zu zweit ist es doch erst das Wahre," sagte Frau Hetebrink, sich gemütlich in die Ecke schmiegend und den Tisch dicht heranziehend. „Erich bringt auch noch ein paar Rollmöpse mit, Sonntags abends sind die Delikatessenläden wieder offen. Na, Sie holen wohl auch bei Kulenkamps? Und nu los! Sie geben, Fräulein Poppinga, aber recht schöne Karten, hören Sie wohl? Wollen mal sehen, wieviel Spiele wir auskriegen, bis Erich wiederkommt. Er ist noch bei der Waschfrau vor, und die wohnt da bei der Rennbahn, das ist en ganz ekliges Ende bis dahin, — ich freu' mich, daß ich ihn auf diese Art dazu gekriegt habe, denn er will da gewöhnlich nicht an."

Sie lachte und freute sich und war überzeugt, von hinreißender Liebenswürdigkeit zu sein. „Das ist nun alles ohne Umstände," wiederholte sie immer wieder; „Umstände machen wir nicht, sonst ist es nicht gemütlich, Fräulein Poppinga, da müssen Sie mir selbst recht drin geben. Sehen Sie, zum Beispiel, ich sitz' hier den ganzen Tag allein, sozusagen, mein Junge ist auf 'm Kontor, und all meine Bekannten sind in Hamburg. Und wie wäre das nu nett, wenn Sie mich recht oft besuchten, daß ich doch mal ein andres Gesicht zu sehen bekäme. Erich ist ja noch furchtbar jung, der ist ja noch 'n Grünschnabel, aber so 'n junges Mädchen, das ist was andres. Ich nähm' mir gleich 'ne Gesellschafterin, wenn ich so gestellt wäre. Als mein seliger Mann noch lebte, hab' ich das oftmals gesagt. ‚Erich,' sag' ich, — mein seliger Mann hieß auch Erich — ‚was langweil' ich

mich, wenn ich allein bin!' Je, und nu, Fräulein Poppinga, nu bin ich ganz allein, vier Jahr iſt mein Mann ſchon tot, nu muß ich auch damit zufrieden ſein! Man wird nicht viel gefragt, ſo im Leben! — Ja, wir haben uns auch jung verheiratet, mein ſeliger Mann war vierundzwanzig. Das iſt der größte Unſinn. Man bringt nichts vor ſich und nichts hinter ſich. Meine Mutter hat ſich mit achtunddreißig verheiratet, und hat noch genug davon gekriegt, acht Kinder! — Ach, ſo 'n gemütlichen Sonntagabend hab' ich lange nicht gehabt, und Sie woll auch nicht, Fräulein Poppinga."

Ganz außer Atem, mit Tropfen auf der Stirn kam Erich zurück. Dinchen ſaß da wie ſchlafend, aber es war hübſch, das Aufwachen ihrer Augen zu ſehen. Sie gähnte ſehr zierlich und verſtohlen.

„Papa ſpielte grade den Walzer, von dem Du mir ſchriebſt," ſagte er lächelnd, zum erſtenmal nannte er Dinchen Du in Gegenwart ſeiner Mutter.

„Den Sphärenreigen —" Dinchen ſeufzte unwillkürlich und ſehnſüchtig; es kam ihr vor, als ſei ſie undenklich lange ſchon vom Hauſe fort. Wie hatte ſie ſich auf den ſchönen Sonntag gefreut! Nun, in einer Stunde wollte ſie jedenfalls mit Erich heimgehen und tanzen! Was iſt das Leben ohne Tanz! Ein Stern ohne Glanz.

„Jetzt hol' ich den Schweinebraten rein," meinte Frau Hetebrink, „wir haben uns ſo ſchön was erzählt, Erich, hättſt gern noch ein paar Stunden wegbleiben können."

Erich ſagte: „Oh ho!"

Es ſchlug neun Uhr, heiſer knarrte ſie herein vom Vorplatz, die alte Wanduhr. ‚Jetzt,' dachte Dinchen, und ſie ſtand zum zweitenmal auf.

Aber wieder proteſtierte die liebenswürdige Gaſtgeberin.

„Denken Sie nicht, daß Sie es abſitzen müſſen, Fräulein Poppinga," lächelte ſie ſäuerlich. „Aber Erich war ja bei Ihren Eltern vor, Sie haben keine Eile. Was für Eile haben Sie? Sie gehen doch noch nicht zu Bett? Wir kommen nicht wieder ſo jung zuſammen, wir kriegen noch mal die Karten her, nicht?"

Bis elf Uhr mußten Dinchen und Erich ſitzen bleiben und mit Frau Hetebrink Sechsundſechzig ſpielen.

Sie gewann faſt beſtändig und blieb daher in derſelben guten Laune wie bisher. Erich führte mit peinlicher Genauigkeit und in wundervoller Kaufmannsſchrift Buch auf Tante Metas Spieltafel.

Als Dinchen ihren Hut aufſetzte, rief Frau Hetebrink, ſie möchten nur einen Augenblick noch warten: „Ich zieh mir ſchnell Stiefel an und ſchlag mir ein Tuch um. Ich geh mit".

„Mit? Ach Mama, das würde ich Dir doch nicht raten," ſagte Erich und kratzte ſich hinterm Ohr, „es iſt kalt und windig."

„Schöner Mondſchein iſt es. Und ich begleit' Fräulein Poppinga, Junge, das macht mir ja nur Vergnügen. Wenn Du müde biſt, Erich, denn bleib' hier," neckte Frau Hetebrink.

Während ſie ſich die Stiefel anzog, ſtanden die Brautleute wie zwei ins Waſſer gefallene Küchlein da und ſprachen kein Wort.

„So," ſagte die reſolute Frau, „nu kommen Sie man, Fräulein Poppinga, haken Sie mich ein. Und ich bin Sonntags immer zu Hauſe. Sie wiſſen ja nu den Weg, hoffentlich kommen Sie nu jeden Sonntag, mit oder ohne Erich."

(Schluß folgt.)

Aufatmen.

Verklungen die lärmenden Weiſen,
Verrauſcht die zerſtreuende Pracht,
Und in der Bruſt iſt mit leiſen
Akkorden mein Herz erwacht.

Wie ein milder Abendregen,
So ſpricht die Stille mich an;
Mir iſt, als ob allerwegen
Bete, was beten kann.

Und wie ein Lichtgruß ſo heiter
Blüht Jakobs Traum vor mir auf, —
Jawohl, es gibt jene Leiter,
Und wir alle pilgern hinauf!

Robert Waldmüller.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Ricarda Huch, Die Verteidigung Roms (Stuttgart 1906, Deutsche Verlagsanstalt). — Paul Heyse, Victoria regia und andere Novellen (Stuttgart 1906, J. G. Cotta). — Ottomar Enking, Die Darnekower (Berlin 1906, Bruno Cassirer). — Georg Reicke, Der eigene Ton (Berlin 1907, E. Fleischel & Co.). — Wilhelm Schmidtbonn, Der Heilsbringer (Ebenda).

Seit einigen Jahren ist man in Deutschland sehr eifrig am Werke, die lange vernachlässigte Ballade wieder zu beleben. Schon daß dies nötig ist, beweist doch, daß diese Form sich einem ursprünglichen Vollgefühl nicht von selbst darbietet. Und wenn man weiterblickt, erkennt man, daß sie gerade in den für die Entwicklung der Dichtung wichtigsten und entscheidendsten Epochen aussetzt — in denjenigen, in denen die Literatur das stärkste Leben atmet und sich mit neuem Inhalt füllt. Nur in Zeiten der Stagnation, der beginnenden Erstarrung, des überwiegenden Formalismus, in denen das Menschliche und Dichterische hinter dem Dekorativen und Künstlerischen zurücktritt, vermag sich die Ballade in den Vordergrund zu schieben. Sie blühte im vorigen Jahrhundert besonders in den Niedergangs- und Erschöpfungszeiten nach 1813 und nach 1848. Und sie tritt auch im Leben unserer großen Dichter immer nur als Zwischenspiel auf, wenn sich die Fülle des Herzens erschöpft hat. Goethe war 48 Jahre, als er sich von Schiller 1797 zu stärkerer Balladenproduktion antreiben ließ und sich, seine ganze bisherige Schaffensart und -notwendigkeit verleugnend, auf die Stoffjagd begab. Ich hielte es also für kein gutes Zeichen, wenn die Ballade neuerdings wieder stärkere Bedeutung gewönne. Eine Jugend, die Balladen dichtet, ist nicht recht ursprünglich und bringt nicht vorwärts. Überhaupt sind ausgesprochene Balladendichter wohl immer nur Dichter zweiten Ranges.

Manches, was hier über die Ballade gesagt ward, hat auch Geltung für den historischen Roman. Denn beide berühren sich naturgemäß sehr eng, ob sie auch unter anderen ästhetischen Gesetzen stehen, und es ist kein Zufall, daß ihr Blühen und Welken zeitlich immer zusammenfällt. Auch der historische Roman erstarkt im XIX. Jahrhundert zweimal. Zum ersten in der Restaurationszeit. Da schreibt der ritterliche Achim von Arnim mit seinem historischen Sinn seine farbenleuchtenden, aber phantastisch-formlosen Werke; da veröffentlicht der liebenswürdige Wilhelm Hauff seinen „Lichtenstein", der sich so eng zu Uhlands Balladen stellt; da läßt — zu gleicher Zeit wie Hauff — derjenige Mann, der uns später die besten historischen Romane der Epoche geben sollte, Willibald Alexis, unter Scotts Einfluß und Namen seine Erstlinge erscheinen. Und ein Menschenalter später, als ein langer Katzenjammer dem kurzen Rausch von 1848 folgte, floh die getäuschte Hoffnung von neuem in die Vergangenheit. Die fünfziger Jahre bringen uns Scheffels prächtigen „Ekkehard", bringen uns des bürgerlich-ehrenfesten W. H. Riehl kulturgeschichtliche Novellen, bringen uns Gustav Freytags ausgezeichnete „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", denen sich später die viel weniger ausgezeichneten „Ahnen" anschlossen. Dann hört die Herrlichkeit wieder auf, denn der archäologische Professorenroman mit ägyptischen Königstöchtern ist doch nicht zu rechnen, und Felix Dahns „Kampf um Rom" kann wohl auch nur in Tertia und Sekunda begeistern. Wichtiger war es, daß ein Mann wie Theodor Fontane an Willibald Alexis anknüpfte. Aber er gab es bald auf. Und so blieb zuletzt nur noch einer, der sich in die Weltgeschichte wagte und sich als Meister der historischen Novelle bewährte: der sichre Gemmenschneider Conrad Ferdinand Meyer.

Doch mit der Ballade, an deren Wiederbelebung so eifrig gearbeitet wird, steigt, wie vorauszusehen war, neuerdings auch der historische Roman wieder aus der Versenkung und tritt in unser Gesichtsfeld. Schon August Sperl hatte damit Erfolg gehabt, aber dieser tüchtige Könner ist literarisch ein Außenseiter, so daß sich weitergehende Schlüsse verboten. Nun jedoch erscheint auch Ricarda Huch auf dem Plan, und diese Dichterin, die von vielen zu den hervorragendsten Deutschlands gezählt wird, möchte mit ihrem neuen Werke nicht nur den historischen Roman, der arg in Mißkredit geraten war, wieder zu Ehren bringen, sondern ihn auch in einer völlig neuen Art erschaffen. Da sie eine Schülerin Conrad Ferdinand Meyers ist, so sieht man übrigens deutlich, wie die Fäden sich verknüpfen.

Ricarda Huch hat sich ein kühnes Ziel gesetzt. Sie plant eine Trilogie „Die Geschichten von Garibaldi", in der sie die Taten und Schicksale des italienischen Nationalhelden von seinem entscheidenden Eingreifen in die Geschicke Italiens an schildern will. Der erste Teil „Die Verteidigung Roms" ist soeben erschienen (Stuttgart 1906, Deutsche Verlagsanstalt).

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Stoffe. Er bietet fraglos außerordentliche Schwierigkeiten. Die hauptsächlichste liegt für den deutschen Erzähler wohl in der Stellung unseres Volkes zu Garibaldi. Neben dem passiven Widerstand, der wartet, hat

die Dichterin von vornherein mit einem aktiven zu rechnen, der ihr und ihrem Helden widerstrebt. Denn man liebt doch in Deutschland diesen Garibaldi nicht; man hat ein gewisses ablehnendes Mißtrauen gegen ihn. Das schreibt sich gewiß zum guten Teil von 1870/71 her. Aber es ist doch nicht eigentlich dies, daß dieser Mann gegen uns gekämpft hat, sondern es ist die naive Selbstüberschätzung, mit der er sich in den Kampf zweier großer Völker mischte. Auch seine südamerikanischen Fahrten und Aventiuren, für die sich Retcliffs blutrünstige Fähnrichsphantasie begeisterte, sind nichts für uns, und so gern wir im übrigen die Kühnheit und Vaterlandsliebe des italienischen Nationalhelden bewundern — wir kommen doch niemals darüber hinweg, daß gar zu viel bloßes Abenteurerblut in ihm war und er nie ganz den Piratenhäuptling überwinden konnte. Das ist das heftig Ungermanische in ihm, und daher datiert doch unser Mißtrauen. Es ist hierbei völlig gleichgültig, ob wir objektiv recht haben oder unrecht. Ich bin sogar ganz der Meinung, daß ein bedeutender Mann die entscheidende Bewertung von *seinem* Volke erfährt. Aber da es sich um ein *deutsches* Buch handelt, das zu *Deutschen* spricht, mußte die Verfasserin mit unserer Vorstellung von Garibaldi rechnen. Und nur dann konnte sie auf Sieg hoffen, wenn es ihr gelang, diese Vorstellung bei den Lesern ihres Buches völlig umzuwerfen und in ihr Gegenteil zu verkehren. Das war eine bitterschwere, nur für eine große Dichterkraft lösbare Aufgabe.

Hat Ricarda Huch sie gelöst? Nein — ganz und gar nicht! Sie hat von vornherein zu dem bedenklichsten Mittel gegriffen, das es in diesem Falle gab. Anstatt nämlich klug, vorsichtig und nüchtern zu beginnen und uns langsam für Garibaldi zu erwärmen, bis unser Mißtrauen eingeschlafen und aus den Worten und Taten des Helden uns das Zutrauen zu ihm und seiner Bedeutung erwachsen wäre, — statt dessen fängt sie sofort an, Hymnen zu singen. Sie versucht nicht, uns zu überzeugen, sie versucht sofort, uns zu überreden. Sie beschwört uns, raunt, streut den Weihrauch großer, lyrischer, festlicher Worte und strebt offenbar danach, uns von vornherein durch ihr Pathos etwas zu benebeln. Garibaldi, prophezeit sie in Verzückung, „steigt aus dem flutenden Schoße des Weltengottes und träumt in die weiten Akkorde der meerdurchhallenden Harfe. Seht, über den Felsen türmt sich sein Leib, sein Haupt umkreisen Wolken, des Ozeans blauer Ring fließt um seine Füße.“ Das wäre uns selbst um eine Tonlage zu hoch gegriffen, wenn es sich um Alexander, Cäsar, Napoleon handelte — ich nenne die drei, weil germanische Helden erst recht solchen Überschwang nicht vertragen. Viel böser jedoch wird die Sache, da Garibaldi es ist, der hier über Erde und Himmel wächst. Die Kluft, die an sich zwischen der überschwenglichen Dichterin und unserem zweifelnden Widerstreben besteht, wird unklugerweise dadurch fast unausfüllbar erweitert. Auch später schieben sich häufig solche hymnenartigen Wortschwelgereien in den Gang der Handlung.

Und diese Handlung selbst? Der Titel sagt ja, was uns erwartet: die Vorgeschichte der italienischen Einig ng, die Kämpfe Garibaldis um das ewige Rom in den Jahren 1848 und 1849, die Verteidigung Roms gegen die Franzosen unter Oudinot. Das sind kalte und politisch-verwickelte Haupt- und Staatsaktionen, die uns ein Dichter nur dadurch näher bringen kann, daß er sie an Menschen knüpft, die wir kennen und lieben, für die wir hoffen und fürchten, die uns brüderlich anwehen, so daß *ihre* Ideale schließlich zu *unseren* werden. Aber ich frage jeden, der das Buch gelesen hat: Wo sind diese Gestalten? Welche von den vielen, viel zu vielen bleibt uns im Gedächtnis? Welche packt und bezwingt uns? Welche wird uns vertraut? Bleiben die meisten dieser Menschen uns nicht ebenso fremd, wie die Namen fremd sind, die sie tragen? Und wem ist es nicht passiert, daß er sie nicht fortwährend untereinander verwechselt hätte? Es ist nicht einmal, sondern ein dutzendmal geschehen, daß ich zurückblättern mußte, um mich mühsam suchend über diese oder jene Gestalt zu orientieren. Das ist immer ein böses Zeichen. Und sagen wir es frei heraus: es ist hier das Zeichen einer vollständigen Gestaltungsohnmacht. Ich weiß, daß ich mit diesem Urteil heute fast völlig alleinstehe, aber ich stelle meine Sache getrost auf die Zukunft. Ricarda Huch kann nicht eine einzige Gestalt lebendig und organisch erschaffen; sie gibt immer nur Schemen, aber redet über jeden einzelnen so glänzend, kritisiert ihn und entwirft kritisierend eine so aparte Charakterstudie, daß man tatsächlich einen Augenblick glaubt, ein Gebilde von Fleisch und Blut vor sich zu haben. Doch der ganze Mensch ist in Wahrheit nur zusammengeredet. Er wird kritisiert und charakterisiert, wie etwa Ranke oder Treitschke eine historische Persönlichkeit charakterisieren. Aber der Dichter soll uns diese Persönlichkeit doch erst erschaffen; aus der Summe ihrer Worte und Taten wollen wir ihre Wesensart erkennen. Und dieses eigentlich Schöpferische fehlt Ricarda Huch. Deshalb hängt sie jeder Gestalt von vornherein eine Tafel um, auf der in feinen Worten und glänzenden psychologischen Bemerkungen verzeichnet steht, welchen Charakters sie ist und wie sie sich gebildet hat. Auf diese Weise täuscht sie uns ein Leben vor, das tatsächlich nicht da ist, und sie verstärkt die Täuschung noch dadurch, daß sie alles in eine romantische Sphäre und in eine seltsame und dämmrige Beleuchtung erhebt — in eine Beleuchtung, die ein klares Erkennen erschwert, die Konturen halb verschwimmen und dasjenige in Ahnung und Andeutung

bedeutsam erscheinen läßt, was bei hellem Tageslicht wohl nur mangelhaft erschiene. Zu solcher künstlichen Steigerung müssen seltsam klingende Namen, ungewöhnliche Geschehnisse und der ganze Wortreichtum einer lyrisch-pathetisch gefärbten Sprache mithelfen. Was Ricarda Huch von Canino Bonaparte sagt, gilt auch von ihr: „Er liebte das Bizarre und ließ es in seinem wunderlich geschrobenen Auftreten, an dem er, wenn er es auch nicht gerade ganz erkünstelte, doch seine Freude hatte, hervortreten." Canino Bonaparte und Ricarda Huch haben dabei meisterhaft die Kunst verstanden, aus der Not eine Tugend zu machen und einem natürlichen Mangel den Anschein eines aparten Reizes zu geben. Bewußt oder unbewußt täuschen sie andauernd ihre Zuhörer über ihr wahres Gesicht.

Schon der Meister, zu dem sich Ricarda Huch bekennt, Conrad Ferdinand Meyer, hatte etwas Künstliches in seiner Begabung, das zuletzt auf Schein und Faltenwurf hinauslief. Seine Frage, ob er „echt geflügelt oder nur gemalt und abgespiegelt", hat tiefen Sinn; sein Wort, daß in seinem Wesen und Gedicht „Firnelicht" sei, nehmen wir auf in dem Bewußtsein, daß Firnelicht nur Abglanz der Sonne auf kühlen Schneegrenzen ist, nicht das allbelebende Sonnenlicht selber. Nach alter Erfahrung zeigen sich aber die versteckten Schwächen des Meisters deutlich im Schüler, und wenn der Schüler gar weiblich ist, so ist doppelt dafür gesorgt, daß sich in der Übertreibung das Geheimste offenbart. Der leise Mangel an echter Ursprünglichkeit und an schlichter Herzlichkeit, die Neigung, alles künstlich zu erhöhen und auf Kosten des lebendigen Lebens sich in eine Phantasiewelt zu verlieren, der Faltenwurf und Kothurnschritt, die Vorliebe für das Pathetisch-Rhetorische, kurz, der stark romanische Einschlag in Meyers Natur — das findet sich alles auch in Ricarda Huch, aber was der Meister mit starker Künstlerhand zügelte, überflutet hier alle Dämme. Es scheint wirklich, als wäre dem Weibe die spezifisch künstlerische Kraft für immer versagt. Nicht genug, daß die Schülerin also das latente Pathos ihres Vorbilds in einen rhetorischen Überschwang umsetzte, sich an großen und schönen Worten berauschte und sich in Phantasie und künstlicher Steigerung der Stoffe und Empfindungen gar nicht genug tun konnte — sie erweichte auch alle festen Linien, und während die Meyersche Kunst fast ihren höchsten Ruhm in ihrer prachtvollen Plastik hat, ward die ihre immer romantischer und unplastischer. Sie verdichtete nicht mehr, sondern löste auf. Vielleicht ist die Wendung, die Ricarda Huch jetzt zum historischen Roman führte, aus dem instinktiven Streben herausgeboren, in all dem Rauch und Nebel und der ganzen Aufgelöstheit irgendwie einen festen Halt zu haben, wie historische Namen und Ereignisse ihn geben.

Über das Garibaldibuch brauch' ich danach kaum noch zu sprechen, denn das innerste Wesen der Erzählerin, das ich klarzulegen versuchte, kann sich hier ebensowenig wie früher verleugnen. Man trifft auf köstliche lyrische Schönheiten und man trifft hin und wieder auf eine farbenprächtige Schilderung, eine liebenswürdige Szene. Aber das genügt nicht für eine Romantrilogie, wie es nicht genügt, daß Garibaldi in schönen Worten mit der Sonne oder einem Adler verglichen wird. Denn daraus sehen wir nicht, wie groß Garibaldi ist, sondern nur, wie begeistert und weiblich-überschwenglich Ricarda Huch über ihn reden kann. Da es aber mit den übrigen Personen ganz ähnlich steht, da sie nur „gemalt und abgespiegelt" sind, nicht lebendig geboren, so bleiben sie uns meist fern wie Bilder, und mit ihnen zugleich natürlich auch die Staatsaktionen, in denen sie agieren. Bei der wenig lichtvollen Komposition am Anfang ist es überdies mühsam, den rechten Einblick in diese Staatsaktionen zu erlangen, und da uns das Vorwärtskommen häufig noch durch endlose Schachtelsätze erschwert wird, die möglichst viel fassen und bedeutsam wirken sollen, so geschieht es wohl, daß uns aus dem ungewöhnlichen Buche die ganz gewöhnliche Langeweile entgegengähnt. Vielleicht werden die späteren Bände besser, aber das konnte mich nicht abhalten, ein so prätentiös auftretendes Werk scharf anzufassen.

Da lob' ich mir wahrlich Paul Heyse... Wir Jüngeren haben ja mancherlei wider ihn auf dem Herzen gehabt, und es läßt sich vieles darüber sagen, aber sein sicheres Künstlertum flößt doch immer von neuem Respekt ein. Wenn mit 76 Jahren die Hand zitterte, der Stil verholzte, die Schaffenskraft erlahmte, so wäre das wirklich kein Wunder. Und natürlich raschelt wohl mal ein herbstlich dürres Blatt hernieder, das gegen die grünen aus sommerlichen Tagen absticht. Aber der grünen sind auch heute noch mehr. Man sehe sich nur einmal die Titelerzählung in seinem neuen Buche „Victoria regia und andere Novellen" an (Stuttgart 1906, J. G. Cotta) — und man wird gestehen müssen, daß sie den Stücken aus seinen besten Zeiten nicht nachsteht. Es ist da eine Anmut und Klarheit in der Zeichnung, die entzückt, und man ist auf dem besten Wege, sich selbst in die Demoiselle Victoire König zu verlieben. Ja, wir hadern ordentlich mit dem Dichter, daß er ihr am Schlusse ein so bitteres Los bereitet, und hätten es erfreulicher gefunden, wenn in Anmut ausgegangen wäre, was in Anmut begann. In der zweiten Novelle „Lucile" streift Heyse wieder das Psychologisch-Knifflige, wozu ihn die alte Meisterschaft in der Gestaltung ungewöhnlicher Frauencharaktere leicht verführt. In „Tante Lene", dem schwächsten Stück, wird ein junges Mädchen eben durch die Tante und durch eine Krankheit vor einer üblen Heirat bewahrt und dem Rechten in die Hände gespielt, während im „Hausgeist"

ein alter Dienstbote und im „Ring“ ein kleiner häßlicher Jude der Vorsehung ins Handwerk pfuschen. Besonders diese letzte Erzählung verdient neben der ersten einen Preis, und doch — wenn ich es vermöchte und bestimmen dürfte, würd' ich gerade von ihr aus versuchen, den Dichter auf ein anderes Gebiet zu locken. Es ist in ihr nämlich von seinen „Jugenderinnerungen“ die Rede, und wer sie einmal gelesen und sich an dem glänzend feinen Urteil Heyses und seiner Menschen- und Dichter-Erkenntnis gefreut hat, der wird den Wunsch nach einem weiteren Bande solcher Erinnerungen nicht wieder los. Dafür gäb' ich auch gern noch ein paar Bücher Novellen her.

Die knappe Kunstform der Novelle zu meistern, in der Paul Heyse seine größten Triumphe gefeiert hat, ist Ottomar Enking, dem Holsteiner, versagt. Er muß immer breit ausladen können, wenn es etwas Rechtes werden soll; durch das breite behagliche Schwelgen im Kleinbürgermilieu der Familie P. C. Behm errang er vor vier Jahren seinen ersten schönen Erfolg. Dann kam der etwas leere „Patriarch Mahnke“, der weniger Freunde fand, gerade weil er äußerlich auf den Erfolg zugeschnitten schien, und nun hat sich Enking wieder in einem ernsteren und größeren Werke zusammengefaßt. Es heißt „Die Darnekower“ (Berlin 1906, Bruno Cassirer); es spielt wieder oben im Mecklenburgischen, in und bei Wismar; es enthält im Malermeister Meese eine Nebenfigur, die ihre Verwandtschaft mit dem kleinen „Pappa“ Behm nicht verleugnet. Aber damit hört die Ähnlichkeit auch auf. Ottomar Enking, dessen Humor wir um so mehr liebten, als er durch tragische Momente eine wirkungsvolle Folie erhielt, kommt uns diesmal ganz düster. Auf Darnekow, dem Rittergut, sitzt die Familie Vagt; unter der harten Fuchtel der unheimlichen Großmutter bewirtschaftet es der Enkel. Aber es steht etwas Unerklärliches über dem Besitz, ein Fluch und Verhängnis; man ahnt bald, daß es sich um ein schweres ungesühntes Verbrechen handelt, von dem die Großmutter weiß oder an dem sie selbst gar beteiligt ist. Doch sie schweigt oder spricht nur in seltsamen Andeutungen. Ihr Enkel schwankt hin und her zwischen zwei Mädchen, dem braven Landkind Annemarie und der eleganten, adligen und oberflächlichen Stadtcousine Rutta. Er heiratet das Landkind, aber es erliegt bald dem furchtbaren Druck, der auf dem Hause lastet. Und schließlich zieht doch Rutta, die inzwischen auch Hochzeit und Scheidung hinter sich gebracht hat, als Herrin auf Darnekow ein, bis in einer Stunde der Verzweiflung Ludwig Vagt sie, die ihn halb ruiniert hat und nun zu ihrem ersten, wieder reich gewordenen Gatten flüchten will, mit einem Beil ermordet. Da enthüllt sich das schreckliche Geheimnis des Hauses: an derselben Stelle und mit demselben Beil hat einst Ludwigs Großvater auch Ruttas Großvater erschlagen. Die Großmutter, um derentwillen der erste Mord geschah und die ihn verheimlicht hat, geht mit dem Haus in Flammen auf, Ludwig stellt sich dem Gericht, Darnekow kommt in andere Hände, und der Rachegott des Alten Testaments schwebt mit grimmer Befriedigung über den Wassern.

Gruselig — nicht wahr? Damit wären wir glücklich wieder in die nächste Nähe der Schicksalstragödie gelangt. Das Mordbeil spielt ungefähr dieselbe Rolle wie das Erbmesser bei Grillparzer oder die verhängnisvolle Gabel bei Platen, als fluchbeladene Ahnfrau erscheint die Großmutter, und es hätte nur noch gefehlt, daß der zweite Mord nicht nur an derselben Stelle und mit demselben Instrument, sondern auch am gleichen Tage mit dem ersten vollführt worden wäre, wozu sich der literarisch sowieso belastete 29. Februar vielleicht geeignet hätte. Eine düstre, unentrinnbare Schicksalsmacht, ein finstrer, zelotischer Geist, ein alttestamentlicher Rachegott, der seine Abstammung vom Blutgespenst nicht verleugnet — — unwillkürlich schüttelt man den Kopf. Wohin hat sich Enking da verirrt? Eine Verirrung, die sehr zu denken gibt.

Dabei ist viel gute Milieu- und Charakterschilderung in dem Buche. Der Konsul Lundquist steht auf zwei sehr gesunden Beinen; den Onkel Sjoegreen gewinnen wir lieb; die unheimliche Großmutter füllt jedenfalls ihren Platz aus. Andere Personen, wie Rutta, sind zu einseitig abgestimmt und nicht nuancenreich genug gegeben, da sie als Gesellschaftstypen Enking selber ferner stehen mögen. Es lohnt sich also gewiß, das Buch, das fraglos besser ist als der „Patriarch Mahnke“, zu lesen, obwohl niemand ohne Kopfschütteln davonkommen wird und obwohl diese „Darnekower“ weder in der Gunst des Publikums noch in der literarischen Bewertung dem „P. C. Behm“ den Rang ablaufen werden.

Das Weite und Breite braucht auch Georg Reicke, Berlins zweiter Bürgermeister, um seine Gaben recht zur Geltung zu bringen. Was er schreibt, ist niemals hinreißend, aber fast immer erfreulich und tüchtig. Er hat, was wir mit Freuden salutieren, den guten, starken, ehrenfesten Bürgersinn, wie Gustav Freytag ihn besaß, der eher Gefahr läuft, sich in eine gewisse Trockenheit und protestantische Dürre zu verlieren, als sich Extravaganzen hinzugeben und nach der phantastisch-überschwenglichen Seite auszuschlagen. Er hat mehr Solidität als Leidenschaft, mehr respektable Prinzipien als künstlerische Flexibilität; mehr Linienfestigkeit als Farbenglanz, und würde eher im Brustton der Überzeugung eine unanfechtbare Plattheit als ein anfechtbares Bonmot aussprechen. Wer wollte das nicht ehren? In der Kunst leistet dieser Schlag, in dem viel echt germanische Schwere und Treue steckt, nicht das Höchste, aber wo bliebe

ohne ihn das Deutsche Reich? Er gibt uns — es sei ohne Hinterhalt gesagt — die ausgezeichnetsten und aufrechtesten Bürger und Beamten, denn in den ihm zugehörigen Persönlichkeiten ist von vornherein ein starkes Staatsbürger-, ein Rechts- und Gemeingefühl lebendig. Der Kunst stehen sie meist mit Mißtrauen gegenüber als einer fremden und bedenklichen Macht, von der man sich allerlei versehen könne; sie schätzen sie nur da, wo sie erzieherisch-moralische Tendenzen verfolgt. So eint sich mit dem Tüchtigen und Treuen doch auch das Enge und Beschränkte.

Georg Reicke zeigt natürlich schon durch sein künstlerisches Schaffen, daß er, so sehr er in dem umschriebenen Kreise wurzeln mag, doch über ihn hinaussieht. Und das Problem, das sich ihm und seinen Geistesverwandten zuerst darbietet, beruht verständlicherweise auf dem Gegensatz individueller Freiheit und staatsbürgerlicher Einordnung, auf dem Widerspiel zwischen Künstler und Bürger. Das Naturgegebene in ihm ist das bürgerliche und staatsbürgerliche Gefühl; sein Streben also muß danach gehn, soweit es damit irgend vereinbar ist, seine Individualität möglichst frei und reich zu entwickeln; in Reih und Glied zu stehen und doch ein Eigener zu werden. „Der eigene Ton" heißt sein neuer Roman (Berlin 1907, E. Fleischel & Co.), und den eigenen Ton sucht darin Rolf Runge, ein bescheidenes Seemannskind. Etwas schwerfällig und willensschwach, mehr geschoben, als schiebend, geht er seinen Weg, kommt in die Hände vieler Menschen und hat es besonders mit reichlich viel Evastöchtern zu tun, die sich liebevoll an seine Unschuld hängen. Aber man kann nicht sagen, daß ihm daraus ein sichtbarer Gewinn erwächst, und man fragt sich bei dem respektablen, aber nicht aufregenden Ziel, zu dem er endlich gelangt, ob alle diese Erlebnisse und Umwege nötig waren. Denn das Ziel ist eigentlich das Staatsexamen. Rolf Runges letzte Erkenntnis lautet: „Vor allem, scheint mir, muß ich etwas sollen auf der Welt. Mein Dasein muß einen sittlichen Sinn haben, eine Aufgabe, eine Pflicht. Alle Pflicht aber ist Beschränkung. Kants kategorischer Imperativ scheint mir wirklich das Beste, was wir vom Nachdenken haben können. Und ein pflichtbewußter Mensch mehr auf der Welt scheint mir schon ein Gewinn für die Menschheit. Was aber ist meine Pflicht? Einen Platz mir zu suchen, wo ich mit Hand anlegen kann in dem großen Getriebe, und nicht nur müßig beiseite stehen und meine Kräfte schonen."

Da haben wir den Staatsbürger. Und dieser Schluß mit dem Examens- und Beamtenideal, auf das sich jeder Philister auch berufen kann, enttäuscht. Ist das Rolf Runges eigener Ton? Der eigene Ton, dessen etwas äußerliches Symbol das väterliche Pfeifchen ist? Aber wenn wir so des Zieles nicht recht froh werden können, so dürfen wir uns doch des Weges freuen. Der Studiosus und spätere Pastor Fabricius ist eine lohnende Bekanntschaft, und unter den Mädchen gibt es ein paar heiße, lebendige Geschöpfe, die es verdient hätten, an einen frischeren Gesellen zu geraten, als an den taperhänsigen Toren Rolf.

Die letzten Worte mögen diesmal einer „Legende von heute" gelten, dem „Heilsbringer" von Wilhelm Schmidtbonn (Berlin 1906, E. Fleischel & Co.). Der junge Dichter, der uns die „Ilserleute" und die „Raben" gab, erzählt uns von einem wunderlichen Heiligen, einem Rheinschiffer, der von seinem Kahn ans Ufer geht, um auf dem Lande nach dem Rechten zu sehen. Denn auf dem Lande, besonders in den großen Städten, ist viel Not und Ungerechtigkeit, hungert die Armut, wo nebenan der Reichtum schwelgt, und Neid, Haß, Erbitterung füllen die Herzen. Das alles wird der Rheinschiffer ändern, er wird zu einer gerechteren Verteilung der Güter auffordern, er wird für jeden Armen ein Häuschen, einen Acker, ein Gärtchen verlangen. Und er predigt vor dem Dom und zieht predigend durch die Straßen der Großstadt, und die Armen und Ärmsten schließen sich ihm in Scharen an und glauben ihm. Aber da er verwundert erkennt, daß die Reichen durchaus nicht geneigt sind, ihren Besitz herzugeben, beschließt er, mit seinen Anhängern zum Kaiser zu ziehen. Durch Nacht und weite Fluren wandert schweigend der Riesenzug der Enterbten dem Propheten nach, der ihnen verspricht, daß sie teilhaben sollen an den Gütern dieser Welt. Und immer mehr bestärkt sich in den Kindern des Elends der Glaube, daß ihnen der Helfer gekommen ist, daß dieser Mann, der ihnen voranschreitet, kein andrer ist als der wiedererstandene Jesus. Bis der unvermeidliche Zusammenstoß erfolgt mit den weltlichen Ordnungshütern, bis die Verblendeten erkennen, daß ihr Führer kein Wundertäter ist, die einen zusammengeschossen verbluten, die andern sich mit Schmähungen auf den falschen Propheten stürzen, ehe sie in ihr altes Elend zurückkriechen. Der Rheinschiffer aber dämmert unter mütterlicher Obhut auf seinem Schiffe in dem seligen Wahn hin, daß er die Welt befreit und glücklich gemacht hat ...

Die Legende erinnert an jene Geschichte vom Glücksschiff, die in den „Raben" steht, aber sie hat einen Abschluß gefunden und ward so zur Erzählung, während im Glücksschiff eben nur eine Szene gestellt war. So versucht Wilhelm Schmidtbonn sich auch hier wieder höherzuschwingen. Der eminente Plastiker der „Ilserleute", der in der Enge und im Bild stecken blieb, strebt weiter, in größere Kreise und nach freieren Horizonten. Schon in den „Raben" fiel das angenehm auf, und was sich davor erst mehr ahnen als deutlich erkennen ließ, wird durch den „Heilsbringer" bestätigt. So darf man auch weiter auf ihn hoffen.

Illustrierte Rundschau.

Wilhelm Jensen zum 70. Geburtstag. — Die Sammlung Ravené in Berlin. — Öfen, Kamine und Wandbrunnen der Heidelberger Ofenfabrik. — Schmuck von Gebr. Friedländer-Berlin. — Zu unsern Bildern.

Am 15. Februar d. J. feiert Wilhelm Jensen seinen siebzigsten Geburtstag, und viele treue Freunde, treue Leser und Verehrer werden ihn mitfeiern. Jensen ist ein Holsteiner (geboren 1837 zu Heiligenhafen) und er ist, so sehr er später im deutschen Süden festwurzelte, der Heimat immer in herzlichster Liebe zugetan geblieben. In diesen Heften hat er, in den Jahrgängen 1898 bis 1900, Heimatserinnerungen veröffentlicht. Erinnerungen an die Zeit, da er als elfjähriger Knabe, Schüler des Kieler Gymnasiums, die Ereignisse von 1848/49 miterlebte, Erinnerungen dann an seine großen Landsleute, an Geibel, Storm und Klaus Groth. Sehnsuchtsvoll gedenkt er in diesen Erinnerungen des Nordens —

„Noch einmal möcht' ich über grünen Feldern,
Drauf braun und buntgefleckt die Rinder stehn,
Umrahmt von Inselgrün und Buchenwäldern,
Die blaue See in Sonnenweite sehn!
Das Sehnen nachmals fühlten, das den Knaben
Aus ihrem Anblick schauernd überlief,
Noch einmal möcht' ich wachend wieder haben
Was lange mir geheim im Herzen schlief.
Es legt die Heimat sich mit goldnen Banden
Um unsre Willensfreiheit ernst und weich;
Die Scholle, drauf das Kind zuerst gestanden,
Ist heil'ger Boden, dem kein andrer gleich.
Dort scheint die Sonne, dort nur sprießt am Raine
Der ersten Frühlingsblüten heller Kranz,
Dort taucht aus ahnungsvollem Dämmerscheine
Der Nachtgestirne traumesstiller Glanz..."

Wilhelm Jensen.

Nicht ganz so kräftig, wie etwa bei Storm, weht aus Jensens Dichtungen der Duft des Heimatbodens. Aber viel von ihm findet sich doch zumal in den reichen Stimmungsbildern, die oft in seine Erzählungen eingeflochten sind, mancher kennzeichnende Zug auch in den Charakteren, die er schildert. Auf die lange, fast allzu lange Reihe seiner Romane, seiner Novellen hier einzugehen, mangelt der Raum. Einzelne von ihnen — genannt seien „Magister Timotheus", „Karin von Schweden", „Eddystone", „Unter heißer Sonne", „Die braune Erika", „Aus den Tagen der Hansa", „Ein Frühlingsnachmittag" — heben sich weit aus dem Mittelmaß der Unterhaltungsliteratur hinaus, künden auf jeder Seite den echten Dichter. In anderen ist Jensen nur der erfindungsreiche Erzähler. Immer aber hat er seine Leser gefesselt, erfreut, nicht selten sie er-

Genrebild. Gemälde von Alfred Stevens.

hoben, besonders dann, wenn er in seine Dichtungen landschaftliche — oder auch historische Stimmung zu verweben wußte. Ungemein reizvoll, formvollendet und gedankenreich sind seine Gedichte (u. a. „Stimmen des Lebens“, „Um eines Lebens Mittag“). Bis an die Schwelle des Greisenalters blieb ihm die Schaffenskraft treu, und treu blieb er den Idealen seiner Jugend. Wir wünschen dem Dichter, der seit langen Jahren in München, im Sommer am schönen Chiemsee lebt, herzlichst einen frohen Lebensabend. —

Pferdestall. Gemälde von Franz Krüger.

Unsere kurzen Hinweise auf größere deutsche Privatgalerien haben so allgemein interessiert, daß wir noch einige weitere in den Kreis der Betrachtung hineinziehen möchten. Eine Berliner zunächst, die Sammlung Ravené. Ihre Ent-

Interieur Louis' XIV. Gemälde von Prosper Lefaye.

Der Soldat als Amme.
Gemälde von Horace Vernet.

stehung geht bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück und fällt etwa in die gleiche Zeit, in der auch die bekannte Wagenersche Galerie entstand. Während aber diese von ihrem Begründer, dem schwedischen Konsul Joachim Heinrich Wilhelm Wagener, dem König von Preußen vermacht wurde und mit ihren 260 Nummern den Grundstock der heutigen Nationalgalerie gebildet hat, vererbte sich die Ravenésche Sammlung auf Sohn und Enkel. Und beide haben, der Tradition des Hauses getreu, sie mit reichen Mitteln durch den Ankauf von Werken zeitgenössischer Meister des In- und Auslandes vermehrt. Heute weist die Galerie die stattliche Zahl von mehr als zweihundert Nummern auf. Ihr Hauptreiz liegt freilich immer noch in den Bildern aus den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, obwohl sie gerade neuerdings durch einige glückliche Erwerbungen wesentlich bereichert wurde (u. a. „Die Apotheose der Industrie" von Hugo Vogel, „Abend in der Lüneburger Heide" von Hermann Zügel, „Chaisenträger" von Gotthold Kuehl, „Fischmarkt" von Hans Herrmann und vor allem „Die beiden Schwestern" von Arthur Kampf). Aus jenen vergangenen Tagen aber sind für die Zeit höchst charakteristische Werke sowohl der Berliner wie der Düsseldorfer Schule, dann aber auch ausgezeichnete Franzosen und Bilder einiger anderer Ausländer hier vereinigt, wie man sie in Deutschland selten findet. Bei der Beschreibung muß man wohl oder übel mit der Historie beginnen. Der Belgier L. Gallait, der 1850 den Berlinern wie eine neue Offenbarung erschien, ist — mit einem kleineren Bilde — denn auch am rechten Platze. Von Julius Schrader gibt es dafür in Lebensgröße „Die letzten Augenblicke Leonardo da Vincis", von Martersteig den „Reichstag in Worms", von J. N. Robert-Fleury den „Judenmord in London"! Hier sagen

Der jüngere Tizian. Gemälde von Ferd. Heilbuth.

die Namen und Titel genug. Mit welcher Feinheit aber immerhin dem Geschichtlichen beizukommen ist, das zeigt — sehr zum Nachteil Karl Beckers — eine Kostümszene „Der jüngere Tizian“ von Ferd. Heilbuth, dem höchst angenehmen, in Paris so gänzlich naturalisierten Hamburger. Auch das vielfigurige „Konversationsstück“ von Henry Baron vermag durch seine elegante Heiterkeit anzusprechen, während der „Edelknabe“ von Th. Couture uns nur wegen der Lehrmeisterlichkeit interessieren kann. Das Genrebild spielt naturgemäß eine hervorragende Rolle. Hasenclever illustriert die Jobsiade mit drei reichlich großen Bildern. Der alte Eduard Meyerheim wirkt daneben förmlich natürlich mit seinen netten Bauernbildchen. Dann dominieren die norwegischen Szenen des Norwegers Tidemand, Jordan, C. Hübner. Eine Wiederholung der bekannten und beliebten „Mohrenwäsche“ von Carl Begas gibt es übrigens auch. Das militärische Genre der Franzosen ist durch Horace Vernet und, wenn man so rangieren will, durch eine „Erziehung des Achilles“ von Le Poittevin zur guten Vollständigkeit gekennzeichnet. Ausgezeichnet ist ein von uns reproduzierter Stevens, und Ludwig Knaus ist durch einige recht fesselnde Arbeiten, wenn auch nicht aus seiner allerbesten Zeit vertreten. Aber das Bildnis Louis Peter Ravenés, eben des Begründers der Galerie, ist vielleicht überhaupt die vorzüglichste Leistung von Knaus im Porträtieren, und die „Mausefalle“, besonders

Brunnen, entworfen von Prof. Billing, ausgeführt von der Heidelberger Ofenfabrik.

Bankofen, entworfen von Prof. Billing, ausgeführt von der Heidelberger Ofenfabrik.

jedoch das „Bauernmädchen“, das auf sonniger Wiese Blumen pflückt, haben Licht und Farbe von reinster Frische und Tiefe. Die Reihe der Landschaften ist lang; leider ist neben manchem Guten auch manche Mittelmäßigkeit darunter. Selbst die beiden Achenbachs sind mit weniger guten und nur kleinen Stücken vertreten, dagegen Ch. Hoguet ungleich vorteilhafter. Ein ganz winziger Dupré schlägt aber alle miteinander. Ebenso wie ein einziges Interieur (Louis XIV.) von Prosper Lefaye für meinen Geschmack die zahlreichen Architekturen Karl Graebs aufwiegt. Auch eine venezianische Vedute von Ziem wirkt in dieser Umgebung über die Maßen stark. Die Tierstücke bereiten in ihrer sicheren Wahl am Ende den ungemischtesten Genuß. Da sind vor allen Dingen zwei wundervoll tonige, aber doch naturgesunde Const. Troyons, ferner von Alb. Brendel, den man ebenfalls zu denen von Barbizon rechnen muß, ein „Schafstall“ und von Rosa Bonheur eine köstliche grüne Rinderweide. Franz Krüger, der erst neuerdings wieder zu Ehren gekommene Berliner, überzeugt von seiner scharfen Beobachtung durch einen famosen „Pferdestall“ und Teutwart Schmitson desgleichen durch eine ungarische Pferdeherde. Von Zügel war bereits die Rede, nicht aber von Eug. Burnand, dem jüngst Verstorbenen, von dessen malerischem Können eine „Prachtkuh“ Zeug-

nis ablegt. Schließlich wäre aber die Galerie Ravené nicht so bezeichnend für die Kunstliebe, wie sie in Berlin während der letzten fünfzig Jahre sich geregt hat, wenn ihr ein Menzel fehlen würde. Und den besitzt sie denn auch mit dem größeren Bilde, das Friedrich den Großen auf Reisen darstellt. — —

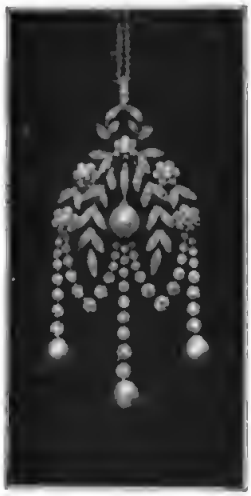
Als ich mich vor Jahren etwas eingehender mit alten und neuen Öfen beschäftigte, empfand ich aufs schmerzlichste den riesengroßen (es gibt kaum einen anderen Ausdruck) Abstand zwischen der Töpferkunst unserer Vorfahren und der unseren, wie sie sich mir damals präsentierte. Man brauchte nur einen kurzen Gang durch unsere Kunstgewerbemuseen zu tun, brauchte dann eine moderne Ofenfabrik anzusehen, um den trostlosen Unterschied zu erkennen: dort farbenfrohe schöngeformte, vielfach überraschend originelle Öfen, hier nüchternste Kahlheit

Kaminofen, entworfen von Architekt Kühn, ausgeführt von der Heidelberger Ofenfabrik.

oder mißverstandene überladene Renaissance! Erfreulicherweise ist auch das anders geworden in den letzten Jahren, in unseren Tagen frischaufblühenden Kunstgewerbes. Wirkliche Künstler werden von den großen Fabriken wieder herangezogen, man denkt bei Kaminen und Öfen nicht nur daran, daß sie wärmen müssen, sondern auch daran, daß sie einen wesentlichen Zimmerschmuck bilden können und — sollen! Einige Entwürfe aus der Heidelberger Ofenfabrik — auch ein allerliebster Zimmerbrunnen ist dabei! — beweisen das; ich bin mit ihnen nicht in allen Punkten einverstanden, der Kaminofen auf dieser Seite oben und der rechte der beiden Empirekamine unten auf derselben Seite gefallen mir weniger; aber im ganzen ist der Fluß der Linien, ist der Aufbau doch recht befriedigend. —

Endlich noch einige originelle Schmuck-

Empirekamine. Entworfen und ausgeführt von der Heidelberger Ofenfabrik.



Anhänger mit Brillanten und Perlen. Entworfen und ausgeführt von Gebr. Friedländer in Berlin.

stücke aus den Ateliers der bekannten Juwelierfirma Gebr. Friedländer in Berlin. Vorweg bemerkt: echte Modestücke. Meinem Geschmack nach mehr originell als wirklich schön. Paris hat diese neueste Gattung eingeführt und hochgebracht: Imitationen von Spitzen in Brillanten gleichsam. In sorgfältigster Fassung werden dazu kleine, aber besonders reine Steine zusammengefügt, und es ist nicht zu leugnen, daß der Effekt außerordentlich ist. Die auf dieser Seite oben abgebildeten Stücke lasse ich mir noch gefallen; das dritte Stück aber verursacht mir gelindes Grauen. —

Anhänger mit Brillanten und Stein. Entworfen und ausgeführt von Gebr. Friedländer in Berlin.

Das Kunst- und Kunstgewerbehaus Worpswede bittet uns, berichtigend darauf hinzuweisen, daß der eigentliche Urheber des reizenden „Zimmers einer jungen Frau", das wir in der Dezember-Rundschau abbildeten, außer Heinrich Vogeler die Firma Heinr. Bremer in Bremen sei. Wir kommen dieser Bitte sehr gern nach.

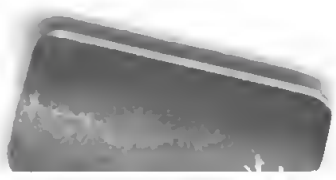
* * *

Das Heft trägt textlich der Zeit Rechnung — der Karnevalszeit nämlich. Die reich illustrierten Artikel „Der Karneval von Venedig" und „Die Schwabinger Bauernkirchweih" bringen das zum Ausdruck, und besonders der Bilderschmuck des letzteren wird unsern Lesern sicher viel Freude machen: flott und frisch und farbenfroh, wie er sich gibt. Aber auch unser Titelbild, auf das wir die Aufmerksamkeit besonders hinlenken möchten, mahnt an die Zeit der Ballfeste: Meister Slevogt hat sich und seine junge Gemahlin gemalt, wie sie beide auf dem glatten Parkett eines Ballsaales, bei einem fröhlichen ‚Bal paré' dahinschreiten. Ein famoses Bild — wundervoll vor allem in der Farbe, in dem virtuosen Zusammenpassen der Töne. Bei jedem neuen Anschauen entdeckt man neue pikante Reize. Wie duftig ist das Kleid gemalt, wie prächtig hebt sich das feine Blaugrün der Garnierung von dem Hintergrund ab — und, um auch das zu sagen, wie geschickt ist die so unmalerische moderne Herrentracht kachiert! — Überaus reich und abwechselungsvoll ist der sonstige Bildschmuck des Heftes. Da haben wir, zwischen Seite 656 und Seite 657, einen kräftigen Vinnen, einen erdgeruchatmenden „Vorfrühling." Da eine Plastik von H. Peter-Solothurn, ein herbes „Fischermädchen" (zw. S. 696 und S. 697). Der Düsseldorfer Gregor v. Bochmann gab uns ein Strandbild voll Stimmung und Energie (zw. S. 720 u. S. 721); von dem Münchener Maximilian Dasio bringen wir zw. S. 744 u. S. 745 die Aufsehen erregende Lithographie „Sünde", ein ganz eigenartiges, gedankenschweres Werk. Recht im Gegensatz dazu stehen die allerliebsten Kinderköpfe von Alfred Sohn-Rethel, famose Studien, die wir zw. S. 664 u. S. 665 einschalteten. Prof. F. László, der gefeierte Bildnismaler, vertraute uns eine treffliche, liebevoll ausgeführte Porträtstudie, ein Bild seiner Gattin mit der Geige im Arme (zw. S. 672 u. S. 673). Von D. Chodowiecki, den die Mehrzahl unserer Leser wahrscheinlich nur als Meister des Kupferstichs kennt, reproduzieren wir zw. S. 712 u. S. 713 sein interessantes Gemälde „L'hombre - Partie". Unser letztes Einschaltbild endlich, zw. S. 760 u. S. 761, gibt eines der besten Werke, vielleicht das beste, aus der Sammlung Ravené wieder, die „Hundekoppel" von C. Troyon. H. v. Sp.

Halsschmuck mit Anhänger in Brillanten. Entworfen und ausgeführt von Gebr. Friedländer.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lung, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Curt von Blucenll, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450



Digitized by Google